Digitized by Google

Digitized by Google

Ellwell →

<3660451211

<3/

Digitized by Google

2° Pet. 6/12,1

<36602235600017

<36602235600017

Bayer. Staatsbibliothek

2 Inc 125 G

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Jahrgang 1864.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Gedichte.

Seite

Album der Poesien.
Nr. 20. Auf Rußlands Eis . . . 37
Am Christabend. Von Ferd. Stolle . . 801
Auch ein Beitrag zum Hermannsdenkmal . 64
Bebüt Dich Gott! Von Dieter Schefflel . 628
Gder Nacht! Von Theodor Storm . . . 725
Kaiserlehre. Von Albert Traeger . . 268
Markungs-Umgang 549
Neujahrsgebet. Von Albert Traeger . . 1
Volk, werde hart! Von Albert Traeger . 697
Warum ich betend vor Dir stehe? Von Carl Müller 55

Biographien und Charakteristiken.

Brehm, Ludwig. Der Vogelfreund im Pfarrhause. Von A. Brehm 661
Dora d'Istria. Eine ungewöhnliche Frau. Von Schmidt-Weißenfels 232
Gadeln, Freiherr Ludwig von. Ein österreichisches Soldatenbild. Von Fr. Hofmann 170
Habel. Der letzte Schirmherr deutscher Burgen. Von Ludwig Storch 716
Heine, Carl. Leipzigs Wasserpionnier. Von Fr. Hofmann 692
Kunz, Carl Theodor. Eines deutschen Technikers Lehr- und Meisterjahre. Von Max Maria von Weber 519
Küstner, Karl Theodor von. Der Veteran der deutschen Theaterpraxis . . . 748
Maragraff, Hermann. Aus dem deutschen Schriftstellerleben. Von Fr. Hofmann . 212
Preller, Friedrich. Ein Zögling Karl August's Reboul, Jean. Der Dichter in der Backstube. Von J. Beneden 430
Reuter, Fritz. Federzeichnungen aus Thüringen. 1. Mecklenburg in Thüringen. Von Ludwig Walesrode.
1. 570
2. 586
Sand, George. Stillleben einer Dichterin der Jetztzeit. Von Josefy Dessauer 1. Zweiter Teil. 1. . . . . 209 462
Seatsfield, Charles. Der deutsch-amerikanische Romantiker 53
Seeger, Ludwig. Ein deutscher Volkstribun und Dichter. Von Moritz Hartmann . 308
Steinbrück, Carl Christ. Immanuel. Ein Patriot im Priesterrocke 56
Stephan, Erzherzog von Oesterreich. Ein deutscher Fürst im Stillleben des Exils . 484
Suwarow, Fürst. Ein Freund des Kaisers und des Volks 411
Thackeray, William Makepeace. Aus dem englischen Schriftstellerleben. Von Julius Rodenberg 180
Weber, Carl Maria von. Der Meister und der Jünger. Erinnerung von J. C. Lobe 676
Wieliczeny, Gustav Adolph. Ein Priester der Gewissensfreiheit 468

Erzählungen und Novellen.

Bettler, der, vom Capitol. Von Franz W. Ziegler 417
Blut, nobles. Von J. D. H. Temme . 545
Er kommt nicht. Von Karl August Heigel 753
Fundamente, unsichere. Von Otto Ruppius 81
Heimathsleben, der. Von Fr. Gerstäcker . 289
Hofdame und Sennerin. Von Reinhold Pichler 193
Franz, der, am Marterl. Eine Geschichte aus dem bairischen Hochlande. Von Herman Schmid 1
Licht, das ewige. Von Carl August Heigel 17
Nachbar, der böse. Von Levin Schücking . 625
Pater Lautsius. Von J. D. H. Temme . 721
Perle, die schwarzweiße. Von Levin Schücking 449
Schatten, der. Von Carl August Heigel . 209
Unter dem Bauernkittel 513
Weihnachtsabende, zwei 814
Zeuge, der. Von J. D. H. Temme . . 353

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Ackerbau, das. Von Fr. Hofmann . . . 760
Allmacht der polnischen Nationalregierung . 152
Alpenglühen und Morgenröthen. Erinnerungen von Ferd. Stolle 311
Amazonen, die. Von Otto Ule 809
Auf Firn und Eis 532
Auf der Glarner Landsgemeinde 425
Auf der Aber- von Cuxhaven. Eine Erinnerung an die deutsche Flotte . . . 201
Aus den Erinnerungen einer Gefangenfinsterers.
1. Nur aus Nachsichtigkeit 808
Aus den Landen des befreiten Bruderstammes.
1. Ein Besuch in Rendsburg. Von G. Rasch 75
2. Von Rendsburg nach Schleswig. Von G. Rasch 144
3. Von Schleswig nach Rendsburg und meine Gefangennahme dreit. Preußen. Von G. Rasch 157
4. Von Schleswig nach Wissunde. Von G. Rasch 187
5. Schloß Gottorp. Von C. W. . . 205
6. Ein Brief unseres Specialartisten . 220
Aus den Landen des befreiten Bruderstammes.
1. In den Trancheen vor Düppel . 452
2. Ein Besuch bei der dänischen Feldwache. — Das Auswerfen der dritten Parallele 494
Aus dem Leben deutscher Schauspieler.
Nr. 5. Bogumil Dawison 4
Nr. 6. Agnes Wallnar. Von Max Ring 422
Aus dem deutschen Schriftstellerleben. Erinnerungen an Effriet von Tanta. Von Fr. Hofmann 830
Aus jüngst vergangenen Tagen.
Nr. 8. Ein Name für das erste deutsche Kriegsschiff. Von J. Beneden . 14
Nr. 4. Charakterköpfe aus der deutschen Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt. 1. 93
2. 101
Aus den letzten Stunden einer Monarchie. Von Johannes Scherr 360
Aus der „guten alten Zeit". Eine Erinnerung von Ernst Förster 88
Bahnbrecher, die, zum Düppeler Siege . 292
Barmherzigen, die unbarmherzigen. Von Pfarrer Biron in Mainz 109
Berlin bei Nacht. Von Franz Wallner . 456
Beluch, ein, auf der preußischen Flotte . 354
Besuch, ein, bei Garibaldi auf Caprera. Von Moritz Wiggers 233
Besuch, ein, beim Altmeister Goethe in Weimar. Von Ernst Förster 420
Bilder von der deutschen Landstraße. Von August Tovi.
1. Der Fuhrmann von dazumal . . 265
2. Der Handwerksbursch. I. . . . 697
II. . . . 744
III. . . . 781
Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.
Nr. 6. Wieltint und Prepheten beim Schwanz in Kobleng (Goethe, Basedow, Lavater) 59
Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben.
1. Die pneumatische Eisenbahn . . . 19
2. Im General-Postamt 47
3. Die Londoner Unterwelt 61
Bilder aus der kaufmännischen Welt.
Nr. 2. Im Bankiergeschäft 40
Bilder, Pariser, und Schicksten.
Die Zuaven 56
Burg, eine freie, deutscher Wissenschaft (das eidgenössische Polytechnicum in Zürich) . 51
Carriere, eine russische 27
Deutschlands Herrlichkeit, in seinen Bundesmälern.
Nr. 3. Schloß Hartenfels in Torgau 74
Einer von Oberfee. Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Kriege. Von Julius Rodenberg 78
Erinnerungen aus Italien. Die deutschen Künstler in Rom 61
Etablissement, ein deutsches, in Baltimore . 38
Eva, die letzte. Von Georg Hiltl . . . 48
Existenzen, verkümmerte. Mitgetheilt von Roderich Benedix.
1. Die Nähterin 62
Feilenverkäufer, der deutscher Winzer in Ungarn 63
Fest, ein hohes, der Glaubenstreue . . . 508
Freitagsgebet, das, des Sultans . . . 640
Frühlingsgang, ein, nach Selenheim. Von J. W. Widmann 33
Garnison- und Paradebilder.
Nr. 5. Die Besichtigung auf der Landstraße 129
Gegenden, unbekannte. Ein Blick in das Südvolatgebiet. Von G. Hirth . . . 149
Geschichte, die, der deutschen Telegraphie . 311
Geschichtsbilder, märkische.
Nr. 1. Der Kampf Friedrichs des Eisernen mit dem Stadtadel . . 58
Gespenst, ein patentirtes. Skize aus der Londoner Welt 44
Gletscherfahrt, eine, im Berner Oberlande.
Von Gottlieb Studer 588
Grab, ein leeres, und ein Mann ohne Namen 688
Grab, das, eines Verbannten (Karl v. Ester's) 132
Haarkünstler in Thüringen 58
Hildemann, Friedrich. Ein Maler des rheinischen Dorflebens 7
Hyde-Park und Rotten-Row. Von H. Beta 70
Im Kerker der Hoffnungslosen. Von G. Rasch 1
Insel, die grüne, in Lilien. Eine Zufluchtsstätte deutschen Humors. Von Franz Wallner 349
Interlaken. Ein Belvedere im Alpenlande. Von Friedrich Spielhagen 45
Khoja Nasr-ed-din Effendi, der türkische Eulenspiegel 3
Klepl- und Spukgeister in Sachsen . . . 66
Kunst, Wilhelm. Eines Bühnenhelden Glück und Ende. Von Franz Wallner . . . 10
Land und Leute.
Nr. 14. Sennenzusammergen in Betzingen 43
Nr. 15. Auf rother Erde. I. 50
Nr. 16. Aus der Sommerfrische im bairischen Hochland. Von Ludwig Steub 64
Nr. 17. Kloster Mantbronn. Von Ernst Förster 75
Nr. 18. Der fahrende Kunstschneider. Von J. Beneden 73
Nr. 19. Auf rother Erde II. 80

Digitized by Google

Seite

Land, jüttisches, und jütische Leute.
1. Kolring 236
Lichtfeste, italienische 428
Liebeswerk, ein, ungarischer Hausfrauen 283
Löwen, fünf, und ihr Bändiger 428
St. Martinsfest, das, am Rhein. Von Wolfg. Müller von Königswinter 734
Menschenhandel, deutscher, im 18. Jahrhundert 295
Menschenhandel, deutscher, der Neuzeit
1. 525
II. 550
Merkstein, ein, katholischen Zusammenwirkens. Von Dr. Richter in Dresden 811
Nicht Vaterlee, sondern Welle Allianz 116
Oyler, ein getrönter. (Maria Antoinette) 670
Ostermorgen, ein, in einem Franciscaner-Kloster 407
Perle, eine, deutscher Architektur. (Der Erfurter Dom) 229
Platen, der teile. Von Ferd. Pfing 552
Rest, ein, deutschen Urwaldes 356
Riesenbau, ein unterirdischer, im Oberbayrischen Ruinen, überirdische. Aus der neuesten Aera im Lande Semer's 632
Schiffahrt, die unterseeische, und W. Bauer's Küstenfahrer. Von Dr. Fr. Hofmann 556
Schiller's Räuber auf einer ersten Bühne „Schleswig-Holsteins meerumschlungen" 441
Sickingen, Franz von, Seines Stammes der Letzte 278
„Sie gehen nach Amerika" 84
Sitzen, Berliner.
1. Auf dem neuen Canale. Von Rud. Löwenstein 132
2. Der Omnibus. Von Rud. Löwenstein 332
Specialschriftverein, amerikanischer, der „Gartenlaube." 705
Nr. 1. Eine Präsidentenwahl 705
Nr. 2. Der nordamerikanische Eisenbahnbuchhandel 797
Spielhöllen, die, in Wiesbaden. Von Bernh. Fraul 41
2. Ein Beispiel von Hunderten 712
Staatsgeheimnis, ein unendliches. Historische Skizze von Georg Hiltl 362
Stätte, eine andere, von mir nicht ausging. Von Prof. Richter in Dresden 314
Stunden, die letzten, der Maria Stuart 72
Tag, der, von Düppel 380
Tag, ein, in Shakespeare's London. Zur dreihundertjährigen Todesfeier. Von Julius Rodenberg.
I. Von Whitehall bis zur Meermaid 241
II. Die Bretter, die die Welt bedeuten 260
Tempel, ein neuer, des Freisinns. (Das Wallner-Theater in Berlin) 820
Testament, das, eines oldenburgischen Bauern.
Von A. Niebour 24
Treffliche-Canal, ein deutscher 26
Ueberfall, der bei Zwickau. Von G. Kadenbroff 765
Und sie bewegt sich doch! 100
Unglück, das, am Haut de Cry in Wallis. Ein Winterbild aus den schweizer Alpen. Von Abraham Roth 223
Verlunten und vergessen. Historische Erinnerungen aus dem Palast Bembramin in Venedig. Von Georg Hiltl 728
Vegetiebies, der. Von August Tepf 791
Veits- und Gebetsfeste, deutsche.
1. Die Kinderzeche in Dinkelsbühl 20
Vom Kriegsschauplatz.
Veite und das Gefecht vom 8. März 252
Weinparadies, das fränkische. Von Ludwig Storch 185
„Wenn die Schwalben heimwärts ziehn." Ein Erinnerungsblatt von Ferd. Stolle
Wohlthäter, ein stiller. Zur Unterhaltung am warmen Ofen. Von Reich. Sigismund 173
Wohlthäterin, die, der Frauenwelt 654
Würfert, Ludwig. Ein Leipziger Wirth als Volksprediger. Von Fr. Hofmann 68
Zellengefängnis, das, der zugentlichen Verbrecher in Paris 472

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Bilder aus dem Thiergarten zu Hamburg. Von Brehm.
2. Unsere Bären 10
3. Im Raubvogelgebauer 164
4. Der Bison. 564

Insel, eine auf- und niedertauchende. (Insel Ferdinandea) 92
Maikäferneth, die 282
Menagerietelbter.
7. Die junge Schwedin mit ihren Schillern 826
Mörder, ein geheimnißvoller 822
Polarfreis, der. Seebild aus dem Norden.
Von May Maria von Weber 441
Salm, der, des Rheins 619
Schnn und Stein 40
Utmensch, der. Von Carl Vogt in Genf.
I. 638
II. 670
III. 726
Vorlesungen über nützliche, verleumdete und verkannte Thiere. Von Carl Vogt in Genf.
Nr. 10. Die Reyhühner, Fliegen oder Zweiflügler 297

Medicinisches.

Schmarotzer, die, des Menschen.
Nr. 2. Die Trichine. Von C. Bed 107
Strafwedigt, ärztliche. Für die erwachsene Menschheit, insbesondere für den Geschäftsmann. Von C. Bed.
I. 328
II. 378
Strafwedigt für Mütter und Erzieher. Von C. Bed. Der angefütterte Bidelfinn 510
Wie soll man essen. Von F. Dornblüth 695
Winke, ärztliche, für Badegäste. Von G. Seifert 263
Winke, ärztliche, für die Winterlaison.
Der kalte Trunk auf dem Balle. — Der erschickende Kohlendunst. — Der leichtsinnige Brustkranke. Von C. Bed 746
Zur Beruhigung der Mütter angstkranketer. Kinderkrämpfe. Von C. Bed 611

Vermischtes.

Alles hat seine Bissenschaft! 686
Aus den Nebelhallen der Mittelalters. Von Georg Hiltl.
2. Die Anwendung der gebräuchlichsten Folter- und Strafwerkzeuge. I. 539
Bilder aus der Kinderstube. Von G. Steinacker 2 603
Charakterköpfe aus der deutschen Liedersatel.
I. 248
II. 607
Cypressenzweig auf das Grab des englischen Humoristen John Leech, vom deutschen Humor 700
Dorfanlage und Hausbau in Deutschland. Von Wilhelm Jungermann 780
Gnade für ein Kind! 763
Himmel, der, des Hauses 657
Lente bei der Spritze. Von Oswald Faber 683
Löschen, das, — eine brennende Frage. Von O. Faber 732
Mysterien, die, des Menschenschädels. Von Gustav Schwab 154
Poesie, die, des Rauchens. Von Julius Rodenberg 123
Poesie, die, unserer vier Wände 523
Recht, zweierlei, für die Reichen und für die Armen in England. Die Proceffe Tennelen und Weigbt in England 599
Rechtsblume für Jedermann 2 216
Schleswig-Holsteinische Erinnerungen.
5. Die rechtliche Stellung der Frauen.
Von C. Ermann 490
Wenn man einmal sterben. Von Friedrich Gerstäcker 542

Rätsel und Räthen.

An die deutschen Zeitungsschreiber. Von G. Steinacker 80
Auch eine Carriere in Rußland 464
Auf den Altar des Vaterlandes 159
Aus den Erinnerungen eines Secretairs der „großen Oper" in Paris 352
Aus dem Leben Maria Theresia's 590
Aus den Tagen des gemüthlichen Absolutismus 208
Aussicht, eine tröstliche 336
Auswanderung 350
Baum, der größte, der Welt 304
Beamte, preußische, aus früherer Zeit 79
Beitrag zu Schillers Charakteristik 688
Beauemlichkeit, eine wunderſame 384
Berlin, das unterirdische 85
Blumenmalerin, die, von Altona 799
Bonbin über die Sclaverei 208
Braver, ein 751
Briefmarkenſammlungen, die, der Kinder 416
Confeil, ein deutſcher, am Cap der guten Hoffnung 672
Danebrogzahne, die, und ihre Geſchichte 400
Deutſchland in Frankfreich 80
Die Bombe kommt! 272
Dumas, Alexander 703
Dumas, der junge 414
Einweihung, die, von Mette Dame in Paris 448
Eidſchaften, deutſche, in Auſtralien 416
Erfindungen, drei große, dieſes Jahrhunderts und ihre Schickſale 320
Erklärung. Von Fr. Dornblüth 335
Erklärung. Von Otto Glünher 464
Erklärung. Von Ludwig Walesrode 688
Erklärung der herzogl. naſſ. Polizeidirection, den Artikel „deutſcher Menſchenhandel der Neuzeit" betreffend 768
Erſte, der, überm Rhein 48
Farbſtoff, der theuerſte, der Welt 719
Feuerwehr, eine freiwillige deutſche, in Smyrna 384
Fiſch, der, der ſich einpaßt 255
Freibeitslampf der Steringer 783
Friedrich, Herzog 175
Gaunergenialität, neue 480
Gedicht, ein deutſches, das Feſtlied zur Galileifeier in Piſa 144
Geheimniß, das, des Seidaten 384
Geldmarder 254
Gerhart amerikaniſche „Gartenlaube" 240
Geſchichte, eine traurige, aus London 341
Geſchmack, der, iſt verſchieden 560
Gaſthandel und Gaſtrinker in England 752
Gilm, Hermann von, Verſuchen und verſuchen 496
Gnade für ein Kind 672
Griſettentreue 431
Handeln die Thiere nur nach Inſtinct oder auch mit Ueberlegung, Verbrecht und Berechnung? 535. 800
Heide, ein chriſtlicher 576
Herr Commandant, der 767
Holländer, der ſtiegende 303
Hunde und Bären 640
Hundeſalt, ein, in London 144
Jackſon's Fingerzymnaſtik. Von Dr. Richter in Dresden 495
Jäger, bayeriſcher, und Wilddieben 303
Jeſuiten, die, — immer die alten 687
Immertellenkranz, ein, auf ein Königsgrab 480
Induſtrieweg, ein neuer 656
Inhalationsapparat, der, des Dr. Spengler 384
Iſt die Erde im Laufe der Zeiten kälter geworden? 751
Karl Auguſt und der Oberförſterstochter 640
Kind, ein 592
Koch, der erſte, der Welt 784
Kunſt, die, in der Induſtrie 255
Küſtenfahrten in Schleswig-Holſtein 191
Lied, das, eines Tanzbären 766
Letterte, Ludwig, für Schleswig-Holſtein 591
Leowenſtein's Kindergarten 784
Luftpoſt, eine, in Deutſchland 719
Mädchenbrief, ein moderner 478
Matzgraff, Hermann 128
Mein letzter Beſuch bei Meyerbeer 415
Mein Stern. Hermann Matzgraff's letztes Lied 240
Menſchenfreſſerei 446
Menſchenhandel, deutſcher 576
Nach ein ungedrucktes Lied von Hermann Matzgraff 432
Nur eine Bauernfrau 160
Oaſe, exiſtirende 176
Peſte, eine, zum Weinen 127
Primadonnenſtücklein, ein 656
Project, ein 544
Rätſel, ein techniſches 672. 816
Raub, wiederterroberter 207
Rebus-Spiel 816
Recht, zweierlei, für die Reichen und für die Armen in England 239
Reman, ein neuer 656
Roſenblätter 432

Digitized by Google

	Seite
Sabbathfeier, englische	399
Schaltjahr in England	287
Schwindel, alter	415
Schwindel, moderner	367
Scene, eine wahre, aus dem jetzigen polnischen Kriege	208
Sclaverei, die, der Kinder in England	528
Shakespeare's Geistesgegenwart und Improvisationstalent	287
Sie wartet!	120
Sprüchwörter, das, in den preußischen Lazarethen in Flensburg	240
Sterbebette des Prinzen Albert	832
Stoff, ein unverwüstlicher	304
Stolle, Ferd., Die deutschen Pisdwickier auf Reisen. Endlich wieder ein komischer deutscher Roman	768
Strauß, D. F., Deutsche Gespräche	127
Struve's Weltgeschichte	640
Studentenanzug, ein	528
Suwarow, noch einmal	560
Sylvestergeschenk an einen Dichter (Otto Jahn)	79
Tabak, nicotinfreier	191
Tod, der, und das Begräbniß eines Freiheitskämpfers (Friedr. Friesen)	15
Todten, die, in der Uttekölker Kirche	512
Todtenliste, dritte, von im gegenwärtigen amerikanischen Kriege gefallenen Deutschen	80
Desgleichen vierte Liste	592
Ueber die „nicotinfreien Cigarren“	368
Uly ewig ungedeckt!	688
Vegetarianer, eine naturwissenschaftliche	831
Vorbereitungen zu einem Himmelsfeste	720
Vorbild, ein, zur Nachahmung	336
Volksausgabe, die, von Uhlands dichterischen Werken	304
Vermischte, alte	816
Wache, eine gute	591
Wasserstoff als Heizmaterial	479
Weber's, Karl Maria von, Leben	816
Wilhelm, Prinz von Würtemberg. Der würdige Sohn eines unvergeßlichen Vaters	144
Wirth's Geschichte der Deutschen. Ein echtes Volksbuch	752
Wissenswerthe Bibel	736
Wohlthätigkeitsverein, der deutsche, in St. Petersburg	496
Worte, ein paar, zur Aufsehung der Leibeigenschaft in Rußland	448
Zeichner, die, und Berichterstatter auf dem Kriegsschauplatze	240
Zeitungsschau, naturwissenschaftliche	112
Zeuge, der fünfte	351
Zur Abwehr (von der Redaction)	287
Zur Abwehr (die Lotterie für Schleswig-Holstein betreffend)	720
Zur Orthographie der niederdeutschen Eigennamen	400
Zur Verständigung. Von Dr. Scheve	176

Illustrationen.

	Seite
Barzlesicher, der	538
Bäuchen, das, des Rakrmesserö	686
Altestöpfe. Die Niederfahrt	581
Ausgabung. Der Hof des Collegiums zu St. Anna	569
Aus unsern vier Wänden. Bilder von Oscar Pletsch	681
Ausgewanderter auf dem Rhein	85
Baltimore, Tabakfabrik von Gail und Ax	389
Barthdan's Wittwe	284
Barth und seine Löwen	429
Bauer's Kalkenbrenner	557
Belle Alliance. Der entscheidende Moment der Schlacht	116
Berlin. Auf dem neuen Canale	332
Am Lemmhof	333
Das Wallner-Theater	821
Bezingen. Bauern am Sonntagmorgen nach der Kirche. Von Th. Pixis	437
Beamtenburg. Die Fleischmannsprocession. Von Th. Pixis	642
Brehm, der alte, im Studirzimmer	661
Charakterköpfe aus der deutschen Liedertafel 669.	
Ebermann, Mathias Friedrich. Portrait	45
Columbus' Geburtshaus in Cogoletto	317
Coppenfenweig auf das Grab des englischen Humoristen John Leech	780
Darwisen, Bogumil, in seinen Hauptrollen	5
Dinkelsbühl. Die Kinderzeche	21
Dorfanlage und Hausbau in Deutschland 763, 764.	
Eiting-Oberländischer Canal, der 27. 28.	
Von der Baumwoll, Chevalier Thimothée. Portrait	365
Erinni. Der Dom	229
Ehers, Carl, Ansichte in Chicel-St-Denis	141
Falkenrieth, Schloß	625
Ferdinandea, die Insel	93
Feuerwehren. Signalthurm in Rußland	156
Abladen und Aufladen der Spritze	162
Die Rettungsleiter	733
Folter- und Strafwerkzeuge 540. 541. 693	696
Franciscaner-Kloster, ein, am Ostermorgen	405
Gadeny, Ludwig Freiherr von. Portrait	172
Galilei, Galileo. Und sie bewegt sich doch	101
Gebe Nacht	720
Goethe. Ein Besuch bei ihm	421
Haarweberkünstler in Thüringen	61
Hamburg. Der Thiergarten. Der Spaziergang zum Bade	13
Das Raubvogelgebauer	165
Die Bienen	166
Heine, Carl. Portrait	693
Herlesohn, Berthelt und Perthes. Portraits	692
Hildemann, Friedrich. Die Regelbahn	77
Holzschlitten in Böhmerwald	557
Hopfenblatten, das Interlaken. Hotel und Kurhaus zum Augenfrohst	469
Kaiserfeld, der	269
Kranichmeister, der Mountaineer	796
Kunst, Wilhelm, als Karl Moor	165
Küstner, Karl Theodor von. Portrait	749
Lavater, Goethe und Basedow in Koblenz	597
Le Puy, die Stadt, in Frankreich	812
Die Himmelskönigin auf dem „Dach von Corneille“	813
Leinzan. Pneumatische Eisenbahn	197
Shakespeare mit seinen Freunden in der Taverne zur „Meermaid“	345
Die Bühne zu Shakespeares Zeit	361
Eine Geisterseher-Vorstellung	445
Vor Beginn am Abend Abend	477
Auf und unter der Erde	613
Der Amateurcoverse von Astley-Row	768
Löwenscene Kindergarten (Illustrationsprobe)	780
Maragraff, Hermann. Portrait	213
Maria Antoinette's Abschied von ihrer Mutter	753
Marlung-Lehmann	549
Mannbrenn, Kloster	757
Menagerieleiter. In Kreutzberg's Menagerie 828.	829
Meerkatzenbrei	125
Mistenbung, die	117
Mendy, der 50	41
Mohant, Schloß	300
Meyer, Dr. Auf Rußland's Eis	37
Pest. Der Wohlthätigkeitsbazar ungarischer Hauptstauen	285
Preller, Friedrich. Portrait	596
Rauchen. Die Poesie des Rauchens 523	524
Reuter, Fritz. Portrait	680
Reuter's Fritz, Wohnung am Hafen der Wartburg	573
Salmstang, der, im Rhein	621
Sand, George. Portrait	501
Sauerzopf, der, im Wasserspiele	521
Schaumburg, Schloß, in Nassau	484
Schiller liest im Walde bei Stuttgart die Räuber vor	629
Schleswig-Holstein und der Krieg i. J. 1864. Bei Missunde. Witte Fahrzeug	189
Oesterreichische Militärschenke im Keller von Schloß Colliery	805
Vorposten bei der Rübler Wassermühle	217
Am preußischen Hauptquartier in Jarnowitz	221
Kolding	236
Einquartierung in der Küche	237
Aus dem Gefecht bei Veile	253
Die Bombe kommt	272
Preußische vierundzwanzigpfündige Batterie auf Kanonenkarr	293
Beistlack-Lieferung für die österreichische Armee in Jütland	311
Preußischer Krankenwagen bei Düppel	344
Düppeler Schanze Nr. 2 nach dem Sturme	389
In den Trancheen vor Düppel	453
Einer von Oesterle	780
Seefeld, Charles. Portrait	69
Seegrün, Ludwig. Portrait	309
Stephan, Erzherzog von Oesterreich. Portrait	485
Südpolarexpedition, Karte der	149
Sumatra, Fluß in, Jagdleben	413
Telegraph, elektrischer, von Steinheil	349
Thaler, Wilhelm Waldgraf. Portrait	181
Tergau, Rudolf. Portrait	741
Tintoret, der	108
Ungarn. Das unterirdische deutsche Wirthshaus Frommuter	637
Veil, werde hart!	697
Wallner, Agnes, als Frau von Schönberg 692	693
Werner, Carl Maria von, auf dem Zeltschiff	741
Westphalen, Schlepplichter und Dampfer	805
Wien. Die grüne Insel 348.	349
Wisticenus, Gustav Adolph. Portrait	469
Würfert, Ludwig, der jüngere Gemälde	69
Zürich. Das eidgenössische Polytechnicum	117

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Neujahrsgebet.

Wir hoffen es mit Schwertern einzuläuten,
Mit deutschen Schwertern dieses neue Jahr.
Kein Kampfruf aber sammelt die Zerstreuten,
Noch harrt des Führers eine bange Schaar,
Sehen bat die Schmach uns in den Staub getreten,
Ein großes Volk, wie ward es schwach und klein,
So höre Du denn der Bezweiflung Beten:
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Verlassen noch hast Du der Deutschen keinen;
In feigem Mund klingt das wie Hohn und Spott,
Dem Muth'gen nur willst hülfreich Du erscheinen:
Wer selbst sich hilft, dem hilft der liebe Gott!
Das Thier des Waldes wehrt sein Nest der Meute,
Und schlafen Armes schonen wir darein,
Reißt uns der Feind vom Herzen selbst die Beute —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Wir dankten Dir den Sieg vor funfzig Jahren
Mit einem Fest, dess Jubel kaum verhallt,
Und nun das Schimmste wieder wir erfahren,
Drückt sich kein Schwert, kein streitbar Banner wallt,
Die Freudentenner, die empor Dir lohten,
Der Wange Scham ist heut' ihr Widerschein,
Meineid schon ist der Schwur bei unsern Todten —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Und haben auch die Mächtigen und Reichen
Ihr starres Herz von Dir hinweg gewandt,
Du hast zum Kampfe für Dein heilig Zeichen
Die Armen hier und Niedern ausgesandt;
So rufe Du das deutsche Volk zusammen,
Zum heil'gen Kampf zieh ihm die heil'gen Reih'n,
Erscheine' uns in der deutschen Eichen Flammen —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Das deutsche Volk, es ist ein Volk von Armen,
Gefesselt noch mit schwerem Druck und Band,
Nur eine Habe ließ ihm Dein Erbarmen:
Den Traum vom ein'gen freien Vaterland;
Ist's auch ein Land voll Mühe und Beschwerde,
Soll doch kein fremd Gesindel danach geeid'n,
Dem Feinde keinen Fußbreit deutscher Erde —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

So höre Du denn der Verzweiflung Beten,
Dein heil'ges Feuer stähle Schwert und Muth,
Laß uns den Morgen schau'n, den lang ersehnten,
Und sei auch seine erste Röthe Blut;
Verbrüle Freiheit mag ehrlos verderben,
Zum Kampf, zum Kampf in todesmuth'gen Reih'n,
Nur Männer dürfen um die Freiheit werben
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Albert Traeger.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid.** *

1.

In der engen Felsenschlucht am Fuße der „langen Wand" war es trotz des ungewöhnlich heißen Mittags im Spätherbst schattig und kühl, denn die Sonnenstrahlen, die nur Morgens ein Viertelstündchen in dieselbe einzudringen vermochten, fielen schon lange nur schräg auf den Saum des Gesteins. Der Boden war mit Felsblöcken, Trümmern und Gerölle bedeckt, unter welchem der schmale Wasserfaden einer Quelle fortsickerte, die manchmal, angeschwellt durch die Regengüsse eines Gewitters, die ganze Kluft wie eine Klamm tobend und schäumend ausfüllt und ihr Gewässer in die noch weitere Obernach stürzt, welche tiefer unten zwischen finstern Wäldern dem schwermüthig ernsten Walchensee zuströmt. Erst in halber Höhe der Felswände hatten einige Birken und Fichten sich in den Spalten kümmerlich angehängt und spannten ihre Wurzeln wie Klammern darüber hin; in der Schlucht selbst grünte nichts, denn die thurmhohen Wände drängten sich allmählich so schroff zusammen, daß sie sich oben fast aneinander schlossen und zu der Kühle auch die Dämmerung kam.

Nur an der einen Seite der Schlucht, am Eingange derselben, lag ein kleiner Fleck von kurzem kümmerlichem Rasen. Ueber ihm war an der Wand ein Holzkäfelchen angebracht, mit einem kleinen Wetterdach zum Schutze des darauf befindlichen Gemäldes. Es stellte in rohen Umrissen ein nicht zu verkennendes Conterfei der Felsschlucht vor und zeigte im Vordrgrunde einen jungen Mann in grauem Rock mit grünem Aufschlag und Kragen, knieend, die Hände zum Gebete faltend und auf dem Kopf ein rothes Kreuz tragend. Eine Büchse lag neben dem Knieenden. Im Hintergrunde sah man dieselbe Gestalt in verkleinertem Maßstabe über die steile lange Wand herabstürzen. Zwischen dem Bilde und den an einem Drahte aufgereihten „Beterin" oder Rosenkranz-Perlen war eine Inschrift

* Verfasser der „Aukerkünrin", „Almenrausch und Edelweiß" ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

angebracht, noch lesbar, doch etwas verwaschen, denn die Wirkung des kleinen Schutzdaches reichte nicht so weit und hinderte den Regen nicht, unter demselben hereinzuschlagen.

Die Inschrift lautete:

„Am 10. Juni 1806, Sankt Margarethen-Tag, seines Alters im 24igsten Jahr, ist hier der ehr- und tugendgeachte Jüngling, Gotthart Recht, Jagdgehilf, durch einen Sturz von der langen Wand verunglückt und hat sich erfallen.

Lerent' es wohl, mein lieber Christ:
Besitz nie, wie nah das Sterben ist."

Das Volk im bairischen Hochgebirge liebt es, auf diese Weise die Stellen zu bezeichnen, an welchen ein Unglück, ein besonderes Naturereigniß sich zutrug oder auch ein Verbrechen begangen wurde, und dadurch noch nach Jahren den frommen Wanderer, der daran vorüberzieht, zum Gebete zu mahnen. Die Täfelchen werden je nach Gelegenheit an den Wänden der Häuser, an Bäumen oder auch an eigenen kleinen Säulchen angebracht, welche Marterſäulen, kürzer auch „Marterln" genannt werden.

In die Felsschlucht führte von dem tief unten am Rande der Obernach vorbeiziehenden schmalen Waldsträßchen ein schwieriger, mühevoller Aufstieg herauf, zwischen Gesträüpp und Blöcken hindurch und mehrmals das steinige, jetzt weißgebleichte Rinnsal des Wildbaches kreuzend. Schon eine beträchtliche Strecke vor der eigentlichen Verengerung der Schlucht schwenkte der Weg nach rechts ab und bog in den Hochwald ein, dessen Wand durch einen Zaun von langen Stangen verwahrt war, damit das Vieh sich nicht in die Schlucht verlaufen konnte, wenn es sich von den Alm-Weideplätzen verloren, welche hoch oben über Felsen und Bäumen sich sonnten und grünten, schimmernd und duftend von saftigem Gras und Bergkräutern und mit mancher freundlichen Sennhütte besetzt.

Diesen Pfad kam jetzt ein Mädchen herab, in der bäurischen Tracht der nahen Jachenau, welche damals — vor wenigstfünfzig Jahren — noch allgemein und unverfälscht getragen wurde. Ein langer rothbrauner Rock fiel bis auf die Knöchel und die weit ausgeschnittenen niedrigen Schuhe herab und ward wieder auf der Brust als Unterleibchen sichtbar, mit blanken Knöpfen besetzt und mit einer schmalen Spitzenkrause den Hals umschließend. Darüber trug sie eine kaum bis an die Schultern und unter die Brust reichende bellgrüne Jacke mit kurzen Aermeln, deren ebenfalls mit einer Krause abschließende Enden die kräftigen, gebräunten Arme ungehindert hervortreten ließen. Den Raum zwischen Jacke und Leibchen füllte ein leicht umgeschlungenes blaßgelbes Tuch; den grünen Hut mit den breiten aufgebogenen Krämpen und den darüber gespannten goldbefransten, hellgrünen Bändern trug das Mädchen in der Hand. Dadurch wurde das blonde Haar sichtbar, das sie in dichte Zöpfe geflochten und über den Kopf geschlungen trug, auch die meist durch den Huttand geschützte und darum auffallend weiße, wohlgeformte Stirne und das etwas schmale Angesicht, das trotz seiner fast krankhaften Blässe erkennen ließ, wie schön es gewesen sein mochte, in den Tagen, als noch der Frohsinn der Gefährte der Jugend war. Die Augen hatte sie meist zu Boden gesenkt, als suche sie etwas Verlornes emsig vor sich hin, wenn sie dieselben aber aufschlug, war der Eindruck der ganzen Erscheinung verändert, denn sie waren von dunklem, fast in Schwarz übergehendem Braun und bargen durch das düstere Feuer, das in ihnen loderte, einen befremdlichen Gegensatz zu der weichen, fast leidend ergebenen Miene. Nur der fein geschnittene Mund, von der Farbe einer blassen Rose, stimmte dazu, denn er war fest, beinahe herb geschlossen, und der Zug um ihn verkündete einen starken, trotzigen Sinn.

In der Hand, neben dem Hute, trug sie einen Kranz, aus solchen Alpenkräutern und Gewächsen gebunden, welche am längsten zu dauern versprachen, aus den krausen, dornegeränderten Blättern der Stechpalme, den dunklen Ranken des schmalblättrigen Waldepheus, den graubesicherten Blüthendolden der hochhinaufsteigenden Zaunrübe, den tiefgrünen Zweigleln von Scheibenblatt und Immergrün — ein einziger mattweißer Stern von Edelweiß vorn an der Kranzspitze war der ganze lichte Farbenschmuck des Gewindes.

Beinahe ohne aufzublicken war das Mädchen an den Eingang der Klamm gekommen und wandte sich gegen dieselbe, als sie plötzlich stille stand und den überraschten, fragenden Blick auf das Marterstäfelchen heftete.

Der Schmuck, den sie mitgebracht hatte, war überflüssig, über dem Schutzdache des Gemäldes hing bereits ein Kranz, aus Tannenreisern und Aesten der zunächst stehenden Gesträuche geflochten.

„Was ist denn das?" sagte sie halblaut vor sich hin. „Wer hat den Kranz da her gehängt? . . . Es kommt doch das ganze Jahr fast Niemand in den abgelegenen Winkel — Niemand als ich! Und auch die Betlerallen sind gerückt — ich weiß es ganz genau, wie ich sie vorgestern gelassen hab' . . . Wer ist dagewesen?"

Begreiflicher Weise kam in der Oede keine Erwiderung auf die Frage. Einen Augenblick stand sie noch zögernd, dann trat sie rasch vor und streckte die Hand nach dem Kranze aus, ein sonige Empfindung war in ihr aufgewallt und hieß sie, den Kranz wegzuwerfen und zu zerstören — Wer, außer ihr, hatte ein Recht, hier zu trauern? Wer durfte sich anmaßen, ein Zeichen liebender Erinnerung an die Unglücksstätte zu tragen? . . . Im Begriffe den Kranz zu erfassen, ließ sie jedoch die Hand wieder sinken, bog dann den eigenen Kranz in die Höhe und hängte ihn über den andern. Eine weichere, dankbare Regung war ihr mit einem wohlthuenden, lang entbehrten Gefühle der Wärme zum Herzen geströmt und hatte den Zorn übermannt. In den ersten Wochen nach dem unglücklichen Ereigniß war das Gerede über dasselbe verstummt, der Jäger und sein Geschick waren vergessen, mehr als drei Jahre lang war sie mit ihrer steten Trauer um den Todten allein gewesen — jetzt war es ihr ein unfaßlich erfreulicher Gedanke, daß es außer ihr noch ein Menschengeschöpf gab, daß, wie sie, den Dahingeschiedenen nicht vergessen hatte. Damit kehrten die frühern Gedanken zurück und die Frage nach dem Spender des Kranzes. Der Jäger war fremd gewesen; er hatte in der Gegend weder Verwandte noch Verwandte, die seinen gekannt nannten — sie mußte das vergebliche Nachsinnen aufgeben und kniete in das Gras zu den Füßen der Felswand, um ein brünstiges Gebet für das Heil der armen Seele zu sprechen, die so plötzlich und furchtbar abgerufen worden war aus dem irdischen Leben und Leide.

Wie sie so in Andacht versank, versank auch bald die Gegenwart um sie her, sie vergaß die drei Jahre des Grams, und die zurückgewendete Seele sah jedwöchig in die Tage des Glücks hinüber, welche den Jahren vorangegangen. Sie hörte und beachtete darüber nicht mehr, was um sie vorging, und bemerkte auch die beiden Männer nicht, welche von der Straße her durch das Steingerölle heraufgestiegen kamen. Der Eine davon, in kurzen Lederhosen, Wadenstrümpfen und derb benagelten Bergschuhen, trug die Jacke zusammengeschlagen über der Schulter und den schneeweißen, durch die Gurten des grünen Hosenträgers noch gehobenen Hemd. Er hatte den Hut abgenommen und trocknete sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von dem gesurchten Angesicht und von den kahlen, nur von einem silberweißen Haarkränzchen eingefaßten Kopf.

Sein Begleiter war beträchtlich jünger, eine schlanke und doch gedrungene Gestalt mit grünem, schmalkrämpigem Spitzhut, in schwarzen Lederhosen und weiten, bis über die Kniee herauflegenden Wasserstiefeln. Um den Leib hing lose eine blaue Weste mit Silberzwanzigern als Knöpfen, ein leichtes dunkles Flortuch um den Hals, und um die Mitte ein wohlgefüllter breiter Ledergurt, eine sogenannte Gelktasche. Auf der Schulter trug der Bursche eine langflintige Axt, über welcher die graue Joppe hing — es war nicht zu verkennen, daß er zu den Flößern gehörte, welche — damals noch viel häufiger als jetzt — in den Wäldern an der Isar hinauf große Bäume fällten, zu Flößen verbanden und damit nach München und weit darüber hinaus in die Donau nach Wien fuhren und bis tief nach Ungarn hinab. Dort wurde das Fahrzeug verkauft, und der Flößermann, den Kaufpreis im Gurt und das Beil auf der Achsel, trat sich die weite Fußwanderung in die Heimath nicht verdrießen, um unmittelbar nach seiner Ankunft Alles zu neuer Fahrt zu bereiten. Das Gesicht des Burschen trug den offenen martigen Schnitt, der die Züge der Isarthaler von Tölz und Lauggries kennzeichnet, aber es war etwas Wüstes und Freudes darin, ein höhnischer, fast roh unheimlicher Zug um den Mund, der durch den dichten Schnurrbart unter der gebogenen, etwas feinwärts gedrückten Nase keineswegs verdeckt wurde.

„Hab' ich mir's nit eingebildet!" rief, stehen bleibend, der Alte, als er das Mädchen knieen und beten sah. „Da ist sie richtig wieder herunten vor dem verflixten Marterl und laßt die Alm Alm sein! . . . Aber Bint," fuhr er lauter fort, als sie ihn nicht gleich bemerkte, „sage nur, was Du treibst? Ist das eine Zeit, wo man von der Alm weggeht und das Vieh allein laßt? Jetzt, wo schon bald abgetrieben wird und das Vieh am weitesten geht und sucht?"

Das Mädchen hatte sich gelassen erhoben, bekreuzte sich zum

Digitized by Google

Schlusse seines Gebets, warf noch einen traurig sehnsüchtigen Blick auf das Täfelchen und schritt den Kommenden entgegen. „Grüß' Gott, Vetter!“ sagte sie; „brauchst keine Sorg' zu haben. Es ist Alles verwahrt auf der Alm: der Bub' ist bei den Geißen, und die Zwerger-Marl ist in der Hütten statt meiner . . .“

„Aber was thust denn schon wieder da herunten in der Kluft?“ entgegnete etwas milder der Alte; „willst denn niemals gescheidt werden, Dirnl?“

„Gescheidt ist, wer thut was Recht ist!“ erwiderte das Mädchen und schritt neben den Männern her in den Wald; „und ich mein', wenn ich für einen Abgestorbenen bet', thu' ich nur, was Recht ist . . .“

„Da thust nit! Alles hat sein Maß und Ziel!“ eiferte der Alte. „Das ewige Geflenn ist völlig sündhaft! Es macht den Todten . . . der Herr geb' ihm die ewige Ruh! . . . nit wieder lebendig, und Du verstiefst Dich drüber und wirst eine alte Jungfer!“

Das Mädchen schwieg und sah vor sich nieder in das Moos des Waldweges.

„Das muß ein End' haben!“ rief der Alte weiter. „Und das Gescheidteste ist, Du kommst weg von dem Ort, wo Dich Alles an den Verstorbenen mahnt . . .“

„Der Ort macht's nit aus!“ sagte sie traurig; „ich werd' an den Gotthard denken, auch wenn mich gar nichts mahnen thät' an ihn!“

„Was soll aber daraus werden? Schau, Dirl, Du bist doch sonst so ein richtiges Leut — folg mir und mach' ein End'! Wie ich Dich als ein kleines Dirnl herausgeholt hab' aus Deiner Heimath in der Jachenau, da hab' ich's Deiner Mutter, meiner Schwester, versprochen, daß ich Dich halten wollt' wie ein Vater sein Kind . . .“

„O — Du hast es gethan, Vetter!“ rief das Mädchen rasch mit einem dankbaren Seitenblick auf den Alten. „Du hast es wohl gethan — vergelt's Gott tausendmal dafür!“

„So folg' mir's auch und folg' mir wie ein Kind! Ich hab' Dir alleweil' viel nachgegeben, vielleicht ein Bißel zu viel! Hätt' ich nur gleich darein gezecht, wie das Gethu und das Gespenzel angegangen ist mit dem Jager — hab's all meiner Tag gehört „Jagerblut und Bauernblut — thut niemals nicht beisammen gut!“ Aber der Gotthard war so weit ein ordentlicher Bursch, gegen den sich nichts hat einwenden lassen, und Du bist vernarrt gewesen in ihn . . . wenn Du ihn nit bekommen hättst, ich glaub', es wär' Dir an's Leben gegangen . . .“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust Sabinens. „Das weiß unser Herrgott!“ flüsterte sie kaum hörbar; „es ist mir an's Leben gegangen!“

„Ich hab' also nachgegeben, hab' Ja gesagt, die Hochzeit war schon vor der Thür . . da macht der Tapp, der sonst auf den Bergen dabeim gewesen ist, wie ich in meiner Taschen, einen Fehltritt, fallt über die lange Wand herunter und erstürzt sich! Du hast ihn seither betrauert wie eine rechtschaffene Wittib — aber Alles muß ein End' haben, und weil ich ein alter Kerl bin, mit dem es auch bald und geschwind zu End' gehen kann, so möcht' ich meine Sachen alle in Ordnung wissen. Meinem Buben will ich das Gut übergeben, und Du sollst heirathen, und wenn Du mir folgen willst, brauchst Du nit lang' zu suchen um einen Hochzeiter . . . Na, warum red'st nichts?“ fuhr er fort, als er einige Augenblicke auf eine Erwiderung gewartet hatte. „Wirst doch sonst nit auf's Maul gefallen, und fallt Dir jetzt kein Sterbenswörtl ein?“

„Davon wollen wir ein andresmal reden, wenn wir allein sind, Vetter . . .“

„Ah was! Vor dem Lipp brauchst Dich nit zu scheuen, den geht's so nahe an wie mich und Dich . . . der ist Deinetwegen da!“

„Wegen meiner?“ erwiderte das Mädchen erstaunt und ließ einen ihrer finstern Feuerblicke nach dem Burschen hinüberblitzen, daß dieser, sonst reisegewandt und weiterfahren, davon betroffen ward und nur mühsam hervorbrachte, daß er den weiten Umweg nicht gescheut habe, nur allein um sie zu sehen.

„Kurz und gut!“ fiel der Alte ein. „Er ist wieder von Wien zurück, hat ein schönes Geld erlöst und auch sonst schon was Schönes zusammengebracht. Er will nit mehr Floßknecht bleiben, sondern einen eigenen Breterhandel einrichten, drüben in Walgau. Du gefallst ihm; was Du von mir mitbringst, reicht gerad', daß Ihr recht schön anfangen könnt mit der Haushaltung und mit der Handelschaft — er ist also da und will um Dich anhalten, wie's Brauch ist, und will Dich heirathen . . .“

„Ich dank' schön für die Ehr' und für die gute Meinung,“ erwiderte das Mädchen gelassen, „aber ich heirath' nit!“

Der Alte war eben im Begriff, sich sein kurzes Pfeifchen anzuzünden, aber er vergaß das vor Staunen über des Mädchens Rede und stand wie unbeweglich, in der einen Hand das Pfeifchen, in der andern den glühenden Schwamm. „Nit heirathen?“ brachte er endlich hervor. „Ja, Madel, was willst denn sonst?“

„. . . . Ledig bleiben . . .“

Jetzt legte der Alte, wie sich besinnend, den Schwamm auf's Pfeifchen, that ein paar tüchtig qualmende Züge und klappte dann kräftig das Deckelchen zu. „Ich geh' da einen Seitenweg,“ sagte er passend, „will im Buchenschlag ein Bischel nachschaun . . . Geh' Du mit dem Madel, Lipp, red' selber mit ihr, wast wohl keinen Procurator brauchen dazu . . . mir ist das Gered' zu dumm!“

Brummend verschwand er im Walde, das Paar ging eine Weile stumm nebeneinander her. Feierliche Stille waltete in dem grünen Dunkel, das oben an den Wipfeln sich in ein wiederscheinendes Abendroth verlor.

„Du hast es vom Vetter gehört, wie ich gesinnt bin mit Dir,“ sagte endlich der Bursche, etwas unsicher. „Was giebt mir für einen Bescheid, Dirnl?“

„. . . . Ich hab' ihn Dir schon gegeben,“ war die gleichgültige Antwort. „Ich heirath' nit, Dich nit und keinen Andern nit.“

„Das ist aber doch übertrieben! Ich glaub's wohl, daß Du den Jager so recht von Herzen gern gehabt hast . . . aber was nutzt es ihm, wenn Du Dich so himmeltraurisst wegen seiner? Er ist einmal todt.“

„Für mich nit, Lipp, er hat mein Herz mitgenommen und meine Hand! Wie er mir das Ringel da an den Finger gesteckt hat, hab' ich's ihm versprochen, daß ich nur ihn allein gern haben will mein Leben lang . . . er hat mein Wort mitgenommen unter die Erd' . . . ich will's ihm halten!“

„Du bist nit gescheidt! Das sind überspannte Sachen, die Du Dir selber einredst . . . Das ist einmal nit anders in der Welt, als daß Eins dem Andern Platz machen muß! Und was wolltest denn lediger Weis' anfangen in der Welt? Als ein alter Dienstbot' herumfahren, wenn der Vetter einmal die Augen zumacht? Du könntest eine gemachte Frau sein, könntest es gut haben und glücklich sein.“

„Das ist Alles vorbei,“ unterbrach sie ihn rasch, „der Gotthard hat mein Glück mitgenommen und mein Herz und die Lieb' dazu! Ich kann keinem Mannsbild mehr versprechen, daß ich ihn gern haben wollt' . . . das ist nit mehr in mir . . . und lügen will ich nit am Altar, und will Keinen betrügen . . .“

„Einbildungen! Das giebt sich Alles mit der Zeit, wenn Du nur erst verheirathet bist!“

„Es ist unmöglich, Lipp — ich kann nit, es wär' Dein und mein Unglück! Ich weiß wohl, Du verstehst mich nit, und der Vetter nit und Niemand nit! Es weiß ja kein Mensch außer mir, was das für eine Lieb' gewesen ist zwischen dem Gotthard und mir — eine Lieb' für die ganze Ewigkeit; so eine reine schöne gottgefällige Lieb', wie von den Engeln im Himmel droben! Kein Mensch außer mir weiß, wie glücklich ich gewesen bin . . . selbigesmal am letzten Abend, wo er mir das Ringel gegeben hat und nur noch vierzehn Tag' bis waren bis zu der Hochzeit . . . Drum weiß auch außer mir kein Mensch, was ich verloren hab' . . . und was ich ausgestanden hab', wie sie hereinkommen sind, Alle käsbleich . . . mit der Botschaft, der Gotthard hätt' sich erstürzt . . . wie ich mich losgerissen hab', weil sie mich haben halten wollen — wie ich hinaus bin und hab' ihn liegen sehn vor mir . . . manuelodt . . . in seinem Blut . . . zerschmettert . . . kaum mehr zum Erkennen . . .“

Von der Wucht der Erinnerung überwältigt, mußte sie innehalten, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ich glaub's wohl,“ sagte Lipp nach einer beklommenen Pause, „daß es Dich hart getroffen hat . . . aber die Zeit ist das beste Pflaster . . . Es ist am besten, man vergißt, was doch nit mehr zu ändern ist . . .“

„Vergessen!“ rief das Mädchen mit wildem Hohne. „Als wenn man sich das nur so anschaffen und die Erinnerung weg-

Digitized by Google

wischen könnt', wie die Buchstaben auf der Tafel! . . . Ich hab' Dir schon gesagt, Lipp, daß Du das nit verstehst!"

„Warum sollt' ich's nit verstehn? Meinst, ich wüßt' gar nit, wie's Einem um's Herz ist bei der Lieb'?"

„Du?" fragte Sabine und warf ihm einen Seitenblick zu, der ihm durch die Seele ging.

„Was fragst so besonders?" rief er verwundert.

„Es ist nur . . ." sagte sie wie nach einigem Besinnen, „weil mir just eine Geschichte durch den Kopf geht — auch eine alte, eine vergessene Geschichte . . . von einem armen Weibsbild, das vor fünf Jahren in die Isar gesprungen ist, drüben in Walgau . . . Ein Flößer hat sie verführt gehabt und sich dann von ihr weggeleugnet . . . Willst wohl gehört haben von der Geschicht'? Hast ihn vielleicht selber gekannt, den schlechten Burschen, den Flößer?"

Lipp zuckte zusammen, bis die Zähne übereinander und erblaßte, daß es ungeachtet des immer tiefern Waldschattens sichtbar war. „Was weiß ich?" sagte er barsch und doch unsicher. „Die Leut' reden viel, wenn der Tag lang ist! Lassen wir die alten Geschichten ruhen, Du und ich — es ist Gras drüber gewachsen! Gieb dummer Einbildung nit nach — es könnt' eine neuende Zeit kommen!"

„Niemals!"

„Ueberleg' Dir's doch! Ich hab' mein' ordentliches Sach't bei einander — ich hab's gut mit Dir im Sinn . . . Ueberleg' Dir's, Bua, und schlag' ein!"

Er stand still und streckte die Hand aus; mit einer Gebehrde des Abscheus wies sie dieselbe zurück. „Ich hab's schon gesagt!" rief sie unwillig. „Ich nehm' Dich nit und keinen Andern nit!"

„So, so . . ." sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich verstehe! Das heißt auf Deutsch . . . mich magst Du nit, Du hast was gegen mich . . . denn daß Du auch keinen Andern nehmen sollest . . . das ist ein Gerede'! Das machst Du mir nit weiß! Es ist wohl schon öfter vorgekommen, daß sich Einer erstürzt oder daß ein Madel seinen Schatz verloren hat . . . deswegen aber ist die Welt nit ausgestorben, und noch eine Jede hat sich getröst'!. . . Wer kann für's Unglück?"

„. . . Wenn's aber mehr wär', als ein Unglück?"

„Wie ist das gemeint?"

Die Beiden hatten nahezu die Höhe erreicht; der Wald ging zu Ende, und durch die letzten Bäume sah man die grüne Matte der Alm liegen und hörte das Glockenbimmeln der weidenden Rinder. „Wir wollen anhalten und ein wen'gel ausschnaufen," sagte das Mädchen. „Setz' Dich dort auf den Marchstein hin . . . ich will Dir Alles sagen, damit Du siehst, es ist mir Ernst . . . Es ist kein Unglück gewesen," setzte sie nach einer Weile leiser hinzu, „sondern ein Mord: der Gotthard ist mit hinuntergefallen über den Felsen . . . ein Anderer hat ihn hinuntergestürzt . . ."

Sie schwieg; auch der übertrachte Zuhörer fand nicht gleich ein Wort der Erwiderung. „Aber woher weißt Du das?" rief er dann verwundert. „Wer soll's gethan haben?"

„Der Gotthard," fuhr Sabine stockend fort, „hat sich das Kreuz gebrochen bei dem Sturz und das Genick . . . der Kopf ist fast unbeschädigt gewesen, und am Schlaf war ein kleines blutiges Mal . . . rundlich, fast wie größer als ein Groschen . . . ich hab's dem Bader wohl gewiesen; er hat gesagt, das käm' von einem zackigen Stein, an dem er sich aufgeschlagen hätt' . . . Ich hab's glauben müssen, aber es hat mir nit aus dem Sinn gewollt, als müßt' das Wundmal von einem Schlagring sein, wie ihn die Burschen tragen . . . Es hat mir keine Ruh' gelassen, und wie der Auswärts 'kommen ist und es ist aber schneefrei' worden auf der Höh' . . . wo er muß hinuntergestürzt sein, — da hab' ich gesucht und gesucht . . . und hab' im Gras, fast dort am Gewänd', einen Schlagring gefunden . . . einen gebrochenen . . . der Gotthard muß gerungen haben mit seinem Mörder . . . da muß ihm der einen Streich an den Schlaf gegeben haben . . . der Ring ist sprungen von dem Streich . . . und der Gotthard ist damisch (betaubt) worden . . . und . . ."

Sie hielt inne, schluchzend und von einem wilden Schauder geschüttelt.

„Das ist verwunderlich," sagte Lipp; „aber wenn Du eine solche Vermuthung hast, warum hast Du's nit lang schon angesagt am Landgericht?"

„Weil's nichts nützen thät . . . es wär' ihnen nit genug, den Herrn, und wenn sie was thäten, das Ringel bringt den Mörder nit auf . . . unser Herrgott allein hat ihn zugeschaut in der unglückseligen Stund', unser Herrgott allein kann ihn finden!"

„Was soll's aber hernach mit dem ganzen Verdacht?"

„. . . Daß ich's nit verwinden kann, daß er umgebracht worden sein soll . . . und der's gethan hat und ihn auf dem Gewissen hat und mich dazu, der soll' herum geh'n unterm blauen Himmel und soll' frei ausgeh'n und nichts haben dafür? . . . Ich hab' einmal gehört, ein Ermordeter hat keine Ruh' im Grab' und seine Seel' kann nit fort von der Erden, bis der Mörder auch drunten liegt bei ihm . . . Mir ist immer, als wär' der Gotthard um mich herum und thät mich mahnen, daß er nicht eingeh'n kann in die ewige Glückseligkeit . . . und ich mein', ich müßt' es noch erleben, daß ich ihm die Ruh verschaffen könn' . . . und drum will ich allein und letzig bleiben mein Leben lang . . ."

Der Bursche schwieg eine Weile wie überlegend; dann erhob er sich rasch. „Das ist mir zu rumt!" rief er. „Ich begreif' nit, warum Du deswegen nit heirathen sollst . . . ein Mann könnt' Dir doch helfen, wenn's einmal wirklich auf was ankäm' . . . Also gerad' heraus . . . Du willst wirklich nit heirathen, Bua?"

„Ich hab's gelobt — weder Dich, noch einen Andern!"

„Und nochmal gerad' heraus . . . ich glaub's nit, Bua! Aber ich sag' kein Wörtl mehr zu Dir . . . mit uns Zwei' soll's aus sein; aber merk' Dir wohl, was ich sag . . . ich will Dir helfen, Deine Gelöbnis halten! Mich braucht nit zu haben, Madel, aber daß Du auch keinen Andern nehmen sollst, dafür wird der Lipp sorgen — verlaß Dich darauf!"

Er schritt voraus die grasige Anhöhe hinan und der Hütte zu, um welche er einen Trupp Männer versammelt sah. Sabine folgte langsam und blieb, eben angekommen, steh'n, um einen Blick in die wundervolle Abendlandschaft zu werfen, die sich vor ihr austhat. Im Westen, über die Möser und das Flachland hin, war die Sonne schon untergegangen; ein rothblauer Duft wogte wie Nebel auf der fernen Ebene. Näher heran, schwarz und schweigend stiegen die Bergrücken des Herzogenstands und der Jochwand empor, den dunklen Waldsaum umrahmend, der nur noch vom Wiederscheine des Alpenglühens erglänzte, in das rückwärts der Karwendel die breite Felsenfirstin emporstreckte. Die Röthe gemahnte das Mädchen wie Blut und das einbrechende Dunkel wie Grabesnacht: ihre Gedanken waren blutig und nächtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

Nr. 5. Der polnische Schreiber.

Vor dem Redactionslocale der Gazeta warszawska in Warschau trafen eines Vormittags zu gleicher Zeit drei Knaben zusammen, Jeder ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, in welchem mit gesperrter Schrift zu lesen stand, es werde von der Redaction ein junger Mensch gesucht, der fertig und schön polnisch, womöglich auch deutsch zu schreiben verstehe; der Posten trage fünf Thaler monatlich; Bewerber möchten sich persönlich beim Chefredacteur Krupski zu einer bestimmten Stunde melden.

Diese Stunde war eben jetzt, und die Drei gaben sich denn auch ohne Weiteres als Reflectenten auf die fragliche Stelle zu erkennen. An die erste Begrüßung, die von Seiten des Herrn Krupski sehr kurz war, schloß sich ein nicht viel längeres Examen, denn die beiden Aelteren wurden schon bei der ersten Frage zu leicht befunden. „Verstehst Du Deutsch?" — an dieser Klippe scheiterte die Blüthe der polnischen Nation. Der Jüngste blieb allein übrig; — „na, verstehst denn Du deutsch?" war auch hier die Einleitung, „Ja," die entschiedene Antwort. Dabei wurde aber der hoffnungsvolle Bewerber über und über roth, denn er sagte sich sehr wohl, daß zwischen Deutsch und Deutsch einiger Unterschied bestehe, und das seinige war durchaus nicht ohne Beigeschmack. Interessen

Digitized by Google

Bogumil Dawison

als 1. Wallenstein. 2. Richard III. 3. Carlos (Clavigo). 4. Harpagon (Der Geizige). 5. Alba. 6. Mephistopheles. 7. Shylock (Kaufmann von Venedig). 8. Giovtamo (Des Malers Meisterstück). 9. Capitain Cobridge (Die Verlorenen). 10. Hans Jürge. 11. Lebrecht Knabe (Im Vorzimmer). 12. Fürst Michel (Nur eine Seele). 13. Bonjour (Wiener in Paris). 14. Othello. 15. Der Königslieutenant. 16. Hippolyt Falk und 17. Charles Faucon (Die Unglücklichen).

Originalzeichnung von Herbert König.

— seine Eltern waren so unglücklich, durch die Revolution waren sie um Alles gekommen, er hatte so viele kleine Geschwister — und wollte gern etwas verdienen.

„Wie heißt Du?“ frug ihn Krupski, der den Knaben aufmerksam betrachtete und aus dem, wenn auch nicht schönen, so doch intelligenten Gesichte Arbeitslust und Fähigkeit herauslesen mußte.

„Dawison — Bogumil Dawison,“ war die Antwort.

„Was hast Du bisher gemacht?“ frug der Redacteur weiter.

„Ich war beim Herrn Seqnestrator S.; aber ich verdiene da gar zu wenig. Außerdem habe ich Schilder gemalt.“

„Schilder —? was für Schilder?“

„Für die Collecteure, worauf sie die gezogenen Nummern anzeigen,“ erwiderte der Gefragte und setzte hinzu, daß es jetzt darin gar nichts für ihn zu thun gäbe.

„Na, so setz' Dich her und schreibe, was ich Dir dictire.“

Die Probe fiel günstig aus, die Handschrift war überraschend schön und leicht. Das Engagement wurde abgeschlossen, und überglücklich trat der Knabe des andern Tages seine, wie ihm schien, bedeutungsvolle Stellung an. Er bekam Zeitungsartikel auszuschreiben, Correcturbogen auszutragen und alle jene kleinen Dienste zu thun, welche sich auf den jüngsten Geschäftsangehörigen zu häufen pflegen. Bis spät in der Nacht mußte er zur Hand sein, um das am andern Morgen auszugebende Blatt noch einmal durchsehen. Krupski ließ ihm denn deswegen auch ein eigenes Logis einrichten. Dasselbe bestand freilich

aus nichts weiter, als einem durch einen Bretterverschlag dem großen Druckersaale abgewonnenen sehr engen Raume, indessen machte es den jungen Arbeiter glücklich. Das Gefühl einer gewissen Selbstständigkeit kam über ihn; er hatte einen Ort, wo er sich seinen eigenen Arbeiten überlassen konnte, und das spärlich ausgestattete Behältniß, Wohn-, Schlaf- und Studirzimmer in Einem, wurde die Wiege seiner Bildung.

Vor Allem mußte die Kenntniß des Deutschen und Französischen vervollkommnet werden. Als er die Erlaubniß bekam, einzelne kleine Nachrichten aus der Vossischen Zeitung für die Gazeta warszawska in's Polnische zu übersetzen, fühlte er sich um ein Stück gewachsen. Es ging ihm plötzlich auf, daß es ja nicht unmöglich sei, ein wirklicher Uebersetzer zu werden, und das wurden seine kühnen Träume! Sein Ehrgeiz war angestachelt. Jeder Mensch, welcher gut Deutsch sprach, war für den jungen Polen ein Gegenstand der Bewunderung und des stillen Neides.

Hauptsächlich aber war es das Theater, das seine junge, für alles Echte und Schöne empfängliche Seele mit Entzücken und Begeisterung erfüllte. Ein namenloser Zauber schien ihm um Alles gewoben, was mit der Bühne zusammenhing; der geringste Coulissenschieber war ihm ein beneidenswerthes Geschöpf! Wie oft stand er, fast erstarrt von der eisigen Winterkälte, gepeitscht von Regen und Schnee, in der dunkeln Ecke am Eingangspförtchen, welches zu den Garderoben der Schauspieler führte, um einen flüchtigen Blick jener Glücklichen zu erhaschen!

Mit der Zeit jedoch genügte das Anbeten aus der Ferne seinem regen Geiste nicht mehr; er wollte in eine engere Verbindung mit den Männern treten, denen er sich in dunkler Vorahnung so nah, so verwandt fühlte. An diesen Bühne näherte er sich einem alten, freundlichen Manne, dem in der Zeitungsoffizin die Besorgung der Theaterzettel oblag. Zaghaft brachte er seine Bitte vor, ihn in die Geheimnisse des Setzens einzuweihen. Bald war er der Handgriffe so mächtig, daß sein Gönner, der Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit des Schülers vertrauend, ihm die Zettel zu setzen überließ und dafür das weiche Lager suchte. Niemand war glücklicher als Dawison, bis tief in die Nacht stand er am Setzkasten, vor sich das Manuscript des Theaterzettels mit den Namen der Auserwählten und Beneideten, — er war ja nun mit thätig an dem großen Werke der Kunst, wie er in seiner Unschuld sich vorredete. Da schlugen jene Keime in seinem Busen zum ersten Male Wurzel, die wir jetzt als vollendete, prächtige Pflanze bewundern, und es rief wohl schon damals eine leise Stimme in seiner Seele: „Anch' io sono pittore!“

Bald sollte er dem ersehnten Ziele einen Schritt näher kommen. Durch den Unterricht des pensionirten Tänzers Terracini wurde Dawison mit einigen untergeordneteren Mitgliedern des Warschauer Theaters bekannt, in deren Kreis er durch die glückliche Nachahmung der verschiedensten Persönlichkeiten rasch zu einer gewissen Geltung gelangte.

Von da an hatte der junge Mensch nicht Rast und nicht Ruhe. Zitternd sehen wir ihn eines Tages vor dem Tyrannen des Warschauer Theaters, dem Director Dmuszewski, stehen und um Aufnahme in die dramatische Schule bitten. Sie wurde ihm gewährt. Zwei Jahre seufzte er, „in spanische Stiefeln eingeschnürt“ unter dem Zopfunterricht der Anstalt, die es so gut meinte und so wenig zu leisten verstand. „Wie viele Jahre,“ sagt Dawison selbst scherzend, „hatte ich zu arbeiten, um Alles das zu vergessen, was ich damals gelernt hatte!“

Endlich — endlich kam (1837) der ersehnte Tag des ersten Auftretens! Der Erfolg war günstig; trotzdem gab er seine Stellung bald wieder auf, weil sie ihm nicht genug Gelegenheit bot, sich zu versuchen. Den gährenden Kopf zog es zu den kleineren Truppen. Er ging nach Wilna, wo sein Fleiß willkommen war, und sing an Alles zu spielen. Die sogenannten Liebhaber, polternde Alte, Helden, Intriguanten, gab es in dem genügsamen Sinne schon hier nicht für ihn. Er lernte in jeder Rolle den Menschen herausfinden und ihn in eigenthümlicher Weise darstellen, und den „Vater der Debütantin“ spielte er mit derselben Hingebung, wie den „Hamlet“.

Da löste sich die polnische Truppe in Wilna auf.

„Jetzt kannst du vor das Publicum Schwadronen hinreiten!“ rief es in Dawison, und mit freudiger Zuversicht flog er seiner Vaterstadt entgegen; was sah er für Triumphe vor sich! Sein erster Weg war zu Dmuszewski, dem Director des polnischen Theaters.

Der war nun gar kein Enthusiast. „Es ist Alles recht schön,“ erwiderte er, „ich will gern glauben, daß es Ihnen Vergnügen machen wird, in Warschau aufzutreten — aber was reden Sie von Theaterfreunden? — Sie sind hier längst vergessen, keine Katze kommt Ihretwegen in's Parterre. Und Honorar? Gage? — nein, Bester. Das ist zu viel! Ist es Ihnen nicht Ehre genug, daß man Sie überhaupt in Warschau auftreten läßt?“

Das war allerdings für Dawisen's augenblickliche Verhältnisse zu wenig. Er wartete deshalb zwar einige Wochen, trat auch einmal auf, schnürte aber doch erleichterten Herzens sein Bündel, theilte vorsichtig sein geringes Reisegeld ein und verließ zum zweiten Male die Hauptstadt, als ihm von Lemberg der Antrag gemacht worden war, an das dortige Theater zu kommen. Hier ging es ihm bald wieder besser. Obwohl der Kampf, den sein höheres Wissen, sein besseres Können gegen den alten Schlendrian aufnahm, ihm unzählige Feinde machte, hielt doch der Intendant Graf Starzbek zu ihm, und Beide hatten die Idee einer gründlichen Reform des polnischen Theaters noch nicht aufgegeben, als ein neuer Umstand plötzlich dem Leben Dawison's eine ganz andere Richtung gab.

Dawison hatte nämlich in Lemberg unter seinen Collegen auch die Bekanntschaft einer Familie gemacht, deren Mitglieder zu den vorzüglichsten Künstlern der Bühne gehörten. Besonders zeichnete die eine Tochter, eine zarte, junge Dame, das feinste Verständniß und jener instinctive Blick aus, der das Schöne und Richtige trifft, nicht weil er es gelernt nach Regeln sich zu entwickeln, sondern weil er von allem Verkehrten unharmonisch berührt wird. Von der natürlichen Anmuth der Erscheinung angezogen, war der junge Heißsporn bald leidenschaftlich gefesselt. Wanda sollte sein Weib werden. Mit der beglückenden Gewißheit aber, daß sie es auch wollte, war es allein nicht gethan. Hindernisse der mannigfachsten Art traten den Beiden entgegen.

Da bewährtigte sich jetzt, wo Dawisen seinen Namen auf ein geliebtes Wesen übertragen wollte, seiner der glühende Wunsch, jenen glänzend aufzurichten durch das Ringen nach den höchsten Zielen. Polen war für seine Pläne kein Boden mehr. Mit andern Ländern verglichen, wie Deutschland und Frankreich, war es in Bezug auf seine Literatur ein verwahrlostes Land. Dawison sah voraus, daß für ihn hier der Tag kommen mußte, wo er sich zu sagen habe: jetzt ist das Gefäß ausgeschöpft. Seine Natur mußte aber Herculesaufgaben vor sich sehen, um an eine innere Befriedigung glauben zu können. Er wollte sich seine Braut mit seinem Ruhm erkaufen — für ihn gab es nur zwei Wege dazu: entweder nach Frankreich oder nach Deutschland. Er wählte, nachdem er die Kunstrichtungen beider Länder genau studirt hatte, das letztere zu seinem neuen Vaterlande, nicht weil ihm hier ein leichterer Weg zum Ziele zu führen schien, sondern gerade weil der ernstere Sinn der Deutschen ihm offener vorkam für die reine Wahrheit, zu deren Darsteller er sich berufen fühlte; weil die Deutschen die einzige Nation waren, welche außer ihrer eigenen reichen Literatur sich auch die Schätze aller anderen zugeeignet haben, und ganz besonders, weil unter ihnen damals fast allein das Verständniß des großen Briten Shakespeare lebte. —

Wenn man in Berlin die O — straße herunterzieht, so kommt man rechts an ein stattliches, wohlverschlossenes, spitalartig gebautes Haus. Hier war es, wo Dawison zum ersten Male einem deutschen Publicum in Deutschland gegenüber stand, und zwar einem Publicum und in einem Locale, welches beides eigenthümlicher nicht gedacht werden konnte. Ein regelrechtes Viereck, durch einen grünen Teppich kunstvoll seiner ursprünglichen Bestimmung entrückt, bildete das Hauptmöbel des Zimmers, welches durch eine in der Höhe, wo sonst gewöhnlich der Kronleuchter zu hängen pflegt, sich quer unter der Decke fortziehende Leiter eine ammuthige Decoration erhielt; allerhand aus den Wänden hervorstehende Sprossen, Handhaben und Gurte gaben eine passende Bervollständigung. Auf einem Tische endlich stand eine Pluschbrovele, die durch ihre Riesendimensionen ebenfalls eher den Gedanken an körperliche Kraftübung als an geistige Erfrischung hervorrief.

Der Schauplatz ist im orthopädischen Institut des Dr. — und diesen Rahmen entspricht das allmählich sich zusammelnde Publicum vollständig. Endlich öffnet sich die Thür, und der Künstler — tritt nicht auf, sondern wird auf einem Rollstuhle hereingefahren. — Wir müssen um einige Zeit zurückgreifen.

Als Dawison von Lemberg, wo er mit Glück seine ersten

Digitized by Google

Proben als deutscher Schauspieler abgelegt hatte, weggegangen war, um sich ausschließlich dem deutschen Theater zuzuwenden, hatte er als sein nächstes Ziel Breslau in's Auge gefaßt, die Stadt, welche, seinem Vaterlande am nächsten gelegen, auch am ehesten den ihm noch anhängenden polnischen Accent entschuldigen würde. Allein man belächelte hier nur sein Unternehmen. Er ging nach der kleinen Stadt Brieg — vergeblich, nach dem noch viel kleinern Ohlau — umsonst. Nirgends hilfreiches Entgegenkommen. Nur eine einzige Aussicht blieb dem Wanderer noch, Verständniß zu finden, und diese war Berlin, oder vielmehr der dort lebende Hofrath Louis Schneider, von dem er so viel gelesen, der ihm als eifriger Polenfreund geschildert war. Voll Ungeduld eilt der Künstler nach der preußischen Hauptstadt, — auf dem Bahnhofe endlich angekommen, springt er hastig aus dem Wagen und thut einen unglücklichen Fall. Er hat sich auf gefährliche Weise den Fuß verrenkt.

An Stelle der frischen Hoffnung, die im Eisenbahncoupé neben ihm gesessen und ihm still in's Gesicht und Herz hineingelächelt hatte, sitzt nun ein alter langweiliger Spaßvogel und fährt mit ihm in die Stadt und ruft ihm einmal über das andere zu: „Halten Sie sich man ja recht stille." Fast vier Wochen mußte Dawison das Bett hüten. In dieser Zeit aber hatte er durch seine jugendliche Frische, seine Liebenswürdigkeit, durch seinen Witz und sein Talent zu erzählen sich bei allen seinen Zimmernachbarn so in Gunst gesetzt, daß man den Tag, wo er zum ersten Male wieder das Bett verlassen durfte, durch eine Abendgesellschaft zu feiern beschloß. Und das war heute. Dawison las dabei „Hans Jürge" von Holtei vor. Die Wirkung dieser ersten Huldigung, welche er dem Vaterlande seiner Wahl brachte, war eine unbeschreibliche. Ein buchiger Schulmeister aus Posen fiel ihm schluchzend um den Hals und schwur Stein und Bein, „er selber sei eigentlich auch Schauspieler, er könne es nur nicht so von sich geben; an Dawison's Stelle aber ließe er sich den schwarzen Bart abschneiden und ohne Weiteres mit 10/40 Thalern am Hoftheater engagiren — und er wolle den sehen, der ihn daran hinderte!"

Dawison folgte nun zwar dem Rathe, insofern sich derselbe auf seinen Bart bezog; trotzdem erfüllte sich der zweite Theil jener kühnen Voraussetzung nicht so ohne Weiteres. Von Louis Schneider aber erhielt er Empfehlung nach Hamburg, an den Director des Thaliatheaters Maurice, auf welche hin er einen Cyclus von Gastrollen eröffnen konnte. Wie er hier gleich durch sein erstes Auftreten Zeugniß seiner Genialität abgelegt, sodaß sich an sein Gastspiel ein dauerndes Engagement schloß; wie er dann im Fluge gleichsam das noch zu Lernende an sich riß, Rolle auf Rolle sich schuf und immer höhere Aufgaben zu lösen unternahm; wie sein Ruhm wuchs und er endlich seine Stellung an dem ihm so liebgewordenen Thaliatheater mit dem ihm eröffneten ungleich großartigeren Wirkungskreise am Hofburgtheater in Wien vertauschte — das Alles ist bekannt. In Wien wuchs er vollends zu seiner Größe empor. Kein Theater der Welt vermochte ihm eine Vereinigung so bedeutender Kunstgenossen zu bieten, als das Burgtheater; wie dieses war kein Kunstinstitut geeignet, seine Ansichten klären, seine Ueberzeugungen festigen zu helfen. Seine junge Frau, die er sich schon, als er seine Stellung in Hamburg gesichert wußte, aus Lemberg geholt hatte, bereitete ihm eine reizende Häuslichkeit; die schöne Umgebung Wiens, der heitere, leichte Sinn des Volkes, eine geistreiche, freundschaftliche Genossenschaft — Alles, was ihm entgegenkam, forderte zu Genuß auf. Für Dawison aber gab es noch kein Ausruhen, keine Umschau, kein Rückblicken. Jetzt schuf er seine großen Rollen: er ging mächtig an Shakespeare. Unbefangen, unbeirrt von fremden Anschauungen, folgte er nur sich. Ob es Andere so oder anders gemacht, kümmerte ihn nicht.

Als er 1852 nach Dresden kam, war er ein Phänomen. Man kannte seinen Namen, aber die Erscheinung frappirte auf's Höchste. Der unzweideutige Beifall, mit welchem er hier aufgenommen wurde, die glänzenden Anträge, die man ihm stellte, vor Allem aber die zarte Natur seiner Frau, welche das Wiener Klima nicht gut zu vertragen schien, erweckten den Entschluß einer Uebersiedelung. Mit seiner gewöhnlichen Raschheit führte ihn Dawison aus. Das war jetzt vor zehn Jahren.

„Nicht sechs Monate wird er in Dresden bleiben," hieß es in Wien — aber Dawison blieb und ist noch jetzt da. Er sing nun an, wie er sagte, das Leben zu genießen, — allein wie genoß er? dadurch, daß er seinem Schaffenstrieb in neuen Richtungen zu walten erlern'te.

Von dem Ertrage eines Gastrollencyklus in Berlin baute er sich ein reizendes Haus. Er steckte mit ab und hantirte mit Hacke und Spaten in seinem Garten, denn er konnte kaum erwarten, eine Heimath zu haben, die er ganz und gar seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Willen verdankte. Aber der Sommer war noch nicht oft in den schönen Garten gekommen, als man die treueste Seele, die dem Manne angehangen hatte, aus ihm hinaustrug. Es war wieder leer; die Blumen wurden von fremden Menschen abgebrochen, das Obst fraßen die Sperlinge. Dawison ging in den Club, und wenn er Nachts nach Hause kam, setzte der Gärtner das Licht auf den Tisch und ließ ihn allein. —

Das war zu trostlos. Im Drange nach Betäubung ging Dawison nach Paris. Er war gerade dort, als über die ganze Erde das große Nationalfest der Deutschen, das Schillerfest, gefeiert wurde. Hier wurde das Fest zu einem kosmopolitischen. Vertreter aller Nationen, aller Stände überfüllten den Cirque de l'impératrice. Die Begeisterung für unser schönes Vaterland, durch deutsche Rede und deutsche Klänge gehoben, ergreift auch die Fremden. Eine schöne Erhebung liegt auf allen Gesichtern, es schwirrt und summt durch den kolossalen Raum. Plötzlich richten sich alle Operngläser auf einen Punkt. „Dawison — das ist er," geht es flüsternd durch den Saal — ein förmlicher Beifallssturm empfängt ihn. Er hatte sich bestimmen lassen, den dritten Act des Don Carlos vorzulesen. Bis in die fernsten Ecken dringt sein Wort, alle Gemüther mächtig ergreifend. Man hört nicht mehr athmen, bei der Unterredung des Königs mit dem Marquis Posa nur schlägt zeitweilig die Begeisterung durch, bei den Worten aber: „Geben Sie Gedankenfreiheit" — da dröhnt heller Jubel durch das Haus.

Alfred de Vigny, der berühmte Akademiker, fällt nach dem Schluß dem Künstler um den Hals: „Ah, que votre patrie est heureuse d'avoir un s- grand truggdien!" — denselben, den wir als polnischen Schreiber an der Criminal des Deutschen verpönt sein sahen. Damals ein Knabe, durch nichts bedeutend, als durch sein Genie und seinen Ehrgeiz, heute ein Mann, dessen Name unter den berühmtesten der Künstlerwelt genannt wird!

Die Aufgabe, die sich Dawison gestellt, läßt sich in wenigen Worten charakterisiren. Sein Bestreben ist: die auf der Bühne verloren gegangene Wahrheit wieder zu Ehren zu bringen. Man hatte im deutschen Theater verlernt zu sprechen; hohles Pathos und Schönrednerei machten sich breit, wo Shakespeare „der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten" befiehlt. Dawison ist bei aller Poesie der Auffassung, bei aller künstlerischen Durchführung seiner Aufgaben, stets wahr, und — die Hauptsache — er wirkt durch die einfachsten Mittel.

Wie er spricht und wie er lacht — wie er bittet und wie er verscht, das kann man nur von ihm selbst erfahren. Um seine Processnatur zu kennen, müßte man ihn in allen seinen Rollen, die er spielt oder gespielt hat, gesehen haben. Die auf unserm Bilde dargestellten Köpfe sind aus jener großen Zahl auf gut Glück herausgegriffen. In jeder Rolle ein Anderer. Wer erkennt in dem alterverrtrockneten, gutmüthigen Kanzlisten Lebrecht Knabe den übermüthigen Benedict aus „Viel Lärm um Nichts", wer in Franz Moor von heute den Falstaff von gestern? glaubst Du, daß Narciß und Oedipus sich in einer Person vereinigen können, und Ricaut de la Marlinière und Hamlet, und der aalglatte Perin und König Lear, Mercutio und Richard III.?"

Ein seltenes Gedächtniß kommt Dawison zu Hülfe. Er lernt nicht seine Rolle, sondern das ganze Stück und bedarf des Souffleurs nur wenig. Der Schauspieler giebt es nicht viele, welche ein so reiches Repertoir haben, wie er — in dem Zeitraume von 25 Jahren hat er über 550 verschiedene Rollen gespielt. Und doch findet er noch immer Zeit für sich und seine Freunde, denen er, unterstützt von einer anmuthigen Gattin, seine Häuslichkeit zu einem reizenden Aufenthalte zu machen weiß. Dawison hat sich vor kurzem zum zweiten Male verheirathet, und neben dem Genius der Schauspielkunst waltet in der kleinen Villa an der Ehemnitzerstraße nun auch die Muse des Gesanges.

Digitized by Google

Im Kerker der Hoffnungslosen.

Wenn man in Paris auf dem Bastilleplatz neben der Julisäule steht, so führt links von der breiten, jetzt auch macadamisirten Straßenader, welche die Vorstadt St. Antoine bis zur Barriere du Trône durchschneidet, eine ziemlich schmale Straße von unbedeutendem Aussehen nach Nordost. Es ist die Straße de la Roquette. Der ganze Charakter dieser Straße ist wesentlich verschieden von dem Charakter der andern Straßen, welche die in allen Pariser Revolutionen so berühmt gewordene Vorstadt durchschneiden. Sie ist einsamer, stiller und ruhiger; die Café's, Läden und Werkstätten verschwinden bereits noch vor der Stelle, wo die Straße den neuen Boulevard „Prinz Eugen" kreuzt; dann wird das Aussehen derselben von Schritt zu Schritt ernster ärmlich und schmutzig. Die Asphalttrottoire hören auf, das Pflaster wird unregelmäßig, die hohen Pariser Häuser schrumpfen zu einstöckigen, kleinen Gebäuden zusammen. Noch wenige Minuten, und das ganze große, glänzende und geräuschvolle Paris ist verschwunden; man sieht sich mit einem Male an die äußere Grenze der Vorstadt versetzt. Der Wechsel ist um so plötzlicher, da die Straße Roquette in ihrer ganzen Länge kaum eine Viertelstunde mißt. Jenseits des Boulevard „Prinz Eugen" wird der Charakter der Straße völlig traurig. Grabsteine, Steinkreuze, Totenkränze, Bilder, welche den Tod und das Grab darstellen, Cypressensträuße, Epheu- und Immortellenkränze bilden die Staffage der Erzeugnisse der ärmlichen Häuser; der Fremde, der die Straße zum ersten Male durchwandert, kann nicht mehr im Zweifel sein — die Straße de la Roquette muß zu einem Friedhofe führen. Und so ist es auch. Sie führt gerade zu der berühmten Begräbnißstätte der Stadt Paris, dem Friedhofe „Père Lachaise".

Aber sie führt noch an einer anderen Begräbnißstätte vorüber, die vielleicht die Wenigsten von den vielen Tausenden, welche die Straße zum Friedhofe des „Père Lachaise" wandern, kennen oder beachten. Kurz bevor die Straße den äußern Boulevard kreuzt, erheben sich zur rechten und zur linken Seite derselben zwei colossale Gebäude von düsterem, unheimlichem Aussehen. Halb schanzen sie wie Gefängnisse, halb wie befestigte Forts aus. Hohe Mauern schließen sie in ihrem ganzen Umfange ein. An den Ecken und über den vergitterten Eingangsthoren sind die hohen Mauern mit Thürmen gekrönt, und aus dem innern Raum dieser düstern Umfassung blicken nur die Giebel colossaler Gebäude an, welche auf der linken Seite der Straße eine sternförmige Gestalt haben. Zu welchem Zwecke dienen diese beiden finstern Gebäude? Das Gebäude links mit den hohen, sternförmig sich ausbreitenden Häuserzügen ist das Gefängniß für junge Verbrecher von sechs bis zwanzig Jahren. Es ist der einzige Pariser Kerker, welcher einen vollständig inhumanen Charakter trägt; denn in seinen Gängen und Zellen ist die Isolirhaft in ihrer äußersten Strenge eingeführt. Das Gebäude rechts ist nur in den Menschen, welche in demselben detinirt werden, und in dem Schicksale, dem diese Menschen entgegengehen, fürchterlich; in seinen Räumen und in der Behandlungsweise der Verbrecher, welche die diese Räume füllen, waltet die humane Behandlungsweise, welche ich in allen französischen Gefängnissen gefunden habe und welche niemals den Zweck der Haft überschreitet. Es ist das Gefängniß der Bagnosträflinge und der zum Tode Verurtheilten, der Lagerplatz des Ausschusses der Bevölkerung des Seinedepartements, bis sie in die Bagnos und nach den Deportationsplätzen in Cayenne abgeführt werden — oder bis sie die Guillotine besteigen. Aus diesem Gefängnisse erlösen nur zwei Dinge, die schrecklichsten im Menschenleben: das Bagno oder der Tod durch Henkershand. Das Gefängniß führt den Namen nach der Straße, welche an seinem finstern, vergitterten Eisenthore vorüberführt. Es heißt „la Prison de la Roquette." Sein Ursprung ist ganz neuern Datums. Es ist erst im Jahre 1851 erbaut.

Zwanzig Schritte vor dem vergitterten Eingangsthore, immer noch an der linken Seite der Straße de la Roquette, bemerkt der Vorübergehende im Pflaster fünf größere Steine von heller Farbe. Sie bilden ein großes Quadrat, der fünfte Stein liegt in der Mitte, wo die beiden Diagonalen des Quadrats sich schneiden. Diese fünf fast unscheinbaren Steine bezeichnen den fürchterlichsten Platz in Paris. Sie sind die Verkörperung schrecklicher Erinnerungen, welche bis in das vorige Jahrhundert zurückreichen. Die Erinnerungen triefen von Blut, Schmerz und Thränen. Wir stehen, mit einem Worte, hier auf dem Platze, wo bei jeder Hinrichtung in Paris die Guillotine aufgestellt wird. Nachdem dieses fürchterliche Instrument im verflossenen Jahrhundert bald auf dem Grèveplatze, bald auf dem St. Antoinsplatze, bald auf dem Revolutionsplatze, welcher heute der Einrachtsplatz heißt, gehaust hatte und in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts rund um die Barrieren von Paris herumgewandert ist, hat es endlich hier seit zehn Jahren seine bleibende Stätte gefunden. Aber es steigt auch hier nur während der Finsterniß der Nacht aus der Erde, um nach dem ersten Morgengrauen wieder zu verschwinden. Die Guillotine erfüllt ihr schauerliches Handwerk, bevor sich die Sonne über den Baumgruppen des Boulevard Hetzes am Himmel erhebt, nur verschwindet, ehe sie der Sonne in das strahlende Feuerauge blickt. Das fürchterliche Instrument schämt sich seines Daseins vor dem Jahrhundert, welches die Menschen mit Recht das Jahrhundert der Civilisation und der Humanität getauft haben. Oder schämen sich die Mörder, welche die Todesstrafe in diesem Jahrhundert der Bildung und der Humanität über den Häuptern ihrer Brüder aussprechen? Nein, diese Mörder haben das Gefühl der Scham lange verloren. Das ist ihr heutige Hinrichtungsplatz für Paris und für das Seinedepartement. Der zum Tode Verurtheilte bringt seine letzte Nacht auf der Erde entweder in den im hintern Hofe des Gefängnisses befindlichen Zellen für die Hinzurichtenden, in welche ich die Leser sogleich führen werde, zu, oder er wird aus dem andern Gefängnisse, in dem er bis dahin detinirt war, wenige Minuten vor seiner Hinrichtung in den vordern Hof der „Prison de la Roquette" geführt, wo ihn der Henker in Empfang nimmt.

Ich zog die Klingel an dem vergitterten Eisenthor, welches auf die Straße de la Roquette hinausführt. Das Thor und der kleine Hof, in den ich von außen hineinblickte, schauten so finster aus. Und draußen lachte die Erde im Blumenschmuck und Sonnenschein. Es war ein strahlender Octobertag. Dann öffnete sich das finstere Thor, Turcos im arabischen Burnus und bunkfarbigen Turban empfingen mich und führten mich zu dem Greffier. Ich zeigte ihm meine von dem Polizeipräfecten an alle Gefängnißdirectoren im Departement der Seine lautende Vollmacht vor, mich überall umherzuführen und in allen ihren Diensten und Functionen so genau und so weit zu unterrichten, wie es ihre Pflichten irgend gestatteten. Der Befehl des Polizeipräfecten erschloß mir auch das Gefängniß de la Roquette, welches sehr schwer zugänglich ist. Der Greffier klingelte. Es erschien ein Beamter des Gefängnisses. Ich bat mir als Führer einen der Brigadiers aus, welche bei Feliz Orsini, dem fanatischen Gegner Napoleon's, die letzte Nacht, bevor er das schöne Dampf auf das Beil der Guillotine legte, gewacht hatten. Der Greffier sagte mir die Erfüllung meines Wunsches zu. Der Brigadier sam. „Haben Sie bei Orsini die Nacht vor seinem Tode gewacht?" fragte ich ihn.

„Ja wohl, mein Herr," sagte der Brigadier. „Ich habe sowohl bei Orsini, wie bei Pierri und auch bei Rudio manche Nacht die Wache gehabt. Wie Sie wissen werden, brachten sie einundzwanzig Tage in la Roquette zu."

Wir gingen. Der erste kleine Hof schloß mit einem großen, mehrstöckigen Gebäude ab. Es dient zu Beamtenwohnungen, zum Aufenthalt für die Wachen — und zum Aufenthalt des Henkers, welcher hier das Opfer der Guillotine in Empfang nimmt. Heute füllten ihn die afrikanischen Soldaten in ihren malerischen Trachten. Ein zweites, mit eisernen Stäben vergittertes Thor führte in das Hauptgebäude des Gefängnisses von la Roquette. Es dient zum Aufenthalte und zu den Arbeitssälen der Bagnosträflinge und der Deportirten. Nach einigen Schritten standen wir in seiner Mitte. Die vier Seiten des dreistöckigen Gebäudes umgeben einen großen innern Hof. Ein Brunnen mit behändig fließendem Wasser bildet das Centrum desselben. Der weite Hof dient den Sträflingen als Aufenthaltsort und Spazierplatz für die Erholungszeit, wozu selbst in diesem Gefängnisse der schwersten Verbrecher zwei Stunden täglich bewilligt sind.

Da la Roquette durchschnittlich 860—900 Sträflinge enthält, welche ihre Abführung in die Bagno's oder nach den Deportationsorten erwarten, so lösen sich dieselben für die Freisstunden abtheilungsweise nach den einzelnen Divisionen ab. Auch zur Zeit, als ich den Hof besuchte, waren viele der Gefangenen in demselben anwesend. Sie gingen und sprachen miteinander, wo und wie sie wollten. Den berüchtigten Gänsemarsch, der in deutschen Zuchte

Digitized by Google

häusern eingeführt ist, um dem Gefangenen die einzige Erholungsstunde des Tages zu einer Stunde der Langeweile und der Ermüdung zu machen, und den ich auch in den meisten englischen Gefängnissen gefunden habe, kannte das Gefängniß la Roquette nicht. „Was für Strafen wenden Sie denn gegen die Gefangenen an, welche sich widersetzen?“ fragte ich meinen Begleiter, als wir zwischen den plaudernden und umhergehenden Gruppen der Bagnosträflinge hindurchgingen.

„Entziehung der Freistunden, der warmen Kost, auch nöthigenfalls Entziehung des Bettes und Einsperrung in eine dunkle Zelle,“ antwortete er.

„Nicht die Prügelstrafe?“ erwiderte ich.

Der Mann blieb stehen und blickte mich verwundert an. „Prügel?“ sagte er, „Prügel? Sie meinen doch Prügel mit dem Stock oder mit der Peitsche?“

„Allerdings, diese meine ich.“

Der Brigadier schwieg einen Moment. Dann fuhr er auf. „Herr,“ rief er, „in Frankreich prügelt man keine Menschen, auch keine Bagnosträflinge! Prügelt man denn in Ihrem Vaterlande Menschen? Sie sind wohl aus Rußland, wo man die Knute gebraucht?“

„Nein, ich bin nicht aus Rußland, wo man die Menschen mit der Knute züchtigt, ich bin aus Deutschland.“

Der Brigadier sah mich noch erstaunter an. Es schien ihm unerklärlich, daß es außer Rußland noch ein Land in Europa gebe, wo man Menschen mit dem Stock oder mit der Peitsche züchtige. Endlich erholte er sich von seinem Erstaunen. „Sagen Sie,“ wiederholte er, „ist es wahr, daß man in deutschen Gefängnissen prügelt?“

„Sicherlich,“ sagte ich ihm nochmals, „mit einer so fürchterlichen Sache scherzt man nicht. In den meisten deutschen Zuchthäusern wird die Prügelstrafe nicht selten dictirt und ausgeführt.“

„Prügelt man denn auch Frauen und Mädchen in deutschen Gefängnissen?“ fragte er weiter. Auf seinem Gesichte zeigte sich ein Ausdruck, als wenn er bestimmt ein „Nein“ erwarte.

„Allerdings,“ sagte ich, „man prügelt auch Frauen und Mädchen in deutschen Gefängnissen; man legt sie zu diesem Zweck auf einen Bock, den man „Fuchs“ nennt und auf dem ihnen Arme und Beine mit ledernen Riemen festgeschnallt werden. Die einzige Rücksicht, die man bei dieser Operation auf ihr Geschlecht nimmt, ist, daß man ihnen dabei seinene Hosen anzieht.“

Das wollte meinem braven Brigadier nicht einleuchten. Kopfschüttelnd murmelte er ein „Impossible!“ zwischen den Zähnen, während wir unsere Wanderung fortsetzten.

Wir betraten nun zunächst die Arbeitsäle der Sträflinge, welche sich in den verschiedenen Etagen des dreieckigen Gebäudes befinden. Sie waren hoch, reinlich und lustig, enthielten aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als die Verbrecher, welche hier ihren Fähigkeiten oder dem früher betriebenen Handwerke gemäß beschäftigt wurden. Da arbeiten Schuster, Schneider, Lederzubereiter, Pantoffelmacher, Schmiede, Schlosser, Tischler in den hierzu eingerichteten Werkstätten bis zu dem Tage, wo sie die Reihe der Deportation über das Meer trifft. Aber in diesen grauen, wollenen Jacken und Hosen steckte das gefährlichste Gesindel Frankreichs. Jeder der Gesellschaft war wenigstens ein viel bestrafter Dieb. Wie mancher hatte unter der Anklage des Mordes, der Fälschung und des Straßenraubes gestanden! Während wir durch die verschiedenen Werkstätten gingen, erzählte mir mein Begleiter, indem er mich bie und da auf einzelne Galgenphysiognomien aufmerksam machte, eine lange Reihe haarsträubender Geschichten, in denen Diebstahl mit Giftmischerei, Notzucht und Mord die Hauptrolle übernommen hatten. Ich sah junge Sträflinge, die kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatten, mit sanften, weichen Gesichtszügen, und doch hatten sich ihre Hände bereits mit den schändlichsten Verbrechen befleckt, und alte Männer mit weißen Haaren, auf deren Gesichtern die Galeere tiefe Furchen gezogen; ich sah ausgemergelte Gestalten, Augen voll Bosheit und niederträchtiger Tücke und Stirnen, auf denen die Gemeinheit ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Aber wozu diese lange Gallerie von Laster und Verbrechen schildern? Es wurde mir unheimlich zu Muthe, wenn ich im Vorübergehen ihre Kleider streifte, und noch heute überläuft mich, während ich schreibe, in der Erinnerung ein Gefühl des Ekels und des Widerwillens. Doch selbst diese Kerle wurden nicht geprügelt, sie wurden in ihrer Verpflegung auf das Menschlichste behandelt, wenn sie auch vom Menschen oft nur die Gestalt behalten hatten. Sie arbeiteten nur von Morgens acht bis Abends acht Uhr, und diese zwölfstündige Arbeitszeit umschloß noch zwei Freistunden. Sie erhielten zu ihrer Nahrung nicht jene wenig schmackhafte Gemüsesuppe, welche man in deutschen Zuchthäusern austheilt, sondern nahrhafte und gut zubereitete Speisen, wenn sie auch nur zweimal die Woche, am Donnerstag und am Sonntag, Fleisch bekamen. Morgens und Abends, zum Frühstück und zum Mittagessen, erhielt Jeder einen Labetrunk. Die Freistunden und die Stunden von Abends acht Uhr an gehörten ihnen. Sie konnten mit dieser Zeit machen, was sie wollten. Sie konnten arbeiten, spazieren gehen oder lesen.

Zu diesem Zwecke enthielt la Roquette eine nicht unbedeutende Bibliothek, aus welcher sich jeder Sträfling wöchentlich ein Buch einnehmen konnte. Ich ließ mir die Bibliothek zeigen, der ein Sträfling als Bibliothekar vorstand. Die Bücher, welche ich aus den Fächern zog, waren belletristischen, historischen oder wissenschaftlichen Inhalts; ich fand manche Reisebeschreibung, manches naturwissenschaftliche Buch; religiöse oder kirchliche Schriften sind mir weniger zu Gesicht gekommen. Abends war es den Sträflingen gestattet, bis zehn Uhr in ihren Schlafstuben zu lesen. Jeder besaß eine eigene Zelle zum Schlafen, die sich in langen Gallerien nebeneinander an der äußeren Seite des Gefängnisses herumzogen. Jede Zelle hatte die Aussicht auf die hohe Mauer, welche, wie ich schon erwähnte, das Gefängniß der Bagnosträflinge und der zum Tode Verurtheilten in einem ungeheuren Quadrate umschloß. Es fiel mir auf, als ich mit meinem Brigadier diese langen Gänge durchschritt und mir einige Zellen öffnen ließ, daß die Eisengitter nicht dicht vor den Fenstern, sondern in einer Entfernung von vielleicht einem halben Fuß vor den Oeffnungen angebracht waren. Als ich den Kopf hinausstreckte, fand ich, daß es möglich war, mit dem Gefangenen in der Nachbarzelle, wenn derselbe ebenfalls den Kopf aus dem Fenster steckte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Ich äußerte mich hierüber zu meinem Begleiter, und er erwiderte mir: „Das ist richtig; es geschieht dies auch allabendlich von 9½ bis 10 Uhr. Diese halbe Stunde vor dem Schlafengehen ist den Unglücklichen zu einer Unterhaltung gestattet. Wenn die Uhr des Gefängnisses zehn Uhr schlägt, rufen die, wie Sie bemerken, dort unten an der Mauer aufgestellten Schildwachen, die Lichter auszulöschen. Dann ist die Unterhaltung zu Ende.“

Was sagen die Zuchthausverwalter einiger deutschen Staaten zu einer solchen die Individualität des Menschen berücksichtigenden Maßregel im Pariser Gefängniß der Bagnosträflinge, sie, in deren Gefängnißhöfen die Schildwachen den Befehl erhalten, nach dem Kopfe des Gefangenen zu schießen, der sich an den Fenstern zeigt?

Das Mittelgebäude des großen Hofes hat einen zweiten Durchgang. Dieser führt in einen kleinern Hof. Ein Springbrunnen steht in der Mitte desselben, von einigen Rasenplätzen und von Bäumen umgeben. Der Hof ist von zweistöckigen Gebäuden eingefaßt. Es ist hier gar still und einsam und der Contrast um so auffallender, wenn man aus dem Geräusch und Geschwirr des großen Hofes mit seinen ihn umschließenden Werkstätten kommt. Auch ich empfand diesen Contrast, als ich mit meinem Begleiter eintrat; ich hörte nichts, als das Rauschen des in ein weites steinernes Becken zurückfließenden Wasserstrahls. „Wozu dient dieser Hof?“ fragte ich den Brigadier.

„Es ist der Hof der zum Tode Verurtheilten,“ erwiderte er.

Ich schauderte einen Augenblick. „Der Hof der zum Tode Verurtheilten!“ wiederholte ich mechanisch. „Hier sahen Orsini und Pieri zum letzten Male den blauen Himmel und die grüne Erde.“ Wenn ich auch die That der fanatischen Italiener nicht billigen konnte, so wollte mich doch ein Gefühl der Wehmuth beschleichen, wenn ich an die letzten Augenblicke dieser Männer dachte, denen im schönsten Lande der Erde der blaue Himmel zum ersten Male lachte.

„Sie fragten nach Orsini und Pierri,“ sagte mein Begleiter. „Hier ist der Hof, wo sie einen Theil des Tages zubrachten.“

Schweigend ging ich durch die Gänge des kleinen Gärtchens. Die Mittagssonne blickte so golden aus dem azurblauen Himmel hinein, der Rasen war von seltener Frische. Ringsum Alles still. Nur das Wasser plätscherte in Millionen silberner Tropfen über den Stein.

„Ich werde Ihnen nun die Gefängnisse der zum Tode Verurtheilten zeigen,“ sprach der Brigadier.

Er schloß eine starke mit Eisen beschlagene Thüre auf, welche

Digitized by Google

aus dem Gebäude in den Hof führte. Wir traten durch dieselbe auf einen Gang, welcher im Innern des Hauses den Hof von drei Seiten umgab. Auf den Gang öffneten sich eine Menge Zimmer, die zur Apotheke, zum Sectionssaale, zur Todtenkammer, zu einem Consultationszimmer für die Aerzte und zu andern administrativen Zwecken des Gefängnisses dienten. Der Brigadier schloß zwei anstoßende Zimmer auf. Ich trat ein. Ich befand mich im Gefängnisse Orsini's und Pierri's während ihrer einundzwanzigtägigen Haft in „Prison de la Roquette".

Die Zimmer waren nicht unfreundlich. Sie waren groß und hoch. Das Zimmer Orsini's hatte eine fast viereckige Gestalt. Das Zimmer Pierri's war um die Breite des Ganges länger. Die Wände hatten einen gelben, oderfarbigen Anstrich; das von außen mit starken Eisenstangen vergitterte Fenster war ziemlich groß und in der obern Hälfte der Wand. In der Ecke jedes Zimmers stand eine eiserne Bettstelle, während sich ein kleiner, weißer Porzellanofen in der Mitte befand. Außer einigen Rohrstühlen waren keine Möbeln im Zimmer. Der Fußboden war gedielt. In ihrem Aeußeren hatten beide Zimmer also nichts, was an ihre schreckliche Bestimmung erinnerte.

„Die Zimmer auf diesem Gange und im zweiten Stock dienen den zum Tode Verurtheilten zum Aufenthalte, bis sie zur Hinrichtung vor das Gefängniß hinausgeführt werden," sagte der Brigadier. „Augenblicklich ist Niemand in la Roquette, dem die Guillotine bevorstände. Die Zimmer werden erst möblirt, wenn sie bezogen werden. Dort links wohnte Pierri, hier rechts Orsini. Sie sehen, beide Zimmer trennt nur eine Wand. Rudio befand sich im obern Stock."

„Hatten Sie häufig die Nachtwache bei Orsini und Pierri, Brigadier?" fragte ich.

„Mehrere Male. Sie wissen, Beide brachten einundzwanzig Tage hier zu. Bei Orsini wachte ich die Nacht vor seinem Tode."

„Wird bei allen zum Tode Verurtheilten die Nächte vor ihrem Tode gewacht?"

„Bei Allen; Sie sehen dort die zwei Stühle, dem Bette gegenüber. Auf dem einen sitzt der Gefängnißbeamte, auf dem andern ein Soldat, das Auge auf das Bett des Verurtheilten gerichtet."

„Waren Orsini und Pierri heiter und ruhig während der Zeit, wo sie hier detinirt waren?"

„Bis zum letzten Augenblick waren sie heiter und sogar fröhlich. Wenn sie von dem Attentat sprachen, bedauerten sie nur, daß es nicht gelungen sei. Pierri sang zuweilen in seinem Zimmer die Marseillaise oder den Gesang der Girondisten. Dann saß er oft stundenlang da auf dem Mauervorsprung an der Thür und schaute zum Fenster hinaus nach dem Himmel, oder er unterhielt sich mit der Wache, oder er klopfte einmal an die Wand und rief „Orsini", der in ähnlicher Weise antwortete. Sie hielten sich auch mehrere Stunden des Tages in dem kleinen Gärtchen auf dem Hofe auf, von wo wir eingetreten sind, natürlich nach einander. Erst am Morgen ihrer Hinrichtung sahen sie sich wieder, hier auf dem Gange, als sie aus dem Zimmer traten. „Eh bien," rief Orsini, „wo ist denn Rudio?"

Pierri lachte. „Ich habe es mir gedacht, daß wir Beide den Gang allein machen würden," erwiderte er."

„Und Orsini's letzte Stunden, Brigadier? Schlief er ruhig in der letzten Nacht?"

„Ganz ruhig, sechs Stunden. Ich habe nicht bemerkt, daß er erwachte. Nach vier Uhr stand er auf. Er frühstückte und war ganz heiter. Von Neuem sprach er von dem Attentat und bedauerte abermals, daß es nicht gelungen war. Dann kam der Priester. Orsini's Haltung blieb ganz dieselbe, fest, ruhig und heiter. Hier auf dieser Stelle sah er Pierri wieder, wie ich Ihnen schon sagte. Sie begrüßten sich Beide in herzlichster Weise. Wenn es Ihnen beliebt, so gehen wir nun. Sie haben Alles gesehen. Ich werde Sie nun den Weg führen, den Beide zum Tode gingen. Oder wollen Sie erst noch Rudio's Zimmer sehen? Sie wissen, er wurde auf Verwendung seiner Frau begnadigt, nach Cayenne deportirt und ist von dort entkommen."

„Ich weiß. Rudio's Zimmer interessirt mich nicht. Gehen wir, Brigadier."

Der Gefängnißbeamte verschloß die Zimmer Orsini's und Pierri's von Neuem. Am Ende des Ganges stiegen wir eine kleine hölzerne Treppe hinauf. Wir befanden uns im obern Stock des Gebäudes. An demselben schloß sich der lange Gang, an dessen beiden Seiten die Schlafzellen der Sträflinge liegen und der wieder zum vordern Hofe des Gefängnisses führt.

„Hier gingen sie Beide zum Tode," sagte mein Begleiter, als wir in dem Gange dahin schritten; „Pierri ging voran, Orsini drei Schritte hinter ihm, der Priester neben Orsini. Auf dem ganzen Wege sang Pierri mit lauter, tönender Stimme den Gesang der Girondisten. Orsini sang nicht; er wiederholte nur zuweilen die Worte „du calme". (Ruhig!) Beide sahen stolz und, ich möchte sagen, fröhlich aus."

Ich las auf dem Gesichte meines Begleiters ganz deutlich die Empfindung, welche die Erinnerung noch heute in ihm wach rief. Er schwieg einen Moment.

„Weiter, Brigadier," sagte ich, „weiter."

„Nun, draußen im kleinen Hofe wurden Beide dem Henker übergeben. Der Henker wartet immer im vordern Hofe, er kommt nur in den Hof der zum Tode Verurtheilten, wenn der Verurtheilte sich zu gehen weigert und sich widersetzt."

„Hat Orsini den bekannten Brief an Napoleon geschrieben?"

fragte ich im Weitergehen.

„Das kann ich nicht wissen," sagte mein Begleiter. „Der Director des Gefängnisses hielt sich oft längere Zeit bei den drei Gefangenen auf."

Wir waren währenddem wieder in den vordern Hof von la Roquette gelangt. „Es war ein grauer Wintermorgen," erzählte mir der Brigadier noch, bevor ich ihn verabschiedete, „vor sechs Uhr. Da draußen war die ganze Vorstadt auf den Beinen. So weit man sehen konnte, erblickte man Kopf an Kopf. Man hörte ein lautes Weinen und Schluchzen unter der Menge, als Orsini und Pierri das Schaffot betraten. Pierri sang noch den Refrain des Girondistenliedes, als er die Stufen des Schaffots hinanstieg, „mourir pour la patrie, mourir pour la patrie!" „Vive la France, vive l'Italie!" rief Orsini, als er von dem Schaffot die Menge überblickte, bevor er das Haupt auf das Bret legte."

Wieder stand ich allein vor dem schrecklichen Thore von la Roquette auf der Stelle, wo das Schaffot aufgestellt wurde. Vor dem Auge meiner Seele erschien das geisterbleiche Antlitz Felix Orsini's, wie ich es in einem vortrefflichen Bilde bei meinem Freunde Karl Blind in London sah. Und als ich die Straße la Roquette aufwärts nach dem Bastillenplatz ging, da sang ich unwillkürlich mit halblauter Stimme den Gesang der Girondisten. Da war er ja, der Platz, wo das Volk von Paris einst die Bastille stürmte; da sind noch alle die Straßen, welche in die aufrührerische Vorstadt St. Antoine führen. Da weiß ja jeder Stein von den Revolutionen zu erzählen, welche seit siebenzig Jahren fast immer von diesem denkwürdigen Platze ausgingen und ihre Erschütterungen über Europa trugen. Wer vermag zu bestimmen, ob der Tag nicht nahe ist, wo hier wieder das alte „Allons enfants de la patrie" erbraust? Wer kann sagen, ob es vor oder in den Tuilerien ausklingt?

Gust. Rasch.

Bilder aus dem Thiergarten in Hamburg.

Von Brehm.

2. Unsere Bären.

Die Naturgeschichte „Meister Brauns", des allbekannten und hochberühmten Gewalthabers im Thierreiche, ist wiederholt zum Gegenstande ausführlicher Darstellung geworden. Der Bär spielt nicht blos in der Wissenschaft seine Rolle, er lebt auch in Wort und Bild im Volksliede und in der Volkssage, in der Wappenkunde und in der Kunst. Die Dichtung aller Völkerschaften, welche mit ihm in Berührt kommen, hat sich seiner bemächtigt, die Völker haben den plumpen, einfältigen Gesellen ausgebeutet, leiblich

Digitized by Google

wie geistig. Andere Raubthiere lassen gleichgültig oder werden gefürchtet. Der Bär wird geachtet und verehrt. Die feierlichen Gebräuche zur Versöhnung der abgeschiedenen Bärenseele, welche die Indianer Nordamerikas anstellen, die Ehrenbezeigungen, welche sibirische Völkerschaften dem Thiere erweisen, sind nichts anderes, als Erläuterungen unserer eigenen Ansicht.

Es kostet Ueberwindung, ehe man sich eingesteht, daß unsere Anschauungen auf falschen Voraussetzungen oder richtiger auf Mangel an Kenntniß des Bären und seines Wesens beruhen. Wer sich aber vorurtheilsfrei mit Meister Braun beschäftigt, ihn mit anderen Raubthieren vergleicht und sein Wesen einer strengeren Prüfung unterwirft, muß nach und nach doch dahin kommen, sich zu sagen, daß der Bär ein dem allgemeinen Urtheil widersprechendes Geschöpf ist, daß er die Achtung, welche er genießt, nicht verdient.

Das vergangene Jahr hat mir Gelegenheit gegeben, nicht nur unseren braunen Bären, sondern auch seine Verwandten tagtäglich zu beobachten — den braunen Bären in allen Lagen, welche das Gefangenleben eines Thieres möglich macht. Diese Beobachtung hat mein früheres Urtheil gänzlich verändert. Ich habe in einem von Roßmäßler und mir verfaßten Buche, welches Schilderung der Thiere unseres Waldes bezweckt, diesem Urtheil in folgender Weise Worte zu geben versucht:

„Der Bär ist ein in geistiger Hinsicht entschieden tief stehendes Thier. Jede Katze, jeder Hund und jeder Marder erhebt sich hoch über ihn. Sein Verstand ist gering. Er besitzt weder große List, noch besondere Beurtheilungsfähigkeit; er hat ein schwaches Gedächtniß und eine nur geringe Erfindungsgabe. Im Verhältniß zu seiner Stärke ist sein Muth nicht der Rede werth. Nur der in höchsten Zorn gebrachte Bär wird furchtbar; für gewöhnlich weicht das gewaltige Thier vor dem schwachen Jagdhunde. Der Bär ist geistig weit unbeholfener, als leiblich. Er lernt wenig und dies Wenige nicht mit Verständniß, sondern nur nach und nach, in Folge der Angewöhnung. Mit anderen Thieren oder mit dem Menschen befreundet er sich nicht. Er erkennt die Oberherrschaft des letzteren an, ordnet sich ihr aber keineswegs aus freudigem Bewußtsein, sondern nur aus Feigheit, in Erinnerung an viele Prügel unter. Dem einzelnen Menschen beweist er selten eine besondere Anhänglichkeit. Er unterscheidet seinen Wärter zwar von anderen Leuten, behandelt ihn aber auch nicht anders, als jeden Fremden, welcher sich mit demselben Geschick wie sein Wärter mit ihm beschäftigt. Jede Handlung des Bären beweist einen schwachen, niedrig stehenden und bildungsunfähigen Geist. Die dem Thiere nachgerühmte Ehrlichkeit ist nur als Plumpheit, die offene Geradheit als Tölpelhaftigkeit zu deuten. Gutmüthig ist der Bär keineswegs; er wird im Gegentheil wie alle tiefstehenden Charaktere augenblicklich zornig, wenn ihm etwas nicht nach seinem Wunsch geht."

Dieses Urtheil stand fest und war abgefaßt, bevor der Bär des Kölner Thiergartens einen Beleg für seine Richtigkeit lieferte, wie er trauriger nicht gegeben werden konnte. Ich will erzählen, welche Beobachtungen ich gesammelt hatte, bevor ich den Stab über den Bären brach und mir herausnahm, einem Tschudi und anderen tüchtigen Naturforschern zu widersprechen.

Wenige Tage nach Beginn meiner Wirksamkeit als Leiter des Hamburger Thiergartens, zu Ende Januars, brachte mir der Inspector des Gartens die Nachricht, daß die seit October des vorigen Jahres im Zwinger wohnende Bärin zwei Junge geworfen habe. Man kann sich meine Freude denken. Ein junges Thier ist für mich fast dasselbe, was ein neugeborener Mensch für Andere. Seine Entwickelung giebt mir Gelegenheit zu anziehenden, fesselnden Beobachtungen. Ich hoffte solche auch diesmal machen zu können, und — wurde schmählich getäuscht.

Die Bärin hatte sich eine der Zellen des Zwingers zu ihrem Wochenbette erkoren und dort die Jungen einfach auf den Holzboden derselben geworfen. Doch nahm sie Stroh, welches ihr zugereicht wurde, mit Freuden an und machte sich sofort darüber her, ihre Lagerstätte entsprechend zu verbessern. Es schien, als ob sie ihre Kinder mütterlich pflegen werde.

Ich will unentschieden lassen, ob ich einen Fehler beging, als ich anordnete, daß die beiden Eltern getrennt würden. Trübe Erfahrungen, welche früher gemacht wurden, ließen mir solche Trennung gerechtfertigt erscheinen. Ich wußte, daß Meister Braun vom Vaterglück zweifelen eigene Ansichten hat, daß er seine Sprossen erst später als Prinzen von Geblüt anerkennt, bald nach ihrer Geburt dagegen Gelüste zeigt, wie weiland Vater Saturn, der Unerfättliche. Vorsicht war jedenfalls angerathen. Die jungen Bärlein waren in der Größe acht Tage alten Jagdhunden etwa gleich, der vom Leibe, mit dünnen, kurzen, seidenglänzenden, graugelblichen Haaren ziemlich spärlich bekleidet, blind, äußerst hülflos, jedoch schon gut bei Lunge. Ihre Stimme, welche man häufig vernahm, erinnerte an das Geschrei eines neugeborenen Kindes.

In einem sorgfältig gearbeiteten Bericht des galizischen Naturforschers Pietruwsky hatte ich gelesen, daß eine Bärin, welch von ihm in Haft gehalten worden war und währenddem Junge bekam, diese mit großer Liebe und Zärtlichkeit behandelt, sich um die Außenwelt nicht gekümmert und ausschließlich ihren Kindern gelebt hatte. Die Hoffnungen, welche ich auf unsere Bärin setzte schienen also gerechtfertigte zu sein. Sie waren dies aber nicht. Ich beobachtete bald, daß unser Bärenpaar sein Gitter nicht zu würdigen verstehe. Es schien mir, als ob in der Seele der Mutter die süße Gewohnheit der Gattenliebe mit dem natürlichen Triebe welcher Zärtlichkeit zum Kinde verlangt, in Streit begriffen wäre Die Bärin sehnte sich offenbar nach ihrem hohen, wie sie gelang weilten und verstimmten Gemahle. Ihre Sehnsucht ließ sie di Mutterpflichten vergessen. Gesühlles schleppte sie ihre Kinder in der Zelle auf und nieder, unachtsam warf sie die Hülflosen an den harten Boden hin. Das eine starb schon wenige Stunden nach der Geburt, wie es schien, an Nabelverblutung, das andere folgte ihm zwei Tage später nach. Die abscheuliche Mutter hatt es verschmachten lassen! Unbekümmert um die Leiche ihres Kindes verlangte sie einzig und allein nach dem Bären, und als ihr Be gehr erfüllt wurde, stürzte sie sich gleichsam freiwlockend auf ihn zu beinah in seine Arme.

Meine Entrüstung über die Erbärmliche wurde gemildert durc diesen Beweis des Gefühles. Ich war pflichtschuldigst erbaut un gerührt von solch treuer Anhänglichkeit an den Gatten. Ich konnt nicht unterlassen, meiner abscheulichen — von einem verkrüppelten Schöngeist auch gebührend gerügten — Angewohnheit Folge zu geben, nämlich den Bären mit dem Menschen, bezüglich dessen ebe leichte Treue mit der des erhabensten Thieres zu vergleichen. Da Ergebniß meines Nachdenkens söhnte mich aus mit den Bären.

Ich sollte abermals getäuscht werden. Mitte Mai begann di Bärzeit. Wir hatten in unserem Zwinger außer den Eisbären den nordamerikanischen Baribals und unseren gemeinen Bären noch einen männlichen Aasbären, welcher unverkennbar groß Sehnsucht nach weiblichem Umgange an den Tag legte. An de Treue des erstenwähnten Bärenpaares zu zweifeln, wäre mir al Frevel erschienen, und ich ging deshalb um so lieber auf den Wunsch der Gesellschaft, gedachtem Junggesellen zu einer passenden Lebensgefährtin zu verhelfen, ein, als ich hoffte, daß die gegenseitige Hingebung des ersten Bärenpaares auch dann nicht gestört werden würde, wenn ich ein zweites treuinnig verbundenes Paa zu ihm bringen würde. Es wurde also eine Bärin für den ver heirathungslustigen Aasbären gekauft und zu ihm gebracht. Di Holde konnte allerdings nicht zu den Schönheiten ihres Geschlecht gezählt werden. Sie hatte ihre erste Jugend auf Reisen zugebrach und als Schaustück in Thierbuden gegänzt. Im Laufe dieje wechselreichen Lebens war sie, vielleicht bei einem unliebsamen Streit mit einem der Herren wandernden Thierkundigen, um eins ihre Augen gekommen. Aber sie war ein Weib und bewahrte jeden falls die Würde und wenigstens einige Reize ihres Geschlechte.

Petz, der ehelose Bär, war sichtlich erfreut, mit ihr vereinig worden zu sein. Er schien die Schönheitsmängel der ihm Be stimmten als Folge neidischer Mißgunst des Schicksals zu betrach ten, mit welcher oder welchem nicht zu rechten. Mit großer Zärt lichkeit nahte er sich ihr, und bald hatten sich Beide verständig Die Zeit schien günstig, das verbundene Paar dem andern zuzuge sellen. Es geschah. Die Thür der Zelle wurde aufgewunden, di einäugige Bärin schritt voran, ihr Gemahl, dessen Brust Hochge fühle zu durchwogen schienen, folgte. Beide befanden sich in Zwingerraume, mit den anderen Paare zusammen.

Eine allgemeine Besitzrung sämmtlicher Bären war die Folg meines übereilten Beginnens. Sämmtliche vier Bären schlugen i seltener Uebereinstimmung klappend ihre achtungswerthen Gebiß zusammen, schnaubten, brummten, brüllten. Sie fürchteten sich ge genseitig, wie die beiden alten Weiber in Gellert's Fabel. Di frühere Eigenthümerin der Wohnung stieg auf den Kletterbaum un sah ängstlich nach unten; die Neuvermählte gerieth in Todesangst gedachte plötzlich vergangener Zeiten und begann alle Unarten z

Digitized by Google

zeigen, welche Raubthiere anzunehmen pflegen, die einen Theil ihres Lebens im engen Käfig verbracht haben. Sie sprang gleichsam tanzend wie rasend auf und nieder — offenbar aus reiner Angst. Die beiden Bären umgingen sich mit bleisgarenden Blicken und noch mehr verrathendem Gebrumm, beschnupperten sich, brüllten und — bogen beide ängstlich die Köpfe zur Seite in berechtigter Erwartung furchtbarer Ohrfeigen, welche gegenseitig ausgetheilt werden konnten. Die ursprüngliche Gebieterin des Zwingers saß oben auf dem Kletterbaume und schnappte, die Einäugige tanzte, als ob ihre Glieder aus Stahl gebaut wären und durch Dampfkraft bewegt würden, die edlen Recken fuhren in ihren gegenseitigen Prüfungen fort. Von Minute zu Minute wuchs die Aufregung; die Zwingerbärin war ganz außer sich, obwohl ihr Herr Gemahl sie wiederholt zu beruhigen versuchte, zu ihr hinaufstieg, sie beschnüffelte und dabei brummte, als wolle er ihr Muth einsprechen.

Dagegen schien auch sie ihn zum Handeln antreiben zu wollen; er zeigte aber durchaus keine Lust, mit dem anderen Kämpen anzubinden. Scheinbar in höchster Seelenruhe ging er im Zwinger auf und nieder, ohne sich um den Eindringling zu kümmern. Um so aufmerksamer bewies er sich gegen die Einäugige, gegen das Weib seines Feindes und dies in Gegenwart seiner rechtmäßigen Gemahlin! — eine Aufmerksamkeit, die sich bis zu den zärtlichsten Liebkosungen steigerte.

Diese beruhigende Beirrung des einen Bären fand selbst im Herzen des anderen Wiederhall, und erregte in ihm tugendhafte Entrüstung. Eine furchtbare Ohrfeige, welche er dem Sünder verabreichte, war das Ergebniß eines länger währenden Nachdenkens über die verdammenswerthe Handlung, welche schamlos in seiner Gegenwart begangen worden war. Die Ohrfeige, welche einen Ochsen betäubt zu Boden geworfen haben würde, war das Zeichen zum Kampfe, welcher sofort in ernsthafter Weise begonnen wurde und — in Wohlgefallen sich auflöste. Die feigen Kämpen begnügten sich mit einer gegenseitigen Umarmung etwas stürmischer Art, fletschten die Zähne, schnappten, schnauften und ließen plötzlich wieder von einander ab, worauf sie, grollend zwar, aber doch unbefähigt und zwecklos im Zwinger umherliefen. Ich war empört. Jede Katze, jeder Hund, — jede Spitzmaus würde sich muthiger benommen haben! Ich verachtete die Feiglinge aus tiefster Seele.

Man begreift, daß ich wenig Vertrauen mehr hatte, an alten Bären die ihnen nachgerühmten guten Eigenschaften zu entdecken. Ich wandte mich also um so lieber zwei jungen, der Erziehung fähigen Bären zu, welche wir bald nach diesem Vorfalle erhielten. Meine Hoffnung wuchs, als sie wirklich gewissen Erwartungen zu entsprechen schienen. Ein zweites Paar, in etwa gleichem Alter, kam mir sehr erwünscht, ich hatte jetzt vier hoffnungsvolle Zöglinge.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß sich alle vier ihres Namens durchaus würdig, d. h. als echte Bären zeigten. Höflich und artig konnte man sie nicht nennen, diese Söhne der Wildniß; man hatte vielmehr oft Gelegenheit eine große Ungeschliffenheit an ihnen zu rügen. Dabei schienen sie eine hohe Meinung von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu besitzen; wenigstens bekundeten sie eine merkwürdige Starrköpfigkeit in der Beschäftigung, die sie sich einmal vorgenommen. Aber sie waren ganz ungemein, ich möchte sagen bestechend komisch. Ihr Auftreten hatte mit dem kleiner Buben, welche die ersten Hosen und zwar dem zarten Kindesalter entsprechend eingerichtete Hosen tragen, täuschende Aehnlichkeit; ihr Benehmen erinnerte an gewisse liebenswürdige Unarten, wie solche als Ergebnisse einer, wenn auch nicht gerade allen Ansprüchen genügenden, so doch ungebundenen Erziehung munteren Kindern anhaften. Unsere vier Bären waren, um es ungeschminkt zu sagen, vollendete Flegel.

So lange die lieben oder, wie die schönen Besucherinnen unseres Gartens sich auszudrücken pflegten, die „süßen" Thierchen gesättigt in ihren Käfigen lagen, beschäftigten sie sich mit der anerkennenswerthen Arbeit, an ihren Vertretern zu saugen. Dabei ließen sie ununterbrochen ein beifälliges Gebrumm — denn Gebrumm konnte man es nicht nennen — vernehmen, welches schließlich mit lautem Schmatzen beendet wurde. Hatten sie sich an dieser tiefsinnigen Beschäftigung Genüge gethan, so begannen sie zur Abwechslung eine kleine Balgerei, welche in aller Freundschaft begonnen, durch die Zauberwirkung einer unverhofft empfangenen Ohrfeige aber regelmäßig zu ernsterem Kampfe umgewandelt wurde und mit erklärtem Unfrieden endete. Grollend und mit den kleinen Schweinsaugen bösartig schielend oder dem Anderen Zornesblitze zuschleudernd, zog sich hierauf jeder wieder in seine Ecke zurück, betrachtete in wehmüthiger Erinnerung an die süße Mutterbrust seine Pranken, begann an ihnen zu saugen, begann zu summen und summte allen Zorn aus seinem Herzen. Bald regten sich der Uebermuth und die jugendliche Spielsucht wieder, ein neues Kampfspiel wurde ausgeführt, von Neuem verwüstete man sich, und wiederum mußten die Tatzen herhalten. Ich bemerkte die Bären förmlich um diese Tatzen, welche so treffliche Ableiter des Unmuths zu sein schienen, weil ich brachte, daß unsere guten Landesväter, hätten wir solche Tatzen, doch recht zufrieden, froh und glücklich sein würden.

Die Stunde des Fressens veränderte bei den jungen Bären natürlich das ganze Wesen. Sie wurde schon lange vorher durch ein höchst aufrührerisches Gebrüll als eine jedwlich erwartete verkündet. Der Magen schien sich durch Gesumme nicht einschläfern zu lassen, verlangte vielmehr sein Recht in ungestümer Weise. Mit unbeschreiblicher Gier fielen die Bären über ihr Futter her; sie zeigten sich so recht als das, was sie sind, als das Schwein unter den Raubthieren. Von anständigem Fressen, wie man es bei Katzen oder Hunden trotz alles Hungers beobachten kann, war keine Rede. Unsere Bären erstickten fast über der Arbeit und schienen richtig bei den Schweinen die Regeln des Anstandes erlernt zu haben. Sobald der Trog, welchen man ihnen bis zum Rande gefüllt hatte, geleert worden war, legten sie sich, befriedigt von den Freuden des Lebens, wiederum nieder und summten, an den Tatzen saugend, gar vergnüglich.

Wenn ich eben anteutete, daß Bären mit den Schweinen in manchen Stücken übereinstimmen, muß ich zum Ruhm der ersteren sagen, daß sie sich durch ihre Reinlichkeitsliebe von letzteren unterscheiden. So lange ein Bär Wasser zu seiner Verfügung hat, badet er sich, und in der Regel hält er sein Fell immer in Ordnung. Unsere jungen Bären konnten im engen Käfig die Wohlthat des Bades nicht empfangen; sie mußten deshalb zuweilen an das Wasser gebracht und dort gebadet werden. Das Becken, in welchem ein Seehund zwanzig Stunden des Tages verträumte, schien mir besonders geeignet, um als Badewanne zu dienen. Besagtes Becken war aber freilich einige hundert Schritte von den Käfigen meiner Zöglinge entfernt, und wir mußten also jedesmal mit ihnen einen guten Theil des Gartens durchschreiten.

So lange die Bären noch klein waren, ging die Sache vortrefflich. Die Thüren der Käfige wurden geöffnet, alle vier Insassen stürzten in's Freie, schnaubten sich gegenseitig an, balgten sich und rannten hierauf hierher oder dorthin, in der entschiedenen Absicht, Beute zu machen. Sie stürzten sich mit Raubthierefer auf jedes lebende Geschöpf ohne Unterschied der Größe, zeigten sich einer Taube oder einem Affen gegenüber äußerst muthig, Angesichts eines Ziegenbocks aber erbärmlich feig; sie rannten auf jedes Ding in blindem Eifer los und erschraken vor allem Ungewohnten; sie versuchten das gefiederte vergeblich Ausgefährte heute wieder, ohne gewitzigt zu werden; sie zeigten sich charakterlos, feig, störrisch, vergeßlich, dumm, boshaft und tückisch, vor Allem aber schweinecartig gefräßig. Von den Fischtörben, den Vogel- oder Affenkäfigen im Hofe waren sie kaum wegzubringen, und wenn wir es wagten, sie mit Gewalt zu entfernen, fielen sie wüthend über uns her und bissen und krapten gehörig. Mit Schlägen konnte man sie nicht bändigen, es gab nur ein Mittel sie zu locken, ein Mittel so abgeschmackt, wie die Bären selber. Man mußte schnell vor ihnen weglaufen, dann eilten sie ohne Besinnen nach. So wurde es möglich, sie, immer im Trabe freilich, durch den ganzen Garten zu führen.

Unsere Ausgänge waren für alle Zuschauer höchst ergötzlich. Die vier jungen Bären, welche wie Hunde hinter mir oder dem beaufragten Wärter herliefen, jedes Ding unterwegs untersuchten, die Körbe der Gartenarbeiterinnen durchwühlten, bei dem Erfrischungsgebäude auf Stühlen und Tischen herumkletterten und tausend andere Tollheiten in plump-täppischer, komisch-ernsthafter Weise trieben, mußten auch einen erklärten Mutterkopf erbeuten und beluftigen. Ich selbst bemühte mich oft genug vergebens, den meiner Stellung würdigen Ernst zu bewahren.

In der Regel kam ich mit meinen Zöglingen ohne besondere Zwischenfälle zum Seebundsbecken. Dort wurden die Bären gepackt und in das Wasser geschleudert. Das Bad war ihnen

Digitized by Google

Der Spaziergang zum Bade.
Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

Digitized by Google

stets äußerst unangenehm und dem Seehund nicht minder. Dieser fürchtete sich vor den zottigen Eindringlingen und die Bären natürlich vor dem Seehund. Es kam zu überaus drolligen Vorgängen. Krampfhaft hielten die Bären am Gitter sich fest, ärgerlich brummte der Seehund und wüthend schlug er mit der einen Flosse hand aufs Wasser, wenn man sich anschickte, die Bären in das Becken zu werfen. Land- und Seethiere standen sich unbedingt feindlich gegenüber. Waren endlich alle fünf im Wasser, so suchte der Seehund die Bären von der Tiefe aus zu schrecken, und diese wiesen ihm die Zähne, sobald er sich oben zeigte.

Nach Beendigung des Bades wußten die Bären ihrer Glückseligkeit kaum Ausdruck zu verleihen. Sie kollerten sich wie übermüthige Buben auf dem Rasen herum, kletterten an den Bäumen in die Höhe, schreckten die Lama's und schnauften andere Thiere an, setzten die Leute in Schrecken und trieben ähnlichen Unfug.

Das schöne Vergnügen währte aber nur sehr kurze Zeit. Alle Bemühungen, die Bären erziehen zu wollen, scheiterten an der Bildungsunfähigkeit derselben. Ihre harmlose Munterkeit verlor sich, ihre Robheit, ihr grobes, ungeschliffenes Wesen zeigte sich mehr und mehr. Als sie den neunten Monat ihres Lebens erreicht hatten, waren sie ganz dasselbe, was ihre Eltern sind — echte Bären nämlich, zu näherem Umgange gänzlich ungeeignet, boshaft, unzuverlässig, stumpfsinnig, dumm, kurz, freundlicher Behandlung gänzlich unwürdig. Jetzt stecken sie im sicheren Käfig und werden mit Vorsicht behandelt. Vielleicht erzähle ich ein anderes Mal mehr von ihnen.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

Nr. 3. Ein Name für das erste deutsche Kriegsschiff.

In der Sitzung des Frankfurter Parlamens vom 31. August 1848 wurde über das deutsche Reichsbanner und die deutsche Flagge verhandelt. Gagern schlug für letztere den doppelten schwarzen Adler mit abgewendeten Köpfen, ausgeschlagenen rothen Zungen, goldenen Schnäbeln und dergleichen offenen Fängen in goldenem Felde vor.

„Gold in Gold," wurde hiergegen eingewendet, „sieht man ja nicht; goldene Klauen und goldene Schnäbel in goldenem Felde verschwinden, — so kann der deutsche Adler wohl zwei Köpfe, aber weder Schnäbel noch Klauen haben."

„Ich kann das Amendement nicht mehr zulassen," erwiderte der Vorsitzende, und der Doppeladler wurde ohne Klauen und Schnäbel in die Welt hinausgejagt.

Beim Schluß dieser Verhandlung schlug dann dasselbe Parlamentsmitglied, das vor dem Adler ohne Klauen und Schnäbel gewarnt, noch zusätzlich vor, einen allgemeinen Beschluß zu fassen, daß jedes deutsche Kriegsschiff, welches ein feindliches Kriegsschiff mit mehr als 20 Kanonen einbringe, einen Preis von 50,000 Thlr. erhalten, das gewonnene Kriegsschiff den Namen des Capitains, der es eingebracht, führen, und sobald das Schiff untauglich werde, das nächste neuerbaute den Namen verewigen solle.

Präsident: „Ich stelle die Frage an den Herrn Antragsteller, ob er diesen Antrag als dringlich bezeichnet?" „Heiterkeit" steht nach dieser Aeußerung des Präsidenten in den stenographischen Berichten. Die Dringlichkeit wurde natürlich abgelehnt, der Antrag an eine Commission verwiesen, und hier — begraben.

Wäre der Antrag nicht mit Hohn zurückgewiesen worden, so hätte Capitain Jungmann nicht zwölf Jahre um das Gnadenbrod betteln müssen, um die Gefion hieße — Theodor Preußer.

Der Fünfziger-Ausschuß hatte der allgemeinen Stimmung im deutschen Volke Ausdruck gegeben, als er die preußische Regierung zwang, die Dänen aus Schleswig-Holstein zu vertreiben. Vielen aber that der Zwang wehe, und in dem Augenblicke, wo die preußischen Garden das Dannewirk erstürmt hatten, erhoben die Gardeofficiere den Ruf: „Es lebe der Prinz von Preußen!"

Wohl wußte man recht gut, was mit diesem Ruf ausgedrückt werden sollte, noch aber schien es nicht an der Zeit das Panier der Reaction offen aufzustecken, noch lehnte man die freisinnige, die volksthümliche Richtung heraus und gab sich den Anschein in officiösen Schriftstücken den Wünschen der Nation Rechnung zu tragen.

Eine bekannte deutsche Großmacht aber schickte um diese Zeit an seinen Gesandten in Kopenhagen eine Note, in der sie dem Könige von Dänemark versicherte, daß der begonnene Krieg in Schleswig-Holstein keine andere Absicht habe, als die demokratischen, die republikanischen Elemente in Deutschland zu verhindern, sich dieser Frage zu bemächtigen, und daß Dänemark durch den Krieg keinen Schaden leiden solle, sondern in seiner ganzen Integrität aus demselben hervorgehen werde.

Der Malmöer Vertrag machte denn dem Kriege, der sein Ziel hatte, ein Ende zum Vortheile Dänemarks, zum Nachtheile Deutschlands, zum Verderben des Parlaments, zum Unheile für Schleswig-Holstein selbst.

Immerhin war aber dieser Friede nur ein fauler, weil er trotz aller Zugeständnisse die Dänen nicht befriedigte, weil diese — nach den Versicherungen der Diplomatie — vom Kriege noch mehr hoffen durften, als sie in dem Malmöer Vertrage bereits erlangt hatten.

Im nächstfolgenden Frühjahr hatte Dänemark alle Vorbereitungen getroffen, Holstein zurückzuerobern. Sein Heer war vollzählig und bereit zum Aufbruche; seine Kriegsschiffe warteten mit Ungeduld auf das Wort, das ihnen den Angriffspunkt bezeichne. In Deutschland herrschte allgemeine Mißstimmung; das Parlament war durch allerlei kluge und unkluge Ränke von rechts und links um das Ansehen gekommen, in welchem, nachdem der Antrag, ihm eine Parlamentsmehrheit zu schaffen, schon im Fünfziger-Ausschusse gefallt und verworfen worden war, allein seine Macht bestanden hatte; der große Aufschwung des Frühjahrs von 1848 war vollkommen gebrochen; die „Reaction" durfte schon offener hervorzutreten wagen; die dänische Regierung konnte hoffen, auf noch weniger ernsten Widerstand als schon im Jahre 1848 von Seiten der preußischen Hilfe in Holstein zu stoßen.

So kündigte sie jetzt den verhängnißvollen Malmöer Vertrag und gab voll Vertrauen die Losung zum Angriffe, vorerst für die Flotte. Siegesbewußt entfaltete diese ihre Segel und steuerte den holsteinischen Ufern zu. Am ersten Jahrestage der Eröffnung des Fünfziger-Ausschusses, des Tages, an welchem der Fünfziger-Ausschuß den Beschluß faßte, daß auch die Schleswiger zur Wahl für das erste deutsche Parlament zu berufen seien, am 4. April 1849 warf die stolze Flotte, das Linienschiff Christian VIII. mit 84 Kanonen, die Fregatte Gefion mit 56 Kanonen, zwei Dampfschiffe, eine Corvette, eine Brigg und zwei Transportschiffe, im Ganzen über 170 Kanonen gebietend, ihre Anker aus bei Noer, am Eingange der Bucht von Eckernförde.

Eckernförde liegt ungefähr in gleicher Entfernung, etwa drei deutsche Meilen, von Kiel, Schleswig und Rendsburg, am Ufer eines Meerbusens, der einen der größten und schönsten Häfen der Ostsee bildet. Er lockte gewissermaßen die Dänen zur Landung. Gelang es ihnen, sich hier festzusetzen, so war Schleswig abgeschnitten und ganz Holstein von hier aus bedroht und beherrscht. Es war vorherzusehen, daß die Dänen hier eine Landung versuchen könnten; und im ganzen Lande ging das Gerücht, daß sie eine solche versuchen würden. Nichts destoweniger war für die Vertheidigung dieses schwachen und doch so bedeutenden Punktes so gut wie gar nicht gesorgt.

Die Bucht von Eckernförde erstreckt sich in meilenweitem Umfange von Osten nach Westen in's Land hinein. Am äußersten Ende des Meerbusens liegt die kleine freundliche Stadt mit ihren 4000 Einwohnern. Die Nordseite der Bucht ist kahl und erhebt sich in kleinen Hügeln über die See, die Südseite trägt theilweise einen jener schattigen, duftigen, saftigen Buchenhaine, die den Buchten des Holsteiner Landes eine so tiefe und stille Andachtsstimmung geben. Auf der Nordseite der Bucht, fast in der Mitte derselben, war auf einer Landzunge eine unbedeutende und unscheinbare Befestigung

Digitized by Google

von Erdwällen angebracht, in welcher acht Kanonen, unter diesen zwei 48pfündige Bombenkanonen, standen. Auf der Südseite der Bucht, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag eine zweite Batterie von Erdwällen umgeben und von vier 18pfündigen Kanonen besetzt. In jener befehligte ein Hauptmann Jungmann (s. Jahrg. 1862, Nr. 32), in dieser ein Unterofficier Theodor Preußer. In Gettdorf, halben Weges zwischen Kiel und Eckernförde, war unter dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha eine deutsche Brigade aufgestellt, um Kiel und Eckernförde zugleich zu Hülfe eilen zu können.

Am Morgen des 5. April um 6½ Uhr lichteten die dänischen Kriegsschiffe die Anker. Ein frischer Ostwind schien sie zum Einlaufen in die Bucht einzuladen. Langsam und stolz segelte der Koloß Christian VIII. voraus in die Bucht ein, ihm folgte die Gefion und in geringer Entfernung die Dampfschiffe. Eine halbe Stunde später lagen die beiden mächtigen Kriegsschiffe vor der Nordbatterie und begannen dann den ungleichen Kampf von hundertundvierzig Kanonen gegen acht.

Eine Breitseite nach der andern erschütterte die Luft, durchwühlte die Erde des nördlichen Ufers der Bucht, überschüttete die Batterie und ihre Umgebung mit Eisen und Sand. Aber eine Ladung des mächtigen Orlogschiffes um die andere wurde von den Kanonen der Nordbatterie beantwortet. Zwei volle Stunden dauerte der ungleiche Kampf, mehr denn einmal wurde die deutsche Fahne von den Wällen herabgeworfen, doch immer von der tapfern Besatzung dem Feinde zum Trotz wieder aufgepflanzt. Der größere Theil der Geschütze aber wurde allmählich unbrauchbar; die Besatzung, zum Theil getödtet, verwundet, überwältet, seistete, trotz aller Aufmunterung ihres tapfern Hauptmanns, nach und nach nur noch schwachen Widerstand; endlich fehlte auch die Munition. Die Nordbatterie schwieg.

Mit freudigem Victoriarufe machten dann die beiden Kriegsschiffe eine Wendung, um auch die kleine Batterie an der Südseite des Hafens zum Schweigen zu bringen. Das Hauptmagewerk war vollbracht; es galt nur noch eine Nachlese. „Nur die paar Kanonen dort noch, und der Tag ist gewonnen, Eckernförde unser!“ konnte siegesgewiß der Admiral der kleinen Flotte, Commandeur Paludan, seinen um ihn versammelten Officieren zurufen, als der Christian VIII. in majestätischer Ruhe auf die Südbatterie zusegelte.

Wie gesagt, in dieser vollkommen unscheinbaren, mit den gewöhnlichsten Erdwällen umgebenen Batterie standen vier Kanonen, Achtzehnpfünder; zweiunddreißig Artilleristen bedienten diese, und dreißig Mann Infanterie eines der thüringischen Contingente sollten die Batterie beschützen. Auf den beiden dänischen Kriegsschiffen waren 140 Kanonen und 1600 Mann bereit, dies kleine, letzte Hinderniß wegzuknasen.

Der Befehlshaber der Südbatterie aber war Theodor Preußer. Er war der Sohn eines Soldaten, eines deutschen Majors des dänischen Heeres, im Jahre 1825 in Rendsburg geboren. Sein Vater hatte den dänischen Kriegsdienst aufgegeben, während der Sohn seine ersten Erfahrungen ebenfalls im dänischen Heere machte. Bis zum Jahre 1814 gab es eine Kriegs- und Cadettenschule auch in Rendsburg. Die Dänen waren die letzten Bundesgenossen Napoleon's I. in Deutschland gewesen; sie kämpften noch für ihn in Deutschland, als er selbst bereits über den Rhein zurückgeworfen war. Der Keim des Deutschenhasses treibt in der ganzen Geschichte Dänemarks mit jeder neuen Lebensthätigkeit des dänischen Völkchens immer wieder neue Früchte. Und das erklärt sich von selbst, weil Dänemark seit Jahrhunderten, ja von Anfang seiner Geschichte an, immer auf Kosten Deutschlands Macht, Ansehen und Wohlstand zu erringen gesucht hat. Der Aufschwung, den die deutsche Nation 1813 nahm, richtete sich auch gegen Dänemark im Bunde mit Frankreich, und die Dänen ahnten mehr als andere Völker, daß Deutschland durch die Bewegung von 1813 einer neuen Zukunft deutscher Größe entgegengehe. Von der Stunde an steigerte sich von Neuem das Mißtrauen, die Eifersüchtelei der Dänen gegen ihre deutschen Mitbürger unter der dänischen Krone. Eine der Folgen dieser Stimmung war es, daß die Kriegsschule und das Cadettenhaus von Rendsburg schon 1814 nach Kopenhagen verlegt wurde.

Hierhin mußten von nun an die Deutschen unter dänischer Herrschaft wandern, die sich dem Kriegsdienste widmen wollten. Auch der Major Preußer schickte seinen Sohn, als er das Alter erlangt hatte, in dem er seinen Beruf wählen mußte, nach Kopenhagen auf die Kriegsschule. Aber schon nach Jahr und Tag trat Theodor Preußer aus dem Kopenhagener Cadettenhause und aus dem dänischen Kriegsdienste wieder aus und wurde Landwirth. — Er theilte hierin das Geschick nicht weniger deutscher Jünglinge aus Schleswig-Holstein, die wie er dem Soldatenstande sich widmen wollten, und denen dann in Kopenhagen ihr Beruf auf jede Weise verleidet wurde. Die Dänen spielten hier die Hauptrolle; mit bewußtem oder aus unbewußtem Nationalhasse suchten die Oberofficiere, Lehrer und Cadetten den Deutschen den Dienst zu verleiden. Jede Neckerei, jeder Hohn, jede Zurücksetzung war hier ein gutes Mittel zum Ziele. Nur wer nach und nach sein Deutschthum verleugnen, verstecken lernte, wurde endlich von den Dänen als vollgültig und ebenbürtig angenommen.

Wie manche Stunde bittern Zornes, stillen Hasses, verbissener Verzweiflung mag dem Entschlusse Theodor Preußer's, wie dem so vieler wackern Deutschen, die wie er sich in diese Laufbahn wagten und aus ihr hinausgetrieben wurden, vorhergegangen sein, ehe er seinen Degen hinwarf und zu Pflug und Schaufel griff!

Wenige Jahre nachher sand der Kriegsruf Schleswig-Holsteins ihn am Pfluge, und trieb ihn als Freiwilligen in das junge deutsche nordalbingische Heer. Er wurde Unterofficier in der Artillerie, und ihm war die Vertheidigung der Südbatterie des Hafens von Eckernförde übertragen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Tod und das Begräbniß eines Freiheitskämpfers. Einer der herrlichsten Freiheitskämpfer, der im blutigen Kampfe für das Vaterland freudig sein Leben opferte, war Karl Friedrich Friesen, von dem der alte Arndt gesungen hat:

Wohl Viele sind gepriesen
Im großen deutschen Land,
Doch sich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt.
Was blühend im reichen Herzen,
Die Jugend so lieblich verschließt,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Leid zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Dem Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl —
Mit kühnem und hohem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut. —

Friesen war in Magdeburg geboren und hatte von Jugend auf eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Im Jahre 1812 war er als Lehrer an der Anstalt des Dr. Plamann in Berlin beschäftigt und zugleich einer der eifrigsten Freunde und Förderer des damals neu aufblühenden Turnwesens. Der ihm befreundete Turnvater Jahn gieb folgende poetische und doch nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen durchaus wahre Schilderung von dem jungen Helden: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendblüte und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, herbei wie ein Geber; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatten; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und reißend; ein reißiger Reiter, in allen Stücken gerecht, ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war es nicht beschieden, in's freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er durch Meuchelstoß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. — Keinen zu Liebe und Keinen zu Leide; aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Geliebenen.“

Gleich im Beginn des heiligen Kampfes eilte der tapfere Friesen nach Breslau, wo er in die bekannte Freischaar des Majors von Lützow mit Theodor Körner, Graf Dohna, Karl Müller, Dorow, Beerenhorst, Friedrich Förster u. s. w. eintrat. Ein Freundschaftsbund umschlang die edlen Jünglinge und Männer, doch zu Keinem fühlte sich Friesen selbst so hingezogen, als zu dem treuen Anguste von Viereck-hof. Beide gelobten sich einst in heilig-ernster Stunde, daß, wenn der

Digitized by Google

Eine von ihnen auf fremder, feindlicher Erde sieht, der Andere die leichte des Freundes in's Vaterland zurückführen sollte. Glücklich hatte Friesen in den unsterblichen Schlachten der Befreiungskriege mitgekämpft und sich durch Muth und Tapferkeit vor Allen ausgezeichnet, als ihn in Frankreich selbst bei einem Streifzuge durch die Ardennen eine mörderische Kugel traf. Eingedenk seiner Gelübde suchte der treue Freund lange vergebens die Leiche des Gefallenen, bis ihn ein günstiger Zufall sie entdecken ließ. Sechsundzwanzig Jahre führte Vieregg seit die Geheime des todten Freundes mit sich herum; von Garnisen zu Garnisen, von Stadt zu Stadt, den Sarg wie einen theuren Schatz behütend, bis er endlich die Ersatzheit erhielt, die treulichen Ueberreste des unsterblichen Helden auf dem Berliner Invalidenfriedhofe zu bestatten.

Friedrich Adami, der gewissenhafte und fleißige vaterländische Geschichtsschreiber, theilt in seinem neuesten Werke, das unter dem Titel „Vor funfzig Jahren" vor Kurzem erschienen ist, die betreffende höchst interessante Eingabe an den König Friedrich Wilhelm IV. mit, worin Vieringhoff die näheren Umstände über den Tod des Freundes und die Auffindung seiner Leiche erzählt. „Friedrich Friesen," so lautet der Bericht, „geboren 1785 zu Magdeburg, evangelischer Religion, von 1806 ab Oktlebrer in der Blamann'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Berlin, 1813 Freiwilliger und nachher Premierunt der Cavalerie und Adjutant beim Chef des Königl. Preuß. Frei-Corps, Oberstlieutenant von Lützow, befand sich im März 1814 nach dem Verlust von Rheims, in dem Augenblick im Aufmarsch der Arrieregarde, als dieselbe bei Rethel in den Ardennen von allen Seiten angegriffen, geworfen und auseinander gesprengt wurde, zu Folge dessen er am 15. März 1814, Nachmittags in der vierten Stunde, von Hunger, Durst und Anstrengung ganz erschöpft, sein ermüdetes Pferd am Zügel hinter sich herleitend, in dem Walde von Hailles, unweit der Dorfes la Seine, eine Meile von Launoy und drei Meilen von Mezieres, von zwei Kosaken und einer kleinen Abtheilung französischer Arrieregarde gefangen und bald darauf durch Kolbenstöße, Artschläge und eine Flintenkugel durch die Brust meuchelmörderisch getödtet worden ist. Einer der Mörder, und namentlich der, welcher den tödtlichen Schuß vollführte, war der Schäfer Brodie von der Ferme Puseux in Granchamp und der Aufführer der Nationalgarde, der Maire Leche von Launoy, 1816 Notaire daselbst.

Den gänzlich entstellenden Leichnam ließ der Maire Deslyon von la Lobbe, als er davon Anzeige erhalten, noch am Abend des 15. März 1814 in das Dorf bringen und am folgenden Tage auf dem dortigen Kirchhofe feierlich begraben. Das Benehmen des Maire Deslyon erhält sich in Folgendem daraus, daß derselbe Novatist war und, nach seiner mir gemachten Angabe, bei der Beschützung des so ausgezeichnet schönen Leichnams unwillkürlich hätte annehmen müssen, daß der ermordete preußische Militair neben Standes sei, weshalb er sich auch sämtlich gefehen, über den Hergang der Sache mit ein großes verhal aufzunehmen.

All diese näheren Thatsachen wurden mir jedoch erst später im Verfolg des Umstandes bekannt, daß ich im December 1816 durch einen glücklichen Zufall in Stand und Lage gesetzt wurde, an jenem verhängnißvollen Tage bei sich getragen und welches nach seiner Ermordung von einem der französischen Nationalgardisten genommen, mir aber an einem von ihm im Holzgrift defselben angebrachten Kreuzschnitt besonders kenntlich war, gekommen bin. Denn als ich am 7. April 1814 in Rouvion unweit Semoignon mit Lieutenant Wilhelm Hahn, den Tod des Kameraden Friedrich Friesen erfahren, ward mir nur die Gegend zwischen Rethel und Mezières, wo er gefallen, angedeutet und einige Tage nachher der erste Pariser Friedensschluß bekannt, und sofort der Rückmarsch nach dem Rhein angetreten; daher es denn kam, daß ich erst jetzt bemerkt, daß die Begräbnißstätte meines Freundes Friesen schon damals genauer zu ermitteln und dem Angedenkniß, welches wir am Ende 1813 vor dem Admarsch aus Holstein nach Frankreich uns gegenseitig gegeben, pflichtgetreu nachzukommen, wenn Einer von uns Beiden für König und Vaterland in Frankreich fallen sollte, seine Geheime dem wälchen Boden zu entreißen. — Ich jedoch wein gegebenes Wort in dieser Beziehung zu lösen, waren selbst durch den Wiederausbruch des Krieges von 1815 mir die Umstände nicht günstig; indem ich, von einer am 16. Juni in der Schlacht von Ligny erhaltenen Schußwunde noch nicht vollständig geheilt, kaum bei einem Truppentheil, dem Füsilierbataillon des königl. 25. Infanterieregiments in Landwehr wieder eingetreffen war, trat gedachtes Regiment in Folge des zweiten Pariser Friedens den Rückmarsch in die Heimath an und rückte um Dezember 1815 als Garnison in Erfurt ein. Das Gesuch wollte es jedoch anders, denn schon im Februar 1816 wurde ich mittelst Allerhöchster Cabinetsordre zum Füsilierbataillon des königl. 14. Infanterieregiments, welches bei dem Occupationscorps des Generallieutenants Grafen von Zieten in Frankreich stand, versetzt und ich dadurch im Stande, meine bisherigen Nachforschungen zu erneuern; zufolge derselben mir Anfangs Dezember 1816, in der Cantonirung zu Launoy, durch den Unterofficier Danner meiner Compagnie Lützow's Corpsfriegel überbracht wurde, welches er von seinem Quartierwirth mit dem Bemerken erhalten, daß dasselbe bei einem im März 1814 in Folge einer von Hussens erfolgten Affaire todten begrabenen preußischen Officier gefunden worden sei. Hierauf begab ich mich am 5. Dezember 1816, in Begleitung des damaligen Lieutenants Meisner, nach la Lobbe und erhielt von dem Maire Deslyon den genauesten Aufschluß über Alles, wonach ich forschte, und fand den eingesargten Leichnam zwar schon verwest, indeß den Kopf meines Freundes Friedrich Friesen an einer mir bekannten Sternnarbe, die ihm als achtjährigem Knaben durch einen Steinwurf von einem seiner Gespielen oberhalb des rechten Auges einige Linien tief im Schädel zugefügt, und an einem schadhaften Beobachzahn der unteren Reihe, welcher ihm 1810 hier auf den Fechtboden, durch das Fechtzeug der Herbertkingen seinen Gegnerts, beschädigt worden war, — außer allem Zweifel unverkennbar vor; nahm die Gebeine mit mir und habe sie seitdem auf allen meinen Hin- und Herzügen als mein heiligstes Besitzthum in der Hoffnung mit mir geführt, für sie bereits möglichst bier in vaterländischer Erde, in welcher Preußens Heer im Jahre 1813 hochbetagt gefallenen Männer ruhe, eine passende Ruhestätte nach vorher erfolgter Anzeige und Genehmigung zu erhalten."

Sie hatte der treue Freund sein Robert gehalten, und König Friedrich Wilhelm III. ertheilte ihm gern die erbetene Erlaubniß zu dem hohen Werke der theueren Geheime. Es war ein wunderbares Begräbniß, das nach 26 Jahren, am 15. März 1843, in Berlin stattfand. In einer Halle des dortigen Invalidenhauses war der offene Sarg aufgestellt, in welchem sich, durch die kunstfertige Hand eines Anatomen, des Stabsarztes Dr. Schette, das Skelet vollständig geordnet und verbunden fand. Mehrere Damen, darunter die Gräfin Adelefeldt, die Gattin des berühmten Lützow und einst die zärtliche Freundin des Todten, hatten den Schedel mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt und die übrigen Gebeine mit Kränzen und blumen bedeckt. Eine große Anzahl alter Cameraden und Freunde hatten sich eingefunden, die Friesen noch gekannt, als er Lehrer an der Plamann'schen Anstalt gewesen, so der Director Angust, Professer Bellermann, Gebeimrath Bartb, General von Petersdorff, Turnmeister Eiselen ꝛc. Die Alle blickten jetzt mit tiefer Rührung auf die sterblichen Ueberreste des jungen Helden, den sie einst in frischer Jugendblüthe, vor dem Feinde kämpfend und strahlend gesehn. Mit militairischen Ehren wurde der Sarg zur Erde bestattet, sämmtliche Officiere des Invalidenworps waren in Paradeuniform gegenwärtig, und eine Abtheilung der Veteranen stand im Hofe aufmarschirt. Der Geistliche sprach Professor Dr. Strauß, der treue Freund Friesen's, einige erschütternde Worte, indem er im Gegenzug zu der damals stattgefundenen Ueberführung der Leiche Napoleon's von St. Helena nach dem Dom der Invaliden hervorhob, daß diese Bestattung nicht eitle Ruhmsucht, sondern deutsche Liebe und Treue veranlaßt hätten.

Es ist das romantische Mährchen, das sich in diesem Beweis von Ergebenheit und Freundschaft aufzuweisen, und deren dort sich der wackere Vieringhof mit dem treuen Knappen messen, der das Herz seines im Mergentande gefallenen Herrn unter tausend Beschwerden nach der Heimath brachte, auch die Tüchtigkeit hat sich in dem Freunde bewährt, und der denkmale Zimmermann dieselbe in einer interessanten Episode gefeiert? Auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin, wo auch Scharnhorst, Lützow und so manches Held der Befreiungskriege ruhn, liegt das Grab Friesen's mit dem eisernen Kreuz geschmückt, zu dem die immer höher wachsenden Lebensbäume ihre grünen Zweige neigen.

Berichtigung. Unsere Anzeige in der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs erleidet insofern eine Veränderung, als die dort angezeigene Zahl der neuen Auflage der „Bertenlande" durch das preußische Verbot nun diesen Verlust gewindert ist.

D. Red.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen in den letzten acht Tagen wieder ein: 2 Thlr. der pädagogische Verein in Gimma — 21 Thlr. für die braven ehrenverwiesenen Beamten, mit herzlichem Gruß und Handschlag, gef. bei einem heiteren Taufseste am 20. December in Chemnitz, Agathe — 5 Thlr., ein Verehrer der deutschen Gartenlaube in Cöln, bei Meisen: Die alte Schmach wird endlich gut gemacht, wenn nicht von den Fürsten, dann von deutschen Frauen — 3 Thlr. 10 Ngr. Eine Classe der Leipziger Realschule — 7 Thlr. 7½ Ngr, gef. von Osc. Hensel in Zittau bei einem zu Ehren des Geburtstages Sr. Maj. des Königs von Sachsen veranstalteten Diner — 4 Thlr., gef. bei einem Kränzchen des Kegelclubs XII in Dresden — 4 Thlr. der Füllner-Gesellschaft in Lindenau — 3 Thlr. 5 Ngr., gef. von Grimmer in Treuen: „Wenig mit Liebe" — 12 Thlr. 20 Ngr. A. L. in Cöslin: „Nichts würdig ist die Nation, sich nicht ihr Recht selbst zu holen" — 1 Thlr. Beitrag einer deutschen Frau in Cl. bei Fulda — 13 Thlr., gef. bei einem Auftrennfesten in der Weinstube bei Kötter in Leipzig — 1 Thlr. von der Tertia des Gymnasii Spandoviensis — 1 Thlr. aus Salzmünde — 3 Thlr. von L. L. Christbescherung zur Kachalia — 3 Thlr. aus Schleusingen — 1 Thlr. der Gesangverein Aktäa in Leipzig — 8 Thlr. Sammlung der 2. Classe der Realschule in Leipzig — 12 Thlr. 4 Ngr. von dem unitormirten Schützenvorps in Pirna, gef. beim Geburtstag Sr. Maj. des Königs — 14 Thlr. 20 Ngr. Von der Gesellschaft Harmonie in Leipzig — 15 Thlr. 5 Ngr. Von Dr. Bernhard Hasse — in Magdeburg. (Statt Ihr braven Leute) — 44 Thlr. zur bestmöglichsten Verwendung für bedrängte Schleswig-Holsteiner vom Singclub in Buchholz — 7 Thlr. 2 Ngr. von der Leipziger Erholung in Hohenstein — 13 Thlr. 5 Ngr. überlandt von Kirschstein in Bogustaw bei Jarocin, „für Unsren Freiheitskampf, deutsche Brüder, von der ruisch-polnischen Grenze" — 3 Thlr. vom „Fortschritt" in Bannsberg — 2 Thlr. 2 Ngr., gef. bei einer Abendunterhaltung des Gesangvereins „Männerchor" in Leipzig, durch Th. H. — 2 Thlr. bei Gelegenheit eines Doctorschmauses in Leipzig — 2 Thlr. 15 Ngr. von mehrern Quartanern des Nicolaigymnasiums in Leipzig — 2 Thlr. den pflichtgetreuen und deshalb bedrohten Beamten Schleswig-Holsteins von einem Mitglied der Kegelgesellschaft Kachalia in Leipzig — 4 Thlr. von Laura Niendorf in Niemegk — 50 fl. Bankn. aus Graz in Steiermark und zwar: 1 fl. F. F., 5 fl. J. M., 1 fl. C. J., 1 fl. H. F., 5 fl. Mark, 5 fl. A. M.—1.⁄5 fl. eine deutsche Hausfrau, 1 fl. O. R., 10 fl. Joh. M—1, 5 fl. Jos. K—1, 10 fl. A. A—n, 1 fl. R. M. — 7 Thlr. 4 Ngr. 3 Pf. durch F. L. So lange der Universtand die Macht hat, wird stets der Verstand erliegen, aber . . . . . — 3 Thlr. die Cäsinogesellschaft in Steinichronswalde — 17 Thlr. 3½ Ngr. Erste Sammlung des Vorturnen Gesammtgymnasiums in Leipzig — 90 Thlr. Erster Ertrag einer Sammlung für Schleswig-Holstein von Männern aller Parteien in Reuteich (Westpreußen), überl. durch O. Töring.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ewige Licht.

Von Carl August Heigel.

1. Im tiefen Keller.

Ein Kloster an der Donau nicht weit von K. Hohe Felsen tauchen ihre Brust in das grüne Gewässer, eine düstre, verwitterte Gesteinsstrecke, ursprünglich vielleicht eine unabsehbare Höhle, unter deren Wölbung in Finsterniß und Stille, gleich dem Aberon, die Donau dahinzieht.

Am rechten Ufer treten die Steinmassen plötzlich zurück und lassen einen schmalen Laubstrich frei, auf dem seit Jahrhunderten das Kloster steht. Es führt kein anderer Weg zu ihm, als der Fluß. So liegt dieses Kloster fast abgeschlossen von der übrigen Welt, in einer Natur voll strenger Größe.

Sieht man im Klosterhof, so bildet der steile Felsen den Hintergrund; zwei Flügelgebäude ziehen sich thurmähnlich und werden am Uferrand durch die Kirche verbunden. Derjenige Flügel, dessen Thorweg der einzige Ein- und Ausgang ist, enthält eine Brauerei, die Verwaltungsräumen und Keller; bewohnt wird er von wenigen weltlichen Wirthschaftsbeflissenen. Der andere Flügel ist das eigentliche Kloster. In seinem ersten Stock liegen Zellen für zwanzig Mönche, im Erdgeschoß befindet sich außer einigen Wohnzimmern für dort bestellte Geistliche das Refectorium und die Bibliothek. Alle Gemächer gehen nach einem Garten hinaus, den man der Länge nach um Noth abgewinnen hat; die Fenster des Corridors aber führen nach dem Hof.

Zur Zeit, da unsere Geschichte sich im Kloster ereignete, bewohnten es zwölf, mit dem Prior dreizehn, Benedictiner. Sie übten abwechselnd je Zweien wöchentlich im Klosterladen einen Ausflug nach den nächstgelegenen Dörfern machen. Sonst beschränkt sich ihre Bewegung auf den Garten, den Hof und die Corridore.

Die Einkünfte der Brauerei bilden den Hauptunterhalt des gering dotirten Klosters. An jeder Mittwoch bringt ein Marktschiff aus der benachbarten Kreisstadt die Nahrungsprotocute und andern Lebensbedarf. Am Sonnabend und Sonntag pflegen die Landleute und nicht wenige Städter aus der Umgebung zur Beichte und Predigt zu kommen.

Es waren späte Ostern, aber ein früher Lenz. Unter immer blauem Himmel war der Schnee längst von den Höhen geschmolzen, die Landschaft grünte, und schon gab es sommerlich heiße Tage. Eines Nachmittags ward die Schwüle selbst an diesem felsigen, wasserreichen Ort empfunden. Das volle Sonnenlicht lag auf den Steinen und Rasenflecken des Klosterhofes, strahlte vom verwitterten Felsen wie von den weißgetünchten Wänden der Corridore, ergoß sich wie ein heißer Athem durch Säle und Zellen und brach stellenweise durch die langgestreckten, bemalten Bogenfenster in das geheimnißvolle Düster der Kirche, wo matt und fahl das ewige Licht in der Altarlampe brannte. Alles lag still und in träger Ruhe, weltenlos glüht selbst der Fluß dahin.

Weil es denn eben keine Flucht vor Hitze und greller Helle gab, hatten sich zwei Mönche unter die Erde geflüchtet. Im kühlen Gelaß, das eine Art Bergemach im tiefen Felsenkeller bildete, saß Pater Eusebius mit dem Bruder Kellermeister. Auf dem Tisch vor ihnen stand eine schmutzige, brennende Laterne und warf ihren Flackerschein auf den Weinkrug und die beiden Becher, auf die knochigen, schwarzen Wände und die steile Steintreppe. Nur vier schwach schimmernde Streifen Tageslichts zeichneten die Kellerthür, zu der die Stufen aufwärts führten.

„Wenn jetzt der Prior käme!“ sagte Eusebius.

„Wer . . . heilige Jungfrau!“ rief der Andere mit nahm erschrecken den Krug vom Munde. „Ach, sprich nicht so aufregende Dinge,“ fuhr er dann bittend fort. „Pater Gregor schläft jetzt so sicher, wie gewöhnlich zwei vier St. Alle schlafen. Wenn Du einen jovialen Bruder nicht grollen weißest, möchte ich mir fast die Bemerkung erlauben, daß Ihr Herren Patres nicht viel anderes zu thun habt!“

„Silentium! nicht verweltzt, Herr Frater! Klosterscheinwerfer, selbst leben, alter Freund! War doch eine schöne Zeit, als wir noch zusammen in die Torschule gingen!“

„Gott soll mich bewahren, ja sie war schön — aber gelernt habe ich wenig,“ versetzte ernst der Andere. „Vom Latein verstehe ich nur das Ergo bibamus und Vivat. Im neuen Keller ist mein Reich; die alten Fässer sind meine Bibliothek. Durch langen Umgang mit ihnen habe ich sie studiren gelernt, ohne Kopfweh davon zu bekommen. Im Wein ist Wahrheit. Im Wein ist fröhliche Musik; er erheitert das Gemüth und stimmt die Menschen geselig. Die Bücher tragegen sind Urheber der Schwermuth, der Unruhsamkeit, und unter den Gelehrten herrscht ewige Zwietracht. — Sieh unsern Prior und Pater Benedict! Waren sie früher nicht die besten Freunde und sind sie sich jetzt nicht spinnefeind? Und wer ist daran schuld? Die Bücher und alten Pergamente, in denen Benedictus den lieben langen Tag seine Nase hat. Jeder will mehr und besser wissen als der Andere . . . Laßt mich mit Euer Gelehrsamkeit!“

Beim Namen Benedict flog ein grimmiger Ausdruck über des Paters Gesicht; aber er bezwang sich und sagte, die Achsel zuckend: „Ich will Benedictus nichts Uebles nachreden, aber er ist ein Schwärmer, ein überspannter Kopf! Willst Du das Feuer

nun schelten, weil sich Kinder und Narren zuweilen die Finger verbrennen?"

Der Kellermeister machte große Augen. „Du meinst doch nicht im Ernst, daß Pater Benedict . . ."

„Ich will keinem Menschen zu nahe treten," unterbrach ihn Eusebius, „am wenigsten einem Ordensbruder und gewesenen Priester, aber — meherele! wenn ich Prior wäre, hätte ich ihn längst in ein Strafkloster geschickt, wo er Nichts als vier kahle Wände sehen und an den Spinnengeweben Naturgeschichte studiren sollte! Blickt er nicht mit Verachtung auf uns herab, als sei er Platon unter Scythen? Menschlich sind menschliche Schwächen, sagt Thomas von Aquin; aber wenn ich Prior wäre — nicht aus Feindseligkeit gegen Benedictus, sondern um des christlichen Seelenheiles willen würd' ich ihn einsperren! Denn heißt es nicht die Jugend vergiften, wenn man solch einen Freimaurer jährlich als Professor nach der Stadt schickt? Heißt es nicht die Gemeinde corrumpiren, wenn man ihn Sonntags predigen läßt?"

„Aber wenn Benedict predigt, ist die Kirche voller als bei jedem Anderen!"

„Das ist ja das Unglück! Weil er ein Schönredner, ein hellofser Sophist ist, strömt ihm das dumme Volk zu. Die Kanzel ist kein Lehrstuhl des Zweifels, sondern der Thron des Dogma's."

„Aber Benedict macht unser Kloster berühmt! Und seine Schrift, die vom vorigen Jahre, haben selbst protestantische Professoren gerühmt."

„Per deum!" rief Eusebius und schlug auf den Tisch; „glaub' es wohl, daß die Protestanten ihn loben! Giebt er doch den Ketzern in mehr als Einem Fall Recht! sagt an einer Stelle sogar, der Luther und die Reformation hätten unsrer Kirche fein den Aposteln den meisten Nutzen gebracht! Ein katholischer Priester! ein Ordensgeistlicher! Der bare Atheismus steckt dahinter. Das Buch gehört so gut auf den Index, wie Voltaire und David Strauß!"

„Das mußt Du besser wissen, als ich. Ich bin nur ein schlichter Bruder und darf mir kein Urtheil anmaßen. Aber gram kann ich ihm nicht sein. Er ist gegen uns Brüder gut und freundlich. Er spricht mit unser Einem, als wenn er selber Zeitlebens Küfer gewesen wäre! Und doch ist er kein Weintrinker! Er weiß und kennt eben Alles."

Eusebius pfiff leise vor sich hin und spielte mit dem Scapulier.

„Rühme diese Tugenden doch dem Pater Prior!" spottete er.

„Ich werde mich hüten. Zwischen diese Beiden mag sich ein Andrer wagen!"

„Du hältst sie wohl für zwei Mühlsteine?"

„Ich bin nur ein schlichter Bruder und darf mir kein Urtheil erlauben. Das steht Dir zu."

Der Pater schloß die Augen und faltete die Hände. „Menschlich sind menschliche Schwächen," sprach er. „Ich sehe an meinen Oberen nur das Gute."

„Hm, wie war's aber vor acht Tagen, als Du Deinen Aerger über den Pater Prior süßen Ungar trinken mußtest?!"

„Et!"

„Er sei ein unverbesserlicher heftiger Grobian, sagtest Du; er hätte Landwirth bleiben oder Hafar werden sollen, dazu passe er schon seiner Figur und Körpergröße nach besser. Sein Talent hätte er aus Büchern über Thiergewirthschaft . . ."

Eusebius hielt dem Kellermeister die Hand vor den Mund. „Still!" rief er. „Wenn der Pater Prior das erfährt, schlägt er diesen Steinkrug auf unsern Köpfen entzwei. Ich will nur noch Wasser trinken, wenn Du seinen Jähzorn nicht mehr als einmal kennen gelernt hast!"

„Lassen wir das. Ich will Dir etwas Neues anvertrauen."

„Ein Geheimniß?"

„Zwischen dem Pater Prior und Benedict kommt es heute oder morgen zum Austrag. Ich verstehe mich auf Physiognomien. Unser Prior wetterleuchtet schon. Entweder wird Benedictus —"

Von oben herab tönte plötzlich in die Nachmittagsstille die Thorglocke. Beide Mönche sprangen empor. „Da kommt Besuch," sagte der Kellermeister. „Spute Dich, bevor der Pfarrer hinterm Ofen verkriecht!"

Eusebius war schon die Treppe hinangesprungen und stand bereits im Thorweg, als die Glocke zum zweiten Male erklang. „Kling, kling! nur nicht so eilig!" brummte der Bruder Pförtner, der aus seiner Thüre trat und sich die verschlafenen Augen rieb.

Pater Eusebius that, als käme er vom Hofe, und wartete, bis der Fremde eingelassen wurde. Auch der Kellermeister kam nachgeschlichen. Jetzt beim Tageslicht erschien der kleine, schmächtige Pater gegen seinen dicken und kreischkultrigen Zechgenossen, den das kurze Scapulier der Brüder gar komisch kleidete, wie Falstaff's Page. Das schwarze Sammtkäppchen nahm sich auf der dünnen, ganz schwarzgekleideten Figur mit dem vergilbten und verfinsternden Gesicht wie das Tüpfchen auf einem i aus.

Ein hübscher Knabe von funfzehn Jahren, von einem Laienbedienten begleitet, trat ein. Bevor er vom Mönchsrittsellum Notiz nahm, wandte er sich an den Diener. „Sie können gehen! Lassen Sie sich zum Dorf zurückrudern, wo der Doctor wartet. Sagen Sie ihm, daß ich nicht entrinnen sei und daß ich um zehn Uhr wieder bei ihm sein würde!" Der Diener ging.

Jetzt wandte sich der Fremde zu den Benedictinern und begrüßte sie. Der Kopf, der leicht auf den Schultern saß, hatte feine, angenehme Züge. Das Haar war sorgfältig gescheitelt, die Hautfarbe schimmernd. Trotz der Reitgerte, welche der Junge keck in seiner Rechten schwang, brachte er die parfümgetränkte Salonluft mit. Kurz, es war eine jener Knabengestalten, die beim ersten Anblick unwillkürlich an ihre Mutter oder Schwester erinnern, so daß wir die abschlonte, zarte, aber nervöse Dame zu sehen und ihr Seidenkleid rauschen zu hören glauben.

„Was wünschen Sie?" fragte mürrisch der Pförtner.

„Mein Name ist Geldern, Graf Felix Geldern —" Die drei Mönche verbeugten sich, sowie sie den Titel Graf hörten, wie auf Commando.

„Ich wünsche meinen Professor, den Pater Benedictus, zu besuchen."

„Ueberlassen Sie den jungen Herrn mir," sagte Eusebius zum Pförtner und wandte sich dann mit hoher Miene an seinen Freund, den Kellermeister. „Bitte, kommen Sie, Graf Geldern!"

Sie gingen über den Hof nach dem andern Flügel. Der Büchersaal im Kloster war weißgetüncht und schmuckl.s .e Wände waren mit Büchern, zum größten Theil mit d.. Folianten der Kirchenväter bedeckt. Am breiten Eichentisch in der Mitte saß ein Mönch und las. Beim Anblick des hastig eintretenden Knaben erhob sich dieser Mönch rasch, eine schmächtige, unscheinbare Gestalt; das Gesicht verwacht und von ungesunder Farbe; die braunen Augen groß und klar, der Scheitel fast kahl, wodurch der Stirne Wucht und Bedeutung noch mehr hervortrat. Er streckte dem jungen Grafen freundlich die Hand entgegen. „Willkommen, Felix faustusque!" rief er. Es war Benedictus.

---

2. Das ewige Licht leuchte ihm!

Das Meer des Lebens schlug mit der Stimme des blonden Knaben an ihr Ohr. Im manierlenchteten Speisesaal saßen sie und hörten auf das harmlose Geplauder von Schauspielen und Festen, dreizehn schwarzgekleidete Männer, verschieden an Alter und Antlitz, eins in der Entsagung. Sie durften, mit Ausnahme des Priors und Pater Benedict's, der den Gast hatte, nicht selber sprechen, denn das Abendbrod war vorüber, und Pater Eusebius hatte aus den Legenden die Geschichte vom heiligen Benedictus vorgelesen, der, von irrtsichen Wünschen und Begierden entbrannt, sich nackt in die Dornen der Rosensträucher warf. So beobachteten sie denn das geheime Schweigen, aber, das Auge auf den jugendlichen Erzähler gerichtet, hörten sie das Gesön der fernen Hauptstadt, Musik und Gesang, sahen helleruchtete Säle und lächelnde, in Seide rauschende Gestalten, und der Welt buntes Maskenspiel erschien den Aelteren wie ein Märchen, den Jüngeren — ein Traum.

„Und Ihre Frau Mutter," fragte der Prior, „gab in diesem Winter wohl auch viele Feste?"

„Nein," antwortete der junge Graf mit der Offenheit der Knaben; „nein, meine Mutter ist seit einiger Zeit sehr leidend."

„Wie alt ist Ihre Frau Mutter?"

„O, noch sehr jung, fünfundvierzig Jahre. Die Leute halten mich immer für ihren Bruder. Meine gute Mutter! Ich war drei Jahre alt, als Papa starb, aber sie ist so klug und so zärtlich besorgt, daß ich nie einen Vater vermißte."

„Und sie ist krank?"

„Krank wohl nicht, aber traurig. Pater Benedict würde sie kaum wieder erkennen, so blaß und still ist sie seit dem vorigen Herbst geworden. Oft finde ich sie mit verweinten Augen. Unser

Digitized by Google

Arzt meint, es käme von den Nerven, aber ich fürchte, daß sie sich meinethalben grämt. Sie ängstigt sich zu sehr, daß ich so jung schon Soldat werde. O," wandte sich Felix an seinen ehemaligen Professor, „wie sie sich freuen wird, wenn ich ihr von meinem Besuch hier erzähle! Es vergeht kein Tag, an dem nicht Ihr Name unter uns genannt wird, und wenn meine Mutter von Ihnen spricht, wird sie rothwangig, froh und beredt!"

Der Prior warf einen überraschten, funkelnden Blick auf Pater Benedict; aber die Augen des Letzteren begegneten ihm so klar und ruhig, daß er die seinigen senken mußte. Er that noch einige gleichgültige Fragen an den Gast, dann verabschiedete sich der Letztere von ihm und den übrigen Mönchen. Benedictus begleitete seinen Schüler an's Thor. Als Beide aus dem Corridor in's Freie traten, stand der Mond am Himmel und beleuchtete den stillen Klosterhof. Die breite Marmortreppe, die zur Kirche aufwärts lief, glänzte wie Silber, das Gotteshaus selbst aber lag dunkel. Die Luft war schwül und duftete, als brächen schon die Rosen auf.

Graf Felix blieb unter dem Kreuzbild inmitten des Platzes stehen und blickte auf die friedvolle Stätte, die der mondbeglänzte Fels wie ein ehernes Riesenthor von der übrigen Welt abschloß. „Büßen Sie, Herr Professor," begann Jener, „daß es mir ordentlich wehe wird, von diesem Ort zu scheiden? Ich fühle mich hier so wohl, ich würde hier ein guter Mensch werden. Wahrhaftig, am liebsten bliebe ich hier, bliebe bei Ihnen!"

Ein wehmüthiges Lächeln zog sich um den Mund des Begleiters. „Felix," sagte er, und legte seine Hand auf des Knaben Schulter; „die Stille ist nicht immer der Friede. Sie würden sich aus klösterlicher Einsamkeit bald in's Freie sehnen, denn nur der darf dem Irdischen entsagen, der das Irdische erkannt hat. Ihnen aber ist noch das Leben eine vielversprechende Blüthe, und der Mensch ein fragwürdiges Räthsel. Sie sind zu einem andern Ziel geboren, als ich. Ihre Gaben, Ihre Erziehung weisen Sie in die Welt!"

Felix hörte mit sinnlichem Verrauen auf seinen Lehrer, schnell auch überkam ihn wieder die Heiterkeit der Jugend. „Der Pater Prior," plauderte er, „scheint mir ein guter und leutseliger Mann zu sein, aber — ich darf es Ihnen wohl gestehen — er sieht gar nicht wie ein Klostergeistlicher aus. Ich mußte vorwährend an ein altes Bild denken, das in unserm Schloß hängt. Es soll einer meiner Ahnen, ein Reiteroberst aus dem dreißigjährigen Kriege, sein, ein großer, stattlicher Mann mit rothem Gesicht und kleinen Feueraugen, vor denen ich mich als Kind immer fürchtete. Gerade so sieht Ihr Pater Prior aus, nur daß er keinen Bart und keinen Lederkoller trägt."

„Der Pater Prior," versetzte der Andere in gutmüthigem Scherz, „würde auch dem Soldatenkleid keine Schande machen; er ist stark und tapfer."

Sie gingen einige Schritte, dann stand Graf Geldern wieder still und fragte plötzlich: „Halten Sie meine Mutter für unglücklich?"

„Vielleicht," antwortete Pater Benedict nach einer kurzen Pause. „Doch, wenn sie es ist, ist sie's nur im Gemüth. Die Herzenswunden aber heilt und vernarbt die Zeit. Der Mann hat noch andere, schlimmere Qualen: Unfrieden und Zwiespalt des Geistes, und das sind Wunden, die selbst die Heilkünstlerin Zeit müde machen."

Der Knabe nahm ein zierliches Buchzeichen aus seiner Brieftasche. „Dies," sprach er, „sendet Ihnen meine Mutter; sie hat es selbst gestickt. Sie möchten unser nie, nie vergessen und für uns beten, waren ihre letzten Worte."

Benedictus nahm das schlichte Erinnerungszeichen, er sagte nur: „Seien Sie ein guter Sohn, Felix!" aber er sagte es mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Und denken Sie nicht mehr nach der Stadt zu kommen? Die Schule verehrt Sie so sehr!"

In diesem Augenblicke that ein Wetterleuchten den ganzen Himmel auf, und Benedictus, der das Antlitz erhoben hatte, sah mit verklärtem Blick wie ein ahnungsreicher Seher aus. „Ich werde wohl nicht wiederkommen . . ." sagte er leise.

Im Thorweg wartete schon der Diener. „Wir müssen eilen, Herr Graf," sprach dieser, „denn es wird ein Gewitter geben. Ueber die Felsen zieht's kraus und schwarz herauf."

Sie nahmen Abschied. Von einem bangen Gefühl des Nimmerwiedersehens beklagt, drückte der Knabe dem theuren Lehrer immer wieder die Hand, bat um seinen Segen und warf sich zuletzt laut aufweinend an seine Brust. „Stark und still, mein Sohn," sagte Benedictus mit seiner sanftesten Stimme. „Gott segne Dich . . ."

Die Thorglocke klang, und Benedictus ging allein, gesenkten Hauptes, über den Hof in's Brüderhaus zurück. In den Corridoren huschten die schwarzen Gestalten wie Schatten aneinander vorüber, die Brüder in den matterleuchteten Schlafsaal, die Patres in ihre Zellen. Auch Benedict begab sich in seine Kammer; der Prior ging dicht vor der Thür an ihm vorbei, hoch aufgerichtet und mit wiederhallendem Schritt, wie er in Zorn und Erregung aufzutreten pflegte, aber der Gelehrte hatte sein nicht Acht. Bald darauf wurden nach der Ordensregel alle Lichter ausgelöscht, und durch die öden Gänge flackerte nur noch der Schein des aufsichenden Wetters und zuweilen ein scheuer Blick des Mondes aus eilendem Gewölk. Es war ein stummer Kampf in den Lüften, und ungeduldig rauschte das Wasser der Donau den ersten Gewitter entgegen. Zu diese geheimnißvollen Schauer einer Frühlingsnacht tönte wie der Pulsschlag der Menschheit der Pendelgang der Thurmuhr.

Im Innern der Kirche brannte, gegen Wind und Wetter wohl verwahrt, die ewige Opferflamme vor dem Hochaltar. Als die Glocke eins schlug, gingen zwei andere Lichter im Kloster auf. Das eine trug aus fühlem Felsenschacht der weinselige Bruder Küfer empor. Als er vorsichtig die Kellerthüre wieder zuschloß, sah er das zweite Licht im ersten Stock des gegenüberliegenden Flügels aufsinken und langsam die Fensterreihe entlang wandeln. Dieß Licht trug der Prior. Im vollen Ornat, die schwarze Kappe über den Kopf gezogen, schritt er auf den Zehen an den Zellen vorüber. Vor der letzten Thür, dicht neben dem Eingang zum Sängerchor, machte er Halt. Es war Benedictus' Zelle. Der Prior stellte seinen Leuchter auf den Boden und horchte an der Thür. Alles still . . . . In jeder Zellenthüre ist ein Schiebfensterchen angebracht, durch das der Prior seine Mönche beobachten kann. Pater Gregor schob es zögernd zurück und blickte hinein. Ein Wetterstrahl erhellte das enge Gemach. Es war leer, das Lager stand unberührt.

Ein tiefer Seufzer entquoll dem Prior. Er schlug sich vor die Stirn, und auf seinem Antlitz kämpften Gram und Zorn. Dann ergriff er hastig das Licht, eilte zurück, die Treppe hinab und trat durch den Corridor in die Kirche. Vom Corridor gelangte man in das Schiff der Kirche. Die Wölbung wurde von Pfeilern getragen. Auf den Längseisen waren je zwei Fensterpaare, links vom Eintretenden gingen sie auf die Hofstreppe, rechts auf den Fluß. Das letzte sich entsprechende Fensterpaar erhob sich auf dem höhergelegenen Hauptchor, nur wenige Fuß über dem Boden. Dazwischen stand der Hochaltar. Der Prior, nachdem er die Thür hinter sich zugezogen, hielt die Hand vor das Licht und blickte aus dem Hintergrund des Schiffs in den gähnenden Raum. Düster, feierlich, still! Nur wenn ein Blitz durch die Fenster flackerte, schienen die weißen Pfeiler plötzlich emporzuzüngeln; die Gestalten im Deckengemälde wurden sichtbar und lebendig, und die bekrönten Knochengerippe in den Heiligenschreinen der Nebenaltäre leuchteten seltsam.

Aber nicht links, noch rechts sah der Prior, sondern starrte vorwärts zum Hochaltar. Dort war die Ampel mit dem ewigen Licht tief herabgezogen, und bei ihrem Schimmer sah ein einsamer Mönch auf den Chorstufen und las. Dieser Mönch war Benedictus. Uns so tief war sein Geist im Buche, daß er des Priors Gegenwart erst gewahrte, als dieser, herangeschritten, die Hand auf seine Schulter legte. Er erblaßte und stand auf, aber sein Auge verrieth keine Furcht. So standen sie eine Weile sich schweigend gegenüber, der hochgewachsene, gebieterische Greger und die bescheidene Gestalt des Gelehrten. Das Klufsenster neben dem Hochaltar war geöffnet, und sie konnten die Wellen der Donau rauschen und an die Mauern schlagen hören. Der erste Donner stieß sich langsam und durchwallte die Felsenschlucht.

Der Prior stritt einen schweren Kampf. Im Glanz seiner Augen, in Zucken der Stirnader verrieth sich sein Zorn; er hätte wie das Wetter draußen aufwüthen und toben mögen, aber er bezwang sich. Langsam schritt er die Stufen empor und hob, indem er seinen Leuchter auf die Erde stellte, einen Kniefall vor dem Allerheiligsten. Dann kehrte er sich wieder zu Benedict. Unwillkürlich folgte dieser dem Prior auf den Altarritt und stützte, mit dem Rücken gegen das Fenster stehend, die Hand mit dem Buch auf den Altar.

„Ein heiliges Werk," begann der Andere mit einem Blick auf

Digitized by Google

das Buch, „ein heiliges Werk muß es sein, wenn Pater Benedict den Bruch der Klostergesetze einschuldigt!"

„Jedes Buch," antwortete Jener mit seiner wohllingenden Stimme, „das ein denkender Geist schrieb, ist heilig. Es ist Spinoza."

„Spinoza!" schrie der Prior auf. Dann warf er sich auf die Kniee, streckte die Arme gegen das Allerheiligste und rief: „Herr! gehe nicht in's Gericht mit dem Frevler!" Wieder sprang er empor und riß die Hand des Mönches vom Altar. „Entweihe nicht den Tisch des Herrn, Wahnsinniger! Ist es nicht genug, daß Du das ewige Licht zu gottversuchten Studien mißbrauchtest?"

„Das wahre ewige Licht ist der Geist. Der Schimmer der Klusterlichteit ist auch in diesem Buch; also nenn' es nicht gottversuch! Schimm genug, daß ich heimlich wie ein Dieb, in Nacht und Finsterniß sehen lernen muß!"

„Den Atheismus trugst Du in's Gotteshaus," donnerte Gregor. „Auf die Kniee, Kirchenschänder!"

„Ich wiederhole Dir, dies Werk ist nicht gottlos," entgegnete der Andere stolz. „Ich kenn' es. Wer urtheilen will, der prüfe erst!"

„Willst Du den Inder der Lüge zeihen? Ueber Spinoza und seine Lehre sprach der Papst den Bann."

„Der Lüge nicht, aber des Irrthums."

„Verruchter!"

„Und die Erde bewegte sich doch."

Der Prior rang nach Athem. „Herr! Herr!" stöhnte er, dann wies er hinaus auf den Himmel, der ganz in Feuer stand. „Fürchtest Du nicht den Zorn des Allmächtigen? Hörst Du seinen Donner nicht?"

„Ich vernehme den Ewigen überall in der Natur; nicht als Zorn, sondern als Gesetz. Aber gestatte mir, mehr noch als diese Entlarvung elektrischer Strömungen den Geist zu bewundern, der sie begreift!"

„Du hast den Stolz der Schlange; Du bist seiner der Unfrigen mehr, die Kirche lehrt Unterwerfung, unser Orden Demuth."

Wie des Priors Augen im Zorn, flammten Benedictus' Augen jetzt in Begeisterung auf. „Die Geschichte des menschlichen Gedankenganges ist die Weltgeschichte," rief er. „Wehe über euch, wenn ihr an den scholastischen Kreis glaubt, der ewig nur sich gebiert! Wehe, wenn ihr in neuer Zeit die Zungen des Mittelalters redet! Ich stehe zu euern Fahnen, aber Vorwärts rufe ich ihnen zu. Laßt uns Priester Denker sein, und unsere Kirche steht abermals die Welt zu ihren Füßen!"

Wiedermm ward es still zwischen Beiden. Ein Blick Gregor's fiel durch das offene Fenster, unter dem der Fluß tose. Das erinnerte ihn an den zornigen See, aus dem er einst den Knaben Benedictus gerettet. Jetzt sieht er seinen Jugendgenossen im Strudel eitler Speculation, der ihm grundlos wie die Hölle schreint. Und dahin kann er ihm nicht folgen, nur vom sichern Boden seines Glaubens zurufen: Rette Dich!

Er legte die Hand auf Benedict's Schulter und sagte weich: „Freund, ich habe mir ein Recht auf Dich erworben. Denk' an die Stunde, da ich mit eigener Todesgefahr Dich der Fluth entriß! Damals schon hattest Du den starren, eigensinnigen Sinn. ‚Noch nicht!' war Dein erstes und einziges Wort. Beim Himmel, soll ich jene That bereuen? Soll ich Dein Leben gerettet haben, damit jetzt Deine Seele verloren geht? Nein, noch will ich sagen: Noch nicht! ‚Ich trage einen Dämon in mir,' rief Paulus, ‚der mich nicht ruhen läßt.' Dein Dämon ist der Hochmuth. Entsage der Welt und ihrer Eitelkeit, widme Dein Denken der Kirche und wirf dies unselige Buch in die Donau!"

„Ich hab' Entsagung geübt," flüsterte Benedictus und unterm Rollen des Donners hörte er fern, fern das leise Weinen einer Frau. Dann hob sich aufrichtend, sprach er ruhig, aber fest: „Mein Geist haut Tag und Nacht an unsrer Kirche, einer Kirche freilich, wie sie die Zukunft sehen wird. Dies Buch hier ist nur ein Stein, und wenn ich den jetzt auch verwerfe, wirft Du ihn doch in meinem Bau wiederfinden."

Der Prior, den nach seinen fruchtlosen Versöhnungsversuchen der Zorn getroffen erfaßte, preßte krampfhaft Benedict's Arm. „Mensch," sprach er mit heiserem Ton, „laß die gotteslästerlichen Bilder! Ich frage Dich: Hast Du das Herz, Deinem zweiten Vaterhaus, dem Kloster, und mir solche Schmach zu bereuen? So lang diese Mauern stehen, noch haben sie keinen Abtrünnigen, und kein Aergerniß ging aus ihnen in die Welt. Soll ich, der Erste, sagen müssen, wir haben einen Eidbrüchigen unter uns?"

Benedictus ließ den Donner verhallen, dann erwiderte er: „Ich habe nie mein Herz befragt und nie gefehmt. Widerlege meinen Geist!"

„Wurm!" schrie Gregor, im tiefsten Innern getroffen. „Kraft meines Amtes, als Dein Prior befehl' ich jetzt: Wirf zum ersten Zeichen Deiner Reue dies Buch in die Donau!"

„Kraft seines Amtes," entgegnete der Andere bitter, „ließ Torquemada hunderttausend Andersdenkende verbrennen, und noch staud ein Luther auf. Giordano Bruno bestieg den Scheiterhaufen, aber sein Wort von der Einheit Gottes und der Welt lebte in Spinoza wieder auf. Das Wort hat Millionen Leben, und es ist mächtig in mir."

„Ich werde Dich verstummen machen!" knirschte der Prior. „Ich mag's," fuhr Benedict begeistert fort. „Die Natur kann donnern, der Mensch hat das Wort. In alle Welt will ich mein Vorwärts rufen. Morgen, von jener Kanzel, in die lauschende Gemeinde hinab sollst Du mich predigen und rufen hören: Vorwärts!"

„Das wolleft Du?"

„Morgen." —

„Nie! nie!" schrie der Prior auf. Und plötzlich schnellte er wie ein Tiger empor, bob und schwang Benedictus mit ehernen Armen und schleuderte ihn in furchtbarer Anstrengung, aber auch mit furchtbarer Kraft durch das Fenster. Er selbst brach dabei an der Brüstung zusammen, hörte einen kurzen Schrei und das Aufschlagen der Wellen . . . sie brausten über Benedictus . . .

Warum hält der Donner gerade jetzt seinen Athem an? Warum jetzt nur das Rauschen der Donau? O, noch einen Hilferuf aus der Tiefe, Musik für Gregor's Ohr! er würde hinabspringen, seinen Benedict zum zweiten Mal retten! Aber nur die Woge rauscht, wirbelt und zieht, zieht mit einem Todten in die Welt.

Ein Lufzug verschickt in diesem Augenblick das Licht Gregor's, das auf den Altarstufen brennt, und eine ferne Thür fällt in's Schloß. Gregor schrickt zusammen, und dieser Schrecken tauft seine nachgeborne That: Mort!

„Es ist geschehen. — Ich bin ein Mörder, vor Gott — aber vor Niemand sonst. Der Fluß hat Benedict begraben, und mein Kloster bleibt vor Schande bewahrt."

Er rafft sich auf und stößt dabei auf das Buch, das Benedict im entsetzlichen Augenblick entfallen ist. Gregor zittert bei seiner Berührung, dennoch vermag er es nicht in den Fluß zu werfen. Er verbirgt es unter seinem Scapulier.

Er will die Kirche verlassen, aber ihn schaudert vor der gähnenden Dunkelheit. So zündet er denn seine Kerze an ewigen Licht an, das niemals wieder auf Benedictus' Grabstemwege glänzen wird.

Dann wankt er in's Schiff hinab, verläßt die Kirche, die er, der Priester, entweiht. Ein scheuer, fluchbeladener Verbrecher, kehrt er in seine Zelle zurück, die er als strenger, gottesuversöhnlicher Richter verließ. Und so, gebrochen, lebensmüde, in Reuethränen zerfließende, wirft er sich vor dem Crucifix nieder und spricht das Todtengebet: „Et lux perpetua luceat ei! Und das ewige Licht leuchte ihm!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Volks- und Gedenkfeste.

1. Die Kinderzeche in Dinkelsbühl.

Wer je am Montag vor Margarethe Morgens zu den festlich geschmückten Thoren der ehemals freien Reichsstadt Dinkelsbühl — jetzt zu Bayern gehörig — einpilgert, der findet die ganze Stadt in fieberiger Aufregung; denn „es ist heute Kinderzeche" heißt es. Jede Arbeit ruht; straßenauf und ab wogt die Menge Einheimischer und Fremder, die schon Tags zuvor in großer Anzahl sich eingefunden haben, und Alles harrt in gespannter Erwartung, bis der Umzug beginnt. Vom evangelischen Schulhause geht er

Digitized by Google

Die Kinderzeche in Dinkelsbühl.
Nach der Natur gezeichnet von Oscar Schäffer.

aus; voran die Musik, dann die Kinder, von ihren Lehrern geführt, alle festlich angethan, die Knaben mit Fahnen, die Mädchen mit Kränzen, und in der Mitte des Zuges hoch zu Roß der Oberst, ein Bürschchen von acht Jahren, in altschwedischer Uniform mit wallendem Federhut und Stulpenstiefeln, ein Gustav Horn im Kleinen. Vor ihm und nach ihm seine Schweden, vier Trommler, Hauptmann, Fähnrich und Lanzenknecht, lauter Bürschlein unter acht Jahren, aber wohlgeschult und in tapferm Schritt marschirend. So geht der Zug, von der wogenden Menge begleitet, hinaus durch's Wörnithor über die Brücke und dort sich schwenkend wieder zurück in die Stadt vor die Kirche, dem Herrn ein Loblied zu singen. Von da wendet sich der Zug zum Rathhause, und hier hält der kleine Oberst seinen Spruch, der also lautet:

Vernehmt, ihr Leute groß und klein,
Was ich euch jetzt berichte;
Ich schenk' euch gute Mähre ein
Aus unsrer Stadt Geschichte.

Man weiß zu wohl das schwere Jahr,
Da ließ es Gott geschehen,
Daß sie befreit ward aus Gefahr
Durch ihrer Kinder Flehen.

Der Feind stand drunten vor dem Thor;
O weh! wer hilft der armen?
Da drang die Bitte an sein Ohr:
„Hab' doch mit uns Erbarmen!

Sieh hier die zarte Kinderschaar!
Wer teilt uns speisen, wärmen,
Wahrt Du der Stadt, die uns gebar,
Reicht Gnad' und Frieden schenken?"

Da ward des Feindes Herz erweicht.
Das Schwert fuhr in die Scheide;
Viel Mutterherzen wurden leicht,
Und alles war voll Freude.

Daß zum Gedächtniß sieht man
Dies Fest seit vielen Jahren,
Und stimmet Dem ein Loblied an,
Der uns aus Kriegesgefahren

Errettet hat zu Seiner Zeit
Durch Kind unmündes Lallen;
Er lasse sich's voll Freundlichkeit
Auch heute wohlgefallen.

Er gebe uns ein fromm's Herz
Und lehr' uns täglich treten
Vor Ihn, in Frende wie in Schmerz,
Für unsre Stadt zu beten.

Dinkelsbühl, lebe hoch!

An das Schulhaus zurückgekehrt, löst der Zug sich auf, um am andern Tage denselben Kreislauf wieder zu beginnen, und die Kinder kehren, reich beschenkt, zu ihren Eltern heim; der Oberst aber wird natürlich von seiner militärischen Suite feierlich nach Hause geleitet.

Was soll denn aber nun der Mummenschanz, und ist es auch der Mühe werth, von einem Kinderfeste, deren es doch überall genug giebt, aller Welt zu erzählen oder gar selber nach Dinkelsbühl zu kommen, um sich den Spaß mit anzuschauen? Nun, wer gerne noch eine säuberliche Stadt mit hochgegiebelten Häusern, mit schönen Kirchen und stattlichen Mauerthürmen sehen mag, eine Stadt, die weder durch Fürstengunst, noch durch des Krummstabes Walten, sondern allein durch ihrer Bürger Fleiß zu hohem Wohlstande sich erhoben hat, der noch heute in den schönen Bauten und den reichen Stiftungen „zu Gottes Ehr und der Armen Nutz" verkörpert daſteht, der mag wohl auch sonst es nicht bereuen, seinen Fuß nach dem freundlichen Bieregrunde zu lehren; ist auch die alte Zeit dahin, die alten Tugenden des Fleißes und der bürgerlichen Einfachheit sind geblieben. Es ist aber auch kein schlechter Mummenschanz, der dort am Montag und Dienstag vor Margarethe aufgeführt wird, wie Jeder schon aus des Oberſten Spruch vernehmen konnte, und der freundliche Leser wird mir nun wohl noch erlauben, ihm die geschichtliche Deutung des Festes zu entziffern, soviel die Stadtchronik dazu Stoff an die Hand giebt.

Der Kinderzeche Ursprung schreibt sich jedenfalls schon von der Reformation her, welche das Volksschulwesen, wie bekannt, allerwärts in Schwung brachte. Dinkelsbühl hatte sich aber auf dem Regensburger Reichstage zur Augsburgischen Confession bekannt, und damals schon mag man darauf verfallen sein, durch eine alljährlich wiederkehrende festliche Bewirthung sowohl der Lehrerschaft wie der Schuljugend einen Sporn zu andauerndem Eifer zu bieten. Man gab diesem Feste den Namen „Zeche" und hielt es regelmäßig am 23. Juli alten Styles mit festlichem Umzug vor Kirche und Rathhaus, dann mit Bewirthung der Lehrer und Kinder und lustiger Kurzweil in den Classen der Schule ab. Wohl verging der evangelischen Gemeinde in den schweren Zeiten des Interims, das sie all ihrer Rechte beraubt hatte, Lust und Freude zu festlichen Aufzügen, denn auch der Religionsfriede brachte ihr nicht, was er andern Gemeinden brachte, und von fröhlichen Kinderzechen aus dieser Zeit der Trangsal weiß daher die Chronik auch wenig zu erzählen. Es folgte der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken; aber eben dieser wurde es doch, der die Kinderzeche zu neuem Leben rief und ihr eine neue weitgreifende Bedeutung gab. Denn als der König Gustav Adolph von Schweden nach der Breitenfelder Schlacht mit seinen siegreichen Schaaren nach Süden zog, da dämmerte auch der evangelischen Bürgerschaft Dinkelsbühls ein Hoffnungsmorgen, obschon sie vorher noch eine schlimme Angst überstehen sollte. Während der König der Donau zueilte, um den Krieg in's Herz der Liga hineinzutragen, zog ein anderer schwedischer Heerhaufen weiter westlich und kam im Mai von Rothenburg her angerückt, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Denn ob zwar die Bürgerschaft schier ohne Ausnahme dem Evangelium anhing, so war doch das Regiment katholisch, hielt's mit der Liga und hatte eine baierische Besatzung in die Stadt aufgenommen. So galt die Stadt den Schweden gegenüber für katholisch und hatte die härteste Behandlung von ihnen zu gewärtigen. Schon hatten sie das Vorwerk auf dem Ziegelbuck mit Gewalt genommen, da gaben die Baiern die Stadt auf und schickten die evangelische Jugend zum Wörnithor hinaus über die Brücke dem feindlichen Obersten Claß Dietrich, von Sperrunt entgegen, ihn um Gnade und Schonung anzuflehen. Die Kinder mit ihren ängstlichen Mienen und bittenden Stimmchen rührten dem schwedischen Feldoberſten das Herz. Er ließ der Stadt Gnade und Schonung zu Theil werden, und seine Soldaten hielten in dem von ihnen besetzten Dinkelsbühl gute Mannszucht. Der katholische Rath freilich mußte einem evangelischen weichen, und von Augsburg aus ordnete der König an, den Evangelischen alle entrissenen Rechte wieder zu erstatten. Blieb's nun zwar auch nicht lange so, brachte die unglückliche Nördlinger Schlacht schon nach dritthalb Jahren wieder einen völligen Umschwung und neue Bedrängnisse für die evangelische Gemeinde, welche erst der Westphälische Friede zum größeren Theile hob, so erhielt sich doch die Erinnerung an jene Errettung aus großer Gefahr, welche die Stadt ihrer fürbittenden Jugend zu danken hatte, frisch und lebendig. Und als nun endlich Friede war, da lebte auch die alte Kinderzeche mit neuer Lust wieder auf und belam dann auch zum Andenken an jenes Ereigniß den jugendlich militärischen Charakter mit Oberst und Hauptmann, Lanzenknechten und Trommlern, seinen Schärpen und Federhüten.

Als die Stadt an Baiern fiel, erlitt die Kinderzeche mancherlei Unguust und nahm immer mehr den Charakter eines bloßen Frühlingsfestes an, und leicht hätte darüber die ganze geschichtliche Tradition verloren gehen können, wenn nicht das Jahr 1848 auch hier belebend gewirkt hätte. Nun wurde der geschichtliche Boden wieder neu betreten und dem ganzen Feste diejenige Gestalt gegeben, welche die Erinnerung an die Vergangenheit der Mit- und Nachwelt frisch zu bewahren geeignet ist. Seitdem blüht die alte Kinderzeche mit jedem Jahre mehr auf, und wem diese Zeilen Lust machen sollten, dies Stück alter Geschichte in jugendlich heiterem Kleide mit anzuschauen, der wird den Gang nicht bereuen.

U. Z.

Digitized by Google

Aus jüngstvergangenen Tagen.

Nr. 3. Ein Name für das erste deutsche Kriegsschiff.

(Schluß.)

Preußer war Soldat genug, um mit dem ersten Erscheinen der dänischen Schiffe in der Bucht von Eckernförde vorherzusehen, daß es zum entscheidenden Kampfe kommen werde. Die ganze Nacht hindurch hatte er Alles vorbereitet, um glühende Kugeln so viel als möglich vorräthig zu haben. Sein Entschluß stand fest, dem Vaterlande sich bis zum letzten Athemzuge zu widmen und den Dänen den Hohn, der ihn aus seiner Kriegslaufbahn hinausgetrieben hatte, heimzuzahlen. Jedes Wort, das er im Laufe der Nacht und am Morgen des Kampftages zu seinen Cameraden sprach, war eine Ermuthigung, eine Aufmunterung. Meist waren es kecke Witzworte, beißender Hohn gegen die Dänen, die diese Ermuthigungen würzten. Dann belehrte er seine tapfern Kanoniere, daß es nicht nöthig sei, ohne Nutzen sich bloßzustellen. „Wir werden das Feuer der Kanonen auf den Schiffen sehen, ehe die Kugeln uns nahekommen. So oft wir es sehen, bückt Euch, duckt Euch hinter die Erdwälle; das macht Euch keine Schande, wenn Ihr sonst tapfer aushaltet und gleich wieder an den Kanonen seid, um zu antworten. Immer ruhig, immer lustig, Ihr Jungens; wir wollen den Dänen heiß machen."

Während die beiden Kriegsschiffe die Nordbatterie beschossen, schickten dieselben nur selten ein paar Kugeln gegen die Südbatterie, die ihrerseits der Einfernung wegen kaum mit großem Erfolge antworten konnte. Der zweistündige Kampf gegen die Nordbatterie gewährte aber die Besatzung der Südbatterie wenigstens an das furchtbare Schauspiel, das dieser Kampf bot und das ihnen selbst bevorstand.

Endlich schwieg die Nordbatterie; — endlich rückten die Tod und Verderben drohenden schwimmenden Festungen mit ihren 140 Feuerschlünden langsam über den blauen Spiegel der Bucht auf die Südbatterie zu. „Jungens, jetzt kommt die Reihe an uns! Wir wollen dem Dänen zeigen, mit wem er's zu thun hat. Geben wir uns Alle das Wort und die Hand darauf, daß wir diese Batterie nicht verlassen, bis der letzte Mann von uns gefallen und die letzte Kugel verschossen ist." Sie reichten sich die Hände, als eben die erste Breiseite des Christian VIII. auf sie abgefeuert wurde. Mit einstimmigem „Hurrah!" antworteten sie.

Dann begann der ungleiche Kampf. Eine Breiseite nach der andern durchwühlte die Erdwälle; immer antworteten die vier Kanonen der Batterie mit wohlgezielten Schüssen von glühenden Kugeln. Eine nach der andern traf die Wände der Schiffe, daß man in der Batterie das Krachen derselben hörte und die tapfern Hossten jeden glücklichen Schuß mit einem glücklichen Witze in ihrem Plattdeutsch begleiteten. So oft die Breiseiten blitzten, lagen sie alle am Boden; so bald die Kugeln über sie weggesaust, standen sie wieder bei ihren Kanonen.

Nach einem Kampfe von etwa einer Stunde gingen der Batterie die glühenden Kugeln aus; eine derselben aber steckte dem Christian so in den Rippen, daß später sich ihre Wirkung im vollen Maße zeigte. Bereits aber wurde der Kampf jetzt mit gewöhnlicher Kanonenladung fortgesetzt. Da riß eine dänische Kugel die deutsche Flagge der Batterie nieder. Und derselbe tapfere, besonnene Befehlshaber, der seinen Kanonieren rieth, sich hinter die Wälle zu bücken, wenn der Blitz auf den Schiffen den Kugeln vorhergehe, sprang jetzt auf die Brüstung der Batterie und pflanzte, kalt, ruhig und keck, die deutsche Fahne wieder auf. Mit einem jubelnden „Hurrah!" seine Mütze den Dänen zum Gruß schwingend, eilte er in die Batterie zurück und wurde dort mit freudigem Hurrah-Echo empfangen.

Vier volle Stunden dauerte dieser wunderbare Wettkampf, bis endlich nach zwei Uhr Nachmittags die beiden Kriegsschiffe ein Manöver begannen, dem man die Absicht ansah, die Schiffe vor der Batterie zurückzuziehen. Aber jetzt zeigte sich bald, daß dies nicht mehr möglich. In dem festen Vertrauen, daß die Südbatterie ihnen nur so zum Nachtische nach der Nordbatterie dienen werde, hatten die beiden Schiffe sich an eine Stelle gewagt, in deren nächster Nähe eine Sandbank liegt. Bei dem Versuche des Christian VIII., gegen den starken Ostwind lavirend, seine nicht länger geheure Stellung zu verändern und dem Meere zuzusteuern, war derselbe auf diese Sandbank gerathen, so daß das Steuer den Dienst versagte. Gleichzeitig brach der Rauch aus den Luken des Schiffes hervor. Eine der glühenden Kugeln hatte gezündet und zwar auf einer Stelle, der nicht beizukommen war.

Alles das verdoppelte den Eifer der Besatzung der Südbatterie. Jetzt, wo der Christian festlag, so daß er seine Kanonen nicht einmal mehr auf die Batterie richten konnte, flogen die Kugeln von dieser nur um so lustiger ihm in die Wände, in den Rumpf hinein, über das Deck in die Besatzung, in die Masten und auch in das Takelwerk. Jeder Schuß traf. Da flatterte auf einmal eine weiße Fahne und kletterte geschäftig zur Spitze der Masten auf den Schiffen hinauf! — Der Sieg war errungen.

Wer will die Gefühle beschreiben, die beim Hissen der weißen Flagge auf den beiden Kriegsschiffen in den Herzen der Besatzung der Südbatterie, in den Herzen der Bewohner von Eckernförde und der Landbauern der Umgegend aufstiegen, die herzugeströmt waren und von ferne dem Schauspiel mit höchster Seelenspannung zusahen! „Herr Gott, dich loben wir!" In wie vielen Seelen mag der Gedanke wiedergeklungen sein, ehe er von Eckernförde bis zu den Alpen ganz Deutschland durchzog. Der Sieg war errungen, aber der Tag noch nicht zu Ende. Die Dänen forderten einen Waffenstillstand zur Unterhandlung. Der wurde gewährt. Bei der dann beginnenden Unterhandlung wollten sie zusagen, daß sie sich, ohne weiter die Stadt zu beschießen, zurückziehen würden, wenn man sie unbelästigt abrücken lasse. Sonst würden sie die Stadt in Grund und Boden zerstören. Die Bürger der Stadt selbst aber erklärten sich bereit, lieber Haus und Gut zu opfern, als schuld zu sein, daß um ihretwillen der Däne aus der Lage entschlüpfe, in die ihn die tapfere Besatzung der Südbatterie hineingetrieben hatte. Ergeben auf Gnade und Ungnade — war die einzige Bedingung, die ihnen gestellt wurde.

„So wollen wir kämpfen," — antworteten die Dänen, die so tapfer sind, wie es die Germanen aller Stämme zu sein pflegen. Und so begann der Kampf von Neuem und bald zu noch größerem Nachtheile der in der That bereits vollkommen Besiegten. Während des Zweikampfes zwischen den Kriegsschiffen und der Nordbatterie war, durch die Kanonenschüsse gerufen, der Herzog Ernst von Coburg-Gotha an der Spitze eines Theiles seiner Brigade, und insbesondere mit der sechsten nassauischen Fußbatterie, auf den Kampfplatz geeilt. Diese Batterie, vier Geschütze, wurde jetzt hinter einer Erdbedeckung gegen das Linienschiff, kaum 400 Schritte von diesem, aufgestellt. Auch die Nordbatterie war wieder mit Schießbedarf versehen worden, so daß, als mit dem Glockenschlage vier der Waffenstillstand verstrichen war, nicht nur die beiden Strandbatterien den Kampf wieder begannen, sondern die Nassauer mit ihren Sechspfündern namentlich das Verdeck der Gefion durch Kartätschen fegten, so daß der Kampf hier sehr bald ein Ende erreichte.

Nun rief der Christian VIII. durch Signale einen Dampfer herbei als letzte Rettung, um ihn aus der Bucht hinauszuschleppen. Aber kaum im Bereiche der Nordbatterie, erhielt der Dampfer mehrere Schüsse in Rad und Maschine, so daß dieser selbst nur im raschen Rückzuge Rettung fand. Von da an kämpften die Dänen nur noch den Verzweiflungskampf um ihre Ehre, und sie kämpften ihn in der Lage, in der sie sich befanden, so ehrenvoll, wie er selten gekämpft wurde. Sie beschossen die Stadt, die Kugeln zerrissen die Häuser, in „Christians Pflegbans" — ein Patheniind des Königs Christian VIII., wie jenes Schiff, das dem Untergange geweiht war — drang eine Kugel durch zwei Mauern und zerriß eine alte kranke Frau von achtzig Jahren. Sie brachte die Botschaft des Sieges in jene Welt, wenn dieses Opfer war eines der letzten des Tages.

Es war dem Befehlshaber des Christian nicht zweifelhaft, daß sein Schiff, von einem Feuer, dem nicht beizukommen war,

Digitized by Google

verzehrt, in höchster Gefahr schwebte, während die Gefion unabläßig von den Kanälschen der Rassauer unter ihrem tapfern Hauptmann Müller gepeitscht wurde. Die Hälfte der Besatzung lag todt oder verwundet auf dem Deck und in den Räumen, — ehe endlich der Dannebrog auf den beiden Schiffen das stolze Haupt senkte und der Commandeur Paludan das Parlamentairboot bestieg, um mit seinem Degen die beiden Schiffe dem glücklichen Besitzhaber des Platzes, dem Herzog Ernst von Coburg, zu übergeben.

Christian VIII. stand in Flammen. Fast zweihundert Verwundete waren in der höchsten Gefahr, lebendig zu verbrennen, und mit ihnen die tapferen der dänischen Seeofficiere, die selbst in dieser Gefahr sich geweigert hatten, ihrem Befehlshaber zur Uebergabe ihrer Degen an's Land zu folgen. Ob da Theodor Preußer vielleicht daran gedacht, daß unter diesen der Eine oder Andere seiner Schulgenossen im Cadettenhause zu Kopenhagen sein möchte? Ob er da des Spottes, des Hohnes sich erinnert, mit dem die Dänen ihn aus dem Kriegsdienste vertrieben hatten? —

„Die Verwundeten müssen gerettet sein," war sein einziger Gedanke. Preußer befahl den Booten, auf welchen die Dänen gelandet, zurückzukehren und die Verwundeten zu retten. Er selbst trat in das erste, welches vom Lande wieder abstieß, und übernahm die Leitung dieses edlen Rettungswerkes. „Das Schiff ist in höchster Gefahr, in die Luft zu fliegen," riefen ihm besreundete Stimmen zu. — „Retten wir die Verwundeten!" war seine Antwort. So trat er auf das Verdeck. Hier legte er selbst Hand mit an, sorgte, daß, so viel die Boote fassen konnten, Verwundete hineingebracht wurden, und befahl, so oft eines gefüllt, an's Ufer zurückzukehren. Rettend, helfend, sorgend für die Unglücklichen, stand der Sieger zwischen den Besiegten — als ein furchtbarer Schlag die Luft zerriß. Das Schiff war aufgeflogen. In der Dampf- und Feuersäule, unter zahllosen Leichen und Splittern flog auch die Leiche Theodor Preußer's mit in die Luft, um dann in den blauen Wogen der Bucht von Eckernförde begraben zu werden. — Die ganze Nacht hindurch brannte der Rumpf des gewaltigen Schiffes lichterloh bis zum Spiegel des Wassers, ein Katafalk, so großartig, wie sie bei den größten Leichenfeiern von Fürsten und Herrschern nie vorgekommen.

Der Befehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee aber ernannte den Todten — nachträglich zum Lieutenant; und so lange die schleswig-holsteinische Armee bestand, wurde bei jedem Appell der Name „Theodor Preußer" in seiner Compagnie aufgerufen, worauf dann der älteste Unterofficier antwortete: „Hier!"

„Hier!" — Daß dies Wort zur That wurde, sobald die deutsche Nation wieder eines Theodor Preußer bedarf! —

Und wieder saßen die Herren zu Frankfurt und beriethen das Heil der Nation. Da trat der Kriegsminister von Peucker auf und erzählte mit stolzen Worten die That Preußer's und Jungmann's und setzte hinzu, daß „damit das erste derartige Kriegsschiff (eine Fregatte) der deutschen Flotte zugeführt worden" und daß in Zukunft die Gefion — Eckernförde heißen solle. Selbst das war den Herrschenlingen, die bald nach jenem Tage einer großen That wieder Oberwasser erlangten, zu viel. Preußen kaufte die „Eckernförde", als der Bundestag sie unter den Hammer brachte und — taufte sie wieder um — zur Gefion, den Dänen zu Ehren! — Nachdem der Beifallssturm, den die Worte des Kriegsministers hervorgerufen, verrauscht war, trat jenes Parlamentsmitglied wieder auf und erinnerte an seinen früheren für nicht dringlich erklärten Antrag, daß, wer das erste feindliche Kriegsschiff wegnehme, eine National-Belohnung erlangen und sein Name dem Schiffe, das er erobert, bleiben solle. Der Marineausschuß hatte den Antrag vergessen. „Theodor Preußer" muß das erste Kriegsschiff heißen, sobald Deutschland wieder deutsche Kriegsschiffe hat.

J. Benedey.

Das Testament eines oldenburgischen Bauern.

Es ist ein ganz eignes Geschöpf, so ein echter Bauer vom alten Schlag. Was ist eigentlich ein Bauer? Der moderne Geschäftsmann wird sagen: Ein Mensch, welcher sich durch Betreibung der Landwirthschaft im Kleinen Geld zu verdienen und seinen Unterhalt zu verschaffen sucht. Aber ein solcher Mensch mag ein Oekonom, ein Landmann, ein Pächter oder Ackerbürger sein; das, was man eigentlich Bauer nennt, ist er gewiß nicht. Ein echter Bauer sitzt auf seiner von seinen Vätern ererbten „Stelle", welche ihm nicht Mittel zum Zweck, nicht das Mittel ist, um Geld zu verdienen. Vielmehr ist die Stelle gerade selbst sein einziger Zweck.

Er selbst, seine ganze Familie, sein ganzes Leben sind eigentlich nur Mittel zu diesem Zwecke, sie sind da, um die Stelle zu erhalten, zu mehren und stattlich erscheinen zu lassen. In dieser Unterordnung der persönlichen Interessen, ja der ganzen Person unter die Stelle und deren Interessen liegt das Eigenthümliche des Standes der Bauern vom alten Schlag. Aus dieser Eigenthümlichkeit erklären sich fast alle althergebrachten Rechte und Gewohnheiten des Bauernstandes. Dieselbe tritt in einem Theile des Oldenburger Landes, dem sogenannten Münsterlande, auch äußerlich dadurch in interessanter Weise hervor, daß es bei den Bauern einen Familiennamen nicht giebt, sondern nur einen Stellennamen, welchen Jeder annimmt, der die Stelle erwirbt. Der Familienname des Käufers einer Bauernstelle, welche etwa „Kleine Steverdinge"-Stelle heißt, wird höchstens mit einem „Geborener" hinzugesetzt, so daß also, wenn etwa der Käufer der Stelle „Johann Rieking" hieße, derselbe künftig den Namen „Johann Kleine Steverding geb. Rieking" führen würde.

Beverlt demnächst die Stelle auf den Sohn, so führt dieser nur noch den Namen „St. Steverding", hat also seinen Familiennamen gänzlich verloren. Auf diese Weise kann es vorkommen, daß die Söhne eines Bauern — wenn sie nämlich selbst Bauernstellen, etwa durch Heirath mit einer Erbin, erwerben — ganz andere Namen führen, als der Vater. Der Vater heißt vielleicht nach seiner Stelle „Große Pining", der älteste Sohn nach der von ihm erheirateten „Feldhus", und der zweite Sohn nach seiner Stelle „Steverding." Faßt man die gedachte Eigenthümlichkeit des Bauernstandes in's Auge, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Bauernstelle nur auf eines der Kinder vererbt und daß die sämmtlichen übrigen Kinder (wie dies noch jetzt in dem größten Theile des Oldenburger Landes Rechtens ist) zusammen nur eine „Absindung" von zwanzig Procent vom schuldenfreien Werth der Stelle bekommen. Es kommt ja nicht darauf an, das Interesse der Kinder zu wahren, vielmehr muß sich dieses dem Interesse der Stelle unbedingt unterordnen, und für diese ist ja bestens gesorgt, wenn der Erbe derselben (der Grunderbe) nur zwanzig Procent abgiebt.

Durch die bemerkte Eigenthümlichkeit erklärt sich auch das an vielen Orten noch bestehende Herkommen, nach welchem, wenn Geschwister auf der Stelle ohne Kinder verstorben, dieselben nicht von allen Geschwistern, sondern nur von dem Stellebesitzer beerbt werden. Die Stelle beerbt eben diese Geschwister, welche in ihrem Schooße geboren haben. Es kann uns wenig wundern, daß das in eine Bauernstelle eingebrachte Vermögen der Frau, sobald es zum Besten der Stelle verwendet ist, jede selbstständige Existenz verliert und niemals ersetzt verlangt werden kann, daß ferner der Hausmann (Vollbauer) nur eine Hausmannstochter heirathet, daß überhaupt die Heirath als ein Rechtsgeschäft im Interesse der Stelle erscheint, wenn wir selbalten, daß die Stelle die Gottheit ist, welcher Alles von allen Seiten geopfert wird.

So wird es uns denn auch nicht sehr unerklärlich scheinen, wenn wir sehen, daß der Bauer vom alten Schlage seine schönen alten Eichen Jahrhunderte lang stehen und zuletzt sogar auf dem Stamme verfaulen läßt. Die Stelle ist ihm ja nicht das Mittel, um Geld zu verdienen. Sie ist sein Zweck, sein Alles; wie kann er sie also ihres schönsten und stattlichsten Schmucks berauben, um Geld daraus zu machen!

Es giebt eine alte Anekdote von einem oldenburgischen Bauer. Derselbe hatte ein Stück Landes mit Unrecht in seinen Besitz gebracht und, von dem rechtmäßigen Eigenthümer desselben auf Herausgabe des Grundstücks belangt, durch einen Meineid ein günstiges

Digitized by Google

Urtheil herbeigeführt und das Land behalten. Doch als er zum Sterben kam, da schlug ihm das Gewissen. Auf dem Sterbelager ruft er seinen Sohn, den künftigen Stellenbesitzer, zu sich, bekennt den Meineid und bittet, sofort nach seinem Tode das Stück Land an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben, da er sonst nicht ruhig sterben könne.

Der Sohn: „Abersk Vader, dat is jo use beste Wische by de Stäe, de föhn wy jo van de Stäe ganz nich missen."

Der Vater sterbend: „Dat is oof so, myn Söhn, Du bist'n braven Jung, denn laat my man rästen in de Hölle." *

Diese Anekdote ist nicht schlecht erfunden. Sie zeigt uns die bäuerliche Auffassung, die unbedingte Unterordnung der persönlichen Interessen unter die Interessen der Stelle, in der höchsten Consequenz. Es ist eben die verfluchte Schuldigkeit des echten Bauern vom alten Schlage, „in der Hölle zu rösten", wenn es zum Besten der Stelle nöthig ist. Im Ganzen aber ist dies ein überwundener Standpunkt; der Bauer vom alten Schlage wird in der modernen Welt nur noch selten gefunden. Die neue Gottheit der gierig nach Gewinn jagenden Welt, das „Geldmachen", das goldene Kalb, welches Alle anbeten, ist auch bei dem Bauer eingezogen, und als Diener dieser neuen modernen Gottheit nennt er sich auch nicht einmal gern mehr „Bauer", sondern wird zum „Landmann" oder „Landwirth" oder gar zum „Oekonomen" oder „Gutsbesitzer". Im Oldenburger Lande, namentlich in denjenigen Bezirken, wohin die moderne Geldcultur noch weniger gedrungen ist, findet man jedoch vereinzelt noch Landleute, welche als würdige Repräsentanten des echten Bauernstandes gelten können.

Ein solcher Bauer vom alten Schlage war der reiche Hausmann Henken-Frers zu H. Ich hatte ihn kennen gelernt und sein Vertrauen erworben durch einen Riesenprocess, welchen ihm ein ehemaliger Mündel an den Hals geworfen und ich mit großer Mühe zu einem für ihn guten Ende geführt hatte. Seitdem hielt er unverbrüchlich zu mir; ich war sein Mann, mochte es sich um Processe oder um Landtagswahlen, um Gemeindeangelegenheiten oder Wahlen zur Synode oder was sonst handeln, selbstredend, soweit das Interesse seiner Stelle nicht entgegenstand. Henken-Frers war früher verheirathet gewesen, die Frau aber schon vor langen Jahren gestorben. Seitdem lebte er, reich, durchaus nicht ungeliebt, aber schlicht wie ein Bauer, auf seiner stattlichen Hufe mit seinen beiden einzigen Kindern und einer Schwester, welche die Stelle der Hausfrau vertrat und zu der Henken-Frers das unbedingteste Vertrauen hatte.

Eines Tages fuhr mir Henken-Frers seinen Wagen und einen Brief, in welchem er meldete, er müsse in den nächsten Tagen sterben, wünsche aber vorher noch sein Testament zu machen. Der Amtmann habe ihm nun gesagt, daß dasselbe so, wie er Henken-Frers) es wünsche, nicht gemacht werden könne. Er bäte mich deshalb, zu ihm zu kommen, da ich ja wohl Rath schaffen werde. Ich machte mich auf den Weg und gelangte bald über die dürre braune Haide, welche nur an den Rändern von den Vorposten der Civilisation, den sogenannten Anbauern, nach und nach in Angriff genommen und mit langjähriger Arbeit in Cultur gebracht wird, zu den grünen „Blöschen" (Holzungen des Ammerlandes und in das Dorf H—, den Wohnort des Henken-Frers. Die stattliche Stelle desselben befand sich in der Mitte des friedlichen Dorfes. Eine prächtige Eichenallee führte durch ein großes Dor (Thor) über grünes Weideland zu den mit alten Bäumen bestandenen Höfe. Von diesen Bäumen und einem Gemüse- und Blumengarten umgeben, lag das lange niedrige Bauernhaus, in welchem vorn das Vieh und hinten die Menschen ihr Quartier haben, mit seinem hohen grauen Reitdache, zwar nicht elegant, aber behäbig und wohnlich da. Misthaufen und Schweine bildeten freilich die nächste Aussicht; aber weiterhin schweifte der Blick über frische Wiesen und wohlangebaute Ackerfelder zu den stattlichen Büschen der Stelle, welche seit Jahrhunderten unberührt waren. Gesättigte Ruhe ist der Charakter einer solchen niederdeutschen ländlichen Aussicht.

Ich trat durch die große Einfahrtsthür in das Haus und passirte, auf der Diele von gestampftem Lehm, zunächst die zwei Reihen wohlgenährten Viehs, für welches das Wintersutter bereits auf den „Hillen" (dem Raume über dem Viehstande) und auf dem Heuboden über der Diele in Masse aufgespeichert lag. Die Kühe lauten, behaglich hingestreckt, ihr Futter; eine Gesellschaft Hühner suchte eifrig nach ausgefallenen Körnern, unter Aufführung des Haushahns, der in stolzer Positur die Arbeit überwachte. Von da gelangte ich in den offenen Küchenraum, in dessen Mitte noch das althergebrachte freundliche Heerfeuer — der Sammelplatz der sämmtlichen Hausgenossen — brannte. Geschirre aller Art, Teller und Schüsseln, Pfannen und Töpfe, Tassen und Kannen, Löffel und Gabeln und die vielen andern Dinge, welche in einem großen Bauernhause gebraucht werden, waren hier an den Wänden, in großen Schränken, oder wo sonst geeigneter Platz, blank geputzt, in bunter Reihe aufgestellt. Die „Butterlaren" und das gelegentliche Brüllen einer Kuh lieferten die Musik, und der Hahnbund erhob sich langsam von seinem warmen Platz am Heerde, um den fremden Eindringling mit gebührendem Gebell zu empfangen.

Auf meine Frage nach dem „Bauern" wurde ich in eines der hinter dem Küchenraume befindlichen Zimmer geführt. Dasselbe war zwar etwas niedrig, aber sonst — wie es bei dergleichen großen Bauernhäusern schon lange der Fall — ziemlich comfortabel, mit Sopha, eleganten Stühlen und Mahagonitischen, mit hübschen Gardinen und Blumen vor den Fenstern versehen, ziemlich so, wie man derlei „beste Stuben" auch bei dem Mittelstande in den Städten findet. Ausgezeichnet ist solche „beste Stube" bei den Bauern in der Regel dadurch, daß in einem großen Glasschrank die werthvollsten Geschirre, Tassen, Silbergeräthe 2c. zur Ansicht aufgestellt sind, daß sämmtliche Stühle in der vornrastellen Linie neben einander an den Wänden stehen und daß der Fußboden auf das Sorgsamste mit frischem weißem Sand bestreut ist; doch darf sich bei Leibe kein Sandkorn unter die Stühle selbst verirren.* Alles in Allem genommen, macht ein solches großes niederdeutsches Bauernhaus mit dem Reichthume seiner oft kaliegenden Vorräthe, vollgepfropft mit Vieh, Futter für dieses, Lebensmitteln, Kisten und Kasten, Geräthen und Geschirren jeder Art, einen recht angenehmen heimischen Eindruck, namentlich von dem freundlichen Heerfeuer aus, welches indeß leider mehr und mehr aus unsern Bauernhäusern verschwindet. —

Doch endlich zur Sache. Ich traf meinen alten Freund in der besten Stube im „Alkoven", zwar „bettlägrig und krank, aber, wie eine mit ihm angestellte Unterredung ergab, bei gesunden Geistesträften," wie man einen ordentlichen Menschen, welcher sein Testament machen will, eben treffen muß. Die eisernen Gesichtszüge waren noch die nämlichen, wie früher, zeigten denselben Ausdruck frischen Muths, wie immer.

Henken-Frers trug mir nun vor: Er müsse in diesen Tagen sterben. Morgen werde es wohl noch „gut gehen", aber übermorgen sei gewiß der letzte Tag. Dagegen lasse sich ja auch weiter nichts sagen; er sei alt genug, seine Frau ihm schon lange vorangegangen, und wenn sein Grundsatz auch noch nicht volljährig wäre, so könne er sich darauf verlassen, daß seine alte treue Schwester nach seinem Tode bis zur Volljährigkeit des Grunderben Alles ganz so gut „verwahren" werde, wie bisher. Nur Eins lasse ihn nicht ruhig sterben, und deßhalb habe er mich rufen lassen. Man habe ihm nämlich gesagt, daß das Gericht, wenn er sterbe, da der Grunderbe noch minderjährig und eine Wittwe (welche sonst den Nießbrauch und die Verwaltung behält) nicht vorhanden sei, Vormünder bestelle und diese zwinge, alle „Mobilien und Movenzien" öffentlich zu verkaufen und die Stelle im Licitationswege zu verpachten.

„Den Schimp un de Schanne" — so fuhr er fort — „much ick nu doch um de hele Welt nich hebben, datt see hier in'n Huse in alle Eggen herum schnüffert um dat Good tosämen hält nun usen Kram öpentlich vor Geld verkoopt. Um datt schall myn Söhn mit anleken! Unn denn schull hier up use Stäe een Hürrmann sitten und dat Land usfugen, um dat Gelt ut to maken. Näh, dat kann nich gahn, un schall nich gahn, un davör möt' See sorgen, datt ett nich geiht, sünst kann ick nich ruhig starven. Ick bin doch Herr up myne Stäe, un wenn de Herr Amtmann

* Der Sohn: „Aber Vater, das ist ja die beste Wiese bei unserer Stelle, die können wir ja gar nicht entbehren." Der Vater: „Das ist auch wahr, mein Sohn, Du bist ein braver Junge, kann laß mich nur braten in der Hölle."

* Man ermöglicht dies letztere dadurch, daß man beim Sandstreuen ein Brett vor die in gerader Linie aufmarschirten Stühle stellt und so verhindert, daß beim Sandstreuen irgend ein Sandkorn unter die Stühle gerath, was durchaus unzulässig ist.

Digitized by Google

seggt, dat geiht nich anners, so segge id, dat mutt anners gahn.“*

So wußte ich also, wo der Schuh drückte. Ich gestehe, ich fühlte ganz so, wie der alte Bauer. Hätte ich an seiner Statt gelegen, auch mir wäre der Gedanke unerträglich gewesen, daß, sobald ich die Augen geschlossen, das ganze Haus ausgeräumt und Alles verschachert werden würde. Der Mann hatte um so mehr Recht, da der Grunderbe schon in einigen Jahren die Stelle selbst antreten konnte.

Doch wie da helfen? Das Gesetz brachte es allerdings so mit sich, daß die zu bestellenden Vormünder Alles verkaufen und die Stelle verpachten mußten, und da dieses im öffentlichen Interesse, zur Vorsorge für die Minderjährigen, angeordnet ist, so konnte es durch die Privatwillkür des Erblassers, durch Testament gültig nicht beseitigt werden, direct wenigstens nicht. Ich wußte lange nicht, was zu machen, bis mein Bauer selbst mir auf die Sprünge half, indem er meinte, er brauche ja seine Schwester nur zu seiner Wittwe zu ernennen, so daß sie dann den Nießbrauch und die Verwaltung habe. Aber wie das Gericht und die Vormünder zwingen, daß sie die Schwester des Erblassers als die rechtmäßige Vertreterin von dessen minderjährigen Kindern anerkannten?

Endlich fand ich einen Weg. Ich frug meinen Bauer, was er meine, ob, wenn er seine eignen Kinder zu Gunsten der Schwester bis auf den Pflichttheil (im vorliegenden Falle ein Drittel des Erbtheils) enterbe, die Schwester absdann von einer solchen Bestimmung wohl je zu eignem Nutzen Gebrauch machen werde, oder ob er überzeugt sei, daß dieselbe doch Alles, was sie von ihm bekomme, nur für die Kinder verwalten und diesen beim Eintritt der Volljährigkeit getrenlich abliefern werde. Ohne Besinnen erklärte er: „Wat myne Süster (Schwester) hätt, datt hett ook myne Kinner. Dat is all eens (einerlei), wer't kriggt, wenn't man nich All verlohrt ward.“ Damit war weiter zu kommen. Die Eltern können nämlich ihre Kinder willkürlich bis auf den Pflichttheil, also bis auf ein Drittel des ihnen sonst zufallenden Erbtheils, enterben. Dürfen sie dies willkürlich, ohne Angabe jeglichen Grundes thun, so können sie es auch für einen bestimmten Fall, unter einer bestimmten Voraussetzung, wenn Dies oder Das eintritt, einerlei, ob das Eintreteude von dem Willen der Erben oder dem Willen Dritter abhängt.

Ich machte also folgendes Testament: Henken-Frers setzt als seine Erben ein: seine beiden Kinder, welche seinen Nachlaß nach Gesetz und Herkommen unter sich theilen sollen. Die Schwester soll aber bis zur Volljährigkeit der Erben den Nießbrauch und die Verwaltung des gesammten Nachlasses haben, ganz in dem Umfange, in welchem Solches einer Wittwe, deren Stelle die Schwester vertreten soll, gebühren würde, und soll deshalb namentlich ohne Einwilligung der Schwester kein Stück von den Mobilien und Moveuzien verkauft oder gar die Stelle verheuert (verpachtet) werden. Für den Fall aber, daß die Vormünder der Kinder die der Schwester vermachten Rechte nicht anerkennen wollten, oder vom Gerichte gezwungen würden, diese Rechte nicht anzuerkennen, enterbt Henken-Frers seine Kinder bis auf den Pflichttheil und ernennt als Erben seines ganzen übrigen Nachlasses (also auf $^2/_3$) seine Schwester,

* Den Schimpf und die Schande möchte ich doch um die ganze Welt nicht haben, daß man hier im Hause in allen Ecken herumstöberte, unser Gut zusammentrüge und Alles öffentlich für Geld verkaufte. Und das sollte mein Sohn mit ansehen? Und dann sollte hier auf unserer Stelle ein Pächter sitzen und das Land ausknapsen, um möglichst viel Geld daraus zu machen? Nein, das kann nicht angehen und das soll nicht angehen, und dafür müssen Sie sorgen, daß es nicht angeht, sonst kann ich nicht ruhig sterben. Ich bin doch Herr auf meiner Stelle, und wenn der Herr Amtmann sagt, das geht nicht anders, so sage ich, das muß anders gehn.“

die für diesen Fall — einerlei, durch welche Veranlassung derselbe eintritt — seinen ganzen Nachlaß in Natur zu sich nehmen und den Kindern nur den Pflichttheil in Geld herauszahlen soll.

Gegen eine solche Bestimmung ließ sich rechtlich Nichts einwenden. Ich durfte auch sicher annehmen, daß das Gericht die Rechte der Schwester nicht ansechten und damit veranlassen werde, daß die Kinder nur den Pflichttheil erhielten. That das Gericht dies aber dennoch, nun, dann kam freilich Alles auf die Ehrlichkeit und Treue der Schwester an. Der alte Bauer, dem ich dies und den ganzen Sinn der getroffenen Bestimmungen auseinandersetzte, begriff mich sofort vollständig, hatte nicht die geringsten Bedenken und meinte schließlich, fast triumphirend: „Na, sehl Sch nu woll, wenn man mann (nur) woll, so geiht en doch.“

Das Geschäft war beendet. Die sieben gesetzlichen Zeugen aus der Nachbarschaft, „eigens zu diesem Geschäfte geladen und freiwillig erschienen“, hatten gelesen, daß der Testator das Testament eigenhändig unterschrieben, und hierauf das Testament ihrerseits sämmtlich als Zeugen (nimmuter nicht ohne Mühe) mit unterzeichnet, sie hatten vorschriftsmäßig ihr Siegel (oder vielmehr, da sie Alle kein Siegel führten, das meinige) neben ihre Namen gedruckt und damit den durch nichts Fremdartiges unterbrochenen Act geschlossen. Bereits hatten sie sich entfernt, und auch ich rüstete mich zum Aufbruch. Doch daran war noch nicht zu denken. Der alte Bauer stellte mir ruhig und treuherzig vor, es sei nun das letzte Mal, daß er mich sehe, ich hätte ihm schon oft zur Seite gestanden und ihm heute dazu verholfen, daß er ruhig sterben könne, drum bitte er mich, doch zu guter Letzt noch ein Stündchen bei ihm zu sitzen und mit ihm zu verplaudern. Ich that es gern, obgleich diese stoische Ruhe mir nachgerade fast unheimlich zu werden begann. Der Tisch vor dem Alkoven wurde gedeckt; ich ließ mir den geräucherten Schinken, das Schwarzbrod und die frische Butter schmecken und fand selbst in dem vorgesetzten Rothweine ein ganz erträgliches Glas St. Julien. Wir schwatzten über Alles Mögliche, über die Chaussee, welche durch das Dorf geführt werden sollte, über den Landtag (dessen Verhandlungen der Bauer sogar aus den stenographischen Berichten kannte), von der Synode und Aehnlichem weiter. Vom Sterben war keine Rede mehr, und mein Bauer sprach über alle Dinge mit derselben Theilnahme, als wenn er noch lange zu leben gedächte. Ich wußte nicht, was ich aus dem Ganzen machen sollte. An Einbildungen und ungegründeter Todesfurcht konnte doch der Mann nicht leiden! Aber den Tod so vollständig als etwas für den Hauptinteressenten ganz Gleichgültiges anzusehen, wenn die Angelegenheiten auf Erden nur zur Zufriedenheit geordnet sind — an eine solche Auffassung konnte ich mich doch auch schwer gewöhnen. Ueberdem erwähnte mein Bauer das ihn nach seinem Hinritte Erwartende mit keiner Silbe, sondern schien den Tod eben als sein wirkliches Ende anzusehen.

Indeß meine Zeit war um. Ich mußte meinem alten Freunde nochmals feierlich geloben, dafür zu sorgen, daß nach seinem Tode Alles so bleibe, wie es jetzt war, und auf seinen Wunsch das Testament mit und in meine Verwahrung nehmen. In den nächsten Tagen — so sagte er — wenn er gestorben, werde der Bruder kommen und das Testament abholen.

Und am dritten Tage erschien richtig der Bruder und nahm das Testament in Empfang. Er erzählte mir, daß der Alte sanft eingeschlafen sei, nachdem er vorher von allen Angehörigen mit der größten Ruhe Abschied genommen habe. Zwar wurden die Bestimmungen des Documentes etwas sonderbar befunden, blieben jedoch, nach einigem Bedenken, von Seiten der Vormünder unangefochten. Dem Alten ward also die Ruhe im Grabe nicht gefehlt haben.

Rechtsanwalt A. Riebour in Bael.

Ein deutscher Trollhätta-Canal.

So nannten wir in Nr. 42 des Jahrg. 1862 der Gartenlaube ein deutsches Meisterwerk der Wasserbaukunst, und zwar mit Unrecht, denn selbst dieses berühmte schwedische Weltwunder übertrifft es nur in seinen Dimensionen, erreicht aber keineswegs die Großartigkeit des Gedankens, der den Elbing-Oberländischen Canal der Provinz Preußen in's Leben rief. Denn während der Trollhätta-Canal nur aus Schleusenwerken besteht, bei ältigt unser deutsches Canalwerk seine schiefen Ebenen mit Hilfe der Eisenschienen, auf welchen riesige Wagen unsere Schiffe von 1200 Centner Last über eine Höhe von mehr als 300 Fuß von Wasser zu Wasser tragen. Wir haben ein Recht, unseren Elbinger Canal ein Bauwerk zu nennen, das von keinem zweiten in der Welt übertroffen ist, denn selbst der Morris-Canal in Nordamerika, dessen Einrichtung dem unsern zum Muster diente, schadet dem Ruf desselben nicht, weil er nur Schiffe von höchstens 700 Centner Last befördern kann.

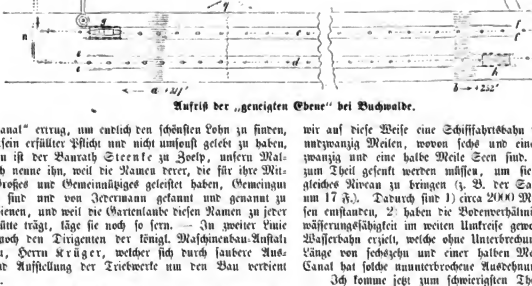
Ein Blick auf die Karte des preußischen Oberlandes zeigt uns

Digitized by Google

eine Reihe langgestreckter Seen, die durch kurze Canalstrecken leicht zu verbinden waren. Daher ist die Idee, das Oberland zu canalisiren, gewiß schon alt. Aber was nützte ein Canal im Innern des Landes, wenn man keine Verbindung mit dem Meere herstellen konnte, denn 317 Fuß Gefälle zu überwinden, welche fostbaren Schleusenwerke wären dazu erforderlich gewesen! Und selbst, wenn man die Anlagekosten nicht gescheut hätte, würden doch schwerlich die oberländischen Seen ohne Schaden für die Schifffahrt soviel Wasser haben hergeben können, als der Durchgang der Fahrzeuge durch die Schleusen consumirte. Erhielte auch jede Schleuße ein Gefälle von 10 Fuß, so würden doch 32 Schleusen nothwendig geworden sein; der hierdurch erzeugte Aufenthalt in der Schifffahrt, der obenerwähnte Wasserverlust und die unverhältnißmäßigen Kosten ließen stets das Project scheitern.

Da trat vor etlichen zwanzig Jahren ein Mann mit der Idee hervor, die Schiffe auf Walzen und Eisenbahnen herzauf und ab zu führen, und wurde hierdurch der Segenspender für einen großen Strich Landes, dessen reiche Schätze bis dahin kaum gehoben werden konnten. Vier Städte, Deutsch-Eylau, Osterode, Saalfeld und Liebemühl, wurden somit Vorplätze unserer größeren Seestädte und heben sich sichtlich mehr und mehr. Ueber 200,000 Morgen Forsten, worunter 109,000 Morgen königlich, sind dem Verkehr erschlossen. Der Grundbesitz hat einen doppelten Werth erhalten, und Handel und Wandel gewinnen täglich an Aufschwung. Der Mann, der so Großes für eine halbe Provinz that, der sein ganzes Leben diesem einzigen Ziele widmete, der unbeirrt Hohn und Gespött über seinen

füllen gewesen. Dieser kolossale Aquäduct hat eine Länge von 1550 Fuß und eine Kronenbreite von 124 Fuß. — Wenden wir uns nun rechts, so gelangen wir durch zwei Schleußen und den canalisirten Liebesfluß zum Drewenzsee, welcher funfzehn Fuß niedriger liegt, als unsere Wasserhahn, und nach Osterode. Wir aber gehen abermals geradeaus durch mehrere kleinere Seen und Canalstrecken in den reizenden Röthlofsee, von dessen nördlichem Ende uns die freundliche Villa des Herrn Baurath Steenke zu Zeelp ein Willkommen zuruft. Hier halten wir einige Augenblicke, um diesem Biedermanne die Hand zu drücken, eilen aber dann ungesäumt weiter, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, durch den Samrodt- und Pinnasee und den Drauliitter Canal zur ersten „geneigten Ebene". Diese letzte Canalstrecke ist nahezu eine halbe Meile lang und durch einen bis 55 Fuß hohen Bergrücken geführt. Hie haeret aqua. Vor uns sehen wir eine kleine Anhöhe, planirt und mit zwei Schienensträngen belegt, aber kein Wasser. Ueber diesen Berg fahren wir, ohne das Schiff zu verlassen, wenige Fuß bergan, dann eine lange Strecke bergab; wie, erzähle ich Euch später. Wiederum schwimmen wir, aber nur ein kurzes Curchen, dann abermals über einen solchen Berg zu Laude, wieder zu Wasser, und so passiren wir im Ganzen vier solcher „geneigten Ebenen", bis wir schließlich dem nassen Element getreu bleiben und durch noch fünf Schleußen (welche später durch eine einzige Ebene ersetzt werden sollen) zum rohr- und entenreichen Drausensee, durch den Elbingfluß zur gleichnamigen Stadt, zum frischen Haff, zum Meere gelangen. Von Elbing aufwärts haben



Aufriß der „geneigten Ebene" bei Buchwalde.

„Phantasiecanal" errung, um endlich den schönsten Lohn zu finden, das Bewußtsein erfüllter Pflicht und nicht umsonst gelebt zu haben, dieser Mann ist der Baurath Steenke zu Zeelp, unsern Maldeuten. Ich nenne ihn, weil die Namen derer, die für ihre Mitmenschen Großes und Gemeinnütziges geleistet haben, Gemeingut der Nation sind und von Jedermann gekannt und genannt zu werden verdienen, und weil die Gartenlaube diesen Namen zu jener deutschen Hütte trägt, läge sie noch so fern. — In zweiter Linie nenne ich noch den Dirigenten der königl. Maschinenbau-Anstalt zu Dirschau, Herrn Krüger, welcher sich durch saubere Ausführung und Aufstellung der Triebwerke um den Bau verdient gemacht hat.

Wollt Ihr nun das ganze Bauwerk mit Muße betrachten, so thut Ihr am besten, Ihr setzt Euch mit mir und einer munteren Gesellschaft auf einen unserer vier Dampfer und fahrt von Deutsch-Eylau den Gebirgshöhen entlang. Er bietet Euch durch seine grünen und bewaldeten Uferbiegungen ansprechende Fernsichten und dauernde Abwechselung. Nachdem wir ihn zu zwei Drittheilen zurückgelegt haben, können wir durch einen Zipfel desselben links durch den Weinsdorfer Canal in den Eweingsee nach Saalfeld fahren. Wir ziehen es aber vor, gerade aus gen Elbing zu dampfen.

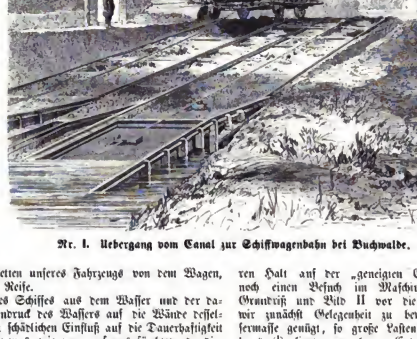
Ueber zwei und eine halbe Meile sind wir von Eylau entfernt und gelangen durch eine kurze Canalstrecke in den Tubensee und durch den nahezu anderthalb Meilen langen Liebemühl-Geserich-Canal zur Stadt Liebemühl. Auf dieser Strecke treffen wir die erste größere Sehenswürdigkeit des Canals. Derselbe ist nämlich durch einen Damm geteilet, welcher durch den fünf Fuß niedriger liegenden Abflußsee geschüttet ist, also ein Canal durch den See! Es sind stellenweise sechzig Fuß Wassertiefe auszuwir auf diese Weise eine Schifffahrtsbahn von im Ganzen sechsundzwanzig Meilen, wovon sechs und eine halbe Meile Canäle, zwanzig und eine halbe Meile Seen sind. Diese letzteren haben zum Theil gesenkt werden müssen, um sie mit den übrigen in gleiches Niveau zu bringen (z. B. der Samrodt- und Pinnasee um 17 F.). Dadurch sind 1) circa 2000 Morgen vorzüglicher Wiesen entstanden, 2) haben die Bodenverhältnisse durch größere Entwässerungsfähigkeit in weiten Umkreise gewonnen, und 3) ist eine Wasserbahn erzielt, welche ohne Unterbrechung von Schleußen eine Länge von sechzehn und einer halben Meile hat. Kein zweiter Canal hat solche ununterbrochene Ausdehnung aufzuweisen.

Ich komme jetzt zum schwierigsten Theile, zugleich aber der Hauptsache dieser Arbeit, der Beschreibung einer „geneigten Ebene" und deren Triebwerk, und wähle dazu die erste bei Buchwalde, der im Wesentlichen die anderen drei gleich sind. Dieselbe hat, wo sie sich außerhalb des Wassers befindet, eine Neigung von 1:12 und setzt sich oberhalb wie unterhalb unter Wasser in einer Neigung von 1:24 fort. Sie ist ihrer ganzen Länge nach (ca. eine sechsgeheltel Meile) mit zwei parallel laufenden Schienengeleisen auf dicht liegenden eichenen Schwellen belegt. Auf jedem derselben geht ein Wagen auf acht Rädern, ganz von Eisen construirt, 64 Fuß lang, 10 Fuß im Lichten breit und mit zwei hohen Geländern versehen. Derselbe hat ein Gewicht von 521 Centnern. Sein Boden ist mit starken Latten belegt. Im Momente der Ruhe steht ein Wagen im oberen Bassin unter Wasser (vgl. Bild II.), so daß nur das Geländer aus demselben hervorragt (dadurch ist dem Schiffer genau die Stellung des Wagens bezeichnet), der andere Wagen ebenfalls unter Wasser im unteren Bassin. Kommt nun ein Schiff an, so fährt es zwischen die beiden Seitengeländer und

Digitized by Google

wird vorn und hinten mit Ketten an dieselben festgelegt. Dadurch ist das Fahrzeug gezwungen, vorläufig schwimmend, der Bewegung des Wagens zu folgen. Dieser hebt sich mehr und mehr, drückt sich gegen den Boden des Schiffes und hebt dieses endlich ganz aus dem Wasser (wie unser Bild I. darstellt).

Bei der gewöhnlich angewandten Kraft von 12½ Fuß Umfangsgeschwindigkeit des treibenden Wasserrades (vgl. den Grundriß, wo es mit k bezeichnet ist), legt der Wagen in der Secunde dritthalb Fuß zurück, beim Beginn, beim Ueberschreiten des höchsten Punktes und zum Ende (in Summa ca. ein Drittel des ganzen Weges) jedoch nur einen Fuß in der Secunde, so daß die ganze Strecke von 1530 Fuß in 918 Secunden oder 15½ Minute zurückgelegt wird. Das Auf- und Abschwimmen der Schiffe nimmt weitere fünf Minuten in Anspruch, so daß in zwanzig Minuten der ganze Uebergang bewerkstelligt, eine sechszehntel Meile zurückgelegt und ein Gefälle von 65 F. überwunden ist. — Wenn wir den halben Weg zurückgelegt haben, treffen wir den andern Wagen, der uns auf dem zweiten Geleise, gleichviel ob belastet oder leer, entgegenkommt. Seine Belastung verringert durchaus nicht die Schnelligkeit unserer Fahrt. Nähert sich dieselbe ihrem Ende, so verschwindet der Wagen nach und nach wieder im Wasser, bis nur noch das Geländer über demselben bleibt, wir fühlen wieder Wasser unter uns, lösen die Ketten unseres Fahrzeuges von dem Wagen, und — weiter geht die Reise.



Nr. I. Uebergang vom Canal zur Schiffswagenbahn bei Buchwalde.

Die Entfernung des Schiffes aus dem Wasser und der dadurch aufgehobene Seitendruck des Wassers auf die Wände desselben üb durchaus keinen schädlichen Einfluß auf die Dauerhaftigkeit und Dichtigkeit des Fahrzeugs, wie man anfangs fürchtete, da dieselben nach der Zeichnung des Herrn Baurath Sieenke zu diesem Zwecke besonders construirt sind. Sie haben einen acht Fuß breiten, platten Boden, eine obere Breite von 9½ Fuß und eine Länge von 78 Fuß. Wohl aber würde es den Fahrzeugen schädlich sein, wenn sie mit dem einen Ende früher aufsegten, als mit dem anderen, da hierdurch die Schiffe in ihrer ganzen Länge gebogen würden. Um dieses zu vermeiden, ist es nöthig, daß die Wagen so lange, bis das Fahrzeug festliegt, in ihrer Bewegung stets horizontal bleiben, und dies ist durch eine einfache, höchst sinnreiche Construction erlangt.

Je zwei Räderpaare bilden ein System und die Achsen des einen sind um eine Felgenbreite länger, als die des andern. Im Oberwasser (vgl. den Grundriß, wo a das Ober-, b das Unterwasser bedeutet) liegt außerhalb der durchgehenden Schienen, um eine halbe Felgenbreite von diesen entfernt, ein zweites Paar Schienen, die anfangs horizontal fortgehen, während die durchlaufenden sich senken, dann aber fünfzehn Zoll höher als diese mit ihnen parallel laufen. Im Unterwasser befindet sich ein zweites solches Schienenpaar innerhalb der durchgehenden Schienen. Außerhalb des Wassers aber läuft, wie gesagt, nur ein Schienenstrang für jeden Wagen. Die Felgenbreite der Räder ist in drei Theile getheilt. Der mittelste Theil gehört der Bremsvorrichtung. Die Benutzung der äußeren Theile wird sogleich klar werden. Bewegt sich der Wagen außerhalb des Wassers auf den durchlaufenden Schienen, so ruhen die vier Vorderräder auf ihren äußeren Felgentheilen, die vier Hinterräder, deren Achsen länger sind, auf den inneren Felgentheilen. Im Oberwasser dagegen treten die Hinterräder mit ihren äußeren Theilen auf die äußeren, höheren Schienen, während die Vorderräder auf den niedrigeren Schienen bleiben. Dadurch bekommt der Wagen eine horizontale Stellung. Im Unterwasser dagegen treten die Vorderräder mit ihren inneren Theilen auf die inneren, höheren Schienen, während die Hinterräder auf den niederen Schienen bleiben, und wiederum ist eine horizontale Stellung erreicht. Außerhalb des Wassers nimmt aber der Wagen die Neigung der Ebenen (1 : 12) an.

Die Fortbewegung der Schiffswagen auf der Eisenbahn geschieht mittelst Drahtseilen auf verticalen Leitrollen, wie der Grundriß und Bild II sie deutlich zeigt. Wenn nun gleich die arbeitenden Drahtseile eine dreifach größere Last aushalten, als ihnen zu befördern zugemuthet wird, so ist doch für den Fall eines Zerreißens eine Bremsvorrichtung nöthig. Um den mittelsten Felgentheil jedes der acht Räder befindet sich lose ein eisernes Band. Durch eine einzige Schraubenvorrichtung ist man aber im Stande, diese Bänder um die Räder festzuziehen und die Rotation derselben zu hindern, so daß der Wagen ohne jeden anderen Halt auf der „geneigten Ebene" stehen bleibt. — Jetzt noch einen Besuch im Maschinenhause, wozu wir uns den Grundriß und Bild II vor die Augen halten. Dort haben wir zunächst Gelegenheit zu bewundern, welche geringe Wassermasse genügt, so große Lasten zu fördern. Das Maschinenhaus (l) liegt am oberen Ende der „geneigten Ebene". An seiner Seite befindet sich ein ganz eisernes Wasserrad (k) von 27 Fuß Durchmesser und 10 Fuß lichter Breite. Es ist rückschlächtig, hat 60 Wasserzellen und 68 Pferdekraft. Beim höchsten Wirkungsgrade consumirt es nur 31 Cubikfuß Wasser in der Secunde. Dieses wird ihm aus dem oberen Canal durch eine Röhrenleitung (i) zugeführt. Das benutzte Wasser wird durch einen kleinen gepflasterten Canal (p) der unterhalb liegenden Canalstrecke zugeführt und dient zu deren Speisung. Das Wasserrad setzt eine gußeiserne Trommel (m) in Bewegung. Diese hat eine Länge von 8 Fuß 4 Zoll und einen Durchmesser von 12 Fuß. Je nachdem der eine Wagen hinunter oder hinauf gehen soll, bewegt sie sich vor- oder rückwärts. An jeder Seite ist ein Drahtseil (x und y) von 1¼ Zoll Stärke befestigt; während das eine sich abwickelt, rollt sich das andere auf. Im Moment der Ruhe bedeckt eines der beiden Seile die Trommel (dasjenige, welches zum obenstehenden Wagen (g) geführt ist), während das andere, mit dem untenstehenden Wagen (h) verbundene, abgewickelt ist. Das nicht an der Trommel befestigte Ende des aufgewickelten Seils ist zum Maschinenhause hinaus über verschiedene Leitrollen durch größere Seilscheiben (n, vergl. auch Bild. II) in die Mitte des einen Schienenstranges (c) geleitet und am hinteren Ende des oberen Wagens befestigt. Vom vorderen Ende desselben

Digitized by Google

führt ein Drahtseil von 1 Zoll Stärke (dasselbe hat weniger zu leisten), immer in der Mitte zwischen diesem Schienenstrange über viele kleine Rollen geleitet, zum unteren Ende der Ebene (f), wendet sich dort unter Wasser über 3 größere Seilscheiben (o) der Mitte des anderen Schienenstranges zu und ist dort am hinteren Ende des unteren Wagens befestigt. Von seinem vorderen Ende führt das dritte Seil, $1^1/_2$ Zoll stark, über ebenso viele Leitrollen die Ebene (d) hinauf und wendet sich über 2 Seilscheiben (n bei o) dem Maschinenhause (l) und der Trommel (m) wieder zu. Hierdurch ist der Ring geschlossen, und es ist klar, daß, sobald die Trommel in Bewegung gesetzt wird, alle Theile dieser Kette dieser Bewegung folgen müssen, also auch die Wagen. Der eine wird durch das sich aufwickelnde Seil zu Berg gezogen, während der andere in seinem Laufe thalwärts durch das sich abwickelnde Seil zum langsamen Gange gezwungen wird. Wie schon früher erwähnt, ist die Stärke der Seile auf die dreifache Last berechnet, daher vollkommen sicher. — Die anderen drei Ebenen gleichen dieser in der Construction. Nur ist ihre Länge, so wie die der Seile und die Breite der Trommel von dem zu überwindenden Gefälle abhängig. Dieses beträgt bei Buchwalde 65, bei Kanten 60, bei Schönfelde 78 und bei Hirschfeld 70, in Summa 273 Fuß. Dazu kommen für die 5 Schleusen 44 Fuß, so daß in der kurzen Entfernung von $1^1/_4$ Meile 317 Fuß Gefälle überwunden sind.

Nr. II. Die Seilscheiben zur Leitung des Drahtseils für den Schiffwagen.

Der ganze Canal ist in 16 Jahren vollendet worden, hat in runder Summe $1^1/_3$ Million gekostet, wovon 240,000 Thaler auf Schienen, Wagen und Maschinen kommen, und ist im Frühjahre 1861 dem Verkehr übergeben worden. Die veranschlagte Beförderung von 2 Millionen Centner zu Thal und $^1/_3$ Million zu Berg hat sich bereits in diesen beiden Jahren als zu gering berechnet gestellt. — Jenem Tonnisten rathe ich, von Güldenboden, einer Station der Ostbahn, einen Abstecher von 2 Meilen zu der letzten „geneigten Ebene" bei Hirschfeld zu machen. Er wird es nicht bereuen.

Bild Nr. I stellt das kürzere, obere Ende der geneigten Ebene bei Buchwald dar. Das längere, untere Ende ist unserm Blicken entzogen. 2 Schienengeleise (auf dem linken befindet sich auf dem höchsten Punkte der Ebene ein Wagen mit Schiff) mit je doppelten Schienen unter Wasser (zur Horizontalstellung des Wagens) und zwischen denselben auf Rollen die arbeitenden Drahtseile.

Bild Nr. II veranschaulicht die Art und Weise, wie die arbeitenden Drahtseile über je 2 Seilscheiben zum Maschinenhause und zurück geführt werden. Rechts sehen wir einen Wagen unter Wasser und am Mauerwerk einen siebartig durchlöcherten Eisencylinder, welcher durch eine Röhrenleitung das Wasserrad der Maschine speist. — Am unteren Ende der Ebene wird das Seil von einem Schienengeleise zum anderen über 3 Seilscheiben an einem Pfahle (l oben, 2 halb im Wasser, dieser Zeichnung entsprechend) geleitet.

R. Richter.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochlande.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Auf der Alm herrschte übrigens keineswegs die feierliche Stille, welche sonst dort ihren liebsten Wohnplatz zu suchen pflegt. Die Männer standen an der Thüre in lautem, eifrigem Gespräche bei einander und beachteten die Sennerin kaum, als sie näher kam und in die Hütte trat. Es war eine ständische und doch bunte Versammlung, denn die Männer waren des verschiedensten Alters und Standes und aus allen nahe liegenden Bergdörfern zusammengeströmt. Neben dem Postbalter, dem Revierförster und den Bauern von Walchenfee standen die Besitzer der in einsamer Seehucht verborgenen Zwergerhöfe; der Fischer von Urfarn war herübergerudert und hatte die Bewohner der Häuser mitgebracht, welche am Sachenbach und am Anfang der Jachenau stehen. Alle waren bewaffnet, wie eben das Haus ihnen eine Wehre zu bieten vermocht hatte, und neben dem wohlgeschäfteten Zwölfer- und Pirsch-Stutzen prangte auch manche alte Flinte, mancher noch ältere, verrostete Pallasch und manch anderes Mordgewehr bis zu Dreschflegel und Sense.

„Ich kann's halt immer noch nicht recht glauben," sagte der Besitzer der Alm, „daß die Tiroler sich unterstehn sollten, zu uns herauf zu kreuchen!"

„Warum doch!" rief der Förster. „Haben sie's doch auf andern Punkten schon gethan! Nicht sechs Wochen ist es, daß sie über Partenkirchen herauf sind bis nach Murnau und hätten den ganzen Markt angezündet und geplündert, wenn ihnen der Herr Pfarrer nicht mit Kreuz und Fahnen in Procession entgegen gegangen wär' . . . sie haben eine Brandschatzung von dreißigtausend Gulden mitgenommen, das ist das Wenigste!"

„Ich mein' halt, es ist am besten, man sorgt vor!" rief der Eine von den Zwergerbesitzern. „Ich hab' ein altes Evangeli daheim, da hat mein Urahnl auf die letzte Seit' allerhand hinein geschrieben, was Merkwürdiges geschehn ist zu seiner Zeit. Da steht's drinnen . . . Zu Kurfürst Max Emanuel's Zeiten, es werden jetzt gerade so ein fünfzig Jahrl'n sein, da ist auch Krieg gewesen mit den Tirolern, und die sind auch zu uns herauf gestreift in ihrer übermüthigen Weis'. Die Walchenseeer aber haben in der Eng' am Katzenkopf einen Verhau gemacht von Bäumen

Digitized by Google

und Trümmern und haben sich dahinter gestellt mit ihren Büchsen . . . da sind die Tiroler umgekehrt und ist kein einziger Schuß gefallen! Wir wollen's auch so machen!"

„Bin mit dagegen," sagte Sabinens Vetter; „aber wundern thun's mich doch! Hat's doch geheißen, der Lefebvre käm' anmarschirt mit hunderttausend Mann, und die Tiroler wären geschlagen auf allen Seiten?"

„Und der Kaiser Franz hab' das Tirol aufgegeben?" fragte ein Anderer. „Und es soll doch bei Baiern bleiben?"

„Hab's auch nit anders gehört," setzte ein Dritter hinzu. „Und der Sandwirth, der in Innsbruck regiert hat wie ein König, soll stüchtig geworden und auf und davon gegangen sein?"

„Das ist Alles wahr," erklärte der Posthalter; „aber die Tiroler sind einmal verblendet und glauben's nicht. Der Husarenwirth von Mittenwald hat mit Post heraus gethan; die Tiroler, die in der Scharnitz liegen, rühren sich und wollen einen Einfall zu uns machen. Er hat's von einem Fuhrmann, den sie angehalten haben und der ihnen ausgekommen ist und ist bei der Nacht über die Grenze herüber . . ."

„Gut also!" rief der Vetter wieder; „so wollen wir vorsorgen und auch einen Verhau machen. Kannst gleich auch mitgeh'n, Lipp, mit Deinem Beil!"

„Gewiß!" erwiderte dieser, die Art klopfend, in rohem Ton; „sie rühmt sich schon nach einem Tiroler-Schädel! Wir wollen's ihnen machen, wie sie's den Unsern gemacht haben . . . ich hab' auch einen Bruder dabei unter denen Bierhundert, die sie am Iselberg mit den Büchsenkolben erschlagen haben, wie die wüthigen Hund'!"

„Und ich einen Buben!" sagte der Sachenbacher grimmig. „Es ist mein Jüngster gewesen und mein Liebster . . . er ist mit dem Burscheid gewesen an der Pontlatzer-Brucken und liegt unter den Felsentrümmern begraben! Jetzt wollen wir Alten es ihnen heimzahlen und wollen ihnen zeigen, daß der baierische Bauer mit dem Sinzen gerad' so gut umgeh'n kann, wie der Tiroler!"

„Es ist doch immer schade und ein' Schande dazu!" sagte der Posthalter, indem er mit den Männern den Weg waldabwärts einschlug. „Die Tiroler sind alleweil' gute Nachbarn gewesen und sind deutsche Leut', wie wir . . . ich wollt', wir könnten einmal miteinander über die Franzosen her, anstatt daß sie uns immer übereinander bringen und hetzen!"

Die Männer gingen, und bald war es still auf der Almweide, nur von unten herauf aus weiter Entfernung dröhnten manchmal Beilhiebe und das Stürzen der Bäume, welche den Verhau bilden sollten.

Sabine stand noch eine Weile unter der Thür und sah in die Sternennacht empor, die sich kühl und klar aufgethan hatte über Bergen und Wald. Sie hatte das Vorgehende nur halb vernommen; dringendere, eigenste Sorgen lagen ihr am Herzen, und auch als sie in die Hütte zurücktrat und die Thür schloß, um das Küchen- und Milch-Geschirr am Heerde zu ordnen und zu reinigen, waren ihre Gedanken nicht bei ihrer Beschäftigung, sondern schweiften hinab in die Felsschlucht mit dem Tasert und schmeiten um den Kranz an denselben und dessen räthselhaften Spender. Als sie fertig war, saß sie noch lange auf dem Heerdrande, die Hände in den Schooß gelegt, beim Scheine des erlöschenden Feuers, und selige Träume von vergangenem Liebesglück umschwebten ihre Seele.

Einmal horchte sie auf, denn es war ihr gewesen, als hätte sie Schritte nahen gehört; aber Alles blieb still, und sie versank wieder in ihre Träumerei.

So erschrak sie wirklich, als mit einmal vor der Thür eine Stimme laut wurde — eine Stimme, die ihr so bekannt war, daß sie davor erbebte, und über die sie sich nicht täuschen konnte! Und doch — dem diese Stimme gehörte, lag ja lange zerschmettert im Grab und konnte nicht wiederkommen . . . Sie glaubte, geträumt zu haben . . . es mochte die Macht ihrer Einbildung sein, was ihr die Erinnerung als Wirklichkeit erscheinen ließ.

Da klopfte es leis an das kleine klirrende Fenster, und die Stimme rief so deutlich, daß kein Zweifel, keine Täuschung mehr möglich war: „Sennerin, mach' auf . . ."

Halb ohnmächtig, die eine Hand auf den Heerd stützend, die andere an das hochschlagende Herz gepreßt, stand Sabine . . . „Alle guten Geister . . ." stammelte sie mit stockendem Athem. „Wer ist draußen?"

„Einer, der den Weg verloren hat," klang es herein, „der nicht mehr weiter kann vor Hunger und Müdigkeit . . . Sennerin, mach' auf . . ."

Das war deutlich Gotthard's Stimme . . . konnte es eine solche Aehnlichkeit geben? Wie oft hatte sie auf diesen Ton gelauscht . . . wie oft hatte er ihr diese Worte scherzend zugerufen, wenn ihn der Weg Nachts aus dem Walde noch heimführte und er sich die Mühe nicht nehmen ließ, ihr inindestens durch's Fenster einen Nachtgruß zu bringen! . . . „Es ist schon spät," brachte sie endlich mühsam hervor . . . „ich mach' nit mehr auf . . ."

„So gieb mir eine Schüssel Milch und ein Stück Brod durch's Fenster heraus," rief es entgegen. „Ich will Dir's zahlen . . . aber ich kann nit mehr fort vor Ermattung . . ."

„Wer ist's denn nachher?" fragte sie gefaßter und ermuthiger. „Wo kommst' her?"

„Ein Teppichhändler bin ich," war die Antwort, „aus dem Innthal . . . Ich komm' von Balzaan und hab' einen kürzern Weg über die Berge gehen wollen und bin irr gegangen . . ."

Furcht und Neugier kämpften in dem Mädchen; die Furcht, noch so spät und allein einen unbekannten Menschen einzulassen, die Neugier, denjenigen von Angesicht zu sehen, dessen Stimme so sehr jener des todten Geliebten glich. Sie war noch unentschlossen, was sie thun wollte, als ihre Hand schon an den Thürriegel rührte und ihn zurückzog. Dann trat sie an den Heerd und störte die Gluth, daß sie aufflackerte.

In der Thür stand ein großer, schön gewachsener Bursche in Tirolertracht von rühmen Aussehen und einem entschlossenen Wesen, das zu dem friedlichen Hantel mit Teppichen gar nicht zu passen schien, von denen er einige über den Arm hängen hatte und einen größern Pack in Riemen über den Schultern trug.

„Grüß' Dich Gott, Sennerin," sagte er, „es ist wohlen brav von Dir und fein, daß Du mich noch hereinlassst — brauchst Dich aber nit zu fürchten vor mir!"

„Ich fürcht' mich auch kein Bröfel," erwiderte Sabine kurz, stellte Milchschüssel und Brodlaib vom Gesimse auf den Heerdrand und schob das Getrstück zurück, das der Bursche dafür hinlegte. „Steck's ein," sagte sie, „wirst es etwan schon noch brauchen können — 's ist nit der Brauch da beroben, daß man 'was nimmt von Einem, der hungrig ist . . ."

„Dann sag' ich halt, 'geli's Gott tausendmal . . ."

„Gesegn's Gott auch so viel . . ."

Damit war das Gespräch zu Ende; der Fremde aß, doch nicht mit jenem Eifer, der nach seinem angeblichen Hunger zu erwarten gewesen wäre: er kaut immerhin Zeit, über die Schüssel weg seiner Wirthin in's Gesicht zu blicken. Bei ihr war es die Neugierete, weshalb sie öfter auch nach ihm sah — sie mußte doch wissen, wie ein Mensch aussah, der dieselbe Stimme hatte wie Gotthard. Vieles erinnerte sie auch in der Erscheinung des Fremden an ihn: es waren zwar ganz andere Züge, und doch lag etwas in seiner Haltung und seinem ganzen Wesen, wodurch sie sich unerklärlich angezogen fühlte. Sie wandte die Augen ab oder schlug sie zu Boden, wenn sie dem forschenden Blicke desselben begegnete. Diese Anstarren war ihr zuwider und verletzend, und doch regte sich ein Zug des Wohlwollens in ihr, wegen dessen sie sich grollte und den sie nicht mehr für möglich gehalten hatte in ihrem Leben.

Sie mußte sich aufraffen und dem Ding ein Ende machen. „Was gafft' mich so in einem fort an?" sagte sie unwillig. „Hast noch nie eine Sennerin gesehn?"

„Eine solche, wie Du bist, noch nie!" entgegnete der Fremde unbefangen und geradezu. „Du gefällst mir so viel gut — daß ich's gar nit sagen kann. Hast schon einmal von den saligen Fräulein gehört?"

„Niemals," erwiderte sie mit bellommener Verwunderung.

„Das sind Weiß-Alben," fuhr er fort, „gute Geister, die bei mir daheim in Tirol auf den höchsten Bergen eben in den Felsen drin hausen — stille, fromme Geschöpf, freundlich und schön wie der Mondschein. Es ist wunderselten, daß Einer sie singen hört, oder gar, daß Einer sie sitzen sieht vor ihrer Höhl' und schaut ihr zu von fern, wie sie an einer goldenen Spindel spinnt . . . Wenn sie aber einen Menschen finden, der's werth ist und der ihnen gefallt, den führen sie in den Berg hinein in ihr unterirrisches Reich, und wer einmal da drinn' gewesen ist, der kann's nimmer erleiden auf der Welt und kränkt sich hinunter, bis ihm die Sehnsucht das Herz abstopft . . ."

Digitized by Google

„Das sind Fabeln," sagte sie und wandte sich ab.

„Freilich wohl — wie ich aber jetzt so rasch vor Dir, ist mir, als wär' es doch wahr und als hätt' mich ein saliges Fräulein hereingeführt in sein Reich."

Ein schwaches Roth überflog die bleiche Wange des Mädchens. Geräusch von außen entriß sie der Verlegenheit und ersparte ihr die Antwort. Auch der Fremde vernahm das Geräusch und sprang auf, aber nicht mit der Haltung eines erschrockenen Händlers, sondern mit der eines Mannes, der sich zu vertheidigen entschlossen ist. „Ich hör' Fußtritt," sagte er mit eigenthümlicher Betonung. „Gilt's Dir, Sennerin? Ist das Dein Schatz, der an's Fenster kommen will . . .?"

„Ich hab' keinen Schatz," rief sie unwillig und mit tiefer Gluth übergossen, „die Bauern werden's sein, die drunten einen Verhack machen . . . Die rebellischen Tiroler sind uns angesagt worden . . . Mach', daß Du fortkommst!"

Er zögerte. „Warum?" sagt er. „Ich fürcht' sie nit, Alle miteinander . . ."

„Fort, sag' ich, fort!" rief sie wieder, ängstlich durch's Fenster spähend. „Ich will mit, daß sie Dich bei mir antreffen, und Du als Tiroler hast auch nit Ursach', daß Du auf sie wartest . . . Geh', sag' ich. . . Dieweil sie vorn herein kommen, kannst Du hinten durch den Stall hinausschlupfen! . . . Aber halt' Dich rechts . . . gegen die große Buchen zu . . . links geht's hinunter über die lange Wand . . ."

Der Fremde schrak zusammen. „Sorg' Dich nit um mich, Sennerin," sagte er, „ich kenn' mich wohl aus . . . bin nit ganz zum allererstenn Mal in der Gegend . . . Aber meinetwegen, ich geh', weil Du's so haben willst . . . aber wenn's nit heut' Nacht noch zu Ende ist mit mir, so komm' ich wieder . . ."

Er schlüpfte hinaus. Beinahe gleichzeitig erschien Lipp mit einigen von den bewaffneten Bauern in der Hüttenthür. Er blieb stehen und sah spähend in allen Winkeln umher. „Bist allein, Sennerin?" sagte er mit lauerndem Hohn.

„Du siehst es wohl," antwortete sie barsch. „Hast noch keine Sennbütten gesehen, weil Du so herumschaust?"

„Wie man sich doch irren kann!" fuhr er wie zuvor fort. „Ich hätt' darauf schwören mögen, ich hätt' reden hören in der Hütten. . ."

„Ich werd' wohl mit mir selber gered't haben," entgegnete sie trotzig und ebenfalls nicht ohne Spott. „Aber was willst Du mit den Männern noch beroben bei mir?"

„Wir machen eine Streif," antwortete Lipp, „der Hiesenfranz ist Posten gestanden an der Obernach hinauf und hat gesagt, er hat ein Mannsbild daherkommen sehn, und wie er ihn angerufen hat, ist er umgeschlagen wie ein Fuchs und hinauf in den Wald . . . Den suchen wir und haben nur fragen wollen, ob Niemand zu Dir 'kommen ist. . ."

„Schaut selber," sagte sie, „aber macht, daß Ihr weiterkommt . . . 's ist Zeit, ich will schlafen gehn . . ."

Zögernd und unwillig trat Lipp aus der Thüre, die sogleich hinter ihm geschlossen wurde. Auch das Licht erlosch unmittelbar: das Mädchen, von einer Fluth neuer, gewaltiger, unklarer Gefühle bestürmt, verlangte Dunkel und Einsamkeit — angeleidet warf sie sich auf's Lager, barg das glühende Gesicht in den Henkissen und weinte bitterlich.

2.

Der Flüchtling hatte sich, als er aus der Hütte getreten war, auf den Boden in's Gras niedergeduckt und war unbörbar und unsichtbar bis an den Waldrand vorgekrochen, wo Haselstauden und Schlehengebüsch ein finsteres Dickicht bildeten und ihn verbargen. Keiner der Streifer hatte ihn bemerkt; die Bauern waren voll Eifer, aber zu ungeübt in solchen Dingen; den Wald und alle Waldwege hielten sie so genau bewacht, daß kein lebendiges Geschöpf unentdeckt durchzuschlüpfen vermocht hätte — daß man auch durch's Gras gleiten könne, wie eine Natter, dachten sie nicht.

In dem Gebüsche blieb der Teppichhändler liegen und wartete athemlos, bis die Männer alle sich gesammelt hatten, die Sennhütte wieder verließen und abzogen. Wenige Schritte von ihm tappten sie sich in den ziemlich steil absinkenden Waldpfad hinein, er konnte beinahe die Gesichter unterscheiden, er hörte und verstand jedes Wort, das sie sprachen — sie dagegen konnten sein Blätterversteck nicht durchdringen, denn es war ziemlich dunkel, und dichte Wolkenmassen, von einer hochgehenden Höhenströmung gejagt, zogen an der schwachen Sichel des abnehmenden Mondes vorüber.

Bald war Alles verschwunden und nichts mehr zu hören, als das Rauschen der Büsche am Waldrande, welche der Windstrich noch erreichte, da erhob sich der Tiroler und blickte vorsichtig über die Almblöße und nach der Sennhütte hinüber. Dann huschte er längs des Gebüschsaumes der großen Buche zu, welche nach rechts hin die mächtige Krone schwarz in die Nacht emporhob. Unter dem beinahe völlig finstern Laubgewölbe angelangt, hielt er wieder an, blickte nochmal nach der Hütte zurück und starrte einige Augenblicke nach der gegenüberliegenden Seite hin, wo die Linie des Berges sich scharf vom graufschwarzen Nachthimmel abhob — es war die Stelle, von wo die lange Wand in die Tiefe stürzte. Er nahm den Hut ab, hielt ihn zwischen den gefalteten Händen vor die Brust und murmelte unverständliche Worte in sich hinein. Dann schien er sich aufzuraffen und trat unter dem Baume vor, aber wieder nur, um neuerdings sich besinnend stille zu stehn. Er dachte noch ein Versteck aufzusinden, wo er die Nacht unentdeckt zubringen konnte, denn es schien ihm nicht rathsam, seinen Weg weiter zu nehmen, da die Bauern der Gegend einmal beunruhigt waren und leicht durch irgend einen Anlaß dazu gebracht werden konnten, ihre Streifereien nochmal zu beginnen. Bei Tag konnte er jeden Feind eher gewahr werden und durfte dann hoffen, unangefochten die Mündung des Jachenauerthals zu erreichen und von dort über den Kesselberg in die Ebene zu gelangen, zumal wenn er, sich nicht an die bewohnte Seite des Sees hielt, sondern ihn an dem einsamen rechten Gestade, wo keine menschlichen Ansiedelungen waren, im weiten Bogen umging. In dem Sinnen und Umherspähen fiel ihm nach rückwärts ein kleiner weißgrauer Fleck in's Auge, der sich mit verschwimmenden Umrissen aus dem neugegebenen Waldwinkel erhob. „Das muß die alte Leinhardt-Capellen sein," sagte er vor sich hin, „da hab' ich schon manche Nachtstund' verpaßt, bis die Jäger dahein gewesen und auf den Thren gelegen sind — die Thür' laßt sich aufsperren mit einem tüchtigen Ruck . . . ich will hin . . . von dort ist auch nicht weit nach der Alm herüber . . . denn so kann ich nicht fort, das spür' ich wohl, einmal muß ich noch herkommen, muß die Hütte wiedersehen, und . . ."

Das Weitere verhallte im Nachwind, und der Walt nahm den Flüchtling in seinen schützenden Schooß.

Die streifenden Bauern waren unterdessen längst bei den Berhau angelangt, hinter welchem die Mehrzahl versichanzt lag und Wache hielt. An einer besonders schmalen Stelle des Thalsträßchens, wo die Felsen zu beiden Seiten enger heranstreten, waren einige der größten Fichtenstämme niedergehauen und lagen mit den Gewirr ihrer Aeste quer über den Weg; der Platz war passirt und mit unverkennbarem kriegerischem Geschick gewählt, vermuthlich lebte es in der Ueberlieferung fort, daß er schon öfter zu ähnlichem Zweck mit Erfolg verwendet worden war. Einige saßen mit lehnten halbschlafend auf der grünen Brustwehr, während die meisten um ein weiter rückwärts angezündetes Wachtfeuer saßen, dessen Schein das Vorbach einer alten, verlassenen Köhlerhütte beleuchtete. Nach vorn zu, das Sträßchen entlang, waren auf hervorragenden Stellen Schildwachen ausgestellt, um Alles, was etwa die Wege kam, zu merken und anzuhalten. Der Revierförster, ein alter ausgedienter Soldat, der mit den bairischen Reichstruppen die siebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte die alte Kenntniß hervor gesucht und mit Geschick angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Eine traurige Geschichte aus London. An einem Spätsommerabende dieses Jahres ging ich in Begleitung meiner Frau durch einen der zahlreichen öffentlichen Plätze im Westen von London. Der Ausdruck „öffentlicher Platz" bedarf in etwas der Modification: die Squares in London sind bekanntlich nur insoweit als öffentliche Plätze anzusehen, als die Wege, von denen sie eingefaßt sind, in Betracht kommen; der eigentliche freie Platz ist mit einem etwa 5 Fuß hohen eisernen Gitter umgeben und nur denen zugänglich, welche in dessen nächster Nachbarschaft wohnen und gegen Bezahlung einer gewissen monatlichen Summe einen Schlüssel und damit das Recht erhalten, die meist recht hübschen Gartenanlagen als Promenade zu benutzen. Es war bereits spät, fünf vor 10 Uhr Nachts, und nur wenige Spaziergänger belebten noch die nicht zu dem geräuschvollsten Theile Londons g-

Digitized by Google

förderten Strafen. An das Eisenzitter gekauert, nur sehr dürftig bekleidet, auf den Steinplatten des Trottoirs liegend, saugen wir wie Kinder im Alter von fünf bis ungefähr elf Jahren. Wir waren unter den Vorübergehenden wohl so ziemlich die Einzigen, welche durch diesen Anblick in ihrem Wege aufgehalten wurden; der Leutchen ist durch den täglichen — man sage ich! — sündlichen Anblick des unglücklichen Elends bereits so völlig erkaltet, so gleichgültig geworden und so abgestumpft, daß eben etwas das Gewöhnliche unendlich Ueberseigendes dazu gehört, um ihn nur so lange von seinem eitlen Geschäftswege abzuhalten, als genügt, einen oberflächlichen Blick auf das nackte Polizei-Constabler, den ich treu, auf die Kinder zu lenken, bestand, daß dieser für deren Unterkommen — für die bewerfsende Nacht wenigstens — im Armenhause des Distrikts gesorgt werde. Allein was geschah? — Der Polizist trieb die armen Geschöpfe aus ihrem Versteck hervor und so lange vor sich her, bis sie an eine Straßenecke war, sie an dem leinen Centrete unterwerfen Beyerl zu entfernen. Damit hatte er sich ihrer entledigt, und es war nun Sache einer andern Leiter Collegen, sich (in gleicher Weise wahrscheinlich) weiter mit den lästigen lieben zu beschäftigen.

Denn wir wollen mal fragen, wie kann es etwas in einer Stadt vorkommen, die von Wohlthätigkeits Anstalten aller Art förmlich wimmelt, in der Millionen von Pfunden Sterling Jahr aus Jahr ein unterzeichnet und gezahlt werden für milde Zwecke aller Art, wo unzählige Armen- und Waisenhäuser, Hospitäler und milde Stiftungen durch die öffentliche Wohlthätigkeit unterhalten und neue Anstalten derselben Art fortwährend gegründet werden?

Das ist nun eine ganz natürliche Frage und ihre Beantwortung doch nur für Diejenigen leicht, welche London, jene Gesellschaft, seinen Schwindel, seine Lüge und seine Wahrheit kennen und sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, theils durch eigene Anschauung, theils durch fortgesetzte und namentlich vergleichende Lectüre der Tagesblätter mit der Zeit in gewissen Dingen klar zu sehen.

Ich gebe einzelnstehen zu diesen Beobachten und stelle die Behauptung auf, daß, wenn nur die Hälfte der jährlich zu wohlthätigen Zwecken in London bewilligten Mittel wirklich im Sinne der Geber verwendet würde, es ganz anders mit dem Elende stehen müßte, dessen Anblick ist genug geeignet ist, dem Besitzer des Blut nach dem Herzen zu treiben. Wenn hier eine öffentliche Schuld von 800 Millionen Pfund Sterl. ist, da das Heute, das geschieht, die Einsehung eines zahlreichen und sehr gut salarirten Beamten-Personals, dessen Gehaltszahlung natürlich aus den durch milde Beiträge zusammengeschossenen Fonds bestritten wird; ja, es ist Thatsache, daß manche derartige Institute eben nur an der Anzahl stunden werden, um gewissen, den besseren Classen der Gesellschaft angehörenden Personen, die in ihren Verhältnissen zurückgekommen sind, eine ebenso bequeme als lucrative Verlorgung zu gewähren, indem man sie zu Directoren oder Secretairen derselben ernannte. Nachdem nun reichlich für den Consument und die ganze Verwaltung, das „Drumherum", Dasjenige was von den jährlichen Beiträgen der feinsten Protectoren einer solchen Wohlthätigkeits(?)-Anstalt geschont sind, — dann wird daran gedacht, den verbleibenden Rest in dem Sinne zu verwenden, in welchem Alles gegeben wurde!! — Das ist eine Thatsache! —

Nun mögt man aber nicht glauben, daß dieser Rest rücksichtslos und ohne Ansehen der Person, nur mit alleiniger Absicht auf das Bedürfniß gegeben und verwandt wird: — weit entfernt! Zu nennunnennung von hundert Fällen sind erst noch Empfehlungen und dergleichen unerläßlich, um einer Wohlthat theilhaftig zu werden. Ich habe selbst Anstalten kennen gelernt, die fast ausschließlich der Controle eines Geistlichen der anglikanischen Kirche unterworfen. Diese Herren, welche ein Vorbild christlicher Milde und Duldung sein sollten, sind in der Regel ausgezeichnet durch ihren Fanatismus und ihre Unduldsamkeit. Wehe dem Armen, der, um Hilfe suchend, nicht ein Attest mitbringt, das ihn unzweifelhaft als einen Mitglied einer mäßigen Kirchenbekenner ausweist! Wehe ihm ferner, wenn er einer Differenz Gemeinde angehört; es wäre dies schlimmer für ihn, als wenn er sich de facto als Juden, Mohammedaner oder Heiden einführte. Nicht zu reden von den obligatorischen Buß- und Betübungen, die stets unzertrennlich sind von einem solchen Londoner Wohlthätigkeits-Institut, welcher Art es auch sein nur welchem Grade es angehören mag. Heuchelei und Augendienerei sind einmal hier an der Tagesordnung und werden es bleiben, bis die jetzt nur noch schwachen Versuche im Parlament, die Macht und den Einfluß des englischen Klerus zu schwächen, mehr und festeren Boden gewinnen und kräftiger und nachhaltiger betrieben werden.

Was wird nun aus seinen einzugnaderswöhnen wir Kindern geworden sein? fragt der solcher Möglichkeiten angewohne deutsche Leser weiter; und wie konnten dieselben überhaupt zu einem solchen Grade von Verlassenheit kommen?

Was aus ihnen geworden sein wird? — Du lieber Gott! — mit Verschweigen kann ich es nicht sagen, — daß sie Gassenbett gezwungen Wahrscheinlichkeit. Den Cek zu Cek und von Straße zu Straße getrieben, von einem Constable in das Revier des andern hinüber geschencht, sind sie endlich in später Nacht oder am frühen Morgen Einem in die Hände gefallen, der vielleicht selbst Kinder hat und der nun, ein Gefühl der Mitleids sicherend, die elenden Geschöpfe unter das einzige Obdach bringt, das er zu vergeben hat — unter das der nächsten Polizeistation. Lord bringen sie den Rest der Nacht zu und stehen am nächsten Vormittag um 10 Uhr vor dem Districts-Polizeirichter unter der Anklage des „obdachlosen Umherstreifens". Niemand kennt, Niemand reclamirt die Kleinen; der Richter schickt sie in's Armenhaus, wo sie schlecht behandelt und jämmerlich gespeist werden, und das ungeachtet der drückenden Abgaben, welche jeder Hausbesitzer, außer den vielen anderen Taxen, speciell gerade für dieses Institut zahlen muß. Doch hier kommen wir wieder auf den alten faulen Fleck: — Geld ist nur die Hälfte dieser Wohlthaten, wirkliche Liebe thut Käme! — Die physisch und physisch unerträgliche Lage verleidet die Kinder endlich zur Deletion aus dem Armenhause; auf's Neue ist die Straße, der öffentliche Park ihre Heimath. Sie haben weder Geld, noch Obdach, noch Freunde. Hunger und Noth stürzen zum Diebstahl, zum Diebstahl, zum Polizeistation, zum Gefängniß, zur Correctionsanstalt für zugendliche Verbrecher u. s. f., bis endlich Rengaste mit seinem Galgen oder die Alles beschleunigende Tracht aus zweierlei Tuch in Portsea oder Millbank die Carriere enden.

Daß nun ist es möglich, daß Kinder in so zartem Alter überhaupt so experiert sein konnten? — Das ist die Folge der grossen individuellen Freiheit, deren das britische Volk genießt. Die rechtmäßige Ehe ist leichter zu schließen, als irgendanderswo, ein wildes Zusammenleben von Mann und Weib ohne irgend legales Hindernis ist so häufig, daß es kaum Erstaunen darüber hervorruft, wenn der Vater sterbin und die Mutter derthin auseinander, und die armen Geschöpfe, denen sie das Leben gaben, hungern und frieren nun auf den Gassen umher, bis endlich das Verbrechen sie anstimmt oder die Gesetzwerken sie einer Leichenschau ihren Tod durch Hunger und Entbehrung constatiren.

Hungertod ist eine jetzt in den Londoner Zeitungen so alltäglich gewordene Rubrik, daß man die einzelnen Fälle nicht mehr liest. Der Beamte einer öffentlichen, durch die Unmasse des Kirchspiels unterhaltenen Armenanstalt verweigerte einer armen, alten, kranken Wöchnerin eine kärgliche Unterstützung, weil sie nicht einiges Mobiliar (ich glaube eine Matratze, einen Tisch und einen Stuhl) besaß. Wenige Tage darauf fand man die greise, hülflose Frau todt in ihrem Dachstübchen. Der die Leiche leichenre Arzt erklärte, daß sie Hungers gestorben sei. Letzteres hatte sie nicht beabsichtigt sie hatte nur Brod gebeten.

Das ist eine traurige Geschichte aus London, wo der Philanthropist noch ein gar reiches Feld für seine Thätigkeit und für seine Studien allnächtlich finden kann; wo die Menschen auf der öffentlichen Straße verhungern, weil sie im Angenblicke der höchsten Noth, und als Mangel und Verzweiflung sie zu kühnen Thaten trieben, ihnen im Gesicht gesehrieben waren, es wagten ohne Empfehlung an die Pforten einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt zu klopfen, die ja doch nur den Empfehlenden geöffnet werden und deren es heißt, ja meiß, reiche Fonds baumschlüssig zur Bildung von Stiftungen für die Schlüpfung verdorbener Herren verbunden sind.

Hier mag man erst Besserung schaffen, ehe man — wie neulich ein Herr Henry Mayhew — in frecher Ignoranz sich unterfängt, von einer ganzen großen Nation, unserer deutschen, aus von „einem Volke von unzivilisirten, schmutzigen und betrunkenen Bettlern" zu sprechen. Auf welcher Seite ist die wahre Civilisation gesucht werden muß — in der Lehre Christ Buß's dochmüthiger Einsamkeit kann darüber eine Minute zu zweifeln sein.

Ernst Keil.

Für den braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten acht Tage wieder bei mir ein: 4 Thlr. von fröhlicher Gesellschaft auf dem Geburtstage des Kaufmanns A. T. in Altstrelitz — 4 Thlr. L. - in Raschau — 1 Thlr. O. M. in Riesa in Folge einer verlorenen Wette — 1 Thlr. 17 Ngr. 4 Pf., ges. am 12. December durch Herrn C. R. in Wermsdorf — 2 Thlr. 5 Ngr. aus Aue — 25 Thlr., auf einem Weihnachtsball in Annaberg, ges. durch Kaufmann Knrtbaum — 3 Thlr., ges. in einer kleinen Gesellschaft bei einem Glas Punschen Bier am Abend des 28. Decbr. in Buchholz — 2 Thlr., C. B., eine Leiche der Gartenlaube — 5 Thlr. als Ertrag des Weihnachtsbaumes im Hause des Schmied — Thlr. für die vereinigte Gesellschaft in Schleswig-Holsteins, als Jahressammlung einer Billardgesellschaft in St. N. in Leipzig — 3 Thlr. Gesangverein Lucelnia in Leipzig — 15 fl. in öffert. Obligationen, Verteeilung des Ehrenstammes im Locale des Turnvereins in Feuchtwangen — 1 Thlr. Monatsbeitrag für den Kampf (ohne Unterschrift), 1 Thlr. für die Betreiberen (ohne Unterschrift) — 4 Thlr., ges. durch A. R. am 25. Dec. in der „Marine" in Leipzig — 5 Thlr. aus Annaberg, ohne Namensunterschrift — 35 fl. öffert. von Linnen zum Fenstenschießen Reichenberg — 100 Ngr. als erster Beitrag für die Kolonie, welche der Eid annahmt verweigerten, von der Gesellschaft Gemütlichkeit in Lengefeld — 7 Ngr. 1 Pf. ein vecanteeinnirter Pfennig und 1 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf., ges. am Bierin die von jungen Leuten in Lengefeld — 8 Thlr. 10 Ngr. Sammlung in der Abendunterhaltung der Liedertafel in Bureen — 2 Thlr. 15 Ngr. der Schützenverein für Freihandschießen in Gößtrow — 18 fl. öst. und 1 Thlr., von einem Leichtanzen in Aich — 12 Thlr., ges. bei einer Feier der „Union" in Gera durch wadere Unterstützung des Wirthes Hrn. Pfotenhauer: Gott hat gebolfen, Gott hilft noch und Gott wird weiter helfen — 2 fl., ein öffert. Zeitrad (Velocipede) — 6 Thlr., ges. von einer deutschen Frau in Oldenburg beim Geburtstag einer Turnerin — 2 Thlr. 15 Ngr., von der Nordmannschen Riege bei der Weihnachtsbescheerung — 6 Thlr. 5 Ngr., ges. von der Tertie des Gymnasiums in Rostock: „Tod Steins Geraubt durch einen Schuß in Stücken, Den Götter zum Getreuenlein doch schnen Volk, mehr als Stein, wie lang darf man doch dich drücken?" — 1 Thlr., ges. von einer fröhlichen Frühstücksgesellschaft bei G. H. v. in Pirna — 31 fl., von einigen Deutschen und Czechen in Sworowatka und Umgegend in Böhmen mit dem Wunsche, der Bitte des Volkes möge sich endlich entgegen entsprochen werden — 3 Thlr., ges. in einer Kaffeegesellschaft in Schönfeld — 2 Thlr., aus deutscher Frauenhand in Pirna den schleswig holsteinischen Brüdern — 3 Thlr., von der Gesellschaft Concordia in Oberfr. — 10 Thlr. 15 Ngr. Kriegsrechtsrath Wiedemann in Schönlanke — 20 Thlr., ges. in der Gesellschaft Union in Eibenstock, durch Vorzeitlis — 21 Thlr. 15 Ngr., Weihnachtsbescheerung von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft Friendship — 8 Ngr. ein Weihnachtsscherf.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Lipp hatte eben seinen Bericht über die Erfolglosigkeit des Auges beendet, aber weislich den Gedanken für sich behalten, wie sonderbar ihm Sabinens Benehmen erschienen war und welche Vermuthungen sich ihm dabei aufgedrängt hatten. Er fürchtete die Spottlust der Bauern, wenn sie ihm nicht geglaubt und in seinen Reden nur die Regungen argwöhnischer Eifersucht gesehen hätten, er wollte seine Beobachtung für sich behalten, um vielleicht damit eine Waffe zu haben gegen des Mädchens thörichten Eigensinn. „Der Hiesenstranz," rief lachend einer der Bauern, „hat falsch gesch'n! Wer weiß was er für einen Tiroler angeschaut hat!"

„Etwa einen alten Baumstock!" lachte ein Anderer.

Der Bursche, der die Meldung gemacht und dadurch den vergeblichen Streifzug veranlaßt hatte, fuhr am Feuer und drehte ärgerlich seine Büchse in der Hand. „Wenn Du unterwegs gewesen wärst, Hohleuteni," sagte er gereizt, „dann hätt's wohl sein können, daß ich einen Stock für einen Menschen angeschaut hätt'."

Lautes Gelächter begleitete die derbe Abfertigung. „Ich weiß es besser," sagte dann der Förster, „wenn man ungewohnter Weise bei Nacht im Walde ist, kommt Einem Manches ganz ungewohnt vor . . . Es ist ein Hirsch gewesen, was der Hiesenstranz gesehn hat, und das Geweih kann ihn irregeführt haben in dem Zwielicht. . ."

„Sagt, was Ihr wollt," sagte der beleidigte Bursche und warf seinen Stutzen auf die Schulter. „Ich bleibe dabei, es war ein Mensch — ich bin nit so blind, daß ich einen Hirsch auf vierzig Schritt für ein Mannsbild und sein Geweih für einen Tirolerhut halten soll'! Ich hab' ihn so deutlich gesehn, wie ich Euch vor mir seh', und hab' den Pack unterscheiren können, den er auf der Achsel gehabt hat. . ." Damit ging er und wandte sich seinwärts in den Wald.

„Einen Pack?" sagte ein Bauer. „Am End' ist es Niemand gewesen, als ein unschuldiger Teppich- oder Hausirbuhhändler, wie sie oft herauskommen aus dem Tirol!"

„Ist eine schlechte Zeit jetzt zu solcher Handelschaft!" sagte der Förster. „Verrächtig bleibt es immerhin. Wenn es wirklich ein Teppichhändler war, was hätt' er sich zu fürchten und zu verstecken gebraucht? Denn ist es wohl möglich, daß er den Hantel nur zum Schein treibt. . ."

„Und daß er sich einschleichen und spioniren will!"

„Es kann auch ein Flüchtling sein," entgegnete der Förster. „Der Förster von Walgau hat mir sagen lassen, der Marschall Lefebvre habe alle Tiroler Anführer für vogelfrei erklärt. Die meisten seien fort, und auch der Commandant der Unterinnthaler, welche die Scharaitz besetzt halten, habe sich aus dem Staub' gemacht. Das ist Einer von den Allerwildesten — darum ist auch ein Extrapreis auf ein Kopf des Bomper-Hans gesetzt!"

„Bomper-Hans?" sagte der Sachenbacher, betrachtig den Kopf schüttelnd. „Ich weiß nit, warum mir der Nam' so bekannt vorkommt!"

„Das ist leicht möglich! Er hat einmal in hiesiger Gegend gedient — als Fuhrknecht beim Wirth im Krinn. Er ist oft durchgekommen mit seinem Frachtwagen . . . ein großer, schöner Bursch', verwegen wie der Teufel und ein Wildschütz erster Classe. Drum hat mich's der Balgauer Förster wissen lassen, denn wenn der Rebeller zu uns herüber ist und sich auf's Wildschießen verlegt, könnt' er sich lang in den Bergen verstecken und die Reevier' sauber zurichten!"

„Und wie lang' ist das her?"

„Daß der Bomper-Hans im Bairischen gedient hat? Das mag etwas über drei Jahre sein . . . es war um dieselbe Zeit, zu welcher mein Jagdgehülfe, der Gotthard Recht, sich erfüllt hat über die lange Bank, wenn Ihr Euch noch daran erinnert."

„Als wenn's gestern gewesen wär'! Der arme Mensch! Es ist recht schad' gewesen um den braven Burschen. Man hat's nie so recht erfahren, wie er eigentlich zu Grunde gegangen ist."

„Was ist da viel zu erfahren! Auf den Jäger lauern der Tod bei jedem Schritt . . . er muß sich eben, Gott weiß warum, zu weit hinausgewagt haben an die Wand und hat den Schwindel bekommen, oder es ist ein Stein'l losgegangen und hat ihn mit hinunter genommen . . ."

Lipp, auf einem Stumpf im Schatten sitzend, hatte aufmerksam zugehört. „Ich weiß nit," sagte er, anscheinend ganz gleichgültig, „wir ist, als wenn ich es geträumt hätt' . . . hat es denn nit geheißen, der Jagdgehülf' sei mit verunglückt, sondern umgebracht und hinuntergestürzt worden?"

„Ganz unmöglich wäre es nicht," sagte der Förster nach einigem Besinnen. „Ein Jäger kommt oft mit einem Wildschützen auf gar sonderbare und einsthafte Art zusammen . . . aber es hat sich gar keine Spur, nicht das mindeste Anzeichen gefunden für einen solchen Verdacht, und wenn heut' noch etwas aufkäme, würde es noch mehr viel schwächen . . . der wackere Bursch' liegt im Grab und ist vergessen!"

Digitized by Google

„Doch nicht so ganz," sagte der Sachenbacher. „So oft ich hereinkomm' und von Weitem an den Mantel vorbeikomm', hängt ein Kranzel dran. . ."

„Ja, ja," erwiderte der Förster, „das Bint ist ein wackeres, kreuzbraves Mädel, das seinen Schatz nicht so leicht vergißt, wie manche Andere — die bleibt ihm auch noch im Grabe treu. Die Kränze kommen von ihr. . ."

„Mit allemal, Herr," sagte hinuntreten ein Bursche, der auf dem Verhau geschlafen und erst den letzten Theil des Gespräches mit angehört hatte. „Ich bin heut' früh mit einer Fuhr' Bäume hinein auf die Schneidemühl' . . . es ist mir zuerst gar nit besonders aufgefallen, aber weil jetzt die Red' davon ist, kommt's mir hinterher absonderlich vor . . . da hab' ich meine Pferd' ans Schwanken lassen über der Anhöh', wo's hineingeht in die Klamm an der langen Wand — da ist mir ein Tiroler begegnet. . ."

„Was? Ein Tiroler?" rief Alle durcheinander. „Und das sagst Du jetzt erst?"

„Wann hätt' ich's denn sagen sollen?" fragte der Bursche verwundert. „Ist ja noch keine Stund', daß ich zurück bin und ausgespannt hab' . .!"

„Wie sah der Mensch aus?" fragte der Förster.

„Nun, wie halt ein Tiroler aussehant! Ein großer, starker Bursch', mit einem fakrischen Schnurrbart und auf den Achseln hat er einen Pack Teppich' getragen — er wird wohl handeln damit!"

„Wirklich?" rief der Förster. „Also hat der Riesenfranz doch recht gesehn! Ein Teppichhändler! Und das war schon in der Früh'?"

„In Morgens — um ein Zehne herum."

„Und Abends war er noch hier! Also schleicht er offenbar herum und ist entweder ein Spion oder ein Flüchtling! Aber geschwind — erzähle weiter — was war's mit dem Tiroler?"

„. . . Er hat mich gegrüßt und ist rasch an mir vorbeigegangen; ich hab' ihm so nachgesehen und hab' gesehn, daß er in die Klamm hinein ist. Was hat nur der Tiroler in der Klamm zu thun? hab' ich mir denkt, solltest ihm doch Wunders halber nachgehn und schaun, was er macht . . . Meine Roß' sind gestanden wie die Lampeln — also bin ich ihm die paar Büchsenschuß nach und da hab' ich gesehn, er hat sich vor dem Marterl an der Wand hingekniet und hat eine Weil' gebet't — dann ist er zu dem Straucherl hin, hat was abgerissen und hat ein Kranzel daraus gemacht — das hat er dann über das Gemäl' gehängt . . ."

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, besonders Lipp.

„Weiter, weiter!" drängte der Förster.

„Ich bin in meiner Verwunderung noch dagestanden, wie er wieder heraus ist aus der Klamm," fuhr der Bursche fort. „Er ist verhofft, wie er mich erblickt hat, und es ist mir vorkommen, als wenn's ihm nit recht wär' und wann er Haudel wollt' anfangen mit mir. Er hat sich aber besonnen, hat „Grüeh sei Jesus Christus" gesagt und ist an mir vorbei. „In Ewigkeit," hab' ich geantwort't . . . und „hast den Jager wohl kennt, weil Du ihm gar ein Kranzel bringst?" . . . Da hat er mich fuchsteufelswild und doch wieder so gewiß traurig angeschaut . . . „Ja," hat er gesagt — „ich hab' damals gedient in der Gegend — ich hab' an den Margarethenag zu denken, so lang' ich leb' . . ." Damit ist er fort, und ich bin meiner Weg' gefahren . . ."

„Höchst merkwürdig und auffallend in der That!" rief der Förster. „Es ist kein Zweifel mehr, daß hier ein verrächtiger Zusammenhang besteht: gewiß aber ist, daß wir unsern Teppichhändler haben und daß es Niemand anders ist, als der Wilderschütz und Rebellencommandant, der Bompen-Hans! Wir müssen unsere Wachsamkeit verdoppeln und eine neue Streife ausſenden — er darf uns nicht entgehn!"

Bestimmend und berathend traten die Bauern zusammen. „Und ich mein'," murmelte Lipp, bei Seite tretend, vor sich hin, „ich weiß jetzt auch, wer den Jäger hinunterg'stürzt hat über die lange Wand . . . Das kann ich brauchen bei dem starrsinnigen Mädel! Wenn sie ihre Rach' auslassen kann an dem Mörder, wird sie ruhiger werden . . . wird ihn vergessen, und dann will ich sie schon erinnern, wer ihr dazu verholfen hat . . ."

Er wollte unbeachtet fort und den Waldweg zur Alm einschlagen, das Rufen des Riesenfranz, der athemlos herangelaufen kam, veranlaßte ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. „Jetzt sagt noch einmal, daß ich mit recht gesehn hab'!" keuchte der Bursche. „Ich hab' ihn wieder aufgegangen — ich weiß, wo er steckt!"

„Wer? Der Tiroler? Der Teppichhändler?" rief Alles durcheinander.

„Ja . . . wie ich vorhin weg bin in meinem Aerger," fuhr der Hiesenfranz fort, „da hab' ich mir gedacht, ich wollt' es Euch zeigen, daß ich meine Augen nicht umsonst im Kopf steckn hab' . . . ich hab' gewiß gewußt, daß er da sein muß, ich hab' ihn ja gar zu bestimmt gesehn — gefunden haben wir ihn nit — also muß er versteckt sein! Aber wo kann das sein? Ich hab' hin und her studirt — hab' alle Plätz' und Winkel durchgumstert, da ist mir die alte Felstkapellen eingefallen! Die der Wind bin ich hinübergetrichen und hab' an Fenster hinaufgeklettert . . . es war hell genug, daß ich es hab' sehen können . . . ein Mannsbild ist der Länq' nach auf dem Bettstuhl gelegen . . . es muß der Tiroler sein . . ."

Allgemeiner Beifall wurde dem aufmerksamen Wächter, und die zuvor am meisten gelacht hatten, weissagten ihm in Lobeserhebungen. Eine neue, noch genauere Streife wurde verabredet und auch sogleich in's Werk gesetzt; alle möglichen Richtungen und Wege wurden bedacht und mit einer Kette von Streifern versehen. Wie bei einem Treibjagen sollte von allen Seiten an die Kapelle vorgedrungen und der Bogen gegen die Almhütte und die lange Wand hin abgeschlossen werden, über welche hinab es kein Entrinnen gab. Lipp, seine besondere Bekanntschaft mit der Oertlichkeit vorschützend, wußte es so einzuleiten, daß er an die Spitze der linken Flanke kam und also jedenfalls vor allen Andern an der Sennhütte ankommen mußte. Die Büchsen wurden geladen und untersucht; dann gerstreute sich der Zug nach allen Seiten.

Mitternacht war vorüber.

Sabine war inzwischen, ermüdet vom Sinnen und Weinen, eingeschlafen, um in unruhigem Schlummer durch Träume gequält zu werden, die noch ängstlicher waren, als die Ereignisse des Wachens. Sie glaubte, Gotthard zu hören, der Einlaß verlangte . . . dann war es wieder nicht er, sondern der Fremde mit der trügerischen Stimme, und wie sie zu öffnen zauderte, war es doch Gotthard's blutige Gestalt, die durch die verschlossene Thüre schwebte, vor sie hintrat und sie mit trebenden Blicken ansah. Dazwischen kam es ihr wieder vor, als sähen die Nachbarn alle durch die Stube und nickten und lachten ihr zu und riefen: „Sieh Dir seine Müh', es zu verbergen, wir wissen es doch, daß zu dein Gelöbnis gebrochen hast," und Lipp verzog das höhnische Gesicht und schrie über Alle hinaus, daß er ihr helfen wolle, es zu halten . . .

In Schweiß gebadet, fuhr sie empor und glaubte noch zu träumen, als sie um sich blickte. Das Fenster der Hütte ging nach Osten, wo ein bleicher Streifen am Himmel verrieth, daß die Nacht sich zum Abzuge rüste. In der Kammer war es düster und unheimlich, und noch unheimlicher tönte von außen der Schall einiger rasch nacheinander fallenden Schüsse herein. „Heilige Mutter," rief sie aufsprringend, „was bedeutet das? Sind die Bauern noch unterwegs? Sollten sie ihn etwa gar aufgefunden haben?"

Hastig riß sie das Fenster auf und horchte hinaus, es war wieder still geworden; nichts war zu sehen — um ihr brennendes Gesicht strich die Morgenluft frisch und scharf, wie sie den Reifnächten voranzugehn pflegt. Die Kühle war ihr Erquickung.

Plötzlich stieß sie einen leichten Schrei aus . . . durch das Dämmergrau eilte ein Mann auf die Hütte zu. . . . Er kam!

Es war der flüchtige Tiroler.

Im nächsten Augenblick hatte sie, ohne selbst zu wissen, wie, die Thür geöffnet, und der Fremde stand vor ihr, ohne seinen Pack, ohne Hut, athemlos und abgehetzt, den rechten Hemdärmel mit Blut bedeckt.

„Ich bin's, Sennerin," sagte er zu der sprachlos ihm Anstarrenden, „. . . ich muß schon wieder bitten, daß Du mich einlaß't . . ."

„Aber was ist's denn mit Dir?" fragte sie bekommen. „Hat denn das Schießen Dir gegolten? Haben's Dich wohl gar getroffen?" Sie gab sich alle Mühe, unbefangen und ruhig zu erscheinen — aber die Hast, mit welcher sie die Worte herausstieß, verrieth nur zu deutlich die Aufregung und Sorge, der sie entsprangen.

„Die Bauern haben mich verfolgt und auf mich geschossen," antwortete der Tiroler, indem er wie erschöpft sich am Heerde niederließ, während sie in ängstlicher Schnelligkeit die Thür schloß

Digitized by Google

und verriegelte. „Sie werden mich wohl für den Unrechten gehalten haben. . .“

„Aber warum bist nit fort, am Abend, wie Du's im Sinn gehabt hast? Da wärst Du jetzt schon weit, und die Bauern könnten Dir nichts mehr anhaben. . .“

Der Mann sah einen Augenblick schen zu Boden. „Es hat mich nit fortgelassen,“ sagte er dann düster, „es war, als wenn mich was unsichtbar festhalten thät . . . und dann, glaubst, ich hätt' so leicht fortgekönnt, Sennerin, nachdem ich Dich einmal gesehn hab'? Ich hab' gedacht, ich wollt' den Tag abwarten und dann nochmal zu Dir herauskommen. . .“

„Du bintest ja noch!“ sagte die Sennerin ausweichend, „laß Dich doch verbinden . . . ich hab' die Brunnwurzel zur Hand, die das Blut stillt . . .“

Der Mann streifte den Aermel über den kräftigen Arm hinauf; oberhalb des Ellbogens hatte die Kugel gestreift und scharf gefleischt, die Wunde war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Die Sennerin wusch das Blut weg, legte ein Stück der heilenden Wurzel darauf und schlang ein Tuch um den Arm. Sie war eine zu starke Natur, um Scheu vor Wunden zu haben; dennoch zitterte ihre Hand, als sie die Binde anzog.

„Du bist wohl eingerichtet,“ sagte der Bursche zutraulich, „und hast eine gar sanfte Hand — man spürt Dich kaum. . .“

„Auf der Alm ist man allein,“ erwiderte sie und legte die Brunnwurzel wieder auf das Tuch, „da kann Einem allerhand zustoßen — da muß man sich vorsehn und muß sich zu helfen wissen. . .“

„Es ist mit das allein,“ sagte der Bursche und ließ die männlichen Augen so fest auf ihrem Antlitz ruhen, daß sie sich erröthend noch weiter abwandte. „Du hast so eine eigene Weis', wie Du Alles machst . . . so ganz anders, wie andere Madeln . . . ich kann die Augen schier nimmer loskriegen von Dir . . . und mein Herz . . . du lieber Gott, das kann eh' nimmer fort von Dir!“

Sabine erröthete noch tiefer. Sie war unwillig über diese Reden, und doch mischte sich eine verzeihende Regung in den Groll — konnte der Fremde denn wissen, wie sie gesinnt und entschlossen war? „Laß das Gered' gut sein,“ sagte sie. „Sag' mir lieber, wer Du bist — wenn die Bauern Dich verfolgen, kann's leicht sein, daß sie Dich auch in meiner Hütten suchen . . .“

„Das glaub' ich auch. Aber ich glaub' auch, daß Du mich verbergen, daß Du mich mit verrathen wirst! Deswegen bin ich getrost auf Deine Hütten zu. . .“

„Also hast Dich doch zu schenen vor den Leuten und bist kein bloßer Teppichhändler, wie Du Dich ausgiebst? . . . Wer bist also — wenn ich Dir helfen soll, muß ich vor Allem wissen, wem ich hilf' . . . Sie haben Dich also mit für den Unrechten gehalten?“

Der Fremde sah sie noch einmal lange an, als wollte er ihre Züge erforschen, ob sie im Stande sein könne, sein Vertrauen zu täuschen. „Nein,“ sagte er dann fest, „ich bin schon der, den sie suchen. . .“

„Und wer bist nachher?“

„Ein armer, elendiger Mensch,“ rief der Mann schmerzlich aus, „der kein' Heimath mehr hat, keinen befreundeten Menschen, kein Vaterland . . . und mit einmal ein Aas, auf dem er ruhig sterben könnt' . . . ich bin der Bompes-Hans, wenn Du etwa von mir gehört hast, einer von den Bauernkommandanten aus dem Tirol . . . bin vogelfrei und muß flüchten. . .“

„Ein Rebeller also — ich hab' mir's gedacht!“ sagte das Mädchen sichtlich erleichtert. „Wie ist es nur möglich — unser König Max ist der beste Herr von der Welt, wie habt Ihr Euch so gegen das Bairisch-Reden sprießen und ihm so einen großen Verdruß machen können?“

Der Bursche machte eine unwillige Bewegung. „Das verstehst Du nit, Madel,“ rief er rasch, dann aber fuhr er, wie sich besinnend, etwas milder fort: „Und dennoch — warum sollest Du's nit verstehn? Du am allerersten, Du hast das Herz in Allem auf dem rechten Fleck: Wir Tiroler haben unsern Kaiser nit weniger gern, als Ihr Euren guten König . . . wenn jetzt die Franzosen kämen und wollten Euch zwingen und sagen, Ihr sollt nit mehr Eurem guten König gehören, sondern einem andern, der Euch wildfremd ist . . . was würden Eure Landsleute, was thätst Du selber dazu sagen?“

Das Mädchen sah sinnend zu Boden.

„Ich brauch' das auch gar nit fragen,“ fuhr er fort, „Deine Landsleut' haben es ja schon einmal bewiesen, es ist ja schon einmal so gewesen bei Euch! Vor hundert Jahren hat unser Kaiser Baiern besetzt und hat den Kurfürsten Max Emanuel vertrieben. Was habt Ihr gethan selbiges Mal? Aufgestanden ist das ganze Land und hat sich totschlagen lassen für seinen Landesherrn — ich weiß es noch gar wohl, wie mein Altni erzählt hat, was er alles gehört hat von der großen Sendlinger Bauernschlacht. . . Sollten wir Tiroler weniger thun für unsern Kaiser?“

„Ich kann nit nein sagen,“ flüsterte das Mädchen, und sah noch immer vor sich nieder.

„Und ich hab's doch über's Herz gebracht,“ begann Hans wieder, „und bin ruhig dabeim geblieben, wie Alles schon den Stutzen auf dem Buckel gehabt hat! Ich hab' nur ein kleines Gütl gehabt, ein gering's — ich hab' wollern viel arbeiten müssen, damit es so viel ertragen hat, daß es genug war für meine arme alte Mutter und für mich. Das alte Weibl hat keinen Menschen gehabt, als wie mich, und so hab' ich's verschoben von einem Tag auf den andern und hab' immer gedacht, den andern Morgen wollt' ich's machen wie meine Cameraden alle und auch gegen die Baiern anziehn und die Franzosen. Da kam der Brede wüthig auf die Stadt Schwaz losmarschirt und ließ sie an allen vier Ecken anzünden, zur Rache für Alles, was die Tiroler den Baiern angethan . . . Das Dorf Bomp, wo ich dabeim bin, ist nicht weit davon entfernt und ich hab' mich hinausgeschlichen auf Kundschaft . . . Auf einmal hab' ich auch hinter mir Schießen und Schreien gehört, und wie ich zurückgelaufen bin . . .“

Der Erzähler hielt inne, die Erinnerung des Erlebten hatte ihn zu sehr erschüttert und benahm ihm die Stimme. Mit ängstlich erwartenden Frageblicken sah ihn das Mädchen an.

„Wie ich zurückgekommen bin,“ fuhr er dann ingrimmer fort, „habe ich mit mehr hineingekonnt in's Dorf. D.e Baiern haben es umstellt gehabt in einem weiten Kreis und haben angezündet überall, und die türkische Musik hat müssen dazu aufspielen . . . Ich hab' das Gepolter von den Trommeln und das Pfeifen noch in den Ohren — und dazu das Klingen von den Glocken, die auf dem brennenden Kirchthurm von selber zu läuten angefangen haben, und das Schreien und Heulen von denen, die im Dorfe waren und all ihr Hab und Gut verbrennen haben und mit herauskommen, weil die Baiern Alles niederschossen, was einfliehen wollte . . . und dabeistehn und ruhig zuschauen müssen und mit helfen können . . . es hätt' Einem die Haar' gran machen können in einer Viertelstund' . . .“

Sabine schauderte und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich hab's zuletzt nit mehr ausgehalten,“ begann er wieder, „ich hab' wissen müssen, wie's mit der Mutter steht, und hab' mich hineingestiert zwischen die brennenden Häuser . . . ich war schon ganz nah' an dem unsrigen . . . da seh' ich die Mutter vor mir, wie sie in dem Grasgarten fortgetappt ist, unter den Obstbäumen, die schon zu brennen anfingen und von denen die Funken niedertropften . . . sie war nit mehr weit von dem Zaun, um auf selben zusteben standen die Baiern und lachten und schrieen entsetzlich . . . Ich schrie auch . . . ich schrie der Mutter zu, sie solle anhalten, ich lief ihr nach . . . sie immer vor mir her . . . da krachte es über den Zaun herein . . . mit einem schwachen Schrei drehte es die alte Frau zusammen, und wie ich zu ihr hinkam, war sie todt . . . sie hat nit mehr viel Leben zusetzen gehabt . . . die arme, arme, gute Frau . . . Ich bin bei ihr liegen geblieben bis in die Früh . . . Da sind die Baiern abgezogen gewesen . . . ich hab' zugeschaut, wie mein ganzes Mutterl ist eingetragen worden mit den andern Todten, die sie herbeigetragen haben von allen Seiten . . . dann bin ich noch 'mal auf den Platz, wo unser niedergebrennt's Haus gestanden ist, und hab' mir eine Hand voll Aschen mitgenommen von dem Platz — und bin auch zu den Landesvertheidigern . . . Es ist wahr, ich bin einer von den Wildesten gewesen, und wenn sie einen Preis ausgesetzt haben auf meinen Kopf, so wissen sie wenigstens, warum sie es gethan haben . . .“

Eine ernste, langdauernde Stille trat ein.

„Und jetzt?“ fragte die Sennerin so leise, als fürchtete sie, dieselbe zu unterbrechen. „Was ist es jetzt mit Dir?“

„Jetzt . . . jetzt ist mein Herzleid vollständig! Jetzt hat uns der Kaiser aufgegeben — er giebt seine eigene Tochter an unsern Erbfeind, an Napoleon . . . wir haben uns umsonst aufgeopfert . . . der Sandwirth ist fort, der Speckbacher von Rinn, der Peter

Digitized by Google

Aschbacher, der Pater Hasyinger auch . . . da hab' ich auch den Boden unter die Füß' nehmen müssen . . ."

„Aber warum gerade da heraus?" fragte Sabine bekommen. „Warum gerade den allergefährlichsten Weg?"

„Die Franzosen sind uns in den Rücken gekommen . . . von Zirl und Seefeld her . . . es gab keinen andern Ausweg. Es ist mir auch einerlei, wenn sie mich erwischen — ich wollt', die Kugel vorhin wär' um ein paar Zoll seitwärts gegangen . . . da wär' Alles schon überstanden . . ."

„Das ist mir recht, das ist mir christlich gered't!" erwiderte das Mädchen mit zitternder Stimme und einer Thräne im Auge, die sie vergebens zu verbergen strebte. „Man muß Gott danken für jede Bertrestund' und sie benützen . . . vielleicht will er Dir Zeit lassen, gut zu machen, was Du auf dem Gewissen hast . . ."

„Vielleicht!" sagte Hans verdrießert. „Wer weiß aber, ob ich das kann, und wenn ich noch so lang' leb? Aber möglich ist es ja doch, mit wahr? Es ist möglich, daß mich das Leben noch einmal wieder freuen kann? Daß mir noch etwas Gutes aufgehoben ist . . . Wenn es mir so wär', hätt' ich sonst den Weg gefunden zu Dir herauf auf Deine Alm? Ist mir mit schon das ganze Herz verkehrt, sein ich Dich gesehn hab'?"

„Ich hab' Dir schon gesagt, daß Du solche Reden lassen sollst," rief Sabine finster und mit sichtlich strengem Tone. „Sie bessen Dir nichts und verfangen nimmer bei mir . . . ich hab's gebeten, daß ich will ledig bleiben . . ."

„Ledig bleiben?" sagte Hans und sah das Mädchen durchdringend an. „Daß also wohl auch Deinen Theil auszustehn gehabt in der Welt . . . wie sollest sonst zu der Verlobnis gekommen sein . . . Und darf ich's nit wissen, was Dir begegnet ist . . .?"

Sabine nickte traurig und schickte sich zu erzählen an — augenblicklich jedoch sprang sie auf, das Wort erstarb ihr auf den Lippen, und mit ängstlicher Gebehrde den einen Finger an den Mund legend, deutete sie nach dem Fenster hin. Auch der Tiroler sprang auf.

Es war draußen heller geworden — man sah in der Ferne am Rande des Waldes und Bergabhanges verschiedene zerstreute Männergestalten. Sie riefen einander zu, sie bückten sich nach dem Boden nieder, es war unverkennbar, daß sie eine im Grase aufgetretene Spur verfolgten.

„Sie sind's," flüsterte Sabine mit stockendem Athem, „sie deuten auf die Hütte her — sie werden Dich hier suchen . . . geschwind hinunter in den Keller . . ."

Sie hatte rasch die Fallthüre aufgerissen, daß die Kellerstufen sichtbar wurden. Der Tiroler war ihr nicht gefolgt, sondern stand noch immer spähend und wie unschlüssig am Fenster. „In den Keller?" sagte er. „Verstecken soll ich mich?"

„Aber was willst Du sonst?" rief Sabine und bemühte sich nicht mehr, ihre unverkennbare Angst zu verbergen. „Wenn sie Dich finden . . ."

„Dann liefern sie mich an die Franzosen aus . . . sieben Kugeln, die machen ein geschwindes End' — mir ist's recht, denn meine letzte Freud' ist auch dahin . . ."

„Aber sie sollen Dich nicht finden!" rief sie eifrig. „Ich will mit, daß sie Dich bei mir finden . . . Der Gedanke thät mich noch elender machen, als ich schon bin . . ."

„Je thät's Dir leid um mich?" fragte Hans, der, von ganz andern Gefühlen bewältigt, aller Gefahr zu vergessen schien. „Thät's Dir leid, wenn sie mich finden und niederschießen?"

„Sie sollen nicht!" rief sie immer angstvoller. „Fort in den Keller . . . sie sind schon in der Näh' . . ."

„Antwort' mir erst auf meine Frag' . . ." sagte Hans und wagte es, ihre Hand zu fassen. „Ich geh' nit vom Fleck, eh' Du mir Antwort giebst . . . vor Deinen Augen sollen sie mich fangen und binden und niederschießen . . . Sag' mir, thät es Dir leid, wenn sie mich finden . . . wenn ich zu Grund geh'n muß . . . bist Du mir gut?"

„. . . Ja . . ." stammelte und zwängte sie aus der widerstrebenden Kehle.

„Jetzt geh' ich!" rief er jubelnd und drückte ihre Hand noch fester. „Jetzt will ich in den Keller . . . jetzt kann mich das Leben wieder freuen, und so lang ich mich rühren kann, soll Keiner sagen, daß er den Bomper-Hans gefangen hat . . ."

Er verschwand in den Keller, und die Fallthüre klappte zu über ihm.

Sabine war in grenzenloser Verwirrung mitten in der Hütte stehen geblieben; ihr Athem flog, ihre Wangen glühten — sie wußte kaum, was geschehen, und noch minder, wie es gekommen war. Das Blut drängte ihr an die Schläfe und stürzte zum Herzen, als wollte es fragen, ob ein solches Geständnis möglich, ob sie es gewesen, die ein solches Wort ausgesprochen. Sie hielt die Hände an die Stirn gepreßt, die es ihr fast zu sprengen drohte, über der Antwort, die sie auf diese Frage geben mußte. Die Sinne vergingen ihr fast, denn sie vermochte nicht mehr, vor sich selber zu leugnen, daß der Fremde Eindruck auf ihr Herz gemacht, in welchem nach ihrem Gefühle nur das Bild des Todten wohnen sollte.

In diesem Zustande überraschte sie Lipp, der den Uebrigen weit vorangeeilt war, getrieben von der Begierde, seinen Verdacht auszusprechen und das Verdienst der Entdeckung auszubeuten.

Sie schien ihn nicht kommen zu hören; die Hände in den Schooß gelegt und vor sich hinstarrend, saß sie auf dem Kellergemäuer, um den Zugang zur Thüre zu decken und zu verwahren. Verwundert stand er vor ihr, als sie auf sein wiederholtes Rufen und Pochen die Hütte geöffnet hatte und kaum gleich wieder an ihren Sitz zurückgekehrt war. Er beobachtete sie schweigend und scharf; was ihr Benehmen ihm schon Abends befremdlich vorgekommen, so war es jetzt noch auffallender. Es war nicht zu verkennen, daß mit dem Mädchen eine große Veränderung vorgegangen sein mußte. Das war nicht mehr dasselbe kalte, strenge Mädchen, das alle Gedanken an Liebe und Ehe so verachtend von sich wies, sie glich eher einer glücklichen Braut, die in glühender Verwirrung des geliebten Bräutigams wartet. Sie war nur noch schöner in diesem Zustande der Erregung, und in den Augen des Burschen stieg das Verlangen nach ihrem Besitze nur noch feuriger empor. Aber es galt vor Allem, die Ursache dieser Umwandlung zu erforschen. Wie wenn sie ein neues, geheimes Liebesverhältnis zu verbergen hätte? Wenn sie Abends, als sie ihn fortgewiesen, noch nicht allein gewesen? Wenn der gegen ihn gebrauchte Vorwand einem Andern gegenüber seine Kraft verloren hätte? Aber wer konnte der Glückliche sein? Wäre es Einer aus der Gegend, so hätte es nicht verborgen bleiben können, und ein Fremder . . .

Er hielt in seinen Gedanken inne; ein Blitz zuckte in ihm auf, und ein grinsendes Lächeln des bittersten Hohnes umzog seinen Mund.

Jetzt fuhr auch Sabine aus ihrem Brüten empor; sie schien die Nähe der Streifer ganz vergessen zu haben und fuhr erschrocken zusammen, wie Jemand plötzlich aus dem Schlafe auffährt.

„Nun, Du erschrickst ja völlig, Dirl?" sagte er spöttisch. „Hast wohl nit einmal das Schießen gehört?"

„Ich hab' geschlafen," entgegnete sie unsicher, „aber das Schießen hab' ich wohl gehört . . . Was giebt's denn? Wem hat's denn gegolten?"

„Einem Hauptspitzbuben," sagte er, Sabinen unvermerkt betrachtend, um die Bestätigung seines Argwohns in ihren Mienen zu lesen, „einem von den Tiroler-Rebellen, der sich zu uns herans gestöchlet hat . . ."

Das Gespräch mit Lipp gab dem Mädchen allmählich seine Fassung wieder. „Wenn er schon flüchtig ist," sagte sie kalt, „so hätten Ihr ihn sollen laufen lassen . . . was kann er Euch thun?"

„Nichts — wir wollen aber verhindern, daß er uns was thut! Daß er uns ausspionirt und dann seine Cameraden herführt, daß sie uns das Vieh wegreiben und die Häuser anzünden! Es ist schon hinunterg'schickt nach Kochel zu, wo die französischen Vorposten stehen, damit sie kommen und ihn holen . . ."

„Wenn Ihr ihn habt — nicht wahr?"

„Wir werden ihn bald haben . . . wir haben ihn von allen Seiten eingegangen wie in ein Jagdneh . . . er kann nur auf der Alm — oder gar da in Deiner Hütten sein . . ."

„Und Ihr wollt ihn wirklich ausliefern?"

„Gewiß . . ."

„Und Ihr wißt, was ihm geschieht, wenn ihn die Franzosen erwischen . . ."

„Er wird wohl erschossen werden . . ."

„Und Du hilfst mit bei so was? Einer, der sich einmal eingebildet hat, die Bint könnt' ihn mögen, giebt sich zum Scherzen-kaecht für die Franzosen her? Geh . . . wenn Du Dich Deiner Lebtag noch nie geschämt hast, so geh jetzt und mach daß Du's lernst!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Album der Poesien.

Nr. 20.

Den „deutschen" Kriegern in Schleswig-Holstein!

Auf Rußlands Eis.

Nach dem Originalgemälde von Ed. Odier.

In Nacht und Grauen peitschet wild
Der Wintersturm das Schneegefild.
Der Tod durchfaust die starre Flur,
Von Tausenden verweht die Spur.

Die Spur verwehet und vergeht,
Bis die Verwesung aufersteht,
Wenn mild des Lenzes warme Haut
Das weiße Grabtuch hebt vom Land.

Digitized by Google

Dann finden sie auch Dich, Du Held,
Verweht auf Rußlands blut'gem Feld.
Dein treues Roß war Deiner werth,
Das liegt bei Dir, und auch Dein Schwert.

Zusammen hielten alle Drei,
Der Mann, das Roß, das Schwert dabei.
So sieht ein Held in letzter Noth
Mit Manneströtz noch vor dem Tod.

Hoch thront des Winters Schreckensbild,
Wenn er durchzaust sein Eisgefild —
Doch höher ragt das Bild vom Mann,
Der Trotz im Kampf ihm bieten kann.

Ihr deutschen Kämpfer, die ihr wacht
In Winterssturm und starrer Nacht
Jetzt für das meermischlungne Land,
Sei Gott mit euch im harten Stand!

Hoch thront der Winter im Gefilde,
Doch höher ragt das Mannes Bild,
Der Trotz im Kampf ihm bieten kann!
Sei Gott mit jedem deutschen Mann!

Sei Gott mit euch! Und wenn die Hand
Des Frühlings hebt den Flor vom Land,
Dann sei der Blumen erste Zier
Der Schmuck für euer Siegspanier!

Friedrich Hofmann.

Khoja Nasr-il-din Effendi, der türkische Eulenspiegel.

Sammlungen von lehrreichen Fabeln oder unterhaltenden Späßen haben es sich bei vielen Völkern gefallen lassen müssen, eine von der Volksphantasie concret ausgearbeitete Person, einen Eulenspiegel, als Träger zu bekommen, der all das Wunderliche erlebt hat und dem all die Weisheit beinahe unwillkürlich einfahren ist. Im Anfang des Anfangs hat ja der menschliche Geist überhaupt, was er auffaßte, nur als ein Persönliches, wie er selbst ist, aufzufassen vermocht. Nicht blos die Thiere, sondern auch die Pflanzen, ebenso die Berge und Flüsse und Sonne, Mond und Sterne und Donner und Blitz waren ihm Personen. Vom Inhalt aller Mythologie, ja aller Religion zu schweigen, hat man nur an das Geschlecht des Hauptwortes — in allen Sprachen, mit alleiniger Ausnahme der englischen — zu denken, welches beweist, daß nicht die Verstellung der Person, sondern die Verstellung der Sache, die keine Person ist, dasjenige ist, welches dem Menschen schwer fiel, zu dem er erst durch Ableitung und Schlußfolgerung kam. Was Wunder also, wenn auch die ersten Bücher, welche vom Volke von vorn bis hinten auswendig gelernt wurden, in der Volksphantasie zu Personen sich umformten. Die ersten Bücher hat Niemand gemacht, es waren alles allmählich entstehende Sammlungen. In jedem Fach gab es nur ein Buch, das noch die ganze Literatur des Faches in sich enthielt. Für solche Sammlung, die wir heute Encyklopädie nennen würden, ist ein alter deutscher Ausdruck: Spiegel. Der Eulen-Spiegel, von dem wir nur die allerletzte Ausgabe, um mich so ausdrücken, besitzen, die Ausgabe, in welcher dem vom Volke hineingelegten persönlichen Elemente Rechnung getragen ist und die eben deswegen allen übrigen das Garaus gemacht hat, ist also die Sammlung aller drolligen Alfanzereibeit, welche sich im Laufe früherer Jahrhunderte in Deutschland aufgespeichert hatte und welche, unter der Hieroglyphe der Eule, neckisch den weisen Leuten deutet war.

Von allen mir bekannten ähnlichen Sammlungen bei andern Nationen ist nun die türkische diejenige, welche am meisten Analogie mit unserem Eulenspiegel bietet. Auch sie hat, und zwar in noch höherem Maße als die unsere, eine bestimmte Person zum Träger bekommen, und genau wie das Eulenspiegelgrab in Mölln in Lauenburg, wird das Grab des Khoja Nasr-il-din Effendi in Stutari gezeigt. Das Grab ist selber eine Eulenspiegelei, denn es hat kein Guter umher und doch steht eine Thür davor. Wahrscheinlich war das Grab eher da als die Sage von Khoja und ist, durch die Trefflichkeit der überflüssigen Thür, selbst die Ursache gewesen, daß die Sage entstanden ist oder sich wenigstens doch an den Namen des unglücklichen Khoja geknüpft hat, dessen Erben vielleicht nur das Obst anzäng, um auch das Gitter machen zu lassen, nachdem die Thür mit der Anschrift fertig war. Ich weiß nicht, ob die Sage auch darin dem Grabe folgte, daß sie den Khoja bis in die Zeit des Sultan Bajazet zurückverlegt. Sie giebt seinem Lebenslauf eine bestimmtere Gestalt, als dem unseres Eulenspiegel zu Theil geworden. Er hat studirt, tritt dann als verbummelter Gelehrter auf — wann er seinen Titel Effendi bekommen, bleibt im Unklaren — heirathet, wirthschaftet im kleinen Häuschen mit Garten in Stutari, wird plötzlich fromm und durch Gunst als Koran-Erklärer bei einer Moschee untergebracht. In der Moschee selbst treibt er es aber, wie wir sehen werden, nicht im Geringsten besser, ohne daß dies den Hof verbindert, wohlwollende Neuiz von ihm zu nehmen und sich an seinen Späßen zu ergötzen.

Doch nun zu diesen Späßen selbst. Man müßte vor National-Eitelkeit überzeschnappt sein, wollte man behaupten, die Späße unseres Eulenspiegel seien gut. Nur von wenigen Ausnahmen läßt sich das sagen. Die meisten sind einfach limpisch, andere roh, noch andere bis zur Unverständlichkeit verwirrt; es ist klar, daß die Hand des ungebildeten Büchermachers, der viel für's Geld geben wollte, über der Sammlung gewesen ist, die ursprünglich sehr beschränkter Ausdehnung gewesen sein mag, nur die wenigen eigentlichen Späße der Lebensweisheit im lustigen Gewande umfassend, welche unzweifelhaft der älteste und, womit Jeder übereinstimmen wird, auch der beste Theil sind.

Vor allem im wirklichen Witze müssen wir den türkischen Eulenspiegel weitaus über den unseren setzen. Es spielt ein Witz zweifacher Natur in seinen Späßen, bei dem es mich beinahen will, als ob hier ein semitischer, der wirklich ein tatarischer Urquell der Schnurre sich verrathe, je nachdem der Lachmuskel durch geschickites Spiel mit der Logik, oder durch überraschende Zusammenstellung des Bildes gereizt wird. Einigemal wird der Witz — nicht zoeig — aber doch gemein im Stoffe; eigentliche Lebensweisheit zu predigen, kommt dem Khoja noch viel seltener in den Sinn, als dem Eulenspiegel. Die Form ist stets außerordentlich knapp; auch nicht ein Wort mehr als durchaus nöthig. Es wirkt eben nur der Inhalt, nicht die Form. Daher ist auch genauere Uebertragung, zu der sich außerdem die Beschiedenheit des deutschen und türkischen Sprachgeistes nicht herbeiläßt, nicht nöthig. Es reicht aus, die Schnurren — natürlich nur eine kleine Auswahl aus den siebzig, die vorhanden sind — wiederzuerzählen, wie sie eben aus dem Gedächtniß in die Feder fallen.

Kurz nachdem sich der Khoja verheirathet hat, — natürlich mit einer Xanthippe — begegnet er einem Haufen Sophtha's, Studenten, seinen ehemaligen Commilitonen; es gesellt ihn, im neuen Haushalt den Wirth zu spielen, und er schleppt sie mit sich, zur Pillaf-Mahlzeit, in sein Haus. Es läuft aber übel ab. „Wo

Digitized by Google

denkst Du hin?“ sagt seine Frau; „Du, der nichts verdient, Du willst Deine alten Brüder Taugenichtse hier abfüttern? Es giebt keinen Pillaf.“ Und der Khoja senkt das Haupt, nimmt den leeren Napf aus der Küche auf sein Zimmer, setzt ihn vor die Studenten und sagt: „Da ist der Napf, in dem ich Euch den Pillaf vorgesetzt hätte, wenn meine Frau ihn geben wollte.“

Seine Frau hatte übrigens ganz Recht, denn er verdiente wirklich nichts; eine Zeitlang scheint, was von ihm in die Wirthschaft geliefert wurde, sogar ausschließlich auf unehrlichem Wege beschafft werden zu sein. Vorzugsweise der Obstgärtner, der neben ihm wohnte, konnte ein Lied davon singen. Es war eine Mauer zwischen beiden Gärten, die eben nicht höher war, als des Khoja Leiter. Eines Tages stand die Leiter nicht an des Khoja, sondern an des Gärtners Seite der Mauer, und da stand auch der Khoja; der Gärtner aber hatte aufgepaßt und kam dazu. „Was thust Du denn in meinem Garten, Nachbar Khoja?“ war die natürliche Frage. „O! ich will Dir nur die Leiter zum Verkauf anbieten“ — sagte der Khoja, mit der unschuldigsten Miene von der Welt. Darauf der Gärtner: „Ja dann, warum nicht vorn zur Thür hereinkommen?“ Doch bringe Du den Khoja in Verlegenheit! „War es nicht am besten,“ sagte er, „daß ich Dir gleich zeigte, wie brauchbar und nützlich sie ist?“ — „Ja so!“ sagte der Gärtner und taufte die Leiter.

Es muß aber auch ohne Leiter gegangen sein, denn am nächsten Tage war er schon wieder in des Nachbars Garten, und diesmal bis an den Apfelbaum vorgerückt, dessen dichtbelasteten Zweig seine eine Hand herabdrückte, während die andere den Sack hielt, der schon halbgefüllt war, als der wachsame Gärtner, der ihn diesmal abschlichig hatte gewähren lassen, ihm unversehens auf die Schulter klopfte. „Nachbar Khoja, Nachbar Khoja!“ sagte der Gärtner, „weshalb bist Du aber heut in meinen Garten gekommen, und wie hast Du's ohne Leiter gemacht?“ Das letzte hätte er nicht sagen sollen; denn Khoja ward ja dadurch selber alsbald seine eigne Unschuld klar. — „Eben, eben!“ sagte er; „aber ihre das Brausen des Windes! Wer kann dafür, wenn ihn der Wind emporhebt und in des Nachbars Garten schleudert?“ — „Ja, wie kommt denn aber Deine Hand hier an den Apfelkaum?“ fragte der Gärtner weiter. — Der Khoja darauf: „Ich mußte mich doch festhalten, wollte ich nicht in den Bosporus geweht sein.“ — Der mißtrauische Gärtner schüttelte noch immer den Kopf. „Ja, aber sage mir, wie kommen die Aepfel hier in Deinen Sack?“ Der Gärtner sah den Khoja, der Khoja den Gärtner an. — „Ja wohl, merkwürdig,“ sagte der Khoja; „darüber dachte ich auch gerade nach, als Du kamst.“

Es ist nicht erzählt, was der Gärtner darauf gethan hat. Es muß vermuthet werden, der Gärtner sei ein richtiges Kind der Zeit gewesen, die diese Schnurren gebar, der Zeit, wo der schläfrige Türke noch ein munterer, weltstürmender Bursche war, und habe dem Witze nicht zu widerstehen vermocht. In der That, zergliedere man ihn nur; es steckt etwas drin! Erst die Perspektive wegen der unnütz gekauften Leiter, die nun der Wind ersetzt; und dann die zweite, in der er mit dem Gärtner selber überlegt, wie er sich ausreden soll!

Der Gärtner muß ihm verziehen haben, denn am nächsten Tage sehen wir ihn aus Rand und Band gehen. Diese Diebesgeschichten sind wahrscheinlich die einheimisch türkischen, die tatarischen. Komik der Situation ist darin die Hauptsache; und auf ein bischen Unstatth hier und da kommt es nicht an. Dies zur Beruhigung, wenn wir ihn nun zum dritten Male in des Nachbars Garten, und zwar diesmal oben auf dem Baum finden, den er unten schon abgesessen hat. Der Gärtner, der augenscheinlich zumuthig auf den Spaß eingegangen ist, steht drehend mit der Stange unten. „He, Nachbar Khoja! habe ich Dich endlich auf dem Baum? Warte, jetzt sollst Du es kriegen.“ Der Khoja, der ungestört seinen Apfel ißt, ruft aber lustig herunter: „Ich bin ja gar nicht der Khoja.“ — „Wer bist Du denn?“ — „Ich bin eine Nachtigall.“ — „Dann sage einmal.“ — Was der Khoja nun that, bleibe was es war, nämlich türkisch. Ein Laut war's, aber allerdings kein Nachtigallengesang. „So singt doch keine Nachtigall!“ sagte der Gärtner. — „Doch — eine christliche von drüben!“ war die verwegene Antwort, die den guten Moslem unten augenblicklich entwaffnete.

Der Khoja war durch seine Streiche allmählich bekannt geworden bis an Bajazet's Hof, und eine ganze Reihe von Schnurren beziehet sich auf glücklicke Abführungen wichtigkeinwollender Hofleute, mit denen er zum Vergnügen des Sultans zusammengekehrt wird. Seine endliche Bekehrung zur Frömmigkeit geht auf dem Wege eines irischen Bull vor sich, wie ihn kein Paddy, von dem ich wohl ein andermal Geschichten erzähle, besser herausbringen kann. Er hört aus dem Schlafzimmer in der Nacht im Garten ein Geräusch, steht auf und sieht eine weiße Gestalt mit erhobenen Armen sich hin und her bewegen. „Allah ist Allah und Mahomet ist sein Prophet!“ sagt er mit zu Berge stehenden Haaren, nimmt aber doch die Armbrust von der Wand, spannt sie und legt den Bolzen auf. Auch hat er noch so viel Herrschaft über sich selbst, genau zielen zu können. Aber als der Bolzen abgestiegen, hat er nicht mehr hinzublicken vermocht und ist schaudernd auf's Lager zurückgekrochen. Am nächsten Morgen, als er sich in den Garten hinauswagte, hörte sich das Geheimniß auf. Er hatte durch sein eigenes Hemde, das an der Trockenleine hing, hindurchgeschossen. „Gelobt sei Allah!“ rief er aus; „hätte ich das Hemde angehabt, so wäre ich jetzt ein todter Mann! Ihm, der allein es so glücklich gefügt hat, sei fortan mein Leben geweiht.“

Nach seiner Bekehrung erfolgt seine Anstellung als Koranleser in einer kleinen Moschee, die zum Schauplatz des Restes der Schnurren wird. Allem Anschein nach gelangen wir hier auf den Boden arabischen Witzes, geistlichen Witzes vielleicht, mit dem der Derwisch den Derwisch lachen gemacht hat. Der Witz ist höher, ist in der That Sophistik; auf die Komik der Situation ist dagegen nicht dieselbe Nachtruck gelegt. Ein Beispiel reicht aus. Es war der erste Freitag, an dem er sungirte. Die Gemeinde war nicht wenig neugierig auf den Khoja als Prediger. Er hatte den Korantext des Tages vorgelesen und nun zu erklärtern. „Andächtige Moslemin,“ hob er an, „was ich über diesen Text nun sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?“ — „Nein, ehrwürdiger Khoja!“ antwortete die Gemeinde verwundert; „wie können wir es wissen? wir wissen es nicht.“ — „Nun seht Ihr,“ fuhr er fort, „da geht es mir gerade wie Euch; ich weiß es auch nicht“ klappte den Koran zu und stieg von der Kanzel. Man kann sich denken, daß die Spannung für den nächsten Freitag wuchs. Er konnte sich doch nicht immer auf dieselbe Art herausbelfen. Also er aber die Lesung des Textes beendigt hatte, fing er richtig wieder an: „Andächtige Moslemin! was ich über diesen Text nun sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?“ — Treh der Heiligkeit des Orts schüttelte sich die Gemeinde vor Lachen; hundert Hände erhoben sich und winkten ihm zu, und hundert Stimmen riefen: „Ja wohl, das wissen wir schon!“ — „Wie gut!“ sagte er; „da brauche ich es Euch ja nicht zu sagen“ — klappte wieder den Koran zu und stieg von der Kanzel. Am dritten Tage faßte die Moschee den Andrang der Neugierigen nicht mehr. Der Hof selber, der von den Scenen gehört, war gekommen und hatte seinen besten Witzbold mitgebracht, um den Khoja in Verlegenheit zu setzen. Die ausgegebene Losung war, daß, wenn er wieder mit seiner Frage käme, Alles wäuschenskill sein und der Witzbold allein antworten sollte. Der Text war gelesen; wird er nun die Taktik verändern, oder nicht? Nein, wahrhaftig, er fing wieder an: „Andächtige Moslemin! was ich nun über diesen Text sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?“ — Der Witzbold war mit seiner Antwort vollständig vorbereitet: „Ehrwürdiger Khoja!“ antwortete er, sich verneigend; „Einige hier wissen es allerdings schon, es sind aber heute auch Andere hier, die wissen es noch nicht.“ — „Nun gut!“ sagte der Khoja, „dann können ja Diejenigen, die es wissen, es Denen sagen, die es noch nicht wissen“ klappte den Koran zu und stieg von der Kanzel.

Und ich klappe hiermit für heute den türkischen Eulenspiegel zu, von dem ich geglaubt habe, daß er, mit der nöthigen Vorsicht behandelt, was, wie ich denke, geschehen ist, in der Gartenlaube ebensogut präsentirt werden könne, als im Kiosk. J. F.

Digitized by Google

Schein und Sein.

Die meisten Reisenden, wenn sie das erste Mal in die Schweiz kommen, werden von der Großartigkeit der Landschaft nicht in dem Grade ergriffen, als sie es vorher bei dem Gedanken an zwölf- bis vierzehntausend Fuß hohe Gebirge sich vorgestellt hatten. Es kommt eine Art Enttäuschung über die Leute. Die weißen Schneegipfel scheinen ihnen zu niedrig und in wenig Stunden erreichbar, während in der That die Entfernungen Tagereisen betragen; — es ist, als lägen die Berge dicht hintereinander, und doch werden sie durch tiefe und breite Thäler, mit hohen Bergzügen wieder zwischen sich, von einander getrennt. Erst die Erfahrung macht klug. Wenn man eine der verschwindend kleinen Vorhöhen mit Mühe und großem Zeitaufwande erstiegen hat und die scharfgezeichneten Hörner immer noch in derselben Größe vor sich sieht, und wenn man dann wieder viele Stunden sich müht gelaufen und Boden mit den Füßen weggestoßen hat, den man vorher gar nicht gesehen, und wenn immer neue Entfernungen aus der Erde wachsen und man dann Zurückschauen den Berg, von wo man den ersten Anblick hatte, gar nicht mehr oder nur als einen niedrigen Hügel im Thale findet, erst dann entwickeln sich die Vorstellungen von der wahren Größe, und man erkennt die Täuschung, die man sich machte. So beurtheilt der oberflächlich Blickende den großen Mann, weil er ihn in seiner Nähe sei zu übersehen wähnt; er sieht nicht den Unterschied und die Länge und Beschwerlichkeit der Wege, die jener gegangen, ehe die Höhe erklommen war und wohin ihm die Menge nie nachfolgt. —

Der aufgehende Mond.

Je nachdem wir nahe oder entfernt einem Gegenstande uns befinden, erscheint dieser uns verschieden groß, und wir vermögen, wie dies im Felde und in der Astronomie auf besondere Weise geschieht, die Entfernungen aus der scheinbaren Größe bekannter Gegenstände zu bestimmen. Haben wir aber einen Berg oder etwas Aehnliches im Gesicht, mit dessen Begriff sich die Vorstellung einer bestimmten Größe nicht verbindet, denn ein Berg kann groß oder klein sein, so müssen wir, um ihn taxiren zu können, seinen Abstand von uns wissen und mit in Rechnung bringen. Allein es ist schwierig, die horizontale Entfernung abzuschätzen, und je größer sie ist, um so leichter irren wir uns auch in der Beurtheilung der Höhe des Gipfels.

Den Reisenden täuscht die klare Luft, die scharfe Begrenzung der Gebirge. — Nähert Ihr Euch im Nebel einer fremden Stadt, so erscheinen ihre Thürme von ungeheurer Höhe, weil Ihr sie mit den verwischten Conturen weit von Euch entfernt glaubt, obwohl Ihr nahe vor ihnen steht. — Der Durchmesser der Sonne ist über vierhundert Mal größer als der des Mondes; wenn wir die beiden Kugeln auf einem riesengroßen Billard mit einem Blicke übersehen könnten, so würde der Unterschied zwischen ihnen größer sein, als der zwischen einem Pfefferkorn und einem mannshohen Luftballon. Die Sonne ist aber fast zwanzig Millionen Meilen von der Erde entfernt, der Mond nur gegen 50,000 Meilen; wir nehmen es daher Niemandem übel, wenn er sagt, daß ihm beide Gestirne gleich groß vorkommen. Die gegenseitigen Entfernungen bei der Schätzung zu berücksichtigen, ist bei solchen Dimensionen ohne die genauesten astronomischen Methoden nicht möglich.

Indessen wenn fünf Menschen beieinanderstehen, denen man den aufgehenden Mond zeigt, so sind sie, wenn man sie fragt, wie groß er wohl sei, geschwind mit ganz bestimmten Maßangaben bei der Hand.

„Wie ein Suppenteller," sagt der Eine. Der Andere: „i Gott bewahre, höchstens so groß wie ein Zweithalerstück." Ein Dritter findet ihn so groß wie — wie — ja wie ein Eimerfaß, worüber sich ein Vierter ordentlich erbosen kann, denn er schwört Stein und Bein: „wie ein Silbergroschen, genau, nicht größer und nicht kleiner."

Und Alle haben Unrecht. Warum? Weil es eben ganz unstatthaft ist, zwei Gegenstände wie den Mond und einen Silbergroschen in Bezug auf ihre Größe mit einander zu vergleichen, oder den einen durch den andern zu messen, ohne ihre gegenseitige Entfernung sowie ihren Abstand vom Auge in Berücksichtigung zu ziehen.

Eine Weinflasche, die vor mir auf dem Tische steht, kann mir die Aussicht nach einem Kirchthurm ganz und gar verdecken, deswegen wird mir doch nicht einfallen dürfen, zu sagen, die Weinflasche ist so groß als der Thurm. Wenn die Leute aber in der angeführten Weise über den Mond reden, so machen sie es nicht lüger. Der Eine denkt sich den Silbergroschen gerade vor das Auge gehalten, der Andere hat eine Tonne in Gedanken, die ein paar hundert Schritt von ihm entfernt liegt.

Wenn daher Nachrichten in den Zeitungen stehen, wie folgende:

„Aus Kosten wird in der Breslauer Zeitung gemeldet, daß am 6. September Abends gegen 11 Uhr am nordwestlichen Himmel ein Meteor mit Schweif beobachtet worden ist. Eine ähnliche Erscheinung wurde am 7. Abends 7½ Uhr an der Nordgrenze Ungarns in den Beskiden, auf dem Wege von Polhora nach Krzywowa, bemerkt. In der Richtung von O. nach W. zog eine elliptische Feuerkugel mit Schweif, ähnlich einer Rakete von blendendem röthlichem Lichte den durchziehenden Himmelsstreifen erhellend. Die elliptische Kugel hatte einen scheinbaren Durchmesser von etwas mehr als einem Zoll und der Schweif eine scheinbare Länge von vier Fuß."

so ist das mit dem „etwas mehr als einem Zoll" und der Schweiflänge von vier Fuß Unsinn. Man kann eine scheinbare Größe nicht mit einer wirklichen messen. Das Einzige, was aus den beiden Maßangaben hervorgehen könnte, wäre, daß die feurige Kugel noch nicht ganz den funfzigsten Theil von der Länge des Schweifes zum Durchmesser gehabt habe.

Die Astronomen reden zwar bei Finsternissen auch von Zoll, sie sagen: Die Scheibe der Sonne oder des Mondes erleidet eine Verfinsterung bis zu drei Zoll oder bis sechs Zoll ꝛc.; sie verstehen aber unter Zoll nicht den zwölften Theil eines Fußes, sondern den zwölften Theil des scheinbaren Durchmessers jener Gestirne. Eine dreizöllige Finsterniß ist danach eine solche, bei welcher der scheinbare Durchmesser der Scheibe um $^3/_{12}$ oder $^1/_4$ seiner Länge verdunkelt ist, eine zwölfzöllige Finsterniß ist total. Da hier blos gegenseitige Verhältnisse in's Spiel kommen, so ist eine solche Bestimmung natürlich zulässig. Ausmessung der Feuerkugel aber und ihres Schweifes durch den Zollstab, wie sie der Referent über die obengedachte Erscheinung vorgenommen, ist irrig, denn Niemand kann sich aus jenen Angaben eine Vorstellung auch nur der scheinbaren Größe des Phänomens machen.

Digitized by Google

Eine andere, weit verbreitete irrige Anschauung fügt mit solchen Täuschungen eng zusammen. Die meisten Menschen sind nämlich geneigt zu behaupten daß das Aussehen des Vollmondes, wenn er sich eben über den Horizont erhebt, größer sei, als wenn er hoch über uns steht, und sie glauben diese Beobachtung auf eine sehr plausible Weise dadurch zu begründen, daß sie annehmen, die Dünste, die gegen Abend nahe dem Boden lagern, brächen das Licht auf eine eigenthümliche Art und ließen das Bild der Mondscheibe größer erscheinen, als die klare, durchsichtige Nachtluft über unsern Köpfen. Das klingt nach etwas — der Grund aber ist einmal unnöthig und dann auch falsch.

Ein König von England stellte einst den Gelehrten seines Reiches die Preisfrage: ein Gefäß mit Wasser und ein Fisch werden gewogen; warum beträgt das Gesammtgewicht weniger, wenn der Fisch mit in das Gefäß gethan wird, als wenn Fisch und Wasser für sich gewogen werden?

Es liefen einige sechzig sehr gelehrte Beantwortungen ein, und keine traf das Richtige. Nur ein Einziger von all' den Weisen hatte sich erst überzeugen wollen, ob denn eine Gewichtsdifferenz auch wirklich, wie König Georg behauptete, stattfände; er machte das Experiment, und siehe da — die ganze Geschichte war ein Scherz, der Fisch wog im Gefäße genau so viel als außer demselben.

Aehnlich ist es auch mit dem Monde. Seine Scheibe ist am Horizont nicht um eine Haarbreite größer als im Zenith, und die Dünste brauchen gar nicht als Vergrößerungsgläser gedacht zu werden. Aber wenn der Mond aufgeht, erscheint sein Bild am Horizont in der Nähe von Bäumen und Felsen und Häusern, die wir unwillkürlich als Maßstab gebrauchen. Für den hohen Himmel fehlen uns solche Vergleichsgegenstände, oder wir können sie nur aus unserer nächsten Nähe nehmen. Während daher das eine Mal die Mondscheibe vielleicht breiter erscheint als die Krone eines mächtigen Baumes, wird sie im zweiten Falle durch ein Blatt verdeckt, das vor unsern Augen schwankt.

Am hohen Himmel.

An diese Vergleichungen knüpft sich aber die Vorstellung, und so wird uns der eine Eindruck mächtiger als der andere. Durch geeignete Betrachtung der beiden Abbildungen werden diese Verhältnisse besondere Klarheit erlangen. In beiden ist der Mond gleich groß, und doch täuscht das Bild, in einiger Entfernung durch die sehr wenig geöffnete hohle Hand betrachtet, in erwähnter Weise das Auge.

Die Ursache liegt in uns, in der Unbeständigkeit der Art zu urtheilen, in dem Verwechseln des Maßstabes, der ewigen Ursache aller Ungerechtigkeit.

J.

Die Spielhöllen in Wiesbaden.*

Von Bernhard Frank.

Es war im August 1863, als ich, aus dem deutschen Norden kommend, von Coblenz nach Wiesbaden fuhr. Ich wußte damals noch nicht, daß ich an dem letzteren Orte die gegen Weihnachten mich werde aufhalten müssen.

Mein Freund van der Recke hatte mir versprochen, mich auf dem Bahnhof abzuholen. Er war noch nicht da, und ich ging, um ihn zu erwarten, für einige Minuten in den „Wartesaal erster Classe". Darunter hat man sich hier eine elende hölzerne Bontike mit leeren Bretterwänden vorzustellen, in welcher sich, abgesehen von einem Tische und vier Bänken, nichts vorfindet, als ein geheimnißvoll in der Ecke stehendes Schränkchen. Da es eine Glasthüre hatte, so konnte ich wahrnehmen, daß zwei Flaschen darin standen, die eine mit der Aufschrift „Sherry", die andere mit der Aufschrift „Jamaïque". Es schien indeß, als herrsche eine große Enthaltsamkeit. Denn eine Spinne hatte ihre Fäden gewoben über das Schlüsselloch der Schrankthüre, welche lange nicht mehr geöffnet worden war. Ich bin ein wenig Hypochonder. Ich hatte mir nach den Schilderungen meines Freundes vielleicht eine übertriebene Vorstellung von Wiesbaden gemacht und fand mich sehr enttäuscht von der „Wartesalon"-Bontike. Dazu kam, daß ich unterwegs von Mitreisenden, welche offenbar Gentlemen waren und nassauische Unterthanen zu sein schienen, Aeußerungen über die Regierung des Landes hörte, die dieser nicht sehr schmeichelhaft lauteten. Die Eisenbahnwagen waren nämlich bezeichnet mit den Buchstaben: „H. N. St. B." (hergzgl. nassauische Staatsbahn). Die Mitreisenden behaupteten, das heiße „herzoglich nassauischer Staatsbankerott", die Eisenbahn, die über 32 Millionen Gulden koste, rentire kaum anderthalb Procent; ihr Anfang und Ende liege in Preußen; nun sei aber die nassauische Regierung flodsösterreichisch, opponire Preußen im Zollverein und sonstwo, und deßhalb verweigere Preußen die Fortsetzungen und Anschlüsse für die nassauische Staatsbahn. Glücklicherweise kam, während ich noch in melancholische Betrachtungen über das „Plectantur Achivi" versenkt vor dem mit einem Spinnweben-Schleier verhüllten unzugänglichen Sherry dastand, „gleich Lord Byron, gloomy-stumm", mein Freund van der Recke, ein lustiger alter Herr, welcher seinen bisherigen Wohnsitz Preußen aus Aeußerung gegen die Einkommensteuer aufgegeben und sich in Wiesbaden niedergelassen hatte; denn in Nassau bezahlt ein Capitalist, und wenn er so reich ist, wie alle Rothschilde zusammen, keinen Pfennig Steuer, während die Arbeiter und kleinen Handwerker hier höher besteuert sind, als bei uns in Preußen.

In den nächsten acht Tagen meines Aufenthaltes zeigte mir mein Freund die Herrlichkeiten von Wiesbaden und seiner Umgebung, und ich that heimliche Abbitte wegen der üblen und unvortheilhaften Vorstellungen, welche die verkommene Beschaffenheit der Staatsbahn und die malcontenten Gespräche der Mitreisenden in mir wachgerufen hatten. Der freundliche „Curfaal" zeigte mir in seinem Innern eine Räumlichkeit, welche an sylgerechter, würdiger Einfachheit eher einem griechischen Tempel, als einem modernen Conversationssaal gleichen würde, wenn er nicht belebt wäre

* Unsere Leser machen wir auf die authentischen Zahlenmittheilungen dieses Artikels noch besonders aufmerksam. D. Red.

Digitized by Google

von einem zahlreichen und eleganten Publicum. Die Parkanlagen sind ebenso mannigfaltig, als schön und behaglich. Die neuerbaute evangelische Kirche vereinigt in glücklicher Mischung einen gothischen Eklekticismus mit einer starken Dosis moderner Koketterie und löst die Aufgabe, mit möglichst wenig Geld möglichst viel Effect zu machen. Die Aussichte in den benachbarten Rheingau, wo man auf einen Hügel steigt, um den glänzenden, immer noch alpengrün gefärbten Strom und die langhingestreckten Weinberge zu überblicken, sind herrlich und doch nicht so schön, als die kleinen Waldwiesen nördlich von Wiesbaden, auf welchen die Hirsche unter dem Schatten tausendjähriger Eichen weiden, mit einer Ruhe und Sicherheit, als wenn sie sich in einem Urwald befänden. Hunderte von Meilen entfernt von aller menschlichen Cultur.

Ich stattete meinem Freund meine Glückwünsche ab über die gelungene Wahl seines Aufenthaltes, und da er früher nie lange Ruhe an einem Ort gehabt hatte, so fügte ich den Ausdruck der Hoffnung bei, daß er nun wohl nicht wieder von Neuem die Anker lichten werde. Ich war erstaunt, als er sein weißes Haupt bedenklich schüttelte und, während ein schmerzliches Lächeln über seine sonst so heiteren Züge glitt, mir sagte, ich irre; er werde schwerlich lange mehr bleiben; er habe bereits einen Agenten mit dem Verkauf seines Hauses beauftragt; dieses Paradies, das er mir gezeigt habe, werde verpestet durch einen Ostbann, der Alles öde und verdorre, was in seinem Schatten wandle oder seine Ausdünstungen einathme: der Ostbann sei das Spiel.

Ich wußte, daß mein Freund durchaus kein Puritaner oder Kopfhänger war, ich hatte früher aus seinem Munde die Aeußerung gehört, man solle Jedermann seine Freiheit lassen, auch die Freiheit, sich zu ruiniren; auch Messer und Gabel seien gefährliche Instrumente unter Umständen, gleichwohl falle es deshalb Niemandem ein, sie zu verbieten, und dergleichen Redensarten mehr, wie sie im Munde eines alten Lebemanns natürlich sind.

Seine Aeußerung über das öffentliche Spiel mußte mich betroffen machen, und da mich meine Gesundheitsverhältnisse zwangen, bis in den December 1863 in Wiesbaden zu verweilen, so benutzte ich meine unfreiwillige Muße, um die Spielhölle, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart (eine Zukunft hat sie hoffentlich nicht), ihre Technik und ihre Taktik, ihre Herrscher, ihre Beamten und ihre Unterthanen, ihr siebenfaches Heer, ihr schweres Geschütz und ihre leichten mobilen Colonnen (welche weiblichen Geschlechts sind), ihre Anhänger und ihre Opposition, zu studiren und zu schildern mit dem Fleiße eines deutschen Geschichtsforschers und der Genauigkeit eines englischen Mathematikers. Die große Mehrzahl der Thatsachen, welche ich erzähle, wird den Lesern neu sein. Aber glücklicher Weise sind sie nicht nur neu, sondern auch wahr. Es ist keine einzige darunter, die ich nicht entweder officiellen Documenten oder dem Zeugnisse wohlunterrichteter und glaubwürdiger Wiesbadener Einwohner entnommen hätte. Ich wünsche für meine Schilderung eine möglichst weite Verbreitung, und deshalb ist es die „Gartenlaube", welche ich um deren Aufnahme bitte. Ich hoffe, daß die Krankheitsgeschichte, welche ich schreibe, dazu beitragen wird, ein wunderschönes Land voll biederer Menschen und einen altberühmten Badeort mit unerschöpflichen natürlichen Hülfsmitteln zu befreien von der Pestbeule, welche sie zu Grunde richtet, und Deutschland zu erlösen von einer Schmach, welche uns dem Ausland gegenüber entehrt; — ich hoffe ferner, daß, auch wenn das Ziel erreicht sein wird, und wenn die Zustände, deren Darstellung meine Aufgabe ist, der Vergangenheit angehören, meine Schilderung doch noch einen Werth hat, freilich nur den des schwärzesten Blattes aus der Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.

In Nassau bestehen zwei Spielbanken, die eine in Wiesbaden, die andere in Bad Ems an der Lahn. Die letztere wird nur während der Badesaison betrieben, die erstere aber während des ganzen Jahres, mit Ausnahme der Monate Januar, Februar und März. Die drei letztgenannten Monate werden benutzt, um die Croupiers und sonstigen Spielbeamten für die eigentliche Campagne einzuexerciren. Am letzten December verläßt der schäbigste Rest der „Spielnomaden", welcher in der Regel aus Franzosen und Walachen besteht, Wiesbaden, um am letzten März dahin zurückzukehren und am 1. April der Wiedereröffnung der Hazardspiele beizuwohnen, welche mit der pünktlichsten Regelmäßigkeit Vormittags um 11 Uhr allsährlich stattfindet. Die drei intercirenden Monate bringen jene Wanderstämme in den langgräflich hessischen Bade Homburg vor der Höhe zu, in welchem die Spielbank das ganze Jahr hindurch ohne die geringste Unterbrechung arbeitet. Hier hat man nämlich besondere Ursache, sich mit der Ausbeutung des Spielmonopols zu eilen, weil der gegenwärtige Landgraf von Hessen-Homburg der letzte seines Stammes ist, und am 26. April 1864 einundachtzig Jahre alt wird, nach seinem Tode aber sein Reich an den Großherzog von Hessen fällt, von welchem man als gewiß betrachtet, daß er die Fortsetzung des Spielunfugs nicht duldet.

Außer Nassau und Hessen-Homburg haben noch folgende deutsche Staaten Spielhöllen: 1. Mecklenburg (Doberan), 2. Waldeck (Pyrmont), 3. Kurhessen (Wilhungen, Nauheim, Wilhelmsbad ꝛc.). In Baden-Baden existirt zwar die Spielbank noch; allein ihre Tage sind gezählt. Die gegenwärtige liberale Regierung des Großherzogthums hat unter Zustimmung beider Kammern des Landtags die nöthigen Anordnungen getroffen, um sie nach Ablauf einer kurzen Frist, welche mit Rücksicht auf bestehende Verträge ꝛc. gesetzt werden mußte, zu schließen. Weitere Spielhöllen in Europa sind uns nicht bekannt, als diese deutschen und eine italienische in dem von der alten Tyrannei der Grimaldi beherrschten winzig kleinen Ländchen Monaco, dessen Fürst die Einsünfte, welche ihm die Verleihung des Spielmonopols erträgt, in Paris zu verzehren pflegt. Es ist ein seltsamer Zufall, daß in dem Ostbannlisten genealogischen Hoftalender in der alphabetischen Zusammenstellung der europäischen Regentenhäuser Mecklenburg, Monaco und Nassau unmittelbar aufeinanderfolgen, nur getrennt durch Modena, welches zwischen den beiden ersteren steht, dessen Herzog jedoch seit 1859 aufgehört hat, zu regieren.

Die Spielbanken von Wiesbaden und Ems werden betrieben von einer Actiengesellschaft, welcher unter dem wohlklingenden Namen einer anonymen „Gesellschaft zum Betrieb der Curanstalissements in den Badeorten Wiesbaden und Ems" ꝛc. Hoheit der Herzog von Nassau laut der in dem Gesetzblatt des Herzogthums enthaltenen Verlautbarung seiner Regierung vom 17. Novbr. 1856 die landesherrliche Concession „gnädigst zu verleihen geruht haben".

Das Statut der Actiengesellschaft bezeichnet als deren Zweck den Betrieb der Curetablissements nach Maßgabe der Bestimmungen des Decrets des herzoglichen Finanzcollegiums vom 14. Novbr. 1856. Der Inhalt dieses Decrets wird in geheimnißvoller Weise verschwiegen. Man weiß aber, daß dasselbe dem Bankhaus Bethmann in Wiesbaden, dem Gründer jener Actiengesellschaft, das Hazardspiel-Monopol in Wiesbaden und Ems für die Zeit von 1856 bis 1881 gegen sehr ansehnliche Gegenleistungen überträgt, mit dem Zusatze, daß auf die Dauer der Pachtung keine weitere Concession zum Hazardspiel in dem Herzogthum Nassau ertheilt werden soll. Am Uebrigen trat der neue Spielpächter in den Vertrag des früheren Spielpächters ein. Der letztere war am 5. October 1847 abgeschlossen und enthält in §. 35 die Vorschrift:

„Wenn etwa von Seiten der deutschen Bundesversammlung die allgemeine Aufhebung der Hazardspiele beschlossen werden sollte, so ist die herzogliche General-Domänendirection ebenfalls berechtigt, den gegenwärtigen Vertrag aufzuheben."

In der That verdient die Voraussicht des Ministers von Dungern, welcher diese Vertragsvorschrift beifügte, alle Anerkennung. Denn schon fünfzehn Monate nachher erließ zwar nicht die deutsche Bundesversammlung, welche inzwischen auseinander gestoben war, sondern der Reichsverweser Erzherzog Johann unter Gegenzeichnung des Reichsministers des Innern, Freiherrn Heinrich von Gagern, und des Reichsministers der Justiz, Robert von Mohl, im zehnten Stücke des Reichsgesetzblattes ein Gesetz, lautend wie folgt:

„Der Reichsverweser, in Ausführung des Beschlusses der Reichsversammlung vom 8. Januar 1849 verkündet als Gesetz: Alle öffentlichen Spielbanken sind vom 1. Mai 1849 an in ganz Deutschland geschlossen und die Spielpachtverträge aufgehoben."

Diesem Befehle des Reiches leisteten damals die deutschen Einzelregierungen Folge. Nur die kleinste unter ihnen, nämlich Hessen-Homburg, widersetzte sich; oder vielmehr es war der dortige Spielpächter Blanc, welcher, trotz des Reichsgesetzes, die Schließung der Spielbank weigerte. Man erzählt, er habe seine Weigerung mit dem schnöden Witzworte begleitet: „Mein Reich (die Spielhölle) wird länger dauern, als das deutsche", eine Prophezeiung, die leider noch in den nämlichen Jahre durch Auflösung der Central-

Digitized by Google

gewalt und Sprengung des Parlaments ihre Verwirklichung fand. Im Mai 1849 übrigens hatte die Reichsgewalt noch Kraft genug, um dem Herrn Blanc in Homburg ein paar Compagnien „Reichstruppen" auf den Hals zu schicken und die Schließung der Spielbank zu erzwingen. Freilich auch nur scheinbar. Der Spielpächter verlegte sich nämlich auf Rabulisterei. Er sagte: „das Reichsgesetz verbietet die „öffentlichen Spielbanken", nicht die geheimen; machen wir also eine geheime." Er verlegte die Spielstube in ein kleineres Zimmer, erklärte, dies sei geschlossen für Jedermann, der nicht eine besondere Eintrittskarte habe, und gab „besondere Eintrittskarten" an Jedermann, ohne Ausnahme, der eine solche verlangte. So schlug sich die Spielhölle durch, um sich, nachdem „das deutsche Reich" niedergeworfen war, zu neuem Glanze zu entfalten.

Wir aber, sagt Max von Schenkendorf,

„Wir woll'n den Eid nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich;
Well'n predigen und sprechen
Vom heil'gen deutschen Reich!"

und wenn auch für den Augenblick der Homburger Spielpächter Recht behalten hat, so ist das doch nur eine Sache der Täuschung und des Augenblicks; auf die Dauer und für die Länge eines solchen Zeitraumes, womit die Geschichte zu messen pflegt, wird das deutsche Reich Recht behalten und wird Herr werden über seine Feinde, auch über die Spielpächter, welche ihm Hohn gesprochen.

Die Actiengesellschaft, welche sich deren Betrieb zum Zweck gesetzt hat, wurde, wie gesagt, 1856 gegründet. Sie hat ein Actiencapital von zwei und einer halben Mill. Gulden südwestdeutscher Währung, getheilt in 25,000 Actien à einhundert Gulden, die auf den Inhaber lauten und unterzeichnet sind von dem herzoglichen Regierungscommissär und den Directoren der Gesellschaft. Von diesem Gesellschaftscapital wurde der größere Theil, nämlich eine Million achtmalhunderttausend Gulden, den „Gründern" zugewiesen dafür, daß sie die früheren Spielpächter abgefunden und von denselben „Mobiliar und sonstiges Eigenthum" erworben hätten, das indeß in dem Gesellschaftsvertrage nicht aufgeführt ist und seinen sonderlichen Werth gehabt zu haben scheint. Da der von der Regierung zur Ueberwachung des Spiels bestellte Commissär im Juli 1858 in der Ständeversammlung erklärte, es sei bei der Abführung den früheren Spielpächtern eine Abfindungssumme von „über eine Million Gulden" bezahlt worden, und da immerhin zwischen einer Million und 1,800,000 Gulden ein sehr weiter Spielraum übrig bleibt, so scheinen die Herren „Gründer" gegenüber den Actionären nicht zu kurz gekommen zu sein. Uebrigens haben mir glaubhafte Leute in Wiesbaden versichert, die früheren Pächter hätten nur 800,000 Gulden erhalten. Sei dem nun, wie ihm wolle, die „Gründung" kostet 1,800,000 Gulden, wofür an dem Tage, an welchem das Spiel unterdrückt wird, keinerlei reeller Werth vorhanden ist. Denn an diesem Tage ist die Spielconcession gar nichts mehr werth, und die Spielstube sowie sonstiges Eigenthum wenigstens nicht viel. Fast die naffauische Regierung, so lange sie es halten kann, wie sie will, das Spiel ganz gewiß nicht aufhebt, davon werde ich im weiteren Verlaufe meiner Auseinandersetzung den Leser überzeugen. Allein das ist doch gewiß, daß sie schon im Jahre 1847 den Fall der Möglichkeit der Aufhebung vorausgesehen und sich vorgesehen hat, daß ihr in diesem Falle eine Entschädigungsforderung nicht gemacht werden kann wegen der Vernichtung des Spielmonopols, das bis dahin noch einen künstlich erzeugten Scheinwerth besitzt. Also, die 1,800,000 Gulden abgerechnet, welche die „Gründer" erhalten haben, bleiben von den dritthalb Millionen Gesellschaftscapital nur noch 700,000 Gulden übrig. Hiervon sollen 500,000 Gulden als Betriebsfonds dienen und 200,000 Gulden den Reservefonds bilden.

Laut der von der Spielgesellschaft gestellten Rechnungen hat dieselbe in der Zeit von 1857 bis 1860 folgende Summen durch das Hazardspiel in Wiesbaden und Ems eingenommen:

Jahrgang	Einnahme von dem Spiel				Gesammt-Einnahme des Jahres
	1. in Wiesbaden			2. in Ems	
	a. im Sommer		b. im Winter		
1857	556,825 fl. 49 kr.		31,217 fl. 16 kr.	100,596 fl. 58 kr.	1,048,640 fl. 3 kr.
1858	786,463 „ 4 „		275,242 „ 44 „	314,451 „ 42 „	1,376,157 „ 30 „
1859	637,885 „ 22 „		322,536 „ 19 „	294,802 „ 32 „	1,255,224 „ 13 „
1860	852,484 „ 11 „		293,385 „ 42 „	360,618 „ 20 „	1,506,488 „ 18 „

Der Gesammtertrag der vier Jahre ist:

I.	Wiesbaden, Sommer- und Winterspiel	3,816,040 fl.	27 kr.
II.	Bad Ems	1,370,439 „	32 „
	im Ganzen	5,186,479 „	59 „

Der Betriebsfonds von 500,000 Gulden trägt also per Jahr beinahe 1,000,000 Gulden ein!

Die Jahresrechnungen von 1861 bis 1863 sind dem Verfasser noch nicht zugegangen. Freilich werden diese Summen nur als „Nebertrag" aufgeführt. Denn es ruhen auf diesen Spieleinkünften auch Ausgaben, deren eigenthümliche Natur wir später untersuchen werden.

Als „Reinertrag" führen die Rechnungen folgende Summen für die erwähnte Zeit auf:

I.	Spielbank in Wiesbaden		
1.	1857. a. Sommer	202,631 fl.	8 kr.
	b. Winter	28,998 „	56 „
2.	1858. a. Sommer	304,206 „	25 „
	b. Winter	124,409 „	45 „
3.	1859. a. Sommer	311,185 „	45 „
	b. Winter	222,222 „	36 „
4.	1860. a. Sommer	486,791 „	7 „
	b. Winter	173,287 „	45 „
	im Ganzen	2,053,733 „	28 „
II.	Spielbank in Ems.		
1.	1857 251,832 fl.	1 kr.	
2.	1858 175,389 „	11 „	
3.	1859 157,263 „	53 „	
4.	1860 167,140 „	42 „	
	=	751,825 „	47 „
	im Ganzen	2,785,559 fl.	15 kr.

Ich überlasse dem Leser, sich die Zahlen näher zu gruppiren. Dieselben geben an, daß die Spielbank in dem einen Jahr mehr, in dem anderen weniger gewinnt, je nachdem mehr oder weniger gespielt wird, daß sie aber niemals verliert, weil die ganze Einrichtung so getroffen ist, daß sie nicht verlieren kann. In Wirklichkeit spielt nicht die Bank mit den Spielern, sondern die Spieler spielen untereinander; was der Eine gewinnt, verliert der Andere. Die Bank aber vermittelt nur den Gewinn und Verlust unter den Spielern, indem sie vermöge der Spielvortheile, die sie genießt, und des Monopols, das ihr die Staatsgewalt verliehen hat, von einem jeden Einsatz, welcher gemacht wird, ihre enormen Procente bezieht. Nach einer genauen mathematischen Berechnung, auf welche wir später zurückkommen werden, beträgt der Vortheil der Bank beim Roulette, den Einsatz zu 100 Gulden angenommen,

$$= \frac{5}{9}_{,0} \cdot 100 = 5{,}26 = \text{ungefähr } 5^{1}/_{2} \text{ Procent.}$$

Oder, um es populärer auszudrücken: So oft ein Gulden über den grünen Tisch spaziert, nimmt sich die Spielbank davon drei Kreuzer. Spaziert er also zwanzig Mal darüber, so hat er sich in zwanzig Groschen aufgelöst und diese sind in die Casse der Bank geflossen.

Dies erinnern an die wundervolle Geschichte, welche der bekannte Verfasser des „Struwwelpeter", Dr. Heinrich Hofmann in Frankfurt, in seinem „Bad Salzloch" — eine unübertreffene Satire auf den modernen Bade-Industrie-Schwindel — zur Anpreisung und Verherrlichung der tonisch-anstiftenden und abführenden Wirkungen des dortigen Wassers erzählt.

Ein junger Mensch hatte im Eifer einen Silber-Gulden verschluckt. Zweiß Gläser Salzlocher Wasser brachten die unglaubliche, aber durch ärztliche Zeugnisse constatirte Wirkung hervor, daß er das Guldenstück in sechzig einzelnen Kreuzern wieder von sich gab. Die Wirkungen der Spielbank sind zwar weniger wahrnehmbar, aber sie führt noch drastischer und schneller ab. Wenn du gewinnst und glaubst, von der Bank zu gewinnen, so irrst du dich. Denn im Ganzen, gegenüber der Gesammtheit der Spieler und auf die Länge der Zeit gerechnet, kann die Bank gar nicht verlieren. Was du gewinnst, das gewinnst du von deinen Mitspielern; und wenn einer der Letzteren in Folge der erlittenen Verluste im nahen Walde sich erhängt oder im See des Parks seinem Leben ein Ende macht, so kannst du mich deine Hände in Unschuld waschen und die Schuld auf die Spielbank schieben. Denn du bist es, der durch Vermittelung der ihren Makelohn ziehenden Bank mit ihm gespielt und ihn ruinirt hat, — freilich ohne es zu wissen und zu wollen. Die Bank giebt niemals, sie nimmt nur,

Digitized by Google

und das nachstehende Couplet, das wir in dem neuesten Kladderadatsch-Kalender finden:

„Du siehst in einem schönen Thal
Ein Haus auf Säulen, drin ein Saal;
Und in dem Saal ihnt wieder stehn
Ein Tisch, ganz grasgrün anzusehn;
Und wenn der Tisch nun wohlgefällt,
Der trägt auf diesem Tisch kein Geld;
Und eben an demselben Ort
Steht auch ein Kerl, der nimmt es fort;
Das geht, bis daß man nichts mehr hat;

—

— Der Selbstmord findet draußen statt."

mag noch so frivol klingen, es ist deshalb doch leider eine ganz unbestreitbare mathematische Wahrheit, die uns im neunzehnten Jahrhundert, in welchem die Menschheit mit dem Dampf fährt und mit dem Blitz schreibt, kehrt, wie sehr trotz alledem ein Theil dieser Menschheit in den civilisirtesten Ländern von Dummheit, Leidenschaft und Verblendung beherrscht wird.

Alles das ist auch, im Grunde genommen, gar nichts Neues. Schon die deutsche Reichsversammlung, als sie vor fünfzehn Jahren die Spielhöllen aufhob, wußte, daß diese Institute gemeinschädlich und unsittlich sind; daß sie in dem Spieler die niedrigsten und verderblichsten Leidenschaften wecken, ihn demoralisiren, seiner Familie, seinem Beruf, seiner wirthschaftlichen, socialen und bürgerlichen Stellung entfremden, ihn in Verzweiflung und Verderben treiben und ihm nur zwischen Verbrechen und Selbstmord die Wahl lassen; daß sie dem Spieler das Geld abnehmen, ohne die geringste Gegenleistung dafür (denn die Gegenleistungen der Spielbank gelangen nicht an den Spieler, sondern an den Verleiher oder Verpächter des Spielmonopols); daß sie, weit entfernt, Vortheile zu erzeugen, vielmehr zerstören, indem sie das Capital aus den Händen, in welche es die natürliche wirthschaftliche Bewegung gebracht hatte, wegnehmen und in die Hände solcher legen, welche seinen Erwerb als das Spiel eines blinden Zufalls ansehen und aus dem, was dieser beschert hat, in der Regel nichts zu machen wußten, als es auf dem Wege des Lasters todtzuschlagen oder auf dem der schalsen Vergnügungen zu vergeuden.

Das Alles haben schon die großen Redner der Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849 viel schöner und besser gesagt; und wenn ich weiter nichts beifügen könnte, so hätte ich geschwiegen und die Leser gebeten, die stenographischen Protokolle des Professor Wigard zu lesen.

Allein Manches, was ich während einer Saison in Wiesbaden erfahren, wußten die Herren in der Paulskirche nicht; Manches aber hat sich auch erst zwischenzeitig, unter dem gewitterschwülen Himmel der Reaction, die für die Erzeugung und Vermehrung von Giftpflanzen und Ungeziefer so außerordentlich fruchtbar war, entwickelt, und deshalb halte ich es nicht für überflüssig, diesen Stoff noch einmal ganz gründlich zu debattiren, und zwar mit mehr Material und weniger Worten, als es vor fünfzehn Jahren geschehen, wo sogar noch ein sonst braver Mann, blos deshalb, weil er das Unglück hatte, in dem Reichswahlbezirk Hessen-Homburg gewählt zu sein, schwach genug war, einige Worte nicht der Rechtfertigung, aber doch der Entschuldigung und provisorischen Daseinsfristung für das Spiel zu sprechen.

Was bisher noch nicht beleuchtet worden ist, das ist der Unterschied zwischen den grünen Tischen in Californien und in Demokland, — eine Vergleichung, welche, wir müssen es mit Schmerz und Scham sagen, sehr zu Ungunsten unseres Vaterlandes oder, um uns richtig auszudrücken, bei wenigen deutschen Regierungen, welche noch Spielhöllen unterhalten, ausfällt. Glücklicher Weise giebt es in der Mehrzahl der deutschen Staaten solche nicht mehr, namentlich auch nicht in Oesterreich und Preußen. Denn eine europäische Großmacht kann keine Spielhöllen halten, sonst hört sie auf, eine Großmacht zu sein.

In Californien hält Jeder, der da will, eine Spielbank. Durch die Concurrenz ist der Bankhalter genöthigt, die Spielchancen zwischen sich und den Andern möglichst gleich zu stellen. Er kann dies um so eher, da er ja nicht an die Regierung, oder wer sonst das Spiel concessionirt oder verpachtet, Hunderttausende zu zahlen hat. Will er die Spieler übervortheilen, so begiebt er sich in die Gefahr, dem Strafgesetz oder der Lynch-Justiz zu verfallen. Die Spielhöllen befinden sich in elenden Hütten, die aus ein paar Tannenstämmen mit schlechtem Calico umkleidet bestehen; ihr Aeußeres hat mehr Aehnliches als Anziehendes.

In Deutschland sitzt die Spielbank gleich einer Kreuzspinne in der Mitte ihres Netzes, im Centrum einer volkreichen Haupt- und Residenzstadt. Sie öffnet ihren Marmorpalast Allen, die ihrer Gesundheit halber genommen sind und an dem Versuche kaum vorbei können. Sie umgiebt sich mit allen Reizen der Eleganz und des Luxus, mit Allem, was die Sinnlichkeit reizen und die Gewinnsucht aufstacheln kann. Ihr Geschäft ist nicht ein gewöhnliches, sondern sie genießt ein Privileg, das ihr einen besonderen Schutz gewährt, und ein Monopol, das den ohnehin an Capital, Spielbanken, Ruhe der Berechnung u. s. w. weit im Nachtheil stehenden Spieler ihrer Allmacht unterwirft. Denn die Spieler haben Concurrenz, die Spielbank nicht. Sie bezahlt für ihr Monopol und ihre Privilegien enorme Summen an öffentliche Cassen und öffentliche Anstalten. Wer an diesen Cassen und diesen Anstalten betheiligt ist, der ist auch an dem Spiel interessirt. Dann aber ist sie eine Actiengesellschaft geworden. Alle Capitalisten, bis auf die kleinsten herunter, sind dabei betheiligt, das gepielt wird und daß die Bank gewinnt. Die Actien sind in solchen Händen, in die sie am allerwenigsten gehören. Die Concessionirung der anonymen Gesellschaft hat ein gedultetes Privatgeschäft in eine allgemeine, öffentliche und officielle Verschwörung aller Einheimischen, die gewinnen wollen, gegen die Fremdlinge, die verlieren sollen, umgewandelt.

Das Spiel gleicht jenen Hasenjagden, welche man „Kesseltreiben" nennt. Eine große, fruchtbare Ebene, in welcher sich die Hasen befinden, ist auf ihrer ganzen Peripherie von Treibern umstellt. In dem Centrum ist eine Höhle oder ein Kessel ausgegraben, geschützt durch Wälle, die mittelst der ausgegrabenen Erde aufgeworfen sind. In diesen Kessel stehen die Schützen. Die Treiber ziehen ihren Kreis immer enger, die Hasen werden in Masse dem Kessel immer näher getrieben und dort von den Schützen erlegt. Die Treiber sind die Actionaire. Die Schützen im Kessel sind die Spieldirectoren.

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen!"

Am 24. Juli 1844 saßen in der großen Sängerhalle zu Schleswig wohl an 3000 Sängerfestgenossen und unter ihnen sämmtliche Mitglieder jener denkwürdigen schleswigschen Ständeversammlung desselben Jahres, welche durch die beharrliche deutschpatriotische Vertheidigung ihres selbstständigen Rechtsbodens, der vom Könige Christian VIII. selbst damals die ersten offenbaren Angriffe erfuhr, sich die Ungnade desselben erworben hatte. Es war kaum eine Woche seit dem Schluß und landesherrlichen Abschied jener Versammlung vergangen, in welcher der „Herzog" von Schleswig die trotzige Stirn des „Königs" gezeigt, während die jütische Ständeversammlung, die zu gleicher Zeit in Viborg getagt und geschlossen hatte, durch ihre maßlosen Angriffe auf das deutsche Wesen der Herzogthümer im Sonnenschein der königlichen Huld sich spreizte. Durch Schleswig und Holstein ging von diesem Tage an ein schwerer Zug der Besorgniß vor der Zukunft, des Kummers über das ungewisse Schicksal des Landes, des Trotzes gegen die drohende Gewalt, der Zuversicht auf den deutschen Geist des Volks und der Hoffnung auf die Hülfe der deutschen Nation.

In dieser Stimmung saßen die Festgenossen in der Sängerhalle zu Schleswig, in der zum ersten Male seit langer Zeit, man sagt seit 200 Jahren, wieder das alte schleswig-holsteinische Banner entfalten war. Und da geschah es, daß ein Lied, ein einfaches Lied mit seiner ebenfalls einfachen Singweise so glücklich und so ganz und voll für das Gefühl, das in allen Herzen wogte, das rechte Wort und den rechten Ton in den Mund des Volks legte, daß es wie mit einem elektrischen Schlage durch die Bevölkerung des Landes fuhr, wie Donnerrollen und Sturmesbrausen, und noch am selben Abend die Würde eines Nationalgesanges errungen hatte und vor Allem als ein unverjährbarer Protest gegen alles Dänenthum und als einer der geschärftesten Feinde desselben dastand.

Digitized by Google

Matthäus Friedrich Chemnitz,
der Dichter des Liedes „Schleswig-Holstein, meerumschlungen".

Seit jenem 24. Juli 1844 ist in Schleswig-Holstein kein Tag der Freude und kein Tag der Trauer begangen worden, an welchem nicht dieses Lied erklungen wäre, und als im August des Jahres 1845 zum ersten Male die 36 Schlagbäume des deutschen Bundes von den Sängern des deutschen Volkes niedergesungen wurden, als das erste große deutsche Sängerfest zu Würzburg das bereiteste Bild vom Einheitsdrang der Nation darstellte, fehlten auch die Sänger von Schleswig-Holstein nicht, und ihre siegreiche Volkshymne ward hier zum Eigenthum der deutschen Nation.

So hat denn dieses Lied nach 25. Jahr seiner wunderbaren Wirksamkeit begonnen, es reiht sich mit jedem Tage mehr an Bedeutung jenen Nationalgesängen an, welche in der Geschichte Europa's ihre Stelle behaupten: dem ehernen Kampflied des Protestantismus „Ein' feste Burg ist unser Gott", das in den Glaubenskriegen Tausende in die Schlachten geführt, der „Marseillaise", die zum unsterblichen Freiheitslied der Franzosen geworden ist, und der ewigen deutschen klagenden Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Und mehr als irgend früher ist es heute nicht blos das Schlagwort im ganzen deutschen Volk, sondern die Augen der ganzen gebildeten Welt, wie sie auf die rollende Schicksalswoge von Schleswig-Holstein gerichtet sind, müssen sich auch auf das Lied ziehen, das jene Wege unaufhörlich umrauscht. Hesse nur der Himmel in den deutschen Herzen und Häuptern, daß die Kriegsnoth der Sachsen, wie sie mit dieses Liedes Klängen ihren Einzug in die erste Stadt des meerumschlungenen Landes verherrlichte, mit ihnen auch den Siegesheimzug feiere!

Die patriotische Glorie, in welche die Zeit das Lied gehoben hat, macht es uns zur Pflicht, über den Ursprung desselben unseren Lesern einiges Nähere mitzutheilen.

In dem oben genannten schleswig-holsteinischen Sängerfest hatte der in Berlin lebende Kreisjustizrath Dr. Straß unter drei kleinen Liedern auch eines auf die Herzogthümer zur Composition eingesandt, das mit folgenden Versen beginnt:

Schleswig Holstein, schöne Lande,
Wo mein Fuß die Welt betrat,
O, daß stets an eurem Strande
Keime wahren Glückes Saat!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Haltet fest der Eintracht Band!

Das friedlich-gemüthliche Liedchen wurde von dem Cantor Bellmann componirt, und die Melodie fand allgemeinen Beifall. Um so mehr betrauerte man, daß der Text, der in weniger erregter Zeit geschrieben war, mit der Stimmung des Landes nach dem schleswigschen Landtagsschluß nicht in Einklang stehe. Um diesen Mißklang zu beseitigen, dichtete Matthäus Friedrich Chemnitz, der damals als Rechtsanwalt in Schleswig lebte, mit Zugrundelegung des Straß'schen Textes das neue Lied.

Außer dem Versmaß, an das er durch die Melodie gebunden war, und dem ersten Verse des Refrains „Schleswig-Holstein, stammverwandt" entnahm jedoch Chemnitz dem Straß'schen Texte nur die Verse:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun,

Straß: Und ein gut gezielter Rachen
Chemnitz: Sage nimmer — und dein Rachen
Straß: Kann
Chemnitz: Wird } frei Sturm den Hafen schaun.

Alles Uebrige im Chemnitz'schen Liede ist selbstständige Dichtung und an Kraft dem Straß'schen bei Weitem überlegen. — Die erste Ausgabe des Chemnitz'schen „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" mit der Bellmann'schen Composition erschien noch 1844 in der M. Bruhn'schen Buchhandlung und ist auf dem Titelblatte geschmückt mit der Vignette der Doppel-Eiche. Die freute Grund-

Digitized by Google

lage seines Liedes deutete Ehemnitz selbst auf dem Titel durch die Worte an: „Nach einem Gedichte von Straß.“ Damit glauben wir eine Mittheilung der in Hamburg erscheinenden, sonst gut unterrichteten „Reflex“ genügend widerlegt zu haben, welche die Urheberschaft des Schleswig-Holstein-Liedes ausschließlich Straß vindiciren wollte.

Da die Gartenlaube in den Stand gesetzt ist, ihren Freunden das einzige bis jetzt vorhandene Bildniß des Dichters vorlegen zu können, so fügen wir jenem zugleich einige biographische Notizen bei.

Matthäus Friedrich Chemnitz ist am 10. Juni 1815 zu Barmstedt, einem Marktflecken im südlichen Holstein, geboren. Der Reichthum seines Vaters, eines Predigers, waren nach dem Sprüchwort und nach der Weise der meisten Geistlichen: Kinder und Bücher. Der letztern besaß er über ein Tausend, und unter Chemnitz war von den sieben Söhnen der älteste. Nachdem er in einer glücklichen Kindheit den Umverricht seines Vaters genossen, bezog er das Gymnasium zu Altona und 1834, im Todesjahre seines Vaters, die Universität Kiel. Im Jahre 1840 ließ er sich, nachdem er die juristische Staatsprüfung glänzend bestanden, als Rechtsanwalt in Schleswig nieder. Hier verfaßt er mehrere Jahre zugleich die Stelle eines Substituten des Staatsanwalts für das Herzogthum Schleswig, und hier wurde er sehr bald mitten in die Kämpfe des Landes gegen das immer frecher andringende Dänenthum eingeführt. Aus dieser Zeit kennt man, außer dem Nationalliede, noch einige andere politische Dichtungen von ihm; außerdem war er ein eifriger Correspondent für deutsche Zeitungen im Interesse der Herzogthümer. Auch die Gründung des Beseler-Fonds verdankt ihm ihre erste Anregung. Inzwischen war der März des Jahres 1848 herangekommen mit seinem hoffnungsreichen Freiheitsbrande. Am 24. erhoben sich die Herzogthümer, und am selben Tage warf Chemnitz eine Schleswig-Holstein'sche Marseillaise — wie er seine schwungvollen Verse nannte — in die allgemeine Begeisterung.

„Auf, Schleswig-Holstein, auf, erwache!
Der Tag bricht an, der Morgen graut.
Heeh! Dich ruft die heil'ge Sache,
Auf zu Waff' und Wehr Dich laut.“

so begann das Lied, welches die ersten schleswig-holsteinischen Truppen mit nach Flensburg und Bau hinaustrugen.

Während der Jahre der Volkserhebung in den Herzogthümern war Chemnitz erst einer der Beamten der „Provisorischen Regierung“ und später Secretair in dem Gottorfer Verwaltungs- und Justizamte erster Instanz. Nach dem elenden Untergang der schleswig-holsteinischen Volksbestrebungen siedelte er erst nach Hamburg, wo er für eine Zeitung thätig war, und 1851 nach Würzburg über, wo er seine zweite Heimath fand. Dort war er bis 1854 Secretair der Maindampfschiffahrts-Gesellschaft und ist seitdem Secretair des polytechnischen Vereins, dessen 50jährige Geschichte er 1856 geschrieben hat. Chemnitz lebte seit 1855 in glücklicher Ehe, die leider im vorigen Jahre der Tod zerriß; zwei Kinder, ein Söhnchen und ein jüngeres Töchterchen, sind sein Trost und seine Liebe geblieben. Seine bürgerliche Stellung ist eine bescheidene; es wäre dem verdienten Manne wohl zu wünschen, daß das Glück seiner alten Heimath, wenn es erblüht ist, auch ihm persönlich mit zu Gute käme.

Gegen öffentliche Kundgebungen von Ergüssen seiner männlich freien Gesinnung hatte der Ausgang der Sache seiner Heimath im Jahre 1851 ihn lange Zeit zu sehr verbittert. Erst 1861 langte er die verstaubte politische Leier wieder herab von der Wand. Seine drei Lieder: „Deutschland, mein Hort!“ „Die deutsche Kaiserkrone“ und „Das deutsche Lied“, componirt von B. C. Becker, wurden von den Liedertafeln freundlich aufgenommen, und sein „Schleswig-Holsteine Recht“ zum 18. October und „Jetzt oder nie!“ vom 24. Novbr. 1863 zeugen dafür, daß auch er in seinem Herzen

„treu gewahrt, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt.“

Das ewige Licht.

Von **Carl August Heigel.**

(Fortsetzung.)

3. Die Donau rauscht.

Horch! .....

Er stiefte am Bettstuhl in seiner Zelle, nicht im Gebet, sondern ganz Ohr, ob die Thorglocke nicht klang, nicht hastige Schritte sich näherten; ganz Ohr, seitdem die Nacht in einen trüben Tag übergegangen war. Vorbei das Gewitter, aber der Himmel ist sonnenlos, grau; dunkere Wolken ziehen daran empor, wallen und wechseln, theilen sich und entlassen weiße Flocken, wie Rauch. Der Regen strömt endlos hernieder, tanscht im Epheu der nahen Felswand und schlägt an die Fensterscheiben. Sonst Alles still, wie wenn Niemand mehr im Kloster wäre, als ein unglücklicher Prior und das einsame Gespenst der Zeit, das hin und wieder die Glocke im Kirchthurm streift ... Ein.

Es gab einen Augenblick, in welchem Gregor's Geist die Folter des Einen Gedankens nicht mehr ertrug. Die Wimpern schlossen sich, und Gregor blieb eine Weile bewußtlos. Als er die Augen wieder aufschlug, war seine erste Empfindung eine Art Wollust, das Erwachen von einem entsetzlichen Traum; aber mehr und mehr rauschte die leibhaftige Welle zurück; er kenchte im Kampf mit der rückkehrenden Wahrheit; zuletzt sprang er empor und rief, sich die Brust zerschlagend: „Nein! nein! Ich bin ein Mörder.“

Dann war es, daß er am Betstuhl sich niederwarf und zum Christusbilde verzweiflungsvolle Gebete stammelte. Er ist jetzt der Mittelpunkt des Weltalls; Himmel und Erde müssen jetzt auf ihn blicken, und das Ungeheure seiner That fordert ein Wunder der Allmacht ... Eines Menschen Rettung aus sturmgepeitschen, tosenden, nachteinsamen Fluthen ist kein größeres Wunder, als das Versinken der Seele im Wirbel der Leidenschaft, als eine verbrecherische That aus erhabenen Motiven ... Benedictus kann nicht todt, muß gerettet sein. Bald, bald wird er hereintreten und seinem Freund an die Brust sinken ... Dies Ereigniß malt Gregor sich aus und genießt seine Seligkeit im Voraus. Er flüstert sanft die Namen: „Benedict! Freund! Bruder!“ und weint die Thränen der Reue, Freude und Versöhnung.

Aber der Wahnsinn der Hoffnung dauert nicht. Der Verstand fordert Wahrscheinlichkeit und menschliche Gründe. Und nun sinnt Gregor mit ängstlicher Hast sich Zufälle aus, die Benedict's Rettung ermöglichten. Die Fährknechte haben seinen Schrei gehört und ihn im Kahn gerettet! Oder der Fluß selbst hat ihn an's Land getragen! ... Doch warum ist er dann noch nicht zurückgekehrt? ... Der Gedanke durchzuckt ihn jählings, daß Benedictus am Leben sei, aber nicht zurückkehren, nicht vergeben und vergessen wolle. Er ist in der Stadt, klagt Gregor des Mordversuches an, ruft die Gerichte auf — —

Unwillkürlich ist der Prior an's Fenster getreten und hat es geöffnet.

Unten zieht sich der schmale Baumgarten dem Haus entlang bis zum Fluß. Im Halbkreis schließt ihn der Felsen ein. Am andern Ufer fallen die hohen Steinwände senkrecht in die Fluth. Der Strom selbst, vom Regen geschwellt, rast wild dahin. Gregor hört das Gerausch des Wassers, es summt und wächst und donnert zuletzt in seinem Ohr. Er ringt die Hände, selber ein Ertrinkender ... Jener Strom war erbarmungslos: todt ist Benedictus!

Nun gilt es nur noch, die Schuld zu verbergen, des Hauses Ehre zu retten!

Und er horchte. — — —

Es schlug zehn Uhr. Kaum waren die Schläge verhallt, so läutete die Thorglocke.

Der Prior befand sich weitab vom Eingang, im zweiten Flügel, aber der Klang erschütterte ihm Mark und Bein. Die Posaunen des Weltgerichts können nicht lauter und abmungsheller tönen. So grell, so ganz besonders klang die Glocke, Jeder hat sie gehört, Jeder verstanden — sie gellte: „Mörd!“

„Sie bringen ihn,“ flüsterte er, „Fassung, o, jetzt nur Fassung!“

Er trat an sein Pult und griff hastig nach einem Buch. Intem er es aufschlug, fiel ein gestichtes Merkzeichen heraus. Das Buch war Benedict's Spinoza.

Dieser Zufall gab ihm Kraft und Bewußtsein. Das Buch

Digitized by Google

erinnerte ihn, warum er die That begangen, und ein Hauch des herben Richtergeistes, der ihn gestern erfüllte, überkam ihn. Jetzt nahen eilende Schritte; Stimmen rufen den Prior, Menschen dringen in die Stube. Wer? was? er sieht und hört es nicht, er weiß nur, daß er jetzt seines Lebens schwersten Gang zu gehen hat — — und er geht, aufrecht, lautlos, mit einem Gesicht, das schon jetzt die Mönche sieht . . .

Im Thorweg standen die Mönche um eine Tragbahre. Eine grobe Decke war darüber gebreitet; schwer vom Regen, zeichnete sie die Umrisse eines Körpers, der darunter lag; eine Hand fah auf der einen Seite vor, eine fahle Mannshand. Alle wußten durch die beiden Schiffstuchte, welche daneben standen, wer zu ihren Füßen lag, aber keiner berührte noch die Hülle, sie schwiegen und schauderten. Durch das offene Thor wehte der Regen. Die Donau rauschte.

Da tritt der Prior in den Kreis, und Einer beugt sich nieder und schlägt die Decke zurück. Benedictus! das schwarze Gewand triefend und zerrissen, das Gesicht entstellt vom Wasser, vom Tod; jeder Zug schmerzlich verzerrt oder zerstört, nur die Stirne unentweiht, klar und erhaben. Ein Fieberfrost schüttelte die Hünengestalt Gregor's, und sein Gesicht hatte die Farbe des Todten, aber wer von den Anwesenden zitterte nicht? wer wäre bei solchem Anblick nicht erblaßt? Pater Hieronymus war's, der zuerst das Wort ergriff.

„Wann habt Ihr ihn gefunden?"

Die Frage war an einen Alten in grauer Kapuze und Wasserstiefeln gerichtet, der verlegen seine Mütze in den Händen drehte. Er strich das feuchte Haar aus dem wettergebräunten, ehrlichen Gesicht und sprach: „Genau kann ich das Hochwürden nicht sagen; auf unsrer Schwarzwälderuhr war's Sieben, also wird es wohl um Acht herum gewesen sein. Wie Hochwürden wissen, wohne ich drunten, nah' bei Felsdorf, mit meinem Schwiegersohn, dem Hans da" — er wies auf seinen jüngeren Gefährten. — „Unser Haus liegt keinen Büchsenschuß weit vom Wasser. Wir sind Fährleute, und wenn die wer — wenn die Dampfschiffe nicht wären, könnten wir vom Fischen allein leben. Heut' früh also zieh' ich g'rade meine Stiefel an, und meine Tochter ist g'rade ihren Bluthunden, dem Seppert, nachgelaufen, weil er immer auf die Kühne steigt und dabei in's Wasser fällt; der Hans da aber rastet sich g'rade für die Feierabge — da kommt der Bluthund, der Seppert, in die Stube getanzen und schreit: Großvater, der schwarze Mann! der schwarze Mann liegt im Wasser! Gleich hinterdrein stürzt meine Tochter, weiß wie die Wand, und sagt: Jesus Maria! traußen hat's einen todten Mann angeschwemmt, und es ist ein Pater vom Kloster! Und sie fängt an zu weinen und zu lamentiren, und der Seppert und die kleine Franzel machen's natürlich gleich der Mutter nach, und meine Alte, die im Bett liegt und die Gicht hat und nicht recht hört, schreit: Hilfe, zu Hilfe! Du Narr, sag' ich zu meiner Tochter, bist' Dir doch so was nicht ein, im Wasser seh'n Alle schwarz aus. Aber innerlich hat's mir einen Stich gegeben, denn mein Vater und Großvater selig waren beim Kloster angestellt, und ich bin stolz darauf. Ich winkte dem Haus zu, und wir gehen hinaus und sperren das Weibervolk und die Gründlinge ein. Und richtig, zwischen meinem Boot und dem Heuschiff liegt der arme Pater Benedict. Ich glaubte, mich trifft der Schlag; wir zieh'n ihn an's Land, reiben ihn, stellen ihn auf den Kopf, aber er ist und bleibt todt, denn dem Aussehen nach hat er schon lang im Wasser gelegen. Da holten wir eine Trage und schleppten ihn hierher, ich und mein Schwiegersohn, der Haus da."

Der Erzähler that einen tiefen Athemzug und wischte sich mit seinem Aermel den Schweiß von der Stirne, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Wir hätten durch Felsdorf gehen können, das wäre eine gute Stunde näher gewesen. Aber das hätte ein Zusammenlaufen und Aergernis gegeben, und mein Vater und Großvater selig haben zum Kloster gehört, und ich bin stolz auf unser Kloster. So gingen wir denn den Waldweg und über die Felsen, und es hat uns Niemand gesehen, Hochwürden!"

Das Wort des Alten: „Ich bin stolz auf unser Kloster!" klang dem Prior in's Herz, wie ein Trommelwirbel dem Soldaten. „Halte aus!" sagte er sich selbst und gab dann leise den Befehl, Benedict nach seiner Zelle zu bringen. Zwei Brüder und die Schiffer trugen den Todten, hinter ihnen schritt Gregor, die Uebrigen schlossen sich an.

Der düstere Zug bewegte sich über den Hof. Da, unter dem Kreuzbild, wankte der Prior und brach zusammen. Die Patres sprangen hinzu, aber er richtete sich selbst empor und winkte „Vorwärts!"

„Ich glaub's wohl, daß es ihm arg in's Herz greift," flüsterte Hieronymus zu seinem Begleiter; „Benedict hat sich ertränkt, das ist die Sache . . . . Gott sei der armen Seele gnädig!"

„Selbstmörder" nannten die Mönche unter einander den Todten. „Glaubenszweifel und Gewissensangst haben ihn dahin gebracht." „Ertrunken" hieß es schonend in den Akten des Kreisrichters, der Nachmittags mit dem Gerichtsarzt zur Leichenschau kam. Die klösterliche Strenge schien für diesen Tag gelöst, man kam und ging in den Zellen aus und ein, oft waren vier, fünf Patres in einer Stube beisammen, um vom Verstorbenen, von den Abgründen des Geistes und vom Schmerz des Priors zu reden. Der Letztere ward den Tag über nicht mehr sichtbar, er hielt sich eingeschlossen und horchte auf das Rauschen und Murmeln der Donauwellen. Vor Sonnenuntergang läuteten die Glocken zum letzten Mal, denn es war der Mittwoch vor dem grünen Donnerstag. Trotz Wind und Wetter wurde die Kirche von Andächtigen dicht gefüllt. Selbst doch Pater Benedict, der gewaltige Redner, die Predigt halten!

Der aber war in der Zelle beigesetzt, die er lebend bewohnt hatte. Das ärmliche Geräth war daraus entfernt worden, und sie enthielt nichts als den düstern Thron des Todes, die Bahre. Am offenen Sarge beteten zwei Väter für die arme Seele; sie wurden stündlich von zwei andern abgelöst. Um elf Uhr Nachts hatte sich der Prior zur Todtenwache gemeldet. Er mußte, wenn er nicht den Vorwurf übertriebener Härte oder — Schwäche auf sich laden wollte. Schaudernd verzagere er den Entschluß von Stunde zu Stunde, und es ward späte Nacht, bevor er ihn aussprach. Als seine Stunde schlug, verließ Gregor das Gemach und schritt durch den Corridor nach Benedict's Zelle — wie gestern.

Er trat ein . . . . .

Zwei Kerzenlichter, die zu fahl brennen, um die Düsterkeit des Bildes zu mildern, aber hell genug, um sie zu offenbaren! Gregor's erster Blick fiel, scheu und angstvoll, auf das Todten, ob er sich nicht zornig aufrichten und rufen werde: „Hinweg!" Nein, drei Antlitz ring zu deutlich schon die Signatur des Grabes. Ein zweiter Blick galt dem Mönch, der zu Häupten der Bahre kniete. Es war Ambrosius, ein Greis mit schneeweißem Haar und einem Gesicht, das von der nahen Auflösung die Verklärung vorauszuahnen. Dieser Mönch war seit einem halben Jahrhundert im Kloster und seit zwanzig Jahren blind. Er sprach nur selten, oft hörten seine Ordensbrüder Monate lang kein Wort von ihm, und wenn er anwesende, war seine Rede kurz und dunkel, wie Orakelsprüche.

Der Prior kniete aufathmend im Bestuhl nieder, der für ihn dicht am Sarge stand; seine Angst vor dem lebendigen Zeugen dieser Stunde war beschwichtigt. Er barg sein Antlitz in beide Hände, um die Leiche nicht zu sehen, und versuchte zu beten. Vergebens! Die Gedanken stürzten vom Himmel zurück; sein Ohr, alle Sinne richten sich auf das Greisisch, das wie Stimmengeräusch der Unterirdischen in die Stille der Nacht und des Todes klang; der Strom rauschte und zischte, brauste und brandete an die Mauern. Bald sah Gregor im Wirbel seiner Sinne, als sah' er die Wellen sich aufbäumen, am Fenster wie Arme emporreißen, und Hände mit weißen Schaumkronen nach ihrem Opfer blicken . . . . . Dann gewöhnt sich sein Ohr; das Brausen sinkt zum leisen Schluchzen und Klagen herab. Und nun erhob Gregor das Haupt und starrte die Leiche an.

„Was denn ist es," fragte er sich selbst, „daß eine einzige Bette alle Gedanken und Empfindungen, Pläne und Wünsche in diesem Gehirn auslöschte, und daß eine Ewigkeit zwischen Heut und Gestern gähnen kann? Entsetzt, sagt die Kirche, der Leib zerfällt, doch die Seele fliegt auf, ist unsterblich. Und soll dies kläßliche Schauspiel zwischen Geburt und Tod aber Norm und Schicksal der Unsterblichen sein? Soll sie nun dieser Spanne Zeit willen ewig glückselig oder ewig verflucht werden? Und wenn die Seele Höheres ist als der Leib, warum vermag sie nichts gegen dessen Vernichtung, nach der ihre Verdammung kommt?"

Gregor trat der Angstschweiß auf die Stirn. Ihn, den Glaubensstarken, beschlichen Gedanken, wie er sie bisher niemals dachte, Fragen wurden in ihm laut, auf die er keine Antwort fand.

Digitized by Google

Seine Zweifel hatten freilich nicht die Methode der Schule und die Sprache der Wissenschaft; Benedictus hätte darüber gelächelt, aber für den schlichten Mann, der den Pflug besser zu handhaben wußte, als das zweischneidige Wort, waren sie furchtbar, unwiderstehlich, vernichtend. Erst blickt er von sicherer Höhe hinab; da erfaßt ihn Schwindel; der Boden rollt und schwindet unter seinen Füßen; da und dort klammert er sich an den Felsen, aber auch der, den er graniten wähnte, ist morsch und verwittert, Alles wankt und stürzt, pfeilschnell schießt er hinab und sieht sich im Abgrund, wo Finsterniß ihn umfängt, sofern Fluthen über ihm zusammenschlagen und brausende Dämonen ihn von Tiefe zu Tiefe schleudern . . .

„Was ist Gut und Böse?“ schreit es in ihm. „Wenn die Welt nur ein toller Maskenzug und die Unsterblichkeit ein Märchen wäre? Wenn diese aufgedunsene, grinsende Masse die einzige und letzte Thatsache von Benedictus wäre, Freud' und Leid, Haß und Liebe, das ganze Leben nur auf Verwesung hinausginge? Wenn ich, der Mörder, gleich den Hundertausenden, die heilig leben, nicht mehr vom Jenseits zu fürchten hätte, als das Nichts, und nichts zu erwarten, als den Wurm? . . . . Herr Gott!“ beklemmt und rang die Hände, verlaß mich nicht! Soll ich nun selber dem Zweifel verfallen, der ich den Zweifler ermordete?“ Er sprang empor und rief laut, halb wahnsinnig vor Aufregung: „Ambros! Ambros!“

Der Blinde erhob sein Haupt.

Der Prior stand jetzt neben dem Sarge und hatte die wildrollenden Augen auf den Alten gerichtet, die Rechte aber auf die Brust des Todten gelegt.

„Ambros,“ keuchte er, „es giebt Schicksale, die kein Gott, sondern die Hölle erdenkt und ausspinnt. Dieser Todte war mein Freund, ich wachte mit ihm auf, theilte mit ihm die Träume der Jugend und die Sorgen der Armuth. Ich rettete einst sein Leben und that in einer Stunde mit ihm das Ordensgelübde. Sein Wohl und Weh' waren mein, und er war mein Wohl und Wehe. Wenn er in meine Stuben trat, war mir's, als ginge der Tag auf, und war er krank, wich ich Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Beim Allmächtigen, ich liebte ihn wie einen Bruder, und doch, diesen Mann, diesen Bruder hab' ich — — Ah!“

Er fuhr jählings mit gellem Schrei zurück. Seine Hand hatte die eisige Hand des Todten berührt.

„Vater,“ sagte der Unglückliche, nachdem er wieder Fassung errungen hatte, „Du stirbst das Fieber, das mich durchwühlt, nicht begreifen! Dein Blut kreist ruhig, und unsere Leidenschaften versuchen Dich nicht; das Unrecht und die Abgründe des Lebens sieht Du nicht. O, daß ich blind gewesen wäre, gleich Dir!“

Der Greis erhob seine zitternde Hand und sprach, langsam, feierlich: „Ich habe das ewige Licht!“

„Das ewige Licht,“ stammelte Gregor und brach bewußtlos zusammen.

Und still ward es im Gemach, das drei große Räthsel umschloß: die Blindheit, den Tod und die Schuld. Als es Mitternacht schlug, fanden die eintretenden Mönche ihren Prior ohnmächtig über den Leichnam hingestreckt. Sie trugen ihn nach seiner Zelle.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Erste überm Rhein. Ein rechter ritterlicher Held war der Kämpe, der noch lange vor den verbündeten Heeren, die in der Neujahrsnacht von 1814 über den Rhein zogen, den Fuß auf den jenseitigen Boden setzte. Aber nicht etwa an der Spitze seines gesürchteten Streifcorps, nein, ganz unbarsenhaft, allein. Er benutzte die erste Nacht nach seiner Ankunft am Rhein zur Ausführung seines Entschlusses. Der bestellte Kahn ist am Ort, das kurze Pferdchen ist gesteppt, es wird Feuer geschlagen, der Schwamm angelegt, dann der Deckel zugeklappt und sich im Nahn festgesetzt, die festen Fäuste ergreifen die Ruder, die starken Arme regieren sie gewandt und durch geht es durch die nächtliche Fluth, im rüstigen Kampf mit der Strömung über hinüber zum andern Ufer. Also sindet, was begreifen will, seine Wege. Welche militärische Vorsorge oder Rathvereinigkeit trieb ihn zu dieser nächtlichen Fahrt? Kein allerem gar nichts. Und wozu auch das Alles? Ein Patentstreich ist's, und das ist genug. Mochten sich dem kecken Wagstück aus der nächtlichen Ferne auch allerlei verdächtige Gruppen zeigen, er rauchte behaglich sein Pfeifchen zu Ende, klopfte den Kopf aus, steckte von Neuem, schirg wiederum Feuer und legte den Schwamm auf, klappte den Deckel zu, ergriff die Ruder und zwang den Kahn zu dem heimwärtigen Lier zurück. Daß jetzt drüben französische Soldaten heranrollten und ihm nachschossen, thut nichts mehr zur Sache, weil unser Mann nicht getroffen werden ist, denn der kecke Thiat war kein Andrer, als Emanuel Graf v. Mensdorff-Pouilly, der Schwager vom Vater des jetzigen Herzogs Ernst von Coburg, und hoch hochgeehrt als Feldmarschallieutenant und Hofkriegsrathspräsident, 75 Jahre alt, im Jahre 1852 zu Wien.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten acht Tage wieder bei mir ein: 61 Thlr. 10 Ngr. C. L. in P. — 1 Thlr. am Silvesterabend in Nordhausen bei einer Bowle — 3 Thlr. 15 Ngr. von den Lehrlingen der Firma S. u. C. in D. — 10 Sl. aus Weißkirchen in Ungarn und zwar: G. Knöpfler 1 Sl., F. Knöpfler 1 Sl., A. Kinnitz 1 Sl., C. A. Bandt 1 Sl., F. Lang 50 kr., Wasil v. Speiher 20 kr., A. v. Kimann 1 Sl., Anonym 1 Sl., C. Böhm 1 Sl., F. Feigl 1 Sl., Karl Oberländer 1 Sl. 30 kr. — 4 Thlr. 10 Ngr. am Neujahrstage von einer kleinen heiteren Gesellschaft bei Otto Behrendt in Stretty — 12 Thlr. Zwischenvereinsammlung in Leschwitz in Oberschlesien im Actienlocalchen — 10 Thlr. 10 Sgr., gel. in der Spinnerstreiker der Gesellschaft: „Zur neuen Vereinigung“ in Magdeburg — 3 Thlr. 20 Ngr., gel. in der „Erholung“ in Auerbach — 3 Thlr. 20½ Ngr., gel. im Gasthof zum braunen Reh in Auerbach — 4 Thlr. 6 Ngr., gel. in einer heiteren Gesellschaft auf dem Ratbeleller zu Schafstedt, eingel. v. Schlegel — 5 Thlr. 15 Ngr. beim Stiftungsfest des Gesangvereins „Eintracht“ in Pillnitz — 2 Thlr. 10 Ngr., gel. im „Bulcan“ in Mittweida — 1 Thlr. Ein Ungenannter — 1 Thlr. „Lustet alles leid, bestt auf bessere Zeit“ sind gemeint, aber jedenfalls nicht ernstmeinend — 3 Thlr. 13 Ngr., gel. bei der Weihnachtsbescheerung der Altvichtschen Riege in Leipzig — 6 Thlr. 16 Ngr., gel. in der Grun'schen Restauration in Hartha — 5 Sl. sterr. Gymnasiasten in W. — 1 Thlr. M. in Lichtenfels — 8 Thlr. Ertrag eines vom Männergesangverein „Liederkranz“ in Leipzig veranstalteten Concerts — 4 Thlr. Turnverein in Ernstthal — 4 Thlr. 2 Ngr. bei einem Schlittenfahrts-Concert im Logenhaus Hohenstein-Ernstthal — 2 Thlr. 15 Ngr. von einigen Turnern am Silvesterabend in der Lehmann'schen Bierstube (ohne Strangabe) — 2 Thlr. von einigen jungen Männern in Spremberg — 1 Thlr. M. Trantis in Weimar — 1 Thlr. 1 Ngr., gel. von Darbietungen in der Restauration von Hentzschel in Leipzig — 2 Thlr. 17 Ngr. vom Kegelclub „Fröhliche Einkehr“ in Bestlandorf — 1 Thlr., Silvesterabend-Gesellschaft im Schützenhause zu Frankenstein — 3 Thlr. 15 Ngr., bei einem hundertsten Meßjubiläum, gel. vom Gesangverein H. — 1 Thlr. 20 Ngr. am Silvester in Seyda — 2 Sl. rh., von einer Neujahrsgesellschaft im Café Krug — 5 Thlr., von Turnern in Rochlitz bei der Silvesterfeier — 10 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf., am Silvesterabend in der Restauration der Thieme'schen Brauerei in Leipzig, gel. durch Fräulein Jenny Schubert — 8 Thlr. beim Abendessen des Post-Clubs in Limbach — 1 Thlr. 10½ Ngr. in einer kaufmännischen Silvestergesellschaft in Meißen — 2 Thlr. 15 Ngr. in einem Concert am 1. Feiertag in Burgen — 1 Thlr. von F. und B. in Burgen — 5 Thlr., gel. am Silvesterabend in Mailkanstädt — 1 Thlr. H. Brust in Wangerwitz — 5 Thlr. 20½ Ngr., gel. in Schladitz beim Silvesterball — 7 Thlr., gel. in der ersten Stunde des Jahres 1864 in der kleinen Fruitenburg in Leipzig — 7 Thlr. 25 Ngr. beim Silvesterkränzchen des Turnvereins in Lommatzsch — 2 Thlr. 12½ Ngr. bei der Christbescheerung des Gesangvereins Neuigeben in Leipzig — 1 Thlr. 3 Ngr. in einem Schnapsstübchen in Weida — 5 Sl. österr. als erste Beisteuer für Schleswig-Holstein von einem Mecklenburger in Pest — 1 Thlr. 1 Ngr. von einigen Bebern in Meerane — 1 Thlr. von einigen kenlichen Jünglingen in Chemnitz — 23 Thlr. 13 Ngr. 3 Pf., Ertrag einer Weihnachts-Verloosung der Cassen-Gesellschaft in Schwarzenfels, Regierungsbezirk Merseburg — 21 Ngr. 5 Pf., gel. in einem kleinen Sängerkreise — 4 Thlr. von einem jungen Patrioten in Altenburg — 1 Thlr. 10 Ngr. 5 Pf. am Silvesterabend der Gesellschaft Erholung in Neustadt-Annaberg — 4 Thlr., Sammlung einiger Turner in Gommna — 2 Thlr. von einem Ungenannten in L. — 5 Thlr. Gesellschaft Thalia in Bautzen — 2 Sl. Österreichische Jäger in Mühringen — 21 Thlr. 11 Ngr., gel. bei einem Concerte auf dem Stadtschlößchen in Buchholz, durch Hr. Schick — 34 Thlr. 20 Ngr. von Mitgliedern der Gesellschaft Erholung in Seyda — 50 Thlr., Erlös einer im Turnverein zu Weiel veranstalteten Weihnachtsbescheerung — 100 Thlr., Ertrag der Christbescheerung im Turnverein „Vater Jahn“ und einer Selbstbesteuerung in Zeitz. — 170 fl. österr., erster Beitrag des Schleswig-Holsteinischen Comité's in Hermannstadt mit folgender Zuschrift:

„Indem das gefertigte Comité Ihnen, Herr Redacteur, den ersten Beitrag der eingeleiteten Sammlungen für Schleswig-Holstein überschickt, gleich eh dieses zur Constituirung kommen, daß in ganz Sachsen — wenn auch keine jener Gesellschaftsspielt — noch ein deutsches Herz und deutsche Sinn besitzen — und trotz der bureaukratischen Experimente der Bach'schen und Uebergangsperiode nicht verkümmert genug geworden sind, um für unsere stammverwandten Brüder nichts anderes, als das Aschelinnen des Bedauerns zu haben.

Der mitgesendete Betrag von 170 fl. österr. W. ist gering an sich — als Zeichen unserer Gesinnung aber — wiegt er viel. — Sie mögen es ersehen dort im Reich — daß wir trotz allem österreichischen Bewußtsein noch nicht verlernten — daß unsere Väter aus den deutschen Gauen kamen. — Das Unterstützungs-Comité für Schleswig-Holstein in Hermannstadt.“

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteur J. Stelle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ewige Licht.

Von Carl August Heigel.

(Schluß.)

Durch Nebel und Sprühregen glüht am Abend des grünen Donnerstags ein Kahn die Donau hinab. Der Fetzdreier Fährmann faß mit seinem Schwiegersohn Hans am Steuer, zwei Mönche kauerten ihnen gegenüber, und am Boden des Nachens stand ein Sarg. Sie führen zum Begräbniß Jenen vom Kloster und in ungeweihte Erde stelle der Mönch verstohlen weckten, von dessen Tod nur die Wellen wußten.

„Ich kenne Dich kaum wieder," sagte Pater Hieronymus zu seinem schweigsamen Gefährten. „Das Unglück kann unserm Prior nicht tiefer zu Herzen gehen, als Dir."

„Memento mori," flüsterte der Bruder Kellermeister und sah trübsinnig ins Spiel der Wellen.

„Sein gestern bab' ich kein anderes Wort von Dir gehört. Willst Du dem Pater Ambros nachseufzen?"

„Ich habe ein Gelübde gethan."

Zu schweigen?" fragte ungläubig der Pater. „Freund, Schweigen ist schwer."

Der Klosterbruder neigte seufzend sein Haupt. „Memento mori," sagte er dann.

„Der Todesfall folgt die Freude nach," nahm Hieronymus wieder das Wort. „Nach dieser wirklichen Charwoche sollen wir wenigstens festliche Tagen haben. Heute Vormittag kam ein Stadtbote zum Prior. Zufällig war ich in die Pfeilacherhütte, als er nach seiner Ankunft ein Frühstück kaltblütig verschlang. Den Pflichten der Gastfreundschaft zu genügen, hatte ich auch zu thun und so, unter poculis, erfuhr ich denn auch, was für eine Nachricht er gebracht hatte. Unser Bischof ist in der Stadt und am Sonntag Hochamt in unserer Kirche halten."

„Der Bischof kommt?" fragte der Andere hastig.

„Ja, kommt in unser Kloster. Seit Jahr und Tag ist eine solche Ehre nicht widerfahren!"

„Und was sagt der Pater Prior dazu?"

„Was das für eine Frage ist! Aufräumen und putzen wird er .... Ich gönn' es ihm auch recht gestrigen Tag. Hast Du auch den Pater Prior hinübergefahren?" wandte er sich jetzt an die Schiffer.

„Ja, Hochwürden, ich und mein Schwiegersohn," antwortete der Alte. „Ich hätte weinen mögen, so traurig und elend sah der hochwürdige Herr aus! — Nicht zu scharf gegen den Wind, Hans! — Mein Schwiegersohn meint, es sei wegen der Freundschaft; ich aber sag', es ist wegen des Klosters — Mehr links, Hans! — So hat Jeder seinen Kummer. Aber das Wetter wird gut zu den Feiertagen .... Mehr rechts, Hans!"

Nach einer Aufschäumung verschlingt sich auf beiden Seiten die volle Steinwand in einzelne Porphyrriffen und Granitkuppen, Tannen drängen sich dazwischen und brechen aus den Felsen mächtig hervor; auch beginnen breite Erdstriche Wasser und Gestein zu verunkleiden.

Einem jener hervorgetretenen Felsen hat man eine steile Treppe abgerungen, und in bedeutender Höhe, aber noch vom hangenden Felsgipfel überragt, ward ein Kreuz aufgerichtet, als frommes Wahrzeichen für die vorüberziehenden Schiffe. Vom Fuß der Stiege bis zur Donau ist schwellender Rasen; Farren schießen empor, und Epheu, das Gestein bekleidend, umgrünt auch den gebrochenen Eichenstumpf, der, einer Säule gleich, in der Halbrotunde dahingerungen Nadelhölzer steht.

An dieser Stelle lautete der Kahn. Gemeinsam brachten die Männer den Sarg an's Ufer und trugen ihn zum Eichenstumpf, wo Erde aufgeworfen und ein Grab bereits gegraben war. Spaten und Stricke lagen daneben.

Durch das abendliche Dunkel zuckte ein Flackerfeuerrad vom Felsen nieder. „Der Pater Prior und Joseph," sagte Hieronymus, und die Umstehenden hoben zur Höhe empor, wo, vom Felsrad gedeckt, eine Fackel aufzuhören wurde. Ihr unsteter Schein beleuchtete bald den Träger, bald das Kreuz, an dessen Stamm eine zweite Gestalt lehnte. Dann wandelte die rothe Flamme langsam an der aufsteigenden Stufe hinieder ....

Die Fackel in der Rechten, trat ein Klosterbruder zu den Harrenden, der Prior aber hielt sich, wie es der Ordnung des Begräbnisses Ordensregel ist, von der Gruppe weg zurück. Er stellte sich an den Rand des Tannendickichts und verfolgte, die Hand auf's pochende Herz preßend, das hastige, unheimliche Thun.

Wie Schatten bewegen sich vor ihm die schwarzgekleideten Gestalten hin und her, bücken sich und arbeiten. Sie sind eilig in ihrem traurigen Werk, aber Gregor dehnen sich die Minuten zur Ewigkeit aus. Das Blut steigt ihm zu Kopf, seine Lippen sind trotz des feinen Regens trocken und brennen ihm, die Hände krampfen sich zusammen; er hat jetzt nur Einen Gedanken: daß irgend ein Ungeheures geschehen wird, wenn jene Männer so lang, so ewig lange zögern. Also eilt! eilt! Endlich ist der Sarg gerichtet; ein Commandowort, und er rollt dumpf hinab .... Was sind künftig des Himmels Donner gegen diesen!

Hastig jetzt Erde drauf! Alle greifen zu, schaufeln, scharren und schütten; Gregor wünscht, daß sie den Felsen drüber wälzen könnten! Und nun erst tritt er hinzu, um das übliche Leichengebet zu beten.

Digitized by Google

Die Mönche respondirten ihm, in singendem, traurigem Ton.

Die räthlich beleuchtete Gruppe unter düsterem Nachthimmel und ragenden Felsen, die lateinisch klagenden Männerstimmen, vom Rauschen des Stromes begleitet, das Alles war seltsam, wild und doch auch feierlich.

Als der Prior mit lebender Stimme das Schlußgebet gesprochen hatte: In memoria aeterna erit justus; ab auditione mala non timebit. Requiem aeternam dona ei, domine! * fielen die Uebrigen mächtig ein: et lux perpetua luceat ei, und über den Fluß hin dröhnte das Felsenecho.

Et lux perpetua luceat ei! So lang in deiner Kirche Sprache über Gräbern gebetet wird, Gregor, wird ihr Wort gegen dich zeugen: „das ewige Licht leuchte ihm!" —

Man fuhr schweigend nach dem Kloster zurück. Die übrigen Mönche warteten bereits im Refectorium. Gregor trat rasch herein, stellte sich hinter seinen Stuhl und sprach mit erhobener Stimme: „Ich habe Euch eine erfreuliche Mittheilung zu machen." „Am Morgen des Osterjonntages," fuhr Jener fort, „wird Se. Eminenz, der Bischof C....., bei uns eintreffen. Er will den heiligen Tag in unserem Kloster verbringen."

Ohne eine Pause zu machen, schlug er nach diesen Worten ein Kreuz und stimmte das Tischgebet an. Aber sobald man saß, gab sich die allgemeine Freude und Aufregung kund; man sprach laut und wirr durcheinander, und als wäre Benedict's Tod eine längst vergessene Sage, hatte Jeder nur Wünsche und Winke für das bevorstehende Ereigniß und sprach nur noch vom Bischof.

Sogar der blinde Ambrosius öffnete den Mund und sagte: „Ich sah ihn." Pater Hieronymus aber, der vom Prior durch einen unbesetzten Stuhl getrennt saß, wiegte eine Weile ungeduldig das Haupt, dann wandte er sich an Gregor. Dieser beg sich hinten über, als wenn Benedictus noch auf dem leeren Stuhl säße. „Unser hochwürdiger Bischof," sagte Hieronymus, „ist ein herrlicher Mann, aber er ist zu gut für diese Welt. Er ist gegen die Feinde der Kirche zu nachsichtig. Heutzutage, wo Feuer und Schwert gepredigt werden sollte, schont und beschützt er die Freidenker. Wenn es auf ihn ankäme, würde der Index veralten. Turpe ihm doch der arme Benedict sein Buch von der Reformation widmen!"

Gregor, dem vor wenigen Tagen Hieronymus damit zu Dank gesprochen hätte, ergriff den Arm des Eifernden und sagte mit einem wilden Blick: „Lassen Sie die Todten ruh'n!"

Hierüber trat eine augenblickliche Stille ein, und in diesem Schweigen sprach plötzlich Ambrosius zwei Worte vor sich hin: „Justitia" und „caritas."

Das war am Abend des grünen Donnerstags gewesen; am Morgen des folgenden Charfreitags standen die Klosterthore weit geöffnet; dicht geschaart drängte sich das Landvolk im Hof und auf der breiten Treppe zusammen, die zur Kirche führt. Klosterdiener hielten einen Weg vom Brudershaus nach dem Flußufer offen, Chorknaben drängten sich mit wichtiger Amtsmiene durch die Menge, und an den Fenstern des Hauses erschien hin und wieder das Gesicht eines Paters.

Der Himmel war bewölkt, aber es regnete nicht, und der Wind wehte aus Osten.

Um zehn Uhr entstand eine Bewegung unter den Harrenden, und der Corridor des Ertgeschosses entließ langsam den feierlichen Charfreitagszug. Voran wurde ein Kreuz getragen, von dem Trauerflöre wehten; vier Posaunen stimmten in langgezogenen, dumpfen Tönen eine Klageweise an; Chorknaben und Sänger folgten. Dann kamen paarweise die Väter des Klosters in schwarz und weißen Togen, bremende Kerzen in der Hand. Meßdiener schwangen hinter ihnen Weihrauchfässer, und aus dieser Wolke von Rauch glänzte das Allerheiligste, das Gregor trug.

Ein schwarzer Mantel, mit einem breiten, weißen Kreuz gestickt, umwallte seine hohe Gestalt, zu seiner Linken schritt Pater Hieronymus, zur Rechten, an der Hand eines blondgelocken Kindes, der achtzigjährige Ambrosius. Die Brüder schlossen sich an.

Während der Zug sich langsam über den Hof nach dem Donauufer bewegte, lag das Volk auf den Knieen. Vor dem Thor hielt jener still, und die Sänger, Minnstranten und Geistlichen erfüllten dicht die schmale Landzunge, die sich zum Wasser hinab erstreckt. Der Prior aber trat unmittelbar an den Fluß heran. Auch auf der Höhe der jenseitigen Felsen knieten Männer und Frauen und sahen auf's Kloster nieder.

Die Posaunen verstummten, es war Gregor, als hielten Himmel und Erde den Athem an, um auf das Rauschen der Fluth zu horchen, die er jetzt segnen sollte. Langsam erhob er die Arme, er schien zu wachsen, ja, einen Augenblick war's, als wollte er sich von der Erde gegen Himmel heben. Dann segnete er mit dem hochgeschwungenen Allerheiligsten den Strom — den Strom, der über seinen Mord, der über Benedictus rauschte. Eine Welle schlug an's Ufer, sprützte an seinem Priesterkleid empor und verrann . . . . . .

Wieder läuten die Posaunen, der Zug ging zurück und begab sich über die Marmortreppe in die düster gähnende Kirche. Die Fenster waren mit schwarzem Sammt verhangen, die Altäre alles Schmuckes beraubt und die Leuchter umgekürzt. Eine Seitencapelle aber war zum Garten verwandelt und zwischen Blumen und immergrünen Pflanzen lag der Dulder der Welt . . . Der Altar dabei war heil erleuchtet, und dorthin brachte Gregor das Allerheiligste. Dann, seines Mantels entkleidet, schritt er zum Hochaltar. Ein Kreuz lag auf den Stufen, wo Benedictus seine Nächte durchwacht hatte, und die ewige Ampel, die einem feurigen Auge gleich aus der Finsterniß des Chors leuchtete, schwebte darüber. Gregor warf sich mit ausgestreckten Armen über das Kreuz auf die Erde und betete. Ja, er betete! Der düstere Prunk des Gottesdienstes hatte ihn mit einer Art Trunkenheit erfüllt, und der Glanz seines heiligen Amtes warf einen Schimmer auf den häßlichen Flecken in seiner Seele.

„Ich habe gesündigt, Herr," sagte er bei sich, als er Angesichts des Volkes auf den Stufen lag, „aber ich habe die That nicht aus weltlichen Gründen, ich habe sie gethan im priesterlichen Zorn. Der Priester aber steht über dem Gericht der Welt, frei von allen irdischen Banden, hat er nur Gott sich gegenüber!"

. . . . . .

Als er sich erhob, entfiel ihm ein kleines Metallkreuz . . . Dies Kreuz war das Geschenk seiner Mutter, einer armen, siebenzigjährigen, redlichschaffenen Bauersfrau im Gebirge. Sie lebte noch. Gregor, steht du auch über diesem Gericht?

---

4. Absolvo te.

Auch seine Augen sanken Schlummer. In der Nacht vom Charfreitag lag Gregor mit geschlossenen Augen auf seinem Stuhl; die breite Brust hob und senkte sich in gleichmäßigen Athemzügen, und das mondbeleuchtete Gesicht hatte die Ruhe, den Frieden, die Unschuld des Schlafes. Seine erschöpften Sinne waren auch des Traums nicht mehr fähig, und so genoß er ganz und ungestört sein letztes Glück. Aber beim Erwachen lächelte er nicht, gleich den andern Menschen, der Sonne zu, welche nach trüben Tagen herrlich wieder im Blauen stand! Dem Schuldbewußten war diese Klarheit entsetzlich. Er hätte sich in die Tiefen der Erde flüchten mögen und es schien ihm unmöglich, vor diesen allgegenwärtigen, gewaltigen Licht ein Geheimniß zu verbergen. Aber das Geräusch, das am frühen Morgen schon das Kloster durchtöne, erinnerte Gregor an seine Pflicht, an das Fest, an den Bischof, und zitternd trat er unter Menschen.

In der allgemeinen Verwirrung und Unruhe beachtete Niemand die Blässe, den scheuen Blick und das nervöse Zucken des Priors. Wo er erschien, ward er mit Fragen und Bitten bestürmt, mußte er hier seinen Rath, dort Befehle ertheilen. Boten kamen und gingen, und er blieb in einer Fluth von Geschäften keine Minute allein. Endlich, am späten Nachmittag, war Ordnung in die durcheinander schwirrenden Arbeitskräfte gebracht, der geschäftliche Theil erledigt, und nur die Ausschmückung der Räume noch übrig. Vom Thurm läutet' es zum ersten Mal wieder, und die Gemeinde strömte über den Klosterhof in die Kirche, wo Pater Hieronymus am purpurgeschmückten Hochaltar die Aussetzungsfeier begann. Gregor aber stand, als die Luft von den langgezogenen Glockentönen erzitterte, vor der Thüre zur Bibliothek. Er hielt die Hand über die Augen, weil ihn die Sonne blendete. „Was wollen Sie noch?" fragte er den Bruder Kellermeister, der zu zögern schien.

Dieser schrak zusammen. „Nichts, nichts, Herr Pater Prior," entgegnete er, fügte aber dann stockend hinzu. „Ich wollte nur fragen, wer nach der Vesper zur Beichte sitzen wird. Die Herren

* „Des Gerechten wird nimmermehr vergessen, der böser Verleumdung wird er sich nicht fürchten. Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!"

Digitized by Google

Patres haben so viel für morgen zu thun, und gerade heute will Jeder sein Herz vor Gott ausschütten."

„Pater Ambros — Hieronymus — und ich," erwiderte nach einer kurzen Pause der Prior. Damit trat er in den Bücherſaal, der als der größte und sonnigste Raum im Kloster für das Festmahl bestimmt war. Gregor öffnete die hohen Bogenfenster der frischen Abendluft und blickte nachdenklich auf den Strom hinaus, der wieder geglättet und leuchtend dahinfloß.

„Nach Stürmen wieder ruhevoll und ein Spiegel des Himmels," dachte Gregor, „und ich? nach fluchwürdiger That ein Priester! Und wenn nun ein Mörder an meinem Beichtstuhl tritt und sich mir gegenüber zur heimlichen Mitteilung bekennt? Was werde ich, an Gottes Statt, dem Verbrecher sagen? Geh' hin und büße; sühne Dich aus mit der Menschheit und menschlichem Recht! — — Ja, wenn's mit der Reue gethan wäre! wenn Tränen sühnen könnten! das Licht meiner Augen wollte ich mit Thränen auslöschen! aber Reue will Buße. Entweder muß ich hingehn und meine Schuld bekennen, gestehen, daß ich als Priester geirrt, als Mensch gefrevelt habe — oder thu' ab die Reue, erhebe frei die Stirn und sage: der Priester darf auch Rächer sein!"

Er begab sich vom Fenster hinweg und durchschritt das Gemach. Sein Blick fiel auf den Tisch, an welchem Benedictus Tages über zu lesen und zu schreiben pflegte. Klosterchroniken und Folianten lagen da, wie Benedict sie verlassen hatte. Der Prior ergriff hastig ein Manuscript, an dem sein Opfer zuletzt geschrieben hatte. Die Feder ruhte noch daneben, wie sie der Unglückliche hingelegt, als Felix eintrat. Das Blatt trug den Titel: „Die Prioren des Klosters Felsenburg, der Geist ihres Wirkens und die Wirkungen ihres Geistes; dargelegt von Benedictus." Das Werk umfaßte einige hundert Seiten; das letzte Blatt war noch unbeschrieben und trug nur die Ueberschrift: „185*. Gregor August. P. S. O. B." Es war sein, des Mörders Name. Gregor starrte auf den leeren Raum darunter . . . Schreibt keine unsichtbare Hand darauf, wie auf Belsazar's Wand: Mene, Tekel, Upharsin?

„Nein!" rief er und brach vernichtet zusammen, „fluchwürdiger als Belsazar! Am Tag des Gerichts wird auf diesem Blatt ein Wort nur flammen: Kain!"

Aus der Kirche aber tönte es plötzlich: Alleluja! Christ ist erstanden! und die Orgel brauste, die Trompeten jauchzten, und über die Felsen, den Strom und das einsame Grab des Märtyrers dröhnte der Glockenhymnus: Christ ist erstanden!

Als die Kirchenfeierlichkeit zu Ende war, begann ein wirres, aber fröhliches Gewiebe. Wer jetzt im Klosterhof steht, wird nimmer glauben, daß diese Mauern zuweilen so einsam und traurig liegen, als wären sie, einst versunken, längst vergessen, ein ödes Wrad, das die Ebbe bloß gelegt. Der Abendhimmel, der, ganz Gluth und Gold, sich über der Felsschlucht ausbreitet, hat alle Schwermuth hinweggenommen. Die frische Luft, welche von vorther weht, wirft mit dem Waldgewirr geräuscht, den große Bündel von Tannenzweigen im Hofe ausströmen. Denn einige alte Frauen sind eifrig damit beschäftigt, Kränze und Guirlanden zu winden. In blauen Röcken und roten Schürzen kauern sie zwischen dem grünen Wirrsal, das um das eherne Kreuz in der Mitte aufgehäuft ist. Das Klosterportal und der Thorweg sind bereits in einen Triumphbogen verwandelt, am Eingang zum Bruderhaus aber hämmert noch ein junger Mönch die Latten zur zweiten Ehrenpforte fest, während ein Anderer ihm die Leiter hält. Auf der Kirchentreppe knieenden Arbeitsleute die Säulenschäfte mit hohem Schilf und schlagen die Halle mit rothem Tuch aus, ein Pater steht dabei, ordnet dies und jenes an und liest dazwischen im Breviarium. Klosterknechte tragen Wasser vom Fluß, denn Zellen und Corridore werden gelüftet und geschwenst, die Möbel in den Gastzimmern gereinigt und zurecht gerückt. Thüren gehen, Zimmer und Corridore wiederhallen vom Gerüsch der Arbeit und von den Stimmen der Arbeitenden.

An diesen heitern, lichtvollen Scenen vorüber wandelte der Prior langsam und gedankenschwer in die Dämmerung des Gotteshauses. Dort waltet die Stille eines mystischen Sabbaths. In den Säulen, in Stein gefangen, träumt die Sehnsucht der Seele. Auf den Marmor haucht das Licht, durch bunte Fensterscheiben brechend, zarte Farben hin, und um die Capitäle schweben blaue Weihrauchwolken. Im Zwielicht der Seitenhallen knieten Betende, und in den schwergeschnitzten, katafalkähnlichen Beichtstühlen flüsterten Stimmen. In einen solchen ließ sich eine hohe Mönchsgestalt nieder, das blasse Angesicht den ewigen Licht zugekehrt. Alsbald warf sich ein Mann in der Tracht der Ordensbrüder am Beichtgitter nieder und begann in des Andern Ohr zu flüstern: „Hochwürdiger Vater, auf meiner Seele lastet ein furchtbares Geheimniß. Im Angst, Zweifel und Unruhe finde ich Nachts keinen Schlaf und am Tag kein Gebet. Pflichtvergessen gegen die Gesetze meines heiligen Ordens habe ich einst eine stürmische Nacht beim Wein durchwacht. Als ich in meine Zelle zurückkehren wollte, ward ich der unsichtbare Zeuge eines Mordes, von gewehrter Hand am Geweihten begangen!"

Der Priester im Beichtstuhl zuckte heftig zusammen, aber der Beichtende fuhr leise fort: „Das Opfer ward an unheiliger Stätte begraben, und der Vorwurf des Selbstmords schändet sein Andenken. Die Wahrheit und der Mörder aber blieben unentdeckt, denn ich, der Einzige, der außer Gott sie kennt, habe geschwiegen."

Das Haupt des Beichtwaters, das die zitternde Hand kaum noch mit dem weißen Tuch zu verhüllen vermochte, fiel schwer auf die Brust; die freie Rechte packte krampfhaft das Holzwerk; der Andere aber begann nach kurzer Pause wieder: „Nun ich mein Herz vom entsetzlichen Bann befreit habe, wird Gott mir Frieden und Du, als ein Priester, mir die Absolution gewähren. Die selbst aber, unglücklicher Gregor, gelobe ich in dieser heiligen Stunde ewiges Stillschweigen. Dir, der von der Schuld des Schweigens mich lösen kann, übergebe ich hiermit vor Gott, dessen ewiges Licht der Barmherzigkeit uns Beiden leuchten möge, mein Geheimniß als Dein Geheimniß!"

Das weiße Tuch sank, und Gregor's Antlitz wurde sichtbar: die Stirn war bleifarbig, und das Haar klebte an den Schläfen vom Angstschweiß, die Augen waren starr und erloschen, die Lippen zuckten. Schweigend wartete der Andere auf die Stimme des Priesters. Aber dieser winkte nur mit der Hand. Seine Blicke waren wirr; er rang nach Worten und fand sie nicht, und seine Zunge war schwer. Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging. Die Nacht sank nieder, und die Kirche war längst von Allen verlassen, aber Gregor saß noch immer im Beichtstuhl, mit starrem Blick, mit fieberndet Stirn und sann dem Worte nach: Absolvo te!

5. Auferstanden!

Ostersonntag! Die Natur ist sonnentrunken; Felsen, Wasser und Rasen saugen lechzend in der Brunst des Frühlings die gotzige Fluth, und der Himmel spendet aus blauen Tiefen unerschöpfliche Fülle. Dabei quillt Glockengeläut und Menschenjubel unaufhörlich durch die Luft. Hunderte von bewimpelten Kähnen, mit geputzten Menschen beladen, gleiten auf der Donau dahin, landen am Kloster oder fahren weiter, dem Dampfer entgegen, der stromaufwärts kommt. Vom Kirchthurm flattert die Osterfahne im Morgenwind. Ueber dem weitgeöffneten Klosterportal prangt in goldenen Lettern aus Immergrün: Ave! Der Hof aber ist mit hellaggten Masten, Gewinden und Kränzen in eine grüne Halle verwandelt, die zur Kuppel das unendliche Blau hat. Und hier drängt sich das Volk, Männer, Frauen, Kinder. Stummenweis aus Dörfern und Einöden kamen sie, mit festlichen Gewändern und fröhlichen Gesichtern. In den Corridoren des Bruderhauses eilen die Mönche Treppen auf, Treppen ab. In den Vorrathskammern werden Essen und Kasten gerämmt, Fässer gerollt, und in der Küche steht Bruder Ignatius wie ein Feldherr; um ihn her werden die Mörser geladen und Spieße gedreht, schmort, siedet und bratet es. Kein Gemach, kein Winkel ist im ganzen Kloster, wo nicht Menschen voll Aufregung, Erwartung und Festfreude sich rühren.

Um neun Uhr donnern die Böller von der Felsenhöhe, und der feierliche Zug der Mönche begiebt sich zur Einholung des Bischofs zum Strom hinab, die Sänger und Rauchfaßträger, die Brüder und Patres, der Prior im goldgeflickten Prachtgewand, von zwei Leviten begleitet.

Das Dampfschiff rauscht heran. Auf dem Deck stehen, Kopf an Kopf, Hunderte von Städtern und das bischöfliche Gefolge. Zahlreiche Kähne begleiten den schwarzen Riesenschwan und bedecken weithin die Wasserfläche. Die Schiffsglocke geht zwischen das Kirchengeläut; vom Boot und von den Höhen dröhnen die Böller, denen das Felsenecho antwortet; Musik erschallt vom Deck, und die Menschen auf dem Strom, am Ufer und im Hof schwingen Hüte und Tücher und jauchzen, und hoch auf den Felsenplatten, wo nur der

Digitized by Google

Himmel sie hört, schreien Männer und Frauen: „Hurrah!“ Es gilt dem Bischof, dem Kloster, dem Fest, dem Frühling!

In diesem allgemeinen Taumel landet das Schiff; die wuchtige Greisengestalt des Bischofs, in rothem Talar, läßt sich aus der bunten Masse, er steigt die Treppe nieder und umarmt den Prior. Dann wird es ringsum still, ein Sängerchor beginnt, und unter ihrem Gesang, auf Blumen schreitend, welche Kinderhände streuen, zieht der Bischof in die Kirche, das Volk am Wege segnend. Das Hochamt begann. Gregor war der assistirende Priester. Bevor der Bischof die Mitra aufsetzte und den Hirtenstab zur Hand nahm, knieten er und der Prior auf den Stufen des Hochaltars nieder und beteten laut das katholische Sündenbekenntniß.

Während dieses Gebets war es todtenstill in der hohen, säulengetragenen Halle, und Gregor hörte das Fenster, das nach der Donau ging, im Morgenwinde knistern. Ihn und die übrigen Priester vor dem hochgelegenen Altar traf das volle Tageslicht, während es im Schiff, mannigfach gebrochen, nur da und dort die Knieenden beleuchtete; Männer, Frauen, Jugend und Alter, Arm und Reich dicht nebeneinander, hier Alle nur Menschen, und über ihnen der Geist Gottes.

Das Geräusch des verhängnißvollen Fensters machte Gregor fast wahnsinnig; indem er es zu überräuben suchte, sprach er mit wachsender Hast und immer lauter. Die Worte: „Meine Schuld! meine Schuld!“ klangen wie ein Angstschrei von seinen Lippen. In einem entfernten Winkel begann ein Kind zu weinen — ein Zufall, aber Gregor wark's, als sähe er sich selbst als Kind dort knieen, woher das Weinen drang . . . . . .

Dann brauste die Orgel, und im Getöse der Instrumente ertönten die Worte, die unter wehenden Cedern und der Sternenpracht des Orients ein König einst zur Harfe sang. Unsagbares durchschauerte Gregor während der Messe. Es waren nicht Gedanken, sondern nur noch Empfindungen. Als das Sanctus vorüber und das Opfer nahe war, verhallte Orgel und Paukenklang. In sanfter Schwermuth begannen die Violinen, und eine melodische Knabenstimme sang: Benedictus . . . . . .

Da hielt Gregor die aufquellenden Thränen nicht länger zurück; er preßte seine Stirn auf die Stufen, vor denen er kniete, und schluchzte laut, ganz aufgelöst in Sehnsucht und Schmerz um Benedictus.

Kurz nachdem das Hochamt vorüber und die Kirche geleert war, wurden die Anstalten zur priesterlichen Versammlung getroffen. Der bischöfliche Stuhl unter rothem Baldachin stand, dicht am Fünfsenster, schon bereit; in der Tiefe, dem Hochaltar gegenüber, wurden Bänke für die Priester und Mönche aufgestellt. Unterdessen war Gregor mit dem Bischof in der Sacristei. Der siebenzigjährige Greis, der das Haupt ein wenig zur Brust geneigt trug, wie unter der segnenden Hand eines Unsichtbaren, saß vor dem aufgeschlagenen Kirchenbuch. Sein Blick verweilte auf einer Stelle dieses Buches, die also lautete:

Benedictus Henricus Burgh.
Dr. theol. und Pater O. S. B.
gest. am 20. April 185*. In der Donau verunglückt.

„Todt!“ sprach der Bischof mit schmerzlichem Ton. „Und Sie haben keine Ahnung, Herr Prior, warum der arme Mann so jäh, so traurig endigte?“

„Er war ein Zweifler,“ stammelte der Prior mit blassen Lippen.

„Wer war das nicht?“ sagte der Bischof leise vor sich hin. Der Andere sah ihn überrascht, erschrocken an.

„Benedict war in Versuchung, von unserer heiligen Kirche abzufallen,“ betonte er.

Der Bischof seufzte. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Und doch wüßte ich ihn lieber unter den Abtrünnigen, als unter den Todten.“

„Hochwürdigster!“ rief der Prior außer sich.

„Denn wer darf, wer kann einen Lebenden verloren nennen?“ sprach der Greis; Gregor aber, von diesem Wort tödtlich getroffen, senkte den Blick.

„Ich fühle,“ begann der Bischof nach einer Weile wieder, „wie tief gerade Sie von diesem Unglück berührt sein müssen, als sein Prior und mehr noch, als sein Freund. Ich erinnere mich, von Pater Benedict gehört zu haben, daß Sie ihm einst das Leben retteten!“

Gregor rang stöhnend die Hände.

„Getrost!“ sprach der Bischof sanft, „wir werden ihn wiedersehen. Gott ist barmherziger als wir Menschen.“

„Wohl, wohl!“ flüsterte der Prior, den jedes Wort des Andern vernichtete. Seine Seele kämpfte vergebens gegen die Gewalt, die in des Bischofs Menschenliebe lag. Er suchte nach einem Wort, das er dieser Duldsamkeit entgegenschleudern konnte, aber der Vorwurf der Lässigkeit und des Unglaubens paßte nicht auf den Bischof; dieser Mann war fromm und gut.

„Hochwürdigster,“ sagte Gregor zuletzt, „der Unglaube, der Abfall nehmen überhand, schon wuchern sie innerhalb geweihter Mauern. Warum sollen wir nicht das Nichtschwert vergangener Jahrhunderte ergreifen?“

Ein Schatten flog über des Bischofs Stirn, dann hob er sanft lächelnd die Hand: „Freund,“ sagte er, „laß uns Hirten, nicht Henker sein!“

„Aber zur Ehre der Kirche!“

„Die Ehre der Kirche ist Christus. War er ein Verfolger oder Verfolgter? Er hatte das Wort, nicht das Schwert.“

— — —

Wenige Minuten darauf wankte Gregor aus der Sacristei in die Kirche. Dort stand nur der Bruder Küfer, stand im hellen Sonnenlicht am offenen Fenster, unter dem die Donau floß. Er, der Einzige, der auf dem Weltenrund die Geschichte dieses Fensters kannte! Ein tiefer Schauder packte Gregor bei diesem Anblick, ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihn, dann, am ganzen Leibe zitternd, streckte er beide Arme gegen den Mönch hin und schrie, daß es laut durch die Kirche dröhnte: „Hinweg! hinweg! hier ist Gregor!“

Der Mönch drehte sich um und fing den Wankenden in seinen Armen auf: „Memento mori!“ sagte er. —

Dann kamen die Klosterbrüder, die Canonici und Vicare des Bischofs, die Priester der Umgegend, der Bischof selbst und ließen sich auf den angewiesenen Sitzen nieder. Es waren über hundert Geistliche in der Kirche. Das Schiff aber lag still und leer. Nach einem kurzen Gebet begann der Bischof zu sprechen:

„Hochwürdige Väter und Priester! Der Hohepriester des alten Bundes trug zwei köstliche Steine im Brustschild. Diese Steine wurden Licht und Recht genannt. Lasset Licht und Recht auch unser Brustschild sein. Seid einander ein Beispiel! Legt nicht die Hände in den Schooß und saget: die Zeit ist zu schlecht für die Frommen! Gutes zu thun, ist immer gute Zeit! — Da ist dieses Kloster. Vor vierzig Jahren nährte und kleidete es fünfundzwanzig unter zweihundert Armen, jetzt versorgt es fünfzig unter hundert. Ihnen, Herr Prior, gebührt unser Dank hierfür. Aber nicht nur Ihre rastlose Thätigkeit für des Klosters Hebung und das Wohl der Armen, sondern auch Ihre Frömmigkeit und Glaubenstreue, all Ihre seltenen Tugenden sind in Rom sowohl, wie im Lande erkannt und gewürdigt, und mir ward der Auftrag, Ihnen dies auszudrücken. — — Gregor, Abt von Felsenburg, dienen Sie auch fernerhin der Kirche, der Menschlichkeit, dem ewigen Licht!“

Eine freudige Bewegung geht durch die Versammlung, Viele springen empor, Aller Augen hängen am Prior. Dieser erhebt sich und macht rasch zwei, drei Schritte vorwärts. Ein Sturm von Gefühlen durchtobt ihn, Freude und Schmerz, Genugthuung und Verzweiflung. In seiner Hand ruht sein Geschick. Hier Schmach, Fluch und Verstoßung, aber auch Recht und Sühne. Dort eine Bahn der Macht und des Ansehens, der Wohlthätigkeit und stillen Buße, aber auch der Lüge und ewiger Gewissensqual! Er überdenkt seine und des Klosters Ehre, hört den Jubel seiner alten Mutter und breitet die Arme aus, wie um die Hoffnung an's Herz zu drücken, und indem er so das Auge rathsehend gegen den Himmel erhebt, sieht er über seinem Haupte Benedictus' Ampel, das ewige Licht . . . Da fällt er beide Hände über der Brust, wankt vorwärts und kniet an den Stufen des bischöflichen Stuhles nieder. Und mit seiner tiefen, metallenen Stimme spricht er im allgemeinen Schweigen: „Hochwürdigster Bischof! Väter und Brüder! Ich — ich bin der Mörder Pater Benedict's . . . !“

Drei Monate später ging in der Residenz das Gerücht, die Gräfin Cosima von Gelbern, deren Geist und Schönheit Jedermann bewunderte, sei in den Orden der barmherzigen Schwestern getreten.

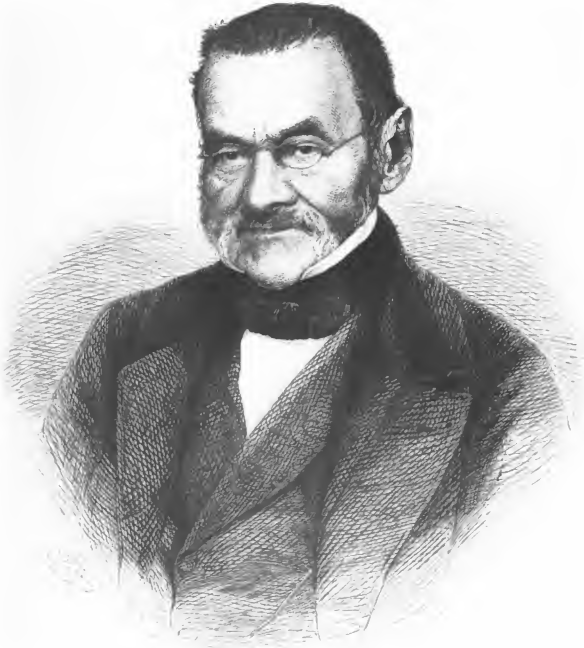
Digitized by Google

Sechs Jahre später reisten zwei katholische Missionäre durch die Tiefebene zwischen dem Zambesi- und Tschobestrom den ersteren stromaufwärts zu den Stämmen der Makololo. Beide waren deutsche Benedictiner; Einer von ihnen, eine hochgewachsene, würdige Gestalt, war vom Orden zur Sühne eines Verbrechens nach Afrika gesandt, der Andere, ein Klosterbruder, sein freiwilliger Begleiter. Die Wanderung durch jene fruchtbaren, aber ungesunden Landstriche war mit Anstrengungen und Leiden aller Art verbunden, denn das Dickicht von Papyrus und Rohr am Ufer war ihnen ein nicht minder gefährliches Labyrinth, als die fast undurchdringlichen Bananenwälder.

Der Pater ward vom Fieber ergriffen. Sein treuer Freund suchte und fand für den Erkrankten in der Hütte armer Banyetis Zuflucht. Nach einer lang durchwachten Nacht starb der Priester. Bevor er in den Armen seines Freundes verschied, dankte er diesem mit dem lateinischen Segenswort: Benedictus — — mehr ließ ihn der Todeskampf nicht sprechen.

Während im nahen Wirrsal der Palmen, Mangos und Bananen der tausendstimmige Gesang der Vögel begann, sprach der Mönch an der Leiche seines einstigen Priors das Todtengebet — Et lux perpetua luceat ei! Die Bewohner der Hütte aber erstiegen einen Felsen des Stromufers und mit ausgebreiteten Armen beteten sie an die Sonne, die purpurn jetzt über den Laubwogen emporstieg, die schöne, flammende Sonne, das ewige Licht!

Der deutsch-amerikanische Romantiker.



Charles Sealsfield.

Es war um die Zeit, da die kurze „mondbeglänzte Zaubernacht" der modernen Romantik mit ihren täuschenden Lichtern und unbestimmten Nebelgestalten in unserm Vaterlande rasch ihrem Ende entgegenging, als plötzlich ein Unbekannter, ein Vermummter, unter die Gesellschaft der deutschen Dichter und Schriftsteller trat. Seine Rede war nichts weniger als gekämmt und geleckt; er sprach gehackt in abgerissenen Sätzen, sein drittes Wort war spanisch oder englisch, wohl gar Yankee-Englisch. Aber man horchte, man erstaunte, man ward hingerissen. Was der Unbekannte sagte, das glaubte man mit Augen zu sehen, was er geschrieben, das lebte. Die Personen in seinen Erzählungen traten so fremd und wild und doch gleichsam als alte Bekannte vor uns. Der Schauplatz war der nüch-

Digitized by Google

ternste der Welt, Amerika, das Land des Dufel Sam, so wenig romantisch, daß es nicht einmal je ein Mittelalter gehabt. Trotzdem wußte der unbekannte Eindringling in die deutsche Literatur dieses trostlos nüchterne Land mit seinen ganz realistischen Schilderungen in ein so reizendes glänzendes Sonnenlicht zu stellen, daß seine Leser, hingerissen, Blatt für Blatt und Capitel für Capitel verschlangen. „Der Legitime und die Republikaner", die „Transatlantischen Reisefizzen", „der Virey" hatten bald einen großen literarischen Ruf begründet. Aber lange wußte in Deutschland Niemand, wer der Träger dieses Rufes sei. Das lesende Publicum war um einen „großen Unbekannten" reicher geworden.

Vor ein paar Jahren siedelte sich am Fuße des Jura; in einem bescheidenen Landhause in der Nähe von Solothurn in der Schweiz ein ältlicher Herr an. Der Fremde sprach sehr correct Deutsch, Englisch wie seine Muttersprache, auch Französisch und Spanisch, vielleicht noch andere Sprachen. Aus der militärischen Haltung, dem grauen Schnurrbart, der sich über den Backenknochen in einen buschigen Backenbart verlief, hätte man auf einen pensionirten Officier schließen können, etwa auf einen englischen Obersten, der seine Carriere in Indien gemacht; aber die goldene Brille verlieh wieder der äußern Erscheinung ein Ansehen, welches auf gelehrte Beschäftigungen deutete, die gewöhnlich nicht zur Liebhaberei aller Soldaten gehören. Der alte Herr war Charles Sealsfield, längst nicht mehr ein „großer Unbekannter" in der Literaturrepublik, sondern der vielgenannte, berühmte Schriftsteller, der sich eine eigene Bahn gebrochen, der deutschen Literatur ein neues Gebiet erobert hatte.

Der Name „Sealsfield" fehlt in keiner Literaturgeschichte. In allen encyklopädischen Werken finden sich biographische Notizen über diesen deutsch-amerikanischen Schriftsteller. Und dennoch schwebte stets und schwebt noch heute eine gewisse geheimnißvolle Dämmerung um der Wiege, der Jugend, dem Leben des alten Herrn mit dem durchfurchten Gesicht, dem grauen Backenbart und der goldenen Brille, welche erst später, wenn grünes Moos auf seinen Hügel wächst, — vielleicht auch dann noch nicht — sich aufhellen wird.

Sealsfield sei in Deutschland geboren. Wo, wann er das Licht der Welt erblickte, ist bis jetzt nicht bekannt. Er soll seine Erziehung in Deutschland erhalten, auf deutschen Universitäten studirt haben, dann — noch sehr jung — nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sein, wo er sich als amerikanischer Bürger naturalisiren ließ. Der Verfasser dieser Zeilen hat Gründe, diese Angaben der Biographen Sealsfield's für richtig zu halten. Die erste literarische Arbeit unseres Schriftstellers sei ein Buch über Amerika, in deutscher Sprache um's Jahr 1826 in Deutschland erschienen, es ging ziemlich spurlos über die Bühne. Das erste sichere Datum finden wir am Schluß der Einleitung zum Roman „der Virey", in welcher man einen Auszug aus dem Tagebuch des Verfassers während eines Besuchs in Mexico im Jahre 1828 erkennen will.

Von Mexico scheint sich Sealsfield nach Neu-Orleans und den Südstaaten der Union gewendet zu haben. Er war damals jung, keck, frisch; die Welt stand vor ihm offen und er bereit, sich ein Stück davon zu erobern. Er wurde Landeigenthümer in Louisiana und gedachte eine Plantage zu gründen und Baumwollenpflanzer zu werden. Mit dem Rest seines baaren Vermögens, ein'gen tausend Dollars in Wechseln, fuhr der angehende Pflanzer den Mississippi hinunter, um in Neu-Orleans sich mit den nöthigen Arbeitskräften zu seinem neuen Geschäfte zu versehen, d. h. ein paar Sclaven zu kaufen; einige fernere Nigger gedachte er auf Credit zu erwerben und mit dem Ertrag seiner nächsten Ernte zu bezahlen. In der Metropole des Südens angelangt, ist sein erster Gang zum Banquier, auf welchen seine Wechsel lauten. Herzlicher Empfang, Einladung zu einer glänzenden Abendgesellschaft. Am zweiten Tag wiederum Besuch beim Banquier, der ihn womöglich noch wohlwollender empfängt und zum Mittagsisch einladet. Am dritten Tage sollen endlich die Geschäfte abgemacht werden. Aber am frühen Morgen hat sich der gastfreundliche Banquier kanferott erklärt, und dem Pflanzer in spe bleibt kaum so viel, damit nach seiner Farm zurückzukehren, wo er nun seinen Mais eigenhändig bauen kann, wenn er nicht lieber hungern will.*

Das war ein verhängnißvoller Wendepunkt in seinem Leben. Dem jungen Mann, welcher schon früher in Amerika als Schriftsteller debütirt hatte, wurden Anträge gemacht, in die Redaction eines großen politischen Blattes in New-York einzutreten. Nach dem Schlag, der ihn betroffen, blieb ihm keine andere Wahl als die angebotene Stellung anzunehmen. Er gab seine Farm einem Nachbar in Pacht und reiste nach Norden, nach der großen Stadt am Hudson, um dort Zeitungsschreiber zu werden. So kam es, daß Sealsfield statt eines behäbigen Pflanzers und Sclavenhalters ein Mann der Feder wurde, zuerst Publicist, dann einer der beliebtesten Romanschreiber; daß er, statt sich im Schatten der Sykomoren und Magnolien ein Haus zu bauen, eine schöne Creolin zur Frau zu nehmen und eine Familie zu gründen, heimathlos, als Junggeselle, gleich einem rollenden Stein während eines langen Lebens ohne bleibende Stätte blieb, bis er endlich als bejahrter Mann am Fuße des Jura einen stillen Hafen fand, darin Anker zu werfen.

Es war ein in französischer Sprache geschriebenes Blatt, „le courrier des Etats-unis", an dessen Redaction Sealsfield nun Theil nahm, dasselbe Journal, welches später — nach der Julirevolution von 1830 — von Joseph Bonaparte erworben wurde, um in napoleonischem Interesse zu wirken. Als der mißglückte Pflanzer seine publicistische Laufbahn begann, handelte es sich gerade um die Präsidentenwahl, eine stürmische Epoche für die amerikanischen Zeitungsschreiber. Nach Monaten der Aufregung, angestrengter, aufreibender Arbeit und unablässigen Federkampfes fand sich Sealsfield's Gesundheit so angegriffen, daß seine Aerzte ihm dringend eine Erholungsreise nach Europa empfahlen. Er trat aus der Redaction, ohne jedoch die Publicistik ganz aufzugeben. Seinen Aufenthalt abwechselnd in London und Paris nehmend, ward er Correspondent verschiedener amerikanischer und englischer Journale und knüpfte Beziehungen mit vielen politischen Notabilitäten jener Zeit an.

Im Jahre 1832 übersiedelte Sealsfield nach der Schweiz. Jetzt begann für ihn eine Epoche ruhigerer schriftstellerischer Thätigkeit, welche seinen literarischen Ruhm begründete. — Schon im nachfolgenden Jahre 1833 erschien in Zürich der dreibändige Roman „Der Legitime und die Republikaner", nach einer früher in englischer Sprache geschriebenen und in Amerika veröffentlichten Erzählung „Tokeah" bearbeitet. Dieser erste seiner Romane bewegt sich noch einigermaßen im Fahrwasser Cooper's und hat den Befreiungskampf eines indianischen Häuptlings gegen die weißen Eindringlinge zum Gegenstand. Seine ureigene, noch nicht dagewesene Weise, sein ganz eigenthümlicher Styl und seine lebendige Darstellungsgabe zeigten sich im vollsten Lichte in den „transatlantischen Reisefizzen", welche ebenfalls 1833 ausgegeben wurden. Die Eintrücke, die er so meisterhaft in den Kreuz- und Querzügen Mr. Howard's, in den Schilderungen der Missisippipflanzen und der Gastfreiheit der Pflanzer des Südens wiedergiebt, mag er wohl in jener Zeit empfangen haben, als er seinen Grundbesitz in Louisiana erwarb und selber Plantagenbesitzer und Sclavenhalter zu werden gedachte. Der Verdacht wird in uns rege, daß kein Anderer als er selber der von den Pflanzern so gastlich bewirthete Mr. Howard ist.

Dieses Buch hatte einen außergewöhnlichen Erfolg, der vielleicht durch die Anonymität noch erhöht wurde. Die Leserwelt zerbrach sich den Kopf, ob der Verfasser ein Engländer, ein Amerikaner, ein Deutscher sei, ob das Buch ursprünglich deutsch geschrieben oder übersetzt worden, woher es komme, daß es in der Schweiz, in Zürich, erschienen, ob der Verfasser in der alten oder der neuen Welt seine Penaten habe? — Die Verlagshandlung hielt das Geheimniß getreulich bewahrt. — Schon im Jahre 1835 folgte der dreibändige Roman: „der Virey und die Aristokraten" oder „Mexico im Jahr 1812". Diese Erzählung verdankt ihre Entstehung der Reise des Verfassers in jenem Lande, deren wir bereits erwähnten. Er läßt im „Vorwort" den Herausgeber sagen: „Die meisten Skizzen wurden im Lande selbst entworfen, so wie die Charaktere meistens nach der Natur gezeichnet sind . . . Der Roman schildert die ersten revolutionären Zuckungen des ebenso schönen als unglücklichen Landes, die ersten Versuche, das dreihundertjährige spanische Joch vom Nacken zu schütteln. Dieses Werk Sealsfield's ist dasjenige, welchem die meiste künstlerische Abrundung, die consequenteste Durchführung des Grundgedankens und die größte Sorgfalt in der Composition zuzuschreiben ist. Manche halten es für die beste seiner Arbeiten. — Nicht später als in den zwei folgenden Jahren erschienen, als Fortsetzung der „trans-

* Nach Sealsfield's mündlichen Mittheilungen.

Digitized by Google

atlantischen Reisesitzen", 6 Bände „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", eine lose in einander gefügte Mosaik amerikanischer Sittenbilder, welche manches vortreffliche Culturgemälde enthalten. So ist unter Andern „das blutige Blockhaus" eine der interessantesten und spannendsten Schilderungen des wilden Squatterlebens im fernen Westen, und der alte Squatterregulator Nathan ein Charakter, wie er nur von Meisterhand gezeichnet werden kann.

Während dieses seines ersten Aufenthalts in der Schweiz hielt sich Sealsfield abwechselnd in Zürich, am Bottensee, in Schaffhausen und zu Baden im Aargau auf. Er stand in den besten geselligen Beziehungen mit vielen ausgezeichneten Schweizern und mit manchen fremden Notabilitäten, welche gleich ihm den gastfreien Boden der Schweiz zu ihrem bleibenden oder vorübergehenden Aufenthalt gewählt hatten.

Eines Tages erging sich Sealsfield lustwandelnd in der Nähe von Constanz, an den reizenden Ufern des Sees. Da bemerkte er vor sich einen Reiter. Demselben begegnete ein ziemlich armselig und abgerissen aussehender wandernder Handwerksgeselle. Unser Spaziergänger sah von Weitem, daß der Reiter, ein junger, eleganter Herr, sein Pferd anhielt, ohne vom Sattel zu steigen, die Stiefel auszog, dieselben dem armen Reisenden schenkte und dann unbeschuht wieder von dannen trabte.* Kurze Zeit nach diesem kleinen Abenteuer ward unser Freund, der schon in Neuyork in Beziehungen zur Familie Bonaparte gestanden, bei der Königin Hortensia eingeführt, welche damals auf dem Schloß Arenenberg wohnte. Nicht ohne Erstaunen erkannte er in ihrem Sohne Louis Napoleon den gereiften jungen Reiter.

Nach einem kurzen Besuche in Amerika (1837) lebte Sealsfield nach der Schweiz zurück. Im Jahre 1838 erschienen die ersten Bände der „Sturm-, Land- und Seebilder", einer Mosaikarbeit von scharfer Zeichnung und lebhaftestem Colorit. Zwei Jahre später veröffentlichte er das „Kajütenbuch". Es enthalten die zwei Bände dieses Romans eine lebensvolle Schilderung der ersten Anfänge amerikanischer Niederlassung und Besitzergreifung in Texas. Als Meister in der Charakterzeichnung und Schilderung psychologischer Phänomene erweist sich der Verfasser in der Episode „die Prairie am St. Jacinto". Wahr und ergreifend, fast haarsträubend erzählt er die Gewissensqualen des Raubmörders, den die eigenen Schritte trotz allen Widerstrebens stets und stets wieder zum Schauplatz seines Verbrechens führen. — Die drei Bände „Süden und Norden" 1842 und 1843) haben wiederum Mexico zum Schauplatz und enthalten in Romanform die Einrahmung, welche dieses wunderbare Land mit seiner unglücklichen, meist entarteten Bevölkerung auf den Verfasser gemacht. Das Buch ist sonderbar, wie das Land, welches es schildert; seine Lectüre berauscht uns gleich dem Duft und dem Saft der Agaven, von denen wir lesen. Es gehört zu den frommen Wünschen Sealsfield's, in einer neuen Ausgabe eine bessere Ordnung und einen größeren Zusammenhang in die üppigen, farbenreichen Bilder der Natur und des Lebens des wundertherlichen Gebirgslandes Oaxaca zu bringen, welche dieser Roman enthält.

Der Quell literarischer Thätigkeit war durch so rasche Production noch nicht erschöpft. Unser Freund arbeitete an fernern Werken. Aber die Stürme, welche 1847 in der Schweiz, 1848 in ganz Europa zum Ausbruch kamen, unterbrachen das ruhige Schaffen des Geistes. Zum Anfang der fünfziger Jahre finden wir Sealsfield wieder in Amerika.

Sealsfield hatte um's Jahr 1850 die neue Welt als junger Mann, in der Blüthe der Jahre, verlassen; als gereifter Mann kehrte er nach mehr als 20 Jahren zurück. Er sah nun mit andern Augen. Land und Menschen erschienen ihm nicht mehr wie damals im rosigen Biederschein der Jugend. Sein durch die lange Abwesenheit objectiver gewordener Blick erkannte mit Schmerz die dunkeln Schlagschatten im amerikanischen Staats- und Privatleben. Nicht mehr war es der von den schönen Creolinnen Louisianas gefeierte Tänzer, nicht mehr der kecke Jagdgefährte der jungen Pflanzer, der heißblütigen Cavaliere des Südens, der nach so langer Abwesenheit aus Europa zurückkehrte; es war der berühmte Schriftsteller, der geistvolle Publicist, auf dessen Stirne Zeit und Erfahrungen schon tiefe Furchen gezogen hatten. Es waren die Staatsmänner, die öffentlichen Charaktere des Landes, mit denen er nun verkehrte. Er besuchte Washington und wurde vom Präsidenten der Union im „weißen Hause" empfangen; mit den meisten Männern von politischer Wichtigkeit machte er persönliche Bekanntschaft, und sie verschmähten es nicht, seinen Rath zu hören. Er erkannte mit Schrecken, wie furchtbar die Corruption im öffentlichen Leben Amerikas überhand genommen, wo es vorkam, daß die Mehrheit der Volksvertretung ganzer Staaten von Eisenbahnschwindlern oder andern großen Geldspeculanten im eigentlichsten crassesten Sinne sich bestechen ließen.* Schon damals bereitete sich die furchtbare Katastrophe vor, die ein paar Jahre später ausbrach und heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist — gleich der französischen Revolution verheerend — vernichtend, aber heilsam und nothwendig all die angefaulmeten faulen, giftigen Dünste auseinander zu blasen und den Platz zu räumen für ein besseres, gesünderes Leben. — Sealsfield hat seinen Landbesitz in Louisiana nie veräußert. Ohne Zweifel hat er die Stätte wieder besucht, wo er einst eine Plantage gegründet hätte, wäre nicht der fatale Bankerott seines Banquiers dazwischen gekommen. Jetzt würden ihm die Fonds nicht mehr gesebit haben, eine genügende Anzahl von Negern zu erwerben, um den einst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Aber sei es, daß er das Vorgefühl des kommenden furchtbaren Sturmes hatte; sei es, daß nach einem so langen Aufenthalt in Europa — im freien England und in der Schweiz — sein Gefühl sich dagegen auflehnte, Sclavenbesitzer zu werden; sei es, daß er es nun zu spät fand eine Familie zu gründen: er verließ die Stelle wieder, die ihm gehörte, und das Aropivvaterland, um nach der alten Welt, nach der Schweiz zurückzukehren.

Am südlichen Fuße des Jura, der mit seinen zackigen Felsen, seinen dunkeln Tannen- und hellen Laubwäldern einige Familienähnlichkeit mit dem Alleghanies haben mag, in unmittelbarer Nachbarschaft der Solothurner Marmorbrüche befindet sich ein Häuschen von aufrauchlesefester Bauart; es ist hell getüncht, seine Jalousieläden grün gemalt; vor dem Hause ist ein Garten, welcher zwischen zwei Feldwegen wie ein Schiffsschnabel spitz ausläuft. Je besbeidener diese Wohnung, um so schöner ist ihre Lage, um so pompöser die Aussicht, die man von da genießt: das ganze Alpenpanorama steht man vor sich ausgebreitet und im Vordergrund das freundliche, fruchtbare Aarthal, das lindenbekränzte Solothurn mit seinen zahlreichen Kirchen, Klöstern und Kapellen. Diesen stillen, abgelegenen Erdenwinkel hat Sealsfield, als er Amerika zum zweiten Mal den Rücken wandte, als Eigenthum erworben. Hier lebt er als Junggeselle, einsam, sich selbst genügend. Dem schattigen Walde zu lieb, der sich mit wenigen Schritten erreichen läßt, hat er seine Wohnung „unter den Tannen" genannt und diese Worte als Inschrift über seine Hausthüre setzen lassen. Sein letztes, längst begonnenes Werk konnte noch nicht zur Vollendung kommen; es sollte ein Abbild der öffentlichen und socialen Zustände Nordamerikas und ihrer Rückwirkung auf die alte Welt — zugleich gewissermaßen eine Fortsetzung und ein Abschluß der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" — sein. Der ausbrechende Bürgerkrieg machte durch die Schlußcapitel einen Strich.

Mit tiefer Trauer sieht Sealsfield aus der Ferne zu, wie sein noch immer geliebtes Aropivvaterland sich selbst zerfleischt, darauf verzichtend, die junge Saat zu schauen, die einst um so schöner auf dem vom giftigen Unkraute gesäuberten Gefilde sprossen wird

* Fact.sb. Alfred Hartmann.

Warum ich betend vor Dir flehe?

Nimm' nur ein Kind und stell' es hin,
Wo Lilien und Rosen blüh'n,
Und sieh, wie es die Händchen faltet,
Weil ihm der liebe Gott drin waltet.

Dann sieh' mich an und denke nach,
Warum ich betend stehen mag,
Wenn sich vor Dir mein Auge feuchtet:
Weil Gott in Deinen Thränen leuchtet.

Carl Müller.

Digitized by Google

Ein Patriot im Priesterrock.

Das Licht zieht den Geist an, den Geist in jeder Form, auch in der des kämpfenden Glaubens, der mehr als ein Mal selbst ein Führer zum Lichte war. Mußten wir es nun leider nicht selten erfahren, mit welch' rührigem Eifer die Feinde des Lichts jede politische Dämmerung sogleich für den Dienst der Finsterniß auszubeuten, und wie unter diesen ein zur Pfaffenschaft hinabgesunkener Theil der Geistlichkeit sich stets am ungeschicktesten in den Vordergrund drängte, so begrüßen wir es als eine um so tröstlichere und erhebendere Erscheinung, wenn in Tagen, wo um Licht und Recht der Kampf von Neuem entbrennt, auch die Kirche dem Volk wackere Streiter sendet. Mit hoher Achtung blicken wir auf die Geistlichen in Schleswig-Holstein, die abermals für ihrer Heimath Recht und Ehre die Gefahren des Elends wagen, und auf ihre Amtsbrüder in vielen deutschen Ländern, die ebenso mannhaft für sie auftreten. Und mit deutschem Stolze dürfen wir auf manchen braven Mann der Kanzel blicken, der, als das deutsche Volk nach der Befreiung von Napoleon's Sklavenketten rang, gerade im Unglück sich als Held bewährte. Denn die festlichen Erinnerungen an die große Zeit der Erhebung des deutschen Volkes vor fünfzig Jahren rufen das Andenken auch an solche Männer wach, die, wenn auch nicht durch glänzende Thaten auf dem Schlachtfelde, doch durch nicht minder ehrenwerthe Handlungen und eine eben so glühende Liebe zum Vaterlande sich ausgezeichnet haben.

Ein solcher Patriot im besten Sinne des Wortes war der Mann, dessen Charakterbild ich in den folgenden Zeilen zu zeichnen versuchen will, und die Gartenlaube, die bereits in anerkennenswerthem Streben so viel gethan hat, das Andenken an eine große Zeit und an ihre Helden von Neuem zu beleben, wird auch dem kurzen Lebensabriß eines einfachen Landgeistlichen, der sich als einer der besten Söhne des Vaterlandes erwies, den erbetenen Raum gewähren.

Carl Christian Immanuel Steinbrück wurde in einer kleinen Stadt in der Nähe Stettins auf dem linken Oderufer, wo sein Vater damals Rector und Nachmittagspredniger war, i. J. 1772 geboren. Nach gründlicher Vorbereitung, die er auf den Schulen in Colberg und Stettin erhielt, bezog er im Jahre 1792 die Universität Frankfurt a O., um Theologie zu studiren, und zwar unter dem Einflusse des berüchtigten Wöllner'schen Glaubensedicts, dessen Verfolgungssucht die rationalistischen Docenten dadurch auszuweichen wußten, daß sie bei dem Vortrag ihrer mit dem von oben her „commandirten Glauben" nicht in Einklang stehenden Forschungen ihren Zuhörern das Nachschreiben untersagten, dafür aber, nachdem sie ihrer Kritik den Zügel fast ganz hatten schießen lassen, den eifrig lauschenden Jüngern eine durchaus gläubige Exegese und Dogmatik in die Feder diktirten, „damit sie solches im Examen vor der Glaubenscommission verwenden könnten." — Auch Heinrich Zschokke war damals sein Lehrer.

Nachdem Steinbrück länger Hauslehrer gewesen, erhielt er 1796 eine Pfarrstelle zu Friedland in Westpreußen. Hier fanden wir ihn noch in dem verhängnißvollen Jahre 1806, wo das Unglück auch über diesen fernen Theil der preußischen Monarchie und seine Bewohner hereinbrach. Den unaufhaltsam vordringenden Franzosen kostete es nicht große Mühe, den polnischen Adel jener Gegenden aufzuregen, ihn zum Abfall vom Könige von Preußen zu bewegen und ihn zu Napoleon, „dem Großen, dem Unüberwindlichen", hinüberzuziehen. Es galt nur noch, auch der preußischen Beamten sich zu versichern und sie mit Güte oder Gewalt zur Anerkennung des aus den ehemals polnischen Landestheilen mit Hülfe der Franzosen neu zu bildenden polnischen Reiches zu bewegen. Wie hierin selbst französische Officiere sich ungeeignet thätig erwiesen, davon erzählt der Prediger Steinbrück ein Beispiel. Wir lassen ihn selbst reden:

„Am 12. Novbr. 1806, bald nach ein Uhr Mittags, sprengte ein französischer Officier mit zwölf Husaren durch die Stadt, kam aber bald wieder zurück, indem er nur die Gegend vor dem Conitzer Thore recognoscirt hatte. Er stellte sich mit seinen Leuten auf dem Markte auf, schickte einige Mann als Posten an die Thore ab und forderte, daß die beiden Prediger (außer mir war noch ein katholischer Geistlicher in der Stadt) und der Bürgermeister sogleich zu ihm kämen. Ich, der ich dies vor meiner Thür hörte, antwortete in französischer Sprache: „Mein Herr, ich bin der eine Prediger, den Sie suchen." Er antwortete: „Das ist gut, laßt sogleich den Andern auch holen und stellt Euch hierher," wobei er mir mit dem Säbel den Ort anwies und einen Mann Wache an meine Seite stellte, damit ich nicht davonlaufen sollte. Meine Frau schrie und jammerte in der Thüre, ich mußte aber gehorchen. Jetzt befahl der Officier dem ebenfalls herbeigekommenen Bürgermeister Schmidt, die von ihm geforderten Bedürfnisse, Lebensmittel und Geld, zur Stelle zu schaffen, was auch geschah. Zu mir sagte er dann: „„Führt mich in eine Schreibstube!"" worauf ich ihm die Kämmerei vorschlug und zeigte. Der Officier und sein Marschall de logis nahmen mich in die Mitte und führten mich dorthin als ihren Gefangenen. Hier forderte der Officier Schreibzeug und Papier, und als ihm dies gebracht war, sagte er zu mir: „„Napoleon hat diese Provinz bis an die Weichsel erobert und ist Euer Herr; ich nehme diese Stadt in Besitz, entlasse Euch hierdurch aus Euern Pflichten gegen den König von Preußen; Ihr habt keine Verbindlichkeiten mehr gegen ihn und müßt mir jetzt auf mehrere Fragen Antwort geben. Wenn Ihr eine Umschrift, so werdet Ihr in's Hauptquartier geführt und aufgehangen; werdet Ihr aber gar nicht antworten, so lasse ich auf dem Markte eine öffentliche Execution an Euch vollziehen! Uebrigens will ich Euer Glück machen, wenn Ihr nur recht viel aussagt und in der Provinz unser Führer sein wollt."" Er legte dann einen Bogen Papier vor sich auf den Tisch, auf welchen unter Anderem folgende Fragen verzeichnet worden, über welche er von mir Auskunft verlangte: Wo ist der König und die Königin von Preußen? Wo die Brüder des Königs? Wie stark ist die preußische Armee? Wer commandirt sie? Wie groß ist die Provinz? Wie viele Rekruten liefert sie? und dergl. mehr. Ich erwiderte, daß ich das nicht wisse, und daß es außerdem wider meine Pflicht sei, auf solche Fragen Antwort zu geben. Da ergriff der Officier seine Pistole und hielt sie mir vor's Gesicht, als er aber sah, daß auch dies mich nicht wankend machte, ließ er die Waffe sinken und entließ mich unter allerhand Schimpfwörtern und Flüchen."

Es ist bekannt, wie jene oben erwähnten Bestrebungen des polnischen Adels, unterstützt und geschützt durch die siegreiche Armee Napoleon's, noch im Herbste des Jahres 1806 in der Errichtung einer eigenen Regierungscommission in Bromberg vorläufig verwirklicht wurden. Diese Commission erließ, gestützt auf den polnischen Adel, der sich aller Orten schnell bewaffnete, eine Proclamation, welche zum Zweck hatte, das alte polnische Reich wiederherzustellen, und welche die Provinz Preußen als dazu gehörig reclamirte. Sie befahl, jeder Beamte, der nicht selbst die Waffen ergreifen könnte, sollte einen Mann stellen; zugleich sollte jeder eine ihm zugesandte, in Form eines feierlichen Eides abgefaßte Erklärung unterzeichnen, worin er sich vom Könige von Preußen lossagte und dem Kaiser Napoleon, dem wiederherzustellenden polnischen Reiche und der Regierungscommission huldigte. Wer dem nicht Folge leisten würde, solle seines Eigenthums, aller Aemter und Würden verlustig und für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Die Prediger sollten diese Proclamation von der Kanzel bekannt machen und die Unterthanen kräftig zum Abfall bewegen, ja man ging so weit, den König seines Reiches für verlustig zu erklären, der, wie bürgerfläig war, „sich ein neues Königreich suchen könne". Unser Patriot nennt jene Proclamation in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen eine „respectwidrige und die schuldige Ehfurcht verletzende Schmähschrift", und fährt dann in der Erzählung über diese merkwürdigste Zeit seines Lebens folgendermaßen fort:

„Friedland ist von den Dörfern des Cauiner Kreises umgeben, gehört aber selbst zum Conitzer Kreise. Ich erhielt von dem aufgestandenen polnischen Adel beider Kreise solche rebellische Schmähschrift, ließ mich indeß so wenig durch die darin enthaltenen Versprechungen verführen, daß mir Gott vielmehr die Einsicht und den Muth gab, unter die erste zu schreiben: „Herr, erlaube mir, in die Heerre Zinc zu fahren" (Matth. 8, 31), und unter die andere schrieb ich: „Ein — Sr. Majestät meines Königs ist mir ehrwürdiger, dem werde ich gehorchen, aber die sich so nennende Regierungscommission werde ich nie anerkennen, weil ich sie vielmehr verachte!" Mit diesen Unterschriften sandte ich die Schreiben an die Commission zurück.

Am nächsten Sonntage — es war am Neujahrsfeste 1807 — predigte ich über das Thema: „Standhafte Treue kann nur in Gefahr bewiesen werden", indem ich zuerst von der Größe der ge-

Digitized by Google

gewärtigen Gefahr sprach und dann zeigte, wie man in derselben Treue beweisen könne und müsse. Auch erließ ich auf meine eigene Hand die folgende Proclamation: „„Da in den jetzigen Zeiten, wo die Verordnungen nicht durch die ordentlichen Behörden zu Jedermanns Kenntniß gelangen können, Mancher aus Unwissenheit fehlt, auch durch Unterlassung seiner Pflicht unrecht handelt, wodurch er künftig verantwortlich und strafbar wird, so halte ich es als rechtlicher Mann für meine Pflicht, wenigstens so viel ich kann, durch Ermahnen und Warnen Andere zu ihrer Pflicht zu bewegen und dadurch dem Vaterlande nützlich zu werden. Es halten sich nämlich viele Soldaten hier nud in den Dörfern auf, ohne zur Armee oder dahin zu gehen, wo so viele ihrer Cameraden hingehen. Einige haben gegen mich selbst geäußert, daß kein Befehl vorhanden wäre, nach welchem sie zu ihrem Corps gehen sollen, Andere behaupten, sie hätten sich selbst rancionirt und gehörten Niemandem an. Allen diesen mache ich hiermit bekannt, daß es ausdrücklicher Befehl Sr. Majestät ist, daß jeder Soldat, auch der sich selbst rancionirt hat, längst hätte zur Armee gehen sollen. Ich ermahne und warne also Jeden, sein Vergehen dadurch gut zu machen, daß er ungesäumt zu seiner Pflicht zurückkehrt, da ihm die Unwissenheit nicht mehr zu Statten kommen kann. Um die Richtigkeit meiner Warnung zu beweisen, werde ich hier eine Verfügung des Elbinger Magistrats bekannt machen, die ich in der Zeitung soeben gelesen und worauf sich Jeder übergenug weist, daß diese Behörde lediglich nach den ergangenen königlichen Befehlen gehandelt, und daß alle Behörden so handeln werden, wenn dieses zu ihrer Kenntniß kommen wird.““ (Es folgt nun eine Verfügung des Elbinger Magistrats mit der Ueberschrift: „„Wohlgemeinte Ermahnung und Warnung an alle sich hier und in den Dörfern aufhaltenden, von ihren Corps verspreugten Unteroffiziere und Soldaten.““)

Die Wirkung dieser von mir erlassenen Proclamation,“ fährt Steinbrück fort, „war, daß auch kein Einziger absiel! Auch den Katholiken, die mehr als ein Viertel der Einwohner ausmachten und die ebenfalls meine Aufforderung zu lesen bekamen, muß ich das ruhmwürtige Zeugniß geben: sie blieben treu und kamen von da ab sehr oft zu mir in die Kirche, Einige sogar alle Sonntage. Da aber der Magistrat sich der polnischen Regierungscommission gegenüber auch darüber ausweisen mußte, daß er die Proclamation dieser sogenannten Regierung habe publiciren lassen, so ließ er dies durch den Küster thun, und wie dieser darüber von mir eine Bescheinigung forderte, schrieb ich unter die Proclamation: „„Dies hat der Magistrat durch den Küster bekannt machen lassen, der auch allein diese Schande zu verantworten hat.““

Es leuchtet ein, daß ein so entschiedenes Vorgehen gegen die Absichten der augenblicklich fast allein mächtigen Partei den Haß derselben erregen mußte und daß die polnische Regierungscommission nicht lange anstehen würde, einen so offen auftretenden Gegner unschädlich zu machen. Dazu kam, daß im Orte selbst ein den Polen vollkommen ergebenes Werkzeug lebte, welches Sorge trug, das ihnen feindliche und ihre Pläne, wenigstens so weit sein Einfluß reichte, durchkreuzende Vorgehen Steinbrück's seinen Gönnern und vermeintlichen Vorgesetzten gezieuend und in aller Eile zu berichten. Dies war der Landrichter B . . . ., den, als er aus seinem Vaterlande vertrieben war, der König Friedrich Wilhelm III. in seine Staaten aufgenommen und angestellt hatte. B . . . ., ein Mensch von niedriger und egoistischer Gesinnung, hatte sich, wie viele Beamte in jener Zeit, durch große Versprechungen verleiten lassen, die Partei der Polen zu ergreifen. Steinbrück kannte seine Gesinnung wohl und wußte, wessen er sich von ihm zu versehen hatte. Bereits im November des vorhergehenden Jahres hatte der Landrichter an der Tafel eines benachbarten polnischen Edelmanns in Gegenwart unseres Predigers ungescheut seine Sympathien für die Polen und für Napoleon bekannt, und als er deshalb offen von Steinbrück zur Rede gestellt war, hatte er diesen gewarnt und ihn auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, in die er sich durch sein unerschrockenes und, wie B . . . . es nannte, „unüberlegtes“ Reden bringen könne. Dieser schon vor Monaten gehörten Rede gemäß handelte nun auch der Landrichter B . . . . in Friedland; er unterzeichnete nicht nur jene Proclamation, sondern strich auch überall in den schon gefertigten Verfügungen die Worte „Königlich Preußisch“ aus und setzte „im Namen der Regierungscommission“ an die Stelle. Auch suchte er vielfach die Bürger zum Abfall zu verleiten und schickte auch Steinbrück eine derartige Bekanntmachung zu. Der aber antwortete, „daß er seinen Verstand verloren haben müsse; wie er so schlecht handeln könne? der König von Preußen habe ihm Amt und Ehre verliehen, da er aus seinem Vaterlande weggejagt sei!“

Hierauf denuncirte nun B . . . . wider Steinbrück bei der Regierungscommission in Bromberg und erklärte derselben geradezu, daß alle ihre Bemühungen vergeblich sein würden, so lange Steinbrück in Wirksamkeit sei. Der ganze Kreis hinge ihm an, deshalb müsse er aus dem Wege geräumt werden. Täglich erwartete der Landrichter nun die gefängliche Abführung seines Gegners, um dessen Leben es geschehen war, sobald er erst einmal in der Gewalt der Polen sich befand. Hatten dieselben doch erst vor Kurzem den Bürgermeister von Labezin nach Posen abführen und dort erschießen lassen, weil dieser neuausgehobene Rekruten nicht, wie die Commission ihm befohlen, zu den Polen, sondern zu den Preußen geschickt hatte.

Wie durch ein Wunder entging jedoch Steinbrück der über seinem Haupte schwebenden Gefahr, während der Denunciant, der nur auf den Sturz seines Gegners lauerte und sich selbst ganz sicher wähnte, von seinem Geschick ereilt wurde.

Jenes von dem Landrichter abgefaßte Schreiben kam nämlich durch einen Zufall in die Hände der preußischen Husaren vom Regiment Würtemberg, die einen Cordon zwischen den Preußen und den rebellischen Polen gebildet hatten. Diese schickten ein Commando zur Aufhebung des Landrichters ab. An einem nebligen Morgen, anfangs Januar, zog eine in Mäntel gehüllte kleine Reiterschaar in die Stadt. Kaum erhält B . . . davon Kunde, als er freudig vor die Thür springt und, da er die Reiter am Pfarrhause halten sieht, ausruft: „Jetzt holen sie den Pfaffen!“ Bald aber sieht er sich hinter getäuscht. Die Reiter waren keine Polen oder Franzosen, sondern jenes Commando preußischer Husaren, die den Auftrag hatten, den Herrn Landrichter B . . . . aufzuheben und auf die Festung Graudenz zu transportiren. Die Schulzjugend kam gerade aus der Schule, als man B . . . . auf einem Leiterwagen aus der Stadt führte. Er verhüllte mit dem Mantel sein Gesicht, nicht allein aus Scham, sondern auch zum Schutz gegen die Steinwürfe der lieben Jugend. Zufällig befand sich damals in jener Knabenschaar ein späterer Freund und Amtsbruder des ältesten Sohnes des Predigers Steinbrück, der jenem oft von diesem Tage und seiner eigenen Betheiligung an dem Vorfall erzählt hat.

Die Polen waren über die Abführung eines ihnen ergebenen Beamten sehr aufgebracht; sie sorgten zunächst dafür, daß das Auftreten Steinbrück's der „Commission“ bekannt werde, die dann auch nicht lange säumte, Repressalien zu gebrauchen und an dem widerspänstigen Priester in Friedland Rache zu üben. Es wurde zu seiner Aufhebung ein Commando von Bromberg abgeschickt und beschlossen, ihn zum warnenden Beispiel öffentlich erschießen zu lassen. Glücklicher Weise wurde Steinbrück noch zur rechten Zeit gewarnt. Zwei Meilen von Friedland machte das Commando zum letzten Male auf seinem Marsche Halt; hier wollte man den Einbruch der Nacht abwarten, um den Schlafenden um so sicherer festnehmen zu können. Eine Pächtersfrau, bei der ein Theil der Mannschaft einquartiert war, und die aus dem geheimnißvollen Auftreten der Leute und aus der Richtung des Weges, auf dem sie weiterziehen wollten, nichts Gutes für unsern Pastor ahnte, mit dem sie, als geborene Colbergerin, in ihren patriotischen Gesinnungen lebhaft sympathisirte, hatte durch wiederholtes Fragen und Forschen endlich — trotz des strengen Verbotes — von einem Soldaten erfahren, daß ihre Befürchtungen nur zu begründet waren und daß es in der That auf den Pastor Steinbrück in Friedland abgesehen sei. Sie machte sich sogleich auf, eilt noch spät am Abend nach Friedland und theilt dem Pastor mit, welche Gefahr ihm drohe, wenn er nicht sogleich durch die Flucht sich rette; morgen früh werde es dazu schon zu spät sein. Da galt es, einen schnellen Entschluß zu fassen. Nach kurzem Abschied von Weib und Kind, die er der Obhut seinen am Orte wohnenden Schwiegereltern übergiebt, verläßt der Verfolgte sein Haus, ohne jedoch den Seinigen das Ziel, dem er zueilt, zu nennen, um sie nicht in Gefahr zu bringen; auch wußte er wohl selbst noch nicht, wohin er sich wenden sollte. Er eilt zunächst einer tief im Walde, weit von der Straße entfernt liegenden Mühle zu; der Müller läßt ihn noch in derselben Nacht über die pommersche Grenze fahren, und so war er wenigstens augenblicklich vor den Polen in Sicherheit. Das zu seiner Aufhebung abgesandte Commando fand, als es am Morgen in der Stadt anlangte, eine tiefgebeugte Pfarrersfrau und ein

Digitized by Google

Kind; in ihrer Erwartung getäuscht, zogen die Feinde bald ab, ohne große Unbill zu verüben.

Der Flüchtling erinnerte sich in seiner Verlassenheit eines Freundes in Colberg, zu diesem nahm er seinen Weg, meist zu Fuß wanderud, nur mit wenig Wäsche und mit noch weniger Geld versehen. Glücklich langte er nach mehreren Tagen vor der bereits von den Franzosen eingeschlossenen Festung an, in die er auch, da zu jener Zeit die Belagerung noch keine allzustrenge war, unter dem Anschein eines Spaziergängers aus der Stadt, ohne weitere Schwierigkeiten eingelassen wurde und bei seinem Freunde, dem Rector Schäfer, gastfreundliche Aufnahme fand. Sonst möchte es auch schwer gehalten haben, in der mit Truppen und vielen Flüchtlingen aus der Nähe und Ferne angefüllten Stadt ein Unterkommen zu finden.

Hier beginnt nun eine höchst bewegte und interessante Zeit für unsern Steinbrück; fast die ganze Sturm- und Drangperiode der denkwürdigen Belagerung Colbergs hat er mit durchgemacht; denn es war Anfangs Januar, als er dort eintraf, und erst einige Tage, nachdem der in Tilsit abgeschlossene Waffenstillstand bekannt gemacht war, am 6. Juli verließ er Colberg wieder. Es liegt mir ein vom 14. März bis zum 6. Juli fortgehendes genaues und ausführliches, von ihm selbst geschriebenes Tagebuch vor, das über diesen höchst merkwürdigen Zeitabschnitt viel Beachtenswerthes mittheilt und dessen Veröffentlichung ohne Zweifel einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte der letzten Belagerung Colbergs liefern würde. Ich muß mich hier freilich darauf beschränken, kurz die ferneren Schicksale unseres Helden nach Anleitung dieses Tagebuches zu erzählen.

Bald nach seiner Ankunft in Colberg meldete sich Steinbrück bei dem damaligen Commandanten der Festung, dem Obersten v. Loucadou, mit dat derselben im Namen der in Westpreußen dem Könige treu gebliebenen Städte, ein Commando derthin zu schicken, nun diese vor den polnischen Insurgenten zu schützen; auch hoffte er mit diesen Truppen zu den Seinen zurückkehren zu können. Das Erstere mußte der Commandant ablehnen, da es ihm an Truppen fehlte, ihm selbst aber versprach er zu schützen und ihn weder an die Polen, noch an die Franzosen auszuliefern. So mußte denn freilich Steinbrück seinen Plan aufgeben, vor Aufhebung der Belagerung in die Heimath zurückzukehren, und von dem Augenblick an, wo er darüber Gewißheit erhielt, stand auch sein Entschluß fest, den Colbergern in ihrer Noth treu zur Seite zu stehen. Bald schloß er sich an den wackeren Nettelbeck an und nahm Theil an dem Dienst der Bürgerwehr, später wurde er von dem nachherigen Commandanten Gneisenau* beauftragt auf dem Militärbureau mit Schreibereien beschäftigt. Uebrigens fand er in mehreren Familien der Stadt, in denen er noch von seiner Schulzeit her bekannt war, freundliche Aufnahme und liebevolle Theilnahme, an Allem aber, was die Stadt betraf, und an jedem Vorfall in dieser kriegerischen, unruhigen Zeit nahm er den lebhaftesten Antheil. Den größten Eindruck scheint, nach seinen ausführlichen Aufzeichnungen zu urtheilen, Schill's Persönlichkeit und sein Auftreten auf ihn gemacht zu haben, auch läßt er den militärischen Talenten und den vortrefflichen Eigenschaften des zu jener Zeit noch wenig bekannten Majors v. Gneisenau* volle Anerkennung zu Theil werden, der den alternden Commandanten, Obersten von Loucadou, seit dem 29. April ersetzte.

Trotz der großen Sorge um das Schicksal der Seinen und trotz der steten Angst, in welcher alle Bewohner Colbergs bei dem von Tage zu Tage heftiger werdenden Bombardement schwebten, fehlte es doch dem Betrübten nicht an erheiternden, freudigen Stunden. Eine solche wurde ihm bald nach seiner Ankunft zu Theil, als er eines Morgens zu dem Commandanten beschieden ward, der ihm in Gegenwart der Officiere folgende so eben von Memel per Estafette eingegangene Cabinetsordre vorlas, die wir uns nicht versagen können, ihrem Wortlaut nut ihrer Orthographie nach hier genau wiederzugeben:

„Seine(r) Königlichen Majestät:", so lautet das uns im Original vorliegende Schreiben, „haben aus einer Anzeige des General-Lieutenant von Menstein zu Danzig mit ganz besonderer Zufriedenheit ersehen, wie pflichmäßig sich der Prediger Steinbrück zu Preusch-Friesland gegen das Ansinnen des dasigen Land- und Stadtrichter B . . . , die feindliche Authorität von der Canzel zu proklamiren benommen hat, und daß derselbe außerdem mit eigner persönlicher Gefahr alles was in seinen Kräften gestanden angewendet hat, die Unterthanen in der Pflicht gegen ihren Landesherrn zu befestigen, damit der feindlichen Gewalt nicht weiter als so weit und so lange sie das Gegentheil erzwingen konnte nachgegeben werde. Obneachtet nun dem Prediger Steinbrück das Bewußtseyn, seine Pflichten gegen seinen Landesherrn und Vaterland erfüllet zu haben, künftig vorzüglich zur großen Beruhigung gereichen, und die Erinnerung hieran ihm glückliche Tage bewirken müssen, so verdient indeß doch diese von ihm erwiesene so standhafte Treue gegen seinen Landesherrn eine ausdrückliche Anerkennung und Belohnung. Seiner Königlichen Majestät haben dahero nicht allein befohlen, daß auf die Beförderung und Verbesserung der Dienstlage des Predriger Steinbrück bey der ersten Gelegenheit Bracht genommen werde, sondern wollen demselben auch hierdurch ausdrücklich Allerhöchstdero besondere Zufriedenheit über sein Wohlverhalten zu erkennen geben, und ihn der ferneren Königlichen Gnade versichern.

Memel den 27. Januar 1807.

(L. S.) (gez.) Friedrich Wilhelm."

Die auf sehr bescheidenem Papier geschriebene Cabinetsordre trägt die eigenhändige Unterschrift des Königs und ist mit dessen Privatsiegel unterfiegelt. Dieselbe mußte übrigens nach einer ebenfalls bei den Papieren noch befindlichen „Allerhöchsten Verordnung" d. d. 19. Februar 1807, die an sämmtliche Superintendenten in Pommern gerichtet ist, von allen Kanzeln im Lande verlesen werden. Für die dringendsten Bedürfnisse sorgte außerdem der König, indem nach einem zweiten Cabinetsschreiben, datirt Bartenstein, den 25. April 1807, dem Prediger Steinbrück ein kleines Wartegeld von dem Gouvernement in Colberg angezahlt werden mußte.

Aus Steinbrück's denkwürdigen Colberger Erlebnissen theile ich nur das Folgende, die Schilderung der letzten Tage der Belagerung, nach dem von ihm hinterlassenen Tagebuche mit. „Bisher," so beginnt er den Bericht über jene Tage, „war mein und aller Colberger Loos erträglich, aber das Schlimmste bestanden wir erst während des schrecklichen Bombardements, welches um 2 Uhr Morgens am 1. Juli anfing und erst nach 38 Stunden, am 2., Nachmittags 4 Uhr endete; nur zu vier verschiedenen Malen wurde eine Pause von einer Viertelstunde gemacht, um die Geschütze abkühlen zu lassen. Man schätzte die während der 38 Stunden abgefeuerten Paßkugeln, Bomben und Granaten auf 6000 bis 8000, von denen die bei weitem größere Mehrzahl in die Stadt fiel. Da die Domstraße, in welcher ich wohne, unmittelbar mit dem Wall und der Schanze auf demselben in Verbindung stand, so war die Erschütterung so heftig, daß ein Glas und eine Pfeife, welche auf dem Fensterbret standen, gleich bei den ersten Schüssen herunterfielen, und daß Alles auf dem Tische sich bewegte. Mein Wirth, Schäfer, der bald nach dem Beginn des Bombardements, Morgens um 4 Uhr ausgegangen war, kam nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, daß der Hafen vom Feinde genommen und kaum ein Boot gerettet sei, nun die Communication mit der See zu unterbalten. Ich lief auf den Wall und die dort befindliche Schanze, die „Katze" genannt, wo Gneisenau fast fortwährend sich aufhielt. Von hier aus sah ich das nächste Dorf zwischen dem Wall und dem Strande, Stubbenhagen, mit Sturm nehmen und die Italiener bis an das Glacis vortringen. Die Kugeln der Jäger und Schützen erreichten die Wälle, und ein Mann neben mir wurde durch den Kopf geschossen. Ich kehrte in meine Wohnung zurück und setzte mich auf das an der Wand stehende Bett; eine Bombe schlug zwischen meiner und des Nachbars Wohnung nieder. Durch die Erschütterung wurde ich von dem Bette bis an die Stubenthür geworfen, aber zu meinem Glücke; denn durch das Platzen der Bombe stürzte auch die Stubendecke ein und verschüttete das Bett, so daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach gerdtet worden wäre, wenn ich nicht den Augenblick vorher von jener Stelle geschieden worden. Ich mußte nun daran denken, die Wohnung zu verlassen; aber wo konnte ich jetzt noch Schutz vor dem Verderben finden? Alle meine Freunde waren bald nach dem Beginn des Bombardements in die bombenfest eingerichteten Casematten geeilt; dazu war es jetzt bei dem ununterbrochen anhaltenden Kugelregen zu spät; ich flüchtete deshalb auf den ganz in der Nähe gelegenen hohen Thurm der Marienkirche, wo eine Warte eingerichtet war, der ein gewisser Roland vorstand, welcher durch Signale mit den schwedischen und englischen Schiffen correspondirte und alle Abende einen Rapport

* Gneisenau kam als Major nach Colberg, wurde aber noch während der Belagerung zum Oberstlieutenant ernannt.

Digitized by Google

auf der Hauptwache abzuliefern hatte. Dieser, der einst mein Schulcamerad in der Tertia des Colberger Lyceums gewesen war, nahm mich freundlich auf. — Die Garnison, nur noch 4000 Mann stark, vertheidigte Wall und Mauer gegen 15,000 Feinde, indem die Bürger die Wachen bezogen. Tausend Verwundete und Kranke lagen in der Kirche, die eine der größten in Deutschland ist. Bald brach auch Feuer an zwei Orten in der Stadt aus.

Sein Mittagsmahl theilte Roland mit mir und noch einem Freunde, der sich zu uns geflüchtet hatte; da aber nur ein Löffel da war, so wurde ausgemacht, daß Jeder vier Bissen nahm und dann den Löffel weiter gab. — Während der Nacht schlief ich, so viel man bei dem ununterbrochenen Kanonendonner schlafen konnte, in dem höchsten Gemache auf dem Thurme, die Unterlage war Steingruß; die ganze Nacht dauerte das Bombardement und der Sturm gegen Wall und Mauern fort, da die Außenwerke bis auf zwei bereits genommen waren. Am 2. Juli gegen Mittag gerieth auch die schöne Hauptwache und der Thurm auf dem Markte in Brand. Es machte einen höchst betrübenden Eindruck, als der Bürgerofficier mit den Schützen aus der brennenden Hauptwache mit Musik abzog in das Schützenhaus oder in die Casematte. Die Stadt brannte nun in der Mitte und an vier andern Orten. Als ich Nachmittags mich nach einmal hinunter wagte, um womöglich uns durch Anlauf eines Commißbrodes zu verproviantiren, sah ich nur hier und da einen Menschen scheu und eilig an den Häusern hinschleichen; denn ohne die größte Noth wagte sich Niemand mehr aus dem Hause oder — besser gesagt — aus den Kellern, worin die meisten Einwohner Schutz gesucht hatten. Ich hörte aber doch erzählen, daß der Commandant Gneisenau den Bürger Nettelbeck gefragt habe, wie lange wir uns noch halten könnten, und daß der unerschrockene Nettelbeck geantwortet habe: wenigstens noch vierzehn Tage! Das machte auch uns wieder Muth, Niemand aber hatte eine Ahnung davon, daß unsere Erlösungsstunde so bald schlagen würde.

Es war gerade um 4 Uhr Nachmittags und die Noth war bereits aufs Höchste gestiegen, als ein Courier die Nachricht von dem in Tilsit geschlossenen Waffenstillstande brachte, welcher bekanntlich den Frieden vorausfing. Da dieser Courier von Cöslin kam, so hatte er auf seinem Wege nur Statt schon die nächste Batterie des Feindes benachrichtigt; diese signalisirte der nächsten, so verbreitete sich die Kunde schnell im Lager des Feindes, und während einer Viertelstunde hörten eine nach der andern alle Batterien zu feuern auf. Ich wunderte mich über diese plötzliche Unterbrechung und sah aus den Luken des Thurmes, daß unten auf der Straße auf einmal überall sich Gruppen von Menschen bildeten, die sich umarmten. Schnell stieg ich hinunter, da vernahm ich denn die frohe Botschaft von dem geschlossenen Waffenstillstande und sah Thränen des Dankes und der Freude über die nicht mehr gehoffte Rettung in manchem Auge glänzen."

Da die Franzosen noch Herren im Lande waren, so mußte Steinbrück, um die Festung schon vor dem definitiven Friedensschlusse verlassen zu können, sich von dem commandirenden General der Belagerungsarmee, dem Divisionsgeneral Loison einen Paß erbitten, um vor den Verfolgungen der Polen in seiner Heimath sicher zu sein, zumal er über das weitere Schicksal Friedlands und mein die Stadt jetzt angehöre, während seines halbjährigen Aufenthalts in Colberg nichts erfahren hatte.

Der Commandant v. Gneisenau gewährte Steinbrück bereitwillig die Erlaubniß, sich in's französische Hauptquartier zu Loison zu begeben, da aber vorläufig nur ein Waffenstillstand geschlossen war, so hielten die Franzosen die freie Passage in ihr Lager für bedenklich. Steinbrück wurde deshalb am Thore von einem französischen Unterofficier und zwölf Mann in Empfang genommen und, nachdem ihm die Augen verbunden waren, zu dem General geführt. Loison empfing ihn artig und freundlich, versicherte, schon von dem muthigen Patrioten gehört zu haben, und daß es ihm erfreulich sei, ihn kennen zu lernen. Auch gewährte er gern die Erlaubniß, daß Steinbrück zu seinen Eltern zurückkehren könne, denn dorthin wollte der Beträngte sich zuerst wenden, um von da aus erst nähere Erkundigungen einzuziehen, bevor er nach Friedland selbst zurückging.

Am 5. Juli verließ nun Steinbrück das schwerbedrängte, aber ungebeugte Colberg, und während des kurzen Aufenthaltes bei seinen Eltern erhielt er bald günstige Nachrichten über die inzwischen stattgehabten Veränderungen in Westpreußen. Die Grenzen des von Napoleon neu errichteten Herzogthums Warschau, zu dem ein großer Theil von Westpreußen gelegt war, erstreckten sich zwei Meilen östlich von Friedland, so daß dieses selbst mit seinen nächsten Umgebungen beim preußischen Staate verblieben war. Diese Kreise waren zwar ebenfalls von französischen Truppen besetzt, doch hatte der in sein Amt zurückgekehrte Pastor von diesen nichts zu befürchten, auch hielten sie äußerem gute Ordnung.

Nur ein Ereigniß aus der Zeit bis zum Abzuge der Franzosen verdient Erwähnung, weil es nicht minder als das bereits erzählte ein Zeugniß von der Liebe Steinbrück's zu seinem Vaterlande und von seinem unbeugsamen Muthe ablegt. „Zu einer Geburtstagsfeier Napoleon's," so erzählt er selber in seinen Denkwürdigkeiten, „die der französische Oberst Habelt, natürlich auf Kosten der Stadt, veranstaltete, wurde auch ich eingeladen. Diese Einladung anzunehmen, hielt ich gegen meine Grundsätze und weich derselben aus, indem ich an dem Tage nach einem nahegelegenen Dorfe ging. Am nächsten Tage begegnete mir der Oberst, fragte, ob ich mich eingeladen, und als ich dies bejahete, warum ich nicht gekommen sei. Ich antwortete, ich hätte doppelte Trauer: einmal trauere ich um den Tod eines nahen Verwandten, und dann könnte ich nicht froh werden, so lange er und seine Truppen mein armes Vaterland besetzt hielten. Um sich zu rächen, schickte der Oberst mir am Nachmittag desselben Tages sechs Mann als Einquartierung, von der ich bis dahin verschont geblieben war. Ich redete die Leute, welche Franzosen waren, freundlich an, bat, daß sie mit mir fürlieb nehmen möchten, und brachte ihnen selbst eine Schüssel Obst, das sie sehr liebten. Dadurch gewann ich sie so, daß sie mir unzweideutige Beweise ihrer Achtung gaben und schon nach einigen Tagen freiwillig abzogen."

Während der folgenden Jahre der Erhebung des Vaterlandes gegen die Fremdherrschaft blieb unser Pastor nicht müßig; er that Alles, um auch in seinen Kreisen die Begeisterung für den großen Kampf zu erwecken und rege zu halten; auch sammelte er fleißig Geld und Lazarethbedürfnisse für die Verwundeten, worüber mir aus seinen nachgelassenen Papieren Quittungen vom Königl. Lazareth-Magazin in Berlin und von der Regierung zu Marienwerder vorliegen.

Aber auch der König hielt sein dem wackern Manne gegebenes Versprechen, denn als im Jahre 1817 die königliche Pfarrstelle in der Gemeinde Stolzenhagen bei Stettin vacant wurde und Steinbrück sich um dieselbe bewarb, wurde ihm die Stelle sofort und zwar auf Grund einer Cabinetsordre verliehen, obwohl bereits von dem Consistorium über die Besetzung anderweitig verfügt war. In diesem Amte blieb er nun bis zu seiner auf sein Ansuchen im Jahre 1853 erfolgten Emeritirung, und wenige Jahre nachher, am 27. Mai 1858 entschlief er in den Armen seines ältesten Sohnes und Amtsnachfolgers. Bis in sein hohes Alter hatte er sich einen regen Sinn für Alles, was Gutes und Erfreuliches die Welt bewegte und die Einwickelung der Menschheit förderte, zu bewahren gewußt; einfach und schmucklos, aber zu allen Zeiten wahr, treu und bieder, so lebte und wirkte er, und so wird auch sein Andenken im Segen in seiner Gemeinde und bei allen denen fort, die ihm im Leben nahe gestanden haben. — Wahrlich, er war es wert, den Besten seines Volkes beigezählt zu werden!

H., am 1. Weihnachtstage 1865. Dr. H.

Haarkäuser in Thüringen.

Geschäfte führten mich vor Jahren häufig und in ziemlich regelmäßigen Intervallen nach der holländischen Provinz Nordbrabant. Dazumal gab es die Eisenbahn noch nicht, die jetzt in raschem Fluge über Limburg die mächtigen Haideflächen jenes Landstriches durchschneidet. Man hatte daher in seinem Hantierer oder dem schwerfälligen Postwagen Tage lang Gelegenheit, das Auge an der öden Fläche zu ermüden, auf der es vergebens nach einem freundlichen Ruhepunkte sucht. Immer und immer wieder unterbrachen nur bald einzeln stehende, bald kettenartig aneinandergereihte Hügel weißen Flugsandes das braune Einerlei der langgestreckten nasenartigen Kiefernpflanzungen, welche gegen jenen als Schutzwände für Aecker und Wiesen dienen müssen; höchstens gab dann und wann ein

Digitized by Google

Trupp magerer Birkenstämme, die, an irgend einem sandigen Verbindungswege stehend, ihre dünnes Hauptha[illegible] im Winde flattern lassen, der endlosen Monotonie einige Abwechselung. In dieser unfreundlichen Gegend, da wo die Straße von Mastricht nach Herzogenbusch die limburgische Grenze überschreitet, liegen ungefähr zehn bis zwölf Ortschaften, in denen sich vor sehr langer Zeit zwei merkwürdige Gesellschaften bildeten, die den Grund zu einem bei der Unfruchtbarkeit des Bodens überraschenden Wohlstand legten.* Es sind die der Kupferwarenhändler und die der Haarkäufer, deren Wohnungen durch die Ziegeldächer, die grün gestrichten Fensterläden und Thüren mit ihren blitzenden Messinggriffen, sowie durch gesteigerten Comfort, durch größere Ordnung und Reinlichkeit im Innern sich vor den andern strohbedeckten Hütten der übrigen Dörfer vortheilhaft auszeichnen.

Jede dieser zwei Genossenschaften zerfällt wieder in mehrere sogenannte Compagnien. Die erstere, von der ich hier nicht erzählen will, hat das Herzogthum Nassau und das Königre'ch Dänemark, wo sie auch ihre eigenen Kupferkesselfabriken besitzen, zum Vertrieb der Waaren gewählt. Die Haarkäufer dagegen suchten ihren Wirkungskreis in einem Theile Westphalens, in Hessen, auf dem Eichsfelde, in Thüringen, auf dem Rheingebirge und in dem angrenzenden Theile des Königreichs Baiern. Es sind meistens kräftige, gutgewachsene Leute, oft mit anziehenden romanischen Köpfen. Sie halten unter sich stets auf strenge Zucht und Ordnung, sind in Gesellschaft nie ausgelassen, vielmehr ernst und schweigsam und meiden jeden öffentlichen Wortwechsel oder Streit. Sie werden daher überall gern gesehen und mit Achtung behandelt. Kein Wirth, bei dem sie länger verweilen, stimmert sich um das, was sie genießen, denn vor der Abreise legt der Haarkäufer sein Notizbuch, in welches er selbst das Geringste aufgezeichnet, dem Wirthe vor, und dieser weiß, daß er mit einem redlichen Manne abrechnet. Ihre „Geschäftssprache" ist ein Dialekt des holländischen Idioms, den sie, um ihn unverständlicher zu machen, zum Ueberfluß noch mit einer Art von Rothwelsch vermischt haben. Ohne Ausnahme sind sie eifrige Katholiken, deshalb scheut Keiner weder Jahreszeit noch Wetter, wenn es gilt, den oft weit entfernten Ort ihres sonn- oder festtäglichen Gottesdienstes zu erreichen.

Meistens bestehen die Mitglieder der verschiedenen Compagnien, die sich nach den Orten ihrer Hauptniederlagen: Heiligenstadt, Dingelstedt, Mellrichstadt, Saltzungen und Fritzlar benennen, aus Verwandten und ergänzen sich in der Regel auch lediglich aus diesen. Hat sich einer derselben zu dem Geschäft entschlossen, was gewöhnlich mit dem 15. oder 16. Jahre geschieht, so verpflichtet er sich, der Compagnie sechs Jahre lang als Knecht zu dienen, und wandert während dieser Periode unter der Führung eines der Sprache, der Wege und des Geschäfts vollständig kundigen älteren Cameraden mit auf den Handel, bis ihm dieser entweder allein anvertraut werden kann, oder er, was übrigens selten geschieht, wieder zurück nach der Heimath gesendet werden muß. Nach diesen sechs Jahren, während welcher Zeit er die Städte, wo seine Wiege stand, nicht besuchen darf, tritt er mit Einlage seiner Dienstzeit als Capital nunmehr als vollständig gleichberechtigtes Mitglied in die Compagnie und erhält die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit nach Hause reisen zu dürfen.

Das Einkaufen der Haare geschieht theils durch den Tausch gegen bunte Kattunstücher, theils gegen baares Geld. Die Haarkäufer sehen dabei am meisten auf die Länge und Feinheit des Haares, weniger auf die Farbe. In ihren Niederlagen wird dann die erworbene Waare nach Farbe und Feinheit sortirt, gereinigt, eingeölt, über dem Abschnitt einige Finger breit mit Bindfaden fest umwickelt, gut verpackt und nach ihren Bestimmungsplätzen, den meisten Hauptstädten Europa's, ja selbst nach Amerika, abgesendet.

Freilich ist benutzte dieser Handel nicht mehr so einträglich, als in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Damals war auch der Haarkäufer ein anderer als jetzt, er war stets ein lustiger und durstiger Geselle, der oft wochenlang mit seinen Cameraden an dem Orte verweilte, wo sich seine Niederlage befand, und singend und scherzend aus einer Schenke in die andere zog. Jetzt aber geizt er mit seiner Zeit, denn will er dem Geschäft noch etwas abgewinnen, so giebt es weite Touren zu machen, hauptsächlich nach den vom Verkehr abgelegenen Ortschaften des Gebirges, da in den unteren Geläncountenden Thälern mit den von der hereinfluthenden Mode verrängten Hauben und Mützen nicht mehr die genügende Ausbeute zu finden ist. Rückt das Alter heran, so pflegt sich der Haarkäufer nach seinem Dorfe zurückzuziehen, wo er inzwischen meistens Haus und Familie begründet hat, und der von der letzteren inzwischen betriebenen Landwirthschaft nunmehr selbst vorzustehen.

In einem dieser Dörfer mußte ich einst Nachtquartier nehmen. Das Wirthshaus wurde von einem ehemaligen Haarkäufer gehalten, der sein Schäfchen in's Trockene und das eigentliche Geschäft aufgegeben hatte. Das ganze Haus war ein Bild von wohlthuender Sauberkeit und behaglicher Ordnung. Als ich in das räumige Gastzimmer eintrat, saß der alte Wirth an dem von breitem Schornsteinmantel bedachten Kaminfener. Er hatte beide Hände auf die Arme des aus Weiden geflochtenen Lehnstuhls gestützt. Zwischen den Fingern der Linken hielt er den frisch gestopften irdenen Stummel, während die klugen Augen sinnend auf dem über dem Feuer hängenden eisernen Topfe weilten, in welchem die neben ihm sitzende Ehehälfte eben die Grütze in die siedende Buttermilch rührte. Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten Raume. Bei meinem Gruß indeß richtete sich der Hausherr auf und ging mit mir mit einem kurzen, aber warmen „Willkommen" entgegen. Auch die Alte verrieß ihren Suppenkessel, und nun thaten die beiden Alten was sie konnten, um es mir, dem zeitweilig einzigen Gaste, so behaglich wie möglich zu machen. Es waren ein Paar prächtige Leute. Sie lebten jetzt ganz allein in ihrer stillen Wirthschaft, denn die Söhne hantirten noch draußen in der Welt als eifrige Haarkäufer.

Wie in Holland üblich, stand bald ein heißer Wachholdergreg auf dem Tische, die ebenfalls kantherkommliche Thonpfeife brachte mir die Alte, und ehe noch der Zeiger der urgroßväterlichen Wanduhr viel weiter gerückt war, saßen wir im intimen Plaudern. Oder ich vielmehr ein aufmerksames Zuhören; denn der Alte hatte sich ganz in die lieben Erinnerungen seiner Jugend und meiner Heimath, des grünen Thüringen, vertieft, das er manch liebes Jahr durchwandert hatte. „Wahrhaftig," fuhr er fort, indem er einen befriedigten Blick in der großen Stube umherwarf, von deren Gesimse, Wänden und Schränken ein ungewöhnlicher Reichthum von kupfernem und zinnernem Hausgeräthe blitzte, „ja, wahrhaftig, ich müßte undankbar sein, wenn ich im Geiste nicht noch dann und wann auf und zwischen den mächtigen Bergen Eures Thüringer Landes verweilen wollte. Gerade eben wie Ihr kamt, stand ich in Gedanken, den schweren blauen Pläschsack auf dem Rücken, mit meinen älteren Cameraden wieder dort, am Fuße jener gewaltigen Berge, und maß gerade wie damals den steilen Fußpfad, der uns nach dem nächsten Gebirgsorte bringen sollte. Daxmal hatte ich noch junge Beine, ich mußte hinauf, und es geht Alles, wenn man nur ernstlich will. Späterhin that mir's Keiner gleich, und es giebt dort wohl keine Straße, keinen Fußpfad, den ich nicht, freilich oft keuchend und in Schweiß gebadet, gemessen, ich konnte dann immer noch beim Eintritt in eines jener Dörfer mein: „Haare, Haare verkoop"! kräftig und so lange die Straße hinaufrufen, bis ich das Schild oder den grünen Tannenbusch der Schenke erblickte. Dann aber war's vorbei, denn das Bier war saft immer vortrefflich, und ein guter, alter Nordhäuser steht unserm Schiedamer nicht viel nach. Doch lange durfte ich dabei nicht verweilen, denn die Frauensleute hatten mich gehört und winkten da und dort aus Thür und Fenster.

Aber laß Dich das nicht irren, liebe Frau," — schaltete er zu seiner Ehehälfte gewendet ein — „das Winken galt niemals meiner Person, immer nur den schönen, bunten Tüchern in dem gefüllten Pfülchsacke, denn die Frauensleute sind sich zu überall gleich und schmäcken sich gerne mit bunten Lappen. Die beste Ernte habe ich immer vor der Zeit ihrer Kirmsen oder anderer Festtage gehalten. Für eins oder zwei meiner Tücher ließen sich die Meisten unter Scherz und Lachen das schönste Haar abschneiden, unter ihren Hauben und Kopftüchern bemerkte man das Stoppelfeld ja doch nicht groß. Einen Kranz, der die Blößen deckte, ließ ich ihnen ja immer noch stehen. Freilich traf es sich auch, daß eine einmal anderm Sinnes war und weder von uns noch unseren Tüchern etwas wissen wollte.

So kann ich bis heute es noch nicht vergessen, als ich auch einmal wieder droben in einem jener Dörfer in der Schenke saß, wo sie sich im Winter wegen des hohen Schnees einen Ein- und Aus-

* Durch Anlegung eines Canals, der einen Theil dieser Haidestriche bewässert, ist in neuerer Zeit der Boden dieser Gegend wesentlich verbessert worden. D. B.

Digitized by Google

Haarkäufer in Thüringen.
Nach einem Originalgemälde.

Digitized by Google

gang aus ihren Dachluken graben müssen und ihnen, wie man sagt, die Hasen durch den Schornstein in die Küche fallen. Ich hatte mich eben bei dem Wirthe nach einem Haare erkundigt, einem Haare, wie man es selten unter die Scheere bekommt, lang, fein und von einem Glanze, als wäre es mit Goldstaub bestreut. Aber das saß gewaltig fest, und wenn Unsereiner dann und wann so im Vorübergehen einen Blick nach den Fenstern des Häuschens warf, dann hätte Ihr nur einmal das Gesicht sehen sollen. Buh! man hätte sich fast fürchten können! Wir Alle ließen aber nicht ab und dachten: kommt Zeit, kommt Rath, gut Ding will Weile haben. Ich saß also droben wieder in der Schenke und hatte eben vom Wirthe vernommen, daß in jenem Hause die bittere Noth eingekehrt sei; die alte Frau wäre schon seit geraumer Zeit kränklich und das Bischen ersparte Geld sei, wie er bemerkt habe, zu Ende, und vielleicht säße das Haar heute nicht mehr so fest, wie sonst. Gerad' hau' ich mich erhoben und wollte just nach meinen Sachen greifen, als eine alte, auf allen Jahrmärkten herumziehende Schwammhändlerin eintrat und mich mit den Worten begrüßte: „Na, Dicker, kannst heute einen Krug einschenken lassen, ich soll Dich zum Bärble hinunterholen, wirst schon wissen, warum. Dem armen Ding geht's freilich fast an's Leben; aber du lieber Gott — —"

Ich gab dem Wirthe schnell einen Wink, daß er einschenken sollte, und eilte davon, denn ich wußte, daß ein Camerad von mir, ein Heiligenstädter, ebenfalls heute noch hierher wollte, und da galt's Eile. Das Bärble trat mir mit verweinten Augen auf der Hausflur entgegen. Ich gestehe, sie that mir leid, aber ein Blick auf ihren Kopf machte mich wieder scheu. Ein Brabanter Thaler schlug durch, und wir traten ein. In der freundlichen Stube fand ich Reinlichkeit und Ordnung. Sämmtliches Geräthe jedoch trug das Gepräge arger Verdrängnis. Ich warf einen Blick auf die alte, weinende Mutter. Die arme Frau! Sie mochte fühlen, daß das Opfer ihr jetzt gebracht würde, und wies den Thaler, als fürchte sie sich vor seiner Berührung, laut jammernd zurück. Mir selbst wurde dabei ganz sonderbar zu Muthe. Doch die Begierde, dieses außerordentlich schöne Haar zu besitzen, welches wie ein goldener Strahl den Rücken herabfiel, siegte wieder über meine Gefühle. Schon hatte ich mein Reff abgesetzt und einige hübsche Tücher zurechtgelegt, die ich dem netten Mädchen außer dem Brabanter Thaler übergeben wollte, schon spielten meine Finger unter einer Strähne und die Scheere war zum Schnitt bereit, als mir eine starke Stimme zurief: „Halt ein, Holländer, halt ein!" Das Mädchen fuhr wie ein Blitz in die Höhe. „Gott, das ist der Fritz, der Fritz!" Mit einem Sprung war sie vom Schemel weg, eilte nach dem offenen Fenster, und wie ich mich umdrehte, hing die Dirne schon am Halse eines hübschen Jungen.

Was soll ich weiter erzählen? Es war eben der Fritz, ihr Jugendgespiele, ihr Geliebter. Das war Rettung in der Noth, und somit war's mit meinem Handel nun vorbei. Es that mir arg leid um das schöne Haar, das ich nun nicht bekommen konnte. Aber im Grund meiner Seele freute ich mich doch, daß das schmucke Kind nun ihre schönen Flechten nicht herzugeben brauchte. Ich steckte meinen Brabanter wieder zu mir, raffte meine Sachen zusammen und eilte in die Schenke zurück. Wie ich später erfuhr, war der Fritz der Pfarrersohn von nächsten Dorfe, der das Bärble schon lieb gehabt, ehe er nach der Residenz ging und sich als Maler ausbildete. Jetzt war er mit mehreren seiner Commilitonen auf der Reise nach der Heimath und hatte es sich nicht nehmen können, bei dem hübschen Mädchen vorzusprechen und ihr seine Ankunft anzuzeigen. Einige Jahre später hat er auch sein Bärble heimgeführt, und wie ich höre, hat einer seiner Freunde, der damals mit ihm nach der Heimath zog, die Scene des Wiedersehens in einem prächtigen Gemälde verherrlicht, das ich freilich nie gesehen. Gott schenke der braven Tochter ein glückliches Leben! Doch nun, Trude," setze er hinzu, „mach' daß unser Gast da zu seinem Speckkreiß kommt, und trag uns Allen eine tüchtige Schüssel Kernemelks pap * auf."

Ich drückte dem Alten die Hand und noch manchmal bin ich in der Folge bei dem wackeren Ehepaar eingesprochen. Als ich aber das letzte Mal in's Dorf kam, da war der Alte heimgegangen, und der älteste Sohn, der nun auch das Geschäft aufgegeben hatte, hauste bei seinem inzwischen stocktaub gewordenen Mütterchen allein.

* Eine mit Syrup versüßte Buttermilchsuppe.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Bei den Vorwürfen, die das Mädchen dem Lipp machte, erröthete er und kaute an seinem Bart. „Stell' Dich an, wie Du willst, Biel," sagte er, „und wenn Du Dich noch so trautig machst, ich weiß doch, was dahinter steckt. Du stellst Dich nur so an, damit man's nicht merken soll! Aber ich seh' Dir's doch an . . . es ist Dir nichts Neu's, was ich Dir gesagt hab' . . . Du kennst den Burschen und weißt, wo er steckt!"

„Und wenn's so wär?" sagte sie, stolz vor ihn hintretend. „Wenn Du so gut lesen kannst in meinem Gesicht, dann sieht's gewiß auch drinn' geschrieben, daß dasür gesorgt ist, daß Du ihn nit findest!"

„Das glaub' ich kaum! Fort kann er nit sein . . . wir haben ihn eingekreist! Wenn er also nit hinunter ist über die lange Wand . . . so muß er in Deiner Hütten versteckt sein!"

„Probir's halt, ob Du ihn find'st!"

„Das ist just nit schwer . . . Du sitzest nit umsonst wie angenagelt da vor der Kellerthür! . . . Und was ist denn da am Boden? Ein Bunterrupfen! — Richtig — unser Beil ist angeschwissen und hat geschweißt . . . die Fährt geht bis daher, willst Du es leugnen, daß der Fuchs im Keller sitzt?"

„Ich sag' nichts, als was ich Dir heut schon einmal gesagt hab'" rief sie zornig. „Mach, daß Du Deine Weg' weiter kommst . . . in meiner Hütten hat mir Niemand was einzureden — da bin ich Herr! . . . Geh!"

Lipp zuckte die Achseln und wich nicht von der Stelle. „Wenn ich auch gehn wollte," sagte er, „was thät's nützen? Die Andern gingen doch nicht, die sind nicht so weichherzig . . . Und was meinst Du, wenn der Vetter miskommt, ob der nit glaubt, er wär der eigentliche Herr in der Hütten?"

Als sie schwieg, trat er zutraulich näher. „Schau, Biel, ich mein's gut mit Dir," sagte er einschmeichelnd, „sag mir's, ob er da ist — sag's, eh die Andern kommen, ich will Dir helfen . . . es ist schön von Dir, wenn Du den armen Menschen retten willst . . . es ist mir völlig schwer auf's Herz gefallen, was Du vorhin gesagt hast vom Scheregunkecht . . ."

„Wenn ich Dir glauben dürft' . . ." sagte Sabine unsicher und sah ihn mit den großen, flammenden Augen zweifelnd und fragend an.

„Du darfst mir glauben," sagte er noch treuherziger, aber mit lauerndem Blick, der nach der Blöße des Gegners späht, um den Dolch in die schutzlose Stelle zu bohren. „Mir thut der Rebeller auch leid . . . und wenn sie ihn noch erschießen thäten, das wär' das Wenigste — das wär' ein leichter und ein geschwinder Tod, aber mich schaudert, wenn ich daran denk, was ihm Anderes bevorstehen kann!"

„Und was?" flüsterte sie ängstlich überrascht. „Was wär' das?"

„. . . Es ist herausgekommen," erwiderte er eben so leise, aber mit Nachdruck . . . „er ist nicht blos ein Rebeller gewesen . . . er hat auch einen Mord begangen . . ."

„Einen Mord!" rief Sabine und sprang entsetzt auf.

„Still, nit so laut!" beschwichtigte er. „Nicht jetzt . . . schon vor Jahren ist das geschehn! . . . Mich wundert, daß Du's nit errathst, und hast mir doch erst gestern selber erzählt von Deinem Verdacht . . ."

„Heilige Mutter . . ." schrie sie auf, stürzte auf Lipp zu, faßte seine Hand und sah ihm starr in die Augen. „Das ist nit wahr, Lipp! Sag nein . . . das kann ja nit wahr sein!"

„Gewiß ist's freilich nit — aber es wird doch kaum anders

Digitized by Google

sein . . . Es ist der Bomper-Hans und hat zur selbigen Zeit beim Wirth in Krinn gedient . . .“

„Ja, ja — das ist wahr . . .“ stammelte sie und ließ ihn nicht los, als wollte sie jede Silbe vorher von Mund und Auge des Erzählers lesen. „Er ist in der Gegend bekannt, das trifft zu . . .“

„Es trifft wohl noch mehr zu . . . er ist ein verwegener Wirthschitz gewesen, der wohl mit dem Jäger zusammengetroffen sein kann!“

„Ja, ja,“ sagte sie finster, „war er darum so traurig, als ich ihm sagte, er solle gut machen, was er auf der Seel' habe . . .“

„Das schlechte Gewissen wird ihn wohl traurig machen. — Aber es kommt noch mehr . . . Der Müllerknecht hat ihn angetroffen heut früh, wie er einen Kranz an das Marterl gehängt hat . . .“

„Einen Kranz? Also von ihm?“ leuchte das Mädchen mit immer wilder sprühenden Augen. „Ich hab' ihn gesehen, den Kranz . . .“

„Er ist niedergekniet an dem Marterl und hat gebet't . . .“

„. . . Und wenn es sein letzter Stoßseufzer wär', er bet't nit weg, was er gethan hat!“

„Darum selli' er das gethan haben, wenn ihn nit das Gewissen dazu treibt? Bei Dir thut's die Lieb' . . . bei ihm das Gewissen . . .“

Eine hatte sich wieder gesetzt, sie rang die Händ. und fuhr sich in das Haar. „Es ist schrecklich,“ murmelte sie . . . „o, es ist mehr als schrecklich . . .“

Lipp trat näher. „Er hat's sogar eingestanden, so halb und halb,“ flüsterte er, „wie ihn der Knecht gefragt hat, hat er geseufzt und hat gesagt . . . an den Margaretbentag hab' ich zu denken, mein Leben lang! . . . Kann da noch ein Zweifel sein?“

„Keiner — keiner!“

„. . . So sag', wo er ist, eh' die Andern kommen . . . wenn Du ihm fortheifen willst, so sag's . . . wir thun's miteinander . . .“

„Fortheifen!“ rief Sabine in fesselloß ausbrechendem Grimm. „Ich hab' mich nach dem Augenblick gesehnt, wie eine arme Seel' im Fegfeuer nach einem Tropfen Wasser . . . ich hab' ihn mir erbet't und soll ihn jetzt aus meiner Hand lassen? Nein, der arme Gotthard soll einmal Ruh haben im Grab — seinem Mörder soll geschehn, was ihm geschah . . . Heb' die Faltbür' auf, Lipp — dort im Keller ist er versteckt!“

Erschüttert von dem Kampf ihrer Seele taumelte sie gegen den Heerd, während Lipp die Falltüre auftrig. Im selben Augenblick erschienen die übrigen Streifer an der Thür der Hütte. „Wir haben ihn,“ rief Lipp ihnen jubelnd entgegen — „nur herein, Cameraden, mit baudelt ihn . . .“

Die Hütte füllte sich mit bewaffneten Bauern; auf den obern Kellerstufen stand der Bomper-Hans.

„Gieb Dich, Tiroler,“ rief ihm Lipp zu, „widersetz Dich nit . . . Du siehst, daß wir Dir überlegen sind!“

„Das müßten wir erst sehen,“ war die kaltblütige Antwort, „wenn ich's darauf ankommen lassen wollt . . . aber ich will mich nit wehren, es ist mir recht so . . . nur Eins möcht' ich wissen, sagt's mir nur das Einzige, wie Ihr mich gefunden habt?“

„Die Sennerin dort hat Dich verrathen!“ rief Lipp, während Einige hinzutraten und den Gefangenen, der es ruhig geschehen ließ, die Hände auf dem Rücken zusammenschnürten.

Er machte einen Schritt gegen die Thür, blieb aber vor dem Mädchen stehen und sah sie mit einem Blicke an, in dem Buth, Liebe und Verachtung sich mischten. „Du hast gelagt, Du wüllst lebig bleiben,“ sagte er, „thu's, Sennerin — thu's ja! Mach' Keinen mehr unglücklich! — Du grundschlechte Seel'!“

Mit flammenden Augen sprang Sabine auf und hielt den sich Abwendenden zurück. „So willst Du mit mir reden?“ stammelte sie. „Kannst Du sagen, daß Dir Unrecht geschieht?“

„Ich hab' für meinen Kaiser gefochten und für's Land Tirol,“ erwiderte er fest, „ob mich die Franzosenkugeln am Iselberg getroffen hätten oder ob sie mich jetzt treffen — das ist Eins!“

„Nein!“ rief das Mädchen wie außer sich, „eine ehrliche Soldatenkugel ist zu gut für Dich . . . Du gehörst auf's Blutgerüst mit Dein Kopf fein Scharfrichter! Denk' an die lange Wand und an den Margaretbentag — Du Mörder!“

Hans zuckte schmerzvoll zusammen und senkte den Kopf — er fand kein Wort der Erwiderung.

„Du kannst mit Nein sagen,“ fuhr Sabine fort, . . . „der Jäger ist mein Schatz gewesen und mein Bräutigam . . . Du hast mir mein ganzes Glück zerrissen't, hast mir das Brautkranz aus den Haaren gerissen und hast gemeint, Du machst es gut, wenn Du ein's an das Marterl hängst! Mach mit unserm Herrgott aus, was noch kommt — wir zwei sind fertig mit einander . . . und ich bin's und bin stolz darauf, daß ich Dich verrathen hab'!“

In finsterem Schweigen folgte Hans den ihn umringenden Bewaffneten; triumphirend blickte Sabine ihnen nach . . . über den Bergrand der langen Wand blitzte in ruhiger Größe der erste Sonnenstrahl empor.

3.

Schon lange waren die Bauern mit ihrem Gefangenen im Waldsaume verschwunden, und nur von ferne tönte manchmal noch ein Jubschrei, durch welchen der Eine oder der Andere seine Freude über den glücklichen Erfolg des Unternehmens ausdrückte und zugleich den unten harrenden Genossen das Gelungen anzeigte. Obwohl längst nichts mehr zu sehen war, stand Sabine doch noch unter der Thüre der Almhütte und blickte nach der Stelle, wo die Streifer sich entfernt hatten, in den klaren Morgen hinaus. Es war, als habe sie sich nicht satt gesehen an dem Anblick des Gefangenen, als wolle sich ihr Gemüth noch länger an der Gewißheit weiden, daß der so lang und heiß ersehnte Augenblick der Vergeltung für den Verhaßten gekommen war, der das theuerste Leben und mit ihm das Glück ihres eigenen Lebens vernichtet hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da, und aus den entschlossen blickenden Augen strahlte eine stolze, kühne Freude, hell und entschieden, wie die Sonne immer höher und leuchtender in das klare Blau emporstieg. Sie schien in ihrem sieghaften Glanze des Gewölkes zu spotten, das über Nacht der Mund von Berg, See und Moor gesogen und emporgehoben hatte, und woraus nun am östlichen Himmel ein dichter, düsterer Streifen wie eine undurchdringliche Wand aufgebaut stand, als wenn es gälte, das emporschwebende Gestirn des Tages in seinem Laufe aufzuhalten.

Zum ersten Male in den vielen Jahren, in welchen Sabine die Alm bezogen hatte, vergaß sie darauf, das Vieh, das in den kalten Nächten schon in den Ställen sich einfand, am Morgen anzujagen; in ihrer Aufregung, in dem Widerstreit ihrer Gedanken überhörte sie, wie die Thiere blökend nach der frischen Weide verlangten, mit den Ketten klirrten und die Halsglocken schwenkten, daß es himmelte und dröhnte.

Trotz Stolz, Genugthuung und Freude lag ein Etwas in ihrer Seele, dunkel wie der Wolkenstreifen über der steigenden Sonne.

Der wachsende Lärmen schreckte sie endlich auf und der Zuruf des Geiß-Buben, der mit seinen Ziegen schon ausgezogen war und von dem Felsen, um welchen seine Schäflinge kletternd weideten, herunterjuchzte, mit der einen Hand das alte zerlumpte Hütel, mit der andern die Peitsche schwingend, daß Knall auf Knall sich folgte. Sie trat in den Stall und löste den Kühen die Ketten vom Futterbarren, sie stieß die Stallthüre auf und ließ die Thiere sich hinausdrängen, aber sie dachte nicht daran, wie sie sonst niemals unterließ, sie mit allerlei Schmeichelnamen zu begrüßen, und auch ihr Liebling, eine schöne Fatbenkuh, drängte sich vergeblich an sie, um, wie sie gewohnt war, von der Sennerin getätschelt und zwischen dem zierlich gewundenen Hörne gekraut zu werden.

Als sie in sich gekehrt vom Stalle weg und zur Quelle ging und an der Vorderseite auf den sogenannten Grad kam, blieb sie überrascht stehen — die Sonne hatte die Wolkenwand erreicht, und da sie dieselbe nur unvollständig zu durchdringen vermochte, brachen sich die schräg auffallenden Strahlen zu einem eigenthümlichen Roth, das wie der Widerschein einer fernen ungeheuren Feuersbrunst den ganzen Himmel und die Bergköhen überfluthete. Es war etwas Unheimliches in dieser Beleuchtung, und dem Mädchen kam es wieder vor, als wäre das Roth von Blut, als wären ihre eigenen Gedanken vor sie herausgetreten und wirklich geworden, denn sie hatte im Geiste immer Gotthart's blutbedeckte Leiche vor sich und sah, wie das Blut seines Mörders, von dem rächenden Schwerte vergossen, auf ihn niederströme. Wie oft hatte sie solche Vorstellungen und Bilder in sich hervorgerufen und festgehalten, sie waren ihr nicht neu — und dennoch waren sie anders geworden, und vor ihrem Erscheinen rieselte es' ihr wie kalter Schauder über den Leib.

Digitized by Google

Sie eilte in die Hütte, um sich durch die gewohnte Arbeit zu zerstreuen, aber sie erkannte bald, daß das nicht der geeignete Ort für dies Vorhaben war, denn Alles erinnerte hier an ihn und an das Geschehene. Dort vor der Fallthür zum Keller war der Entsetzliche gestanden . . . sie sah ihn vor sich, sie fühlte, wie sein durchbohrender Blick voll der unsäglichsten Verachtung auf ihr lag . . . sie hörte ihn mit Gotthard's Stimme die vernichtenden Worte sprechen . . . „Du grundschlechte Seel'!" . . . Aber sie hatte ihn dafür vergolten! Sie hatte ihn die in's Tiefste getroffen! Mit dem einzigen Worte „Mörder" hatte sie seinen Hochmuth gebeugt, seine Verachtung entwaffnet . . . wie gebrochen, wie so ganz nach außen und innen vernichtet war er dahingegangen — dem baldigen sichern Tode entgegen! Gotthard und sie selbst war an ihm gerächt . . . und doch, wenn sie ihn in Gedanken so dahinschreiten sah, dem Tode zu, nicht mit dem wilden Trotze des Verbrechens, sondern mit einer Erschütterung, die fast auffah, wie die tiefste Reue — dann weich die Strenge, und ein Strahl von Mitleiden dämmerte auf in der Nacht ihres Gemüthes.

Hastig raffte sie sich dann auf und fuhr mit der Hand über die Stirne, als wären diese Gedanken etwas Aeußeres, das sich wegnehmen und löschen ließe, wie ein drückendes Band. „Bös kommt mir so was in den Sinn!" murmelte sie vorwurfsvoll vor sich hin. „Geschieht ihm denn nicht recht? Und wenn sie ihm das Härteste anthun, ist es mehr, als er verdient hat? Nein — und wenn ich es nochmal zu thun hätte — ich würde mich keinen Augenblick besinnen und es wieder ebenso machen! Ich glaube, ich könnte zusehn, wie sie ihm den Kopf . . ."

Sie vollendete den Gedanken nicht — denn im Augenblick sah sie diesen Kopf vor sich, so männlich kühn und doch so gutmüthig, daß seine Schuld wie eine Unbegreiflichkeit erschien; sie empfand diese braunen, tiefringenden Augen auf sich gerichtet, wie damals, als er neben ihr, am Hüttenfenster stehend, ihre Hand gefaßt hatte . . . und immer wieder tönte ihr die leise traulich Frage in's Ohr: . . . „Thät' es Dir leid? . . . Bist Du mir gut?" . . . Und jene Hand, die so vertraulich in der ihrigen gelegen, hatte Gotthard über den Felsen gestürzt — was hatte sie auf diese Fragen geantwortet und wem? Und wenn diese Fragen noch einmal an sie gerichtet würden . . . und sie wollte wahr sein gegen sich selbst, was konnte sie noch jetzt darauf anworten? War nicht etwas in ihr, was trotz alles Geschehenen sich nicht beschwichtigen ließ und dem Manne zu Gunsten sprach, den sie haßte und verfolgte als Mörder und Verbrecher?

Die Hütte ward ihr zu eng: sie füllte sich immer mehr mit sie umdrängenden Gestalten und Bildern der letzten und früherer Vergangenheit, die sie wegängstigen und vertrieben. Sie mußte fort und sie wußte, wohin sie sollte . . . sie konnte nicht zweifeln über den Ort, an welchem dieses wilde Gewirr von Empfindungen sich lösen und aller Zwiespalt in Ruhe verhallen mußte.

Vor die Hütte tretend, wandte sie sich gegen eine höhere grüne Bergkalte zu, von welcher, eingerahmt von Wand und Gebirg, eine andere Sennhütte herunterstah, und stieg eine Art Zuhsichrei aus: es war das Zeichen, das die Sennerinnen sich zurufen, wenn sie der Hülfe der Nachbarinnen bedürfen. Es währte nicht lange, so ging oben die Thüre der Almhütte auf, die Sennerin trat heraus, schaute umher und erwiderte den Ruf. Als Sabine geantwortet, sah man, wie die Sennerin oben die Hütte schloß und eilig die Bergkalte herunterkam. Es dauerte nicht lange, so kam sie an Sabinens Alm heran und hörte gläubig und theilnehmend deren Bericht, wie sie von einem besonderen Wehthun befallen worden sei, daß sie es nicht mehr aushalten vermöge und unten im Dorf Hülfe suchen müsse. Das war auch in anderem Sinne nicht unwahr und mochte der Sennerin, einer ältlichen, gutmüthigen Person, um so glaublicher sein, wenn sie das verstörte Wesen der Nachbarin sah und wie die „Hih' und die Kält'" in ihrem Gesicht wechselten und der Athem ihr vom Munde ging, „so brennend heiß, zum Anzünden".

Sie versprach, bis zu ihrer Wiederkehr oder Ablösung Hütte und Heerde wie die eigene zu besorgen, und Sabine stieg dalt durch den morgenduftenden Bergwald dahin. Es war vergebens, daß im thaufrischen Gebüsch die Amsel sang, daß die tropfenden Tannenzweige sich perlschimmernd im leichten Morgenwind wiegten und die Sonne goldgrün durch die hellen Buchenkronen brach — die Sennerin schritt heute hastig und tiefsinnend vorüber, ihr Auge war blind für die Schönheit, ihr Herz unempfindlich für den Frieden um sie her. Als sie in die kühle Schlucht an Fuße der langen Wand ankam und gegen das Marterl einbog, hielt sie erst den eilenden Schritt etwas an und athmete auf, als wolle sie die zwischen den Felsen herrschende Kühle wie eine Erfrischung in sich schlürfen.

Vor dem Täfelchen mit dem Doppelkranze angelangt, brach sie wie erschöpft in die Kniee, schlug beide Hände vor das Gesicht und ließ ihren Thränen freien Lauf, die nun erst sich die Bahn zu brechen vermochten und erleichternd von Herz und Auge strömten. Sie fand bald Stimmung und Worte zum Gebet, und so inbrünstig, wie vielleicht noch nie, flossen die frommen Sprüche und Segenswünsche für die Ruhe des Todten von ihren Lippen. Wenn etwas Wahres war an der Sage, daß der Gemordete unruhig an die Erde gebannt sei und in die Freuden des Himmels erst dann eingehen dürfe, wenn der Mörder durch das eigene Muß das fremde gefühnt habe, so stand ja bald nichts mehr im Wege, die arme Seele durfte bald zum ewigen Frieden eingehen und zum Leuchten des ewigen Lichts, denn die Sühne seines Blutes war nahe.

In der Innigkeit ihres Flehens falteten sich die Finger in einander, und die Hände sanken vor dem Antlitz der Betenden herab, die Augen hoben sich empor zu dem Morgenhimmel, der über dem Felsenspalt blaute, und blieben dann an dem Marterläfelchen haften. Im Augenblick brach Sabine das Gebet ab und sprang empor, wie erschrocken über einen unvermuthet fürchterlichen Anblick; dann ergriff sie den Kranz aus Tannenreisig, riß ihn von dem Bilde und schleuderte ihn weithin in's Gestein, wie man etwas von sich wirft, was man vor Abscheu kaum zu berühren vermag. Es dünkte ihr wie eine frevelhafte Entheiligung, wie ein neues Verbrechen, daß der Mörder es gewagt, den Schauplatz seiner entsetzlichen That wieder zu betreten und gleichsam wie mit einem Siegeszeichen zu schmücken! (Schluß folgt.)

Auch ein Beitrag zum Hermann's-Denkmal.

Wie Alles schweig den Deutschlands Ehre
Und stumm erlitt des Feinds Hohn,
Da trat das Volk mit voller Schwere
Heran zu seiner Fürsten Thron:

„Was duch ihr vor den frechen Franken
Und wartet auf den besseren Tag?
Hier sind des deutschen Bären Franken,
Hier ist des deutschen Bären Schlag.

Dort ist der Feind, nun gilt es Schlagen!"
Gesagt, gethan; es ging zur Schlacht,
Gebrochen ward nach kurzen Tagen
Des nie Bezwung'nen Zaubermacht.

Man ging nach Haus, man lebte weise,
Man träumte ruhig weiter fort,
Die Jahre schwangen sich im Kreise;
Vergessen war das Heldenwort.

Als funfzig Jahre dann verflossen,
Da dachte man der alten Zeit;
Wie jubelten die Festgenossen
Und schwelgten in Vergangenheit!

Man sammelte zu einem Tempel
Zu Hermann's, des Besiegers Ruhm,
Der ganzen Nachwelt zum Exempel,
Der Nation zum Ehrenthum.

Da schlich, die Sichern zu berücken,
Vom Norden der der Tänenwolf
Und marterte mit alten Tücken
Das deutsche Mut am Ostseegolf.

Und ihr? Ihr knirscht wohl in den Zügel,
An Waffen schlt's den Well zum Strauß;
Auf, schweißt den Hermann in den Tiegel
Und gießet euch Kanonen d'raus!

Demokh.

Zur Beachtung. Wiederholt erklären wir, daß wir es mit der Tendenz und den ernsten Zwecke unserer Zeitschrift für durchaus unvereinbar halten, das Publicum durch sogenannte Prämien zu gewinnen. Unser Blatt ist weder ein Bilderbuch, noch eine Kinderzeitung, wo derlei spielerische Lockspeise vielleicht am Orte sein dürfte.

Leipzig, im Januar 1864.

Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube".

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Frauenschmuck für Schleswig-Holstein!

Die Hochherzigkeit des deutschen Volkes von 1813 will in unsern Tagen sich erneuen. Herz und Hand der ersten deutschen Frauen und Jungfrauen brachten damals dem Vaterlande mit der Freiheit die theuersten Opfer, und selbst vom liebsten Schmuck trennten sie sich, wenn es galt, ihn auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Von deutscher Frauenhand — ich weiß nicht, ist's eine reiche oder arme — ist nur der erste goldene Schmuck für Schleswig-Holstein geopfert worden mit der Bitte, ihn zu verwenden für die uns Allen heilige Sache. Ich kannte nur diese erste Frau, deren Namen ich nicht einmal kenne, hierdurch öffentlich, da ich es brieflich nicht vermag. Ihr Wunsch soll in Erfüllung gehen, aber nicht auf dem kurzen Wege des Verkaufs, sondern vor dem ganzen deutschen Volke auf dem der Versteigerung! Der Wohlwerth dieses Schmuckes beträgt nur auf 5 Thaler abgeschätzt, der geschichtliche Werth, den er als erstes Kleinod erhielt, das in unserer verhängnißvollen Zeit für das Vaterland dargebracht ward, ist unschätzbar.

An Alle, die der Hummel um den Giebern des Lebens gezogen und die ein Herz für die Sache des Vaterlandes haben, richte ich nun die freundliche Bitte, ihre Angebote auf den Schmuck einzusenden. Dem Höchstbietenden wird der Schmuck zufallen, der Erlös aber als eine Separatgabe in die Hände der Herzogin Adelheit von Schleswig-Holstein zur Verwendung für patriotische Zwecke niedergelegt werden.

Möge die Gabe der edlen Frau und meine Bitte ein von der Heiligkeit der Sache durchdrungenes Gemüth finden!

Ernst Keil.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid.**

(Schluß.)

Durch das Anschauen des Kranzes war die Malerei und die Schrift auf dem Täfelchen mehr sichtbar geworden, und unwillkürlich las Sabine den am Ende angebrachten sinnigen Spruch:

„Kränzl es weibl, mein lieben Christ,
Weißt nit, wie nah das Sterben ist!"

Sie hatte diese Worte wohl schon unzählige Male gelesen, ohne davon einen besonderen Eindruck zu erhalten; diesmal aber dröhnten sie ihr in Ohr und Herz wie ein in nächster Nähe vernommener unverhoffter Todesschlag. Welch' furchtbare Mahnung lag in diesen einfachen Zeilen, zumal an diesem Orte, wo sie durch den Sturz des Jägers schon einmal eine so schreckliche Bestätigung gefunden und sich heute wieder erprobt hatten, wenn auch dem Gefangenen war der Tod nahe und war unerwartet an ihn herangetreten, wie ein Fall aus heiterer, sonniger Höhe.

Wie nahe mochte vielleicht ihr selbst das eigene Ende sein? Und wenn es unvermittelt — plötzlich noch in dieser Stunde an sie herantrat, war sie auf den ernsten Augenblick bereitet? Konnte sie dem Knochenmanne mit sichrocken in die leeren Knochenhöhlen der Augen sehen, mit nicht erzittern vor dem Schwung seiner Sense? Wenn sie in dieser Zeit abgerufen wurde, hinzutreten vor den Thron Gottes, vor das Sonnenauge des allwissenden Richters, vor dem die Fallen aller Geheimnisse sich aus einander legen — zu dem sie so oft gebeten hatte um Gnade „jetzt und in der Stunde des Absterbens" . . . konnte sie vor ihm den Blick erheben? Konnte sie auf Gnade hoffen mit ihrem Herzen, erfüllt von Gedanken des Hasses und der Rache? . . . Wehe, wenn der ewige Richter ihr zumaß mit dem Maße, mit dem sie andern gemessen hatte . . . wehe, wenn er ihr vergab, wie sie vergeben hatte ihren Feindigern!

Mit ungeheurer Angst überfiel sie das Bewußtsein, daß sie von nun auch den Tod einer Menschen auf sich haben werde eines Menschen, der, wenn auch für sich schuldbelastet, ihr nur Liebe gezeigt, nur Vertrauen erwiesen hatte, und den sie kalt mit Verrath belohnt, ihm einen Stein gegeben hatte statt des Brodes!

Sie kam zu keinem Entschlusse, aber von innerer Unruhe gejagt, eilte sie aus der Schlucht, zur Straße hinab — sie mußte wissen, wie es um den Verwundeten und Gefangenen stand.

Die Straßensperrung, wo der Verhau angebracht war, war schnell errichtet, durch ein Gebüsch an der Anhöhe verdeckt, konnte sie das ganze Bollwerk überblicken. Es war dicht mit Baumästen belegt, denn wenn auch die ersten Vertheidiger sich einander gegenseitig hatten, waren sie durch doppelt so viele Neuangekommene ersetzt; hatte sich doch der Raum verbreitert und die ganze Umgebung der Gegend in Waffen herbeigeführt. Der eisgraue Mord

Digitized by Google

des Vetters war nicht sichtbar; Lipp aber stand mit Einigen beisammen, in eifrigem Gespräch mit unverkennbar die Ereignisse der Nacht erzählend.

Der Gefangene war nirgends zu erblicken, er mußte also schon fortgeführt worden sein oder war in der Kohlhütte untergebracht, es gab sonst keinen Platz ihn zu verwahren.

Behutsam schlich das Mädchen näher und hatte auf einem Umwege durch den Wald rasch die Hinterseite der Hütte erreicht, an welcher, gegen den Wald ausmündend und abgewendet von dem Verhau und seiner Besatzung, eine Hinterthüre und neben dieser eine kleine Fensterluke angebracht war.

Sie rollte ein Baumstück herbei und stieg hinauf, um hinein sehen zu können.

Es war beinahe dunkel in dem engen, niedrigen Raume — nur in schwachen Umrissen war in der Ecke ein Haufe dürrer Blätter zu erkennen, die als Lauchstren für den kommenden Winter zusammengerecht waren. Auf demselben lag die stattliche Gestalt des Bomper-Hans, zusammengekauert und mühselig, denn die noch immer auf den Rücken gebundenen Hände hinderten ihn eben so an freier Bewegung, als an bequemer Ruhe und Lagerung. Haftig und gewaltsam warf er sich hin und her, einzelne Laute, die er dabei ausstieß, ließen es unklar, ob er nur unverständlich vor sich hinmurmelte, oder ob es die Erregung des Fiebers war, welche unklar aus ihm sprach. Das Letztere war nicht unmöglich, denn die durch das Binden wieder gereizte und blutende Armwunde mochte wohl die Schmerzen bis zur Betäubung gesteigert haben.

Mit angehaltenem Athem lauschte Sabine den Reden des Gefangenen; was sie davon vernahm und verstehen konnte, waren nur einzelne Worte — Worte der Ergebung und des Gebets, um so ergreifender, je kräftiger die Persönlichkeit des Klagenden, und je hülfloser die Lage war, in der er sich befand. „. . . Nein!“ rief er jetzt vernehmlicher, „. . . ich will mir die Augen nit verbinden lassen — ich will selbst Feuer commandiren! . . .“ Eine Pause trat ein, nur von schweren Athemzügen unterbrochen. „. . . Eine letzte Bitte?“ flüsterte er dann wieder, als ob er eine nur von ihm vernommene Frage beantworte . . . „Ich hab' keine . . . laßt mich noch ein Vaterunser beten — für meine Mutter selig . . . Nein, die ist lang im Himmel, die braucht mein Beten nimmer . . . ein Vaterunser für mich selbst . . . und für den Jäger . . . und für . . .“

Das Weitere verlor sich in unverständliches Gemurmel.

Sabine vermochte nicht länger an sich zu halten. Die ganze trotzige Kraft ihres Wesens war gebrochen und erweicht, wie der Schnee im Frühling, den die innere Erwärme mürbe macht, noch ehe die senkrechte Sonne seine schimmernde Decke schmilzt. Sie wollte weinen, aber sie konnte nicht, es kamen keine Thränen mehr, nur ein wildes, schmerzliches Schluchzen erschütterte dörbar ihre Brust.

Der Gefangene richtete sich etwas auf und horchte.

„Ist Jemand da?“ rief er, und als keine Antwort kam, fuhr er fort: „Wenn Jemand da ist . . . bitt' ich um einen Trunk Wasser . . . ich muß verschmachten sonst . . .“

Sabine antwortete wieder nichts — aber sie eilte zum Lagerplatz, wo sie im Rücken des Lauchstrums einen großen, irdenen Krug stehen sah, ergriff ihn und eilte damit zur Thüre. Sie war nicht mit einem Schlosse versehen, und daher nur die Klinke mit Stricken festgebunden. Sie löste dieselben, öffnete und die Thüre wieder hinter sich anziehend, wankte sie, kaum ihrer Sinne mächtig, in den dunklen Raum. Hans hatte sich aufgesetzt, mit beiden Händen, das Gesicht abgewendet, hielt sie ihm wortlos den Krug an den Mund.

Er trank gierig und athmete tief auf.

„Wer's auch ist . . . vergelt's Gott tausendmal . . .“ sagte er und wollte sich wieder auf das Lager zurücklegen, aber die Bewegung brachte in der Wunde einen stärkeren Schmerz hervor, daß er zusammenzuckte und unwillkürlich einen Laut des Schmerzes ausstieß.

Sabine gab keinen Laut von sich, mit fliegendem Athem und glühendem Gesicht kniete sie hinter seinem Rücken nieder und löste die Stricke von seinen Händen. „Vergelt's Gott noch einmal,“ sagte er, während sie mit bebenden Händen die Einschnitte der Stricke befühlte, die Schürze abriß und sie mit Wasser befeuchtet um die geschwollenen Hände und den wunden Arm schlang. „Ich versprech' Dir heilig, daß ich nit davon laufen will — es hat nit Noth, daß man mich gebunden wie ein Kalb zur Schlachtbank führt . . . aber wer ist es denn,“ fuhr er, sich umwendend, fort, „der sich so annimmt um mich . . .“

„Du?“ rief er, Sabinen erblickend und erkennend, die mit gesenktem Blick in ihrer knieenden Stellung verblieb, aus der sie vor Hitzern sich nicht zu erheben vermochte. Er fuhr etwas zurück und sah sie kaum Lange schweigend mit einem durchdringenden Blicke an, in welchem Staunen und Entrüstung mit einem mitleidigen Gefühle rang. „Du bist's?“ wiederholte er. „Du kommst zu mir? Das muß ich sagen, Du bist ein unbegreifliches Geschöpf! Erst bist Du gut mit mir und freundlich — dann verräthst Du mich, und jetzt kommst Du wieder zu mir und thust, als ob Du mir gut wärst und als wenn's Dir leid thät' um mich . . . Du hast zwei Gesichter, Madel . . . welches davon ist das falsche?“

„Das kommt,“ sagte sie halblaut, „weil Du zuerst ein doppeltes Gesicht gezeigt hast . . . ein redliches, dem man wohl trauen mecht' . . . und ein schredliches, vor dem einen schaudert!“

„Schaudern? Wer weiß!“ erwiderte er. „Vielleicht thäßt eher weinen und mich bedauern, wenn Du Alles wissen thäßt . . . Und Du sollst es auch wissen! Ich hätt' Dir schon oben auf der Alm Alles gesagt, aber es hat mir heraus gewollt aus mir, vor den vielen Leuten . . . Ich mein', es müßt' mir leichter werden, wenn ich's Jemanden sagen kann — und vor Allen Dir . . .“

Sabine kauerte seitab im Dunkel auf der Lauchstren, während er begann.

„Ich bin ein wilder Bursch gewesen selbige Zeit . . . meine Mutter selig hat mir wohl oft zugeredt, aber es hat nichts gebolfen, ich hab' das Wildschießen nit lassen können, und das Heruntersteigen auf den Bergen war mir lieber, als daheim die Arbeit und die Kümmerniß in der engen, rauchigen Hütten. In Tirol drinnen war nit mehr viel zu machen mit der Jagerei — dafür hat's herüben in Baiern desto mehr Hirschen gegeben und Gams, das hat mich verlockt, und ich hab' mich herüber verdingt in's Bairische. Da war ich in mein' Element, und wenn ich frei gewesen bin, sind wohl wenig Nächt' gewesen, in denen ich nit Franzosen war im Wald und bin dem Wildpret nachgestiegen. Ich hab's verwegen 'rieben, die Jäger haben mich bald gespürt und sind mir wie wüthig auf die Eisen 'gangen von allen Seiten — aber der Bomper-Hans ist schlauer gewesen als sie, und wenn es unten gefnallt hat und sie haben ihn unten gesucht, ist er wie der Wind schon zu stehst über ihnen gewesen und hat sie ausgelacht! Einmal . . .“

Er hielt inne, und es war, als ob er eines Anlaufs bedürfe, um fortzufahren.

„Einmal . . .“ sagte er dann mit gedämpftem Ton, „. . . Du weißt ja den Tag — bin ich im Zwielicht herüber auf Deine Alm — ich hab' einen Hirsch gespürt gehabt, einen prächtigen Sechsehnender, der hat vom Wald herumer gewechselt, und auf den hab' ich mich anpirschen wollen. Ich bin drum am Gemsanr', oben an der Schneid' von der langen Wand herum, weil ich ihm den Wind abgeh'n wollt' — ich bin ganz sicher gewesen, denn ich hab' den Forstner mit seinen Leuten schon lang zuvor heimgeh'n seh'n . . . Auf einmal, wie wenn er aus der Erden herausgewachsen wär', ist der Jäger vor mir gestanden . . . ich begreif's jetzt freilich wohl, was ihn hergeführt hat . . . „Halt', Kerl — oder ich schieß . . .“ hat er mich angeschrieen und ist da gestanden vor mir, mit der Büchs im Anschlag; ich hab' mich besonnen, einen Augenblick . . . zum Auffahren mit meinem eigenen Stutzen war's zu spät . . . bis ich ihn an die Backen gebracht hätt', hätt's schon lang geschnallt bei dem Jäger — wir sind keine zwanzig Gäng' von einander gewesen . . . ich resolvir' mich also kurz, duck' mich nieder, mach' zugleich einen Sprung . . . unterlauf ihm das Gewehr und pack' ihn um die Mitt' . . .“

Sabine machte eine Bewegung, er hielt, selbst ergriffen, inne.

„. . . Ich hab' ihm nichts zu leid thun wollen,“ sagte er dann, „ich wollt' ihn nur verbinderu, daß er mich nit niederschießen oder fangen kann . . . Ich hab' oft nit an mei' Mutter gedenkt, in dem Augenblick aber ist sie mir eingefallen, und was sie gegen und ausgeh'n thät, wenn sie hören thät', daß ihr einziger Bub erschossen worden ist oder im Zuchthaus steckt . . . Ich hab' nichts gewollt, als den Jäger niederwerfen und dann davonspringen — aber der Jäger ist stärker gewesen, als ich gemeint hab', er hat sich tüchtig gewehrt, und so haben wir miteinander herum gewürgt, daß es mir schon schwarz und roth geworden ist vor den Augen . . . Die Knie' sind mir eingebrochen, in ein paar Augenblicken . . . ich hab's gespürt . . . hätt' er mich am Boden gehabt . . . da hab' ich meinen rechten Arm frei gekriegt und hab'

Digitized by Google

dem Jäger einen Schlag gegeben . . . wohin, weiß ich nit . . . aber er hat meinen Hals losgelassen im Augenblick, hat als wie damisch (betäubt) ein paar Torkeler gemacht und ist rücklings hinuntergetaumelt über's Gewänd . . ."

Erzähler und Hörerin schwiegen . . . „Du sieh'st," begann er nach einer Weile wieder, „mein Willen ist es nit gewesen . . . und wenn ich auch nit auf rechten Wegen gegangen bin . . . ich hab's in der Verzweiflung gethan . . . ich hab' mich nur wehren wollen . . ."

Sabine weinte und winkte ihm mit der Hand, zu schweigen; er aber fuhr fort. „Du meinst, es wär' schon genug?" sagte er, „aber nein — Du mußt jetzt Alles hören . . . Du weißt wohl, wie's geschehen ist, aber nit, was ich ausgestanden hab' dafür! — Am andern Morgen hab' ich mein' Dienst aufgesagt und bin zurück nach Tirol . . . ich hab' keinen Stutzen mehr angerührt, keinen Tag und Nacht als Bauernknecht gearbeit' . . . bei meiner alten Mutter und für sie . . . ich hab' es mir selber auferlegen als Buß . . . Aber es hat nit geholfen! Ich hab' keine Ruh' mehr gehabt — und keine rechte Freud' . . . jede Nacht hab' ich den Jäger im Schlaf gesehn — ich hab's gesehn, wie er stürzt, und hab' ihn aufhalten wollen und hab's nit gekonnt — und wie ich hab' müssen flüchtig geh'n, bin ich diesen Weg heraus . . . ich hab' beten wollen an dem Ort . . . es ist mir gewesen, als wenn mich was bei den Haaren hätt' und hätt' mich hergezogen . . . ich hab' gebosst, ich könnt' meine Ruh wieder finden — und ich hab' mich ja auch nit geirrt: ich hab' ja Alles gefunden, was ich gewollt hab' . . . und noch mehr dazu . . ."

Sabine weinte still . . . „Mir ist das Herz zum Zerspringen schwer und voll," seufzte sie, „und doch ist es mir ein Trost, daß Du nit so schuldig bist, wie's den Anschein gehabt hat!"

„Der Schein betrügt," erwiderte Hans, „ich hab's ja auch an Dir erfahren, Madel — Du bist auch nit so hart vom Gemüth, wie Du Dich angestellt hast, und wenn Du mich auch verrathen und ausgeliefert hast . . . jetzt, wo Du so neben mir sitzest in meinem Gefängniß und bist so gut und herzig mit mir, jetzt weiß ich doch, daß Du nit die Unwahrheit geredt hast, wie ich Dich gefragt hab', ob Du mir gut wärst — und ob es Dir leid thät, wenn sie mich fangen und vorstürzen zum Erschießen . . ."

Das Mädchen erwiderte nichts; aber sie duldete, daß er näher rückte, und als er ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe nicht, nachdem ein schwacher Versuch dazu an seinem Widerstande gescheitert war.

„Laß mir Deine Hand . . ." sagte er innig . . . „Der arme Bursch, der durch mich hat zu Grund gehen müssen, wird Dir nit bös sein, wenn er vom Himmel herunter schaut und sieht Deine Hand in der meinigen liegen — er wird nit bös sein, wenn Du mir verzeihst, und wiederholst, was Du mir doch schon einmal gesagt hast . . . Der Todte wird mit eifern mit dem Lebendigen, der ihm bald nachfolgen wird . . . Thu's, Madel, Du machst mir den letzten Gang noch einmal so leicht . . ."

Wie sich plötzlich besinnend sprang Sabine auf. „Nein," rief sie, „nein — Du sollst mit sterben — ich will Deinen Tod nicht auf meinem Gewissen haben, unser Herrgott allein soll richten unter uns . . . Du mußt fort . . ."

„Fort? Wie wär' das möglich? Bin ich nicht gefangen und von allen Seiten bewacht?"

Geräusch von Fußtritten und Stimmen tönte herein und unterbrach das Gespräch.

„Du mußt fort," flüsterte Sabine, „ich mach' daß es möglich wird . . . Sei still . . . ich komm' wieder . . . in einer Viertelstund . . ."

Sie schlüpfte aus der Hütte und war eilig daran, die Stricke an der Thüre zum Scheine wieder zu verknüpfen. Eben war sie damit zu Ende, als Lipp um die Ecke trat und vor ihr stand, sie mit finstern Blicken musternd und messend. „Du bist da?" sagte er, „hat's Dich gar nimmer gelitten droben auf Deiner Alm? Schaust nach, ob Dein Arrestant wohl verwahrt ist? Sorg' Dich nit, Bink! — der kommt nimmer aus, dafür laß mich sorgen — Du weißt ja, ich hab's versprochen, daß Dir helfen will! . . . Aber was ist denn das?" fuhr er auf, als er näher tretend einen Blick auf den Verband an der Thüre geworfen hatte. „Der Strick ist ja wie aufgerogen! . . . Hoho Madel, steht's so? Jetzt weiß ich, wie viel's bei Dir geschlagen hat . . . Du hast hinein gewollt zu dem Mörder? Es reut Dich wohl gar, was Du gethan hast, und Du willst ihm durchhelfen?"

„Und wenn ich's wollt'?" erwiderte sie, sich zusammenraffend und fest. „Ich leugne nichts . . . ja, ich war bei ihm in der Hütten — ich hab's hören müssen, wie's genau zugegangen ist, selbiges Mal am Margarethentag . . ."

„So? Und jetzt weißt Du's?" fragte Lipp lauernd. „Und bist wohl noch wüthiger wie zuvor?"

„Nein," sagte sie mit einigem Zögern, „mein Sinn ist mir umgewendt . . . ich will nit mehr haben, daß er zu Grund geh'n soll . . ."

Lipp lachte auf; der Zug von Rohheit in seinem Gesichte trat immer unverholener hervor. „Was man nit Alles erlebt!" rief er. „Und warum denn, wenn man fragen darf? Wie ist denn das so schnell kommen?"

„. . . Es ist unchristlich . . . ich will Alles unserm Herrgott anheim geben — ich will kein Leben mit auf meinem Gewissen haben!"

„Bah . . . ich nehm's auf das meinige!"

„Ich will mit, sag' ich, es ist mein Gefangener — ich hab' ihn Dir übergeben!"

„Nu ja — eben weil Du ihn mir übergeben hast, ist er mein und soll's bleiben! Frag' die Bauern, ob sie den Spion, den Rebellen, den Mörder laufen lassen wollen. Und wenn sie wollten . . . er soll mit fort, er soll keinen Fuß aus der Hütten setzen, bis die Franzosen da sind und ihn abholen! So will ich's haben, und ich weiß warum!"

„Und warum? Rede!"

Lipp sah die Entrüstete höhnisch an. „Warum?" entgegnete er. „Weil ich besser als Du selber weiß, was in Dir vorgeht . . . weil ich Deine Gedanken errath', als wenn Du ein gläsernes Fenster auf der Brust hätt'st! Weil Du Deinem Verlöbniß untreu geworden bist — weil der fremde Laufbahren Dir gefallen hat, wenn Du auch gesagt hast, Du kannst kein Mannsbild mehr gern haben, das wär' gar nimmer in Dir! . . . Du hast gesagt, Du wüßt mich nit und auch keinen Andern mit . . . Du hast Dein Wort nit gehalten, desto besser will ich das meinige halten und sorgen, daß kein Anderer Dich kriegt!"

Sabine hatte die Hände vor das erröthende Antlitz geschlagen „Gern haben?" murmelte sie. „Ich? Den Mörder von meinem . . ."

„Von Deinem Schatz!" ergänzte Lipp. „Es ist freilich sonderbar, aber Du hast in Allem eine besondere Weis' . . . bei Dir schlagt die Hitz leicht um wie die Kält' . . ."

„. . . So ist es nit . . ." stammelte sie, „ich hab' nur Erbarmniß mit ihm . . ."

„Erbarmniß?" rief Lipp noch höhnischer und schwieg, die Blicke fest auf das Mädchen geheftet und unverkennbar über einem Gedanken brütend. „Zeig' mir, daß es nur das ist," sagte er dann rasch — „beweis mir's, und ich will Dir beistehn und will ihm mit Dir fortbelfen . . ."

„Aber wie? wie?" fragte sie hastig.

„Wie? — Wenn's wirklich nur das Erbarmen ist, was Dich treibt . . . wenn Du sonst keine Absicht hast, als den da drinnen vom Tod zu erretten . . . so mach' der ganzen Geschicht' ein End', gieb Dein Jawort und nimm einen Andern.

Sie machte eine stumme Gebehrde des Abscheus und des Schreckens.

„Thu's!" fuhr er näher und dringender fort. „Gieb Dein Gelöbniß auf — ein Loch ist doch schon hineingerissen . . . nimm einen Andern, Bink . . . nimm mich . . ."

Sabine schauderte. „Es wär' Dein Unglück wie mein's . . ." flüsterte sie tonlos; „. . . Du solltest so was nit sagen . . ."

„Ich wag's auf das Unglück hin! Geschwind — entschließ' Dich, Bink! Du hörst, die Bauern kommen näher — Du hast die Wahl, entweder Du sagst Ja . . . oder ich verrath's ihnen, daß Du den Rebeller und Mörder willst entwischen lassen, dann ist es gewiß, daß er ihnen nimmer auskommt . . ."

„Heilige Mutter . . ." stammelte Sabine schwankend . . . „Ist es denn möglich . . . so weit soll's kommen mit mir! . . . Und wenn ich Ja sagen thät . . ." setzte sie stockend hinzu.

„Dann will ich schweigen und Dir helfen — ich geb' Dir mein heiliges Ehrenwort darauf! An einer halben Stunde soll er über alle Berge sein . . . Besinn' Dich nit lange mehr — da sind die Bauern schon . . . Sag' Ja, — sie müssen's Alle hören damit Du nicht mehr zurück kannst . . ."

Die Bauern kamen näher. Es galt eine neue Berathung, ob es nicht geeignet sei, eine Streife gegen den Feind vorzuschicken,

Digitized by Google

um zu erfahren, ob er wirklich im Anzuge sei; das wecklose Wachestehen am Verhau und die Versäumniß dringender Arbeit war den Leuten verleidet. Der alte Vetter kam vom Dorfe her mit der Nachricht, das französische Piket sei schon im Anmarsch, den Walchenfee entlang — das entschied, denn die Verstärkung und Ablösung war damit nahe.

„Ich hab' auch eine Neuigkeit, Ihr Leut'," rief jetzt Lipp, indem er das schweigende, nicht widerstrebende Mädchen an sich zog, „. . . ich lad' Euch zum Stubifest ein — da steht meine Hochzeiterin!"

„Ist's wahr?" rief der alte Vetter freudig und trat zu Sabine, indeß auch unter den Bauern sich eine allgemeine Bewegung der Theilnahme kund gab. „Ist's wirklich wahr? Nun schau, das ist ein gescheidter Gedanke, daß Du die Klausen und die Fagen aufgegeben hast vom Ledigbleiben! Aber wie ist denn das nur so kommen in der Geschwindigkeit?"

„Wie wird's gegangen sein!" rief Lipp, dem daran lag, das todesbleich in seinen Armen bebende Mädchen nicht zum Worte kommen zu lassen. „Wie so was halt allemal geht! Die Madel zieren sich Alle am Anfang — jetzt ist sie doch eigens herunter von der Alm, um mir zu sagen, daß sie nit leben kann ohne mich . . ."

Ein Schuß krachte vom Verhau herüber, und wildes Geschrei begleitete ihn. „Sie kommen!" hieß es. „Sie sind da! Die Tiroler kommen!" Auch von der Straße hörte man Büchsenknall und das wirre Geschrei einer anrückenden Menge. Mit wildem Sausen stürmten die Bauern auf den Verhau, nur Lipp sah ihnen, ruhig stehen bleibend, nach.

„Was wartest Du?" rief ihm Sabine zu. „Gehst Du nit mit den Andern in's Gefecht?"

„Eilt mir nit," antwortete er. „Die Andern werden mit den Tirolern wohl auch ohne mich fertig . . . ich geh' mit Dir zurück in's Dorf . . ."

„Mit mir? Ich will nit in's Dorf — hier ist mein Geschäft!"

„Nichts da!" rief Lipp und faßte sie am Arm. „Nichts hast Du hier zu schaffen — Du gehst mit mir — und das auf der Stelle!"

„Ich geh' nit," rief Sabine, indem sie sich loszumachen suchte . . . „mit eher, bis ich ihn befreit habe! Jetzt, in dem Getümmel, ist der beste Augenblick dazu! . . . Lipp, laß mich los!" schrie sie auf, als er nicht abließ, sie fortzuziehen und sie sogar um die Mitte faßte. „. . . Verenk', was Du mir versprochen hast!"

„Wer weiß was davon?" rief er mit höhnischem Lachen. „Wer will mich zwingen, daß ich's halt'? Du bist jetzt doch mein vor allen Leuten, Du kannst mir mehr zurück ohne Schand' und Spott . . ."

„Ich kann's und ich will's . . ." rief die verzweifelt, doch umsonst Widerstrebende. Er aber zerrte sie fort. „Das wollen wir doch sehn, Du Wüstfang, Du unbändiger . . ." schrie er, „ich will Dich schon zahm machen . . .!"

Da krachen die Breier der Kohlhüttenthüre zertrümmert zu Boden, und auf der Schwelle stand der Bomper-Hans, — einen Prügel in dem hochgehobenen Arm, sprang er den Beiden mit einem Satze nach und ließ ihn auf den Kopf des Burschen niedersausen, daß dieser lautlos und plump zusammenstürzte.

Sabine stand verwirrt, als faßte sie nicht, was geschehen.

„Ich bin frei," rief ihr Hans zu, „frei, Madel — und ich bin's durch Dich! Ich sag' Dir Vergelt's Gott und Behüt'-Gott zu gleicher Zeit! . . . O, Madel," fuhr er näherretrend mit herzlichem Tone fort . . . „vielleicht wär's besser gewesen, wenn ich Dich niemals gesehn hätt' — aber ich kann's nit wünschen, ich hab' Dich ja so gern — so gern wie ich noch Niemand gehabt hab', so lang' ich leb' . . . und ich muß Dir's sagen, gerad' jetzt, in dem Augenblick, wo wir auseinandergehn auf Nimmerwiedersehn . . ."

Das Mädchen fand hochaufathmend noch immer kein Wort der Erwiderung, aber sie widerstrebte nicht, als er sie in seine Arme zog und fest an sich preßte.

Ihre Lippen vereinigten sich wie willenlos zum langen, innigen Kusse.

Jetzt ließ er sie los, faßte Lipp's Gewehr vom Boden auf und entsprang gegen den Wald.

„Nit dort hinaus!" rief Sabine ihm angstvoll nach. „Dort ist die Straße . . . rechts in das Dickicht . . ."

„Bhüt' Dich Gott tausendmal!" rief er zurück. „Dort sind meine Landsleut' . . . dort ist mein Platz!"

Er verschwand. Sabine sank an einem Baumstamme nieder, hinter dem Lipp, noch immer ohne Lebenszeichen, lag. Wie aus weiter Entfernung, mit einer Ohnmacht ringend, vernahm sie das Geschrei der Streitenden und das Krachen der Gewehre, denn drüben am Verhau war ein wüthender Kampf entbrannt. Ein Gebet auf den Lippen, knickte sie zusammen — ein Gebet, das mehr dem Feinde galt, als den Landsleuten und dem einst so geliebten Torten.

Als sie zu sich kam, war das Kampfgetümmel verstummt: als ob, wie sonst, nur die heimischen Bewohner des Waldes in sorglosser Lust unter ihnen gespielt hätten, so friedlich und grün hoben die Tannen über ihr die Wipfel an das Himmelsblau — um sie herum blühten Blumen und kuhlte das Moos, als habe es frischen Thau und nicht eben Blut getrunken.

Das Gefecht hatte sich rasch entschieden: die zuerst wüthend anstürmenden Tiroler mußten sich zurückziehen, als die erwartete Abtheilung französischer Soldaten eintraf, welche zu beiden Seiten des Verhaues mit gefällten Bajonnet vortrangen und sie im Rücken zu fassen suchten. Die Bauern waren mit einigen Verwundungen davongekommen — die Tiroler hatten nur einen Todten zurückgelassen. Es war der Bomper-Hans.

Muthig hatte er sich zwischen die Streitenden geworfen, und in dem Bestreben, Frieden zu stiften, war ihm eine Kugel mitten durch's Herz gegangen.

Der Körper blieb unbeachtet im Grase des Waldrandes liegen, bis Abents Leute kamen und ihn nach Walchensee hinunterbringen, um ihn neben dem kleinen Kirchlein hart an der Kirchhofwand zu verscharren.

Lange stniete Sabine stumm und thränenlos neben dem Todten. Seitwärts am Walde saß der alte Vetter, ohne sie zu stören, zu fragen oder anzureden: in dem warmen Herzen des Greises dämmerte die Ahnung dessen, was in ihr vorging. Abends trat er hinzu und forderte sie mit liebevollen Worten auf, ihm in das Dorf zu folgen. Sie folgte schweigend.

Am Eingange der Schlucht hielt sie an. „Ich hab' noch ein kleines Geschäft, Vetter," sagte sie, „wart' auf mich, nur einen Augenblick . . ." Sie ging tief in das Gestein, suchte den verschlenderten Tannenkranz und hängte ihn über das Gemälde. —

Lipp kam wieder auf, aber er mied die Gegend am Walchensee und ist im fernen Ungarn verschollen.

Dreimalfünfzig Jahre haben dort die Erinnerung an diese Ereignisse vollständig ausgelöscht. — Sabine blieb bei dem Alten, bis er starb, dann bei seinem Sohne und dessen Kindern, ein stiller, nützlicher, von Allen geliebter Hausgenosse; kaum den Lebenden angehörig, mit Gedanken und Wünsch den Todten zugeneigt, für deren Heil sie betete ohne Unterlaß.

Als die Greisin zu ihnen versammelt wurde, prangte auf ihrem Sarge das Ehrenkränzlein der Jungfräulichkeit. — Auf ihre Bitte ward er ihr nicht mit in die Grube gegeben, sondern von freundlicher Hand über dem Täfelchen aufgehangen.

Er ist lange verdorrt und zerfallen — auch das Marterl ist verwittert und unkenntlich geworden — nur unter den Betbrollen hat sich der fromme Spruch erhalten und mahnt den Vorübergehenden, wie flüchtig die Stunde ist.

Ein Leipziger Wirth als Volksprediger.

Deutsches Kneipenbild.

Wer zu Gast nach Leipzig kommt und im „Leipziger Tageblatt" oder in der „Mitteldeutschen Volkszeitung" unter den Vergnügungs-Ankündigungen auch eine liest, vielleicht des Inhalts:

„Hôtel de Saxe. Vortrag: 1) Heer- und Wehrpredigt. 2) Gesänge mit Waldhorn-Quartett-Begleitung. 3) Neueste Nachrichten. — Anfang ½8 Uhr. Entrée 2½ Ngr. Ludwig Würfert."

Digitized by Google

Ludwig Würkert vor seiner Gemeinde.

der gebe nicht gleichgültig über diese bescheidene Einladung hinweg, schließe nicht von den 2½ Ngr. auf einen so geringen Anforderungen entsprechenden Genuß, sondern folge dem Wink. Ich will ihm Führer sein.

Wir kommen durch den Garten an den Eingang in eine Veranda, erhalten hier für unsere 2½ Ngr. statt Einlaßkarte ein auf ein Octavblättchen gedrucktes Gedicht, oder mehrere Gedichtchen, die zugleich die Texte der angekündigten „Gesänge" sind. Die Veranda bildet eine Vorhalle des Saales, den wir nun betreten.

Es ist ein langer, aber offenbar zu schmaler Raum, um zu Tanzfesten zu dienen; seine Ornamentik, für Beleuchtung berech-

Digitized by Google

net, ist bei den abendlichen Gastlammen von Wirkung; es überkommt Einen leicht eine feierliche Stimmung zwischen den Säulenpaaren an beiden Längsseiten, und die beiden Schmalseiten mit ihren hohen, säulenfreien Spiegelwänden täuschen durch ihre gegenseitige Vervielfältigung des Saalstiles in's Unendliche den Raum ins Augenblicke über die eigentliche Größe des Raumes. Das fühlt Jeder, daß für ein gewöhnliches Restaurationsstehen mit Kartoffelsuchen und Allagsgeschwätz diese ernste Halle zu gut ist, auch wenn die Büsten der großen deutschen Männer, Luther's und Gellert's, Guttenberg's und A. Humboldt's, Moses Mendelssohn's und Lessing's, Schiller's und Goethe's, welche zwischen je einem Säulenpaar aufgestellt sind, für Manchen immer noch nicht deutlich genug von der bessern Bestimmung derselben zeugen sollten. Dem Veranda-Eingang gegenüber steigt im Saal ein Treppenpaar zu einer dritten Abtheilung der Wirthschaftsräume, dem sog Tunnel, empor. Den Aufgang rechts zu diesem „Tunnel" verperrt ein Podium, auf welchem nichts als ein einfaches Tischchen zu sehen ist.

Das ist der Raum, und nun zu seinem Inhalt. Wenn nicht die Mehrzeit dem Publicum, welches der obigen Einladung zu diesen Vorrags-Abenden im Hotel de Saxe mit fast stammgastlicher Regelmäßigkeit folgt, durch den Fremdenstrom eine unbestimmte Färbung giebt, stellt sie sich in einer sehr bestimmten dar: es ist der in seinen Ansprüchen bescheidene, aber geistig gern und freudig empfangende und strebende Mittelstand, der hier eine treue und dankbare Zuhörerschaft bildet. Da ist der fleißige Handwerker und der niedere Beamte. Sie haben den Tag an der Arbeit zugebracht, zum Zeitungslesen bleibt ihnen keine Zeit, aber wissen wollen sie, wie es in der Welt und insbesondere im Vaterlande steht. Da nehmen sie am Abend die Gattin am Arm, vielleicht auch die großen Kinder dazu, und gehen „zu Wirkert". Der junge, strebsame Geschäftsmann, der Commis aus den verschiedensten Geschäften stellt sich ein, wenn ihn nach besserer Unterhaltung verlangt, als „die Restauration" im gewöhnlichen Styl sie bietet. Es sind auch bescheidene junge Arbeiter aus Fabriken und sonstigen großen Geschäften, die, vielleicht mit der Zukünftigen zur Seite, ebenfalls da Platz nehmen, aber das Herz haben sie gewiß auf dem rechten Fleck, sonst würden sie zu irgend einem der vielen Tanzvergnügen und nicht „zu Wirkert" gehen. Man sieht, für die Kreise der vornehmen, kalten Kritik ist die Gesellschaft, Gott Lob, zu bürgerlich!

Was giebt es denn nun so gar Absonderliches bei diesem „Wirkert"? Zunächst, lieber Freund, Speise und Trank wie in jedem Wirthshaus, und Du siehst, daß all die Gäste nach ihren Mitteln und Bedürfnissen tapfer zugreifen. Ist aber das Leibliche befriedigt und sieht das Töpfchen „Coburger" oder „Lager" gemüthlich vor den Leuten, dann kommt der Augenblick, wo trotz der nun erst recht gesteigten Zungen pflichtig tiefe Stille in Saal und Veranda eintritt. Auf den Podium ist der Wirth, der Besitzer dieser stattlichen Kneipe, erschienen, und er ist's, der mit mächtig durchdringender Stimme durch seinen Anruf: „Geehrte Anwesende!" die bunteste Unterhaltung in sanftendes Schweigen verwandelt.

Ludwig Wirkert legt seinen Vorträgen meist einen dichterischen Ausspruch zu Grunde, oder er giebt den Grundgedanken selbst in dem gereimten Gedichte, welches wir am Eingang erhalten. Heute beginnt er mit dem Körner'schen Verse:

„Was zieht ihr die Sterne finster und traus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um und her, —
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen!"

und nennt sofort als den Gegenstand der neuen deutschen Sorge und als die Ursache der drohenden Noth: Schleswig-Holstein und den deutschen Zwiespalt.

Er stellt seinen Zuhörern vor Allem ein klares Bild über den gegenwärtigen Stand dieser deutschen Herzens- und Schmerzenssache vor Augen; er erzählt von dem Befreiungsjubel in Holstein und wie niederbeugend, wie drückend derselbe auf uns in Deutschland wirken müsse, die wir die Lähmheit im Handeln gerade von Seiten des Volks täglich vor Augen sahen. Trotzdem erblickt er die uns drohende Gefahr nicht in einem Kriege mit dem Auslande, und wäre es halb Europa, sondern in dem Frieden, der abermals mit Deutschlands Schmach bezahlt werde, und zwar mit Beihälfe der sogen. „deutschen" Großmächte, die angeblich aus „europäischen" Rücksichten zu solch „höherer" Politik gezwungen seien.

Die Noth könne Menschen und Staaten auf zweierlei Wege führen, auf den der Schande oder auf den der Ehre.

Mit ebensoviel Menschen- als Geschichtskenntniß und politischem Blick greift unser doctrender Wirth in die schiffalreichen Nachtseiten des Lebens, um in warnenden Beispielen den Weg der Noth zur Schande Einzelner zu zeigen; dann führt er uns durch die deutsche Fürsten- und Volksgeschichte zu Anfang dieses Jahrhunderts, um den Schandweg zum Rheinbund allen seinen Zuhörern recht deutlich sichtbar zu machen. „Und ist," fährt er fort, „wenn Oesterreich und Preußen ihre dermalige Einmüthigkeit noch weiter pflegen, um sich vor allem sogen. „nationalen" Treiben für immer Ruhe zu verschaffen, — ist dann etwa der Weg zu einem neuen Rheinbund zu weit?" — Darum müsse, selbst einem drohenden Bürgerkrieg zum Trotz, das Volk den Weg der Ehre festhalten, weil er der Weg des Rechtes sei. Wiederum gelte und geschehe hier Einzelnen wie Nationen. „Für die Völker aber sei das segensreichste Wirken der Noth, daß sie zum Zusammenfassen der vorher oft so zersplitterten Kräfte antreibe, und so möchten denn die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands nur fest und treu zusammenstehen und die Fürsten es zum ersten Male sei fünfzig Jahren wieder fühlen, wie mit dem Vertrauen die Macht wachse, wenn man sein treues Volk zu gemeinsamer That bereit hinter sich wisse. Sie sollten fest zusammenstehen, und die Bismarcke und Rechberge der ganzen Welt würden den Deutschen ihr Schleswig-Holstein nicht entreißen und die Nation werde siegen und sollten Millionen Teufel ihr entgegentreten!

Die Versammlung war längst im ganzen Herzen warm geworden und brach hier in lauten Beifallsjubel aus. Der in wahrer Begeisterung für seinen Gegenstand längst zum Predigerton der Rede emporgehobene patriotische Wirth (— mit dem Pathos dieses Predigertons, unseren Lesern später ganz erklärlich, sind, nebenbei gesagt, viele sonst ganz treue Verehrer des Redners nicht minder einverstanden —) beachtet dies jedoch nicht, sondern fährt mit gesteigertem Eifer fort, die Leiden der armen Schleswiger zu schildern. Jeder Schrei des Schmerzes, der Verzweiflung, jeder Fluch über die Rechtswürdigkeit, welche aus kalter Berechnung des Eigennutzes und der Bosheit eines Volkes Herz mit Füßen trete, das Alles werde mit der Kraft des Gebets im Volke wirken und müsse so wirken, wenn Deutschland nicht schmachvoll zu Grunde gehen solle.

„Wir wollen uns die Noth nicht verhehlen!" ruft er zum Schluß des Vortrags den Gästen zu. „Gerade deshalb muß gegen die Folgen solcher Noth jeder Verständige und Brave sich schon jetzt rüsten, im Haus, in der Gemeinde, im Staat! So thuen auch Sie das Ihre! Aber nicht dadurch, daß Sie für sich allein vorsorgen, Sie, die Sie heute hier anwesend waren! Leider sind Einsicht und Erkenntniß der Zeit und der Pflichten, die sie uns auferlegt, noch so wenig verbreitet, daß wir mit Trauer behaupten können, es geben in Deutschland noch Millionen nur ihrem Erwerbszweig nach und ahnen nicht, daß der ganze Baum ihrer Existenz in Gefahr steht! Verbreiten Sie Einsicht und Erkenntniß, geben Sie zum Nachbar links und rechts und theilen ihm mit, wovon Sie heute sich überzeugt haben. Und dann öffnen Sie, wie das Herz, auch die Truhe, den Geldbeutel für den Gotteskasten des Vaterlandes! Sein Triumph wird auch der Ihre, seine Ehre die Ihre sein, und Ihre Kinder werden's Ihnen einst segnen!"

Damit schloß der Redner, und lauter, dankbarer Beifall von allen Anwesenden belohnte ihn.

Erregt ist sichtlich die ganze Zuhörerschaft. Es sind zündende Gedanken unter sie geworfen, und je nach Begabung und Mundwerk beginnt die Discussion darüber an den einzelnen Tischen. Anzwischen verstummt ein patriotischer Colporteur nicht, die günstige Stimmung für sich zu benutzen: er bietet Karten von Dänemark und den Herzogthümern, Flugblätter, Zeitungen ꝛc. feil, und die Bürgersfrau, die sonst den Groschen zehn Mal umwendet, der für etwas Gedrucktes ausgegeben werden soll, redet jetzt selbst dem Ehegatten zum Ankauf von diesem und jenem, das durch die eben gehörte Rede besonderes Interesse gewonnen hat, zu. Man schlage gerade einen solchen Erfolg dieser Vorträge nicht zu gering an.

Die hohe Gestalt des Wirthes erscheint wieder auf dem Podium. Er schlägt vor, einen der Lieder zu singen, welche wir gedruckt in Händen haben. Ein Waldhornquartett bläst die Melodie erst vor und begleitet dann den Gesang. Aber wer singt denn? Ein Sängerverein? Nein, die ganze Gesellschaft

Digitized by Google

singt, und auch das erfreut des Menschen Herz. Frauen und Männer, Alles singt mit. Dann declamirt wohl Herr Würkert auch ein Gedicht mit Musikbegleitung, und was er für seine Gäste wählt, ist gut, muß verdelend wirken; zur bloßen Unterhaltung bietet er nichts.

Abermals betritt Ludwig Würkert seinen einfachen Rednerplatz, diesmal mit verschiedenen Zeitungen in der Hand. Aus diesen liest er theils vor, theils erzählt er das Wichtigste aus der Tagesgeschichte. Auch dies geschieht wieder mit der aufmerksamsten Rücksicht für das Fassungsvermögen von Gästen von so außerordentlich verschiedenem Bildungsgrade. Wir bewundern sein Geschick in der Bewältigung solcher Schwierigkeiten, die um so größer sind, als er auch jetzt nicht die Aufgabe eines ruhigen Erzählers löst, sondern auch jetzt ist es ihm Herzensbedürfniß und Mannespflicht, seine Gäste zu erwärmen, zu ermahnen, zur That zu stärken. Mit einem Kraftwort, an welchem Jedes noch Etwas mit nach Hause zu nehmen hat, schließt er gewöhnlich gegen 10 Uhr, der Zeit, wo der Bürger und Arbeiter selbst den Abend zu schließen gewohnt ist.

Das war einer der Vortragsabende im Hotel de Saxe, und so haben sie seit 1861 mit immer steigender Theilnahme der Einheimischen und Auswärtigen stattgefunden. Unsere Leser dürfen sich jedoch durch den heutigen Abend nicht zu der Ansicht verführen lassen, als ob hier blos Politik getrieben würde. Das bringt jetzt nur die Zeit so mit sich. Würkert sucht in weniger erregter Zeit seine Stoffe auf den reichen Feldern der Geschichte, der Literatur, der Arbeit und des Verkehrs, des Familienlebens und besonders der rein menschlichen Bestrebungen. Die Abende „bei Würkert", welche er z. B. dem ehrenden Gedächtniß unserer großen deutschen Männer widmete, gehören offenbar zu den lohnendsten. Er beging keinen Geburts- oder Todestag eines wirklichen Großen, ohne seinen Gästen ein klares Bild von dem Leben und Wirken desselben zu geben. Und wie sehr seine Gäste gerade dafür ihm Dank wußten, das bethätigten sie, indem sie den Saal mit jenen acht Büsten schmückten, die oben genannt sind.

Wer ist nun dieser Ludwig Würkert, der als Biervirth vor uns steht und wie ein Gelehrter und Redner von Fach zu uns spricht?

Ludwig Würkert mit seiner Kneipe und ihrer doppelten Bestimmung ist eine so seltsame, so außerordentliche Erscheinung, wie sie wohl nur einmal in Deutschland, ja vielleicht in Europa dasteht. Denn dieser Biervirth ist wirklich nicht blos Virth, er ist zugleich ein ebenso fleißiger, als tüchtiger Schriftsteller, er ist ausgezeichnet als lyrischer Dichter und im Fache der Novelle, in welchem er sogar einen ersten Preis errang; noch mehr, Ludwig Würkert war einer der gefeiertsten Kanzelredner Sachsens, er gehörte zur höheren Geistlichkeit des Königreichs; und noch mehr, er ist auch Züchtling gewesen, und zwar erster Classe, und hat am Spinnrad gesessen. Und jetzt ist er Virth und dazu, nicht blos im Kreise der Schriftsteller und des Geschäfts, sondern als Mensch und Mann von Jedem hochgehalten, der ihn kennt.

Diese Andeutungen müssen den Wunsch rege machen, daß L. Würkert seine Erlebnisse in einer ausführlichen Selbstbiographie niederlege; bis dies geschehen, mögen den Leser die folgenden Mittheilungen an jenem Wunsche um so fester halten lassen.

Ludwig Würkert ist ein Krempelfabrikantensohn aus Leisnig in Sachsen, wo er am 16. Decbr. 1800 zur Welt kam. Nachdem er, der als Student zu Leipzig schon als Sprecher der Burschenschaft geglänzt hatte, 19 Jahre lang Diaconus in Mittweida gewesen war, kam er im Jahre 1843 als Oberpfarrer nach Zschopau. Während dieser langen Zeit bis zum Sturmjahr 1848 erfüllte sein Leben sein geistlicher Beruf, eine außerordentliche Schriftstellerthätigkeit (neben wohl 30 Bänden wissenschaftlicher und geistlicher Bücher füllen seine Novellen, unter dem Anonymen Ludwig Rein veröffentlicht, allein 8 Bände) und ein durch die Pflege der Kunst verschönertes, reizendes Familienleben. Auch den Mann verließ der frohe, freie Sinn des Studenten nie ganz, Burschenschafter im Geist blieb er immer. Beides trennte er auch von seiner geistlichen Amtsauffassung nicht; und dies sowohl, wie seine glänzende, von dichterischer Kraft gehobene Beredsamkeit, sowie die vielen Beweise seiner Herzensgüte, seiner redlichen Theilnahme an dem Geschick seiner Mitmenschen, erwarben ihm die Anhänglichkeit seiner großen Gemeinde in einem seltenen Grade.

Daß auf einen solchen Mann, als die Bewegung von 1848 über Sachsen kam, das Auge nicht blos seiner Gemeinde, sondern des ganzen Gebirgs gerichtet war, ist eben so natürlich, als daß in Würkert der alte Burschenschafter über den Priester Herr wurde. Er war der Hauptredner auf allen Volksversammlungen. Sein Name galt Tausenden als ein Zeugniß für die Sache, die man damals verfocht. Und wie Würkert die kirchliche Feierlichkeit der öffentlichen Huldigung für den Reichsverweser geleitet, so hielt er sich auch später für verpflichtet, den Kampfe für die Reichsverfassung dieselbe geistliche Thätigkeit zu weihen. Dadurch gerieth er in schweren Conflict mit der eigenen Regierung. Denn als es im Mai 1849 zu den blutigen Tagen in Dresden kam, entwickelte er eine verhängnißvolle Thätigkeit für bewaffneten Zuzug zum Kampfplatz, die Sturmglocken dröhnten weit und breit, und auch jetzt den Geistlichen vom Bürger nicht trennend, ermuthigte er die Schaaren durch seine begeisternden Reden und segnete sie und ihre Fahnen öffentlich für den Kampf.

Die Regierung siegte, die Aufständischen flohen, Zschopau ward von den Preußen besetzt, Würkert ward gewarnt und zur Flucht gemahnt, glaubte jedoch nicht an die Gefährlichkeit seiner Stellung, und so stand er an einem Sonntag, den 13. Mai 1849, auf der Kanzel, als gegen das Ende seiner Predigt die Blicke aller auf den oberen Emporen Sitzenden sich nach den Fenstern wandten. Reiter- und Infanteriezüge kamen den Berg herunter. Unruhe und Angst ergriff die ganze Gemeinde. Würkert vollendete seine Predigt. Als er aber die Kanzel verließ und in die Sakristei trat, empfing ihn ein königlicher Commissär mit dem Verhaftsbefehl. Die Kirche war von den Truppen umstellt. Der Gefangene bestieg, nachdem er im Pfarrhause das Nöthigste geordnet, den Wagen, und von einer starken Reiterschaar umringt, setzte sich der Zug auf dem Wege nach der beiden Augustusburg in Bewegung — und weinend und wehklagend folgte dem Zug das ganze Volk, viele Hunderte die drei Stunden Wegs, bis das Thor der festen Burg sich hinter dem Gefangenen schloß.

Wir erzählen das Niemantem zu Leide, denn über jene Tage ist längst eine ernste Zeit gegangen, die nach allen Seiten hin versöhnend gewaltet hat; im Gegentheil, wir wissen ja Alle, daß das sächsische Volk in neuerer Zeit in einer hochwichtigen Angelegenheit des Vaterlandes mit Enthusiasmus und treuer Anhänglichkeit hinter seiner Regierung steht; wir führten das Obige nun an als eine Thatsache, die von der Theilnahme zeugt, die der Mann sich in seinem Wirkungskreise erworben hatte und die sich auch während seiner anderthalbjährigen Untersuchungshaft in der rührendsten Weise bethätigte. Ein Bürger von Schellenberg verpfändete sein ganzes Vermögen, seinen Kirchenschuld nicht ausgenommen, um dem Gefangenen die Erlaubniß zu verschaffen, bisweilen in den Parkanlagen bei der Burg die Wohlthat des Athmens in der freien Natur genießen zu dürfen; seine Familie und seine Gemeinde unterließen keine Gelegenheit, ihr ihn zu bitten, und als selbst Harleß, der strengkirchliche Dresdner Hofprediger, sich seiner annahm und Alles anfbot, um eine solche Kraft der Kanzel zu erhalten, machten sich die vier ältesten Männer des Kirchspiels auf den Weg, eisgraue, von mehr als achtzig Jahren gebeugte Greise, um „mit dem einen Fuß bereits im Grabe" für ihren Oberpfarrer zu zeugen, weil es ihr Gewissen ihnen gebiete. Und wirklich war König Friedrich August von so viel Theilnahme für den Mann ergriffen und geneigt, die Untersuchung niederzuschlagen; durch den Umstand jedoch, daß Würkert beim Beginn der Untersuchung eine Erklärung zu den Acten gegeben hatte, welche durch ihre Schroffheit die Justiz ebenso zu aller Strenge der Gesetzeshandhabung herausforderte, wie sie die Fürsprache von der geistlichen Seite abschwächte, sah sich der König gewöhigt, obwohl, wie Harleß erzählte, mit Thränen in den Augen, dem Gesetz seinen Lauf zu lassen.

Würkert wurde zu 8 Jahren Zuchthaus ersten Grades verurtheilt, nach Waldheim gebracht und in das Züchtlingsgewand gekleidet. Nach vier Jahren, von denen er fast drei im Krankenzimmer zubrachte, und in welche Zeit auch sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum und sein fünfundzwanzigjähriges Ehejubiläum fiel, erlöste ihn die Begnadigung.

Wer das innere Leben und Leiden eines solchen Züchtlings kennen lernen will, der lese in der Zeitschrift, die L. Würkert im Jahre 1856 herausgab, in der „Felskirche", seinen Gedichtcyklus „Der Gefangene und sein Ring" — d. i. sein Trauring, den man ihm auf sein inständiges Bitten als einziges Kleinod der Erinne-

Digitized by Google

rung an sein glückliches Leben zurückgab und im Zuchthaus zu tragen erlaubte. Er wirkt um so erschütternder, wenn man erfährt, daß all die dort so hoch verherrlichte eheliche Liebe und Treue das Glück dieser Ehe ihm nicht wahren konnte. Der Unstern hatte seinen häuslichen Frieden zerstört; die Ehe ward getrennt.

Arm, ohne Amt, ohne Familie, begann der Mann den neuen Kampf mit dem Leben. Rastlose Arbeit, die sich nun ganz auf das schriftstellerische Feld warf, konnte allein ihn sich und der Welt retten. Nachdem er durch bewunderungswürdigen Fleiß sich wieder ein kleines Vermögen erworben, faßte er den kühnen Entschluß, für seine alten Tage durch Uebernahme einer Wirthschaft in Leipzig zu sorgen. Die „Restauration" des Hotel de Saxe erschien ihm als die geeignetste für ihn, und er ward ihr Besitzer. Auch einen zweiten Ehebund schloß er, und er beglückt ihn.

Daß Ludwig Würkert sein gewöhnlicher Wirth werden konnte, wußte er wohl selbst, und er hatte gewiß längst im Geiste sich in den schönen Saal eine neue Volkskanzel gebaut, ehe er an die Ausführung des gewagten Schrittes ging. Seine Freunde, namentlich E. A. Roßmäßler, Brehm u. A. erleichterten ihm denselben, indem ersterer in einem Aufsatz im Leipziger Tageblatt „Was werden die Leute dazu sagen?" das kühne Unternehmen einleitete und die ersten Vorträge hielt, bis Würkert selbstständig und allein seinen Volksberuf zu dem ausbilden konnte, was er jetzt ist: ein Unicum in Deutschland: eine deutsche Kneipe für Volksbildung, Volksveredelung, Volksermuthigung.

Wenn bei den großen deutschen Nationalfesten des Jahres 1863 in Leipzig von den Tausenden der Gäste und Festgenossen mit anerkennender Bewunderung die Bemerkung laut wurde, daß Leipzig eine der seltenen Städte der Welt sei, die von sich rühmen könne: „Hier giebt es keinen Pöbel!" —; wenn die Lern- und Strebelust in den Arbeiterschaaren auch in dieser Beziehung die Stadt vor vielen auszeichnet; — und wenn mehr, wie irgentwo, hier ein aus klarem Verständniß der großen Fragen der Zeit und der gerechten Forderungen des Vaterlandes herausgewachsener Patriotismus im Bürger- und Arbeiterstand sich kundgiebt und zu Thaten und Opfern bereit macht: — so darf man ohne Scheu es aussprechen: Würkert's Vorträge haben zu diesem Vorzug Leipzigs, der auch ein Stolz Deutschlands ist, ein redliches Theil beigetragen.

Fr. Hofmann.

Die letzten Stunden der Maria Stuart. *

Es giebt Erscheinungen in der Geschichte, welche uns an das Fatum der Alten erinnern. So die Geschichte des Geschlechts der Hohenstaufen, so die Schicksale, welche die Familie der Stuart's verfolgten.

Robert III., der zweite König aus dem Stuartschen Geschlechte, starb im Jahre 1406 aus Gram, seinen Sohn in englischer Gefangenschaft zu wissen. Dieser, Jakob I., wurde erst fünfzehn Jahre nachher frei. Er mußte, wider Willen, ein englisches Fräulein heirathen, deren Mitgift ein Lösegeld ward. Im Jahre 1437 starb er, in seinem Bette ermordet. Jakob II. wurde 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jakob III., sein Sohn, fiel in einer Schlacht, die er 1488 verlor; ebenso endete Jakob IV. bei ähnlicher Gelegenheit 1515. Jakob V. starb 1542 vor Kummer, seine Unterthanen der Ketzerei und dem Aufruhr hingegeben zu sehen. Seiner Tochter, der Königin Maria Stuart, Schicksal, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmähliches Ende auf dem Blutgerüste, erregt noch jetzt die allgemeinste Theilnahme. Mariens Sohn, Jakob VI. von Schottland, starb zwar im Bette, aber von aller Welt verachtet. Carl I., dessen Sohn, starb in London auf dem Schaffot, vor den Fenstern seines eigenen Palastes, und bestätigte durch seinen Tod den Wahrspruch, daß Tyrannei ihren Besitzer vernichtet. Jakob II. von England starb 1720 seines Königreichs beraubt und aus ihm verjagt. Sein Sohn war sein ganzes Leben hindurch im Auslande, als Prätendent nur den Namen Jakob III. von England und Jakob VIII. von Schottland führend. Endlich der letzte Prinz dieses unglücklichen Hauses, vorzugsweise unter dem Namen des Prätendenten bekannt, nahm den Titel Carl III. an und starb in Rom kinderlos. So verlosch dieses Königsgeschlecht, nachdem dasselbe durch einen Zeitraum von vierhundert Jahren von ununterbrochenem Unglücke verfolgt worden war.

Die Unglücklichste ihres Hauses aber war unstreitig Maria Stuart. Dem religiösen Fanatismus, dem Parteigeiste und der Leidenschaft und Eifersucht der Königin Elisabeth gelang es, sie bei ihrem Leben und fast zwei Jahrhunderte lang nach ihrem Tode als Gattenmörderin, Buhlerin und Aufrührerin darzustellen, während sie nur das Opfer der Herrschsucht und der Gewaltthätigkeiten des hohen Adels war; sie mußte zur Verbrecherin gemacht werden, um das unmenschliche Verfahren der Königin Elisabeth zu beschönigen.

Die neuere Geschichtsforschung gelangte, wenngleich nicht ohne Widerspruch, zu diesem Resultate, indem der gelehrte Goodall bereits im Jahre 1754 nachwies, daß die Briefe, auf welchen Mariens Einverständniß mit Bothwell hervorgehen und sich der Antheil derselben an ihres Gatten Darnley's Mord ergeben sollte, unmöglich echt sein könnten; gleicher Ansicht sind mehrere der bedeutendsten englischen Historiker des verflossenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Der authentische Bericht über die Hinrichtung der Maria Stuart befindet sich in dem Manuscripten-Nachlasse des am 28. Juli 1587 verstorbenen berühmten trierschen Kanzlers Dr. Johann Wimpheling und enthält, abgesehen von seinen falschen Beschuldigungen, höchst interessante Einzelnheiten über dieses beklagenswerthe Ereigniß. Form und Inhalt lassen keinen Zweifel darüber, daß das Actenstück von der englischen Regierung ausgegangen ist. Der kurtrierische Gesandte schickte den Bericht an den Kanzler Wimpheling, welcher ihn seinem Fürsten, dem Kurfürsten Johann von Trier, vorgelegt hat. Der Bericht wurde, wie aus dem Schlusse desselben hervorgeht, zehn Tage nach der Hinrichtung der Königin abgefaßt und lautet, aus dem Lateinischen übersetzt, wörtlich also:

Bericht

über die Hinrichtung und den Tod der Maria Stuart, Königin von Schottland, Wittwe des Dauphin von Frankreich, enthauptet in England am 18. Februar 1587 neuen Styls, in dem Castell zu Fotheringhay in Northamptonshire.

Die Königin von England, Elisabeth, entdeckte mehrere auf Anreizung des Papstes und einiger anderer ihr feindlich gesinnter Fürsten entstandene Verschwörungen, welche den Zweck hatten, ihre Majestät nicht allein des Reichs und der Krone, sondern auch des Lebens zu berauben, und sodann die Königin Maria Stuart, die Anhängerin des römisch-katholischen Glaubens und nächste Erbin Ihrer Majestät, welche schon viele Jahre in einer mitleid Gefangenschaft in England gehalten wurde, auf den englischen Thron zu erheben. Das Parlament oder die Reichsstände von Schottland drangen wiederholt auf Bestrafung der Maria Stuart wegen der Ermordung ihres Gatten, welchen sie erdrosseln, seine Wohnung anzünden und in die Luft sprengen ließ, zu welchem Verbrechen sie sich durch eine strafbare Neigung zu dem Grafen Bothwell, welchen sie auch bald darauf heirathete, hatte verleiten lassen. Aus dieser Ursache wurde sie in Schottland verhaftet, worauf sie zu Gunsten ihres Sohnes Jakob, des jetzigen Königs von Schottland, auf die Krone verzichtete, bald darauf aber aus dem Gefängnisse entfloh und zur Wiedererlangung der Herrschaft ein Heer gegen ihren Sohn in's Feld stellte. Nachdem dieses Unternehmen unglücklich für sie abgelaufen war, flüchtete sie sich nach England, woselbst sie von den Reichsständen Schottlands (wie bereits bemerkt) als Mörderin ihres Gatten bei Ihrer Majestät angeklagt wurde, von derselben aber das Leben geschenkt erhielt, weil dieselbe nicht Richterin

* Der nachstehende durch seine Einzelheiten sehr interessante Bericht eines Zeitgenossen über die Hinrichtung der Maria Stuart ist uns aus ganz zuverlässiger Quelle, als aus dem handschriftlichen Nachlasse des ehemaligen kurtrierischen Kanzlers Dr. Wimpheling stammend, mitgetheilt worden. Wir haben uns bisher vergeblich bemüht, in Erfahrung zu bringen, ob das Schriftstück schon früher anderweitig veröffentlicht worden ist, glauben aber mit dem Abdruck desselben in jedem Falle unserm großen Leserkreise eine willkommene Gabe zu bieten. D. Red.

Digitized by Google

ihrer nächsten Blutsverwandten sein wollte, nicht aber ganz frei gelassen werden konnte, weil sie den Titel einer Königin von England sich beilegte, und Ihre Majestät, sowohl zur Vermeidung von Gefahren für ihre eigene Person, wie des Reichs, so wie auch zur Erhaltung des Religionsfriedens und des Friedens mit Schottland, ihre fernere Gefangenschaft für unumgänglich nöthig erachtete.

Obschon ihr in ihrer milden Gefangenschaft eine ihrem Stande entsprechende Dienerschaft gegeben und ihr selbst die Erlaubniß bewilligt wurde, nach ihrem Belieben die Jagd und den Vogelfang ausüben, so ruhte sie dennoch nicht, sondern versuchte auf alle mögliche Weise und selbst mittelst des Todes Ihrer Majestät zu entkommen, und versöhnte zur Erreichung ihrer Zwecke mehrere Edelleute, wie den Herzog von Norfolk, und einige andere Grafen und Herren, welche dieserhalb hingerichtet wurden. Endlich versuchte sie im verflossenen Sommer, Ihre Majestät an Ihrem eigenen Hofe tödten, das Reich von den Ausländern angreifen und die katholische Religion überall einführen zu lassen, wobei sie ihre Anhänger zu überreden suchte, daß sie Alle durch die Ausführung dieses Planes das Himmelreich erlangen würden. Nach Entdeckung aller dieser Verbrechen gestattete endlich Ihre Majestät, zur eigenen und des Reichs Sicherheit, eine Untersuchung gegen die Königin Maria einzuleiten, gebot aber zugleich dem Parlamente, auf Mittel zu sinnen, wodurch das Leben Ihrer Majestät und die Sicherheit des Reichs und des Religionsfriedens außer Gefahr gesetzt, das Leben der Königin von Schottland, Ihrer Blutsverwandten, welche als Fürstin seinem Gerichte unterworfen und deren Hinrichtung fast ohne Beispiel sein würde, aber jedenfalls geschont werden könnte. Das Parlament stimmte jedoch für die Hinrichtung der Königin Maria, indem es nur hierdurch das Leben Ihrer Majestät und die Sicherheit des Reichs und des Religionsfriedens außer Gefahr glaubte.

Ihre Majestät zog den Rath auswärtiger Fürsten, namentlich der Könige von Frankreich und Schottland ein, und obschon die Gesandten dieser Fürsten nicht im Stande waren, genügende Mittel anzugeben, wodurch Ihre Majestät von dieser Sorge und diesem Kummer vollständig befreit würden, so nahmen sie dennoch den größten Antheil an der Königin von Schottland, beriefen sich auf das fast unerhörte Beispiel einer solchen Hinrichtung, und setzt gelang es ihren Bitten, Ihre Majestät, welche lang in Ihrem Entschlusse schwankte, dahin zu vermögen, daß Sie die Entscheidung des Parlaments nicht genehmigte und das Leben der Königin Maria zu schonen beschloß.

Da aber bald darauf abermals neue Verschwörungen, wobei viele Personen aus großen Familien betheiligt waren, entdeckt wurden, und die höchst schändliche Verrätherei Staulen's vorfiel, wodurch große Unruhen veranlaßt, die Befreiung und Erhebung der Königin von Schottland und die Absetzung Ihrer Majestät bezweckt werden sollten, so beschloß endlich Ihre Majestät, die Quelle und die Ursache aller dieser Uebel zu beseitigen und die Königin von Schottland hinrichten zu lassen. Obschon in Folge dieses Entschlusses das Urtheil von Ihrer Majestät unterschrieben worden war, so hatte Ihre Majestät dennoch bei sich beschlossen, die Sache nochmals zu überlegen; diesem Vorhaben wurde aber durch Ihre Behörden, welche im Besitze des unterschriebenen Urtheils waren, zu Ihren größten Schmerze (aus welcher Ursache auch Ihr Staats-Secretair Davison in's Gefängniß gesetzt und viele Andere in die Ungnade Ihrer Majestät fielen, auch legte Ihre Majestät Trauerkleidung an) zuvorgekommen, indem sie den Vollzug des Urtheils sofort anbefohlen hatten. Die Grafen Shrewsbury und Kent hatten durch den Secretair Beale die Vollmacht Ihrer Majestät zum Vollstreckung des Urtheils erhalten und kündigten an dem der Hinrichtung vorhergehenden Tage der Königin von Schottland in Gegenwart mehrerer Statthalter, Ritter, Edelleute und der Gefängniß-Vorsteher Amias Paulet und Drughei die desfallsigen Befehle Ihrer Majestät an.

Die Königin Maria erwiderte denselben, sie sei zu sterben bereit und habe schon lange auf ihren Tod gehofft; zugleich fragte sie, auf welchen Tag ihre Hinrichtung festgesetzt sei, worauf die Grafen ihr entgegneten, daß sie ihr die Bestimmung des Tages freistellten, nur dürfe dadurch der Vollzug der Befehle Ihrer Majestät nicht verzögert werden, und wäre es dieserhalb am besten, den nächstfolgenden Tag, den 18. Februar neuen Stils, dazu zu bestimmen. Die Grafen unterhielten sich hierauf mit der Königin von Schottland und setzten ihr die Gründe auseinander, durch welche Ihre Majestät und das Reich zu diesem äußersten Entschlusse gekommen wären, und baten dieselbe, Alles mit Geduld und Vertrauen auf Gott zu ertragen.

Am folgenden Tage, am 18. Februar, Morgens um 7 Uhr, erschienen in dem Gefängniß zu Fotheringhay die genannten Grafen, Statthalter und Edelleute; einigen Edelen wurde gestattet, zwei Bekannte, den Uebrigen nur einen Freund mitzubringen, so daß ungefähr achtzig bis hundert Personen, mit Ausschluß der zur Umgebung und Dienerschaft der Königin von Schottland gehörigen Personen, so wie der Besatzung des Castells, eingelassen wurden.

Zur Hinrichtung wurde in einer großen Halle eine Bühne von zwölf Fuß Länge, zwei Fuß Höhe mit einer zwei Fuß hohen Einfassung errichtet, welche ganz mit schwarzem Tuche belegt war, in der Mitte stand ein gepolsterter Sessel. Nachdem diese Anstalten getroffen und alle Edelleute angekommen waren, wurde ein Bote zu der Königin von Schottland geschickt, um ihr anzukündigen, daß alle Grafen versammelt wären, und anzufragen, ob sie jetzt bereit sei, wie dieses am vorhergehenden Tage nach dem Frühstücke ihr bekannt gemacht worden. Der Bote fand das Schlafgemach der Königin, worin ihre ganze Umgebung versammelt war, verschlossen. Bald darauf wurde ein anderer Bote mit dem Auftrage entsendet, wenn die Thüre noch verschlossen wäre, anzuklopfen und um Antwort zu bitten; derselbe fand die Thüre geöffnet und richtete seinen Auftrag an eine Person aus der Umgebung der Königin aus, welche ihm die Antwort gab, daß dieselbe noch nicht bereit sei. Nach einer halben Stunde wurde ein dritter Bote entsandt, welcher die Antwort brachte, daß die Königin in einer halben Stunde bereit sein würde. Bald darauf begab sich einer der Statthalter zu der Königin, welche er mit ihrer ganzen Umgebung knieend und betend antraf. Als derselbe der Königin bemerkte, daß die Zeit herannahe, erhob sich dieselbe und erklärte, daß sie bereit sei.

Gestützt auf zwei Männer, verfügte sich nun die Königin in die Vorhalle, woselbst sie ihre ganze Dienerschaft weinend und jammernd fand und dieselbe zur Gottesfurcht und zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ermahnte. Hierauf nahm sie von Jedem einzeln Abschied, indem sie die Frauen küßte und den Männern die Hand zum Kusse reichte, zugleich bat sie dieselben, sich wegen ihres Schicksals keinen Kummer zu machen, sondern vielmehr sich darüber zu freuen und ihrer im Gebete zu gedenken. Von hier wurde sie die Stiege herabgeführt und in der Halle von allen Edelleuten empfangen, worauf der Graf Shrewsbury sie also anredete:

„Herrin, wir sind hier, um die Befehle Ihrer Majestät unserer Königin, welche wir Dir gestern mittheilten, zu vollziehen" (wobei Graf Kent seine Vollmacht und das Urtheil, mit dem großen Siegel Englands versehen, in der Hand hielt).

Die Königin erwiderte, sie ziehe den Tod ihrem Leben vor. Als sie hierauf, sich umkehrend, ihren ersten Haushofmeister Melvil erblickte, sagte sie zu ihm: „Mein treuer Diener Melvil, obschon Du ein Protestant bist, ich aber eine Katholikin und Deine geliebte Königin, aus dem Blute des Königs Heinrich VII. stammend, so befehle ich Dir wahrhaft und gleich wie vor Gottes Angesicht, Rechenschaft über mich zu geben und meinem sehr geliebten Sohne zu sagen, daß ich ihn inständigst bitte, Gott zu dienen, die katholische Kirche zu schützen und zu schirmen, in Frieden zu regieren und sich Anderen nicht zu unterwerfen; sollte er den Wunsch gehegt haben, diese Insel mit seinem Reiche zu vereinigen, so möge er davon abstehen und sich hüten, der menschlichen Weisheit zu viel zu vertrauen, indem sie sehr häufig täuscht. Möge er auf Gott seine Hoffnung setzen und der Königin von England nie Veranlassung zu Verdacht und Mißtrauen geben, so wird ihn Gott segnen; und Du, Melvil, sollst mein Zeuge sein, daß ich treu Schottland, treu Frankreich und treu der katholischen Religion, welche ich stets bekannt habe, sterben werde."

Nachdem die Königin noch mehreres Aehnliche gesprochen, entgegnete ihr Melvil: „Verehrungswerthe und hochverehrte Fürstin, so wie ich bisheran stets ein treuer Diener Deiner Majestät war, so will ich auch jetzt mit Gottes Gnade diese Deine Worte und Befehle dem Könige treu und wahr hinterbringen."

Die Königin wandte sich hierauf zu den Herren und bat sie zu erlauben, daß ihr Geistlicher zugleich mit ihr das Gerüst besteige, was ihr aber abgeschlagen wurde. Hierauf bat sie, zu gestatten, daß alle ihre Diener bei ihrer Hinrichtung zugegen sein

Digitized by Google

fürsten, damit sie dem Könige von Frankreich und Anderen bezeugen könnten, daß sie im katholischen Glauben gestorben sei. Die Herren erwiderten hierauf, daß dieses nicht zugelassen werden könne, damit ihr Gemüth durch die Unruhe und den Jammer der Diener nicht beunruhigt oder durch ihren Abergauben gestört werde. Endlich wurde ihr doch gestattet, daß fünf ihrer Diener und zwei Kammerfrauen bei der Hinrichtung zugegen sein dürften. Die Königin wünschte ein größeres, ihrem Stande angemessenes Gefolge von Kammerfrauen zu erhalten und versprach, für deren Folgsamkeit einzustehen und sich weder durch ihre Thränen, noch Mitleidsbezeigungen stören zu lassen. Sie bat hierauf noch darum, daß allen ihren Dienern und ihrem Hausgesinde beiderlei Geschlechts die Erlaubniß ertheilt werden möge, in ihr Vaterland zurückzukehren, und daß ihnen dasjenige gelassen würde, was sie ihnen geschenkt habe. Die Königin schloß diese Bitte mit den Worten: „Sie, meine Herren, verspüchte ich, dafür zu sorgen, daß dieser mein Wille vollzogen werde."

Hierauf wurde die Königin durch zwei Diener des Beschlshabers des Castells auf das Blutgerüst geführt, woselbst sie sich, weil sie nicht bequem stehen konnte, niedersetzte. Die beiden Grafen stellten sich zur Seite der Königin, worauf der Secretair Beale mit lauter Stimme den zur Hinrichtung ertheilten Befehl vorlas. Die Königin trug dasselbe Kleid, worin sie auch vor dem Gerichte erschienen war, nämlich von sehr kostbarer schwarzer Seide; in der Hand hielt sie ein Crucifix von Holz oder Knochen, ein goldenes hing an ihrem Halse, und um den Gürtel hatte sie einen Rosenkranz.

Zunächst bei der Königin stand der Decham von Peterborough, welcher auf Befehl der Grafen sie ermahnte, an Christum zu glauben und christlich zu sterben. Die Königin unterbrach seine Ermahnung, indem sie mit lauter Stimme betete, und befahl, daß er schweigen möge, indem sie hinzufüge, sie sei ganz zum Tode vorbereitet. Als der Decham ihr erwiderte, er werde Nichts sagen, außer was ihm anbefohlen worden und Wahrheit enthalte, rief die Königin: „Schweige, Decham, ich will Dich nicht anhören, ich habe Nichts mit Dir zu thun, Du stirbst mich," worauf derselbe fortan schwieg.

Der Graf Kent sagte hierauf zur Königin: „Herrin, ich beklage Deinen Tod deshalb am meisten, weil ich diesen unnützen und abergläubigen Gegenstand in Deinen Händen sehe," worauf die Königin ihm entgegnete: „das Bildniß des gekreuzigten Christus gezieme sich für mich, und erinnere mich an den Herrn." — Kent erwiderte, man müsse Christum im Herzen tragen, und fügte hinzu (obschon die Königin sich sträubte ihn anzuhören), er wolle, wenigstens sie diese Gnade Gottes verschmähe, für sie beten, daß der Herr ihr ihre Sünden verzeihe, und sie in sein Reich aufnehmen möge. Die Königin sagte hierauf, daß auch sie darum bitte. Der Decham kniete während dessen an dem Blutgerüste, und hielt mit heller und vernehmbarer Stimme ein eindringliches und den Umständen angemessenes Gebet, indem er für die Wohlfahrt Ihrer Majestät und des Reichs betete, welches Gebet von allen Anwesenden nachgebetet wurde.

Während dieses geschah, sagte die Königin mit sehr lauter Stimme ihr eigenes lateinisches Gebet, wobei sie das Bild des Gekreuzigten in den Händen hielt. Nach Beendigung des Gebets bat der Henker kniend die Königin um ihre Verzeihung, die sie ihm und Allen, welche bisheran nach ihrem Blute getrachtet, liebevoll und mit Freuden ertheilte, gleichwie auch sie wünschte, daß ihr der Herr ihre Sünden verzeihen möge.

Hierauf verrichtete die Königin kniend und sehr bewegt nochmals ein eifriges Gebet um Verzeihung ihrer Sünden und drückte die Hoffnung aus, daß sie durch den Tod Christi und dessen vergossenes Blut die Seligkeit erlangen würde, wie auch sie ihr Blut freiwillig und mit Freuden für den Gekreuzigten zu vergießen bereit sei. Sodann betete sie für das Heil der Königin von England und wünschte ihr eine lange und ruhige Regierung, und daß sie Gott treu dienen möge; sie betete für die ganze Insel und für die sehr bedrängte Lage der Kirche Christi; sie betete ferner für ihren Sohn, den König von Schottland, damit er in Friede und Gerechtigkeit sein Reich verwalte und durch Bekehrung zur römisch-katholischen Kirche zum wahren Glauben gelangen möge. Endlich flehte sie um die Vermittlung aller Heiligen dieses Tages, wünschend, daß Gott durch seine unendliche Gnade seinen Zorn von dieser unglücklichen Insel abwenden, ihr selbst alle Sünden erlassen, und ihre vom Körper getrennte Seele durch die Hände der Engel in den Himmel aufnehmen möge. Nach Beendigung dieses Gebetes stand die Königin auf und bereitete sich zur Hinrichtung, indem sie ihren Schmuck ablegte, und ihre Tunika mit Hülfe ihrer zwei Kammerfrauen auszog. Als einer der Henker hierbei behülflich sein wollte, sagte sie, sie sei bisheran weder gewöhnt gewesen vor einer solchen Menge ihre Kleidung abzulegen, noch die Hülfe solcher Excellenze dabei in Anspruch zu nehmen. Die Königin legte das äußere Kleid bis zur Mitte der inneren Tunika ab; der so heruntergelassene obere Theil war am Halse tief ausgeschnitten, so daß derselbe rundum entblößt wurde; das Kleid wurde auf dem Rücken mit Schnüren zusammengehalten, welche sie mit großer Eile auflöste, ihre Kammerfrauen lüfte und ihnen Lebewohl sagte. Als die Eine derselben laut weinte, sagte die Königin zu ihr: „Schweige, jammere nicht, habe ich nicht für Euch dafür eingestanden, daß Ihr Euren Schmerz nicht laut werden lassen würdet? Ihr müßt heiter sein." Sie segnete Beide und befahl jener, das Blutgerüst zu verlassen.

So zum Tode bereitet, wandte sich die Königin zu ihren in der Nähe knieenden Dienern, machte mit ihrer schönen Hand das Zeichen des Kreuzes über dieselben, befahl ihnen Zeuge zu sein, daß sie als Katholikin sterbe, und bat sie zu Gott um Vergebung ihrer Sünden zu beten. Nach dieser Anrede ließ sich die Königin plötzlich auf die Kniee fallen; sie zeigte fortwährend einen großen und unerschütterlichen Muth, gab nicht das geringste Zeichen von Furcht zu erkennen, und wechselte selbst nicht einmal die Farbe. Die zweite Kammerfrau trat hinzu und verband ihr mit einem Schnupftuche die Augen, während die Königin auf den Knieen mit heller Stimme den 27. Psalm betete: „Auf dich, o Gott, habe ich meine Hoffnung gesetzt" ꝛc. Hierauf beugte sie mit großer Standhaftigkeit ihren Körper vornärts, legte den Hals auf den Block und rief mit lauter Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Während der eine Henker nun ihre Hand hielt, führte der andere mit beiden Händen den Streich mit dem Beile, worauf das Haupt fiel und so das Leben entfloh. Als der Henker hierauf den Kopf in die Höhe hob und den Zuschauern zeigte, riefen Alle: „Gott erhalte unsere Königin, so sollen alle Feinde des Wortes Gottes und Ihrer Majestät sterben!" — Während aber der Henker so den Kopf der Königin in die Höhe hielt, fiel der Kopfputz herab, und man sah, daß das Haupt schon stark greis, und die Haare unlängst bis auf die Haut abgeschnitten waren. Der Henker erhielt Nichts von den Kleidern und dem Schmucke, wohl aber deren Werth an Geld; Alles, was mit dem Blute der Königin besprengt war, wurde sowohl den Henkern, wie allen Anderen abgenommen und sogleich abgewaschen; selbst die Bretter des Blutgerüstes, das mit Blut getränkte Tuch und andere damit benetzte Sachen wurden sogleich verbrannt, damit sie nicht dem Abergauben dienen sollten. Der Körper der Königin wurde in die Burg zurückgetragen, einbalsamirt und zur Beerdigung bereitet, an welchem Orte derselbe aber begraben werden wird, dies ist bis jetzt noch ungewiß. Dem Hausgesinde und den Dienern der Königin wurde befohlen, in der Burg zu bleiben, damit sie, wenn eine feierliche Beerdigung stattfinden sollte, derselben beiwohnen könnten. Die Königin war ungefähr 44 Jahre alt, eine Fürstin von ausgezeichneter Schönheit, sodaß sie alle Frauen ihres Vaterlandes an Schönheit übertraf. Zuerst war sie verheirathet mit Franz II., König von Frankreich; nach dessen Tod mit Lord Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, einem sehr schönen Jüngling, welchen sie tödten ließ. In dieser Ehe wurde der jetzige König von Schottland geboren. Endlich heirathete sie den Grafen Bothwell, welcher in Dänemark gefangen wurde und geisteskrank starb.

Während der Hinrichtung der Königin war die Burg verschlossen und Niemandem der Austritt gestattet, außer dem Heinrich Talbot, dem Sohne des Grafen Shrewsbury, welcher an den Hof gesandt wurde, und am folgenden Tage die Nachricht von dem Tode der Königin von Schottland nach London brachte. Als die Bürger Londons diese Kunde erhielten, freueten sie sich sehr und läuteten mit allen Glocken; sie freueten sich, daß sie von der großen Gefahr, welcher sie so lange ausgesetzt gewesen, endlich befreit waren. Nur allein die Königin von England legte einen großen Seelenschmerz an den Tag, weil die Hinrichtung gegen ihre Erwartung übereilt worden war und sie beschlossen hatte, dieselbe nochmals in reiflicher Ueberlegung zu ziehen.

Seit dem Tage der Hinrichtung bis zum 28. Februar 1587,

Digitized by Google

an welchem Tage gegenwärtiger Bericht abgefaßt wurde, herrscht übrigens hier in England die größte Ruhe; wir hoffen auch ferner auf Frieden und Ruhe, weil der jetzige große Schrecken bei den Feinden der Königin und Ihrer Majestät nicht ohne Wirkung bleiben, und den Fürsten und Herzogen eine Mahnung sein wird, nicht von Gott und der Gerechtigkeit abzuweichen, wenngleich sie auch in dieser Welt sich vor der Furcht der Strafe befreit glauben sollten. — So weit der Bericht.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Königin Elisabeth den Wunsch der Hingerichteten, bei ihrer Mutter in Frankreich begraben zu werden, nicht erfüllt hat. Nach Verlauf von sechs Monaten, Donnerstag den 1. August 1587, wurde die Leiche endlich mit einem königlichen Ceremoniel in der Kathedrale von Peterborough, dem Grabe Katharinens gegenüber, beigesetzt. Zweiundzwanzig Jahre später ließ ihr Sohn, Jakob VI., den Leichnam nach London bringen und in Heinrich's II. Capelle beisetzen. Ihr prachtvolles Monument raseßt in der Westminster-Abtei ist auch in deutschen Reisewerken schon öfters abgebildet worden.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

1. Ein Besuch in Rendsburg.

Rendsburg ist meine liebste Stadt zwischen Elbe und Königsau. Ich liebe Rendsburg in seiner Geschichte, in seiner Lage, in seiner charakteristischen Altstadt, in seinen Bürgern. Rendsburg liegt gerade in der Mitte Schleswig-Holsteins; es ist der Knoten in der Vertheidigungslinie der Eider, die natürliche Brücke von Holstein nach Schleswig. In Rendsburg und seiner Umgegend, welche keinesweges von der Natur so begünstigt ist, wie die übrigen Districte des Ostens, wohnt mit der edelste Theil der Ureinwohner des Landes, der Kern des nordathingischen Sachsenstammes. Von diesem zwischen Eider und Stör gelegenen Theile Holsteins, welcher heute das Amt Rendsburg umfaßt, gingen die großen und historischen Ereignisse des Landes aus. Bei diesem energischen und kräftigen Menschenschlage fand Karl der Große auf seinen verheerenden Raub- und Eroberungszügen den kräftigsten Widerstand. Von hier aus wurden die Dänen nach dem Norden, die Wenden nach dem Osten zurückgeworfen; die Heldenschaar, mit der Gerhard der Große das dänische Reich unterwarf, war aus der Gegend zwischen Eider und Stör.

Sein uralter Zeit war die Eiderinsel, auf der Rendsburg liegt, befestigt. Sie führte den Namen Reineldesburg. Als Stadt trat Rendsburg mächtig unter den Städten der Herzogthümer hervor unter dem großen Grafen Gerhard, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Christian der Fünfte erweiterte den Ort auf seine heutige, doppelte Größe, und schuf ihn zu einer Festung um. Und von jeher haben sich die Bewohner von Rendsburg durch ihre kräftige Energie, durch ihre patriotische Gesinnung, durch seltenes, gesundes Urtheil, durch geistiges Leben und edle Bildung ausgezeichnet.

Rendsburg war immer und zu allen Zeiten ein Fels des Landes. An seiner kernigen und muthigen Bürgerschaft brach sich die Macht der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Und diese Stadt wurde im Jahre 1851 mit ihren Kriegsvorräthen, welche für eine Armee von 50,000 Mann ausreichen, mit ihrem Fels- und Belagerungsgeschütz so schmählich den Dänen ohne Schwertstreich, ohne Schuß geopfert! — Sie zerstörten alle nach dem Norden gelegenen Festungswerke, bauten zwischen Altstadt und Neustadt die Forts, welche sie zum Hohn Deutschland „Sürstländsbrückenkopf" nannten, und machten sie zu einem Bollwerk dänischer Herrschaft gegen die deutsche Nation. Aber auch rund um die Stadt herum wohnt ein gar gediegener und tüchtiger Bauernstand, ein Bauernstand, der sich durch aufgeweckten, gesunden Verstand, durch seltene Intelligenz, durch kräftigen Unternehmungsgeist, durch gemeinnützige Gesinnung, durch wahrhaft deutschen Sinn auszeichnet. Hier liegen die alten, großen und historischen Dörfer des Landes.

Es sind nun zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Rendsburg war. Die Stadt lag damals voll von dänischen Truppen; dänische Beamten und dänische Polizei unterdrückten alle bürgerliche und individuelle Freiheit. In der Presse knebelte die dänische Regierung die Freiheit des Gedankens und die öffentliche Meinung. Das nationale, deutsche Bewußtsein der Bürger sollte dem Dänenthum weichen. Aber die Energie und die Zähigkeit der Bevölkerung waren stärker, als alle Anstrengungen des dänischen Regierungsmechanismus. Wie ehemals in der Lombardei, wie heute noch in Venetien, festen Alle einmüthig den Tänen den zähesten Widerstand entgegen. Den Dänen öffnete sich kein deutsches Haus, noch weit weniger ein deutsches Herz. In keiner Gesellschaft hatten die dänischen Beamten und Officiere Zutritt; zu keinem Feste, zu keinem Balle wurden sie geladen; man sprach nicht mit ihnen, man grüßte sie nicht, man saß nicht mit ihnen im Gasthause an demselben Tische. Sie lebten einsam, wie in einer menschenleeren Wüste, nur auf den Umgang mit sich selbst und mit ihren Familien angewiesen. Wer diesen Bann brach, den man um die Dänen gezogen, der war selbst von der ganzen Gesellschaft ausgestoßen. Berachtet ging er ebenso einsam umher. Zwölf Jahre haben die Rendsburger Bürger diesen Widerstand mit einer seltenen Consequenz und Ausdauer durchgesetzt, mit einer zähen Energie, um welche die Lombarden in Mailand und Brescia sie hätten beneiden können. Jetzt sah ich Rendsburg wieder, das von der dänischen Herrschaft befreite Rendsburg. Ich hatte die Herstraße zu meiner Reise benutzt. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt, in den Straßen erklang das Schleswig-Holsteinlied, vor der Hauptwache am Paradeplatze und auf „Sürstländs-Brückenkopf" wehten die Fahnen Schleswig-Holsteins und des gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes fröhlich im Morgenwinde. Und als ich Morgens erwachte, da hörte ich auf dem Paradeplatze die Signale sächsischer Hörner und deutsche Commandoworte: „Gewehr auf, Marsch, Marsch!" und eine sächsische Jägercompagnie zog vorüber, um die Stellung an der Schleusenbrücke und an den Schanzen zu besetzen. Und ein lieber Freund, der Advocat Fischer, trat zu mir in die Stube und sagte: „Wollen wir nicht einen Gang durch Rendsburg machen? Vor zwei Jahren habe ich Sie auch durch die Stadt geführt. Damals war es anders. Heute sollen Sie Rendsburg ohne Dänen sehen."

„Ja," rief ich. „Vor zwei Jahren war es an einem warmen und heitern Sommertage, heute liegt eine dichte Schneedecke und ein grauer Nebel über der Stadt; aber das Herz ist ebenso heiter und fröhlich, wie es damals traurig war."

Und auf der casernenhaft und regelmäßig gebauten Neustadt gingen wir durch die herrliche Allee von Ulmen und Linden über den Jungfernstieg nach der noch im mittelalterlichen Styl aufgebauten Altstadt. Zu beiden Seiten des Weges geht sich in weiter Fläche die Eider aus. Den Wasserspiegel bedeckte heute eine schimmernde Eisdecke. Auf dem Jungfernstieg waren bei einigen prächtigen Bäumen die Krone und ein Theil der Aeste abgeschlagen; manche trugen die Spuren von Axthieben auch an den Stämmen; drüben auf der anderen Seite des Wassers war eine lange Reihe herrlicher Ulmen in ähnlicher Weise verunstaltet. Eine prächtige Trauerweide, welche vor zwei Jahren weit über den Wasserspiegel hinabhing, fehlte heute ganz. „Wer hat denn diese prächtigen Bäume in so barbarischer Weise verunstaltet? wo ist denn die schöne Trauerweide geblieben, welche ich damals so bewunderte?" fragte ich, erstaunt über diese Verwüstung, meinen Freund.

„Glauben Sie," erwiderte er, „daß diese Barbarei Jemand anders begangen haben kann, als die Dänen? Es fiel ihnen plötzlich ein, daß die Altstadt zu Schleswig gehöre, und sie hatten die Absicht, Rendsburg nur bis „Sürstländs-Brückenkopf" zu räumen, der, wie Sie sehen, vor am Ende der Promenade des Jungfernstieges die Altstadt von der Neustadt trennt. Hinter den Forts dort wollten sie sich festsetzen und sämmtliche Bäume hier auf der Promenade niederhauen, um für ihre Kanonen freien Spielraum zu haben, wenn die Sachsen durch die Neustadt heran-

Digitized by Google

zögen. Sehen Sie da und dort, zwanzig Schritte weiter die Vertiefungen im Boden quer über den Weg?“

„Ja, ich sehe sie. Woher rühren sie?“

„Die Dänen hatten zwei Palissadenreihen quer über die Straße gebaut, um hinter ihnen den Durchgang zwischen den beiden Forts nach der Altstadt zu vertheidigen.“

„Nun, und wo sind die Palissadenreihen geblieben?“

„Es war zu lächerlich,“ sagte der Advocat, „zweimal haben sie die Palissadenreihen in zwei Tagen aufgebaut, und wieder niedergerissen. Ihre Unentschlossenheit war eben so groß, wie die Lust, hier, mitten in Rendsburg Halt zu machen in ihrer Retirade.“

„Und wie war ihr Abzug?“

„Kläglich, ganz still und lautlos. Es lag ein dichter Nebel. Sie verschwanden fast ungesehen. Dann stieg die Sonne hinter den grauen Nebelvorhängen empor, feurig, glänzend, die Häuser und der Wasserspiegel erschienen wie in goldenes Licht getaucht. Und mit der Sonne zogen die Sachsen ein, von unendlichem Jubelruf begrüßt, und aus allen Fenstern flatterten in demselben Moment die schleswig-holsteinischen und die deutschen Fahnen. O, es war ein herrlicher Augenblick nach so langer, trüber Zeit!“

„Ist es denn wahr, daß die Dänen Alles fortgenommen und mitgeschleppt haben, was nicht niet- und nagelfest war?“

„O nein,“ erwiderte er lachend, „sie haben sogar das mitgenommen, was niet- und nagelfest war. Sie haben die Oefen aus den Baracken gebrochen, sie haben die Laternenpfähle dort drüben ausgerissen; in den Casernen, im Lazareth fehlt Alles, sie haben sogar die Nägel aus der Wand gerissen, an denen sie Kleidungsstücke aufgehängt hatten. Im Telegraphenamt fehlen alle telegraphischen Instrumente. Man erzählte mir, daß sie sogar die Fußböden aufgerissen und aus den Bretern Kisten gezimmert haben.“

„Und das Geld in den Cassen?“

„Glauben Sie etwa, daß die Dänen Geld liegen lassen? Nein, das wäre doch zu naiv!“

Wir waren am „Süderstlands-Brückenkopf“ angekommen. Der Name umschließt eine kolossale Frechheit, und zwar eine zweifache Frechheit, einmal, indem Schleswig „Süderstland“ genannt wird, dann, indem sie mit dieser Benennung die Grenze Schleswigs bis mitten in die Stadt Rendsburg verlegen. Aber wenn es auf dänische Anmaßung ankommt, da kann man ja über gar nichts erstaunen! Nun gingen wir links an dem Fort abwärts, immer an der Eider entlang, durch den sogenannten Schlangenweg und über die Schiffbrücke nach der Schleuse zu. Im Sommer ist dieser Weg ein sehr angenehmer Spaziergang. Links schweift das Auge über die blaue Wasserfläche des Flusses, welcher sich hier zu einem weiten Becken ausdehnt, rechts erheben sich hinter duftigen Wiesen die charakteristischen Häuser der Altstadt. Heute deckte die ganze Umgebung eine weiße Schnee- und Eisdecke. „Wohin führen Sie mich denn eigentlich hier, Freund?“ fragte ich den in schnellem Schritt neben mir gehenden Advocaten.

„Wohin? nun, nach dem Kronwerk. Sie sollen doch die Hannemänner ganz in der Nähe sehen. Sehen Sie da drüben den Danebrog? Er ist auf halben Stock aufgezogen, wegen der Trauer.“

Richtig, drüben am andern Ufer des Flusses flatterte lustig der Danebrog, das weiße Kreuz im rothen Felde auf hoher Stange. Noch einige hundert Schritt, und wir waren im Kronwerk angekommen. Die Scenerie war sehr belebt. Hier, gleich neben uns, waren eine Compagnie sächsischer Infanterie und eine Abtheilung Pioniere beschäftigt Erdschanzen aufzuwerfen. Mühsam arbeitete der Spaten in dem gefrornen Boden. Drüben am andern Ufer des Flusses standen das Zollhaus und einige andere Gebäude, welche dänische Infanterie besetzt hielt. „O,“ sagte der Advocat, „kommen Sie, Sie können die Dänen noch näher haben. Auf zehn Schritte sollen Sie Hannemann sehen.“ Wir gingen an dem Wasserdecken entlang bis dahin, wo dasselbe durch eine Schleuse mit einem zweiten, weiten Wasserbecken verbunden war. Die Schleuse hatte eine Breite von ungefähr zwanzig Schritt. Ueber derselben lag eine Brücke, welche aufgezogen werden konnte. Jenseits derselben standen zwei dänische Posten. Hier, auf der andern Seite standen ihnen zwei sächsische Posten gegenüber. Die Dänen hatten das Gebäude, welches ihnen als Wachthaus diente, durch eine hohe Palissadenreihe gegen die Brücke zu geschützt. Hier drüben hatten die Sachsen ihre Wache ebenfalls in einem hart am Ufer liegenden Gebäude eingerichtet, und eine Palissadenreihe gerade derjenigen der Dänen gegenüber erbaut. Officiere und Soldaten gingen ab und zu. Viele Soldaten standen an der Schleußenbrücke und schauten plaudernd hinüber. Vor dem sächsischen Wachthause wehten die schleswig-holsteinische und die deutsche Fahne. So nahe haben sich Deutsche und Dänen lange nicht gegenüber gestanden.

„Was meint ihr, Kinder?“ fragte ich die neben uns stehenden Unterofficiere und Soldaten, „wollen wir nicht hinüber über die Brücke und die Hannemänner aus dem Lande treiben?“

„O,“ erwiderte einer der Unterofficiere, „wenn wir nur dürften, wie wir wollten, die Dänen wären auch schon aus Schleswig. Aber da stehen wir hier und dürfen nicht vorwärts, und da drüben plündern die Dänen die schleswigschen Dörfer aus. Nie dürfen wir wieder nach Dresden kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande getrieben haben. Man wird uns verachten. Und so denken wir Alle, die Soldaten und die Unterofficiere. Und es liegt doch nicht an uns.“

„Ja, so denken wir Alle,“ sagte ein zweiter Unterofficier, „alle Sachsen. Auch die Hannoveraner denken so. Wir gehen nicht wieder zurück nach Altona.“

Da trat ein Rendsburger Bürger heran, als er uns bemerkte. Ich kannte ihn recht gut, noch von früher her. „Schändlich,“ rief er, „ist das nicht schändlich? Sehen Sie da drüben die sechs holsteinischen Dörfer, welche zwischen Eider und Sorge liegen. Bis jetzt hat kein Mensch in der Welt bestritten, daß sie zu Holstein gehören. Und die Dänen halten sie besetzt und plündern sie aus, und wir stehen hier und sehen zu, und der Bundestag — setzt keine Sitzung an. So eben erzählt mir ein Mann aus Büdelsdorf, aus dem größten Dorfe da drüben, daß gestern bereits Execution angesagt ist wegen der eigentlich erst am 14. Januar fälligen Steuern. Es ist den Dänen plötzlich eingefallen, sie zum 5. Januar einzufordern. Und eine Requisition ist angesagt, die die Dörfer vollkommen ruiniren muß. Von Heu und Stroh soll die Hufe Landes 3—4000 Pfund liefern. Schwerstfeger, der ren „Vegger Kvog“ besitzt, soll allein eine Million Pfund Heu liefern. Und es ist so leicht, jetzt die ganze Danewerkstellung zu nehmen,“ fuhr er fort, „jetzt, wo die Treene und die Schley gefroren sind; fast ohne Verlust kann man sie nehmen, während, wenn das Wasser wieden auf ist, zehntausend Menschen dabei umkommen können. Es ist eine schändliche Geschichte.“

„Kennen Sie die Stellung so genau?“ fragte ich ihn.

„Ganz genau. Ich habe darin gearbeitet. Ich kenne jede Schanze, jedes Geschütz. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Stellung ganz genau beschreiben. Aber ich muß schleunig nach der Stadt. Sie müssen mit mir zurückgehn.“

Wir gingen der Eisenbahn entlang bei der Schanze, welche dort die Hannoveraner bauen, vorüber nach der Stadt. „Unsinn,“ murmelte der Rendsburger Bürger, als wir bei den Schanzarbeitern vorüberkamen, „diese Schanze! Was soll die Schanze? Sie wird nur angelegt, um die Leute zu beschäftigen.“ Auf dem Eise liefen halbwachsene Knaben Schlittschuh. Sie hatten bunte Bänder in den schleswig-holsteinischen Farben in Händen, und wenn sie ganz in der Nähe der drüben postirten dänischen Schildwachen waren, hielten sie ihnen die Bänder hin und riefen: „Hannemann, kennst Du dat?“ oder: „Hannemann, kannst uns kriegen?“ worauf sie dann eilig zu dem andern Ufer zurückjagten.

„Unsere Lage ist wahrlich zu ernst zu solchem Kinderspiel,“ sagte der Rendsburger Bürger, als wir neben dem Flüßchen bin zur Stadt zurückgingen. „Aber hören Sie jetzt, nun will ich Ihnen die Danewerkstellung schildern, Herr Doctor; aber bringen Sie's in Deutschland in die größte Zeitung. Die Dänen werden sich schändlich darüber ärgern. Allein können Sie nicht Schleswig-Holstein erobern, leider nicht; aber so geärgert hat die Dänen, wie Sie, bis jetzt selten Jemand. Also hören Sie: Friedrichsstadt bildet den rechten Flügel der Stellung. Es hat 3 Schanzen, eine starke Schanze und zwei Lünetten. Sie sind mit 13 Kanonen armirt, 6pfünder bis 84 pfünder. Der Brückenkopf ist zerstört. Nun weiter nach links. Die nächsten Schanzen sind bei Hollingstedt. Zwischen Friedrichsstadt und Hollingstedt bildet die Treene die Ueberschwemmung des Treenethals. Zwischen Hollingstedt und Kurburg sind neun starke Schanzen. Sie sind armirt mit einem 84 pfünder, zwei 24 pfündern, zwei 18 pfündern und zwei 6pfündern. Bon Kurburg bis Danewerk sind fünf Schanzen. Sie sind ebenso armirt, wie die vorigen. Das Terrain ist dort flach. Bon Danewerk bis Pustorf sind acht Schanzen. Davon sind drei Schanzen nicht armirt. Das Terrain ist hüge-

Digitized by Google

Die Kegelbahn.

Nach seinem Originalgemälde auf Holz gezeichnet von Friedrich Hiddemann.

Xylogr. Anstalt von Brend'amour.

sig. Hier ist die Stellung am leichtesten angreifbar, weil das vorliegende Terrain aus Moorgrund und Wiesen besteht und das gegenüberliegende Terrain hügelig ist. Jetzt ist das ganze Terrain gefroren. Hier ist die Stellung also bei dem gefrorenen Terrain, und weil die Schanzen nicht armirt sind, leicht zu nehmen. Bei Friedrichsberge ist eine Schanze mit vier Geschützen, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Hier beginnt nun die Schley. Jetzt ist sie gefroren und hartlos. Die nächsten Schanzen sind bei Missunde. Es sind ihrer drei, jede mit acht Geschützen armirt. Bei Missunde ist die leichteste Uebergangsstelle über die Schley. Die ganze Schanzenreihe hat bis Schleswig eine Länge von sieben Meilen, von Schleswig bis Missunde dritthalb Meilen. Zu ihrer Besetzung sind wenigstens 2400 Artilleristen nöthig. Es ist gar nicht zu verantworten, daß die Stellung nicht jetzt augenblicklich angegriffen wird. Wie ich Ihnen sage, sie wäre fast ohne Blutvergießen zu nehmen."

„Aber warum armiren die Dänen die Schanzen nicht jetzt vollständig?" mußte ich doch meinen Begleiter fragen, der sich nach und nach in eine Entrüstung hineingeredet hatte, wie sie mir bei einem Schleswig-Holsteiner noch nicht vorgekommen war.

„Das wäre ein Kunststück," rief er, „was selbst die Energie der dänischen Regierung nicht fertig bringen würde. Materiell ist die ganze Vertheidigungslinie noch höchst unvollständig; vor acht Tagen waren die Pulvermagazine noch nicht fertig. Die Dänen werden auch nie im Stande sein, die Linie zu besetzen. Bei der Anlage ist auf Mitwirkung einer schwedischen Armee von 40—50,000 Mann gerechnet. Leider bleibt die Armee nur aus."

Wir waren wieder bei „Südstlands-Brückenkopf" am Jungfernstieg angekommen.

Am Abend wäre ich durch einen Zufall fast den Dänen in die Hände gerathen. Ich war im Begriff, vor Pahl's Hotel am Paradeplatze in eine Droschke zu steigen, um nach dem Bahnhof zu fahren. Da sprang der Hauptmann von Kolb, der jetzige Besitzer des Gasthofes, der während der Feldzüge eine Compagnie der schleswig-holsteinischen Armee führte, hinzu und rief: „Was Teufel, wo wollen Sie denn hin?"

„Nun, ich will nach Kiel und fahre nach dem Bahnhof," entgegnete ich, ganz verwundert über die an denn sonst so ruhigen Hauptmann ungewohnte Hitze.

„Haben Sie denn vergessen, daß die dänische Regierung seit zwei Jahren schon befohlen hat, Sie, sowie Sie sich in den Herzogthümern betreten lassen, zu verhaften und gefangen nach Kopenhagen zu führen? Den Bahnhof haben die Dänen ja noch besetzt. Steigen Sie aus. Ich will Sie nach der Hafenstelle in der Stadt fahren."

Ich ging mit dem braven Hauptmann nach der Hafenstelle. Dort brachten wir noch eine halbe Stunde im Wartezimmer zu, bis der Zug ankam, um mich nach Kiel zu fahren. Das Wartezimmer war voll von Reisenden, mehrere Damen und Bürger aus Rendsburg, hannoversche Officiere und Fremde, welche ebenfalls nach Kiel und Altona wollten. Das „Unglück im Lande" und „der verlassene Brudersamm" in Schleswig gab zu einer Menge leidenschaftlicher Ausbrüche Veranlassung. Am heftigsten traten die Damen auf, welche von den Officieren die Zurückforderung der in der dänischen Armee dienenden Schleswig-Holsteiner und die sofortige Verreibung der Dänen aus Schleswig verlangten. Alle waren vollkommen miteinander einverstanden. Hätte es an den im Wartezimmer der Eisenbahnstation zu Rendsburg befindlichen Personen gelegen, die Dänen wären noch heute Abend aus den sechs holsteinischen Dörfern zwischen Eider und Sorge geworfen worden.

G. Rasch.

Ein Maler des rheinischen Dorflebens.

Mit Abbildung.

Zu den talentvollsten der jüngeren Zöglinge der Düsseldorfer Schule gehört unbedingt Friedrich Hiddemann, der Maler des allerliebsten Idylls, das wir unsern Lesern in einem sehr gelungenen Holzschnitte vorführen. Wie Becker, Knaus, Vautier und manche andere hochbegabte Düsseldorfer hat er seinen farbenreichen Pinsel vorzugsweise dem volksthümlichen Genre gewidmet und namentlich das gemüthliche heitere Element desselben vertreten.

Friedrich Hiddemann wurde als der Sohn eines Musikers im Jahre 1829 in Düsseldorf selbst geboren und, trotz seines energischen Widerstrebens, von seinem Vater gezwungen, sich für dessen Lebensberuf vorzubilden. Indeß; wie überall und immer, wo entschiedenes Talent nach einer andern Lebensgestaltung hinweist, so brach sich dieses auch bei Hiddemann durch alle äußeren Hemmnisse und Schwierigkeiten endlich siegreiche Bahn. Nach dem vorbereitenden Zeichnungsunterrichte durch den verstorbenen Maler und Bildhauer Gelting sah er sich zu seiner unsäglichen Freude 1848 in die Maclasse der Düsseldorfer Akademie unter Professor Hildebrandt aufgenommen. Zwei Jahre später schloß er sich den Schülern Schadow's an, um als solcher vier Jahre lang der Akademie anzugehören.

Allein das war nicht die Kunstrichtung, die seinem Naturell und der Art seiner Begabung entsprach, und so fielen seine ersten malerischen Versuche nach historischen Motiven keineswegs hoffnungerweckend aus. Endlich aber fand er das Feld, das ihm zusagte, und nun errang er sich Erfolg auf Erfolg, so daß er schon heme unter den Ersten seines Kunstgebietes genannt wird.

Seine Bilder, die sich immer rasch verkauften und durch ganz Deutschland und bis nach Frankreich hinüber verbreiteten, sind bereits ziemlich zahlreich, so daß wir hier nur einiger der bedeutendsten gedenken wollen. Es sind dies vor Allem: der Sonntagmorgen, — Schwarzwälder Bauern stehen, liegen und sitzen vor der überfüllten Kirche und hören in den mannigfaltigsten pittoresken Gruppen und Stellungen die Predigt mit an; die Dorfschule der guten alten Zeit, — ein Blatt voll köstlichen Humors. Der Lehrer, der zugleich ehrsamer Korbmacher ist, sitzt eingeschlafen bei seinem Flechtwerk, während die liebe Jugend den glücklichen Moment zu allerhand ergötzlichem Unfuge nach besten Kräften ausbeutet; und der Confirmationsrock, — einem mageschicken und mit drolliger Verblüffung dreinschauenden Bauernjungen wird vom Schneider der Confirmationsrock angepaßt, in dem sich der arme Bube ganz verliert. Die Frau Mama ist über das schlechte Augenmaß des unglücklichen dörflichen Kleiderkünstlers außer sich vor Aerger, der Großpapa aber sieht der wichtigen Procedur in tiefster Seelenruhe zu, und die kleineren Geschwister machen Mienen der komischsten Spannung.

Die Kegelbahn gehört zu den neuesten Arbeiten des fleißigen Künstlers, sie ist erst 1860 vollendet worden, und der Leser kann sich mit eigenen Augen überzeugen, wie reizend der gemüthliche Vorwurf behandelt ist. Wir nannten das Bild ein Idyll, und dies ist's in der That, eine anheimelnde Sonntagsnachmittagsidylle mit dem ganzen Frieden und genügsamen Behagen, das unsere Phantasie mit ihr verbindet. Wir befinden uns im Baumgarten eines alterthümlichen rheinischen Wirthshauses; im Hintergrunde ragt der Spitzthurm der Kirche hervor. Wie verschieden und ausdrucksvoll sind nun die einzelnen Gruppen und Gestalten, die uns in diesem einfachen Rahmen entgegentreten! Der Sohn des reichsten Bauern, mit stattlichem Pelzpardet geschmückt, ist eben auf die Bahn getreten, kunstgemäß und bedächtig hat er die Kugel in die richtige Lage gebracht und mißt nun mit prüfendem Blicke das Ziel, ehe er seinen Wurf thut. Ihm zur Seite steht ein alter Bauer mit listigem Gesichte, der, auch bereits die Kugel in der Hand, dem jungen Kegler seine Rathschläge zu geben scheint. Alle Augen aber sind auf diesen letztern gehetet. Selbst der Herr Pfarrer, so recht ein Bild innerer Heiterkeit, jedenfalls noch einer aus der alten freisinnigen Schule, wendet den Blick nicht von der Scene, während neben ihm der Schulze oder ein anderer der Dorfmagnaten ihm die Wichtigkeit des Momentes mit bedeutsamen Mienen kunstgerecht auseinandersetzen. Und wie trefflich ist das Gemisch von Spannung und Neid ausgedrückt, das sich auf dem Antlitz des bei seinem Schoppen auf der Bank sitzenden Bauern ausprägt! Die Verlegenheit endlich des Aufschreibers, der mit seinen Zahlen nicht in's Reine zu kommen scheint, hat etwas Urkomisches! Mit einem Worte, das Ganze giebt treffliche die Stimmung der Scene wieder; Bewegung in der Ruhe. Das Bild fand denn auch allgemeine Bewunderung, ist aber leider ebenfalls nicht im deutschen Vaterlande geblieben, sondern nach Paris verkauft worden.

Im Leben ist unser junger Künstler die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit selbst und erfreut sich in den Künstlerkreisen seiner Vaterstadt, und wo er sonst gekannt wird, der allgemeinsten Achtung.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Preußische Beamte aus früherer Zeit. Im Jahre 1793 brachen in Breslau wegen eines verbrieften Schneidergeschenkes bedenkliche Unruhen aus, welche durch die Schwäche und Unentschlossenheit der Behörden eine traurige Wendung nahmen. Es wurde von Seite des Militärs auf die in den engen Straßen dicht gedrängte Menge geschossen und dabei siebenundzwanzig Personen getödtet und einundvierzig verwundet, darunter unschuldige Kinder, Frauen und zufällig Vorübergehende. Die Hauptschuld traf in der öffentlichen Meinung den allmächtigen Minister Grafen Hoym, einen Mann voll angeborener Liebenswürdigkeit, aber ebenso charakterlos, ohne sittliche Kraft, von Eitelkeit und Selbstsucht erfüllt. Bei dieser traurigen Angelegenheit wichtete einer seiner Untergebenen, der feurige, hochbegabte Kriegsrath Zerboni di Perrikau, an den Minister einen Brief, worin er in einer weder vorher noch nachher gehörten Sprache ihm sein Sündenregister vorhielt. „Es sind," heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben, „den 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht möglich sind. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise; wo kann der Fehler anders liegen, als in der Anwendung der letzteren? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Welche Thaten, wenn die ganze Vorsicht, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt sein. — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. — Sie bringen Ihr Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Momentes. Sie sind kein Mann, der wollen kann, was er will. — Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man so deutlich seinen grauen Wahn in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien, die Sie in Ihren Cirkeln ziehen, unausstehlich und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. Neben den durch tausend nichtige Bequemlichkeiten erfundenen Plackereien Ihrer souverainen Herren übersehen Sie die Achtung edler Männer, die im Strome um Sie treten und Ihnen mit Muth und Entschlossenheit ausbeißen können, wenn der Insektenschwarm, der nur im Sonnenblick ihren glänzenden Epoche zu tummeln vermag, erstarrt ist. — Ihr Widerwille gegen alles, was sich meiner kürzlichen Anwendung in Schlesien bemerkt, ist mir bekannt. Männer von Kopf und Herzen haßen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterleeren Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Perücke zu beschleunigen."

Um den allerdings außerordentlichen Ton dieses Briefes erklärlich zu finden, muß man einen Blick auf die damalige Zeit und die Menschen werfen. Noch wirkte das Beispiel Friedrich des Großen nach, der sich für den ersten Diener seines Staates erklärt hatte, noch gab es Beamte, die aus seiner Schule hervorgegangen waren und mit Stolz sich dessen rühmten. Manchen Nachfolger eingerissenen Sittenlosigkeit und Unmoralität die Gebote der Pflicht und Ehre treu erfüllten. Die Aufklärung des Jahrhunderts und die Donnerpracht der französischen Revolution hatten die Geister und ihrem Schoße geschlicht auch in Deutschland eine mächtige Bewegung hervorgerufen. Dazu kam die in Deutschland damals so junge, in ihrer schäumenden Literatur, besonders Schiller's jugendliche Ideale und die Philosophie des großen Kant mit ihrem kategorischen Imperativ von geheiligtem Ern. Alle diese Elemente fanden sich in dem Kriegsrath Zerboni vereinigt, der nach dem einstimmigen Zeugnisse selbst seiner Gegner ein vortrefflicher Kopf, heller Geist, warmer Patriot und ausgezeichneter Staatsmann war.

Als schwärmerischer Eiferer für Tugend und Recht hatte er mit dem aus Oesterreich geflüchteten Kaufmann Georg Fessler und einigen gleichgesinnten Freunden zum Mai Freimaurerorden, ganz im Geiste jener Zeit unter dem Namen „Euergeten" oder Gutesthuer gestiftet, mit dem Wahlspruch: „Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut" und der Absicht, die Vorrechte des Adels abzuschaffen, die Güter der beben fatherlichen Gesellschaft zu öffentlichen Zwecken zu verwenden, die Lage der ländlichen Bevölkerung zu verbessern und sie selbst den Unterricht und die Erziehung des Volkes zu sorgen. Unglücklicher Weise getrieben die Papiere dieser an sich ganz unschädlichen Verbindung in die Hände des Grafen Hoym, der davon den geeigneten Gebrauch gegen seinen Gegner machte. Zerboni wurde ohne Urtheil und Recht für unbestimmte Zeit auf die durch den Baron von Trenck berüchtigte Sternschanze in der Festung Magdeburg gebracht, wo er in einem dunkeln, feuchten Kellergemach ohne Bücher, Schreibmaterial und frische Luft längere Zeit schmachtete. In seiner Vertheidigungsschrift legte der unerschrockene Mann das offene Bekenntniß ab, daß er eine unumschränkte Monarchie nicht als das letzte Ziel der Cultur ansehn, indem er ein Verhältniß, wo auf der einen Seite lauter Zwangspflichten ohne Rechte, auf der andern lauter Rechte ohne Pflichten stehe, für widernatürlich gehalten habe. Selbst die republikanischen Anstalten seiner Freunde, die er nicht theilte, glaubte er nicht überall in einem Staate, wo einige Tausend Mann das Lebensbedürfniß Aller in Arbeit bezahlen, für eine Monarchie die beste, auch Umständen auch die schlechteste aller Staatsverfassungen sein könnte; in einem Lande, wo ein Philosoph wie Kant unter öffentlicher Censur gelebt, daß nicht oder die Offnung vorhanden sei, die Nationen in ein durch das Gittergelegt gebildigen Verhältniß zu bringen, wo sie nicht nur die Gesetze machen, sondern eine republikanische Regierungsform annehmen werden.

Endlich wurde Zerboni vor seine ordentlichen Richter gestellt und mit Anerkennung der bereits erlittenen Strafe zu einer mitten Festungshaft verurtheilt. Das Kammergericht bestätigte diesen Spruch, indem es hinzufügte: „daß Zerboni um so strafbarer sei, da er als Justitiarius die Gesetze und Landesverfassung hätte kennen und einsehen müssen, welche der Kampf gegen die Vorrechte der privilegirten Stände und gegen die vermeintlichen Privilegien der höheren Staatsbeamten führen werde."

Nach seiner Freilassung veröffentlichte Zerboni eine Schrift „über das Bildungsgeschäft in Südpreußen", worin die Regierung aufmerksam gemacht wurde, daß nur die Begründung eines freien Bauernstandes und die Begünstigung deutscher Einwanderer Polen in eine Vormauer gegen Rußland umzuwandeln im Stande sei. Der Minister Stein ließ erklärte die wichtigkeit dieser Ansicht und streckte Zerboni trotz seiner bemerkten Gesinnung das nöthige Geld vor, um seine Colonisationspläne zu verwirklichen.

Ein Freund und Gesinnungsgenosse Zerboni's war damals der nicht minder ausgezeichnete Polizei Hans von Held, der berühmte Verfasser des in seiner Zeit so großes Aufsehen erregenden „schwarzen Buches", das die ebenfalls unter dem Grafen Hoym geschehenen Unterschleife beim Verkauf und der Verschenkung der in dem polnischen Theile der Monarchie liegenden Güter schonungslos aufdeckte. Die Scene dieser Betrügereien, welche sich auf Millionen beliefen, war einer der Unregelmäßigkeiten und Curaturen des allmächtigen Ministers, der ehemalige Führer Trenckfreiherr mit der Zeit zum Feldmarschall befördert und sogar geadelt worden war. Der ehrliche Held, noch dazu durch das unverdiente Schicksal seines Freundes Zerboni geeeigt, sammelte die betreffenden Thatsachen und veröffentlichte dieselben unter dem Titel: „Die wahren Ursachen zum preußischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der hohen Ränke und betrügerischen Dienstführungen zweier preußischer Staatsminister." Statt des Druckerts hatte der Verleger „Nürgends und Ueberall" angegeben, mit der Jahreszahl 1801. Dem schwarzen Umdruck verdankte das Buch den Namen, unter dem es allgemein bekannt geworden ist.

Held zeigte dem ihm bekannten Minister Stein Manuscript vor der Herausgabe seiner Schrift und fragte seinen Vorgesetzten um Rath. Stein ließ dieselbe die Schrift einige Tage bei sich, nur als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsachen für richtig, allein die weitern noch nicht veröffentlichten Documente erregten Mißfallen, er könne den letzteren Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Ungehener war die Wirkung des Buches, das gegenwärtig zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört und nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte. Hoym und der Kanzler von Goldbeck, gegen welchen die heftigste Anklage geschleudert wurde, erlagen fast unter dem Gewicht der öffentlichen Meinung. Gegen Held wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet; zu seiner Vertheidigung fügte er den früheren Angaben unter dem Namen „schwarzes Register" eine umständliche Aufzählung der in Südpreußen in den Jahren 1795 — 1798 geschehenen Güter-Verschleuderungen und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwaiger späterer Besitzer. Diese Liste enthält zweihundertundvierzig Güter, die zu vierthalb Millionen Thaler geschätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zweinnerfünftig Personen verschenkt waren.

Held kam, wie Kant, zu der berühmten Ueberzeugung, daß er die Schenkungen anerdnete und aufführen half, selbst acht Güter geschenkt bekommen, welche im Werth von 51,000 Thalern angegeben, bald nachher auf 700,000 abgeschätzt und am 9. März 1801 für 750,000 verkauft wurden. Trotzdem daß Held die Wahrheit der von ihm angegebenen Thatsachen bewies und in seinem Rechtfertigungsschreiben an den Justizminister Goldbeck, welcher von den Criminaltheputation des Kammergerichts mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft bestraft und dieses Urtheil in zweiter Instanz mit der Mehrheit einer Stimme bestätigt. Zwar erhaltete der Justizminister in Arnim dem Ernste Gerichts und sprach darin sehr günstig für Held, aber der König ließ der Gerechtigkeit, die hier das größte Unrecht war, ihren ungehemmten Lauf. Schwer mußte der Freund der Wahrheit für sein edles Streben büßen und, da er keine Anstellung in Preußen fand, mit Noth und Sorgen kämpfen. Dennoch liebte er sein Vaterland treu und fest, treuer als sein mächtigen Gegner. Als Anglist und tiefen Kenner Preußens bewährte Held seinen Patriotismus, indem er mit Wort und Schrift unter den größten Gefahren für sein eigenes Leben und seine Freiheit gegen die Franzosenherrschaft und den Despotismus Napoleon's rückhaltlos in Wort und Schrift ankämpfte, indem er mit wunderbarem Scharfsinn und Muth die Pläne des allmächtigen Usurpators durchschaute. Erst nach dem Freiheitskriege erhielt Held von dem Minister Hardenberg eine neue Anstellung beim Salzwesen, während sein Freund Zerboni zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt und somit der ehemalige Demagoge die Verhältnisse, denen er selbst so lange wurde, für die er selbst Strafen und Verfolgungen erlitten. Beide erlebten den Sieg der guten Sache, für die sie gekämpft und die schwersten Opfer gebracht. Beide sind darum noch heute denkenswerth als leuchtende Beispiele des preußischen Beamtenstandes, der einst berühmt war wegen seiner Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, wegen seiner Vaterlandsliebe und Uebergenugungstreue und dies hoffentlich noch recht lange bleiben wird.

Sylvesterschenk an einen Dichter. Es war in der letzten Stunde des abgelaufenen Jahres, als in Bonn eine Anzahl von Studirenden der Philologie vor dem Hause des Dichters Otto Ludwig, im romanischen Viertel, zusammenkam. Die Stimmung von Lehrer und Schülern war eine ernst gehobene, wie dies die Momente solcher Zeitabschnitte mit sich zu bringen pflegen, wo man rückblickend abschließt mit der ihrem Ende nahenden Periode und hoffnungsvoll vorwärtsschaut in die neue Epoche. Stille und wie andächtig überall, wo zwischen Herzen schlagen, in erster Stelle die Gemüther beschäftigt, neue Hoffnung weckt, aber auch neue Sorge und neue Angst, — das erfüllte natürlich auch die Seelen unserer kleinen Sylvestergesellschaft und um sie selbstaber, als der verehrte Lehrer selbst zu den Söhnen des „poetischsten Bundesstammes" gehört. Die Becher klangen fröhlig, und das Zarf schied, da stimmten Alle in feierlicher Begeisterung das vielgesungene, aber immer von Neuem seine zündende Wirkung bethätigende Schleswig-Holsteinlied an, und noch unter dem Eindrucke seiner martigen Strophen reifte der Entschluß, dem Dichter des Liedes ein kleines Zeichen

des Dankes und der Anerkennung zu senden. An den Ufern des Rheines war die Wahl der Ehrengäste nicht schwer: schon am 2. Januar ging ein Flüßlein ersten Rebengewächses zu einem Lobetrunke an den Dichter nach Würzburg ab, zugleich mit einem von sämmtlichen Theilhabern, Lehrer und Schülern, unterzeichneten Bildungsschreiben, dessen warme Worte Zeugniß ablegen von der Quelle, der sie entflossen sind: dem treuen, deutschen Herzen.

Dritte Todtenliste von im gegenwärtigen amerikanischen Kriege gefallenen Deutschen, deren Ehren Rühreas auf dem Generalconsulate der Vereinigten Staaten zu Frankfurt a. M. durch dessen Secretair August Glaeser erfahren können. Das Generalconsulat fühlt sich bei dieser Gelegenheit veranlasst, zu bemerken, daß nach wie vor diese Listen ausschließlich der „Gartenlaube" zur Veröffentlichung zugesandt werden, daß mithin alle anderen dieselben enthaltenden Blätter sie nur aus der „Gartenlaube" abgedruckt haben können.

Christoph Ammelmeier, Johann Braun, Breitenbach, Hornist Breitenij, Corporal Bohne, Bernhardt, Borkhardt, Jacob Brunner, Johann Beck, Jean Becker, Christ, Corporal Cramer, Jacob Cordet, Albert Climer, Dantemann, H. Diehl II., Karl Dingen, Jun., C. Diehring, J. H. Dangleon, Eb. D. Erwig, Ehler, Jesse Eppinger, Friedemann, Franke, Sergeant Fauft, Jokeph Frith, F. Frederick, Lieutenant Firmbach, Grote, Greb, E. Gundelach, Corporal Greß, Hermann Hartmann, Rudolph Hed, Heusel, Hutt, Heinecke, Hellen, Harning, Hunter, J. C. B. Hente, C. Krumb, Köhler, Krebsing, Kampf, Kaufmann, Kohn, Klinke, Georg Kreß, Marx im Lang, Sergeant Lüchinger, Sergeant Lange, Lambert, Lohner, August Leg, Laden, Lieutenant Lenkerd, S. Leonhard, Laver Marker, Georg Moles, Meß, Albert Mehl, James Mey, Oscar Rüher, Corporal Rey, Nickel, G. Neumann, Oelkins, Ohmo, Ortmann, Pauli, Pfeifer, Pfingstleber, Eduard Pay, Ephraim Rechert, Rathkopf, Peter Roth, Johann Reeder, Rüsch, Rauscher, H. Rüsick, Jacob Rees, Fred. Rall, Jeb. Sauter, Richard Schweitert, Strauß, Schellbaas L., Schulz, Corporal Schulz, H. Schwarz, Schirrmann, Lieutenant Spangenberg, Stroh, Anton Spinaler, G. Thies, Theiß, Franz Tone, H. Ullewelter, Jeb. Wolff, Waldbauer, Wirtenberst, Jos. Winter, B. A. Wecker, Peter Eb. Yorks.

Deutschland in Frankreich. Als ein erfreuliches Zeichen, wie in Frankreich das Verständniß und die Würdigung unserer deutschen Literatur von Jahr zu Jahr tiefere Wurzeln fassen, wird unsern Lesern die Mittheilung erscheinen, daß die trefflich geleitete „Revue germanique", die sich zum Ziel gesteckt hat, unseren überheimischen Nachbarn die Kenntniß deutschen Wesens und deutschen Geistes zu vermitteln und zu diesem Zwecke der Allem auf das aufmerksam zu machen, was als wirklich bedeutende literarische Erscheinung anerkannt werden muß, demnächst schon eine Uebertragung der in den letzten Nummern der Gartenlaube zum Abdruck gebrachten ergreifenden Erzählung „Das einzige Licht" von C. Aug. Heigel, aus sehr competenter Feder veröffentlichen wird.

An die deutschen Zeitungsschreiber.

Wollt in der deutschen Sache ihr deutsch sein an Geist und Gesinnung, Wohl! — Seid's an Sprache doch auch! Nein sei und kräftig das Wort.

Fort mit „Situation, Presstion, Succession" und dergleichen! Nennt nicht, was Recht, legitim, opportun, was entspricht euren Zwecken,

Redet zum Deutschen doch deutsch, sagt diplomatischen Kram!

G. Steinacker.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten Woche wieder bei mir ein: 11 Thlr. 7½ Ngr., gel. am Jahrestage des Bürgervereins in Schleusingen — 14 Thlr. 10 Ngr., Kaffaberlösung bei der Geselschaft Concordia in Waldenburg bei Zaasleben — 3 Thlr. 3 Ngr., Ertrag geselliger Cirkel in Magdeburg — 3 Thlr. 15 Ngr., in einer kleinen Gesellschaft in Warmbrunn, gel. von Pauser — 2 Thlr., Sammlung in einem Kränzchen in Lützen — 14 Thlr., Kaffeebrand eines Damenkränzchens in Starnim (Brave!) — 8 Thlr. von einer kleinen Schwebergesellschaft in Eckart — 11 Thlr., gel. bei einem Gesellschafts-Abend des Liederkranzes in Pirna — 1 Thlr. 14 Ngr., bei der Schwestersteier im Meyer'schen Local in Wriezen gel. — 1 Thlr. A. P. in Dresden — 8 Thlr., Ergebnis einer Maskenballsammlung in Schwaan (Mecklg.-Schw.) mit dem Motto: „Dem Rechte muß sein Recht werden" — 3 Thlr., von einigen Lehrtannen des Gymnasiums in Zittau — 10 Thlr. 10 Ngr., bei einem Frühsch in Chemnitz durch einen jungen Schotten gel. — 2 Thlr. Kuttenscheibs aus der Herberge der Hallang in Bautzen — 1 Thlr. aus Limbach bei Chemnitz mit dem treffenden Motto: „Wenn die Reichen nicht wollen, so wollen die Armen zollen" — 15 Ngr., von einigen Mitgliedern des Arbeitervereins Nr. 2 in Wurzen — 2 Thlr. vom Gesangverein Aftäa in Leipzig

1 Thlr., aus der Hall'schen Buchbinderei in Leipzig 3 Thlr. 25 Ngr., gel. in einer Gesellschaft des Clubs in Aistreitz — 7 Thlr., Monatsbeitrag einiger junger Leute in Zeitenitz — 8 Thlr., Ertrag einer theatralischen Vorstellung der Gesellschaft Freundschaft in Mügeln — 3 Thlr., von Secundanern des Gymnasiums in Zeitz — 5 Thlr., für die armen Schleswig-Holsteiner aus Wittenberg — 2 Thlr. 2 Ngr., vom Militärverein zu Mügeln — 4 Thlr., von drei jungen Deutschen in Mackenwickchen, durch C. Ottenroth — 14 Thlr. 21½ Ngr., bei der Weihnachtsbescherung der Gesellschaft Heppenwitzka in Leipzig — 6 Thlr. 23 Ngr., vom Christbaum der Gesellschaft Frohsinn in Pausa: „Was stimmert uns Deck.r.ech — was Preußen? Ein Lüpen — und die deutsche Ehre ist gerettet!" — 2 Thlr., Bindchen, in Leipzig — 7 Thlr. 10 Ngr., gel. bei einem Turnerkränzchen im Turnverein Eydan — 5 fl. öster., vom Mittwochskränzchen in Mühlbach (Siebenbürgen) — 2 Thlr., vom Meistertanz in Zschepau — 5 Thlr., Schwestersammlung der Gesellschaft „Nele" in Leipzig — 6 Thlr. M. Fuchs in Grastitz — 2 Thlr. 4 Ngr., gel. beim Karpfenschmaus in Benneswig durch A. Coldig — 2 Thlr. N. N. — 1 Thlr. 1 Ngr., ein verstegierter Knopf und Rengeld von Dr. Bumann — 1 Thlr. 12½ Ngr., vom Mondscheinkränzchen in G . . . h — 1 Thlr. 6 Ngr., bei einer Bowle durch M. Geyer — 7 Thlr., Betrag einer Sammlung in Warschau — 26 fl. öster., Sammlung der zwei obersten Classen des Gymnasiums in Treppau — 1 Thlr., ein sächsischer Lehrer — 1 Thlr. 5 Ngr., von armen Seminaristen dritter Classe in Nossen: Zum Trocken einer Thräne unserer Brüder im Norden — 2 Thlr. 6 Ngr. von Q. C. und P. A. in Leipzig — 1 Thlr. 25½ Ngr., von einer fidelen Punschgesellschaft in N. N. — 2 Thlr., vom Stiftungsfeste der Gesellschaft Eintracht in Nennedurg — 8 Thlr. 10 Ngr., von dem Enthrace Donnerstagsoberein bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Hrn. Cantor Leuschner — 12 Ngr., von einigen armen Teufeln, gel. am Sylvesterabend in . . . . . — 10 Thlr., für die ihres Amtes entsetzten Lehrer in Schleswig-Holstein, von den Haupt-Seminaristen in Gumma — 15 Ngr. von dem Kränzchen des Seminars zu Grimma — 2 Thlr. 1 Ngr., gesammelt unter fleißen Radebergern durch Kupferschmied Böhme — 1 Thlr. 20 Ngr. bei Quedibet und Ball in Hohenleuben — 11 Thlr. 25 Ngr. beim Weihnachtsbaum des Männergesangvereins in Eilsterberg — 7 Thlr., von der Gesellschaft Schraube in Stellberg — 2 Thlr. von H. L. in F-th — 5 fl. öster., von Franz Dietrich in Teplitz — 1 Thlr. von C. F. Schuster in Strebla — 10 Thlr. 17 Ngr., gel. bei einem Sängerballe in Oberfrohna durch Wilh. Streubel — 2 fl. th., von mehreren Freunden im Gasthofe zu Weltersdausen (Meiningen) — 2 fl., von einer Actyer Whistgesellschaft mit dem Wunsche: Möge Dänemark doch recht bald gropf Schleswig gemacht werden! — 11 Thlr. — von einigen Mitgliedern des gewerblichen Bildungsvereins in Leipzig — 7 Thlr. 9½ Ngr., vom Rudervelin Linien in Leipzig bei der Weihnachtsfeier — 1 Thlr. 15 Ngr., Ertrag eines Bentes in der Schützenbande zu Leipzig, gespielt von einigen Mitgliedern des Gabelsberger Stenographen-Vereins — 22½ Ngr. H. in . . . . . 1 Thlr. Bd. N. K. bei Kimmeaghelen in Stetzenhofen (Allgäu) — 3 Thlr. Swidon in Reiße — 3 Thlr. von Rechtsanwalt Ilckermann in Schmalkalden, mit einem sehr kräftigen, aber unabdruckbaren Wunsche — 1 Thlr. 24 Ngr., gesammelt in einer fröhlichen Biergesellschaft bei Hr. Gehring in Hildburghausen — 5 Thlr. 5 Ngr. in einem Familienkreise in Aachen auf Anregung der Hausfrau gesammelt — 38 Thlr., Ertrag einer musik.-theatralischen Abendunterhaltung der Gesellschaft „Harmonia" in Mügeln — 48 Thlr., von drei jungen Deutschen in Havre, durch Herm. Kühn — 15 Thlr., gel. bei einem Concerte im Bade zu Kalchau — 27 Thlr., gel. beim 25jährigen Stiftungsfeste des Gesangvereins Amphion in Kiela durch Postsecretair Wunderlich und Fräulein Traumann — 20 Thlr., der landwirthschaftliche Verein zu Plohn bei Lengefeld — 72 Thlr., zur Wahrung deutschen Rechtes und deutscher Ehre ein kleines Scherflein von den Schülern der Königlichen Landesschule in Meißen — 20 Thlr., von den Mitgliedern der Typographia in Leipzig.

Ernst Keil.

Der Dorfbarbier.

Illustrirtes Volksblatt.

Herausgegeben von **Friedrich Hüttner.**

Vierteljährlich nur 10 Ngr.

Bisher ein Blatt für „gemüthliche Leser" und des gemüthlichen Scherzes, des milden Tadels im humoristischen Gewande hat sich dasselbe besonders seit seinem neuen Jahrgange mehr und mehr zu einem antidieberen Parteiblatte umgewandelt und als solches in den liberalen Kreisen allgemeinen Anklang gefunden. Mit Schärfe und Energie weist er fortwährend seine satirische Geißel zu schwingen gegen Alles, was dem Volke sein Recht, seine Ehre und seine Freiheit verkümmern und schänden will, doch auch in ernsten Mittheilungen das große Publicum in einfacher und Jedermann verständlicher und anziehender Sprache über seine theuersten und wichtigsten Interessen aufzuklären suchen und überall mit Entschiedenheit auftreten, wo Kampf Pflicht und von Nöthen ist.

Wir können daher aus voller Ueberzeugung Jeden, der unsern Standpunkt theilt, angelegentlich einladen, dem Dorfbarbier sein Haus und sein Herz zu öffnen und treu an dem treuen Freunde des Volkes festzuhalten, der nie fehlen wird, wo es gilt, wohlgerüstet auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 6. 1864

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

I.

Der wartende Postillon gab das zweite Signal für die noch zögernden Passagiere, und in der Thür des Posthauses erschien ein junger Mann in eleganter Reisekleidung, einen breiten Panama-Strohhut über dem sonnengebräunten Gesichte, welches durch den leichten, tiefschwarzen Schnurrbart ein noch südländischeres Gepräge erhielt. „Mein Gepäck richtig untergebracht, Conducteur?“ fragte er, mit in seinem Tone, wie in der Weise, den Kopf zu heben, lag, verbunden mit seiner ganzen übrigen Erscheinung, etwas, das an eine Lebensstellung mahnte, die sonst kaum eine Fahrt mit der ordinären Post erlaubt.

„Alles in Ordnung!“ war die bereits Antwort, unter welcher der Reisende langsam in den innern Raum des Wagens stieg, während sich hinter ihm die Thür schloß. Auf dem Rücksitze hatten schon zwei andere Passagiere Platz genommen, in der einen Ecke ein ältlicher, dickleibiger Mann, der sich bereits zum Schlafen anzuschicken schien; in der andern eine noch verschleiertere weibliche Gestalt. Einen einzigen kurz umherirrenden Blick warf der Eingestiegene über seine Reisegesellschaft, dann nahm er, wie der Nothwendigkeit folgend, den leeren Vordersitz ein — im Comfo wurde die Stimme des Conducteurs hörbar, und fort rollte der Wagen über ein Pflaster so rauh, daß vor den einzelnen Stößen sich die Hand des weiblichen Passagiers aus der leichten Umhüllung streckte, um an der Wagenbrüstung einen Halt zu gewinnen, und wie unwillkürlich ward der Blick des jungen Mannes von diesem sich ihm unerwartet bietenden Punkte festgehalten. Es war eine Hand, die unter dem Glacéhandschuh fast Kinderformen verrieth, und die feinen Finger schienen kaum der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen zu sein. Aber der Wagen hatte bald die Stadt verlassen und lag in einem weichen Feldweg ein, die kleine Hand verschwand wieder, und nach einem Blicke in die bereits bald dämmernde Landschaft hinaus lehnte sich der junge Reisende zurück, drückte an Stelle des Strohhutes eine weiche leichte Mütze auf das krause lockige Haar und begann, in augenscheinlich gewecktem Interesse, mit halbgeschlossenen Augen weitere Beobachtungen an seinem Gegenüber anzustellen. Was er vor der halb zurückgefallenen Mantille entdecken konnte, war ein Oberkörper von feinen, jugendlichen Formen; ein modernes Hütchen deckte den Kopf, die Falten des Schleiers wehrten indessen jeden Blick in das Gesicht; der ganze Anzug war von einer fast geländten Einfachheit, in welcher dennoch das unbeschreibendare Etwas von Geschmack und Eleganz lag. Sie saß, seit der Wagen auf ebenen Weg gelangt, völlig regungslos in sich zurückgezogen, als wolle sie damit selbst jedem anzuknüpfenden Gespräche ausweichen.

Wohl über eine Stunde mochte der Wagen bei vollem Schweigen seiner Insassen den Weg verfolgt haben, und die Dunkelheit war während der Zeit um Macht hereingebrochen, als die Frauengestalt die erste Bewegung machte, um ihren Hut abzunehmen und sich dann bequem in ihre Ecke zurückzulegen. Nur einen Moment hatte beim Vorbeigehen der letzte Dämmerschein ihr Gesicht getroffen, aber es mochte genug gewesen sein, um den Beobachter zu versichern, daß es einem feinen, von üppigem Haar umrahmten Mädchengesichte gegenüber stehe; denn er richtete sich aus seiner nachlässigen Stellung auf, blickte einen Moment in die freie Luft hinaus und sagte dann, augenscheinlich nur, um das bisherige Schweigen zu brechen: „Eine wunderliche Straße nach einer Residenz; giebt es denn hier zu Lande keine Chausseen?“

Das Mädchen blieb schweigend, aus der andern Ecke aber klang die dicke Stimme des frühen Passagiers: „Sie werden weiter oben auf die Chaussee treffen, ich denke aber, es wird etwas Zeit brauchen, denn es hat hier hinauf die ganze letzte Nacht stark geregnet — das macht diese Art Communalwege immer schlecht genug!“

Der junge Reisende schien wenig gewagt, die Unterhaltung mit seinem andern Gegenüber fortzuspinnen, und das frühere Schweigen war ein, bis nach einer halben Stunde bei völliger Dunkelheit der Wagen einem erleuchteten Wirthshause gegenüber hielt und der siebenlige Passagier mit einem „Glückliche allerseits gute Fahrt!“ den Raum verließ. In dem herausfallenden Lichte aber ließ sich beim neuen Vorwärtsrollen bemerken, wie das Mädchen eng seine Kleider zusammennahm und sich dicht in die von ihm eingenommene Ecke schmiegte.

„Lassen Sie sich Ihre volle Bequemlichkeit, Fräulein,“ sagte der junge Mann, wie ohne Bewegung beanwortend, „ich behalte meinen jetzigen Platz; wollen Sie mir aber eine christliche Liebe erzeigen, so lassen Sie uns irgend etwas Gleichgültiges plaudern; ich gestehe Ihnen, daß ich diese finstere Tour mit der gewöhnlichen Post um aus einer Art Grille, um die bisherigen langen, einförmigen Eisenbahnfahrten zu vermeiden, genommen habe, und ich würde doch arg gestraft sein, wenn man bei diesem langsamen Vorwärtskommen sich stundenlang schweigend gegenüberstehen sollte. Sie sind in der Residenz bekannt, Fräulein?“

„Ich bin selbst dort zu Hause!“ klang es, noch wie in halben Zögern, im leichten, süßen Mezzosopran.

„O, so bin ich so glücklich, die ganze Tour mit Ihnen zu machen,“ erwiderte er, sichtbar angeregt, „und Sie können mir vielleicht etwas über die traurige Begebenheit erzählen? Ich habe

Digitized by Google

mich wohl für längere Zeit dort aufzuhalten, bin aber so fremd im lieben Deutschland, welches doch eigentlich meine Heimath ist, daß selbst kleine Notizen mir einen Anhalt geben würden. Sie zählen vielleicht einzelne Bekanntschaften in den Familien der kaufmännischen Welt, Fräulein?"

„Ich glaube kaum, daß ich Ihren Wünschen genügen könnte, in welche Kreise sich auch meine Bekanntschaften erstrecken möchten!" war die in einem Tone der Zurückhaltung erfolgende Antwort.

„Aber, Fräulein, wollten wir denn nicht plaudern, und ist dabei der nächste Stoff nicht der beste?"

„Ich entsinne mich nicht, daß ich irgend ein Versprechen abgegeben hätte!" erwiderte sie wie verletzt durch die leichte, freie Weise des Reisegefährten.

Er schwieg, und erst nach einer Weile begann er in völlig verändertem, respectvollem Tone weiter: „Habe ich einen Verstoß begangen, so bitte ich, mir zu verzeihen, Fräulein; ich war so glücklich, angenehme Reisegesellschaft gefunden zu haben, daß ich vielleicht die deutsche Umgangsform verletzte." — Vergebens aber wartete er auf eine Gegenäußerung; sie schien ihre früher beobachtete Haltung behaupten zu wollen, und gleichfalls schweigend lehnte er sich wieder zurück.

Draußen hatte es nach einiger Zeit leicht zu sprühen begonnen; endlich schlugen schwerere Regentropfen, vom Winde getrieben, durch die offenen Fenster der Wageuthür in den innern Raum. Kaum aber hatte das Mädchen eine unruhige Bewegung gemacht, als ihr Begleiter auch schon rasch aus seiner geschützten Ecke sich erhob und das Fenster an ihrer Seite schloß. Nur ein kaum vernehmbarer Dank wurde ihm, und wortlos ging die Reise weiter. Immer schwerer aber schien dem langsamen Fortbewegen des Wagens nach die Straße zu werden. Die aufmunternden Rufe des Postillons und einzelne Bemerkungen des Conducteurs wurden derbar. Eine Zeitlang wiegte sich der Wagen wie ein Schiff auf bewegter See; plötzlich aber bog er sich so jäh zur Seite, daß das Mädchen mit einem halblauten Schreckensrufe von seinem Sitze auffuhr; im nächsten Augenblicke indessen stand das Gefährt still, und ein lauter Fluch des Conducteurs deutete ein besonderes Ereigniß an. Ein scharfes Aufwerfen der Pferde, begleitet von dem Knallen der Peitsche, ließ sich jetzt vernehmen, aber der Wagen stand wie an den Boden geschmiedet in seiner schiefen Stellung, und der junge Mann streckte endlich, trotz des Regens, den Kopf zum Fenster hinaus. „Was ist es, Conducteur?"

„Der Teufel mag diesen Weg holen!" klang es zurück; „wir sind in ein Loch neben der Straße gerathen, aber hier soll einmal Jemand trotz der Laterne die Straße erkennen. Die Herrschaften werden wohl aussteigen müssen. Es ist nur fünfzig Schritte bis zur Schenkwirthschaft, dort wo das Licht scheint, wo ich auch Hülfe zu bekommen hoffe; aber es ist kein Fuhrwerk dort, sonst würde ich es herbeiholen!"

Das Auge des Reisenden hatte sich bei dem Worte „aussteigen" auf den von der Wagenlaterne beschienenen Boden gerichtet, der aber nirgends etwas Anderes als eine gleichförmige Fläche von Schlamm zeigte. „Wie tief ist denn der See hier, ehe man festen Grund gewinnt?" fragte er nach einer kurzen Pause mit durchklingendem Humor.

„O, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, und das Wenig Schmutz an den Füßen ist bald wieder beseitigt; nur für schwere Wagen hat der Satansboden bei Regenwetter seinen Haken!" tönte die Rückantwort, und der junge Mann wandte sich nach seiner Reisegefährtin.

„Wir sitzen fest, Fräulein, und sollen durch ein Meer von Schlamm nach dem Wirthshaus dort drüben gehen, damit der Wagen wieder flott gemacht werden kann. Wollen Sie sich indessen einem Manne von Ehre anvertrauen, so bringe ich Sie trocknen Fußes hinüber!"

„Ich danke Ihnen, ich fürchte etwas Schmutz nicht!" sagte sie, fast wie erschrocken sich erhebend; im gleichen Augenblick öffnete der Conducteur die Thür an dem hochstehenden Theile des Wagens, und als wolle sie jeder neuen Dienstleistung ausweichen, machte sie sich hastig zum Aussteigen fertig. Sobald sie aber die trostlose Aussicht auf die verschwundene Straße gewann und der Regen in ihr Gesicht schlug, wich sie einen halben Schritt zurück.

Ihr Reisegefährte trat indessen rasch an ihr vorüber und stieg vorsichtig in's Freie hinaus. „Ist nicht etwa wieder ein Loch bis zu dem Hause dort?" wandte er sich an den Conducteur, der bis über die Knöchel in dem aufgeweichten Boden stand und eben eine kleine Laterne anzündete.

„Ohne Sorge, meine Herrschaften, ich gehe voran; folgen Sie mir nur Schritt für Schritt, sobald Sie bereit sind!"

„Nun, Fräulein, Sie können hier nicht durch, und ich hoffe, Sie zieren sich nicht unnöthig," wandte sich der Reisende in einem Tone, der kaum einen Widerspruch zuzulassen schien, nach dem Mädchen zurück; „bitte, nehmen Sie meinen Ueberwurf um sich, Ihre Kleidung verträgt den Regen nicht, und vertrauen Sie sich dann ruhig meinen Armen — der Conducteur wartet!"

Sie antwortete nicht, aber trat wie in einem energischen Entschlusse auf den Wagentritt heraus, hier dennoch ihren Schritt wieder zögernd anhaltend. Er indessen hatte ohne ferneres Wort sich seines weiten Ueberrocks entledigt, legte diesen rasch um ihre Schultern und nahm sie dann, leicht wie ein Kind, in seine Arme. Ein Beben schien bei seiner Berührung durch ihren ganzen Körper zu gehen, und einen Moment war es, als wolle sie sich der aufgedrungenen Maßregel entziehen, er schien aber kaum ihre Bewegung zu fühlen. „Vorwärts, Conducteur, damit wir in's Trockene kommen!" rief er, „und Sie, Fräulein, legen Sie Ihre Arme um meinen Hals, damit ich sichere Haltung in diesem schlüpfrigen Boden gewinne — wir stehen einmal jetzt unter dem Gesetz der Nothwendigkeit!" und wie überwunden von ihrer Lage und seiner Bestimmtheit brachte sie ihre Hände über seine Schultern, sich damit einen festen Halt an ihm gebend.

Schritt für Schritt den Boden prüfend, dem sorgsam voranleuchtenden Conducteur nach, ward der Weg bis zu dem unweit stehenden Hause zurückgelegt, und auf der Schwelle der offenen Thür setzte der Reisende seine Last vorsichtig und discret nieder; der Conducteur hatte bereits die Thür des Zimmers geöffnet, und der Lichtschein fiel in das völlig bleiche Mädchengesicht, das außer seiner Formenfeinheit kaum etwas Anziehendes gehabt hätte, wäre ihm nicht durch ein Paar große langbewimperte Augen ein eigenthümlicher Reiz verliehen worden. Der junge Mann hatte ihr rasch seinen Ueberwurf abgenommen und deutete schweigend nach dem offenen Zimmer; da schoß indessen ein lebendiges Roth in ihre Wangen, der Ausdruck eines lechzen, innern Kampfes malte sich einen Moment in ihren Zügen, die in ihrer jetzigen Belebung einen ganz neuen Charakter von Reiz und Lieblichkeit gewannen, dann streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte mit einem leisen Beben ihrer Stimme: „Ich bin Ihnen zu vollem Danke verpflichtet, mein Herr!"

Er berührte nur leicht ihre Finger. „Ich habe nichts gethan, als was sich von selbst verstand, Fräulein!" erwiderte er; in seinem Tone aber lag eine Gehaltenheit, als wolle er in der bisher erlittenen Zurückweisung jetzt selbst verharren, und als er sie nach der von Gästen leeren Stube geleitet, wo sie nach kurzem Umblick einen der hölzernen Stühle am Fenster einnahm, wandte er sich nach dem Conducteur, welcher mit dem Wirthe und einem zweiten Manne bereits im lebhaften Gespräche stand. „Erhalten wir Hülfe?" fragte er. „Wenn ein paar Thaler, auf die Hebebäume gelegt, schneller aus dem Loche helfen, so sollen sie da sein!"

„Ich denke's schon!" lachte der Wirth, „es soll nicht gar zu lange dauern, ich kenne die Stelle. Damit sind Sie indessen über das Schlimmste weg und nach einer guten halben Stunde haben Sie die Chaussee."

Und als die Drei eilig davongingen, folgte ihnen der Reisende, als sei er völlig allein, langsam bis zur Hausthür, von wo er in dem scharf sich abzeichnenden Lichtkreise der Wagenlaterne die Arbeiten zur Hebung des Wagens beobachtete, und erst, als dieser nach einer mühseligen Anstrengung der angepeitschten Pferde sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, wandte er sich nach dem Mädchen im Zimmer zurück. „Wir werden in der nächsten Minute einsteigen können, wenn Sie sich bereit machen wollen!" sagte er kühl, und sie wandte rasch den Kopf, die tiefdunklen blauen Augen wie in scheuem Forschen über sein verändertes Wesen in sein Gesicht richtend. Er aber schien es kaum zu bemerken und nur dem Geräusche des herankommenden Gefährts zu horchen. „Da ist der Wagen, und wenn der Wirth Recht hat, so haben wir nichts weiter zu fürchten," fuhr er nach einer Pause fort, „ich bitte um Entschuldigung, wenn ich ohne Weiteres vorangehe; die Straße hat indessen zu viele Andenken an mir hinterlassen, als daß ich beim Nachfolgen damit Ihre Kleider in Gefahr bringen möchte." Und als jetzt vor dem Hause Peitschenknall laut wurde,

Digitized by Google

schritt er aus dem Zimmer, es dem eintretenden Conducteur überlassend, der Dame nach ihm in den Wagen zu helfen.

Von Neuem rollten die Passagiere, in den entfernten Ecken von einander sitzend, vorwärts, und von Neuem herrschte eine Zeit lang das frühere Schweigen. Da klang es endlich, als der Weg südlhar besser wurde, von der Seite des Mädchens: „Ich will nicht fürchten, Sie in irgend einer Weise beleidigt zu haben."

„Bitte unterthänigst!" gab der junge Mann kalt zurück, „wenn ein Verstoß begangen worden ist, kann es nur von mir aus gesehen sein; ich vergesse immer noch zu oft, daß ich in Deutschland bin!"

Kein weiteres Wort erfolgte. Bald rasselten die Räder auf der harten Chaussee, und nach kaum einer Stunde wurde das Pflaster der beginnenden Residenz fühlbar. Die Pferde bogen endlich in das Gittenthor des Postlhofes ein, und als der Conducteur den Kutschenschlag öffnete, erschien eine kleine, kahlköpfige Gestalt davor. „Fräulein Anna hier?"

„Ah, Willmann!" rief das Mädchen lebendig, „ist sonst noch Jemand mit Ihnen?"

„Der Herr Papa waren zu sehr beschäftigt, aber der Wagen hält am Ausgange!" war die Antwort, und die Angeredete beeilte sich, mit einem kurzen „Rechnals meinen Dank!" sich gegen ihren Begleiter verneigend, den Raum zu verlassen.

Der junge Mann war ihr nachgestiegen, sah die graziöse Gestalt seiner Reisegefährtin von dem sie Erwartenden, der augenscheinlich eine Art Hausdiener vorstellte, sorgsam nach einer vor dem Gitter haltenden Equipage geleitet, dann diesen zurückkehren und einige kleine Gepäckstücke in Empfang nehmen. „So, so!" murmelte er, als die Equipage mit dem Diener auf dem Bocke neben dem Kutscher davonrollte, „das war ein Irrthum, wenn ich auch kaum wußte, für was ich sie eigentlich nehmen sollte. Jedenfalls ein Paar prachtvolle, echt deutsche Augen! — Kannten Sie die Dame, welche mit uns ankam?" fragte er den mit dem Ausräumen des Gepäcks beschäftigten Conducteur.

„Bedauere," sagte dieser, die Achseln zuckend.

2.

„Ich möchte Herrn Hellmuth um ein paar Minuten Gehör bitten!"

Der alte stattliche Mann, welcher auf einem hochbeinigen, bequemen Lehnstuhl vor einem eleganten Schreibpulte saß und in eine Berechnung vertieft gewesen zu sein schien, hob den grünseidenen Schirm von der Lampe vor sich und blickte dann in das hellbeschienene Gesicht des Sprechers. Es mußte etwas in dem Tone der wenigen Worte gelegen haben, welches dem Angeredeten, dem ganzen Ausdrucke seines Gesichtes nach, auffallen war. „Was ist es, Herr Meier?" fragte er nach einem kurzen Blick in das hagere, von grangemischtem Haare beschattete Gesicht des vor ihm Stehenden; „wenn nichts von besonderer geschäftlicher Wichtigkeit, so bitte ich Sie, mich jetzt nicht zu unterbrechen und mir das Nöthige morgen früh zu sagen."

Ein eigenthümliches, unangenehmes Lächeln trat um den breiten eingetrockneten Mund des Andern. „Es wäre doch gut, wenn Herr Hellmuth mich noch heute anhörten," erwiderte er, die hinter dem Ohre steckende Feder fester schiebend, „morgen früh — wer kann sich immer auf das Morgen verlassen!"

Der Principal hob aufmerksam den Kopf und ließ die Augenbranen leicht zusammensiehend, zwei Secunden lang den scharfen Blick in den grauen Augen vor ihm ruhen, die sichtlich bemüht waren, den seinen Stand zu halten. „Was ist es?" wiederholte er dann; „die Manier ist etwas sonderbar, Herr Meier, die Sie sein Kurzem mir gegenüber angenommen haben!"

„Ich bin immer aufrichtig und gebe mich so, wie es mir um's Herz ist," war die trockene, nur von einer leichten Neigung des Kopfes begleitete Erwiderung. „Sie wissen, Herr Hellmuth, daß ich der Aelteste im Geschäft bin — nicht nur dem Alter nach, denn ich war der Erste, der hier überhaupt servirte, und es sind jetzt über zwanzig Jahre her, daß ich an demselben Pulte stehe!"

„Und wenn ich das weiß, was folgt daraus?" fragte der Angeredete mit noch aufmerksamer werdendem Gesichte. „Sind Sie mit Ihrem Gehalte unzufrieden?"

„Das zu sagen hätte wohl Zeit bis morgen früh gehabt!" gab der alte Commis mit seinem früheren, halb sardonischen Lächeln zurück. „Es ist mehr als dies. Trotz meiner langjährigen treuen Dienste haben Sie den jungen Herrn Gruber, der kaum länger als fünf Jahr hier arbeitet, zu Ihrem Disponenten und Vertreter gemacht; mich berührt dies durchaus nicht um der Eitelkeit willen, denn ich besitze, Gott sei Dank, das Benigste davon — interessirt steht der junge Herr in einer Beziehung zu der Fräulein Tochter Anna, woraus sich erkennen läßt, daß auch die Zeit mich mehr fern ist, in welcher er als stiller Theilhaber in die Firma Hellmuth u. Co. eintritt — und hier, Herr Principal, wird mein eigenes Interesse berührt. Wenn Jemand das Recht zu einer Theilhaberschaft hat, so ist es der alte Meier, der seine Kräfte in dem Geschäfte aufgerieben hat und ein sorgenloses Alter verlangt — ja seine Sicherstellung in dieser Beziehung noch heute Abend verlangt, Herr Hellmuth!"

Die Augen des Geschäftsherrn, mit jedem der letzten Worte größer geworten, hafteten, wie um ein kaum lösbares Räthsel zu ergründen, in dem Gesichte des Sprechenden, das jetzt mit völlig steifen Zügen, den trockenen Mund eng geschlossen, mit einer Art ruhigen Trotzes den Blick des Principals anblieit.

„Sagen Sie mir doch, Herr Meier," begann dieser nach einer Weile langsam, wie unsicher über die zu wählenden Worte, „Sie haben doch nun so manches Jahr sich als klarer, nüchterner Kopf gezeigt, und so werden Sie auch wohl jetzt überlegt haben, welchen Schritt Sie mit diesem eigenthümlichen Auftreten mir gegenüber gethan haben, — werden wissen, daß allein nur unser langjähriges Zusammenarbeiten mich zu Nachsicht gegen eine Sprache und Weise bewegen kann, die vielleicht einzig in einem Verhältnisse, wie das unsere, dasteht. Welches Recht haben Sie denn für eine Forderung, wie die gestellte?"

„Welches Recht?" wiederholte Meier, ohne sein steifes Gesicht, in welchem er seine Festigkeit zu finden schien, aufzuzeken; „ich könnte Ihnen das mit sehr kurzen Worten sagen — ich will Ihnen aber etwas Anderes erzählen, das Ihnen zeigen dürfte, wie wenig es gut gethan ist, mit alten Fremden und Mitarbeitern in so hohem Tone zu sprechen. — Es liegirt sein vorgestern im Hôtel français ein junger Fremder, der sich Maçon, auf deutsch Maurer, nennt, von den französischen Inseln kommt und ein wirklicher Deutscher ist, so braun er auch von der Sonne aussieht, der sich bereits angelegentlich nach der Firma Hellmuth und Compagnie erkundigt hat und seinem Vater Zug für Zug ähnlich ist. — Sie ensinnen sich doch des Herrn Maurer, Herr Hellmuth?" setzte er mit einem noch unangenehmeren Lächeln, als bisher, hinzu; „mir wenigstens steht er noch wie gestern vor Augen."

Eine leichte Blässe hatte sich plötzlich über das Gesicht des Geschäftsherrn gebreitet, einen Moment lang blickten seine Augen starr in das Gesicht des Sprechenden; — eben so schnell aber schien er auch seine frühere Ruhe zurückerlangt zu haben. „Und was hat dieser Herr Maçon oder Maurer mit Ihrer Forderung zu thun?" fragte er.

Das Auge des Andern schien bis in die Seele des vor ihm Sitzenden dringen zu wollen. „Nichts, Herr Hellmuth, als daß ich selbst nur alle Eintragungen in die Bücher besorgt habe, ehe das Geschäft unter der jetzigen Firma mit neuen Büchern begann, daß alle Zahlen noch sehr deutlich vor meiner Erinnerung stehen und daß ich wohl noch der einzige lebende Zeuge aus jener Zeit bin, den man nicht mit der Frage: welches Recht haben Sie für Ihre Forderung? abfertigt, sondern den man selbst, aus einfacher Klugheits-Rücksicht, zum interessirten Theile macht."

„Und wenn ich das, nicht aus Klugheits-Rücksichten, sondern aus Rechtlichkeit nicht thue, Herr Meier?"

„Sie haben allerdings Ihren freien Willen," erwiderte der Andere mit einem Kopfnicken, als wolle er den Ausdruck seines Gesichts verbergen; „nur werden Sie begreifen, Herr Hellmuth, daß ich, unter den bewandten Umständen, noch heute das Geschäft verlassen müßte. Ich bin, wie Sie ganz richtig voraussetzen, völlig auf die Folgen meines Schrittes vorbereitet — und so schmerzlich diese auch sein mögen, so werden Sie doch selbst die Nothwendigkeit erkennen, daß ein Mann in meinem Alter sieht, wo er einmal bleibt!"

„Ich begreife Sie vollkommen, Herr Meier!" nickte Hellmuth, während sich ein leichtes nervöses Zucken in seinen Mundwinkeln geltend machte. Dann erhob er sich langsam und öffnete die mit grünseidenen Gardinen verhangene Glasthür. „Herr Gruber!"

Digitized by Google

Nach wenigen Secunden trat ein hoher, junger Mann ein und blieb, einen raschen, ordnenden Strich durch das reiche blonde Haar thuend, der Anrede wartend, an der Thür stehen.

„Herr Meier wünscht seine Stellung zu verändern," sagte der Kaufherr in kühler Ruhe; „er wird heute Abend noch das Geschäft verlassen, und so wollen Sie vorläufig seine Bücher übernehmen, auch das bis heute fällige Salair auszahlen."

Das Gesicht des jungen Mannes hob sich in sichtlicher Ueberraschung und drehte sich zweimal von dem Prinzipal nach dem Entlassenen und wieder zurück. „Herr Meier?" sragte er dann, als wolle er sich erst Sicherheit über das Gehörte verschaffen.

„Ja, Herr Meier!" erwiderte Hellmuth einfach, seinen früheren Platz wieder einnehmend. „Senden Sie mir Willmann, und wenn Sie mit der Uebernahme fertig sind, erwarte ich Sie selbst wieder hier."

Meier hatte während der kurzen Verhandlung keine Miene verzogen. Jetzt verbeugte er sich steif. „Sie haben es selbst gewollt, Herr Hellmuth, mag es Ihnen nicht zum Unsegen ausschlagen!" sagte er und wandte mit hochgehobenem Kopfe, von dem jungen Manne gefolgt, sich nach dem Ausgange.

Als sich die Thür schloß, trat Hellmuth von seinem Sitze herunter und machte einen raschen Gang durch das elegant ausgestattete Arbeits-Cabinet. Eine schwere, düstere Wolke zog über seine Stirn, aber er schien an sich selbst zu arbeiten, um klaren Geist zu gewinnen, und als die kleine Gestalt des alten kahlköpfigen Comptoirdieners eintrat, konnte er sich wieder mit der freien Würde, die seine Erscheinung vorher gekennzeichnet, nach diesem wenden. „Ich möchte eine Auskunft von Ihnen haben, Willmann," sagte er, stehen bleibend, „und Sie werden mir diese ohne jedes Bedenken, nach Ihrem besten Gewissen geben. Haben Sie irgend ein näheres Verhältniß zwischen Herrn Gruber und einer meiner Töchter bemerkt? Ich frage Sie, weil Sie fast mehr zur Familie als zum Comptoir gehören und die Mädchen Vertrauen zu Ihnen haben. Antworten Sie ohne Scheu, ich verlange nur eine Information!"

Die Augen des Kleinen hatten plötzlich wunderlich zu blinzeln begonnen, und der Mund zog sich wie krampfhaft in die verschiedensten Richtungen; den Geschäftsherrn aber schienen dies seiner Miene nach bekannte Erscheinungen zu sein, die überdies auch nur einige Secunden währten; dann erwiderte der Befragte in respectvollem Tone: „Ich weiß nur, daß die lieben Fräulein sehr freundlich gegen Herrn Gruber sind, den man ja auch kaum anders behandeln kann; etwas Weiteres ist mir noch nicht vor die Augen gekommen."

„Aber Sie haben Ihre Grimassen geschnitten, Willmann," sagte Hellmuth mit schärferem Blicke, „an die Sie nicht denken, wenn Sie nicht etwas aufregt. Ich will meine Frage bestimmter fassen. Haben Sie nicht Ursache, zu glauben, daß Herr Gruber sein Auge auf Anna geworfen hat und von dieser nicht gerade zurückgewiesen wird?"

„Ich kann versichern, Herr Hellmuth," entgegnete der Kleine jetzt eifrig, ohne daß ein Muskel in seinem Gesichte zuckte, „daß mir nicht das Geringste davon bekannt ist, daß Herr Gruber im Gegentheil oft ärgerlich wird, wenn ihm Fräulein Anna zu Zeiten die Wahrheit sagt."

Hellmuth nickte, während von Neuem eine Wolke über seine Stirn ging. „Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß Sie über meine Fragen schweigen," sagte er nach einer Pause des Sinnens; „aber hier ist noch etwas anderes Geschäftliches. Seit zwei Tagen logirt im Hôtel Français ein Fremder, der sich Magon nennt und über dessen Persönlichkeit wie hauptsächlich über seine Absichten in hiesiger Stadt ich etwas zu erfahren wünschte. Er soll auffällig sonngebräunt sein. Jedenfalls muß er, da er fremd hier ist, sich nach Dingen erkundigt haben, die auf den Zweck seiner Anwesenheit schließen lassen. Sie sind gewandt, Willmann, und so sehen Sie noch heute Abend, was Sie erfahren können."

Das Oeffnen der Thür unterbrach ihn. „Durch einen Lohnbedienten, welcher auf Antwort wartet!" sagte der eintretende junge Commis, einen Brief auf das Schreibepult legend und sich dann wieder entfernend, und Hellmuth löste rasch das Couvert, den ersten Blick auf die Unterschrift des entsalteten Schreibens werfend. Ein rascher, wenn auch nur leichter Farbenwechsel machte sich in seinem Gesichte bemerkbar; dann überflog er hastig die Zeilen und wandte sich darauf, hörbar seine Stimme zu ihrer gewöhnlichen Haltung zwingend, an den wartenden Comptoirdiener. „Es ist nicht nöthig, Willmann, daß Sie meinen letzten Auftrag ausführen, die Sache erledigt sich hiermit von selbst!" Als aber der Diener sich entfernt, begann er nochmals den erhaltenen Brief Wort für Wort, als wolle er in jedem derselben einen geheimen Sinn aufsinden, langsam zu durchlesen, und doch lautete derselbe einfach:

„In der Beilage, verehrter Herr, erlaube ich mir einige Zeilen des Ihnen geschäftlich befreundeten französischen Consuls in Hamburg zu meiner Einführung zu übereichen und um Ihre freundliche Bestimmung zu bitten, zu welcher Zeit ich Ihnen meine Aufwartung machen darf. Adolphe Magon."

Mit gleicher Sorgfalt durchlas er das beigelegte geschlossene Blatt, welches nichts als einen Empfehlungsbrief in gewöhnlicher Form enthielt, ergriff dann die Feder und schrieb flüchtig:

„Ich würde sehr glücklich sein, wenn Mons. A. Magon morgen um vier Uhr sein Diner im Kreise meiner Familie einnehmen wollte,"

siegelte das Billet rasch und gab es dann zur Weiterbeförderung in das anstoßende Comptoir hinaus. „Das wird so auf jeden Fall offenes klares Spiel!" murmelte er, als er seinen Platz wieder eingenommen hatte und die Stirn in beide Hände stützte; „mag dann auch kommen, was da wolle; Meier wird gewußt haben, was er that, aber so ohne Weiteres riehet man selbst im schlimmsten Falle nicht die Früchte eines zwanzigjährigen Fleißes zu Grunde!"

Eine geraume Weile saß er in tiefem Nachdenken, bis der junge Mann, welchem die Ablohnung Meier's übertragen worden, die Thür des Cabinets wieder öffnete. „Legen Sie mir den letzten Special-Abschluß des Geschäfts auf mein Pult, Herr Gruber," sagte er, sich erhebend, „ich habe später noch zu arbeiten!" und wie mit einem bestimmten Gedanken fertig, verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

„Sie gehen nach Amerika."

Es war im großen politischen Blüthen- und Kränzejahre 1863, gerade in den Tagen der deutschen bundesfürstlichen Wiederverherrlichung der schwarz-roth-goldenen Fahnen, als ich mit meinem Freunde L., einem ebenso lebensfrohen als patriotischen Künstler, von Mainz aus den Rhein hinabfuhr.

In Frankfurt tagten die Kronen und die Nation. Die Fürsten des Bundes, den Kaiser an der Spitze, hatten selbst die Sessel ihrer bisherigen Vertreter eingenommen und legten die hohen Häupter an das Werk der Rentelebung des deutschen Reichs. Und unweit von ihnen saßen die Vertreter der Völker des Reichs zu ernstem Rath beisammen. Auch ihnen galt ein Theil des deutschen Fahnenschmucks, den die alte Kaiserwahl-, Parlaments- und Bundesstadt angelegt hatte. — Solche Gelegenheit verabsäumten auch die Rheinschiffe nicht, die alten schwarz-roth-goldnen Flaggen wieder hervorzuholen und aufzuhissen, und eine solche flatterte auch stolz auf unserem Dampfer. Wunderbare, schicksalreiche Farben, — und noch so jung, so jung! Ein Königerin versprach ihre Erhebung zum höchsten Thron, und eine Kaiserfahrt stürzte sie in's Verderben. Sie besiegten vom Land aus die Feindesflotte (Eckernförde!), und von der deutschen Flotte beraubgerissen legten sie sich mit dem Admiral in's Grab. Und nun sind sie wiedererstanden, und wieder wehten sie einem Kaiser entgegen — Gott beschütze sie vor abermaligem Untergang!

Was mir aber jene Fahrt so unvergeßlich machte, war nicht der deutsche Flaggenschmuck des Schiffs, sondern ein Auswandererzug, der auf dem Vorderdeck sein Lager aufgeschlagen hatte: deutsche Auswanderer — auf dem grünen Rhein, zwischen der lachendsten Herrlichkeit der ganzen deutschen Erde! Der Gedanke schon hat Kraft genug, jedem ehrlichen deutschen Mann das Auge zu trüben; aber der Anblick selbst macht doch noch empfindlicheres Herzweh.

Digitized by Google

Auswanderer auf dem Rhein.

Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

„Ist's denn möglich," rief mein Freund aus, als er die Gruppe mit raschem Künstlerauge gemustert hatte, — „ist's menschenmöglich, daß Deutsche auf diesem Strome ihr Vaterland verlassen können? Wer das über sich vermag, der muß von Vaterlandsliebe keinen Funken in sich spüren!"

„Freund, nicht ungerecht! Prüfe erst, und Du wirst finden, daß wir nicht sie anzuklagen haben, die von uns scheiden, sondern die Umstände, die sie von dannen treiben. Treten wir näher, die Leute sind offenbar aus der Pfalz und aus Unterfranken, wo sie Alle nicht am Herzdrücken sterben; sie werden uns gleich reinen Wein einschenken."

Mein erregter Freund zögerte keinen Augenblick. Mit den Worten: „hier muß man deutsches Blut zu retten suchen!" trat er zu einer Gruppe von einigen Männern, alten und jungen, die in ernster Unterhaltung begriffen schienen. Ich machte einen Gang um das Verdeck, um mir die Leutchen im Einzelnen zu betrachten. Da war Alles vorhanden, was einer kleinen Gemeinde Leben und Gedeihen sichern konnte: frische, kräftige Buben, spielende kleine Kinder, alte Mütterchen, junge Frauen und Mädchen, Jünglinge mit dem ersten Keim von Bart bis zum Mann mit Greisenhaaren.

Das Gepäck der Auswanderer bildete einen hohen, mit Stroh überdeckten Haufen, der fast bis zur Schiffsglocke reichte. An der andern Seite des Verdecks hergehemt, kam ich zu einem blutjungen, hübschen Pärchen, das sich um die ganze Umgebung nicht zu kümmern schien. „Geschwister?" flüsterte ich grußnickend ihnen zu. Beide wurden roth und schüttelten schweigend die schon gezeigten Köpfe, aber wirklich „unter Thränen lächelnd".

Die Stimme meines Freundes war unsrer immer lauter geworden; sie war über das anfängliche Durcheinander des Widerspruchs von mehreren Stimmen allein Sieger geblieben. Er war eben im Zuge, dem Völkchen, offenbar um es im Vaterlande zurückzugehen, von den Schicksalen der ersten deutschen Auswanderer zu erzählen, die nach Amerika gegangen sind. „Ihr könnt stolz darauf sein," sagte er, „es waren auch Pfälzer, und das ist schon über anderthalbhundert Jahre her. Es giebt kein Pfälzer Kind, welches nicht von den Verwüstungen gehört hätte, welche der französische König Ludwig XIV. über die Pfalz verhängte; die Trümmer des Heidelberger Schlosses stehen noch heute als das Denkmal seiner Schandthaten. Damals trieb die bittere Noth die ersten Pfälzer über die See. Der berühmte William Penn hatte sie hinübergelockt, aber der Mann war brav, die deutschen Ansiedelungen gediehen, und er hat es verdient, daß das einst von ihm verwaltete Land noch heute ihm zu Ehren Pennsylvanien genannt ist.

Ihr wißt, daß auf die französischen Verwüstungen die Protestantenverfolgungen in der Pfalz kamen. Die kurfürstlichen Jesuiten trieben's fast noch ärger, als die Franzosen; diese hatten Städte und Dörfer verheert, und jene jagten nun auch den besten Theil des Volks aus dem Lande. Zur selben Zeit sahen die englischen Gouvernenre in Nordamerika, wie Penn's Provinz durch den Fleiß der Pfälzer so herrlich aufblühte. Da schickten sie denn ihre Lockvögel her in's Land und versprachen den vielen heimathlosen Protestanten der Pfalz goldene Berge in Amerika. Sie sollten nur nach London kommen, dort sei Alles für ihre Ueberfahrt vorbereitet. Nun hört! Nahe an 33,000 Pfälzer und Rheinländer folgten der Lockung, ganze Gemeinden mit Pfarrer und Schulmeister, und fuhren hinüber nach London. Und was fanden sie da? Nur ein kleiner Theil dieser großen Schaar fand Platz in den Schiffen, die nach Nord-Carolina bestimmt waren; die anderen behandelte man nicht besser, als gekaufte Sclaven. Einen Theil derselben brachte man nach Irland, einen anderen auf uncultivirte englische Inseln, einen dritten in englische Bergwerke — als Arbeiter. Da hatten sie ihre goldenen Berge! Nur 7000 von diesen euren Vorfahren kamen arm und elend in die Heimath zurück! Wer weiß, ob nicht Eure eigenen Vorältern darunter waren, Ihr braven, guten Landsleute! laßt ihr Schicksal Euch zur Warnung dienen und bleibt im Vaterland!"

„Lieber Herr," entgegnete ihm ein Alter, der auch auf dem Schiff den gewohnten Büchsenranzen nicht ablegte — „damals waren andere Zeiten, und unsere Altvordern haben's selbst verschuldet, weil sie, in ihrem Jammer freilich, blind in die weite Welt hineinliefen. Aber wohin kamen denn die Pfälzer, die zu Schiff gegangen waren?"

Diese wurden theils in New-York, theils in Nord-Carolina ausgeschifft. Wie viel sie, die armen, aus der Heimath vertriebenen, in der Fremde schutzlosen Deutschen unterwegs zu leiden hatten, davon ist damals wohl kein Laut über das Meer herübergedrungen, aber vom Vater zum Sohn vererbte sich die Klage und schürt noch heute in Kindeskindern den Haß gegen die Engländer. Hört weiter! Auch am Lande hatte ihr Elend noch lange kein Ende. Zwar erhielten sie große Strecken Botens angewiesen, aber weiter nichts; alle übrigen Versprechungen waren Lug und Trug; Nichts war für sie vorbereitet, kein Dach, kein Geschirr, kein Geräthe — da standen sie mit ihren hungernden Weibern und Kindern und mit den bloßen Händen auf dem Seil der Erschaffung der Welt wüsten Boden und im Urwalde. Alles, was ihnen der Raub von der Heimath bis hierher noch übrig gelassen, mußten sie dran wenden, um nur das Unentbehrlichste um die höchsten Preise herbeizuschaffen, und dann ging's an eine Riesenarbeit. Ihr wißt, was ein Pfälzer schaffen kann. Aber dem Gouvernenr ging's dennoch nicht geschwind genug. Die Nachrichten von den reichen Früchten des deutschen Fleißes in Pennsylvanien ließen ihn nicht schlafen; er konnte die Zeit nicht erwarten, um dieselben Früchte zu ernten, natürlich für sich, und darum trangsalirte er die Pfälzer auf's Aeußerste, bis ihnen die Geduld riß, und zwar die deutsche Geduld, und das will was heißen! Hunderteunfünfzig Familien verließen plötzlich das Land, das sie mit unsäglicher Arbeit bereits fruchtragend gemacht hatten, sie unterwarfen sich all den Gefahren und Mühseligkeiten eines neuen Wanderzugs über hundert Meilen weit in's Innere hinein, um bei den heidnischen Wilden die friedliche Stätte zu finden, die sie bei den christlichen Engländern vergeblich gesucht hatten. Sie kauften dem freien Indianerstamm der Irokesen ein großes Gebiet ab und begannen die Ausrodungsarbeit von Neuem. Zehn Jahre lang lebten sie so, mit den braven Indianern in Frieden und Eintracht und gediehen und hatten schon den größten Theil ihrer Ländereien in ein fruchtbares, lachendes Gefilde verwandelt, als die englische Habsucht abermals über sie herfiel. Derselbe Gouvernenr von New-York erfand jetzt die Zeit seiner Rache und seiner Ernte. Er behauptete, das Land der Pfälzer sei englisches Eigenthum, sie hätten kein Recht gehabt, dasselbe anzubauen; er habe es anderweit verkauft, die deutschen Colonisten hätten auch keinen Anspruch auf Entschädigung für etwaige Culturkosten, sondern wer den Boden nicht sofort räumen wolle, müsse dafür sorgen, daß er ihn von den neuen gesetzlichen Eigenthümern in Pacht erhalte. Himmelschreiend war das Unrecht, das den Pfälzern geschah, aber wo war der Richter, der ihnen Recht sprach? Und der Himmel ist so hoch! — Die armen Deutschen hatten keine Hoffnung, mit Gewalt gegen die Gewalt zu siegen; doch ehe sie vor ihr sich beugten, sagten sie lieber zum dritten Male der Frucht ihres Schweißes Ade und zogen mit aller fahrbaren Habe zur ersten amerikanischen Heimathstätte der Pfälzer, nach Pennsylvanien. Dort leben ihre Nachkommen noch heute in den Thälern am Susquehannah, soweit der jetzige Bürgerkrieg sie noch nicht aufgerieben hat."

Die Thränen der Frauen waren längst in Fluß, sie blickten zagend zu den Männern hin, deren Augen dafür um so zürnender sich auf den Sprecher wandten. Es war ein derber Ausbruch dieses Unwillens zu befürchten, dem jedoch der Alte vorbeugte, der auch das Schicksal der in Carolina gelandeten Pfälzer zu wissen verlangte.

„Diesen," fuhr mein Freund fort, „ist das traurigste Loos gefallen. In Carolina stand es damals um Ackerbau und Gewerbe noch schlimmer, als in New-York. Der größte Theil des Bodens gehörte großen Grundbesitzern, die unsere Pfälzer wie Bettler, wie eine Last empfingen. Viele gingen an der Hartherzigkeit dieser Menschen ans Noth zu Grunde. Dem Rest wies man endlich die Landstrecken an den äußersten Grenzen der Provinz an, wo Leben und Gut keinen Tag vor den Angriffen der Indianer sicher waren. Und als die Pfälzer dennoch den Wald rodeten, Blockhäuser bauten und die Saat bestellten, drangen die Wilden mit Uebermacht heran und erschlugen Alles, was da lebte. Nur wenige Frauen und Kinder sollen sie gefangen mit sich fortgeschleppt haben. Von diesen Pfälzern ist keine Spur mehr dort zu finden."

Hier hielten die Frauen das laute Schluchzen, aber auch die jüngeren Männer den lauten Zorn nicht mehr zurück. „Sind Sie deshalb vom ersten Platz zu uns nach hader gekommen," rief einer der jungen Männer den Künstler an, „um uns durch Ihre Märchen

Digitized by Google

die Weiber wieder zu verderben, dann wär's besser, Sie wären drüben geblieben! Nun haben wir das ganze Gesindel wieder da, das kaum verwunden war!" — Die Uebrigen stimmten murrend bei, die Frauen seufzten: „Ja, so sind die Männer!" — und die Jungen schrieen vom Gepäckhaufen herunter: „Bivat, wir gehen doch nach Amerika!"

„Ruhig, Kinder!" fiel ein älterer Mann dazwischen, der bisher schweigend am Mast gelehnt hatte, — „der Herr meint's gut, er hat kein böses Wort gesprochen, und daß er uns die Geschichte unserer Auswerern in Amerika erzählt hat, dafür haben wir uns zu bedanken. — Aber, lieber Herr, Ihr Abmahnen von unserem Vorhaben lassen Sie sein, wer gerüstet ist, wie wir, der kehrt nicht wieder um."

„Und wenn Ihr mich totschlagt," eiferte mein Freund, — „ich kann's nicht anders, ich muß meinen Schmerz darüber aussprechen, daß abermals so herrliche Kraft dem deutschen Vaterlande verloren geht. Was soll aus Deutschland werden, wenn das Auswandern so fortgeht, wie bisher? Bedenkt doch: nur in den sechs Jahren von 1846 bis 1851 haben uns über sechshalbhunderttausend Menschen verlassen, sie haben wenigstens ein baares Vermögen von 115 Millionen Thalern mitgenommen! Das macht über neunzehn Millionen jedes Jahr! Welch ein Verlust für das deutsche Volk!"

„Wenn's zum Rechnen kommt, lieber Herr," — nahm da der Alte wieder das Wort, „so hätt' ich freilich ein ganz anderes Exempel zu stellen. Wie viel kosten denn dem deutschen Volke seine vielen Armeen? In einem Jahre mehr, als die Auswanderung in zehn Jahren!"

„Aber das Geld bleibt doch im Lande!" entgegnete mein Freund.

„Das ist eine falsche Rechnung" — sprach der ältere Mann. „Sie berechnen nicht, lieber Herr, wieviel die Hunderttausende von fleißigen Händen erwerben könnten, wenn sie nicht in den Casernen brach liegen müßten. Und Alles, was diese nicht verdienen, das müssen wir dem Auslande zu verdienen geben. Wie viel Land liegt noch wüste, das reiche Frucht tragen könnte, wie viele Millionen liegen noch unter dem Boden! Wir brauchten dem Engländer kein Pfund Eisen abzukaufen, wenn wir unsere Schätze aus der deutschen Erde heben könnten. Warum geschieht's nicht? Weil uns die Mittel und die Arme dazu fehlen. — Die stehenden Armeen sind unser Unglück, wahrlich nicht die Steuern, die drücken keinen fleißigen Mann, aber die Verwendung zum Soldatenwesen, das ist's! Herr, es sieht prächtig aus, wenn ein Regiment durch die Straße in Parade marschirt; aber nur wir Eltern wissen, wie viel Sorgen und Seufzer hinterdrein gehen. Die Jungen sind Einem an's Herz gewachsen, und man muß sie hingeben und weiß nicht, wie man sie wieder bekommt." — Er stockte, die Stimme versagte ihm, er mußte einen tiefen Schmerz zu verwinden haben. Dann fuhr er fort: „Und glauben Sie, Herr, es ist ein Entschluß, das Auswandern! Wenn's nicht die Liebe zu den Kindern thäte, man bräch's nicht über das Herz. Nur wer ein Bauer ist, weiß, was es heißt, sich von dem Boden zu trennen, auf dem die Ureltern ihren Schweiß vergossen haben und den man lieb gewinnt, als wär's ein Stück von uns, und von den Ställen und dem Vieh, und von Hof und Haus, und von der Kirche und vom Gottesacker! O, es ist ein Entschluß! Und wenn der gefaßt ist, Herr, so reißt ihn kein Sturm um, geschweige ein fremdes Menschenwort!"

„Ja, so ist's!" rief der junge Mann, der vorhin zuerst aufbrauste, und reichte meinem Freund die Hand. „Sie sind ein rechter, braver Deutscher, und darum sag' ich Ihnen, daß wir's auch sind und bleiben werden, so lange wir leben. Wir hätten's wohlfeiler haben können auf der Eisenbahn und auf dem geraden Wege zum ersten besten Hafen. Aber wir wollten unsern lieben Rhein noch einmal recht anschauen und ein Stück von Deutschland dazu, ehe wir ihm vielleicht auf ewig Ade sagen. Wir wollen erst in Cöln auf die Eisenbahn. Es wird uns später nicht gereuen, daß wir's so gethan haben. Und nun kommen Sie, ich will Ihnen meine Frau und meine Kinder zeigen. Sagen Sie ihnen ein schönes Wort, das ihnen Muth macht. Sie können's, und ich werd' es Ihnen nie vergessen."

Beide gingen Arm in Arm zu den Frauen auf der andern Seite des Schiffes. Ich wandte mich an den Alten. „Als erfahrene und, wie es scheint, weise wohlhabende Männer," redete ich ihn an, „haben Sie doch wohl alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nicht wegen der Ueberfahrt in unreine Hände zu fallen?"

„Unser Plan ist, und in Michigan niederzulassen, und unser Vorsatz, nur in einem deutschen Hafen uns einzuschiffen. In Cöln treffen noch Verwandte zu uns, und dort wird's entschieden, ob wir nach Bremen oder nach Hamburg gehen. Zu überreden brauchen wir nichts, und darum haben wir auch keine Verbindlichkeit im Voraus eingegangen."

„Dann," sagte ich, „lassen Sie sich für Bremen wie für Hamburg, befonders aber für letzteres, auf folgende nöthige Vorsicht aufmerksam machen. Hüten Sie sich vor indirecter Beförderung durch leider dazu noch immer concessionirte Firmen. Verstehen Sie mich? Es giebt nämlich dort zweierlei Beförderung, die directe, wo Sie in Bremen oder Hamburg ein deutsches Schiff besteigen und in demselben die ganze Fahrt bis hinüber abmachen. Diese ist allein zu empfehlen, Sie sind unterm Schutz von deutschen Landsleuten und haben meist nur Deutsche zu Reisegenossen. Nun giebt es aber auch Leute, die ein Geschäft daraus machen, deutsche Auswanderer für englische Schiffe anzuködern. Der Auswanderer wird dann nur nach England befördert und dort in ein Schiff gepackt, in dem er sich in der Regel mit dem Auswurf Irlands zusammengeworfen sieht, nachdem er vorher in jeder möglichen Weise geplündert worden ist. Wie viel Aerger und Ungemach Sie dann auch erdulden, wie viel bitteren Verlust Sie leiden mögen, eine nachträgliche Klage hilft Ihnen nichts und schadet den aaglatten Herren nichts, die Sie an die Engländer verschachert haben. Es ist traurig, daß es so ist! Aber es ist so! Also Vorsicht!"

„Dank, lieber Herr! Das war ein guter Rath." Mit den Worten reichte der ältere Mann mir die Hand. „Wir versprechen Ihnen hiermit, daß wir ihn befolgen, aber auch allen unseren Freunden, die sich vielleicht später noch auf denselben Weg machen, mittheilen wollen. Und seien Sie versichert, daß wir in Haus und Herzen treue, redliche Deutsche bleiben! Der liebe Gott wird uns ja vor dem traurigen Geschick unserer Auswerern, das auch der gute Herr so schön erzählt hat, bewahren, er verläßt ja keinen braven Deutschen! Die schwarz-roth-goldene Fahne aber wird auch drüben unser Dach zieren. Und sollte wieder einmal eine so böse Zeit kommen, wo sie in Deutschland nicht mehr, wie heute, öffentlich flattern darf, dann denken Sie daran, daß sie doch noch flattert und nimmermehr von der Erde verschwindet."

Wir sagten Lebewohl; meinen Freund mußte ich aus der Gruppe der Frauen und Kinder abrufen, die ihn ganz umringt hielten. Es war ein Abschied, wie von uralten, lieben Bekannten. Lebt wohl! Lebt wohl!

„Aber nun, Liebster," bat ich meinen kunstreichen Freund, „setzt den Stift heraus! Bis zur Station ist gerade noch Zeit genug, diese prächtigen Auswanderer sammt und sonders in Dein Skizzenbuch zu werfen." Und wahrlich, er that's, und das Herz half ihm den Stift führen. Es ist ein liebes, köstliches Bild geworden, so schön wie die Erinnerung an das Zusammentreffen mit diesen braven deutschen Auswanderern auf dem Rhein. Als wir das Schiff bei Koblenz verließen, winkte unsers Künstlers neuester Freund ihm vom Gepäckhaufen noch einen fröhlichen Gruß mit dem Weinpokal zu. „So sollst Du auch gerade so verewigt werden," sachte mein Freund, und so war das Bild vollendet.

Es war ein langes Grüßen und Winken mit den Tüchern, als das Schiff dahinfuhr und bis es unsern Blicken entschwand. Den Rhein hinab — aus dem Baierland! Ja, es ist ein Entschluß! — Der Himmel gebe, daß Ihr glücklich drüben gelandet und fröhlich angewurzelt seid auf dem Boden Eurer neuen Heimath. Gott sei mit Euch!

Und nun kommt das Bildchen sammt der Erinnerung an Euch gar in die Gartenlaube! Ihr kennt ja dieses deutsche Blatt noch von daheim. Vielleicht kommt's auch jetzt einmal in Eure Hände, denn wenn's auch in Preußen verboten ist, so wird's doch blos noch auf der ganzen Erde gehalten. Dann erinnert Euch Eurer beiden Friedensstifter auf Eurer Rheinfahrt in Liebe! Der deutschen Fahne aber wünschen wir, daß sie nicht in Eurem Walde ihre Zukunft zu suchen brauche, sondern feststehe und immer höher und mächtiger sich entfalte im lieben alten Vaterlande!

F. H.

Aus der „guten alten Zeit“. *

Eine Erinnerung von Ernst Förster.

Ich war im Jahre 1820 Student an der Berliner Hochschule, hörte die Vorlesungen von Schleiermacher, Hegel, Ermann, Tölken u. A. und war Mitglied des philologischen Seminars. In letzterer Eigenschaft ward ich für eine philologische Abhandlung „De expeditione Bacchi in Indiam“ mit dem großen Preis beehrt; er betrug außer der Belobung ein Geschenk von dreißig Thalern, eine für meine Verhältnisse und Lebensgewohnheiten nahebei kolossale Summe. Ueber ihre vernünftigste Verwendung war ich nicht lange im Zweifel. Das Sommersemester war zu Ende; eine ausgedehnte Ferienreise entsprach so sehr meinem Verlangen, Deutschland nach allen Richtungen kennen zu lernen, daß ich sogleich einen Plan entwarf, und — da ich bereits Rhein und Schweiz besucht — Salzburg und Tyrol als Ziele auffollte. Den Ranzen mit Kleidern, Wäsche, Schreib- und Zeichen-Materialien auf dem Rücken, trat ich meine Wanderung an einem schönen Augustmorgen an und ging zunächst, um meine Mutter zu besuchen, nach Altenburg. In Leipzig war ich mit den jungen Fürsten Schwarzenberg zusammengetroffen, deren Einer (der bekannte „Landschreck“) mich nach wenig Tagen durch eine Depesche — welch' ein Aufsehen in damaliger Zeit! — einlud, in seiner Gesellschaft nach Prag zu reisen. Er ging als Courier, und selten habe ich einen Weg von solcher Länge in angenehmeren Verhältnissen zurückgelegt. Abgesehen von dem Voraussgefühl einer Eisenbahnfahrt, an die damals noch Niemand denken konnte, war mir die Beseitigung aller Paß- und Mauthplackereien eine hohe Annehmlichkeit, und die heiterste Laune und gutes Wetter machten die Reise zur Spazierfahrt.

In Prag fand ich den jungen Grafen Franz Colloredo-Mannsfeld, den ich von früherher kannte, und da auch er eben im Begriff war, eine Reise nach Salzburg und Tyrol anzutreten, war er rasch entschlossen, mit mir zu gehen, obschon sein Reisewagen gepackt stand und ich auf Fußwanderung drang. Er ließ seinen Gouverneur im Reisewagen nach Linz fahren und ging mit mir und noch einem Prager Studenten, C. Pichler, auf der Budweiser Straße durch's Böhmerland, auf welchem Wege wir mehrfach Gelegenheit hatten, die verschmitzte Brutalität des czechischen Landvolks, sowie die Bornirtheit der Polizeibehörden kennen zu lernen. Mußten wir doch in einem Dorfwirthshause Strafe zahlen, weil wir die Wirthin gegen Gewaltthätigkeiten der Bauern in Schutz zu nehmen versucht: 25 fl., in die sich vor unsern Augen Schulze und Bauern theilten! Ja, in Budweis wurde mir gar die Aufnahme einiger architektonischer Ornamente im Kreuzgang eines Klosters von Polizeiwegen verwehrt! Aber bald sollten wir von österreichischer Polizei noch andere Annehmlichkeiten erfahren.

In Linz verlangte der Polizei-Commissär von Colloredo, er solle mit seinem Gouverneur weiterreisen, und erst auf die Drohung des Grafen, er werde dies sogleich seinem Vater (dem Generalfeldzeugmeister in Wien) melden, erhielt er die Erlaubniß, die Reise mit mir fortzusetzen. Der Gouverneur aber, ein alter, schwächlicher Herr, trat — nachdem er seinen Zögling mir auf die Seele gebunden — seinen Rückweg nach Prag an.

Es folgten nun Tage der seligsten Reisezeit. Begünstigt vom herrlichsten Wetter, voll jugendlicher Empfänglichkeit für alles Schöne, Große und Gute, schwelgten wir in den Gaben, welche die wunterreiche Natur des Salzkammergutes bietet. Wir durchschifften die Seen, erstiegen die Alpen, fuhren in die Schachte der Salzbergwerke, lernten das Leben in den Sennhütten kennen, kletterten mit den Jägern den Gemsen nach und kehrten immer wieder nach Gmunden am Traunsee zurück, wo wir von den Bewohnern des Städtchens uns wie liebe Freunde und Verwandte behandelt und selbst zu Familienfesten gezogen sahen.

Auf Sonnenschein folgt Regen! Er sollte auch uns nicht ausbleiben. In Salzburg angekommen, erfuhr ich vom Polizeicommissär, mein Paß laute auf Salzburg, hiermit sei meine Reise zu Ende. Ich reiste auf einen kgl. preuß. Ministerialpaß, in welchem Salzburg als Richtung der Reise, aber mit einem „und weiter“ angegeben war. Ohne neue Visa eines österreichischen Gesandten konnte ich nicht weiter, und so entschloß ich mich, um diese zu erlangen, nach München zu gehen, und versprach meinen Reisegefährten, nach fünf Tagen mit ihnen in Berchtesgaden zusammenzutreffen. Es war eine hübsche Aufgabe, vier Tage nacheinander je zehn Meilen, dazwischen am Münchner Ruhtag eine große Anzahl Gänge zu machen zur Erlangung der Visa! Sie ward gelöst, die Reise von Berchtesgaden aus gemeinschaftlich über den Hirschbühel in's Pinzgau fortgesetzt.

Unsere Absicht war, über die Naßfelder Tauern in's Pusterthal zu gehen; allein in Gastein erfuhren wir zu unserem Leidwesen, es sei so tiefer Schnee gefallen, daß ein Uebergang unmöglich wäre. Wir mußten umkehren und wanten uns nun von Lend aus westlich durch's Pinzgau nach Krimml. Wir kamen im Dorfe zeitig genug an, um noch den nahen großen und schönen Wasserfall aufzusuchen. Hier hatten wir ein kleines Abenteuer, das uns lächerlich genug dünkte. Während wir der scheinbar in weiten Gewandfalten über die Felswand ausgebreiteten Wassermasse und ihrer sanften Bewegung zusahen, trat aus dem Gebüsch ein Polizeisoldat vor und an uns heran und frug nach unsern Pässen. Ich reichte ihm den meinigen, bemerkte aber sogleich, daß er ihn nicht las, oder lesen konnte, denn er hielt ihn verkehrt. Dann sagte er, ohne die andern Pässe in die Hand zu nehmen, mit pfiffiger Miene: „Hab' schon die Ehre zu kennen, von Linz her,“ und ging weiter. Wir waren zu harmlose Wanderer, um uns dabei etwas Besonderes zu denken; nur als ich im Wirthshaus auf meine Frage an den Wirth, ob der dasige Gend'arm fürzlich in Linz gewesen, eine verneinende Antwort erhielt, kam mir ein flüchtiges Bedenken.

Doch unsere Gedanken nahmen sehr bald eine andere Richtung, als wir die Bekanntschaft einiger Viehtreiber machten, die den Verkauf hatten, am nächsten Tag mit einer Heerde Hornvieh über die Tauern zu gehen. Natürlich schlossen wir uns an; denn gerade auf die Alpenübhen und einige Beschwerden und Fährlichkeiten war unser Sinn vornehmlich gerichtet. Letztere waren nicht groß; aber an Beschwerden hatten wir keinen Mangel. Wer mit einer Anzahl Viehtreiber eine Nacht in einem Tauernhaus zugebracht, wird davon zu erzählen wissen, wenn ihm auch nicht im Schnee das Schuhwerk erweicht worden und von den Füßen gefallen sein sollte, wie mir damals. Aber alle Leiden waren vergessen, als und das liebliche Pusterthal aufgenommen, in welchem wir nun mit immer wachsender Lust hinabwanderten, mit der frohen Hoffnung, in Botzen und Meran halbitalische Luft und Lauschaft und süße Trauben in Fülle zu finden. Wir wurden unsanft aus unsern Träumen aufgeweckt!

Am 27. September, am Abend eines der schönsten Herbsttage, die den Himmel auf die Erde zu bringen scheinen, waren wir in Clausen angekommen und hatten im Gasthof zum weißen Rößel freundliche Aufnahme gefunden. Gegen Mitternacht wurde ich aus dem Schlaf aufgerüttelt. Ein Herr in Uniform trat in Begleitung einiger andern Männer an mein Bett, erklärte mich nebst meinen Reisegefährten „auf höhern Befehl“ für Gefangene, nahm alle Reiseeffecten von uns zu sich, und ließ, nachdem er den Thatbestand zu Protokoll gebracht und sich entfernt hatte, sechs Mann Wache bei uns zurück.

Wir waren in der That wie aus den Wolken gefallen, und Keiner von uns konnte nur im Entferntesten einen Grund der über uns verhängten Maßregel errathen. Harmlosere Wanderer konnte es nicht geben; wir waren glücklich in Wanderlust, im Genuß der herrlichen Natur, in gegenseitiger Freundschaft und Erheiterung, waren mit keiner Seele in Streit gekommen, hatten auch nirgend politische Gespräche geführt und waren den Paßvorschriften auf's Pünktlichste nachgekommen. Nur eine Verwuthung blieb offen: ich hatte die malerische Aussicht des Klosters Seben bei Clausen und seiner Umgebung in mein Skizzenbuch gezeichnet, und in Erinnerung an das Verfahren der Budweiser Polizei tauchte in uns der Verdacht auf, daß hier der Frevel durch mich geschehen sei, der uns um unsere Freiheit brachte. Es war ein Irrthum.

* Mit dem Verfasser, dem in München lebenden bekannten trefflichen Künstler und Kunstschriftsteller, glauben wir bei der im Augenblick von Neuem so rüstig vorschreitenden Reaction die Mittheilung dieser interessanten Erinnerung an die Metternich'sche Polizeiperiode zwar ganz an ihrem Platze, dagegen aber doch noch nicht die Befürchtung des Autors, daß eine Wiederkehr von Zuständen, wie die hier geschilderten, noch möglich sei. D. Red.

Digitized by Google

Am andern Morgen wurden wir in's Verhör geführt, aber abgesondert vernommen. Auch nun kam keinerlei Anklage zum Vorschein; die an mich gerichteten Fragen waren großentheils durch den Paß beantwortet. Nur zwei derselben gingen weiter und deuteten auf Veranlassung unserer Gesangenmahme: ich sollte angeben, mit welchen Personen wir auf der Reise zusammengetroffen und was wir mit ihnen und unter einander gesprochen. Letztere Frage war so albern, daß der Landrichter — das war auch der unsformirte Herr der Nachtscene — selber lächeln mußte; die erstere ließ sich natürlich auch nur unvollständig beantworten, da der Personen so viele, aber meist sür unser Gerächtniß) namenlose gewesen, mit denen wir in gewöhnlichen Reiseverkehr gekommen. Alle diese Fragen erwiesen sich auch sehr bald als leere Formalität, und der Landrichter, ein humaner und verständiger Mann, dem die Verhandlung offenbar peinlich war, äußerte mir geradezu: „Ich sehe, man hat mir eine sehr unangenehme Arbeit und Ihnen eine ganz unnöthige Störung. Ihrer Reise gemacht. Ich bin aber nur eine Vollzugsbehörde und muß höhern Befehlen gehorchen. Diese lauten dahin, daß Sie Ihre Reise nicht nach Botzen fortsetzen dürfen, daß Sie vielmehr auf dem kürzesten Wege nach Innsbruck gehen, nicht aber in Gemeinschaft wie bisher. Graf Colloredo und H. Pichler werden noch heute dahin abreisen; Sie werden Clausen erst morgen verlassen. Aber ich erlaube mir, Sie Nachmittag zu einem Spaziergang einzuladen, da Sie Freund von landschaftlichen Schönheiten zu sein scheinen." Auf meine wiederholte Anfrage nach dem Grund des gegen uns eingeschlagenen Verfahrens erfuhr ich nichts Anderes, als „es geschehe auf höheren Befehl"; dieser selbst aber ward mir nicht gezeigt, noch mitgetheilt, von wem er ausgegangen.

Ein kurzer Abschied ward den drei Freunden gestattet; er war — nach so frob verlebten Tagen herzlicher Gemeinschaft — bitter genug. Der Nachmittagsspaziergang (ins benachbarte Kapuzinerkloster) war sehr schön; der Landrichter benahm sich durchaus gut, stellte auch seine Wache mehr vor meine Thür im Wirthshaus, und so hoffte ich das Schwerste hinter mir zu haben.

Am andern Morgen wurde ich noch einmal aufs Landgericht geladen. Der Landrichter eröffnete mir, ich würde — da ich es wünschte — meine Reise zu Fuß machen, ein Diener in Civil würde mich begleiten und meine Sachen tragen. Mein Einverständniß damit hatte ich durch meine Unterschrift kund zu geben. Man ließ mir meinen mineralogischen Stock und meine Zeichnenmaterialien, sogar die Landkarte und ein Buch zum Lesen, nicht aber meinen Paß, „ihn hat der Führer," hieß es. Die Reise ging trefflich von statten; das Wetter war günstig und der Führer ein ganz ordentlicher Tyroler. In Brixen ward ich aber nicht, wie ich wünschte, in den „Elephanten", sondern ins Polizeigebäude geführt und, nach stundenlangem Stehen in einem Vorraum, endlich von einem alten Männchen durch dunkle Klostergänge — in ein Wirthshaus? nein! — in ein Gefängniß gebracht. Es war ein kleiner Raum von etwa 6 Fuß im Quadrat, mit einer Pritsche an der einen Wand, einem halbzerbrochnen Waskerkrug daneben, einem ganz zerbrochenen, aber vergitterten Fenster darüber. Mein altes Männchen nahm mir „auf höheren Befehl" Alles ab, was mir der Landrichter in Clausen noch gelassen hatte, wünschte mir freundlich „Lebewohl" und verschloß und verriegelte meine Thüre.

Auf diese Anwendung des seinem Wortlaut nach ganz unverfänglichen Spruches des Clauseuer Landgerichts war ich nicht gefaßt. Nachdem man mich etwa eine Stunde oder länger meinen Gedanken überlassen, kam das alte Männchen mit einem (wohl seinem) alten Weidenbon und einer Schüssel Wassersuppe, die sie mich einluden, mit „gutem Appetit" zu verzehren, wozu ich mich bereit finden ließ, da eine Wahl mir nicht gelassen war. Es waren gutmüthige Leute, die mir durch ihre Gesellschaft wenigstens eine Stunde lang die Kerkerhaft erträglicher machen wollten. Wieder allein hinter Schloß und Riegel, streckte ich mich aufs Lager und suchte im Schlaf Vergessen der widrigen Gegenwart. Durch's offene Fenster tönte Tanzmusik und gab mir mit der Vorstellung fröhlicher und freier Menschen angenehme Traumbilder, die mich bis zum Morgen umgaukelten. Da weckte mich Kettengerassel vor meiner Thür. „Wo kommt er hin?" hörte ich fragen, und die Antwort: „nach Innsbruck aufs Zuchthaus!" Mir ward nicht wohl dabei zu Muthe; denn wo hatte ich Aussicht auf irgend einen Beistand? Die Kerkerthür ward geöffnet, aber sogleich wieder geschlossen: ich war nicht die gesuchte Person. Eine Stunde später ward ich zur Weiterreise abgeholt, die unter den Verhältnissen, wie von Clausen aus, stattfand. Der Weg war eben so erfreulich durch landschaftliche Schönheiten, als interessant durch geschichtliche Erinnerungen an den Krieg von 1809, den mein Führer als Tyroler „Aufständischer" mitgemacht.

Schon Tags zuvor hatte ich bemerkt, daß ein Wagen mit zwei Personen in einiger Entfernung mir und meinem Begleiter gefolgt war. Heut fuhr er vor uns her, mit bald sah ich, daß der eine der Passagiere in Ketten war. Es war der für das Innsbrucker Zuchthaus bestimmte Arrestant, ein — wie mein Führer mir sagte — verurtheilter, seiner Haft entsprungener und wieder eingefangener Strauchdieb. Ich sollte bald seine nähere Bekanntschaft machen.

In Sterzing, im Polizeigebäude — von einem Wirthshaus war keine Rede mehr — um 11 Uhr Vormittags angelangt, drang ich sogleich auf Weiterreise, da das Wetter unvergleichlich schön war und ich sehnlichst wünschte, aus der höchst unangenehmen Lage, in die ich ganz unverschuldet gekommen, mich befreit zu sehen. Meine Bitten und Vorstellungen fanden kein Ohr. Neben dem Zuchthäusling stand ich vor dem tauben Polizeicommissär, und als ich endlich noch einmal ihn eindringlich frug: „Ist's wahr, daß ich heute nicht weiterreisen soll?" antwortete er: „das wird Er gleich sehen!" zog die Klingel, und nun traten zwei baumstarke, riesige Urtyroler ein mit Schlüsseln und Stöcken und commandirten „Arrestanten! Marsch!" und so wurde ich mit dem Verbrecher zugleich abgeführt. Nachdem dieser untergebracht worden, geleiteten mich die Polizeiknechte durch einen langen, dämmerigen, feuchten Gang bis vor eine kleine vergitterte Thüre, schlossen diese auf, ließen mich in das dahinter befindliche Loch, und verwahrten alsdald wieder die Thüre mit Riegeln und Schlössern. Dafür also hatte ich mich nach den Tyroler Bergen und seinem Kernvolk gesehnt; dafür hatte ich den Bachmüzug nach Indien mit Aufwand all meiner Gelehrsamkeit und mit gutem Erfolg beschrieben, um hier hinter feuchten Gefängnißmauern Betrachtungen anzustellen über die Ergötzlichkeiten einer Reise durch kaiserliche Lande. Zuerst war voll meinen Sinnen nur die Nase in Anspruch genommen durch den in dem Loche herrschenden pestilenzialischen Geruch, der kaum zu athmen gestattete. Als sich das Auge etwas an das Dunkel um mich gewöhnt, nahm es eine alte Lager mahr. Ich versuchte mich darauf zu strecken; aber im Augenblick wurde ich von gierigen Ungeziefer derart überfallen, daß ich in aller Hast mich flüchten mußte. Wohin ich jedoch trat, empfing mich nur größeres Ungemach, der Kerker war — vielleicht seit undenklichen Zeiten nicht gereinigt — durch den in einer Ecke stehenden überlaufenden Kübel zu einem Kothlache geworden.

Nach einer Stunde kamen die beiden Polizeiknechte, mich „zum Essen" abzuholen. Sie führten mich in ein tiefer liegendes Gefängniß. Da fand ich den Zuchthäusler in Ketten auf lautem Stroh; vor ihm stand ein hölzerner Napf mit einem — Hundefutter. Das sollte ich mit ihm gemeinschaftlich genießen. Abgesehen davon, daß der Mensch nicht nur den Stempel des ganz gemeinen Verbrechers, als welcher er verurtheilt worden, auf seinem Gesichte ausgeprägt trug, so war auch sein Anblick so ekelerregend durch die Zeichen der scheußlichsten Krankheit um Mund und Nase, daß ich entsetzt zurücktrat und zum Commissär gesührt zu werden verlangte. Dies ward mir verweigert oder für unmöglich erklärt, aber als ich entschieden mich widersetzte, mit jenem Mitgefangenen aus demselben Napfe zu essen, gestattet, in meinem Kerker aus einem besonderen Napfe die Mittagskost zu nehmen. Es war ein Mahl, um das mich kein verhungernder Hund beneidet hätte, und ich habe zum Andenken daran den getrockneten Teig eingesteckt, den man mir als Brod zum Wasser gereicht.

Bald war ich wieder allein in meinem Kerkerloch. Der Gang vor demselben lag unterhalb der Straße und erhielt einiges Licht durch eine Art Kellerfenster. Ein Schimmer davon drang auch in mein Verließ und erzählte mir von der Lieblichkeit der Nachmittagsonne und der Pracht der von ihr überglänzten Alpenlandschaften. Zuweilen hörte ich die Tritte der auf der Straße Vorübergehenden; im Hause aber herrschte Todtenstille. War es die Phantasie, die mich auf den Schwingen verstohlen eindringender Lichtstrahlen in's Freie trug, auf die sonnigen Felsenhöhen, zu rauschenden Waldbächen, grünen Matten und schneigen Gipfeln und allen Natur-

Digitized by Google

schönheiten des Landes meiner Sehnsucht; war es der ungeheure Contrast zwischen dieser Sehnsucht und der Lage, in die sie mich geführt, oder das Bewußtsein gänzlicher Schuldlosigkeit — da mir auch nicht das Geringste, nicht das lumpigste Polizeivergehen, etwa die Unterlassung einer Polizeivisa oder dergleichen vorgeworfen werden konnte, noch vorgeworfen worden war — gegenüber einer brutalen, aber ganz unangreifbaren Gewalt: kurz, mich durchdrang plötzlich eine innere Freudigkeit, vor der das Dunkel meines Verliesses schwand und seine Mauern wichen. Ich mußte mir Luft machen im Gesang, und nachdem ich Luther's „Feste Burg" mit aller Inbrunst durchgesungen, holte ich meinen ganzen Liederschatz hervor, geistlich, weltlich, Kriegslieder, Volkslieder, Studentenlieder, von „Lützow's Jagd" bis zum „Busch von echtem Schrot und Korn" und dem „Käfer, der auf dem Zaune saß", und fand gar kein Ende; denn zu meiner eigenen Ueberraschung fiel mir immer wieder ein neues ein.

Endlich — es war längst stockfinstere Nacht geworden — schien doch die Natur erschöpft und verlangte Ruhe. Das Strohlachager mit seinem lebendigen Inhalt hatte seinen Reiz für mich; ich tastete mich in den dem Kübel entgegenstehenden Winkel, quetschte mich sitzend in die Ecke und verlor bald die wirkliche Welt aus dem Bewußtsein. Aber nach einiger Zeit mochte ich auch das Gleichgewicht verloren haben: ich erwachte, am Boden in einer Schmutzlache sitzend. Zugleich vernahm ich, wie draußen an die Gangfenster heftige Regenagße anschlugen und der Wind durch die Straße pfiff. Es war Morgen geworden, und bald hörte ich das Gerassel der Schlüssel, die meine Kerkerthüre öffneten. Nach dem Genuß einer Suppe, wie der gestrigen, ward ich hinabgeführt. Vor dem Polizeigebäude hielt ein Karren, auf welchem bereits der inzwischen genannte Sträfling angekettet saß. „Aufgesessen!" herrschte der Polizeiknecht mich an. „Das thue ich nicht!" war meine Antwort. „Ich sehe meine Reise nach Innsbruck zu Fuß unter Begleitung eines Führers fort. Das allein habe ich unterschrieben. Mir ist nicht das Geringste zur Last gelegt, und Ihr wollt mich wie einen gemeinen Verbrecher behandeln. Ich verlange den Herrn Commissär zu sprechen." Statt aller Antwort that einer der Polizeiknechte einen Pfiff; Beide aber packten mich mit Gewalt, hoben mich auf den Karren und setzten mich neben den Sträfling. Im selben Augenblick wurde aus dem obersten Stockwerk des Gebäudes eine Kette geworfen, und ehe ich mich's versah, war sie mir um's Bein gelegt und mit dem andern Ende an den Karren befestigt.

So war ich denn ohne Anklage und ohne Spruch, ja selbst nicht einmal nach einer Voruntersuchung, in eine Lage gebracht, die mich einem schweren Verbrecher oder einem eines schweren Verbrechens Angeklagten gleichstellte. Das ist aber die nothwendige Folge einer illiberalen Staatsraison, die — wenn noch so anständig in den obern Regionen ausgeübt — in den Händen der Beamten in untern Schichten aus bloßem Diensteifer zur rohesten Gewalt ausartet. Es war diesen gemeinen Polizeiknechten nicht genug, mich mit meinem ohnmächtigen Widerstand verlachen zu können: sie mußten ihr Mütchen noch weiterhin kühlen. Der Himmel ergoß sich in strömenden Regen; die Dachrinnen von Sterzing spieen ihre Wasser aus Drachenköpfen von oben und von beiden Seiten auf die Mitte der Straße. Das gab den Polizeiknechten die erwünschte Gelegenheit, ihren auf den Karren angeschlossenen Gefangenen, indem sie uns immer unter die Traufe führten, ein kaltes Sturzbad zu bereiten, worauf sie ein um so größeres Vergnügen empfanden, je unangenehmer, ja, je schrecklicher die Wirkung auf uns, namentlich auf mich, war. Ich hatte nur leichte Sommerkleider an und bereits keinen trockenen Faden mehr auf dem Körper, als wir, Sterzing hinter uns hatten; dabei regnete es unaufhörlich und war empfindlich kalt, und auf dem engen Karrensitz dicht an den Sträfling geschlossen, fühlte ich so zu sagen seine nasse Haut auf der meinigen. Von der ekelhaften Krankheit, die ihm im Gesicht stand, sprach ich schon; man kann denken, wie mir um's Herz war: das Singen von voriger Nacht war mir vergangen. Auf der Höhe des Brenners ließ der Regen nach, und nun kam uns ein eisiger Nordwind entgegen, der Wäsche und Kleider auf dem Leibe trocknete. Ich fühlte deutlich eine schwere Krankheit wie durch eine offene Thür eintreten.

Es war Mittag geworden, als wir in Steinach ankamen. Die Leute im Dorfe waren mit Abernten der Aepfel- und Nußbäume beschäftigt, und als ich eine Familiengruppe, an der wir vorüberfuhren, grüßte, weil sie theilnehmend auf mich zu blicken schien, erhielt ich einen so freundlichen Gegengruß, daß ich mich doch wieder unter Menschen fühlte. Vor der Steinacher Ortsgrenze gab's keinen Unterschied mehr zwischen mir und meinem aufgeregtungenen Reisegefährten: wir wurden in ein Gefängniß gesperrt und bekamen die Mittagskost in einer Schüssel vorgesetzt. Bereits fehlte mir die Luft oder die Kraft, mich zu widersetzen; aber es ward auf andere Weise für mich gesorgt. Am Gitter der Gefängnißthür erschien ein allerliebster Mädchenkopf und winkte, und als der Sträfling sich nahte, sagte der Kopf: „Nein, der Andere!" Und so ging ich an das Gitter, und das Mädchen — es gehörte zu der von mir gegrüßten Familiengruppe — reichte mir einige Aepfel, Nüsse und ein Stück Brot, sagte kein Wort und — verschwand. Anderthalber habe ich nie zu Mittag gegessen.

Beim Eintritt in ein Gefängniß war mir in der Regel abgenommen worden, was man bei mir in den Taschen und Händen fand; beim Austritt erhielt ich's zurück. In Sterzing aber hatten meine beiden sehr schönen Taschenmesser soviel Beobacht erregt, daß ich sie nie wieder zu Gesicht bekam. Als der Commissär von Steinach im Begriff war, mir das eben Abgenommene wiederzugeben, und vorher noch meine Reisekarte von Deutschland aufschlug, brach er in die Worte aus: „Da haben wir's! Das ganze Deutschland auf einem Blatt! Das ist die effendare Revolution!" und damit behielt er die Reisekarte zurück, und nie habe ich sie wieder gesehen.

Es war gegenüber dem Schicksal des vorigen Tags eine große Vergünstigung, daß ich desselben Tags noch ein Tyroler Gefängniß kennen lernen sollte. Wir wurden auf's Neue auf einen Karren gesetzt und fuhren bis Matrey. Die Schönheit des Abendhimmels und der wundervollen Landschaft unter ihm hatten mir die Hoffnung erregt, auch zu mildern Menschen zu kommen und meine Lage sich besser gestalten zu sehen. Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten. Ich bat den Commissär in Matrey, der uns in Empfang nahm, unter lautem Reisebericht, er möge mir die Kette wieder abnehmen, mit welcher Hand und Fuß zusammengeschlossen waren. „Meine Instruction verlangt," antwortete er, „die Arrestanten so zu behandeln, wie ich sie bekomme," und zum Hohne seiner eigenen Worte ließ er mich mit dem Sträfling in ein Gefängniß sperren und uns durch eine Kette zusammenschließen. Natürlich auch wieder nur ein Napf mit Brodsuppe, aber wirklich zwei Löffel! Ich erlangte von meinem Mitgefangenen die Gunst, daß er mir gestattete, erst allein einige Löffel der schwarzen Kost zu mir zu nehmen, worauf ihm das Uebrige zu behaglichem Genuß verblieb. Aber schwierigere Aufgaben blieben zu lösen, daran ich noch jetzt nach mehr als vierzig Jahren nicht ohne Schaudern denken kann. Für die eine fehlt mir das Wort, mit dem ich nicht das Gefühl der Leser verletzen möchte. Wie aber sollte es mit dem Schlafen werden, für das es für uns ohnehin zusammengeketteten Menschen nur eine Stelle gab? Zum Glück hörte ich eine Thurmuhr schlagen. Ich machte deshalb meinem Gefährten den Vorschlag, die Bestelle — eine Prische mit Strohsack — derart zu benutzen, daß wir abwechselnd darauf liegen sollten, Einer immer zwei Stunden, während dessen der Andere daneben sitzen und nach Verlauf der Zeit ihn wecken sollte. Der Vertrag ward geschlossen; ich machte den Anfang, schlief wider Erwarten ruhig zwei Stunden und überließ nun für den übrigen Theil der Nacht das Lager meinem Mitgefangenen. Das Gefängniß war reinlich, auch frei von Ungeziefer; demnoch war die Nacht peinlicher fast, als die Sterzinger, die ich zum großen Theil mit weggefangen. Ich habe aber dabei erfahren, daß ein junger und gesunder Mensch viel aushalten kann, und darauf scheint die österreichische Polizei gerechnet zu haben.

Waren wir von Sterzing her auf Armesünderkarren von Pferden geführt worden, die besser zum Abdecker gehörten, so bekamen wir in Matrey wenigstens ein gutes Fuhrwerk und ein gutes Pferd davor, so daß wir zeitig des Vormittags in Schönberg einrasten. Auch hier berief sich der Commissär, den ich bat, meine Fesseln zu lösen, auf seine „Instruction", und bedauerte zugleich, meinen zweiten Verlangen nach sofortiger Weiterreise nicht entsprechen zu können, da er vor morgen kein Gefährt zur Verfügung habe.

„Wenn Sie zu Fuß nach Innsbruck gehen wollen —"

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte ich; „dann fallen die Ketten ja wohl von selber."

Digitized by Google

„Bedanre sehr," war die Antwort.

„Nun denn in Gottes Namen, auch in Ketten! Es muß in Innsbruck doch anders werden!"

Und so marschirte ich, zusammengeschlossen mit dem Sträfling, ich die Kette an der Hand, er am Fuß, von Schönеberg nach Innsbruck, einen Gensd'arm vor uns, einen hinter uns, und einen an jeder Seite; allerdings zu nicht geringem Erstaunen der Menschen, die uns begegneten. Unmittelbar vor der Stadt ging ein Mann an uns vorüber, den einer der Gensd'armen grüßte und dann gegen seinen Cameraden mit Namen nannte. Beim Klang dieses Namens erinnerte ich mich, daß ich ihn auf der Reise schon gehört, ja — daß ich einen Auftrag an ihn hatte. Im Salzkammergut nämlich hatte sich eines Tags ein Reisender zu uns gesellt, der sich als einen Mönch (ich glaube aus Kloster Ainwort) zu erkennen gab. Er botanisirte, und da ich mich auch nun die Alpenflora beschäftigte und zugleich etwas mineralogisirte, so waren wir bald näher bekannt worden, so daß es ihm sehr bitter ankam, uns nicht auf der weitern Wanderung begleiten zu können. Beim Abschied aber bat er mich, wenn ich nach Innsbruck käme, seinen Bruder, der dort Regierungsrath wäre, zu besuchen und herzlich zu grüßen. Dazu schrieb er mir ein paar Worte an ihn mit seinem Namen auf ein Zettelchen, und wir sagten uns herzlich und schmerzlich Lebewohl. Dies Zettelchen fiel mir jetzt ein, und daß ich es in meine Westentasche gesteckt hatte. Wunder über Wunder! es war allen Polizeidurchsuchungen entgangen und stak noch darin. Ich bat sogleich einen der Gensd'armen, den Hrn. Regierungsrath — ich finde leider keinen Namen in meinem Gedächtnisse nicht mehr, und die Tagebücher der Reise bis Clausen, worin er stand, habe ich nie zurückerhalten — zu fragen, ob ich ihn sprechen könne. Ich sah deutlich die verneinende Miene des Regierungsrathes, worauf ich ihm den Zettel seines Bruders durch den Gensd'arm einhändigen ließ. Darauf stutzte der Mann, sah mich einen Augenblick an und kehrte rasch um, nach der Stadt zurück, ohne ein Wort an mich zu richten.

Er war aber offenbar nach der Polizei gegangen und hatte dort Anordnungen bewirkt, die ich sogleich wahrnehmen sollte. Es kam mir nämlich schon im Vorsaal des Polizeiamts ein Commissär entgegen, sieh mir sogleich die Kette abnehmen, begleitete mich unter vielen Entschuldigungen mißbrauchter Gewalt der Unterbehörden in ein ziemlich elegant eingerichtetes Zimmer und frug nach meinen besondern Wünschen. Für ein gutes Abendessen wurde Sorge getragen, ein ordentliches Bett stand bereit, und die Bestimmung meiner Abreise wurde mir freigestellt. Ich hatte zunächst zwei Wünsche: erstlich, zu wissen, aus welcher Ursache meine Reise die erlebte Störung erfahren, sodann am Morgen das Grabmal Kaiser Maximilian's sehen zu dürfen.

„In Betreff Ihrer ersten Bitte thut es mir sehr leid," sagte der Commissär, „aus eigner Unkunde die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Ihre Verhaftung ist „auf höheren Befehl" erfolgt — so steht's im Act — weiter weiß ich nichts. Die zweite Bitte bin ich leider eben so wenig im Stande zu erfüllen. Sie dürfen das Haus nur verlassen, um weiter zu reisen, und zwar an die bayrische Grenze. Es wird morgen früh ein Wagen bereit sein, Sie in Gesellschaft eines Polizeibeamten in Civil bis an die Schranke zu führen; dort wird man Ihnen Ihre Reisepässen einhändigen und Sie vollkommen in Freiheit setzen."

Nach Allem, was ich in den letzten Tagen erduldet, und gegenüber einer völlig unnahbaren Macht, mußte ich meine neue Lage beneidenswerth finden, wenn mir auch dabei kein Verlangen anstieg, eine zweite Reise nach Tyrol zu machen. Der Commissär hielt Wort, ein anständiger Reisewagen mit einem anständigen Begleiter brachte mich nach der Schranke. Hier erhielt ich nebst meiner Freiheit meinen Reisebündel, aber ohne meine Tagebücher und statt meines preußischen Ministerialpasses einen von der Innsbrucker Polizei ausgefertigten. Den mir damit gespielten perfiden Streich zu parriren, war mir unmöglich gemacht, da mein polizeilicher Begleiter natürlich nichts anders geben konnte, als was ihm für mich übergeben war, und so mußte ich, mit dem Verdacht behaftet, legitimationslos in Tyrol gewesen zu sein, die bayrische Grenze überschreiten.

Ich hatte indessen nicht viel Zeit und Kraft zum Nachrenken mehr. Ich fühlte mich ziemlich schwach, und in Mittenwald zeigten sich deutlich die ersten Zeichen der Krankheit, die ich mir auf der Fahrt über den Brenner geholt. Zu Fuß, das sah ich, konnte ich die Reise nicht fortsetzen, ebensowenig die Erschütterung im Wagen aushalten. Da boten sich Flößer an, mich mit nach München zu nehmen, und so schwamm ich denn auf der lieblichen Isar der bayrischen Hauptstadt zu. Bereits war ich so krastlos, daß mir bei der Ankunft die Füße versagten, und meine mitleidigen Flößer hoben mich von ihrem Fahrzeug und trugen mich in das Wirthshaus von Bogner im Thal, wo ich gastliche Aufnahme fand, unter der Aufregung des eintretenden Fiebers aber nicht dazu kommen konnte, mich meiner wiedererlangten Freiheit zu freuen und von den dargebotenen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten Gebrauch zu machen.

Ich weiß nicht, wie meine Ankunft bekannt oder besprochen worden sein mag. Kurz, ich erfuhr während der zwei Monate, die ich schwer krank in München lag, die größte Theilnahme von Jung und Alt, selbst von den bedeutendsten Männern der Münchener Gelehrtenwelt. Ja, ein junger Maler aus Hamburg nahm mich gastfreundlich in seine Wohnung auf. Endlich um Jahresschluß, im harten Winter und tiefen Schnee, trat ich meine Rückreise nach Berlin zu Fuß an. Heute noch ist mir unbegreiflich, wie ich's ohne Nachtheil für meine Gesundheit zu Stande gebracht habe!

In Berlin machte mein Erlebniß einiges Aufsehen. Minister v. Altenstein lud mich zu sich und ließ sich ausführlichen Bericht erstatten. Das auswärtige Ministerium nahm sich meiner an. Es verlangte Auskunft in Wien, zu wiederholten Malen, und erhielt immer dieselbe Antwort, man werde Erkundigungen einziehen. Nie aber ist eine erklärende Antwort erfolgt, und nachdem ich im Jahre 1823 Berlin verlassen, ist wohl nie wieder davon die Rede gewesen, um so weniger, als man damals in Preußen die studirende Jugend kaum anders behandelte, als in Oesterreich.

Inzwischen sollte ich doch noch, wenn auch spät, einen Aufschluß erhalten, der freilich den Vorgang nicht erbaulicher erschienen läßt. Im Jahre 1826, auf meiner ersten Reise in Italien, traf ich unvermuthet, in den Uffizien zu Florenz, mit meinem alten Freunde, Franz Colloredo, wieder zusammen. Ich hatte ihm nicht geschrieben, er mir nicht, um jeder Verdächtigung durch Spione und Angeber den Weg zu verlegen, und so war dies Wiedersehen die erste Berührung nach der Trennung in Clausen. Unsere gegenseitige Freude war groß, und wir saßen bald bei einer Flasche Aleatico traulich beisammen. Natürlich kam sogleich unser Abenteuer zur Sprache. Er hatte von meiner Mißhandlung nur oberflächliche Kunde, von meinen oder vielmehr den preußischen Bemühungen um Aufklärung der Sache gar keine. „Weißt Du denn," frug ich, „den Zusammenhang?"

„Wohl weiß ich ihn," antwortete er, „und die Geschichte ist infam genug. Erinnerst Du Dich des Linzer Gensd'arm am Krimler Wasserfall? Der gehört schon hinein. Einstmals Du Dich der Hinderniße, die der Linzer Polizei-Commissär meiner Weiterreise in den Weg gelegt? Der — hat uns auf dem ganzen Wege verfolgt und Schlingen gelegt. Dieser Polizei-Commissär war Jäger bei meinem Vater und wurde wegen Diebereien von diesem mit der Peitsche aus dem Hause gejagt. Da hat er meinem Vater Rache geschworen, ist zur Polizei gegangen, hat sich als Spitzel anwerben lassen und ist bald wegen seiner Verdienste mit dem Polizeicommissariat Linz belohnt worden. Ich bin ihm wie gesunden in die Hände gefallen; Du als deutscher Student gabst die bequemste Handhabe zu Verdächtigungen. Um zu verhindern, daß Du mich verleitetest, mit Dir zu den Revolutionären nach Neapel zu gehen, erließ er den Befehl, uns aufzuhalten, und hat sich damit in „Wien besonders schön und brav gemacht. So hängt die Geschichte zusammen."

„Ich gestehe," sagte ich, „die Auflösung überrascht das Räthsel an Unfaßlichkeit, und wärst Du's nicht, ich könnte es kaum glauben. Nun aber liegt's hinter uns, ich bin gesund; die Begebenheit hat mich — was ich Dir ein ander Mal erzählen will — aus der Bücherwelt in die Künstlerlaufbahn gerungen; ich bin hundertfältig beglückt und in nächsten Monat tausendfältig selig — vor dem Altar! Und nun laß uns heitern Muthes vergangener Leiden gedenken!" — —

Seitdem ist wieder manches Jahr vergangen, doch meine denkwürdige Lustreise durch's Tyrol lebt noch ungebeugt in meinem Gedächtniß. Hoffen wir, daß für keinen unserer Leser je ähnliche Spaziergänge im Buch des Schicksals und der — Polizei verzeichnet stehen!

Eine auf- und niedertauchende Insel.

Im mittelländischen Meere bereitet sich zur Zeit ein Phänomen vor, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zieht, und zu dessen näherer Beobachtung zahlreiche naturwissenschaftliche Wallfahrten in's Werk gesetzt werden. Eine neue Insel ist im Begriff sich zu bilden. Mitten aus dem Wasser heraus wächst der Grund des Meeres, so daß er in kurzer Zeit über den Spiegel hervorragen wird. Die Stelle, wo dies geschieht, liegt in der Straße zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste, und wird auf der Karte ziemlich genau durch den Mittelpunkt der Verbindungslinie bezeichnet, welchen man zwischen der sicilianischen Stadt Sciacca und der kleinen Insel Pantelleria ziehen kann.

Wenn man die Verhältnisse jener Gegend kennt, so weiß man, daß diese ein großes vulcanisches Gebiet darstellt, welches im Norden Siciliens durch die liparischen Inseln, mit dem ewig brennenden Stromboli und der Insel Ustica, im Osten durch den altehrwürdigen Aetna, im Süden durch die schon genannte Insel Pantelleria begrenzt wird, deren Fundament aus lauter Laven und vulcanischen Schlacken gegründet ist. Die Südwestküste Siciliens mit den reichen Schwefellagern Girgenti's und den um Sciacca zahllos emporbrudelnden heißen Quellen giebt den sprechendsten Beweis, daß auch hier, wie im Norden und Osten, die Aeußerungen der gewaltigen unterirdischen Kräfte ihre Empfchaft noch nicht erreicht haben. Nur treten sie für gewöhnlich nicht so grosartig zu Tage wie dort. Die Decke, welche im Laufe der Zeit sich über ihren Heerd gespannt hat, hat die Verbindungscanäle mit dem Innern, wo die Gluth die Lava in ewigem Fluß erhält, geschlossen, während wir in dem weithinab reichenden Kratereschlund des Stromboli die feurig geschmolzene Masse in sormwährend auf- und absteigender Bewegung erblicken, und durch die wenn auch seltenen Ergüsse des Aetna erinnert werden, daß das große Sicherheitsventil der Insel Sicilien ihr Bestehen in statu quo garantirt. Allein so fest sich auch scheindar im Südwesten Siciliens der Boden über das feurige Innere gebildet hat, er vermag doch nicht immer den entstehenden Spannungen das Gleichgewicht zu halten. Wenn dieselben ihn auch nicht jedesmal zu zersprengen vermögen, so können sie doch Auftreibungen und blasenförmige Anschwellungen an der Oberfläche bewirken. Zwischen Sciacca und Pantelleria nun steigt jetzt eine Erdblase so rasch empor, daß in kurzer Zeit die Geographen ihre Karten des mittelländischen Meeres wieder werden ändern müssen, wieder, weil es genau an dieser Stelle schon früher und, wie es scheint, zu wiederholten Malen eine Insel gab, die abwechselnd in das Meer versank und wieder emportauchte.

Unter den Schiffern Maltas lebt eine Tradition von dem früheren Bestehen eines solchen Eilandes, dasselbe findet sich auch auf alten Karten verzeichnet; noch andere Nachrichten erzählen, daß auch zu Anfang des letzten Jahrhunderts hier eine Insel gestanden habe. Alle diese Berichte haben aber für uns ein weit geringeres Interesse als diejenigen, welche sich auf ein Ereignis zu Anfang der dreißiger Jahre beziehen, weil die Vorgänge von damals gewissermaßen das Programm aufstellen, nach dem das jetzt erwartete Phänomen verlaufen wird.

Man hatte zu jener Zeit keine andere Meinung, als daß das Meer zwischen Pantelleria und Sciacca eine durchschnittliche Tiefe von 5—600 Fuß habe. Messungen in den zwanziger Jahren hatten dies bestätigt, und nur dicht von der Linie eine weniger tiefe Stelle, die Bank Nerita, wahrnehmen lassen, auf welcher seit langer Zeit tyrannische Schiffer Korallen zu fischen pflegten. Da erblickte am 8. Juli 1831 der Führer der sicilianischen Brigantine H. Gustavo, Namens Francesco Trefiletti, welcher am 6. Juli Malta verlassen hatte und sich auf der Fahrt nach Palermo befand, über jener Tiefe ein eigenthümliches Schauspiel. Bald nach Mittag nämlich bemerkte er in dritthalb (engl.) Meilen Entfernung und nordwestlich von dem Schiffe eine große sich erhebende Wassermasse, auf welche er losSteuerte, um sich zu überzeugen, ob er auch richtig sehe. Als er der Erscheinung bis auf drei Viertelmeilen sich genähert hatte, vernahm er ein donnerähnliches Getöse. Gleich darauf stieg ein schwärzlich gefärbter Wasserstrudel empor bis auf eine Höhe von mehr als 80 Fuß und von einer Breite ansehnlicher, als die eines Linienschiffes. Nach etwa zehn Minuten sank das Wasser, dafür aber entwickelte sich aus ihm eine dicke Rauchmasse, welche den ganzen Horizont einhüllte. Alle Viertel- bis halbe Stunden wiederholte sich der Ausbruch; die Erschütterung des Wassers war auf dem Schiffe bemerkbar, und auf der Oberfläche schwammen zahlreiche todte und sterbende Fische.

In Sciacca, der oben erwähnten nächstgelegenen sicilianischen Stadt, wußte man von dem Ereignisse noch nichts, ein trüber Horizont verhüllte die Aussicht auf das Meer. Erst am 12. Juli sah man eine große Menge kleiner Lava- und Bimssteinstückchen auf dem Wasser schwimmen; die Fischer, welche in See gingen, mußten sich weiter hinaus selbst mit dem Ruder durch sie Platz machen. Mit nicht geringerer Verwunderung begegneten sie einer Menge frisch getödteter großer Fische, von denen sie viele auffammelten und nach Sciacca zum Verkauf brachten. Niemand konnte sich die Ursache erklären, bis man am 13. Juli früh von der Küste aus am Meereshorizonte eine hoch aufsteigende Rauchsäule gewahrte, in welcher sich, als es dunkel wurde, Feuererscheinungen zeigten. Jetzt wurde es Gewißheit, daß sich ein neuer Vulcan im Meere gebildet habe.

Zu derselben Zeit befand sich der berühmte, leider bald darauf inmitten seiner jugendlichen Kraft verstorbene deutsche Geognost Friedrich Hoffmann, dessen classischen Berichten wir diese Thatsachen entnehmen, auf einer wissenschaftlichen Reise durch Italien. Er empfing die Nachrichten von den wunderbaren Ereignissen in Palermo und reiste augenblicklich mit seinen Gefährten ab, um die Erscheinung genauer zu erforschen. Am 20. Juli kam er in Sciacca an. Zwar hatte er schon viele Meilen vorher auf der höher gelegenen Landstraße die Rauchsäule im Meere bemerkt, an der Küste fand er die Schlackenstücken, welche den feinen Sand des Strandes mit einer dicken Schicht bedecken, aber keiner von den Schiffern getraute sich, die Gesellschaft an der merkwürdigen Stelle selbst zu führen.

Die Bevölkerung der Stadt versammelte sich in den kühlen Abendstunden auf der frei gegen das Meer gelegenen Terrasse, welche das Piano di San Domenico bildet, und die Blicke nach der von Feuer durchzuckten Rauchsäule gerichtet, berechnen sie in ahnungsvoller Stille nach dem herüberschallenden Donner, dessen Rollen oft eine Viertelstunde und darüber anzuhalten pflegte. Die Unbequemlichkeiten einer kleinen Seereise zu unternehmen, um sich über die Beschaffenheit der Vorgänge am Ausbruchsorte zu unterrichten, oder auch nur die Neugierde über einen Gegenstand zu befriedigen, über den so unendlich viel geschwatzt wurde, dazu fühlte sich Niemand angeregt. Endlich gelang es den deutschen Forschern, einen jener kleinen Küstenfahrer, Schifazzi genannt, zu miethen, welche von den muthigen Trapanesen gesührt werden, und am 24. Nachmittags erreichten sie den Ort, wo die Rauchsäule dem Meere entstieg. Mit Erstaunen erblickten sie hier eine neue Insel, plötzlich auf dem Meere emporgewachsen, deren Umfang sie bei genauerer Untersuchung auf 3000 Fuß, und deren höchste Höhe auf 60 Fuß schätzten. Ununterbrochen erhoben sich aus ihr ungeheure Dampfmassen, die in große Kugeln geballt mit Heftigkeit emporwirbelten und durch ihr in Sonnenschein fast blendend weißes Ansehen den in tausendfältigen Abstufungen durcheinanderwogenden Dunstmassen etwas ungemein Malerisches gaben.

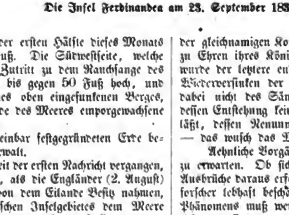
„Brachvoll enfaltesen sich," schreibt Hoffmann, „geräuschlos hervorgleitend diese Nebel wie große Schneemassen oder wie Ballen frischer Baumwolle übereinander gehäuft und bildeten locker aneinander geketet die riesengroße Säule, welche ununterbrochen den Ort ihrer Entstehung bezeichnete. In Zeitabständen von zwei und drei Minuten fuhren durch die glänzend weiße Hauptmasse, mehr oder minder hoch, schwarze Schlackenwürfe. Die durcheinander getriebenen Dampfwolken ballten sich heftiger und schienen in sehr ansehnlicher Breite bis zur Oberfläche des Meeres wieder herabzurollen. Verschwunden war die Insel, und die aufwallende Wasserfläche schien mit den stürmisch durcheinander rollenden Dämpfen und den Schlackenwürfen in ununterbrochenem Zusammenhange, bis die Bewegung des Windes sie wieder auseinander brachte.

Majestätisch erhob sich dann wieder die lichte Rauchsäule wohl bis zu 2000 Fuß in den blauen Himmelsraum, und schon war die Rede davon, das kleine Boot auszusetzen, um die frischaufgetauchte Küste dieser neuen Schöpfung zu betreten, an welcher die Wogen sanft und gleichmäßig brandeten. Da änderte sich plötzlich

Digitized by Google

das Bild. Dicken Dampfwolken folgten sehr schnell schwarze Aschenwürfe, und ununterbrochen hervorschießend arbeiteten sich Schlacken-, Sand- und Steinwürfe bald empor bis zur Bildung einer drohend dastehenden schwarzen Säule, deren Höhe reichlich 600 Fuß über dem Meere betragen mochte. Stets neue Schüsse drangen durch das Dunkel dieser furchterregenden Hauptmasse. Wie Raketenbüschel verbreiteten sie sich garbenförmig am oberen Ende. Vorn schossen, durch größere Schwungkraft getrieben, die schweren Schlacken- und Steinstücke, und ein dunkler breiter Saumstreifen bezeichnete die Bahn ihrer Wurflinien. Stets wie die großen Sand- und Aschenmassen von dem Scheitelpunkte, bis zu welchem sie geschleudert worden, sich zurückbogen, um als dichter schwarzer Regen dann in's Meer oder auf die Abhänge zu fallen, entwickelten sich aus den umgebogenen Rändern ihrer Würfe überaus herrlich jene schneeweißen wogenden Dampfmassen, und der Anblick der schwarzen Säule mit weißen Kronen war auf dem dicht verdunkelten, von grauem Nebel gefärbten Hintergrunde unglaublich prächtig. Durch die schwarze Aschenwolke fuhren hellleuchtende Blitze, denen jedesmal ein lang anhaltender Donner folgte.“

So wuchs die Insel durch die regelmäßig sich wiederholenden Auswürfe von Tag zu Tag und änderte mit ihren Dimensionen ihr Aussehen.



Die Insel Ferdinandea am 23. September 1831.

Der heftig wehende Westwind trieb das leichte Material nach Nord-Osten; dadurch hatte sich auf dieser Seite eine Erhöhung gebildet, während auf der Südwestseite die Einsenkung der nach unten reichenden trichterförmigen Oeffnung kaum über die Wasserfläche emporstieg. Hoffmann schätzte den höchsten Punkt (Mitte Juli) zu 60 Fuß.

Am 2. August war er bereits 100 Fuß hoch, und die höchste Höhe, bis zu welcher er im Laufe der ersten Hälfte dieses Monats noch anstieg, betrug gegen 180 Fuß. Die Südwestseite, welche anfänglich noch dem Meereswasser Zutritt zu dem Rauchfange des Vulcans gestattet hatte, erhob sich bis gegen 50 Fuß hoch, und das Ganze erhielt das Aussehen eines oben eingesunkenen Berges, dessen in so kurzer Zeit vom Grunde des Meeres emporgewachsene Höhe bald gegen 800 Fuß betrug.

Solche Veränderungen der scheinbar festgegründeten Erde bewirkt heute noch die vulcanische Gewalt.

Noch waren nicht drei Wochen seit der ersten Nachricht vergangen, die Insel war noch gar nicht fertig, als die Engländer (2. August) nach allen Formen des Seerechtes von dem Eilande Besitz nahmen, obgleich dasselbe innerhalb sicilianischen Inselgebietes dem Meere entstiegen war. Gegen Ende September besuchte Hoffmann zum zweiten Male die merkwürdige Stelle, zu gleicher Zeit traf eine französische Brigg dort ein mit dem Akademiker Prevost und dem Maler Joinville an Bord. Mittlerweile (seit dem 12. August) hatten die Auswürfe aufgehört. Die Zufuhr neuen Materiales aus der Tiefe war beendet, aber damit war keine Ruhe über das kleine Land gekommen. Mitten im Meere gelegen und ganz dem Andrange des Windes und der Wellen ausgesetzt, konnten die losen Bestandtheile den vereinten Bestrebungen der Elemente nicht widerstehen. Das Werk der Zerstörung war im vollen Gange. Ausschüttungen und Unterwaschungen verursachten Abstürze, und im Vorüberfahren sahen die Reisenden fortwährend große, neuabgelöste Sandmassen von den angegriffenen Anhängen herabrollen und theilweise ins Meer stürzen, theilweise als Staub von dem wirbelnden Scirocco in die Luft getragen werden. Der nahezu kreisförmige Umfang der Insel betrug im September höchstens noch 2000 Fuß, und der Flächeninhalt hatte sich demnach zu dieser Zeit schon um die Hälfte vermindert. Ende October war der Umfang nur noch 1600 Fuß, von Tag zu Tag wurde die Insel kleiner, endlich war sie ganz wieder verschwunden, und mit dem Schluß des Jahres 1831 rollten wieder die Wogen ihr wechselndes Spiel, und das klare Mondlicht fiel fragend auf die Stelle, wo kurz vorher unterirdische Kräfte ein Merkzeichen ihres unberechenbaren Wirkens aufgebaut hatten.

Die vier Culturnationen, Italiener, Deutsche, Engländer und Franzosen, hatten die Wellenschaumgeborene in charakteristischer Weise begrüßt. Die Einen durch eine neugierig scheue Menge mit offenen Mäulern und langen Hälsen, die Andern durch einen ihrer größten Forscher, edlen Ernst und schöne Begeisterung, die Franzosen, um sie zu malen, die Engländer, um sich einen möglicherweise festen Punkt zu sichern. Alle, nur der Deutsche nicht, hatten für sie geschwind irgend einen oder mehrere Namen bei der Hand. Der Capitain, welcher die englische Flagge aufpflanzte, nannte die Insel Graham-Island, ein Anderer Hotham-Island, nach dem auf Malta stationirten englischen Admiral, wieder Andere wollten die erste Entdeckung dem Capitain Corrao zuschreiben und gaben der Insel den Namen Corrao; weil sie im Juli emporgetaucht war, tauften sie die Franzosen Julie oder Isola Giulia; bei den Sicilianern aber hieß sie Nerita, fälschlicherweise, denn sie ist nicht auf der gleichnamigen Korallenbank entstanden, oder Isola Ferdinandea, zu Ehren ihres Königs Ferdinand's II. Von allen diesen Namen wurde der letztere endlich fast allgemein angenommen, bis mit dem Wiedererstehen der Insel auch er vergessen wurde. Wem fällt dabei nicht des Sängers Fluch ein? Das einzige Denkmal, an dessen Entstehung seine fluchwürdige That jenes Königs sich knüpfen läßt, diesen Nennung keine Verwünschung auf die Lippen treibt — das wusch das Meer hinweg.

Aehnliche Vorgänge wie im Jahre 1831 haben wir jetzt wieder zu erwarten. Ob sich der Krater wieder öffnen wird, ob dauernde Ausbrüche daraus erfolgen werden, ist eine Frage, welche die Naturforscher lebhaft beschäftigt. Die Untersuchung dieses merkwürdigen Phänomens muß werthvolle Resultate für die Geschichte der Erde liefern. Deswegen und weil höchst wahrscheinlich die Zeit der Beobachtung wiederum nur eine kurze sein wird, erregt das langsame Erscheinen der vielnamigen Insel unser hohes Interesse. Nicht durch einen gewaltigen Ausbruch hat sie sich diesmal angekündigt, sondern durch ein langsames, aber stetiges Heben des Grundes, welches seit einiger Zeit von den Schiffern beobachtet worden ist. Eines Tages wird derselbe über die Oberfläche emporragen und die Engländer zu einer wiederholten Besitzergreifung einladen. Aber wie die Insel kommt, so wird sie auch wieder gehen — eine Undine, welcher höhere Mächte erlauben, dann und wann auf kurze Zeit im wärmenden Strahle der Sonne sich zu freuen.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

4. Charakterköpfe aus der deutschen Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt.

1.

Sigmund Müller — Rudolph v. Bennigsen — Wilhelm Löwe — Ludwig Häusser.

Vom Verfasser des Artikels „die Fürsten des Fürstentags“.

Es giebt auch Bußtage im Leben einer Nation, und mich dünkt, die deutsche Abgeordneten-Versammlung vom 21. December ist ein solcher nationaler Bußtag gewesen. Ein Freudentag war es jedenfalls nicht. Die Stadt Frankfurt versteht sich doch gewiß auf Fest- und Freudentage; aber diesmal: keine Fahne, kein Triumphbogen, kein Kanonendonner, kein Schall der Festmusik — man hat uns ernst und still willkommen geheißen. Und hätte es anders sein können? Vor 15 Jahren tagte hier ein vollberechtigtes, verfassunggebendes Parlament, das an denselben 21. December die Grundrechte des deutschen Volkes endgültig feststellte,

Digitized by Google

dem ein verantwortliches Reichsministerium zur Seite stand, das als anerkannte Macht mit den deutschen Regierungen verkehrte; heute fanden sich in schwerer Zeit 500 deutsche Abgeordnete zusammen, ohne Mandat, ohne Executivgewalt zur Seite, verleugnet und beargwöhnt von fast allen Regierungen, auf nichts gestützt als auf den Widerhall, den ihre Beschlüsse etwa im Volke finden würden. Vor 15 Jahren war keine Frage des deutschen Verfassungsrechtes so weitreichend, daß sich das Parlament nicht, hätte dafür zuständig halten dürfen; heute wurde aus der eigenen Mitte der Versammlung Verwahrung eingelegt gegen einen Antrag, der nichts weiter wollte, als einen ständigen Ausschuß bestellen, als „Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit" für Schleswig-Holstein. Sind das die Fortschritte, die wir gemacht?

Es ist nöthig, auch einmal diese, die peinliche Frage zu stellen; denn über dem Festjubel und Festgepränge von Frankfurt, La Chaux de Fonds und Leipzig droht uns der Maßstab verloren zu gehen für das, was wir haben und was wir haben sollten. Die großen Feste sind vorüber gerauscht, aber das deutsche Elend ist geblieben, und nun, da der Tag der Noth gekommen, stecken wir nach wie vor die Hände in die leere Luft. Ein unersetzliches Kleinod soll aus unserer Reichskrone herausgebrochen; der tüchtigste und treueste deutsche Stamm fell auf's Neue seinem Erbfeind überliefert werden; uns schnürt es das Herz zu bei den fortschreitenden Hilfsrufen, das Ausland aber höhnt uns und schlägt uns in's Angesicht, in den Cabineten treibt gar der blanke Verrath sein offenes Spiel — und fünf lange Wochen müssen verstreichen, ehe die Vertreter der großen deutschen Nation ein Gesammtwort abgeben können. Und was ist's denn nun weiter mit diesem Gesammtwort der deutschen Volksvertreter? Haben sie ein Heer über die Elbe, eine Flotte in die Ostsee schicken, haben sie die Landesverräther vor ihr Gericht stellen können? O nein, nichts von alledem! Dies Gesammtwort gab ja kein Parlament, es gaben es nur 500 Abgeordnete aus den Einzelstaaten ab, die das äußerste Maß ihrer polizeilich gestatteten Zuständigkeit schon erschöpften, wenn sie — einen Centralausschuß niedersetzten für Schleswig-Holstein.

Es hat viel trübere Tage in der jüngsten deutschen Geschichte gegeben. Als die würtembergischen Truppen das Parlament auseinander sprengten, als in Nastatt die blutigen Exempel statuirt wurden, als in Kurhessen die Kriegsgerichte ihr schauerliches Amt verwalteten, als ein preußisch-österreichisches Heer die schleswig-holsteinische Armee entwaffnete, und Aldamann nach all diesen Erntetagen des neuesten deutschen Soldatenruhmes es stille ward im deutschen Land, ganz stille — gewiß, da war eine viel trübere Zeit. Aber wenn die Trauertage waren für unser Volk, so bleibt deshalb doch der 21. December ein nationaler Bußtag. An diesen Tage, wo die Vertreter unseres Volkes rathlos und machtlos in derselben Stadt sich zusammen fanden, in der schon vor einem halben Menschenalter ein deutsches Parlament getagt, an diesem Tage, wo auch die aufrichtigste Einmüthigkeit nicht den kleinsten Theil der organisirten Macht uns wieder zurückgeben konnte, die wir vertreten von Rechtswegen besaßen, an diesem Tage haben unsere Parteien Buße dafür thun müssen, daß sie in den Tagen des Glückes mit dem deutschen Erbfeinde gesündigt, bittere Buße für die frühere Uneinigkeit über die obersten Lebensfragen unserer Nation. Ich weiß, es hat ihnen beiden am Herzen gebrannt, als sie nun da saßen, die „Großdeutschen" und die „Kleindeutschen" und mußten sich beide ihre Ohnmacht gestehen; aber wie hart die Strafe auch war und wie sehr wir zu Gott hoffen, daß nicht die Unschuld darunter leiden werde — verdient war diese Strafe. Diesen Bewels der Folgen ihrer Sünden gerade an der liebsten und theuersten Ehrensache mußten unsere Parteien erst erhalten, wenn ihnen die Augen über sich selbst und über einander aufgehen sollten.

Das sind herbe Worte, wie sie nur der demüthigende Gang einer solchen nationalen Ehrensache abpressen und nur die völlige Gleichmäßigkeit des Vorwurfs rechtfertigen kann. Ich leugne und verkleinere darum ebensowenig irgent einen der Schritte, die wir seit fünf Jahren wieder vorwärts gemacht, wie ich die hohe politische Bedeutung des Frankfurter Tages unterschätze. Wir haben in Frankfurt einen Wechsel auf die Zukunft gezogen, und der Tag wird kommen, wo wir ihn zur Zahlung präsentiren. Die Zukunft aber, sie gehört dem Volke und reift unter unablässiger mühevoller Arbeit der edelsten Kräfte unserer Nation heran. Denn das ist eben der tröstende Zug wiederkehrender nationaler Gesundheit an unserer tief bewegten deutschen Gegenwart, daß neben der officiellen Thätigkeit unserer Regierungen leise und unscheinbar, aber in der Gesammtwirkung bereits deutlich erkennbar, viele Hunderte von Männern ohne Amt und Titel auch ihr Werk verrichten und im wahren Geist der Nation die Entwicklung unseres Volkes fördern helfen. Diese nationalen Freiwilligen, wie ich sie nennen möchte, waren es, die auch in Frankfurt zu gemeinsamer Arbeit versammelt waren. Wer weiß, was die Zukunft für sie bringen wird? Vielleicht daß dem Einen oder dem Andern von ihnen noch einmal in fremdem Land als Flüchtling das Herz bricht; vielleicht auch, daß ihnen das Geschick gestattet, recht bald im berufenen Amt die Sache des Volkes zu führen und zu vertreten. Wer mag es wissen, wie heute die Dinge im deutschen Lande liegen? Noch aber sind sie unser als echte nationale Freiwillige, und deshalb bringe ich hier die Bilder von einigen der Besten, wie ich sie zufällig auf und neben der Rednerbühne aufgelesen.

Am Präsidententische sitzt ein Mann, der die Fünfzig wohl überschritten haben muß; zwar schlank, jedoch nicht von altzukräftiger Haltung, das regelmäßige, offene, Vertrauen erweckende Gesicht etwas abgemagert, die Stimme leicht angegriffen, denn sie klingt gedämpft und füllt bei aller Anstrengung kaum den Raum des großen Saales. Das ist Dr. Sigmund Müller, Advocat und Notar der freien Stadt Frankfurt, vieljähriger Präsident ihrer gesetzgebenden Versammlung und in weiteren Kreisen besonders bekannt geworden als Vorsitzender des Ausschusses für das große deutsche Schützenfest. Was ist es doch, was an dem schlichten Mann mit dem ungesuchten anspruchslosen Auftreten so anzieht? Vor dreißig Jahren, als diese hellen blauen Augen im ersten Jugendfeuer glänzten, als diese jetzt noch so vollen braunen Locken in noch üppigerer Fülle um die freie heitere Stirn fielen, als diese schlanke Gestalt in voller elastischer Kraft sich bewegte, vor dreißig Jahren hätte uns wohl das Aeußere allein bestechen können. Heute ist dieser Jugendschmelz natürlich abgestreift; aber Charakter und innerer Gehalt haben dafür einen anderen dauerhafteren Schmelz über den Mann gegossen. Sigmund Müller ist ein charakteristischer Beleg dafür, wieviel eine Persönlichkeit Reiz gewinnen kann, die in voller Unbefangenheit nicht von Ehrgeiz, sondern nur von Pflicht- und Rechtsgefühl getrieben, jeder Aufgabe gegenüber nichts weiter als ihre volle Schuldigkeit hat thun wollen. Sigmund Müller ist kein Gelehrter, kein hinreißender Redner ersten Ranges, keine tief angelegte staatsmännische Natur; aber — er glaubt auch dies Alles nicht von sich. Ihn haben niemals hochfliegende Pläne gequält, noch hat er früher je von sich geglaubt, daß sein Name einmal durch ganz Deutschland genannt werden würde. Ruhig und gelassen ist er stets weniger an die öffentlichen Fragen herangetreten, als vielmehr diese an ihn; von nichts Anderem getrieben, als von dem, was das innere Pflichtgefühl ihm gebot, war er allezeit unterwegs mit dem Erfolg, den sein klarer, gesunder, im Leben gewiegter Verstand und seine hingebende Selbstverleugnung ihm gewannen. Und gerade darum, weil er so selbstlos auftrat und sich nirgends ungestüm als besonders berufen vordrängte, gerade darum fürchtete man für seine Sache, wenn er sie in die Hand nahm, und trug ihm bereitwillig mit der Zeit nur um so mehr entgegen. Sigmund Müller ist einer von den wenigen glücklichen Menschen, die selbst im scharfen Zugwind des Parteilebens ohne Neider und ohne Feinde geblieben sind, in seinem ganzen Verhalten das Bild eines Mannes, wie wir sie in Deutschland leider noch nicht allzuhäufig treffen, das Bild eines pflichttreuen freien Bürgers im besten Sinne des Wortes.

Rechts von Sigmund Müller am Präsidententische sitzt fast unbeweglich, aber mit gespanntester Aufmerksamkeit auf Alles achtend, ein um mindestens zehn Jahre jüngerer Mann, mit kräftig schlanker Gestalt, voll Energie und doch fein und gewandt in allen Bewegungen; der runde, schön geformte Kopf ist von kurzem, dunkelem Haar bedeckt, das Gesicht von einem vollen braunen Bart eingerahmt, die Stirne hoch, breit und entwickelt, das braune Auge liegt etwas vor und ist bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie diesmal, mit der Brille bewaffnet, die auf der etwas kurz ausgefallenen und, wie es scheint, auf der Hochschule leicht beschädigten Nase nicht recht haften will. Aus dem ganzen Gesicht spricht Festigkeit, Verstand und Entschiedenheit, und wir wissen — wenn auch nicht von heute — daß der breiten gewölbten Brust eine klare, wohlklingende Stimme und norddeutschem Accent entspricht. Es ist Rudolf v. Bennigsen, der Präsident des Nationalvereins.

Digitized by Google

Man vergißt das Gesicht Bennigsen's nicht leicht wieder, obwohl es nicht besonders schön und noch weniger häßlich ist. Das macht die breite hohe Stirn, deren geistiger Ausdruck das ganze Gesicht adelt und von der man beim ersten Blick ablesen kann, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der bei klar durchblickendem Verstand vor allen Dingen weiß, was er will. Und so ist auch wirklich der Mann. Nicht gerade verschwenderisch reich ist diese Natur ausgestattet, aber es ist ein vollgewogenes Pfund bis auf den letzten Bruchtheil verwerthet. Bennigsen's größte Gabe ist vielleicht seine Selbstbeherrschung, die ihm gestattet, in jedem Moment seine volle Kraft sich zu Gebot zu erhalten, weil er sich niemals vor der Zeit völlig ausgiebt. Er hat offenbar vor Allem sich selbst fest in die Haut genommen, und man sieht es dieser straff in sich gefügten Natur an, daß er den Menschen zum Gegenstand nicht seines wenigst eifrigen Nachdenkens gemacht, denn soviel überlegte Ruhe wird nicht angeboren, wo so viel warmes inneres Leben damit Hand in Hand geht, sie wird in strenger Selbstzucht anerzogen. Aber gerade so soll wie sich, nimmt er auch die Anderen in die Hand, und zwar sein natürliches, offenes, männliches Wesen macht es ihm möglich, die sich ihm Nähernden gerade so nahe wieder zu sich heranzuziehen, als er sie sich fern zu halten weiß.

In dieser seltenen Mischung von bewußter Zurückhaltung und Vertrauen erweckender Offenheit beruht vor Allem sein großer persönlicher Einfluß und sein natürlicher Beruf zum politischen Führer. Sein bekanntes bedeutendes Talent für die formelle Behandlung organisatorischer Fragen stelle ich wenigstens hierbei erst in die zweite Linie. Auch in der Rede spricht sich derselbe Charakter aus. Es sind kurze klare Sätze, in denen Bennigsen spricht; sie gehen überall direct auf das Ziel los, und auch wo er einen Seitenweg einschlägt, ist es immer die gerade Linie, in der der Gedanke fortarbeitet. Blumeck und rednerische Figuren kommen in seiner Rede fast gar nicht vor, und selbst das Gefühl, wo es einmal herausbricht, giebt sich in streng bemessener Form. Man hört es wohl heraus, daß er stets nur das sagt, was er sagen will; aber dies sagt er auch so rund, klar und vollständig, daß er selbst bei dem, der es bemerkt, einer Mißdeutung niemals ausgesetzt ist. Bennigsen ist offenbar weit weniger durch eine ausgezeichnete Naturanlage zum sicheren Redner geworden, als vielmehr dadurch, daß er es werden wollte. Er hat sich aber auch hier fest in die Hand genommen. Noch vor fünf Jahren sprudelte seine Rede im raschesten Fluß, heute geht der Strom schon weit langsamer, und er wird noch langsamer sprechen lernen, wenn er es für gut finden sollte — wenn er eben will.

Aus einer alten angesehenen Familie hervorgegangen, der Sohn eines hohen Militärs, würde Bennigsen, wenn er nicht im Jahre 1857 als Staatsanwalt seinen Abschied gefordert, vielleicht schon heute eine einflußreiche Stellung im hannoverschen Ministerium einnehmen. Ihm selbst ist dies vielleicht noch weniger zweifelhaft als uns. Er hätte dazu nur Eins nöthig gehabt — für diese seiner Standesgenossen eine unbedeutende Kleinigkeit — er hätte den Welfenstaat Hannover und ganz Deutschland als die natürliche Domäne zweier bevorrechteter Menschenclassen behandeln müssen: des hohen und des niederen Adels. Wenn er, gestützt auf ein nicht überreiches Vermögen, auf diese Ehren und Vortheile verzichtete und, statt seine politische Ueberzeugung zum Opfer zu bringen, lieber als Führer der hannoverschen Opposition und als einflußreicher Leiter der liberalen deutschen Bewegung seine reiche Kraft verwerthete — wer lohnt ihn für diese Selbstverleugnung? Vielleicht außer dem, was jeden Ehrenmann schon in seinem Innern reichlich selbst belohnt, einmal eine große staatsmännische Wirksamkeit, deren Millionen Deutsche segnend gedenken, jedenfalls aber schon jetzt eine unbegrenzte Hochachtung der besten Männer Deutschlands und des ganzen hannoverschen Volkes. So ist nie ein Fürst in den reichen Marschen der Niederweser und die Weser entlang von Bremerhaven bis Bremen gezogen worden, wie Bennigsen, als er im Juli 1861 vom Seebad Borkum nach Hause reiste. In festlichem Zug, zu Wagen und zu Pferd, geleiteten ihn die Bauern der Lande Hadeln, Wursten und Butjadingen von Ort zu Ort, die Schiffe auf der Weser und im Bremerhaven flaggten und salutirten ihm zu Ehren, und Kanonendonner erschallte, als er den Boden der freien Stadt Bremen betrat. Ein alter Bauer hatte seine fünf Enkel an ihn herangeführt, um ihnen den Mann des Volkes zu zeigen: „Seht, Kinder, das ist Bennigsen.“ Ob ein Staatsrath oder Minister von Bennigsen wohl auch den Bauerkindern im Lande Hadeln gezeigt worden wäre?

Der Platz links von Sigmund Müller für den zweiten Vicepräsidenten ist leer. Sein Inhaber, der Freiherr Gustav von Kerckerinck-zur Borg, hat ihn verlassen, weil ihm nach dem Antrage auf Niedersetzung eines ständigen Ausschusses ein längeres Zusammengehen mit der Mehrheit der Versammlung nicht mehr möglich erschien. Ueberlassen wir es der Partei, deren Führer seither Herr von Kerckerinck war, sich wegen dieses Schrittes mit ihm auseinander zu setzen, und gehen auch wir, wie die Versammlung es that, dem treffenden Worte Ludwig Seeger's entsprechend, „rasch über diesen Mistton hinweg“. Dr. Wilhelm Löwe aus Berlin war es, der diesen chorentretenden Antrag begründete. Fassen wir uns daher ihn statt des Herrn von Kerckerinck in's Auge. Es ist Löwe-Calbe, der letzte Präsident des deutschen Parlaments, der vor uns steht. Die gedrungene Gestalt ungebeugt, das Gesicht voll und blühend, Haar, Kinn- und Schnurrbart dicht und schwarz, das muntre Auge voll Feuer, die tiefe, weiche Stimme im reinsten Wohllaut weithin die Gedanken tragend, die unter der edel geformten Stirn vorher entstanden — ist das ein Flüchtling, den das Leben in seinen erbarmungslosen Armen gewiegt? Und doch ist es so. Und wenn wir der Rede des Mannes so recht aufmerksam folgen, dann erfahren wir auch noch mehr, dann hören wir auch aus seiner feinen Auffassung und ernsten Denkweise heraus, daß nicht etwa ein unverwüstlicher Leichtsinn, nein, daß ein tiefes Gefühl, ein reiches Seelenleben den Mann bewegt, der so frisch, so mild, so unverbittert nach zehnjährigem Flüchtlingsleben in die Heimath zurückkehrte.

Löwe steht heute noch auf demselben politischen Boden, auf dem er im Parlament gestanden, wenn auch der Gang der neuesten Geschichte Deutschlands und die Erfahrungen, die er in Amerika und England gemacht, sein Urtheil hier und da berichtigt haben mögen. Nur der rastlose Eifer in der Förderung alles öffentlichen Lebens ist ganz und gar derselbe geblieben und hat in seiner vielseitigen Bildung, seiner ungemeinen Arbeitskraft und seiner außerordentlichen rednerischen Begabung der preußischen wie der deutschen Sache eine nicht hoch genug zu schätzende agitatorische Kraft wieder zugeführt. Ich habe nur wenige Redner gehört, die einen gleich wohlthuenden Eindruck auf den Zuhörer machen, wie Löwe-Calbe. Wie auf geistigen Armen faßt er unsere Gedanken mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme auf und trägt uns schaukelnd weiter und weiter, bald hoch uns hinaufhebend in die Höhen der Dialektik, bald tief uns hinabtauchend in die Fluthen der Gefühlswelt, so sicher, so sinnig, mit so fester Hand und führend, daß wir es unwillkürlich bedauern, wenn er am Schluß seiner Rede uns wieder auf die eigenen Füße stellt. Löwe ist ein geborener Redner in Moll, aber ich zweifle nicht, daß er unter dem Eindruck eines überwältigenden Gefühls auch die Duraccorde der Leidenschaft — und dann mit erschütternder Gewalt — zu greifen versteht.

„Ich gehöre nicht zu Denjenigen, die aus der demokratischen Partei hervorgegangen, ich gehöre entschieden zu Denjenigen, die aus den gemäßigten Meinungen herausgewachsen sind, aber ich bekenne, die schleswig-holsteinische Frage hat mich die bittere Kunst des Mißtrauens gelehrt seit dem Tage von Malmoe, und ich habe mir ein feierliches Gelübde gethan, in dieser Sache, selbst wenn zweifelhaft, nicht wieder zu sündigen durch Unterlassung.“ Im Munde eines Anderen würden diese Worte wahrscheinlich den gewöhnlichen Betheuerungen zugezählt worden, im Munde Ludwig Häussers aus Heidelberg waren sie ein Ereigniß. Mit diesen Worten bekannte einer der ältesten und bedeutendsten Führer der gothaischen Partei offen und unumwunden vor ganz Deutschland einen verhängnißvollen früheren Parteiirrthum. Vor 15 Jahren hätten sich Ludwig Häusser — wenn er im Parlament gesessen — und Löwe-Calbe in der schleswig-holsteinischen Frage wahrscheinlich als entschiedene Gegner gegenüber gestanden, heute reichte Häusser in derselben Frage dem früheren Gegner ohne allen Rückhalt die Hand zur Versöhnung. Ich wiederhole, das ist ein Ereigniß, in dem sich zwar der ganze Jammer einer langen Reihe trüber Tage für Deutschland und Schleswig-Holstein wiederspiegelt, an das aber auch die Hoffnung auf die Gesundung unserer Parteien mit vollem Recht ihre Knospen wieder ansetzen mag. Aber auch zur Charakteristik des Mannes selbst, der dies Bekenntniß ablegte, sind diese Worte von Bedeutung; denn wer einmal vor Ludwig Häusser ge-

Digitized by Google

standen, der weiß auch, selbst wenn er seine „teutsche Geschichte" nicht gelesen und sein entschlossenes Auftreten als Parteimann von 1847 an in der „Deutschen Zeitung", in der „Zeit", in der „Süddeutschen Zeitung" nicht verfolgt, daß er weder obenhin eine Meinung sich bildet, noch auch leichthin eine einmal gefaßte Meinung aufgiebt. Der Mann sucht zwar nicht den Kampf, aber er fürchtet ihn auch nicht. Er hat, wie seine ganze zähe, opferfreudige Partei, zu lange nach rechts und nach links mit scharfen Waffen Front gemacht, um des bloßen lieben Friedens wegen zu schweigen oder gar zuzustimmen. Ludwig Häusser ist ein unverwerflicher Zeuge dafür, daß man ein „Gothaer" und ein „deutscher Professor" obendrein und doch „jeder Zoll ein Mann" sein kann. Ohne gerade durch bedeutende oder durch regelmäßig schöne Züge zu bestechen, zieht doch die feste, selbstbewußte Haltung des kräftigen Körpers und der fast bis zur Strenge gesteigerte sittliche Ernst in dem geistig durchwehten Gesicht unwillkürlich an. Diese graublauen Augen, die hinter der Brille hervor Einem Strahl entgegen blicken, diese breite, entschlossene Stirn, diese etwas vorstehende Unterlippe über dem festgeformten Kinn verrathen uns, daß wir trotz des sinbengleichten, glatt rasirten Gesichtes keinen gewöhnlichen Studen- und Alltagsmenschen vor uns haben. Wenn Löwe-Calbe vielleicht als Arzt durch den Anblick des körperlichen Menschenelends mild und nachsichtig geworden, so scheint Ludwig Häusser durch das Studium der Geschichte und der darin auftretenden sittlichen Mängel des Menschengeschlechtes einen angeborenen Sinn für Recht und Pflicht noch geschärft und den kategorischen Imperativ zu seinem leitenden Princip erhoben zu haben. Bei aller gewinnenden Freundlichkeit im geselligen Verkehr bricht diese Seite seiner innersten Natur doch jederzeit in seinem Beruf, in seinen Schriften, in seinem öffentlichen Wirken hervor. Dieser Ernst, den scroch Gemüth und Geist in Verbindung mit einem reichen gesättigten Wissen gleich sehr vor der Gefahr des Pedantismus schützen, beherrscht auch seine Reden. Wenn ich Löwe-Calbe einen Redner in Moll genannt, so ist Ludwig-Häusser ein geborener Redner in Dur, selbst dann, wenn er als echtes, blondes Kind der fröhlichen Pfalz in liebenswürdigem, geistvollem Humor bei Tischreden überschäumt. Darin unterstützt ihn freilich auch eine der klangvollsten tiefen Männerstimmen, die ich je gehört. Wie der Ernst und die klare Ruhe seiner Gedanken, so versetzt auch schon der mächtige, melodische Ton seiner Stimme den Zuhörer in eine gehobene, fast möchte ich sagen, feierliche Stimmung, und mich wenigstens überkommt es bei seinen Reden fast regelmäßig so, als wenn ich die Feierstagsglocken der Heimath in meinem Innern wiederklingen hörte.

Als akademischer Lehrer hat Ludwig Häusser zwar fast täglich Gelegenheit, seine Redegabe zu üben, er ist jedoch dabei auch durch seine Stellung gezwungen, in besondere gewiesener, belehrender Form zu sprechen. Aber so reich und kräftig ist dieser Geist, daß er als Redner gegenüber großen Massen jede Erinnerung an den gewohnten Ton zurückzutragen vermag, ohne der eigenen, wie der Würde der Sache irgent etwas zu vergeben. Es giebt Volksredner, die mit enthusiastischerem Beifall belohnt werden, aber es giebt ihrer wenige, die es wie Häusser verstehen, ihre Zuhörer so zu sich herauf zu heben. Er wiegt uns nicht, wie Löwe-Calbe, auf weichem Arm, er faßt uns wie mit starker Hand fest an und zwingt uns durch den sittlichen Ernst seiner Gedanken ihm mit unseren Gedanken zu folgen. Und wir folgen ihm gern; denn er giebt zugleich mit voller Hand und immer frisch aus Geist und Phantasie gequollen, und so viel er uns auch giebt, wir haben doch nie das Gefühl, daß er nun zu Ende sei, wir glauben vielmehr, daß er noch immer tiefer hinunter langen und immer neue Schätze heranholen könne aus der reichen Vorrathskammer seines Wissens und seines Gemüthes.

Blätter und Blüthen.

Das unterirdische Berlin. In früherer Zeit waren die Keller in Berlin nichts weiter als Räume zur Aufbewahrung verschiedener Lebensmittel und angenehmer Getränke. Die zunehmende Bevölkerung hat ihnen eine andere und höhere Stellung angewiesen, indem sich die Keller allmählich in Wohnungen für Tausende von Menschen verwandelten. Andere erheben sich sogar zu dem Range von beliebten Vergnügungslocalen und Restaurationen. Die Keller emancipiren sich und werden ein gesuchter Artikel von großer sozialer Bedeutung. Freilich ist zwischen Keller und Keller noch immer ein großer Unterschied, wie zwischen einem symbolischen Brillanten und gemeinen Kieselstein. Auch hier verstehen sich die äußersten Gegensätze der Gesellschaft, die jammervollste Armuth und der glänzendste Luxus. Es giebt in Berlin Kellerwohnungen, bei deren Anblick den Menschenfreund ein tiefer Schauder ergaßt, enge feuchte Löcher ohne Luft und Licht, von deren Wänden das Wasser herniederläuft, deren Boden mit Pilz und Schimmel bedeckt ist, bewohnt von traurigen, hinfälligen Gestalten, von kreuzunglücklichen Kindern, von Erkältungen, Gicht, oder der Pest des Lasters. Hier herrscht Jahr aus Jahr ein Noth, Hunger und Krankheit, der gräßliche Typhus und das Heer der epidemischen Krankheiten. Einige Stufen höher steht der Keller des armen Handwerkers, der eine bessere Wohnung noch nicht bezahlen kann. Vorzugsweise liebt der poetische Fischschuster die unterirdischen Räume, aber auch andere Gewerbe haben eine besondere Neigung für Kellerwohnungen, wie die Barbiere und Fleischwaarenhändler, unter denen Einzelne in den bescheidenen Nämmen ein nicht unbedeutendes Vermögen mit der Zeit zusammensparen. Ebenfalls zu dem Geschlecht der Kellerwürmer gehört der „Kur-„Destillateur", der meist ein glänzendes Geschäft mit den edlen Lebensbedürfnissen macht und öfters aus seinem Keller in die erste Etage emporsteigt, um als Rentier sein Leben zu beschließen. Gewöhnlich aber zieht er es vor, bis zu seinem Ende Käse, Butter und Heringe zu verkaufen, seine Kunden zu bedienen, trotzdem er Hauseigenthümer geworden ist und sein Geld auf sichere Hypotheken ausleiht. —

Zahllos ist das Heer der Frühstücks- und Speisekeller in ihren verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die niedrigste Stellung nimmt hier der sogenannte „Klutsch" ein, der von den Arbeitern, Tagelöhnern und Bummlern faß ausschließlich besucht wird. Man findet daselbst wunderbare Getränke von zweifelhaftem Geschmack und Farbe, die unter dem Namen Kaffee oder Chocolade für 6 Pfennige die Tasse verabreicht werden. Einen zu 2½ Silbergroschen, Cotelettten und Beefsteak von höchst verdächtiger Natur und als Compot jene riesigen saueren Gurken, deren blasser Anblick schon hinreicht, gelinde Anfälle von Cholera hervorzurufen. Die Hauptsache ist jedoch weniger das Essen als das Trinken, worin ein ziemlich Stammgäßen in der That das Außerordentlichste geleistet wird. Die ganze Umgebung duftet nach saurem Weißbier, dem Berliner Kellar, und nach Nordhäuser Korn, der zur besseren Verdauung des Weißbiers nicht immer mäßig genossen wird. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Gemüther leicht erhitzen und Handgreiflichkeiten vorkommen, die meist mit der Herausbeförderung des Ruhestörers zu enden pflegen. Dieser hat dabei den Vortheil, die Kellertreppe statt hinunterzugehen heraufgeworfen zu werden.

Einen glänzenden Contrast zu dem Bummkeller bildet der feine Delicatessenkeller, in dem sich besonders nach dem Theater die bessere (?) Gesellschaft einzufinden pflegt. Decken ist stets höchst elegant, zuweilen luxuriös eingerichtet, mit Sammtsopeen, schwellenden Divans, Nococospiegeln, Gemälden und strahlenden Kronleuchtern versehen. Außer dem gemeinschaftlichen Salon giebt es hier eine Reihe von einzelnen Cabineten für besondere Gesellschaften, welche allein für sich bleiben wollen. Manche Mysterien werden hier gefeiert, mancher kleine Roman abgespielt, obgleich die Polizei die Geheimnisse der besonderen Cabinete nicht länger dulden wollte und zu diesem Zwecke die Thüren ausbeben und durch leichte Vorhänge zum Leidwesen so mancher zärtlichen Paare ersetzen ließ. Dennoch giebt es nicht an kleinen Abenteuern, heimlichen Rendezvous, und noch immer bieten die Delicatessenkeller in Berlin dem Novellisten einen reichen Stoff und manches piquante Capitel für seine socialen Studien. —

Den Schluß bilden die „Verbrecherkeller", von der Polizei gebuldete Vergnügungslocale für notorische Diebe, Strolche, liederliche Dirnen und ähnliche gefährliche Individuen. In diesen unterirdischen Höhlen, von Ruhl und menschlichen Ausdünstungen erfüllt, hält das Laster ungehemmt seine Orgien. Bei den Klängen eines wüsten Leierkastens oder einer verstimmten Violine dreht sich im wilden Taumel der Auswurf der Gesellschaft, die Elite der Verbrecherwelt. Hier feiert der berüchtigte Gauner seine Triumphe und treut sich der Anerkennung seiner Standesgenossen; hier macht der junge Anfänger auf der Verbrecherbahn Bekanntschaften, die für sein ganzes Leben entscheiden, hier findet er Freunde, Helfer und die Gelegete, für die er sticht und im Nothfalle mordet. Es herrscht eine bachantische Wildheit, eine unbeschreibliche rohe Lust und Ausgelassenheit in diesen Räumen, wüstes Gelächter, toller Lärm, zuweilen das Zanken der angetrunkenen Dirnen, der gröbliche Gelang der Männer, unterbrochen durch einen plötzlichen Streit, wobei die Messer blitzen und nicht selten schwere Verwundungen vorkommen. Mitten in dem höchsten Wirrwarr weiß es plötzlich totenstill, die Musik verstummt, Alles flüchtet nach der Thür und zu den verborgenen Ausgängen, die jedoch von der Sicherheitspolizei besetzt sind. Es findet eine Razzia statt, um einige gefährliche Verbrecher aufzuheben. Dazu dienen diese Keller, wo man sicher ist, die ganze lumpige Gesellschaft anzutreffen. Wenige Augenblicke später werden eine Anzahl von Dieben, die sich bisher allen Nachstellungen zu entziehen gewußt, unter verschärfter Begleitung und mit den nöthigen Handschellen versehen, auf dem Lamtecal nach der Hauptwache abgeführt. In dem Verbrecherkeller ist es dunkel geworden, und nur in der Nähe sieht man noch einige verdächtige Schatten, die vor den dämmernden Morgenlicht verschwinden und in ihre heimlichen Spelunken sich verbergen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Als Hellmuth in das bell erleuchtete, von zahlreichen Platten besetzte Comptoir hinaustrat, in welchem die von arbeitenden jungen Leute sich eben fertig machten, ihr Tagewerk zu beschließen, blieb er wie unwillkürlich stehen und überschaute den Raum, worin alle Fäden der ausgebreiteten Geschäfts zusammenliefen — sein Blick fiel auf das einzige verlassene Pult, und langsam strich er, als wolle er einen plötzlich entstehenden Zug von Sorge verbergen, mit der Hand über die Stirn; in der nächsten halben Minute aber schon hob er mit völlig klarem Gesichte den Kopf wieder und wandte sich dem Platze seines ersten Buchhalters zu. „Herr Gruber, es würde mich freuen, Sie morgen bei mir zu Tische zu sehen!“ sagte er, und mit einem hellaufleuchtenden Roth in seinen Wangen verbeugte sich der junge Mann. Der Principal nickte wohlwollend und trat dann nach der hohen erleuchteten Hausflur hinaus, in welcher die breite gebohnte Treppe nach den oberen Stockwerken führte. Langsam, wie in Gedanken vertieft, erstieg er jene, und erst als nach Aufschließen der Corridorthüre ihm das helle Lachen einer Mädchenstimme entgegenklang, schien er mit Macht das, was seine Seele beschäftigt, von sich zu weisen.

In dem großen, mit dem vollen modernen Luxus ausgestatteten Zimmer, welches er öffnete, saßen zwei junge Damen; die eine an dem glänzenden Stutzflügel, noch immer lachend, die andere in einen Fauteuil zurückgelehnt, eine zusammengerollte Stickerei im Schooße; die erstere im weißen Cassimir-Negligé, im frischesten Blühen und Strahlen der Jugend, die andere im dunkeln einfachen Hauskleide, die bleichen feinen Züge nur durch ein Paar große dunkelblaue Augen belebt. „O Papa, Du kennst die Anna noch nicht,“ rief die Erstere dem eintretenden Hellmuth entgegen; „sie hat sich vorgenommen, mich nicht spielen zu lassen, oder zu klimpern, wie sie es in ihrer Artigkeit nennt, und sie darf auch nur eine ihrer trockenen Bemerkungen machen, so ist meine Aufmerksamkeit verloren!“

„Glaub' der Eugenie doch nicht, Vater,“ sagte die Zweite ruhig, während es dennoch wie leichter Humor in ihren Mundwinkeln zuckte, „es kann ja Niemand verlieren, was er noch gar nicht gehabt hat!“

Der Eingetretene nickte lächelnd, indem er, langsam mit der Hand durch das dichte graue Haar fahrend, mit einem eigenthümlich aufmerksamen Blick die beiden Mädchen musterte, der dann an Eugenie's glänzender Erscheinung haften blieb. „Ich kann nur, Kinder, um Euch mitzutheilen, daß wir morgen zum Mittag einen Gast haben,“ sagte er, „einen jungen Mann von weither, den ich Eurer Aufmerksamkeit empfehle; es liegt mir etwas daran, daß er sich bei uns wohl fühlt. Theilt der Wirthschafterin das Nöthige mit. Nur Du, Anna, machst dann auch wohl ausnahmsweise nur mir zu Liebe einmal etwas mehr Toilette als gewöhnlich?“

Die Angeredete erhob sich leicht, und ein Lächeln, das ihren Zügen ein ganz neues Leben gab, glitt über ihr Gesicht. „Dir zu Liebe würde ich Alles thun, Väterchen,“ erwiderte sie; „aber denke doch nur, wie ungeschickt ich auch im Putz aussehne. Eugenie ist in der Pension zur großen Dame erzogen worden, ich aber bin bei der Großmutter ein bescheidenes Mäuschen geblieben — ist es ein so großer Herr, so setzen wir die Dame Gesellschaftin ein, und ich bleibe vom Tische weg.“

„Glaube ihr nicht, Papa!“ unterbrach sie Eugenie, vom Flügel aufspringend, „sie ist keineswegs, wenn sie nur Toilette machen will; aber sie hat die Marotte, sich für zu unbedeutend zu halten!“

Ueber Hellmuth's Stirn war ein Gedanke gegangen, welcher dem angeknüpften Gespräche ganz fremd zu sein schien, und wie noch unter dem Einflusse desselben wandte er sich nach dem Mädchen im Fauteuil. „Thue denn, wie Du willst, Anna, aber wir wollen nur unter uns sein!“ sagte er, auf die Angeredete zuschreitend und sie auf die Stirn küssend, „Du, denke ich, würdest in jeder Lage glücklich werden können! — Für Dich, Eugenie, bedarf es ja wohl keiner Ermahnung,“ setzte er von Neuem lächelnd hinzu, einen Blick vollen Wohlgefallens über die Gestalt der Genannten laufen lassend; „ich will nur noch bemerken, daß ich Euern Freund Gruber mit eingeladen habe, um etwas Leben in unser Zusammensein zu bringen.“

„Unsern Freund Gruber?“ sagte Eugenie, mit gekräuselter Lippe die Augen senkend, „was habe ich denn mit dem jungen Herrn zu schaffen?“

„Gut, so wird sich Anna seiner annehmen,“ erwiderte der Hausherr mit einem eigenthümlichen halben Blicke nach der Andern. „Wenn er es sich gefallen läßt, herzlich gern,“ erwiderte diese trocken; „er geht mir aber immer gern drei Schritte weit aus dem Wege, da ich nicht sehr für blondes Haar, und was damit zusammenhängt, schwärme.“

Hellmuth nickte mit einem leichten „Hm“ der Befriedigung, aber es war, als hätten sich seine Gedanken bereits wieder von dem Gespräche entfernt. Langsam wandte er sich nach dem Ausgange. „Ich habe noch zu arbeiten, Kinder,“ sagte er, „und so denkt an das Nöthige.“

„Denkt an das Nöthige,“ wiederholte Eugenie, als sich die Thür hinter dem Davongehenden geschlossen; „hast Du den Vater schon so in Sorge um einen einzelnen Gast gesehen? was hat er bei uns zu thun?“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Digitized by Google

„Ei, wir haben zwei Gäste, du ignorirst den Herrn Gruber, als ob er Dich hören könnte!“ unterbrach sie die Schwester, während ein leichter Schalk in ihren Mundwinkeln zuckte.

„Laß das jetzt!“ war die rasche Antwort, während dennoch ein helles Roth in die Wangen der Sprecherin trat; „ich muß wissen, wer der Mensch ist, um dessenwillen der Vater schon am Abend vorher seine Anordnungen für das Mittagessen trifft und uns eine gewählte Toilette anempfiehlt; wenn Jemand davon Kenntniß hat, so ist es Willmann —!“ Sie ging rasch nach der Thür, dort die Glocke ziehend, und nach kurzer Weile erschien eine Dienerin, wohl so alt, als beide Mädchen zusammengenommen, welcher Eugenie sich mit einer Miene voller Vertraulichkeit zuwandte. „Sehen Sie doch zu, Margarethe, ob Sie dem Willmann nicht ein heimliches Wort sagen können, wir möchten ihn sprechen, aber bald.“ Die Dienerin nickte, als sei ihr ein derartiger Auftrag kaum ungewöhnlich, und verschwand.

„Aber warum interessirt Dich nur der Fremde so sehr? Hast Du nicht gehört, daß Gruber ebenfalls eingeladen ist?“

Eugenie machte eine Bewegung der Belästigung. „Ich glaube, weil Du seine Vertraute in Bezug auf mich gewesen bist, wirst Du in seiner Seele schon eifersüchtig auf den Fremden. Ich habe den jungen Mann recht gern — nun gut, was aber weiter?“

„Daß er mir trotz seiner blonden Haare und der Weichheit in seinem Wesen, die nicht mein Geschmack sind, doch als eine viel zu achtbare Persönlichkeit erscheint, als daß man mit ihm spielen sollte,“ erwiderte Anna mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit. „Und meinst Du es aufrichtig mit ihm, so hadt Ihr Beide noch einen viel zu harten Kampf um des Vaters Zustimmung vor Euch, als daß der geringste leichtsinnig gesäete Zweifel zwischen Euch selbst sich rechterfagen ließe.“

Eugenie verzog die frischen Lippen. „Wir sind noch nicht so weit miteinander, als daß nur eine bestimmte Aussprache zwischen uns erfolgt wäre; ich sehe also auch nicht ein, welchen Zwang ich mir, einer einfachen Neugierde halber, auferlegen sollte. Papa rechnet auf unsere Freundlichkeit gegen den fremden Gast — will Jemand mir ein Verbrechen daraus machen, nun gut, ich bin gegen Niemand eine bindende Verpflichtung eingegangen!“

Anna hielt die großen Augen noch eine Weile ernst auf die Sprecherin gerichtet, als diese bereits ihren früheren Platz am Flügel eingenommen hatte und zerstreut einzelne Accorde anschlug; dann senkte sie das Gesicht nach der Stickerei in ihrem Schooße, diese wie medausch entrollend.

Kein Wort fiel weiter zwischen Beiden, bis sich geräuschlos die Thür aufthat und Willmann's kahles Haupt mit einem: „Darf ich eintreten?“ halb in der Oeffnung zeigte.

Anna schien kaum Notiz von ihm zu nehmen, aber Eugenie erhob sich rasch, den Kopf wie in leichtem Trotze zurückwerfend. „Nur herein, Willmann!“ rief sie, und als die kleine Gestalt das Zimmer betrat, zog sie rasch einen Stuhl herbei und deutete mit einem bestimmten: „Hier, setzen Sie sich!“ darauf. Der Comptoirdiener, wie längst an eine ähnliche Verfahrungsweise gewöhnt, zögerte auch keinen Augenblick, dem Befehle nachzukommen, und sie ließ sich unweit von ihm auf einem Divan nieder.

„Papa hat uns für morgen einen Gast von weither angekündigt,“ begann sie, „und Sie sollen uns sagen, Willmann, was Sie von diesem wissen, oder was sonst damit zusammenhängt, damit wir uns danach einrichten können. — Sie werden doch jedenfalls schon etwas von der Angelegenheit kennen?“

Der Comptoirdiener begann plötzlich wunderlich zu blinzeln und seinen Mund krampfhaft nach allen Seiten zu ziehen. „Ich — ich muß Ihnen sagen, Fräulein Eugenie, daß ich von einem Gaste nicht das Geringste weiß,“ sagte er endlich, „wenn er aber von weither kommt und die Ankündigung erst jetzt erfolgt ist, so wird es wohl derselbe sein, von welchem Herr Hellmuth vor einer Stunde erst einen Brief erhalten hat — und es muß jedenfalls eine sonderbare Bewandtniß mit ihm haben. Herr Meier ist heute Abend ohne Weiteres aus dem Comptoir entlassen worden, und das hängt mit dem Fremden zusammen, ich habe meine bestimmten Gründe dafür — um Gotteswillen aber lassen Sie nichts darüber laut werden,“ setzte er mit einem neuen Zucken seines Gesichts hinzu, „Sie wissen, wie der Herr Papa ist.“

„Ohne Sorge, Willmann, was geht mich denn der Herr Meier an? Das ist Papa's Sache!“ unterbrach ihn Eugenie mit einer leichten Bewegung von Ungeduld, „ich will von dem Fremden selbst etwas hören. Wissen Sie von ihm etwas?“

„Er ist vorgestern angekommen und soll stark von der Sonne gebräunt sein, ich habe das aus Herrn Hellmuth's eigenem Munde, das ist aber auch Alles, was ich weiß!“ war die Antwort.

Eugenie erhob sich mit einem kurzen Achselzucken. „Deshalb hätten wir Sie freilich nicht zu plagen brauchen,“ sagte sie, sich abwendend, aber Anna hatte bei den letzten Worten des Kleinen mit einer leichten Spannung in ihrem Gesichte ihren Sitz verlassen.

„Es war ja wohl vorgestern Abend, als Sie mich vom Posthofe abholten?“ begann sie; im gleichen Augenblicke aber trat auch ein leichtes Roth in ihr Gesicht, und wie sich einer Ueberreitung bewußt werdend, fuhr sie fort: „Herr Meier war doch damals noch in Vaters vollem Vertrauen, was kann denn ein Fremder von weither mit unseren Verhältnissen zu thun haben?“

„Ich habe nur meine Gedanken darüber, wie sie mir aus einzelnen Worten des Herrn Meier gekommen sind, möchte aber um Gotteswillen nicht, daß etwas weiter davon laut würde,“ erwiderte Willmann, mit einem neuen krampfhaften Augenwinkern von seinem Stuhle sich erhebend, „mir ist es aber, als käme mit dem Fremden wahrlich kein guter Engel in's Haus!“

„Sie fangen an interessant zu werden mit Ihren Räthseln,“ wandte sich Eugenie nach ihm zurück, „was meinen Sie aber, wenn wir uns daran machten, den bösen Engel zu bekehren?“

Der Comptoirdiener sah die Sprecherin mit großen Augen an und nickte dann zwei Mal ernsthaft, wie von einer plötzlichen Idee berührt. „Es würde mir leid thun um Jemand, Fräulein Eugenie, der freilich kein Engel, aber ein recht guter Mensch ist,“ sagte er dann langsam, „aber es wird ja Alles kommen, wie es Gottes Wille ist. — Im Uebrigen, wenn mich die Fräulein nicht mehr brauchen — es wartet noch Arbeit auf mich —“ schloß er und wandte sich mit einer Verbeugung dem Ausgange zu.

„Er wird auch alt, der Willmann — früher war er anders!“ sagte Eugenie, als die Thür sich hinter dem Kleinen geschlossen, mit einem leichten Runzeln ihrer weißen Stirn und warf sich auf ihren früheren Platz am Flügel, regellos in die Tasten hineingreifend. Anna hatte schon während der letzten Worte ihren Sitz wieder eingenommen und schien, dem leise wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes nach, eine ganze Reihe von Gedanken zu verfolgen.

3.

In dem Comptoir brannte nur noch eine einsame Lampe über Gruber's Pulte, als der alte Diener dort eintrat, und auf diesen schien der junge Mann auch mit gewartet zu haben. „Etwas für mich, Willmann?“ fragte er halblaut, Jenem entgegengehend.

Der Angekommling aber warf erst einen halbscheuen Blick nach der erleuchteten Glasthür zu Hellmuth's Cabinet, ehe er mit vorsichtig gedämpfter Stimme erwiderte: „Ich hätte schon etwas, aber nur von mir selbst. Ich habe immer gesagt, daß die Neugierde die eigentliche Schlange im Paradiese gewesen ist, der heute noch kein Frauenzimmer widerstehen kann, und sollte Jede darum noch einmal ihr Paradies verlieren, und gerade so steht es oben bei den Fräulein. Herr Hellmuth hat den Ausländer für morgen zu Tische geladen — was mit dem los ist, wissen wir alle Beide nicht, etwas Gutes aber sicherlich nicht, sonst hätte der Herr Meier nicht so unverblümte Worte gegen mich gebraucht und sich so ohne Weiteres wegschicken lassen, und der Herr Papa hätte auch nicht heute Abend schon oben den Besuch zu morgen angekündigt; das aber, weiß es ungewöhnlich ist, paßt so recht für die jungen Frauenzimmer. Sie wollten von mir nichts weiter als das Nähere über den Fremden wissen, und als ich gerade sagte, es würde wohl kein guter Engel mit ihm in's Haus kommen, meinte Fräulein Eugenie, sie würde versuchen, ihn zu bekehren —“

„Und was meinte Anna?“ unterbrach ihn der Hörer in sichtlich aufsteigender Sorge.

„Sie ist immer ruhiger, wenn sie auch die Jüngere ist; trotzdem konnte ich auch ihr anmerken, daß sie nicht gleichgültig über den ausländischen Besuch war; und nun möchte ich Ihnen Eins rathen. Sie gehen ja auch einmal ab und zu nach dem Hotel Français, wo der Fremde logirt; sehen Sie sich doch einmal heute Abend noch das Geschöpf an, wenn Sie es vor die Augen bekom-

Digitized by Google

men können. — Es ist nicht allein Ihretwegen, so viel sich auch Fräulein Eugenie nach dem Gespräche mit dem Vater für den Menschen zu interessiren scheint," fuhr er fort; „es ist noch etwas Anderes, man bekommt ein Vorgefühl über bestimmte Dinge, wenn man so lange in einem Geschäfte ist, wie ich hier, und mir ist es gerade, als wäre eine schwarze Gewitterwolke über unser Aller Köpfen aufgestiegen."

„Sie sind wunderlich," erwiderte der junge Mann, leicht den Kopf schüttelnd, während seine zusammengezogenen Augen interessen einen ganz anderen Gedankengang verriethen; „wenn Jemand den Stand des Geschäfts kennt, das sich vor keinem In- oder Auslander zu fürchten braucht, so bin ich es doch. Aber Sie haben in unserer Beziehung Recht; es ist für mich vielleicht gut, wenn ich morgen diesem Fremden nicht zum ersten Male und völlig unbekannt entgegentrete — ich werde ihn zu treffen suchen. Wenn Jemand, nach Ihren eigenen Anteuntungen, etwas zu fürchten hat, Willmann, so bin ich es nur allein, auch nach der ganzen Weise, wie Herr Hellmuth verfahren — Unbekannte ladet man nicht gleich zu Tische, reißt sich auch nicht aus der Arbeit, um ihr Eintreffen sofort den Töchtern anzukündigen —"

„Aber ich kann Ihnen sagen, daß der Principal noch vor einer Stunde nichts über die Absichten des Menschen in unserer Stadt wußte," unterbrach ihn der Kleine mit gekämpfter Stimme eifrig, „kann Ihnen bestimmt sagen, daß es eine besondere Bewandtniß mit ihm haben muß —!"

„Ja wohl! vielleicht überrascht uns die Berufung einer Tochter des Hauses mit ihm, als dem Sohne irgend eines alten Geschäftsfreundes. Nachdem der junge Mann die ersten Tage im Stillen verwandt, um gründliche Erkundigungen über uns in Orte einzuziehen, hat er sich als der Erwartete gemeldet, wird morgen in der Familie vorgestellt, tritt möglicherweise selbst mit in das Geschäft — und wenn, wie voranzusehen, Eugenie die Erwählte wäre, die schon gegen Sie ihr lebendiges Interesse für ihn kund gegeben, könnte Gruber höchstens seine Entlassung nehmen — dürfte sich auch kaum mit irgend einem Rechte beklagen, denn es sind ja bis jetzt immer nur halb unbestimmte Hoffnungen gewesen, die ihm von jenen Dame geworden. — Die Idee mag Ihnen etwas plötzlich erscheinen," fuhr der Sprecher fort, langsam die Flamme seiner Lampe niederschraubend, „aber Alles, seit Sie mir zuerst von dem Fremden gesagt, mahnt mich daran, selbst Meier's unerwarteter Abgang, der schon meine bevorzugte Stellung nur ungern ertrug! — Ich sage Ihnen morgen Weiteres, Sie sind ja immer mein alter Freund gewesen!" schloß er, dem Kleinen die Hand reichend, und verließ dann das Comptoir.

Eine Viertelstunde darauf trat er auch aus dem Hause, in dessen Seitengebäude er neben dem Zimmer des Comptoirdieners seine Wohnung hatte, blickte eine kurze Weile nach den Fenstern empor, deren helles Licht ihm den Aufenthalt der Töchter des Hauses anzeigte, und nahm dann den ziemlich langen Weg nach dem Hotel Franzais auf. Es war ihm kaum anders, als sei er am Ende eines langen, süßen Traumes angelangt und soeben erst zur nüchternen Wirklichkeit erwacht. Die Zeit trat vor sein inneres Auge, in welcher er als ganz junger Mensch durch die Vermittelung eines Verwandten seine erste Commisstelle in Hellmuth's Geschäfte erhalten; damals hatte die Frau des Principals noch gelebt, die, von dem Aeußern des kaum erwachsenen Gehilfen angesprochen, ihm eine Wohnung im Hause bewilligt und für ihn, den sie seiner langen, blonden Haare wegen nur „unsern Johannes" genannt, wie eine halbe Mutter gesorgt hatte. Damals war Eugenie vierzehn und Anna dreizehn Jahre gewesen, und während die Erstere als halbes Fräulein ihn entrückt, war das „wunderliche Kind" Anna in ihrer ernsten Weise seine Freundin geworden, die ihn selbst über Manches, das sie aus ihrem wohldenkenden Unterricht besser zu wissen gemeint, zu belehren unternommen, aber sich auch niemals versetzt gefühlt hatte, wenn seine Aufmerksamkeit sich den lustigen Tollheiten Eugenie's zugewandt. Fast mehr um des wohlthuenden häuslichen Familienlebens willen, als aus unabhängigem innerem Antriebe, hatte er fortdauernd alle seine Kräfte angespannt, um sich eine volle Zufriedenheit des Principals zu erwerben, hatte jedoch dadurch bereits nach dem ersten Jahre sich eine Gewohnheit der Gewissenhaftigkeit angezüchtet, welche damals schon die Aufmerksamkeit Hellmuth's auf ihn gezogen. Dann war die Mutter nach einer plötzlichen Erkrankung gestorben, Eugenie war in eine Erziehungsanstalt, Anna aber zu der Mutter der Todten in eine Provinzialstadt gekommen, und für den jungen Mann war es gewesen, als sei ihm selbst Alles, was er lieb gehabt, gestorben.

In dieser Zeit hatte er sich zum ersten Male dem Comptoirdiener angeschlossen, welcher fast seit der Geburt der Mädchen im Geschäfte war, um nur von den letzteren reden zu können; dem völlig in seinem Leide verschlossenen Hellmuth gegenüber aber war es ihm eine Herzenspflicht geworden, das Möglichste zu dessen Beseitigung aufzubieten — und der Principal schien dies zu empfinden. Wenn er stumm aus seinem Cabinet durch das Comptoir ging und Willmann ihm ernst folgte, um nach jedem seiner Privatbedürfnisse zu sehen, hatte er doch ein Nicken für Gruber, welcher die heiteren Augen in voller Theilnahme zu ihm aufgeschlagen; später hatten sich hieran einzelne freundliche Worte geschlossen, und zuletzt war ihm sogar von Hellmuth lächelnd mitgetheilt worden, daß Anna in einem ihrer Briefe angefragt, ob Gruber immer noch der „blonde, sanfte Johannes" sei. Dem jungen Manne hatte dabei eine Frage nach Eugenien auf den Lippen geschwebt, aber sie war nicht zu Tage getreten, und beim Einschlafen an demselben Abende hatte er sich darüber gefreut. Die still Geliebte mußte bis dahin weit in ihrer körperlichen Ausbildung vorgeschritten sein, er konnte sich fast ein Bild von ihr malen, wie sie einmal nach Hause zurückkehren würde, und in welcher Beziehung durfte dann er, der arme Commis, zu ihr stehen? Und dies war ferner auch seine Anschauungsweise geblieben, trotz des wachsenden Vertrauens des Geschäftsherrn, das sich bald in den ihm zugetheilten Arbeiten und in dem mit jedem Neujahr erhöhten Gehalte gezeigt, bis eines Tages, faft vier Jahre nach dem Tode der Frau, ihn Hellmuth zu sich in sein Cabinet gerufen.

„Wir haben mancherlei drängende Geschäfte," hatte der Letztere gesagt, „aber ich möchte gern meine Töchter wieder um mich haben, bedarf auch einer kurzen Erholung und weiß nicht, ob die nächste Zeit uns nicht noch Drängenderes bringt. Ich habe deshalb gedacht, mit den Mädchen eine kurze Reise zu unternehmen und sie dann wieder in's elterliche Haus zu führen. Sie, Herr Gruber, sind in allem Laufenden nu fait; es fragt sich indessen nur noch, ob Sie sich getrauen, mich während einiger Wochen zu vertreten; für wichtigere Fälle würde ich Sie immer in Kenntniß erhalten, wohin an mich zu schreiben!"

In des jungen Mannes Gesicht war, ob des ihm gezeigten Vertrauens, ein helles Roth getreten, zugleich aber auch etwas in ihm aufgestiegen, was ihm bis jetzt immer nur leise zum Bewußtsein gekommen — das Gefühl seiner eigenen Fähigkeit, welchem sich in diesem Augenblicke fast der Wunsch angeschlossen, seine Energie und Hingebung für das Geschäft in einer schwierigeren Lage, als sich voraussehen ließ, erproben zu können. Er hatte in einfacher Weise, aber herbar bewegt geantwortet: „Ich getraue mir Alles, wofür Sie mich selbst für fähig halten, Herr Hellmuth!" und der Kaufherr war nach einem Nicken voll schweigender Befriedigung daran gegangen, ihm seine besonderen Anweisungen zu geben, sowie das Comptoirpersonal von der getroffenen Anordnung zu unterrichten. Ob ihm bei diesem Letzteren das erbleichende Gesicht Meier's, des Aeltesten im Geschäft, aufgefallen, hätte sich kaum bestimmen lassen; Gruber aber hatte aus zwei Blicken des Letztern die Ueberzeugung gewonnen, daß aus seiner Bevorzugung ihm ein unversöhnlicher Feind erwachsen sei, und instinctmäßig war er nach Hellmuth's Abreise jeder näheren Berührung mit dem alten Buchhalter ausgewichen. Erst als die Depesche eines auswärtigen befreundeten Hauses über das unvermeidliche Fallissement eines mit der Firma in Verbindung stehenden Geschäfts einlief, eine Nachricht, die ebenso das schleunigste Handeln, als die tiefste Verschwiegenheit erforderte, hatte er unter dem Vorgeben, daß der Principal eine Rücksprache mit ihm verlange, die ihm gewordene Benachrichtigung dem Meier übertragen und war in derselben Nacht abgereist. Als er aber nach verschiedenen Tagen der Strapaze und der Arbeit, indessen mit einem Gefühle voll glücklicher Zufriedenheit zurückkehrte, sah er das Arbeitskabinet des Principals erleuchtet.

Meier empfing ihn mit den ausgeprägt hämischen Worten: „Sie haben jedenfalls Herrn Hellmuth verfehlt — er erwartet Sie jetzt wenigstens schon seit heute Morgen!" und ein vollkommen unheimlich ringliches Gesicht blickte ihm entgegen, als er von dem Geschäftsherrn trat. In zwei Minuten war selbstverständlich Alles erklärt; eine halbe Stunde mochte es hierauf noch zu genauem Bericht be-

Digitized by Google

durft haben, und dann faßte Hellmuth den jungen Mann unter den Arm: „So! es ist mir weniger um das Geld, so weh auch der Verlust dem Geschäftsmann gethan haben würde, als daß ich mich nicht einmal in Ihrer Personenheit getäuscht habe — und nun kommen Sie mit mir, die Mädchen wollen sehen, was aus ihrem Johannes geworden ist."

Und so hatte ihn der Principal die Treppe nach dem ersten Stocke hinauf geführt, und als sich dort die Thür des großen Zimmers geöffnet, war sein erster Blick auf Anna gefallen, die sich wohl zur vollen Jungfrau entwickelt, aber doch kaum eine Veränderung in den feinen, bleichen Zügen und den großen, sinnenden Augen gezeigt, und wie unter einer plötzlichen Ermuthigung hatte er seine Augen nach der weiter zurückstehenden Gestalt gehoben.

„Da ist der Johannes, und ich kann Euch nur sagen, daß er es verdient, wenn Ihr ihm recht warm die Hand drückt!" hatte Hellmuth gesagt, allein die Worte waren Gruber vor dem Anblick der im vollen Glanze des Liebreizes und der Eleganz ihm entgegenstrahlenden Eugenie kaum zum Gehör gekommen; selbst in seinen wachen Träumen von ihr hatte er sich nicht bis zu diesem Bilde jugendlicher Schönheit verstiegen. Ihr Auge aber hatte in sichtlicher Befriedigung die gereifte Gestalt des jungen Mannes, wie er noch in seinen Reisekleidern vor ihr stand, überlaufen, und dann war sie mit leicht ausgestreckter Hand ihm einen Schritt entgegengetreten.

„Ich freue mich recht, Herr Gruber, Sie wiederzusehen," hatte sie gesagt, dann aber, als sie seinen schweigsamen Händedruck gefühlt und in sein zitterndes Auge gesehen, sich, wie in einer leichten Verlegenheit und ihm ihre Hand entziehend, nach der Schwester gewandt. „Er hat sich recht verändert, meinst Du nicht, Anna?"

„Wenigstens etwas zu seinem Vortheile, denke ich — der Johannes aber ist er trotz des modernen Haarschnitts geblieben!" war als Antwort erfolgt, und wie von dem klaren Ton der Worte aus seiner Befangenheit gerissen, hatte sich Gruber nach der Sprecherin gewandt, dieser in voller Herzlichkeit die Hand entgegengestreckt.

„Und Sie, Fräulein Anna, sind ja auch trotz aller äußeren Veränderung noch die Alte!"

„Ich hoffe es und bin auch ganz zufrieden damit!" war die lachende Erwiderung des Mädchens gewesen, mit der sie ihm leicht und unstatthaft die Hand geschüttelt; „jedenfalls denke ich werden wir so gut mit einander durchkommen, wie es früher geschehen!"

„So, Kinder, und damit wollen wir Herrn Gruber nicht weiter aufhalten, er ist kaum von einer anstrengenden Geschäftsreise aus dem Wagen gestiegen!" hatte Hellmuth die Begrüßung geschlossen. „Mit Ihnen aber, liebster Freund, spreche ich morgen früh ein Weiteres; ich werde mehr als bisher eines umsichtigen Vertreters, wie Sie sich mir erwiesen, bedürfen, da mir die Mädchen manche Zeit rauben werden und ich auch etwas für meine Gesundheit thun will — bis morgen früh also!"

Und damit war der junge Mann gegangen, um nach einem kurzen Abendbrod sein Zimmer zu suchen, die soeben erhaltenen Eindrücke mit sich selbst zu verarbeiten und von Eugenie zu träumen. An die Zukunft dachte er in den nächsten Stunden nicht, er gab sich voll und rücksichtslos dem Rausche hin, welcher ihn bei dieser ersten Begrüßung überkommen. Am andern Morgen wurde die Erheirathung der Procura an Gruber, sowie dessen volle Vertretung des Principals, wenn dieser nicht anwesend sei, dem Geschäftspersonal mitgetheilt — Meier hatte sich mit einer völlig theilnahmlosen Miene dabei verhalten — wenn aber auch der junge Mann damit zu einer Stellung gelangt war, an welche er früher kaum zu denken gewagt, so schienen doch seine Beziehungen zu Hellmuth's Familie sich anders gestalten zu wollen, als es den neuen Procuristen in dem Gefühle seines jungen Glückes vorgeschwebt. Wenn er auch im Hause wohnte, boten sich die Gelegenheiten einer Begegnung mit den Mädchen doch nur selten; die während der Wochenabende vielfach vorhandene Equipage, die jedesmal auch den Principal vom Comptoir rief, deutete die mannigfachen gesellschaftlichen Verbindungen an, welche der Letztere um der Töchter willen angeknüpft, und mit einem Weh im Herzen, das er sich kaum selbst eingestehen mochte, sah Gruber oft das strahlende Gesicht, mit welchem Eugenie sich von Willmann in den Wagen helfen ließ. Sonntags Mittags war er zwar regelmäßiger Gast an Hellmuth's Familientische; dann aber hatte der Principal so viel zu erzählen und unterbrach sich zu fragen, daß er kaum daran denken konnte, den Mädchen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und hatte sich der Vater auch endlich zu seinem Mittagsschlafe zurückgezogen, so war ihm doch niemals der Muth gekommen, sich in dem darauf folgenden Gespräche anders als in den gewöhnlichen Formen zu bewegen.

„Wissen Sie wohl, Herr Gruber, daß Sie noch mehr als Johannes sind, der doch wenigstens seine Herzensmeinung furchtlos aussprach?" hatte Anna eines Sonntags Nachmittags, als Eugenie durch einen Zufall auf dem Zimmer gerufen worden, plötzlich begonnen, und dem jungen Mann war vor dem wunderlichen Blick ihres Auges das Blut in die Wangen geschossen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Fräulein —"

„Nun ja, die Worte, die Sie gern zu meiner Schwester sprechen möchten, zittern Ihnen oft sichtlich auf den Lippen, daß ich bisweilen aus reiner Barmherzigkeit davongegangen bin, was Ihnen aber noch mehr den Muth genommen zu haben scheint. Ich will Ihnen sagen, daß Eugenie Sie recht lieb hat, und den Beweis dafür mögen Sie daraus nehmen, daß, wenn ich mich mit Ihnen hier recht gründlich gelangweilt habe, Sie von ihr noch ganz interessant gefunden werden —"

„Aber Fräulein, wie darf ich denn — was Sie hier so ruhig aussprechen — !" hatte Gruber in einer ihn plötzlich überkommenden Verwirrung gesagt.

„Ja, es ist jedenfalls etwas Entsetzliches!" war die achselzuckende Erwiderung gewesen, mit welcher sich das Mädchen erhoben hatte und, den Gast allein zurücklassend, der Schwester gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Und sie bewegt sich doch! *

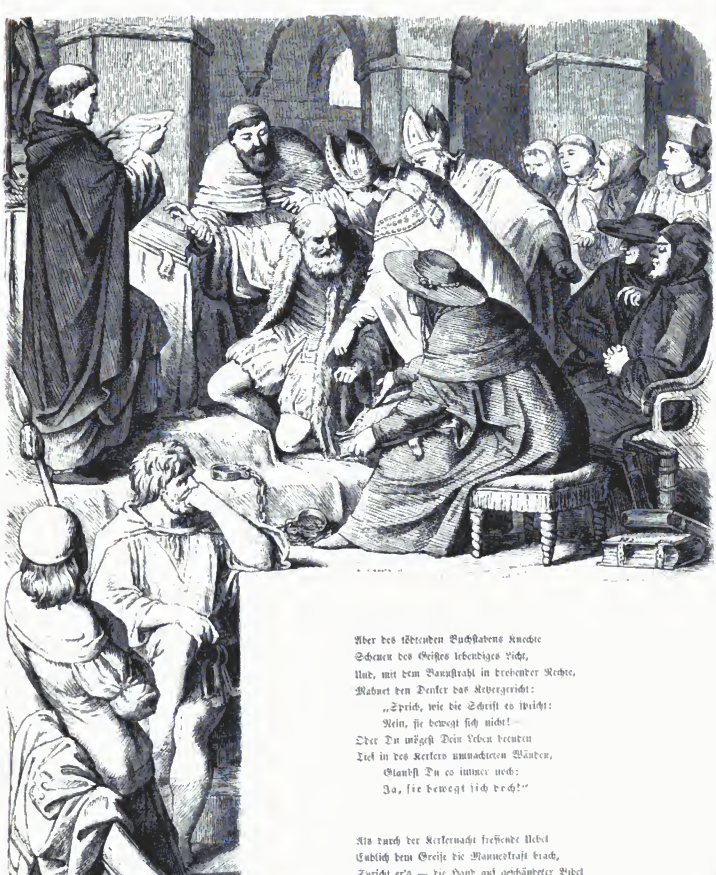
Zum Jubelgedächtniß eines Erlösers der Wissenschaft.

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
Forscht Galilei dem Sternenlauf nach,
Strebt zu entziffern die Räthsel da droben;
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.
Ob auch die Satzung spricht:
„Erde, du regst dich nicht!" —
Lauter und klarer in deutlicher Klarheit,
Mit unumstößlicher, ewiger Wahrheit
Ruft es der Himmel noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!"

Und der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein großes, unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ist ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn, zu stürzen veralteten Trug.
Wer es auch immer spricht:
„Tellus bewegt sich nicht!" —
Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden!
Brechet des Irrthums Joch!
„Hört's! Sie bewegt sich doch!"

* Wir glauben den nachstehenden Aufsatz nicht besser einleiten zu können, als wenn wir das untenstehende schwunghafte Gedicht sowohl als die es illustrirende Kunstzeichnung aus Nr. 23, Jahrg. 1855 der Gartenlaube noch einmal zum Abdruck bringen, um so mehr, als bei der damals verhältnißmäßig noch kleinen Auflage unseres Blattes mehr als hunderttausend inzwischen erworbenen Abonnenten Bild und Poesie vollkommen neu sein werden. D. Red.

Digitized by Google



Aber des tödtenden Buchſtabens Knechte
Scheuen des Geiſtes lebendiges Licht,
Und, mit dem Bannſtrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergericht:
„Sprich, wie die Schrift es vorſchreibt:
Rein, ſie bewegt ſich nicht!“
Oder Du mußteſt Dein Leben bereuen
Tief in des Kerkers umnachteten Wänden,
Glaubſt Du es immer noch:
Ja, ſie bewegt ſich doch!“

Als durch der Kerkernacht freſſende Uebel
Endlich dem Greiſe die Mannskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geſchändeter Bibel
Bebend und ſtammelnd den Peinigern nach,
Wie es der Buchſtab ſpricht:
„Nein, ſie bewegt ſich nicht!“
Doch weil die Schrift, an dem Grimmel geſchrieben,
Tief in dem Herzen ihm ſtehen geblieben,
Knirſchen die Zähne noch:
„Und ſie bewegt ſich doch!“

Wahrheit! Du mußt Deine Märtyrer haben;
Ohne sie winkt dir nimmer der Sieg!
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeistrte, schwieg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!“ —
Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —
Thörichter Bildsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!“ —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!
Hindert und hemmet noch —
Und sie bewegt sich doch!

G. H—r.

Wir Deutsche haben während der letzten Jahre die hundertsten Geburtstage mehrerer unsterblichen Männer in einer Weise gefeiert, die als eine verklärte Wiedergeburt derselben im Geist und Streben der ganzen Nation gelten kann.

Die meisten dieser Geburtstage galten Dichtern und Denkern. Die befreiende Naturwissenschaft, die erst in unseren Tagen zum Gemeingute des Volkes zu werden beginnt, ward früher geboren. Wir feiern im Februar den dreihundertsten Geburtstag des Vaters der Physik und Märtyrers der Lehre von der Bewegung der Erden und Himmel um uns, Galileo Galilei's. Er ist es gewesen, der mitten im Lande des festen Glaubens an eine unbewegliche Erde und an unerschütterliche Glaubensfäste die Entdeckungen eines Copernikus (der am 19. Februar 91 Jahre früher geboren worden war) von den Bewegungen und Umdrehungen der Himmelskörper den Priestern und Mönchen und selbst dem Papste 78 Jahre lang bewies, ihnen das Fernrohr dazu in die Hand gab und nach erzwungener Abschwörung dieses Wissens im Munde aller Nachwelt auf ewige Zeiten durch den Ausspruch unsterblich ward: „Und sie bewegt sich doch!“

Copernikus hatte die im Glauben der Menschheit beinahe zwei Jahrtausende stillstehende Erde wissenschaftlich in ewige Bewegung gebracht. Seine in Rom verbotene, von Galilei bekräftigte, genauer, unumstößlich bewiesene und „abgeschworne“ Lehre ward dadurch sofort Gemeingut aller gebildeten Nationen. Mit Galilei eine Zeit lang gleichzeitig lebte, lehrte und hungerte der große aller deutschen Astronomen, Johann Kepler. Und im Todesjahre Galilei's ward der wissenschaftliche Entdecker der astronomischen Schwere, der vierte Reformator der Himmelskunde und Naturlehre geboren, Isaak Newton.

Wir sehen, wie sich die Geister des Fortschritts im Wissen und Erkennen, in der Cultur und Freiheit, über Nationen und Jahrhunderte hinweg siegreich über den Häuptern der Mächtigen die Hände reichen und uns mit der tröstlichen Ueberzeugung erfüllen, daß der stets im Wissen und in der Freiheit fortschreitenden Menschheit kein Stillstand, noch weniger Umkehr geboten werden kann.

Ganz besonders tragisch und oft beinahe romanhaft dichterisch tritt diese Wahrheit im Leben Galilei's hervor. Er ist eigentlich die Persönlichkeit des großen Wendepunktes in der Weltgeschichte, die bis zu Galilei's Lehren und Leiden auf einer ruhenden, stillstehenden Erde gefußt hatte und sich nun auf einer durch die Himmel sausenden, um sich selbst drehenden Planetenkugel fortsetzen mußte, die Persönlichkeit des Kampfes der Vernunft gegen weltliches und geistiges Papstthum, der Triumph lebendigen Wissens gegen todten Glauben, gerade in dem Augenblicke, als letzterer es schwarz auf Weiß und beschworen nach Hause trug, daß die Wissenschaft „ungekehrt“ sei und Buße gethan habe.

In dieser weltgeschichtlichen Persönlichkeit Galilei's lernen wir nun auch eine feine, weltmännische, anmuthige Individualität kennen, verehrungsvoll umlauscht von weltlichen und geistlichen Großen, von künftigen Königen, wie Gustav Adolph, von berühmten Herrschern, wie dem Mediceischen Cosmo. Er singt und spielt und liest Dichter in Gärten, wo Citronen blühen, über welchen der italienische Himmel lächelt. In seinem gastfreundlichen Hause findet Jeder ein offenes Herz und einen gedeckten Tisch. Achtung, Ehre und Liebe umgeben ihn bis in's späteste, blinde Alter, selbst vor dem Tribunale der furchtbaren Inquisition. Seine Feinde umlauern und umhorchen ihn Jahre lang mit Zaudern und Zagen und wagen endlich nicht einmal den Verurtheilten brutal zu behandeln. Obgleich man viel von Tortur und finstern Kerkern in Lebensbeschreibungen Galilei's gefabelt hat: dies Zeugniß müssen wir seinen pfäffischen und festgläubigen Feinden geben, daß sie ihn, der die Grundlage ihrer Herrschaft gründlicher erschütterte, als Luther, nie in moderner polizei- und soldatsaatlicher Weise brutal behandelten, und selbst bei dem Verbot seiner Lehren und seiner Bücher eine Rücksicht bewiesen, wovon bei den Verboten, Verwarnungen und Confiscationen jetziger Staaten keine Spur mehr zu finden ist.

Galilei war freilich nicht blos ein geborner, sondern auch ein wirklicher Erelmann des damals in Cultur blühenden Florentiner Staates. Er ward am 18. Februar 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater scheint neben Wissenschaft auch Tuchhandel getrieben zu haben. Der Sohn aber hatte blos Sinn für Wissenschaft. Gehörig vorgebildet, studirte er von 1581 an auf der Universität seines Geburtsorts Medicin und Philosophie des Aristoteles, die als die vollkommenste, unverdauerlichste Quelle alles Wissens galt. Er aber hatte mit seinen feurigen Augen und seinem lichten Sinn bald ganz andere Quellen entdeckt.

Wie Newton durch einen vom Baume fallenden Apfel auf Entdeckung des Gesetzes der Schwere geführt ward, so kam auch der erst 19jährige Student Galilei im Dome zu Pisa durch eine alltägliche Kleinigkeit auf das wichtige Geheimniß von den Pendelschwingungen, durch welche seitdem die Naturwissenschaft eine Menge physikalischer Bewegungen erklärte, z. B. die Umdrehung der Erde, und die hernach zu Zeitmessungen und Perpendikeluhren verwendet wurden. Er sah im Dome eine an der Decke aufgehangene Lampe hin- und herschwingen.

In der Quelle aller damaligen Weisheit, den alten Griechen Aristoteles, las er verschiedene wissenschaftliche Sätze, die zwei Jahrtausende ohne Prüfung als unumstößlich wahr gegolten, unter andern auch den, daß, wenn zwei Steine von verschiedener Größe gleichzeitig von einer Höhe herabgeworfen werden, der größere eher zur Erde komme.

„Das wollen wir doch erst einmal untersuchen,“ rief er, stieg auf den schiefen Thurm zu Pisa und warf vor Zeugen unten und oben Steine von verschiedener Größe herab. Sie kamen immer ohne Rücksicht auf ihre Größe gleichzeitig unten an, und mit jedem aufklatschenden Falle zerbröckelte ein Stück nach dem andern von dieser alten Zwingburg der Wissenschaft. Laßt uns untersuchen! Das war die einfache, aber allmächtige Zauberformel, womit die Autorität, die von oben her vorgeschriebene Formel des Wissens und Glaubens gestürzt, der Geist auf den Kampfplatz der Freiheit gerufen ward.

Denselben Thurme verdanken wir noch die von Galilei durch eine Reihe von Untersuchungen ermittelten Gesetze von der Geschwindigkeit des Falles oder der Wirkung der Schwere. Sodann untersuchte er mit besonderer Vorliebe die Wirkung der Körper je nach Schwere und Umfang auf das Wasser. Man wußte bis dahin noch nicht, warum manche Körper schwimmen, andere nicht, oder nur in bestimmter Form und Anordnung. Warum schwimmt das kleinste Stück Eisen nicht auf dem Wasser, wohl aber ein mit vielen hundert Centner Eisen beladenes Schiff? Durch seine Untersuchungen und sein späteres Werk „Von den schwimmenden Körpern“ entdeckte und bewies er die ersten Grundlehren der angewandten Mathematik, die wir Hydrostatik und Hydrodynamik* nennen, und die in der von ihm zuerst erfundenen hydrostatischen Wage, der hydraulischen Presse u. s. w. in Wissenschaft und Industrie ungemein wichtig geworden sind.

Es ist sehr erklärlich, daß der Student Galilei bald ein berühmter Mathematiker und schon 1589 Professor zu Pisa ward. Als solcher brachte er den Aristoteles, den mittelalterlichen Wissensschastspapst, mit jedem Tage mehr um seine Autorität. Seitdem die Steine vom Thurme gefallen waren, konnte diese Revolution nicht mehr unterdrückt werden. Doch glaubte man, wie die „Auto-

* Lehre von den physikalischen Eigenschaften des Wassers in Ruhe und Bewegung.

Digitized by Google

rinäten" noch heute, durch Absetzung des Professors die gute, alte Ordnung wieder herstellen zu können. Es half aber nichts. Im Gegentheil ward Galilei als vom Senate Venedigs berufener Professor der Mathematik in Padua (1592) weltberühmt. Nicht blos die wißbegierige Jugend Italiens strömte in das alte Padua, auch berühmte Cardinäle und Prinzen fernen Auslandes (wie z. B. Gustav Adolph) studirten hier, um die lebendigen, scharfen, graciösen und witzigen Vorträge Galilei's im besten Italienisch zu hören. Daß er das alte Latein aufgab und im klangvollsten lebendigen Toscanisch sprach, war eine akademische Revolution. Sein Haus in der düstern, dicht von Studenten bevölkerten Universitätsstadt, lag unscheinbar neben der berühmten Benedictiner-Abtei Santa Giustina, aber das formwährende Aus- und Einströmen von Studenten, berühmten Fremden und Damen und die heitere Geselligkeit, die zuweilen aus der geöffneten Thür vom Garten her sichtbar ward, verriethen die Wohnstätte des berühmtesten und glücklichsten Mannes. Mit einer schönen Griechin verheirathet und bald von herrlichen Kindern umspielt, in der Blüthe seines Glücks, seiner Gesundheit, seines Wissens, seines mächtigen Wortes, seines Ruhmes noch von keinem Neide, keiner Verfolgung berührt, genoß er hier den Hochsommer seines Lebens, der freilich durch den frühen Tod seiner Gattin empfindlich getrübt ward. Er übertrieb darnach seine glänzende, gastliche Häuslichkeit einer zuverlässigen Haushälterin, die für eine gar zu große Zahl von Gästen aus der Abtei immer so viel Silberzeug, als sie brauchte, geliehen bekam.

Während dieser Zeit sprudelten die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen aus seinem Geiste in die staunende Welt. Wir können hier nur die wichtigsten nennen, ohne uns auf deren Erklärung oder Wichtigkeit einzulassen, weil dies allein den vorgeschriebenen Raum überfüllen würde.

Nachdem er den Proportionalcirkel erfunden, rechnete er die mathematische Formel für die Gesetze des Falles heraus, nämlich daß ein fallender Körper in dem Maße von 1, 3, 5, 7 u. s. w. mit zunehmender Geschwindigkeit von der Erde angezogen werde oder falle, also z. B. in der ersten Secunde 15, in der zweiten 45, in der dritten 75, in der vierten 105 Fuß u. s. w. Ob er auch das Thermometer erfunden oder nur vervollkommnet, wie viel ihm in den Forschungen über Magnetismus zukomme und in welchem Grade er als Erfinder des Mikroskopes und des astronomischen Himmelsschlüssels oder Fernrohrs im wörtlichen Sinne anerkannt werden müsse, kann hier der Umständlichkeit wegen nicht erörtert werden. Sicher ist, daß er zuerst wirkliche astronomische Teleskope zusammenstellte und damit den Himmel aufschloß. Die Galilei'schen Fernröhre wurden erst in Italien, dann in der ganzen Welt ein aufregendes Ereigniß, zumal als die von ihm entdeckten Monde des Jupiter, die Mondgebirge und Sonnenflecke und die daraus gezogenen Schlüsse bekannt wurden. An den Jupiter-Trabanten sah er die Bestätigung des Copernikanischen Systems von der Umdrehung kleiner Himmelskörper um größere, in den von Ost nach West fortrückenden Sonnenflecken die Drehung der Sonne um ihre Axe und damit ein Bild der Rotation der Erde.

Der Ruhm Galilei's war damit weit über die Erde verbreitet worden, sodaß es sich der Großherzog Cosmo II., der Mediceer, zur Ehrenaufgabe machte, ihn nach Pisa zurückzurufen und ihm bei sicherem, auskömmlichem Gehalte vollständig freie Muße zur Verfolgung seiner Entdeckungen, so wie unbeschränkte Wahl der Wohnung in seinem Staate zu verbürgen.

Galilei folgte 1610 diesem Rufe und lebte zunächst meist auf dem Lustschlosse eines Freundes bei Florenz. Hier entdeckte er in den „Phasen" (Lichtabwechslungen) des Mondes, der Venus und des Mars die überzeugendsten Beweise für das Copernikanische System, da diese Phasen die Umdrehung dieser Körper um die Sonne (des Mondes um die Erde und mit ihr um die Sonne) zu mathematischer Gewißheit erhoben.

Die Gelehrten, welche auf Aristoteles, die Priester und alle guten Katholiken, welche auf die Bibel schworen und jede davon abweichende Meinung als Ketzerei mit geistlichem und gegenzeitlich leiblichem Tode bestrafen, waren außer sich über diese Revolutionen in den Himmeln und auf der Erde, durch welche ihrem Wissen und Glauben, der Macht und Unfehlbarkeit der Kirche aller Boden unter den Füßen schwand. Freunde warnten, Feinde umlauerten den von Herrschterfreundschaft geschützten und in sich selbst siegesgewissen Erstörer der Wissenschaft. Immer lauter wurden die Vorwürfe, daß seine Lehren nicht mit der Bibel übereinstimmten und er ein Ketzer sei.

Galilei versuchte bis an das Ende seines Lebens seine katholische Unbescholtenheit zu retten, ohne der Wissenschaft Abbruch zu thun. In diesem Widerspruche, aus welchem er sich nicht herauswagte, hatte er stets viel zu kämpfen und zu leiden. Ein Versuch, die Umrechnung der Himmelskörper aus der Bibel (Josua, der die Sonne stillstehen hieß) zu beweisen, wurde just zum Vorwande, ihn ernstlich zu verdächtigen. In Rom wurde es bedrohlich für ihn. Zornig in seinem heißen Blute reiste er 1611 selbst nach Rom, um die Hauptstadt des Papstes und des unerschütterlichen Glaubens und bewies durch Lehre und Fernröhre den Cardinälen und Großen des Reichs die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Entdeckungen. Binnen drei Monaten ward er auch mit zum Triumphator und reiste, mit Ehren überhäuft, nach Florenz zurück. Nun lehne, forsche und schrieb er noch rücksichtsloser, so daß es seinen Feinden gelang, ihn bei dem Papste Urban VIII., seinem ehemaligen Freunde Barberini, verdächtig zu machen und das Inquisitions-Tribunal gegen ihn zu hetzen. Vor diesem sollte er sich 1615 verantworten. Er reiste unter dem Schutze seines Fürsten wieder nach Rom, wo er in dem großherzoglich Palast Wohnung nahm und durch sein Ansehen, seine Beredsamkeit, seine Ueberzeugungskraft sofort alle Verdächtigungen niederschlug und geachteter, gerühmter dastand, als je zuvor. In diesem Gefühl seiner Macht glaubte er der Wissenschaft einen neuen Sieg verschaffen zu müssen, er verlangte vom Inquisitionsgericht die Anerkennung der Copernikanischen Lehre, d. h. seines eigenen Standpunkes. Der Papst übertrug die Entscheidung darüber einer Versammlung von Cardinälen, die sich zu dem Erkenntniß einigten, daß die Bewegung der Erde nicht mit der Bibel übereinstimme und Werke, welche diese Uebereinstimmung behaupten, verboten seien.

Galilei äußerte sich darüber schon ungehalten, sodaß ihn Cosmo zurückrief, um wegen dieser Freundschaft nicht in Feindschaft mit der Kirche zu gerathen. Galilei kehrte zurück mit der Weisung des Inquisitions-Tribunals, von Uebereinstimmung des Copernikanischen Systems mit der Bibel nicht weiter zu reden. Im Uebrigen sollten ihm astronomische Forschungen und Lehren frei stehen. Damit scheint er denn auch während der folgenden fünfzehn Jahre ausgekommen zu sein. Aber in Folge von entdeckten Kometen und Urtheilen und Streitschriften darüber wachte die alte Feindschaft der Jesuiten wieder auf, die auf Grund seines berühmtesten Werkes, „Dialog über die beiden größten Weltsysteme, das Copernikanische und das Ptolemäische", zur wüthenden Verfolgung ausartete. Der Dialog ist zwischen drei Personen vertheilt, von denen die eine den Copernikus, die andere (Simplicio) das Ptolemäische System von der ruhenden Erde als dem Mittelpunkte der Welt, und die dritte den Kritiker zwischen beiden spielt, um den Streit, nachdem Simplicio sich in ganzer Lächerlichkeit und Unhaltbarkeit ausgesprochen, zuletzt der Form nach unentschieden zu lassen. Namentlich hatte Galilei durch Vorrede und Schluß die in der That glänzendste Vertheidigung der neuen Wissenschaft und Forschung zu verrecken gesucht. Der Papst, der zu dem Werke die Censurerlaubniß befohlen hatte, hielt sich für hintergangen und gerieth in den größten Zorn, als ihn die Jesuiten zu überzeugen suchten, unter Simplicio sei er persönlich lächerlich gemacht und das Copernikanische System auf das Ketzerischste vertheidigt worden. Dennoch war der Papst im Gefühle ehemaliger Freundschaft großmüthig und suchte die Anklagen der Jesuiten durch Vermittelungen, statt durch das Inquisitions-Tribunal, zu beseitigen. Aber das in alle gebildete Sprachen übersetzte, in Italien durch Streitschriften und aufgeregte Parteien in allen Köpfen spukende Meisterwerk Galilei's und dessen eigene hitzige Leidenschaft für die Wahrheit führten ihn doch endlich im Februar 1633 vor das Inquisitions-Tribunal. Hier wurde er freilich durchweg mit der größten Auszeichnung behandelt und nie eigentlich gefangen gehalten. Man ließ ihn meist im toscanischen Gesandtschafts-Palaste wohnen.

Zum Widerrufe und zur Abschwörung seiner Lehre wurde er freilich gezwungen, aber nicht durch Tortur, wie in so vielen Büchern über ihn gefabelt wird. Auch die Strafen, wozu er verurtheilt ward, Gefängniß und Bußübungen, erlitt er einige Tage blos zum Schein. Er durfte zwölf Tage nach der Verurtheilung im Palaste seines Freundes, des Erzbischofs von Siena, wohnen und ungehindert studiren. Hier und später auf seinem eigenen Landgute verlebte er in ungestörten Forschungen seine letzten Jahre

Digitized by Google

und Tage. Diesen Arbeiten seines Greisenalters verdanken die Wissenschaften der Physik und Astronomie noch mehrere der wichtigsten Entdeckungen in den Gesetzen der Bewegung, des Widerstandes, den Flüssigkeiten ausüben, der Grundlehren von Längenmessungen auf dem Meere durch Sterne (Jupiterstrabanten), der Schwankungen (Libration) in der Mondbahn u. s. w. Mehrere dieser Forschungen sind noch heute Grundwahrheiten in der Physik und Astronomie. Obgleich während der letzten fünf Jahre staarblind und von Gliederschmerzen gepeinigt, arbeitete er ruhe- und schlaflos bis zu den letzten Augenblicken seines 78jährigen Lebens, das am 8. Januar 1642 in den Armen seines dankbarsten Schülers Viviani von ihm wich. Die sterblichen Reste des Heldengeistes ruhen in der Kirche St. Croce zu Florenz, wo ein 1737 neben Michel Angelo gesetztes prächtiges Denkmal jährlich von Männern und Frauen aller Nationen besucht wird.

Auch Rom erklärte sich endlich für besiegt, aber erst 1821, wo das Verbot der Copernikanisch-Galilei'schen Lehre aufgehoben ward. Und am 15. September 1841 traten beinahe neunhundert Männer der Wissenschaft in den Tempel des vergötterten Galilei, das ihm geweihte neue Museum der Physik zu Florenz, wo er wie lebend, Stirn und Hand gen Himmel gerichtet, in Erz gegossen steht, umgeben von den Büsten seiner berühmtesten Schüler, den Gläsern und Instrumenten seiner Erfindung und seinem eigenen Zeigefinger, den ihm Propst Gori bei Verlegung der Leiche in die Kirche von St. Croce im frommen Eifer stahl.

Ueber seiner Statue wölbt sich ein azurner Himmel mit Versinnlichung seiner fünf bedeutendsten astronomischen Entdeckungen: Trabanten des Jupiter, Flecken der Sonne, Montgebirge, Mond- und Venus-Phasen und die zwei Ringe des Saturn. Die vom Großherzoge von Toscana angeordnete Prachtausgabe seiner sämmtlichen Werke, die von 1842 bis 1856 in 16 Bänden erschienen, gilt als ein anderes Ehrendenkmal.

Die Worte: „Und doch bewegt sie sich!" hat er vielleicht nicht gesprochen, als ihm die Abschwörungsformel entrungen worden war, aber sie wurden ihm von dem Volksgefühle, von dem Weltgericht der Geschichte als ewiger, unumstößlicher Richterspruch gegen Verbots- und Unterdrückungs-Despotie in den Mund gelegt. Gebieter Stillstand, wohl gar Umkehr, soviel ihr wollt, die Wissenschaft und ihre befreiende That und Wirkung bewegt sich doch!

H. B.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

4. Charakterköpfe aus der deutschen Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt.

2.

Schulze-Delitzsch — Ludwig Seeger — August Metz — Karl Brater — Eduard Wiggers.

Vom Verfasser des Artikels „die Fürsten des Fürstenlags".

Als ich noch in die Schule ging, wurde mir einmal zur Veranschaulichung des Reichthums eines beliebigen preußischen Freiherrn erzählt, der könne von Marburg bis Berlin reisen und jede Nacht auf einem seiner Güter logiren. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, und mit Hülfe meiner geographischen Kenntnisse konnte ich mir wirklich eine hübsche Summe herausrechnen. Schulze-Delitzsch ist aber, denk ich, doch noch reicher: der kann durch ganz Deutschland reisen und wird überall, wo er seinen Namen nennt, ein hochwillkommener Gast sein. Der Mann aber muß wahrlich reich, sehr reich sein, der die Liebe einer ganzen Nation ohne Titel und ohne Mittel blos durch seine geistige und sittliche Kraft sich hat erwerben können. Ist das nicht auch National-Oekonomie und zwar im höchsten und edelsten Styl? Dieses nicht übertriebene Zeugniß einer nationalen Popularität würde es schon allein entbehrlich machen, ein vollständiges Bild von Schulze-Delitzsch hier zu zeichnen, wenn auch nicht noch vor Kurzem diese Blätter eine ausführliche Lebensbeschreibung mit Zeichnung gebracht hätten. Ein paar ergänzende Striche aber werde ich doch wohl noch in sein Bild hineintragen dürfen, zumal wenn sie so wichtige Seiten wie seine parlamentarische Thätigkeit und seine Gabe als Volksredner zu erläutern bestimmt sind. Wir hören ja immer einmal wieder gern etwas von denen, die wir lieb haben, und Schulze-Delitzsch — nun den haben wir eben lieb. Das weiß er ja auch selbst. Man bezeichnet Schulze gewöhnlich schlechthin als den Führer der deutschen Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause. Das ist nicht so ganz unbedingt richtig. Diese Partei hat eigentlich keinen Führer, und nicht ganz auf einen politischen Ton gestimmt, wie sie ist, zählt sie überdies unter ihren Mitgliedern mehrere so bedeutende Persönlichkeiten, daß ihnen gegenüber selbst Schulze-Delitzsch sich nicht als Führer betrachten könnte. Aber nach zwei Seiten hin ist Schulze trotzdem als der Führer der Partei anzusehen: in der Vermittelung des Zusammenhanges mit den Gesinnungsgenossen im übrigen Deutschland und in der Vertretung der Parteibeschlüsse in den öffentlichen Sitzungen des Hauses. Ob Schulze-Delitzsch auch Urheber des glücklich gewählten Namens „deutsche Fortschrittspartei" gewesen, weiß ich nicht einmal ganz bestimmt, aber als Ausschußmitglied des Nationalvereins und seit Jahren in näheren Beziehungen zu den besten Männern in den kleineren deutschen Staaten hat er jedenfalls ganz besonders bestimmend darauf eingewirkt, daß die Austreibung des „preußischen Großmachtkitzels" zunächst einmal in den Anschauungen des preußischen Volkes angebahnt und die Betonung des innigen Zusammenhanges mit Deutschland als wesentlicher Theil in das Programm der Partei aufgenommen wurde.

Als parlamentarischer Redner sodann ist Schulze-Delitzsch seiner Partei fast unersetzlich. Wenn vielleicht erst spät in der Nacht nach langen Berathungen die Fortschrittspartei sich auf einen bestimmten Antrag oder die bestimmte Behandlung einer Frage geeinigt hat und es sich nun darum handelt, diese Beschlüsse im Hause selbst zu vertreten, dann ist es Schulze-Delitzsch, der am andern Morgen vor allen Anderen die Sache der Partei mit einer Beredsamkeit führt, die oft genug gerade seine Freunde am meisten in Erstaunen setzt. Als wenn er Wochen lang an nichts Anderes gedacht, so versteht er oft in der gründlichsten, scharfsinnigsten Weise dieselbe Sache, die er vielleicht noch am Abend vorher innerhalb der Fraction bekämpft. So wunderbar rasch weiß er eine einmal erfaßte Idee in sich selbst zu Fleisch und Blut zu verarbeiten, und so wunderbar sicher steht ihm die Gabe des Wortes zu Gebote. Dialektische Gewandtheit, Gedanken- und Wortfülle, Scharfsinn, Witz, vollständige Ruhe bei größter innerer Wärme — mit diesen Waffen führt er als parlamentarischer Redner ersten Ranges die Sache seiner Partei. Um jedoch ein bedeutender Volksredner zu sein, würden freilich diese reichen Mittel zum Theil nicht verwendbar sein, und zum Theil noch nicht ausreichen. Der parlamentarische Redner muß vor Allem von seinen Zuhörern verstanden werden, der Volksredner muß vor Allem seine Zuhörer selbst verstehen.

Schulze-Delitzsch ist aber auch ein gleich bedeutender Volksredner, weil er das Volk wie Wenige kennt und versteht, und weil ihn Mutter Natur zugleich mit Dichteraugen in's Leben entließ. Er hat nicht blos an seinem eigenen, er hat ebensosehr an seines Volkes Geschick schwer getragen, und dies und seine rastlose Thätigkeit haben ihm, dem Fünfziger, jetzt den Stempel eines vielbewegten Lebens auf das Gesicht gedrückt. Als Schulze-Delitzsch aber noch Hermann Schulze hieß, als er noch nach Norwegen und Italien wanderte, ja selbst dann noch, als er wirkliches actives Mitglied der schlimmen juristischen Secte war, die sich seitdem unter der Firma „preußische Kreisrichter" einen geschichtlichen Namen gemacht, da lag um Augen und Stirn bei ihm noch ein Zug, den man jetzt nur bei genauerem Zusehen im engeren Freundeskreise entdeckt, ein Zug schalkhafter Laune, um den die freie Göttin Phantasie ihr Spiel trieb. Das ist der Dichterzug an Schulze-Delitzsch, der ihn in manchem hübschen Lied hat aufsprechen lassen, was ihm beim Anblick von Berg und Wald, von Thal und See die Seele bewegte, und der freie Lauf, den lange Jahre seine reiche Phantasie hat nehmen können, die Fähigkeit, eine Anschauung und Stimmung sofort dichterisch anklingen zu lassen — das ist es, was ihn zugleich zu einem so eminenten Volksredner gemacht.

Digitized by Google

Als er in Frankfurt bei der Gründung des Nationalvereins die immer noch uneinigen Süddeutschen und Norddeutschen durch die prachtvollen Worte zur Einigung zwang: „Ich lasse Sie nicht, bis Sie sich geeinigt haben; der Geist der Nation steht hinter der Thüre und harrt darauf, daß wir uns einigen“; als er in Gotha die versammelten Zunftmeister durch den einen Satz zur Gewerbefreiheit bekehrte: „Ihr seid die Raubritter des neunzehnten Jahrhunderts“ — da sprach eben der Dichter Schulze-Delitzsch, der Dichter, der es vermag, eine ganze Kette von Gedanken zu bewegen und in einem instinctiv gegriffenen Bild zu concentrirter Wirkung zusammenzufassen. Wäre Schulze-Delitzsch um dreißig Jahre früher geboren, er würde uns vermuthlich nur in unserer Literaturgeschichte als tyrtäischer, vielleicht auch als dramatischer Dichter genannt werden. Damals kannte man eben keine höhere Leistung des Menschengeistes, als seine Gedanken und Gefühle in Verse zu bringen.

Wir wollen darum nicht geringschätzig auf diese Zeit herabsehen, denn wir würden — von allem Anderen abgesehen — heute keine Redner wie Löwe-Calbe, wie Ludwig Häusser und Schulze-Delitzsch haben ohne die poetische Sättigung, mit der diese versemachende Epoche unsere Nation erfüllte. Aber freuen wollen wir uns darum doch, daß wir aus der Zeit der dichterischen Empfindungen in die Zeit der ernsten nationalen Arbeit übergerettet sind, daß eine Kraft wie Schulze-Delitzsch im praktischen Dienste der Nation eine Bürgerkrone, statt im Nachtrab Goethe's und Schiller's einen Lorbeerkranz, hat erringen können. Den Dichter Schulze-Delitzsch würden vielleicht nur unsere Gelehrten kennen, den Volkswirth und Staatsmann Schulze-Delitzsch aber, den kennen wir Alle, denn das ist — „unser“ Schulze-Delitzsch. —

Es sprach noch ein Dichter im Saalbau, und zwar einer, dem die Natur diesen Zug noch tiefer eingegraben hat, ein Landsmann von Ludwig Uhland, der ihm als Schüler zu Füßen gesessen, dem aber trotz seiner 53 Jahre das Herz noch viel heißer schlägt, als es Uhland vielleicht je geschlagen. Ich meine Dr. Ludwig Seeger aus Stuttgart. Der hat als Bube im heimathlichen Schwarzwald den Finken und Amseln nicht blos das Singen abgelauscht, er hat ihnen auch den freien Flug und Zug abgesehen, und sein Leben lang nicht wieder vergessen können. Der Mann duftet heine Schranken um sich, wenn er sie nicht selbst als recht und gerecht anerkannt. Wie ihm das Halstuch lose und frei und der Rock weit und bequem am Leibe sitzen muß, so verlangt er in allen Dingen freies Feld für sich, und wer ihn ansieht, fühlt das auch alsbald aus dem energischen Ausdruck seines Gesichtes heraus. Der fest geschlossene Mund, die hellen blauen Augen, die einem fast noch jugendlich trotzig hinter den großen Brillengläsern entgegensehen, die runde hohe Stirn und die kräftigen Bewegungen des stämmigen Körpers — das Alles verräth eine Natur, die leicht dazu kommen mag, die Dinge auf Ja oder Nein zu stellen.

Ludwig Seeger trägt eben sein eigenes Maß in sich. Dem Stand des Pfarrers entsagte er nach dreijähriger Wirksamkeit und entzog sich dem unerträglichen politischen Druck der dreißiger Jahre, um in die freie Schweiz überzusiedeln. Aber als er zwölf Jahre dort als Lehrer der Schweizerjugend an Gymnasium und Hochschule zu Bern gewirkt und der Märzwind des Jahres 1848 vom Deutschland her über die Alpen wehte, da zog es ihn doch wieder zurück in das alte liebe Vaterland, um auch dabei sein zu können mit Wort und That. Er führte damals die Feder in der „Ulmer Schnellpost“, und man wußte im Schwabenlande bald, was Ludwig Seeger geschrieben, auch wenn sein Name nicht darunter stand. Das Ministerium Römer wußte es auch, aber es wollte nichts davon wissen und ließ ihn zwei Mal sechs Wochen lang auf den Hohenasperg fahren, als es das deutsche Parlament auseinandersprengte und Ludwig Seeger seinen ganzen Zorn darüber ausgoß.

Die schwäbischen Bauern freilich sahen die Sache anders an und schickten den Mann, der so ganz in ihrem Sinn geschrieben und gesprochen, noch in demselben Jahre nach Stuttgart in die Kammer. Sie meinten, wer auch auf der hohen Schule des Asperg sich den Doctortitel erworben, der sei der rechte Doctor für sie. Und das muß er wohl auch gewesen sein, denn die Bauern von der rauhen Alp schicken ihn noch heute in die Kammer. Nun sitzt er still in Stuttgart und schlägt wohl einmal, wenn es ihm gar zu arg wird, ein „Eulenspiegel“ dazwischen, oder es fällt wohl auch mauchmal noch ein frisches Lied nebenher ab. Aber seine ganze volle Kraft legt er mit unermüdlichem Fleiß in einem Werke nieder, das er sich als Lebensaufgabe gestellt: er will den freiesten Geist der britischen Nation, er will Shakespeare dem deutschen Volke noch viel lebendiger und wahrer zugänglich machen, als es durch Schlegel und Tieck geschehen. Die mittelgroßen Menschen sind nicht nach Ludwig Seeger's Art und die kleinen gar nicht, darum hat er immer nach den freiesten und größten gegriffen: so jetzt nach Shakespeare, so früher nach dem großen Griechen Aristophanes, dessen Lustspiele er in unübertroffener Weise in's Deutsche übertragen hat. Schwierigkeiten schrecken ihn dabei nicht ab, sie reizen ihn nur, und die eigene Dichternatur, das eigene freie, starke Herz und ein tiefes Verständniß des Wesens der Sprache befähigen ihn allerdings wie Wenige zu so hohen Leistungen. Die Schwaben haben früher die Sturmfahne des deutschen Reiches in den Schlachten getragen, und Ludwig Seeger wenigstens ist nicht aus dieser guten schwäbischen Art geschlagen. Der trüge sie auch heute noch, wenn es gelten sollte; denn er ist nicht blos ein Dichter, er ist auch ein Mann des Kampfes, ein treuer kühner Streiter für alle freiheitliche Entwickelung und eine echte, wahre volksthümliche Natur. Beruf und Lebensstellung haben ihn freilich nie so recht ausschließlich in das öffentliche Leben eintreten lassen, auch sagt es seiner Art nicht zu, dem laufjungen Fortschreiten einer Bewegung auf Schritt und Tritt zu folgen, aber wo es galt im schwäbischen Land, da hat er nie gefehlt und seine außerordentliche Redegabe der guten Sache bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Ludwig Seeger ist eigentlich nur Volksredner, aber einer vom ersten Rang. Sein scheidend scharfer Verstand, die grotteske Komik seines Witzes, seine mächtige, donnernde Stimme, seine wuchtige, markige, plastische Sprache, die in hellem Zorn über Lüge und schiefe Winkelzüge wie ein Sturmwind dahinfahren kann, und die tiefe sittliche Ueberzeugung, die stets aus seinen Reden herauslodert, reißen seine Zuhörer mit ihm fort, sie mögen wollen oder nicht. Er tritt als Redner dem Volke noch nun eine Stufe näher als selbst Schulze-Delitzsch und spricht ihm noch mund- und sinngerechter als dieser, denn Schulze-Delitzsch bleibt als Volksredner immer noch Lehrer und väterlicher Freund des Volkes, Ludwig Seeger aber spricht mit ihm, ohne im Geringsten platt zu werden, als Seinesgleichen, als guter treuer Camerad. —

An Schulze-Delitzsch und Ludwig Seeger reihe ich einen Dritten, der auch als Volksredner viel genannt wird: Dr. August Metz aus Darmstadt. Die deutschen Fenerwehrmänner haben ihn einmal in einem launigen Toast auf seinen technischen Namensvetter in Heidelberg, im Gegensatz zu diesem, als den Metz bezeichnet, „der den Brand schürt“, und sie haben damit die hervorstechende Eigenthümlichkeit des Mannes viel treffender charakterisirt, als die deutsche Presse, die sich daran gewöhnt hat, ihn besonders als Volksredner hervorzuheben. August Metz mag ist gewiß ein Redner von Beruf, er hat auch gerade als Volksredner schon manche glänzende Probe davon abgelegt; aber doch ist er, wie ich glaube, nicht in erster Linie ein Volksredner. Metz ist vielmehr seinem innersten Wesen nach Volksagitator, Parteimann im besten Sinne des Wortes und als Redner vor Allem ein geborner Vertheidiger.

Von Ludwig Seeger nicht zu reden, würde Schulze-Delitzsch ungeachtet des Vorurtheils, das in Baiern und Oesterreich gegen ihn bestanden hat, in einer großen Volksversammlung dort, wenn auch vielleicht mit einer politischen Rede nicht alsbald durchdringen, aber doch jedenfalls eine mächtige Wirkung erzielen. Schulze-Delitzsch würde dies vermögen, weil er wirklich zum Volke schlechthin — das ja überall gleichmäßig fühlt und denkt — zu sprechen versteht und das Volk instinctiv in ihm die verwandte Natur herausfühlt. Metz würde hierzu schwerlich im Stande sein, weil er nur für Parteigenossen ein Volksredner ist und bairische und österreichische Zuhörer nicht zehn Minuten lang in die Ansicht würde versetzen können, daß er, auf gleichem Boden mit ihnen stehend, die Wahrheit gemeinschaftlich mit ihnen suche. Er wird sie durch seine glänzende Logik vorübergehend zu der Ansicht zwingen, daß er Recht habe, aber er wird sie kaum überreden und in keinem Falle bekehren. Um dies zu können, müßte er fähig sein, sich selbst ganz auf denselben Ton zu stimmen, auf den die ihm gegenüberstehende, anders gesinnte Menge gestimmt ist. Dazu aber ist er nicht im Stande, weil er immer aus dem Gegensatz, aus der Unrichtigkeit einer andern Ansicht die eigene vernetzende Grundstimmung entlehnen muß.

Das eigentliche Feld für das Rednertalent von Metz ist daher die gerichtliche Vertheidigung und die parlamentarische Rede als

Digitized by Google

Parteimann und dann erst die Rede vor großen, im Voraus gleichgesinnten Massen. Dem steht nicht entgegen, daß Metz es war, der auf einer großen württembergischen Volksversammlung wenigstens einen Theil der schwäbischen Demokratie für die Sache des Nationalvereins gewann; denn er hat die Schwaben damals nicht für das Programm des Nationalvereins, sondern nur für die frische, agitatorische Triebkraft des Vereins gewonnen, von der er selbst das empfehlendste Beispiel war. Metz hat alle Früchte, die dem Parteimann und Agitator blühen, geerntet: die wärmste Anerkennung und das unbedingte Vertrauen seiner Freunde und den bittersten Haß seiner Gegner. Er war es, für den die Letzteren den Namen „Commis voyageur des National-Vereins“ glaubten erfinden zu müssen, weil er unermüdlich rührig und überall, oft an drei, vier Orten in einer Woche, die Sache des Vereins versochten hat. Er ist es auch gewesen, der gewandt, lebenslustig, mit der Umsicht und Vorsicht des Advocaten und dann wieder, sobald er den Zeitpunkt gekommen erachtete, mit dem vollen Muth und der ganzen Rücksichtslosigkeit des Agitators, den schwachen Seiten des Ministeriums Dalwigk nachgespürt und bei den letzten Wahlen, trotz aller ausgeklügelten Hindernisse eines faulen Wahlgesetzes, eine so geschlossene Opposition in die Kammer gebracht hat, wie er es selbst kaum zu hoffen gewagt.

Diese beiden Seiten seines Wesens sprechen sich, glaub' ich, auch sehr deutlich in seinem Aeußeren aus. Das tief blaue, kluge, beobachtende Auge, die Linien um die spitz auslaufende Nase und die fein geschnittenen, fest geschlossenen Lippen gehören dem scharf berechnenden, vorsichtigen Sachführer der Partei, der, nichts überstürzend, ruhig den Dingen folgt und auf seine Zeit paßt. Wenn er aber auf der Rednerbühne steht, und die hohe, etwas forcirte Tenorstimme schallt einem entgegen, und man sieht von ferne die dunklen Augen, die unter der hochgewölbten Stirn im Feuer der Erregung hervorsprühen, und das bleiche Gesicht, dessen Blässe bei dem üppigen schwarzen Haar und dem dichten schwarzen Bambacher Bart noch stärker hervortritt, dann könnte man leicht versucht sein, bei diesem leidenschaftlichen Agitator an einen fanatischen Hussitenprediger zu denken. Der ganze Mensch arbeitet bei seinem Vortrage mit, der kräftige Körper hebt und beugt sich, und man meint, er müsse die Gedanken aus seinem ganzen physischen Habitus entwickeln. Und doch arbeitet eigentlich nur der Kopf, und gerade weil nur dieser arbeitet, während sein Gemüth ihn übernimmt, statt ihn mit Hülfe der Phantasie zu unterstützen, gerade darum ist eben Metz nicht in erster Linie Volksredner. Die raschen, glücklichen plastischen Griffe und Sprünge, wie sie Ludwig Seeger und Schultze-Delitzsch ihrer Dichternatur von freien Stücken und unabsichtlich gestatten, sind ihm versagt. Seine langen, fest gegliederten Sätze kann nur der allein dominirende, geschulte Verstand so sicher zu seinem Ziele leiten, und wie oft auch seine Rede in drastischer Spitze auslauft und bis auf das Mark der Gegner trifft, es sind nicht momentan gegriffene richterliche Bilder, es sind von Verstand erfaßte und wohl geführte Pointen. —

In der Rotunde hinter dem Präsidentenstuhle sitzt unter vielen Andern ein kleiner, schmächtiger Mann in den vierziger Jahren. Der Gestalt entsprechend ist der Kopf klein und würde ohne das volle dunkelbraune Haar noch kleiner erscheinen. Das Gesicht dagegen, von den dünnen Bollbart in seinen Conturen nicht verhüllt, tritt um so schmäler hervor, sobald die natürliche Dvalform fast bis zum Dreieck zusammen geschwunden sich ansieht und die feinen, angenehmen Züge etwas spitz hervortreten. Nur ein Theil des Gesichtes ist in normaler Ausdehnung geblieben: das große, blaue, durchdringende Auge, in dem der ganze energische Geist des Mannes zum Ausdruck kommt. Das ist Karl Brater, der Geschäftsführer des ständigen Ausschusses der Abgeordneten-Versammlung, früher Bürgermeister der alten Reichsstadt Nördlingen, eine Stellung, der er aber nach langem Kampf für die deutsche Reichsverfassung und nach nicht enden wollenden Conflicten mit der baierischen Büreaukratie entsagte, der Gründer der Zeitschrift für baierische Verwaltungswissenschaft, der Mitherausgeber des Staatslexikons von Bluntschli, der Gründer und mehrjährige Redacteur der Süddeutschen Zeitung in München. Das ist kein Redner von Beruf und er spricht auch heute nicht, wohl aber eine politische Feder, die vielleicht nicht warm genug ist und zu viel eigene Anstrengung voraussetzt, um so recht durchschlagend auf die Massen zu wirken, die aber in lichtvoller Klarheit und classisch strenger Formschönheit ihres Gleichen sucht. Wie Bennigsen hat auch Brater sich fest in die Hand genommen, wie dieser weiß auch er einem Jeden, der sich ihm naht, seine feste Stellung an; wie Bennigsen ist auch er ursprünglich Jurist und hat in trüber, drückender Reactionszeit fast allein, zunächst außerhalb und von 1859 an innerhalb der Kammer, einem freiheitseindlichen Ministerium die Spitze geboten. Es gehörte eine so begabte, sittlich so unangreifbare und zugleich eine so talkvolle und so furchtlose Persönlichkeit dazu, um im Herbst 1859, unmittelbar nachdem ein unbeschreiblicher Enthusiasmus für die Sache Oesterreichs durch Baiern gegangen, eine Zeitung in München zu gründen, die dem Programm des Nationalvereins in Baiern den Boden bereiten sollte. Was Brater hierbei geleistet, ist wahrhaft bewundernswerth. Mit außerordentlichem Geschick und mit der zähesten Ruhe und Festigkeit überwand er Schritt für Schritt alle Schwierigkeiten — hielt es doch anfangs schwer, nur einen Drucker und nun gar einen Austräger für das vom öffentlichen Urtheil verfehmte Blatt zu gewinnen! — und erzwang sich durch sein unparteiisches Urtheil, seine wirklich liberale Opposition gegen die Regierung und durch die Tüchtigkeit seiner Redaction allmählich Achtung und Interesse.

Man hat ihn in Baiern um seiner politischen Haltung willen schwer gehaßt, so wie nur ein so unausgeglichenes Volk wie das baierische hassen kann, aber man hat seinen glänzenden Leistungen als Journalist und seinem Achtung gebietenden öffentlichen Auftreten gegenüber doch auch wieder nicht ohne einen gewissen Stolz sich in dem Gedanken gefallen, daß er — ein geborner Baier sei, und mit aufrichtiger Sorge verfolgten selbst entschiedene Gegner den fernern Verlauf seines Geschickes, als er, der aufreibenden Thätigkeit als Redacteur erliegend, schwer erkrankt München verlassen mußte. Hatte doch selbst sein fanatischster Feind es nie gewagt, auch nur den Schein eines Verdachtes auf die sittliche Makellosigkeit eines Mannes zu werfen, der Amt und Würden um seiner Ueberzeugung willen ausgeschlagen und ohne Vermögen für sich und die Seinen in harter Arbeit sein Brot suchte, während Niemand Zweifel darüber hatte, daß Wissen und Talent ihn für die höchsten Staatsstellen berufen sollten. —

Die Versammlung begann schon ungeduldig zu werden, als Eduard Biggers, Advocat in Rendsburg, der Sprecher der Holsteiner Abgeordneten, von lautem Beifall begrüßt, auf der Rednerbühne erschien. Er hatte sich, ich weiß nicht ob absichtlich, jedenfalls aber mit richtigem Takt das letzte Wort vorbehalten, denn er wollte und konnte ja nicht in einer Sache mitbeathmen, die von dem übrigen Deutschland allein ausgemacht werden mußte. Aber sprechen wollte er, um Zeugniß abzulegen von den Wünschen, Absichten und Gesinnungen des verlassenen Bruderstammes. Und das hat er redlich gethan. „Die Zeit verrinnt und das Herz ist mir schwer, ich will mich bemühen, so kurz und ruhig zu sein, als es mir die Zeit und die Stunde erlaubt“ — so begann er seine Rede. Ich glaube es gern, daß dem Manne das Herz schwer war, und ich begriff es auch, daß es ihm nicht gelang, „ruhig“ zu sein. Zu Hause lahmlegen die Tränen auf ihn, weil er auch nicht hatte „ruhig“ bleiben können, und nun stand er hier, um Kunde zu bringen von dem, was vom deutschen Volke denn wohl zu hoffen sei für eine Sache, für die er vor 15 Jahren schon sein Leben in der Schlacht gewagt und der er jetzt zum zweiten Mal seine Existenz und, wenn es sein mußte, sein Leben zu opfern entschlossen war. Er wußte, in welcher qualvollen Ungewißheit er sein Land verlassen hatte, er wußte, wie dort die Gemüther Aller taumelten unter den wechselnden Eindrücken von Furcht und Hoffnung, von Jubel und Verzweiflung, von entschlossenem Muth und bangem Verzagen, und er wußte auch, was Land und Volk gelitten, denn ihm selbst hatte ja zwölf Jahre lang der Grimm über das dänische Joch am Herzen gefressen. Ich habe Eduard Biggers schon im August auf dem Abgeordnetentage sprechen hören und ich wußte, daß er zwar das Zeug zum Reden hat, daß er aber noch kein fertiger Redner ist. Und doch hat mich am 21. Decbr. kein Redner so erschüttert, als dieser Mann, dem das heftig pochende Herz ein wunderbar treues Spiegelbild von der Lage der Herzogthümer auf die Zunge legte. Aus seinen Worten klagte wirklich der verlassene Bruderstamm im Uebermaß seiner Verzweiflung. Wie in Holstein vor dem Einmarsch der Bundestruppen in aller fürchterlichen Verrätzgnis und Ungewißheit nur Eine gewiß war: daß das Land von dem schmachvollen dänischen Joche frei werden und bei Deutschland bleiben wolle, so beherrschte auch Eduard Biggers in seiner Rede nur dieser eine Gedanke. Was

Digitized by Google

lag daran, ob man auch in aller Welt erfuhr, was in Holstein jedes Kind wußte — hier blieb vorerst nur Eins zu thun: noch einmal feierlich zu erklären, daß Schleswig-Holstein Alles für sein gutes Recht daran zu setzen bereit sei, und dann die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten. Es war ein mit furchtbarer Eindringlichkeit geführter Appell an die Hülfe Deutschlands, als er uns erzählte, was für Schritte unmittelbar nach dem Einrücken der Bundestruppen in Holstein geschehen würden, und mich überlief es eiskalt, wenn ich mir die ganze Fürchterlichkeit einer Lage vorstellte, die sogar ein solches Preisgeben aller Pläne rechtfertigte. Hier sprach wirklich nicht mehr ein einzelner Mann: hier sprach die Sache selbst.

Ich bin zu Ende. Ein paar von unseren Besten habe ich zeichnen wollen; möge das, was ich ohne Gunst und Mißgunst über sie gelagt, im Gedächtniß unseres Volkes haften. Seit wir in Frankfurt versammelt waren, sind die Dinge zu einer weiteren Höhe gestiegen, daß es sich schon nicht mehr um Schleswig-Holstein, daß es sich bereits um Deutschland handelt. In solcher Zeit wird es um so nöthiger sein, daß das Volk in den Männern seine Führer kennen kann, durch deren Thätigkeit mit die Entscheidung so rasch gezeitigt worden ist. Ob auch wir selbst reif genug geworden für diese Entscheidung, davon gilt es vielleicht schon sehr bald die Probe abzulegen. Wir kennen jetzt die Folgen unserer früheren Fehler. Hüten wir uns davor, sie noch einmal zu wiederholen, es möchte sonst ein Bußtag über uns kommen, an dem unsere Kinder und Kindeskinder noch zu trauern hätten! Lange genug haben in Deutschland zwei schlimme Worte ihr Spiel getrieben, die Worte „Großdeutsch“ und „Kleindeutsch“, und selbst in Frankfurt haben sie sich noch einmal in widerwärtiger Weise hervorgedrängt. Vergessen wir diese unheilvolle Worte für alle Zeit und hören wir wenigstens in der letzten Stunde auf, in wahnwitziger Verblendung uns unter einander anzufeinden. Deutschland wird und kann nichts anderes als unser großes Vaterland werden, wenn wir selbst nur in voller Einmüthigkeit ihm jetzt hinweg helfen über die Gefahren, die noch mehr als seiner Ehre, die seinem politischen Fortbestand den Untergang drohen.

Die Schmarotzer des Menschen.

2. Die Trichine.

Krankheiten verhüten ist leichter, als Krankheiten curiren, und dahin muß es unsere Erziehung, zumal in der Schule, durchaus noch bringen, daß der Mensch seinen Körper und Alles, was diesem nützt und schadet, ordentlich kennen lernt. Er würde dadurch freilich weniger abergläubisch, aber noch lange nicht das werden, was sich Viele, weil sie auch nicht die geringste Kenntniß von den göttlichen Naturgesetzen haben, unter einem „Materialisten“ denken: einen Menschen nämlich, der seines Nichtglaubens wegen aller Moral bar und zu allen Schandthaten fähig ist. Im Gegentheil, die Kenntniß unseres Körpers kommt stets auch unserem Geiste (dem Verstande, Gemüthe und Willen) zu gute und lehrt diesen die Wege, auf welchen er in seinem, sowie in seiner Mitmenschen und Nachkommen Interesse, seiner Vollkommenheit immer mehr zugeführt werden kann. Die Naturwissenschaften sind es aber, durch welche wir vorzugsweise dieses Ziel zu erreichen im Stande sind. Also vor allen Dingen verschließe Deine Sinne diesen Wissenschaften nicht und meide, so lange Du noch keine richtige Einsicht in Gottes schöne Natur hast, Deinen unverständigen Abergläuben nicht dem Wissen entgegensetzen.

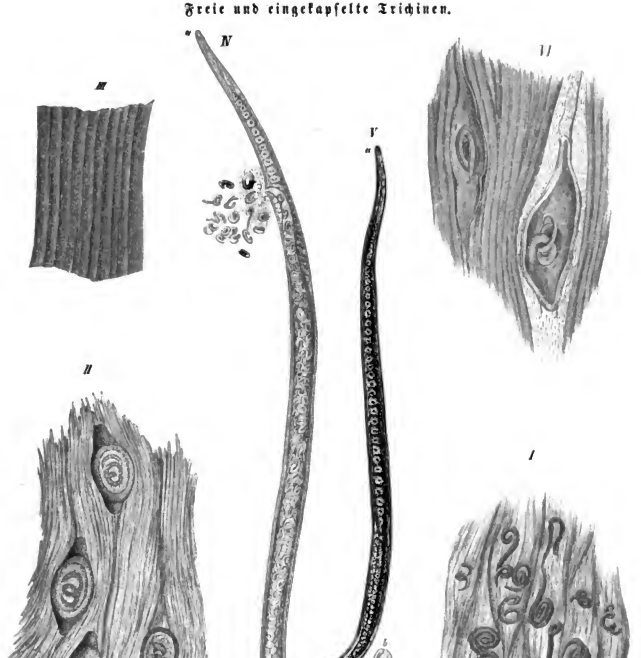
Unter den Schädlichkeiten, welche den Menschen von außen betroffen, haben unter den Laien bis jetzt die pflanzlichen und thierischen Schmarotzer (Parasiten; s. Gartenlaube 1857. Nr. 1) nur wenig Aufmerksamkeit und Angst erregt. Erst neuerlich ist es einem (der Wissenschaft schon seit dem Jahre 1832 bekannten) kleinen Würmchen gelungen, die Aerzte wie die Laien in Aufregung zu versetzen. Der berühmte Zoolog Owen nannte im Jahre 1835 dieses durchsichtige, $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Linien große Würmchen, weil es haarfein und spiralförmig aufgerollt zu sein pflegt, Trichina spiralis (spiralförmiger Haarwurm), und von da an bis in die neuere Zeit (1860) betrachtete man dasselbe bei Leichenöffnungen, — wo man die Trichine von einer weißlichen Kalkkapsel umhüllt, in Gestalt äußerst kleiner, weißer Pünktchen im Muskelgewebe (s. Fig. III.) sehr häufig und zwar mit bloßem Auge beobachtete, — als ein unschädliches Thierchen und deshalb mit großer Gleichgültigkeit. Daß dasselbe schon öfter die Ursache von schweren, ja sogar von tödtlichen Krankheitszuständen abgegeben hatte, welche dem Arzte, besonders wenn gleichzeitig mehrere Personen davon befallen wurden, wie Vergiftungen vorgekommen und übrigens ganz unerklärlich geblieben waren, davon hatte man keine Ahnung. Erst als im Jahre 1860 im Dresdener Stadtkrankenhause die Magd eines Fleischers unter sehr auffälligen heftigen Muskelschmerzen starb und in der Leiche das Muskelgewebe unter dem Mikroskope mit Trichinen durchsäet gefunden wurde, die aber von keiner weißlichen Kalkkapsel umgeben und also auch nicht mit unbewaffnetem Auge zu erkennen waren, da erst wurde von verschiedenen Seiten nach dem Lebenslaufe der Trichine geforscht.

Und diese Forschungen ergaben denn zunächst, daß die Trichinen im Schweinefleische (aber nur im wirklichen Fleische oder Sagen, Magern, nicht im Specke und in der Leber) in unsern Verdauungsapparat eingeführt werden und zwar entweder eingekapselt oder ohne jene Kalkkapsel, und daß diese Kapsel im Magen oder Darme sehr bald zerstört und so das eingeschlossene Würmchen frei wird. Die im Schweinefleische nun in den Verdauungsapparat des Menschen eingeführten Trichinen wachsen hier zunächst (in etwa 3 Tagen) um das Doppelte ihrer ursprünglichen Länge und ändern auch sehr bald ihr Aussehen, denn während man an ihnen vorher von Geschlechtsorganen keine (oder nur wenig) Spur entdecken konnte, werden sie jetzt (am 4. oder 5. Tage) zu ganz deutlich erkennbaren Weibchen und Männchen (s. Fig. IV. und V.), welche sehr fruchtbare Eltern eingehen, denn ein Weibchen bringt in kurzer Zeit Hunderte von lebendigen Jungen zur Welt. Diese neugeborenen jungen Trichinen gleichen aber nicht etwa ihren Erzeugern, denn abgesehen von ihrer Kleinheit besitzen sie auch keine Geschlechtsorgane, wohl aber sind sie den mit dem Schweinefleische genossenen, noch geschlechtslosen Trichinen ähnlich. Auch bleiben diese jungen, geschlechtslosen Trichinen nicht wie ihre Eltern im häutlichen Darme, sondern begeben sich sofort auf die Reise, indem sie die Darmwand durchbohren und im Fleische, aber nur derjenigen Muskeln, welche wir nach unserer Willkür bewegen können, so lange fortwandern, bis sie in den feinsten Fäserchen des Muskelgewebes eine passende Stelle zu ihrer Einkapselung gefunden haben. Auf der Wanderschaft nach dieser Stelle hin sind diese jungen geschlechtslosen Würmchen nicht mit bloßem Auge, sondern nur durch das Mikroskop zu entdecken; auch wandern sie in Gestalt gestreckter oder nur wenig gekrümmter Fädchen. Erst wenn sie an der Einkapselungsstelle angekommen sind, fangen sie an sich mannigfach zu krümmen, die Fleischfäserchen auseinander zu drängen und sich nun in ihrem spindelförmigen Neste (Wurmröhre) wie eine Uhrfeder spiralförmig aufzurollen. Nach und nach wird die Wand des Nestes, welche anfangs noch weich und durchsichtig ist, durch Ablagerung kleiner Kalkkörnchen zu einer harten, undurchsichtigen, weißlichen, festen Schale, und diese ist nun (wenigstens im frischen Fleische) mit bloßem Auge zu sehen; sie bildet jene feinen weißen Pünktchen im Fleische (s. Fig. III.). Auf diese Weise lebt jetzt die Trichine in einer vollständig geschlossenen, nicht selten mit Fett umgebenen, citronenförmigen Kapsel und ist dem Muskel ganz unschädlich geworden. Sie scheint in diesem festen Kerker viele Jahre fortleben zu können, und will es das Schicksal, daß ein Stück dieses trichinenhaltigen Menschenfleisches zufällig in den Darm eines Thieres gelangt, so lösen sich hier die Kalkkapseln auf, und die freigewordenen, jetzt noch geschlechtslosen Trichinen werden nun zu Männchen und Weibchen, und zeugen Junge, die es gerade wieder so machen, wie ihre Vorfahren. Wie im Menschen, so geht natürlich auch im Schweine, welches trichinenhaltige Nahrung fraß, die Verwandelung, Zeugung, Wanderung und Einkapselung der Trichinen ganz auf dieselbe Weise vor sich.

Hiernach kann man also im menschlichen und thierischen vorzugsweise Schweine-) Körper von der Trichinengesellschaft antreffen:

Digitized by Google

Freie und eingekapselte Trichinen.



I. Junge Muskeltrichinen in der Einwanderung begriffen. (Vergrößert circa 90 Mal.) — II. Eingekapselte Muskeltrichinen; die Kapseln verkalkt. (Vergrößert circa 90 Mal.) — III. Eingekapselte Muskeltrichinen; die Kapseln verkalkt. (Natürliche Größe.) — IV. Weibliche Darmtrichine mit Eiern und Jungen. (Vergrößert circa 400 Mal.) a. Kopfende, b. Hinterende, c. Geschlechtsöffnung. — V. Männliche Darmtrichine. (Vergrößert circa 400 Mal.) a. Kopfende, b. Hinterende. — VI. Muskeltrichinen in ihren Wurmröhren.

NB. Diese Abbildungen, mit Ausnahme der VI., welche dem Leuckart'schen Werke entnommen ist, wurden nach Originalen angefertigt, die Herr Dr. Fiedler in Dresden geliefert hat.

Trichinenweibchen und Trichinenmännchen, und diese, gestreckt oder wenig gekrümmt, nur im Magen und Darme; Trichinen-Neugeborene im Darme, welche aber bald als Muskeltrichinen auf der Wanderschaft im Fleische zu finden sind, und Trichinenansiedler in ihrer Clause. Jede Trichine besitzt ein vorderes, zugespitztes Ende (a), an welchem sich die Mundöffnung befindet, und ein hinteres abgerundetes Ende (b) mit der Darmöffnung; zwischen beiden Oeffnungen zieht sich die Speiseröhre und der Darm hin. — Das Trichinenweibchen (s. Fig. IV.) ist etwa 1½ Linien lang und läßt in seinem hinten Ende (b) einen mit (60—80) rundlichen Ballen erfüllten Schlauch (den Eierstock mit Eiern) wahrnehmen, der sich nach dem Kopfende hin in ein langes Rohr (den Fruchthalter) auszieht und die aus den Eiern gebrochenen jungen Trichinchen enthält, welche aus der Geschlechtsöffnung in der Nähe des Kopfes als lebendige Würmchen heraustreten. Wie lange eine Trichinenmutter leben und gebären kann, läßt sich nicht bestimmt angeben, jedoch dauert dies wenigstens 4 bis 5 Wochen. — Das Trichinenmännchen (s. Fig. V.) ist etwa halb so lang und verhältnißmäßig

Digitized by Google

plumper als das Weibchen, rollt sich auch weniger leicht als dieses zusammen und hat an seinem hintern ebenfalls abgerundeten Ende (b) zwei klappenartige Hervorragungen. In seinem Innern zeigt sich der Samenapparat. — Die neugeborenen geschlechtslosen Trichinen sind nur bei starker Vergrößerung als äußerst feine, fadenartige Würmchen zu erkennen. Sie sind es, welche, nachdem sie die Darmwand durchbohrt und das Zellgewebe der Bauch- und Brusthöhle durchwandert haben, in die Muskeln eindringen, um sich einen Ort zu ihrer Einkapselung zu suchen. — Die wandernden Muskeltrichinen (s. Fig. 1.) wachsen während ihrer Wanderschaft im Fleische, von dem sie tüchtig zehren, und nehmen erst dann ihre spiralförmige Haltung an, wenn sie sich einkapseln. Im Laufe weniger Wochen wachsen diese Muskeltrichinen sehr bedeutend, aber da sie keine Geschlechtsorgane haben, so vermehren sie sich natürlich nicht. — Die eingekapselte Trichine soll in ihrer Kapsel mehrere Jahrzehende leben können, während ihre Eltern im Darme schon nach Ablauf einiger (6—8) Wochen untergehen.

Daß die Trichinen dem Menschen Beschwerden und Gefahr bringen, ist nicht wegzuleugnen. Jedoch ist dies nur dann der Fall, wenn sie in sehr großer Anzahl den Darm und die Muskeln heimsuchen. Freilich können schon durch wenige Bissen sehr trichinenreichen Schweinefleisches so viele Trichinen-Väter und -Mütter sich im Darme einwickeln, daß diese bei ihrer großen Fruchtbarkeit schon nach wenigen Tagen Millionen junger Fleischfresser in unsere Muskeln zu schicken im Stande sind. Je mehr also von trichinigem Fleische genossen wird, je mehr Trichinen überhaupt in unsern Verdauungsapparat eingeführt werden, um so länger dieß daselbst verweilen und sich vermehren können, um so mehr muß sich natürlich auch das Leiden und die Gefahr steigern. Die durch die Trichinen erzeugten Beschwerden betreffen den Magen, den Darm und die Muskeln und sollen dem Leser, — der gewöhnlich aus einer Krankheitsbeschreibung eine einzige Krankheitserscheinung herausnimmt und sich dann, wenn er diese an seinem Körper zu bemerken glaubt, die ganze Krankheit zu haben einbildet, — nicht ausführlicher mitgetheilt werden, weil's ihm übrigens auch nichts nützt und Heilmittel gegen die Trichinenkrankheit nicht existiren. Sprechen wir also lieber von den Vorsichtsmaßregeln, durch die man sich vor der Gefahr schützen kann.

Schweinernes schmeckt denn doch zu gut, um als oberste Vorsichtsmaßregel die hinzustellen: man esse überhaupt keine Speise, die vom Schweine kommt. Nein, man esse dieses Fleisch, aber so zubereitet, daß, wenn selbst zahlreiche Trichinen darin verborgen wären, doch kein Nachtheil aus diesem Genusse hervorginge. Die richtige Zubereitung besteht nun darin, daß das Schweinefleisch (Coteletten, Frankfurter, Rösl- und Bratwürste, Wurstfleisch) gehörig durch und durch gekocht, gebraten oder geröstet wird. Denn die länger einwirkende Siedehitze macht die Trichinen ganz sicher todt. Rohes Schweinefleisch genieße man nie und halbrohes Schweinefleisch, wie es sich nicht selten in schnellgeräucherten Schinken, schlechtgeräucherten Knack- und Cervelatwürsten, in schwach gepökelten und nur halb gahr gekochten (gewellten) Wurstfleische vorfindet, genieße man mit der Vorsicht, daß man dieselben mikroskopisch untersucht oder untersuchen läßt, wenn man nämlich den Schinken und das Pökelfleisch nicht tüchtig kochen oder braten will. Und warum soll nicht jeder Mensch, wenn er's nur halbwegs kann, sich seinen Schinken und seine Wurst mikroskopisch selbst untersuchen? Ich würde es den Trichinen Dank wissen, wenn sie die Veranlassung dazu gegeben hätten, daß die gnädigen Frauen und Fräulein im Hause, wenn auch anfangs nur minutenlang, vor einem Wirthschaftsmikroskope und nicht mehr stundenlang vor der Toilette oder beim Romanlesen anzutreffen wären. Sicherlich würde sich dann sehr bald auch mehr Neigung für reelles, naturwissenschaftliches Wissen, vielleicht auch bei den Herren Hausvätern, einstellen und die Massen wohriger Suchten und Aberglauben vertreiben, welche die Menschen an ihrer Veredlung hindern. — Ein sehr empfehlenswerthes, äußerst praktisches und billiges (nur wenige Thaler kostendes) Taschenmikroskop für das Haus mit den nöthigen Instrumenten, Anweisungen und sogar Trichinenpräparaten, versertigt, nach der Idee des Dr. Pfeiffer in Jena, der Mechanikus Zeiß daselbst. Mit einem solchen Mikroskope brauchte die Hausfrau aber nicht blos auf die Trichinenjagd zu gehen, sie könnte sich auch noch über viele andere Wirthschaftsereignisse Aufklärung verschaffen, z. B. ob ein Stoff wirklich aus reinem Leinen, Wolle, Baumwolle oder Seide besteht oder mit diesen oder jenen Stoffen untermischt ist u. s. f. Doch davon später ausführlicher (s. Garten. 1854 Nr. 33 u. 37).

Daß die ganze unheimliche Trichinerei über kurz oder lang ihr Ende finden wird, ist sehr wahrscheinlich, wenn man nur erst dahintergekommen sein wird, wie die Trichine in das Schwein gelangt, denn hinein muß sie geschafft werden. Zur Zeit ist das aber noch nicht aufgeklärt. Jedenfalls muß sich vorläufig das Schwein weniger schweinisch benehmen dürfen und bei reiner Stallfütterung recht rein gehalten werden. Im Ganzen kommt es übrigens zum Glück nur selten vor, daß man ein trichinigtes Schwein erlappt. Doch darf das die Menschen nicht so sicher machen, daß sie die Vorsicht gegen Schweinefleisch und besonders gegen Geräuchertes ganz aus den Augen setzen, zumal da auch bei großer Vorsicht von Seiten der Polizeirichter und Fleischer die Trichinenkrankheit, welche beim Menschen sehr charakteristisch erscheint, beim lebenden Schweine nicht sicher zu erkennen und also die Uebertragung von einem Schweine auf das andere nicht zu verhindern ist. Man müßte denn, wie dies bei trichinenkranken Menschen vorgenommen wurde, dem verdächtigen Schweine ein Stückchen Fleisch ausschneiden und mikroskopisch untersuchen. Das todte Schwein sollte aber einer sorgfältigen Fleischschau niemals entgehen werden. Dabei ist aber stets zu bedenken, daß die nicht eingekapselten Trichinen nur mit Hülfe des Mikroskopes zu entdecken sind und daß nur die Kalkkapseln als weißliche Pünktchen mit bloßem Auge wahrgenommen werden können. Dieses Wahrnehmen ist aber auch nur im frischen Fleische möglich, nicht aber im geräucherten, gepökelten und gekochten. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß beim Fleischer in der Regel auf einem und demselben Klotze und mit einem und demselben Beile oder Messer die verschiedenen Fleischarten hintereinander zerlegt werden und daß hierbei sehr leicht auch anderes Fleisch durch Beimischung trichinigen Schweinefleisches schädlich werden könnte. Darum ist's räthlich, das Schweinefleisch abgesondert von den andern Fleischarten auf eigenen Klötzen mit besonderen Messern und Beilen zu behandeln und diese Utensilien stets sehr rein zu halten.

Neuere Versuche haben noch dargethan, daß durch längeres Einsalzen des Fleisches und durch 24stündige heiße Räucherung (nicht aber durch dreitägige kalte Räucherung) die Trichinen getödtet werden und daß auch ein längeres Aufbewahren kalt geräucherter Wurst das Leben derselben zu zerstören scheint. — Trotz der beruhigenden Aufklärungen nun, welche uns bis jetzt (durch Leuckart, Virchow, Herbst, Küchenmeister, Zenker, Fiedler u. A.) über die Trichinen geworden sind, ziehe man gegen diese Schmarotzer doch immerfort mit ertentlichem Kochen, Braten und Räuchern des Schweinernen zu Felde und bedenke, daß Krankheiten zu verhüten leichter ist, als sie zu heilen.

Schließlich lasse man sich aber auch noch sagen, daß schon Newton prophezeit hat: das Mikroskop werde einst auf dem Tische jedes gebildeten Menschen stehen; dem Wissen ist Macht. Das Mikroskop ist das gewaltigste Civilisations-Instrument, welches ebenso dem menschlichen Geiste, wie dem praktischen Leben große Vortheile und Genüsse zu schaffen im Stande ist (s. Garten. 1854 Nr. 19).

Red.

Die unbarmherzigen Barmherzigen.

Von dem ehemaligen Hospital- und Invalidenhaus-Pfarrer **Biroa** in Mainz.

Seit einigen Jahren hat das Mainzer Invalidenhaus durch außergewöhnliche Ereignisse eine fast allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Vieles ist über diese Anstalt und über ihre Geheimnisse in's Publicum gedrungen, mit besonderer Mühe hat Barbara, ein früherer Insasse dieser Anstalt, sie beschrieben. Allein auch andererseits hat man nicht geschwiegen. Auf jene öffentliche Anklage folgte sofort eine kecke Vertheidigung von Seiten der ultramontanen Partei, und der „Mainzer Anzeiger", der sich des Invalidenhauses mit besonderer Vorliebe angenommen hatte, wurde in mehreren Preßprocessen verurtheilt und schließlich im Großherzogthum Hessen

Digitized by Google

verbeten. Auch die Mainzer Localpresse wurde deshalb gerichtlich verfolgt und, wenn auch wider Willen, zum Schweigen gebracht; Warburg endlich büßte gerade ein Jahr lang in Untersuchungshaft hinter Schloß und Riegel wegen seiner Enthüllungen über die genannte Anstalt. Als er aus dem Gefängniß heraus zu seiner Vertheidigung eine Anfrage an seine Mitbürger veröffentliche, wurde er, noch bevor sein Hauptproceß verhandelt war, zu vier Monaten Correctionshaus nebst entsprechender Geldstrafe verurtheilt. Am 4. Januar d. J. kam endlich der Proceß wegen der Warburg'schen Broschüre zur Verhandlung. An 150 Zeugen waren geladen. Gerade am Jahrestage seiner Verhaftung hielt Warburg seine Vertheidigungsrede vor den Schranken des Mainzer Bezirksgerichtes, und am 27. Januar wurde das Urtheil publicirt. Es lautete auf 6 Monate Correctionshaus, von denen von seiner 12 Monate dauernden Haft ihm 2 Monate als unverschuldet abgerechnet wurden. Allein durch diese Verurtheilung ist das öffentliche Urtheil über Schwester Aroldine, über das Invalidenhaus und über die ultramontanen Mainzer Jesuitenumtriebe nicht um einen Deut geändert worden. Oeffentlich sammelt man in Mainz und in der Umgegend zu Gunsten Warburg's, damit er nach überstandener Haft eine einigermaßen sichere Existenz finde; denn man weiß in Mainz nur zu gut, daß Manches, was Warburg in seiner Broschüre behauptet, wenn auch nicht durch Zeugenaussage zu erweisen, so doch wahr ist, indem in der langen Zwischenzeit seiner Untersuchungshaft manche seiner Hauptentlastungszeugen gestorben sind, besonders der bekannte Dr. Mertens, Assistenzarzt in jenen Anstalten, der sich unter Verhältnissen erhängte, daß in Folge der deshalb anstandenen Gerüchte gegen mehrere Zeitungen in und um Mainz mit Untersuchungen wegen Preßvergehen vorangegangen wurde. Man weiß, daß die Mainzer Ultramontanen in den 12 Monaten von Warburg's Untersuchungshaft freie Hand hatten, ihre Angelegenheiten bezüglich jenes Processes in Ordnung zu bringen, während dem Warburg die nothwendigen Mittel zu seiner Vertheidigung, vor Allem der freie Verkehr mit den von den Ultramontanen unterstrichen Invaliden, fehlten. Man weiß endlich nur zu gut, daß auch für den Fall, daß Warburg in dem einen oder andern Punkte sich geirrt, er durch sein Auftreten in dieser Angelegenheit an den armen Invaliden ein gutes Werk gethan und durch seinen Kampf gegen das Mainzer Jesuitenthum sich um die gute Sache verdient gemacht hat.

Tief eingeweiht in die Verhältnisse des Mainzer Invalidenhauses und bekannt mit den Plänen der Mainzer Ultramontanen, werde ich ohne alle Parteilichkeit wie sonder Leidenschaftlichkeit den Lesern der Gartenlaube ein Bild jener Anstalt entwerfen, welches, auf der strengsten Wahrheit beruhend, um so geeigneter sein wird, das Urtheil des deutschen Volkes über jene Vorgänge wirklich aufzuklären. Es bedarf keiner Uebertreibungen, um ein schlechtes System bloßzustellen und es in den Augen der Welt zu kennzeichnen.

Das Mainzer Invalidenhaus ist eine rein bürgerliche Anstalt, die erst im Jahre 1848 eröffnet wurde. Der Mainzer Jesuitismus suchte sich aber dieser mit Millionen dotirten Anstalt zu bemächtigen, um dadurch einen entscheidenden Einfluß auf die socialen Verhältnisse in Mainz zu gewinnen. Diesem Plane stand die Mainzer Bürgerschaft, der Gemeinderath an der Spitze, entgegen. Die Jesuiten waren deshalb bestrebt, einerseits jenem Invalidenhaus einen kirchlichen Charakter aufzudrücken, andererseits durch große Ersparnisse in der Oekonomie der Anstalt selbst es dahin zu bringen, daß der s. g. Hospitienfonds, der zur Zeit der französischen Occupation Ansangs dieses Jahrhunderts aus den damals aufgehobenen Wohlthätigkeitsanstalten gebildet wurde, keines Zuschusses aus der Gemeindecasse bedürfe, um somit dem Gemeinderath jede Gelegenheit zu entziehen, sich mit den Verhältnissen der Anstalt zu befassen. Behält man diese beiden Punkte im Auge, so hat man eine Erklärung der ganzen unbarmherzigen Barmherzigen-Schwester-Wirthschaft im Mainzer Invalidenhaus.

Nachdem im Jahr 1855 die innere Verwaltung und Leitung des Invalidenhauses den barmherzigen Schwestern übertragen war, sorgten diese Nonnen, an deren Spitze Schwester Aroldine steht, dafür, daß beide Punkte realisirt wurden. In Wirklichkeit wurde die Anstalt dem äußern Anschein nach in kürzester Zeit unter den sorgsamen und „zarten" Händen der Nonnen in ein vollständig klösterliches Institut verwandelt und dabei, d. h. trotz der enormen Mittel, die man zur Herrichtung dieses klösterlichen „Anstrichs" bedurfte, jährlich eine Summe von vielen tausend Gulden gegen früher erspart. Mochten auch die Invaliden darüber in die äußerste Unzufriedenheit versetzt, mochte auch von wohlmeinender Seite entschieden von einem solchen System abgerathen werden, — die Jesuiten fragten nichts darnach; denn schon waren sie näher dem Ziele ihrer Pläne angelangt und bedurfte es nur ihrer fortgesetzten eisernen Zähigkeit, um in kürzester Zeit den entschieden Sieg in ihrer Hand zu haben.

Da, in der Zeit der äußersten Noth und der äußersten Unzufriedenheit der Hospitaliten, trat Warburg mit seiner Broschüre auf den Kampfplatz und machte den Ultramontanen zu ihrem größten Zorn und Aerger den Sieg streitig, den sie schon errungen glaubten.

Werfen wir nun unsere Blicke zunächst auf die fremde Schaar dieser barmherzigen Schwestern! Ihre Vorsteherin ist die so weithin berüchtigt gewordene „Schwester Aroldine". Sie ist geboren im Juni 1815 in Aschaffenburg, wo ihr Bruder Pfarrer an der Stiftskirche ist. Josepha Faust, so heißt Schwester Aroldine, war an 30 Jahre alt, als sie (im September 1844) den Schleier nahm. Mancherlei Gerüchte über ihre früheren Lebensjahre sind in das Publicum gedrungen, ohne daß sich bis jetzt irgend Jemand die Mühe genommen hätte, deren Wahrheit oder Falschheit darzuthun. Ich selbst habe einen mir Namensunterschrift versehenen Brief von der Hand einer Person gelesen, die längere Zeit im Rochushospital in Mainz die barmherzigen Schwestern beobachtet hatte und gegen diese Nonnen die wunderlichsten Dinge aussage. Schwester Aroldine ist von untersetzter Statur, ziemlich corpulent, festen Blicks, barschen Auftretens, mannhaft in ihrem ganzen Wesen. In ihrem Umgang mit Personen höheren Standes, namentlich mit Geistlichen, benimmt sie sich überaus würdevoll, fein, einschmeichelnd, ja ich möchte sagen liebenswürdig.

Die übrigen Schwestern des Invalidenhauses sind meistens noch junge Mädchen in den zwanziger Jahren, denen man es jedoch auf den ersten Blick ansieht, daß sie als Schönheiten in der Welt keineswegs reüssirt hätten. Einem alten Manne, einem Beteranen, der ein Selbstbewußtsein und Gefühl für Ehre hat, muß es empörend sein, sich von einem solchen jungen Täubchen nach Willkür und Laune commandiren lassen zu sollen. Nur zwei der Nonnen, Schwester Sylveria und Schwester Lina, die freundlich und gutherzig, waren bei den Invaliden beliebt, und Warburg hat sie auch in seiner Broschüre gelobt, weshalb sie wohl, kurz nach dem Erscheinen der Flugschrift, nach Frankreich versetzt und erst in Folge des sich an diese Versetzung knüpfenden Aufsehens nach Mainz zurückgeschickt wurden. Beide Schwestern benahmen sich mit einzelnen Hospitalbewohnern von Zeit zu Zeit über das Regiment der Schwester Aroldine vertraulicher, als man dies sonst bei einer Nonne gewohnt ist. Manchmal scheint sich diese Vertraulichkeit freilich etwas weite Grenzen gesteckt zu haben. Von der Schwester Lina besonders bezeugte der frühere Invalide Hehl, daß er sie mit dem Hauskneckt Fisch, einem hübschen jungen Manne, mit unschuldigenem Armen einen verschlossenen Corridor habe auf- und abgehen sehen. Als er davon andern Invaliden Mittheilung gemacht, sei er von diesem Hausknechte blutig geschlagen, von der Schwester Aroldine thatsächlich mißhandelt und in einen schrecklichen Hunkerer, den man in Mainz „Bleckkammer" nennt, bei Wasser und Brod so lange eingesperrt worden, bis er, auf das Aeußerste entkräftet, bei der Schwester Aroldine und dem damaligen Hospitalpfarrer Steinecker neuhegetrungen seine Aussage widerrufen habe. Der genannten „Bleckkammern" giebt oder gab es im Mainzer Invalidenhaus mehrere. Die „barmherzigen" Schwestern schämten sich nicht, bei all' ihrer Barmherzigkeit, den Invaliden gegenüber diese Zwangszellen in Anwendung zu bringen und davon reichlichen Gebrauch zu machen.

Das Innere des Invalidenhauses ist dem äußern Anschein nach gar gemüthlich. Alles ist für das Auge hübsch und geschmackvoll hergerichtet. Aber das „Kloster" schaut aus allen Ecken und Enden hervor. Statuen und Bilder von Heiligen gewahrt man allerwärts, nicht nur in der Kapelle, sondern auch im Speisesaale, auf den Gängen, in den einzelnen Zimmern. Was der ganzen Mainzer Clerisei nicht erreichbar gewesen wäre, wurde möglich unter den Händen der Nonnen. Die Zimmer der eingekränkelten Personen sind elegant, ehemals sogar luxuriös eingerichtet; in sie werden denn auch Besucher der Anstalt mit Vorliebe eingeführt. Die Säle der Invaliden aber bieten den Anblick großer Dürftigkeit.

Digitized by Google

Der „Brenn- und Glanzpunkt des Invalidenhauses dagegen ist seine Kapelle, geweiht dem heiligen Joseph, den die barmherzigen Schwestern absonderlich verehren, und zu welchem sie ein sogenanntes „ewiges Gebet" unterhalten. Diese Kapelle ist zur Zeit eine der schönsten und prächtigsten Kirchen, die man weit und breit finden kann. Vierzig Tausende müssen für sie verschwendet worden sein! Allenthalben ist sie auf das Eleganteste ornamentirt, vergoldet, mit Teppichen, feinen Linnen und Spitzen, mit goldenen, silbernen und seidenen Paramenten, mit Fahnen und Guirlanden, mit Heiligenbildern und prächtigen Altären ausstaffirt. Und doch hat der Hospizienfonds nicht die geringste Pflicht, jene Kapelle zu unterhalten und einen Geistlichen dafür besonders zu besolden, und er giebt dem Vertlaut der Anweise-Register nach auch jährlich nur 7.5 fl. für den Bedarf der Kapelle her! Berechnet man indeß den überaus zahlreichen Gottesdienst, der täglich mit Aufwendung einer Menge von Wachskerzen stattfindet, so lehrt ein Blick, daß jene 75 fl. nicht hinreichen, nur das Wachs zu bezahlen, das auf den Altären verschwendet wird. Schwester Adolphe weiß die Unterhaltungskosten dieser Kirche, die jährlich eine enorme Summe erfordern, anderswoher zu beziehen.

Doch nicht allein das blos Aeußerliche der Anstalt zeigt den vollständigen Klosteranstrich, auch in der inneren Organisation des Hauses herrscht ein klösterliches Leben und Treiben. In der alten Hausordnung stand kein Wörtlein von einer Verpflichtung der Insassen zur Theilnahme an gottesdienstlichen Verrichtungen. Die „Schwestern" aber haben diese Hausordnung entfernt und nach und nach mit der größten Strenge eine rein klösterliche Hausordnung eingeführt. Katholische Gebete wurden öffentlich, wenigstens sechs Mal des Tages, in allen Sälen verrichtet und Protestanten und andere Confessionsangehörige mußten daran Theil nehmen. Zwei Mal mindestens im Tage, Morgens und Abends, mußten die Invaliden in der Kapelle dem Gottesdienste beiwohnen. Wer ihn versäumte, wurde bestraft; alten Männern ward von blutjungen Fanatikerinnen, die sich „barmherzig" nennen, Hausarrest u. s. w. dictirt, wenn sie beim „Rosenkranz", bei der „Messe" fehlten oder zu spät kamen. Schwester Adolphe ließ einen armen, krüppelhaften Invaliden, Namens Damian Müller, sogar in den Schweinestall einsperren, weil er nicht in die Kirche gehen wollte! „In die Kirche wurden wir," sagten die Invaliden eidlich, „wie Postpferde getrieben." Zum Beichten, zum Empfang der Sacramente wurden jene unglücklichen Menschen moralisch genöthigt. Und das Alles geschah aus „Barmherzigkeit", d. h. in der den „Barmherzigen" entweder bekannten oder unbekannten Absicht, das Invalidenhaus der Bürgerschaft gegenüber als eine rein katholisch-kirchliche Anstalt erscheinen zu lassen.

Daß es aber den „Barmherzigen" überhaupt wenig um „Barmherzigkeit" zu thun war, zeigt die ganze Behandlung, die sie den Invaliden angedeihen ließen, welche nichts weniger als Barmherzigkeit verräth. Den Statuten nach, wird nur Der in die Anstalt aufgenommen, welcher sich, sei es aus anhaltender Kränklichkeit, aus Altersschwäche oder aus Krüppelhaftigkeit, nicht mehr durch die Arbeit seiner Hände ernähren kann; er sucht also eine Zuflucht in seinem körperlichen Elend und soll, nach der Absicht, welche der Gründung jener Anstalt unterlag, in dieser ein ruhiges Asyl für seine alten Tage finden. Aber wie sieht es mit diesen Veranstaltungen aus? Die „Barmherzigen" müssen doch sparen, sparen, damit die Unterhaltung des Gottesdienstes und der Invaliden nicht so große Summen verschlingt und der Fonds von dem Einfluß des Gemeinderathes „emancipirt" werden kann. Und so sieht man im Invalidenhaus Alles arbeiten, was noch die Hant regen kann. Morgens sechs Uhr müssen, Sommer und Winter, die alten Leute aufstehen, selbst ihre Betten machen und Ordnung und Reinlichkeit in ihren Sälen selbst aufrecht halten. Zum Kehren, Reinigen, zum Arbeiten für die Invaliden überhaupt, haben die Nonnen keine Zeit und keine Kraft, indem sie oftmals, sogar in der Nacht, und mit Aufopferung des nothwendigen Schlafes, mit ihren Lieblingsspielereien für die Kirche, d. h. mit Nähen, Stricken, Häkeln, Kränzewinden, Guirlandenbinden, Rosenkranzandachten, St. Josephsgebeten, Besuchungen des heiligen Altarsacramentes, mit Vorbereiten auf Beichte und Communion, mit Ausschmückung der Kirche und der Heiligenbilder, mit Blumenmachen und Blumenzucht (für die Kapelle), mit Theilnahme an dem Gottesdienste ꝛc. ꝛc. endlos beschäftigt sind.

Allein auch die Invaliden, männlichen und weiblichen Geschlechts, sieht man in allen Abtheilungen der Anstalt für die Kapelle in Anspruch genommen, besonders an den Tagen, welche einzelnen großen Nonnenfeierlichkeiten vorausgehen. Wer aber nur irgendwie noch geeignet ist, etwas für den Bedarf der Anstalt selbst zu arbeiten, wird, um zu „sparen", von den Schwestern ausgebeutet. Alte Weibchen, die kaum noch gehen können, die am ganzen Körper zittern, müssen auf der Nähstube spinnen oder nähen, stricken und flicken, Garn haspeln und Wolle zupfen. Das Geld für die Waschweiber sparen die Nonnen, indem sie — selbst etwa sich an die Bütten stellen? Nein, sondern dadurch, daß sie die Invaliden dazu anhalten, denen sie noch übertrieb, damit dieselben ihren Widerwillen keinen Ausdruck geben möchten, während der sauren Arbeit den Rosenkranz vorbeten. Ja sogar der elende Tisch der Invaliden wird, soweit dessen Zubereitung Anstrengung erfordert, von den Invaliden selbst bereitet. Sie müssen die Kartoffeln schälen, die Gemüse putzen, Wasser und Brennmaterialien herbeischaffen, das Holz sägen und kleinmachen. Auch hat die Anstalt ihre eignen Werkstätten, z. B. Schreinerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Küferei, Schlosserei ꝛc., worin für die Anstalt und für die Kirche die Hände der Invaliden unablässig schaffen müssen.

Gewiß wird kein vernünftiger Mensch etwas dagegen einwenden, daß man den Hospitaliten die ihnen sonst unerträglich werdende Langeweile durch ihren schwachen Kräften angemessene Beschäftigungen zu kürzen sucht. Das geschieht ja in allen ähnlichen Anstalten, deren Unterhaltungskosten dadurch gleichzeitig vermindert werden. Wenn aber, wie es im Mainzer Invalidenhause der Fall, die den altersschwachen Männern und Weibern angemuthete Arbeit zur härtesten Grausamkeit und wahren Tortur wird, — alsdann verdient das System öffentliche Brandmarkung.

Kein Wunder, wenn mit einer solchen Tyrannei die „barmherzigen" Schwestern, trotz der Verschwendung in der Kapelle, noch verschiedene tausend Gulden gegen früher, wo keine Nonnen in der Anstalt waren, ersparen; kein Wunder, besonders im Hinblick auf die Aermlichkeit und Dürftigkeit des Invalidenstisches. Statt daß Loth Fleisch erhielten die armen Alten nur vier oder fünf Loth, wie übereinstimmend viele Zeugen aussagten. Suppe und Gemüse waren so schlecht, daß die Hospitaliten dieselben nicht genießen konnten. Beklagte sich Jemand darüber, so hieß es: „Wenn das Euch nicht schmeckt, so laßet es nur stehen!" Was Menschen genießen sollten, aber nicht konnten, damit wurde ein ansehnliches Contingen von Schweinen und Federvieh gefüttert, und hierdurch alle nicht nur wiederum „gespart", sondern ein reicher Erwerbsquell für die „Barmherzigen" eröffnet, welche einen großartigen Federviehhandel auf eigene Rechnung etablirten. Die barmherzigen Schwestern selbst aber führten, ihre Beschäftigungen für die Kapelle ausgenommen, ein überaus behagliches Leben, einen guten Tisch, und wenn ihnen Jemand in ihrer beschaulichen Ruhe lästig entgegentrat, so hatten sie ja die „Blockkammern", die Arrestabtheilungen, die Absonderungslocale, wo gegen alles Recht und Gesetz einzelne Invaliden, unter dem Vorwand, daß sie dem Trunk ergeben seien, wie in einer staatlichen Strafanstalt hinter Schloß und Riegel gehalten wurden. Kurz, die Insassen der Anstalt wurden ähnlich wie in einer Zwangsstrafanstalt behandelt; denn unter den Barmherzigkeit der Schwester Adolphe ward ihnen sogar der sonst übliche freie Ausgang nach dem Feierabent verwehrt; die frommen „Barmherzigen" benahmen sich nicht anders, als wie hochmüthige Gebieterinnen, die nicht einmal die Grüße der Armen erwiderten, die nicht Zwei oder Drei angestört zusammen sprechen ließen, den alten Veteranen die unschuldigsten Spiele untersagten, die in ihrer grausamen Barmherzigkeit sogar so weit gingen, daß sie altersschwachen Ehelenten nicht einmal zusammenzusitzen erlaubten.

Der Warburg'sche Proceß hat diese und ähnliche moralische Schändlichkeiten an's Tageslicht gebracht, und Warburg hat, wie die meisten Invaliden aussagten, wenigstens bewirkt, daß es den armen Leuten jetzt etwas erträglicher geht. Das ist für Warburg, wie er bei seiner Vertheidigung in rührender Weise aussprach, ein großer Trost und eine innere Genugthuung dafür, daß er um der Wahrheit willen im Kerker schmachten muß.

Das also ist die Barmherzigkeit der barmherzigen Schwestern in Mainz! Oder besser gesagt: sie hat man zur Schande der Menschheit das heilige Wort „Barmherzigkeit" als eine Maske gebraucht, hinter welcher man die eigennützigsten und selbstsüchtigsten Zwecke zu verhüllen suchte. Wahre Barmherzigkeit ist ein herrliches

Digitized by Google

Ding; gegen eine Aster-Barmherzigkeit ist mit Recht die Menschheit mit Entrüstung erfüllt. Mag auch Warburg in seinem Processe vernichtet worden sein, die Oeffentlichkeit hat doch zugleich ihr Verwerfungsurtheil über jenes System der Heuchelei und der Scheinheiligkeit gesprochen, und kein Hirtenbrief des Mainzer Bischofs wird das schwarze Mal hinwegwaschen können, das der ultramontanen Partei durch Warburg unauslöschlich auf die Stirn gedrückt wurde. *

* Als kurzes Nachwort wollen wir dem vorstehenden Artikel nur die Bemerkung anfügen, daß wir von verschiedenen Seiten, namentlich aber aus den Rheingegenden, dringend aufgefordert worden sind, in unserem Blatte eine wahrheitsgetreue, objective unparteiische Darstellung der vielbesprochenen Vorkommnisse im Mainzer Invalidenhospitale und des Aufsehen erregenden Warburg'schen Processes zu veröffentlichen.

Wir haben uns solchem Ansinnen nicht entziehen zu dürfen und wegen der gewünschten Mittheilungen uns an die zuverlässigste Quelle, den ehemaligen Mainzer Hospital- und Invalidenhausplanner, Herrn Bixen, als einen Mann wenden zu müssen gehabt, der, zu den betreffenden Verhältnissen in engster Beziehung stehend, mit der Sachlage gründlich vertraut ist.

Indem wir diese Mittheilungen anfuchenen, wie sie uns gegeben worden sind, erklären wir uns jedoch ausdrücklich bereit, auch etwaigen Modificationen dieser oder jener erzählten Einzelheit von anderer Seite die Spalten der Gartenlaube nicht verschließen zu wollen. D. Red.

Blätter und Blüthen.

Naturwissenschaftliche Zeitungsschau. Nr. 1. Einen lautsprechenden Beweis, mit welcher unverantwortlichen Leichtfertigkeit die Reclame alle Mittel ergreift, giebt eine sächsische Zeitschrift in der zweiten Nummer des Jahrgangs 1864. Zu derselben empfiehlt ein Herr Schiffermeister Richter aus Oberungswalde die Construction seiner Blitzableiter, und sagt unter Anderem:

„Die bekannte Anziehungskraft und Leitungsfähigkeit meiner Blitzableiter habe ich durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Beim Aufmachen ist es mir mehrfach vorgekommen, daß ein Gewitter in der Nähe auftrieb, nach dessen Entfernung der noch nicht der Erde zugehörte Blitzableiter bermaßen mit Elektricität gefüllt war, daß beim Berühren der Leitstäbe elektrische Schläge erfolgten. Dieses Experiment kann man bei einem Blitzableiter meiner Construction bei Annäherung eines Gewitters dadurch anstellen, daß man den Leitstab über der Erde von dem untern Ende abschraubt und das obere Ende mit einer Glasflasche soweit von der Wand abrückt, daß es den untern Stab nicht mehr berührt; an dem abgedrückten Stabe ist dann leicht ein elektrischer Schlag oder wenigstens ein schwaches Knistern zu beobachten."

Zu dieser Reclame ist zweierlei zu verwerfen. Erstens beweisen die nach Entfernung eines Gewitters dem Leitstabe des noch nicht in die Erde getreteten Blitzableiters entlockten elektrischen Schläge durchaus nichts für die „bekannte Anziehungskraft und Leitungsfähigkeit" im Einzelnen, und ebenso wenig etwas für eine bestandene Vertrautheit der in Frage stehenden Blitzableiter im Ganzen. Dergleichen scheinbar wissenschaftliche Prämissen, mögen sie nun absichtlich oder unabsichtlich sein, bewirken nur eine Täuschung des Publicums. Zweitens aber ist die Anstellung des Prüfungsversuches, zu welchem der Herr Schiffermeister Richter das Publicum auffordert, geradezu mit den Gesetzen der Gefahr verlassen. Die elektrische Spannung der Atmosphäre läßt sich in ihrer Stärke nie so ohne Weiteres bestimmen, eine in ihrem Ausleben sehr gefährlich erscheinende Wolke braucht gar kein Gewitter hervorzurufen, während bei ganz unverdächtigem Himmel sehr bedeutende Elektricitätsmassen in der Luft verbunden sein können, welche aus einem Blitzableiter, dessen Verbindung mit der Erde, wie es Herr Richter vorschreibt, unterbrochen ist, schon ganz erhebliche Schläge zu erzeugen im Stande sind. Bei einem entschieden ausgesprochenen, herannahenden Gewitter aber wird vollends die Heftigkeit dieser Blitzschläge eine ganz unberechenbare.

Als vor etwas über hundert Jahren die Fragen nach der ausgleichlichen Elektricität und nach der Natur der Gewitter unter den Naturforschern und Physikern aufgeworfen und behandelt wurden, machte de Romas, ein sehr erfahrener Physiker und geschickter Experimentator, verschiedene Versuche, indem er Metallspitzen (Auffangestangen) an Papierdrachen anbrachte und diese in die Luft steigen ließ. Obgleich nun die Leitung zur Erde nur aus einer feinen Schnur mit einem Dienen, eingesponnenen Metalldraht bestand, die in Bezug auf Wirksamkeit lange nicht mit den Leitungen unserer Blitzableiter verglichen werden kann, so waren doch die Schläge, die de Romas erhielt, so heftig, daß er davon zu Boden geworfen wurde.

Noch schlimmer erging es dem Professor Richmann in Petersburg. Derselbe hatte zur Anstellung ähnlicher Versuche die Leitung bei sich in seinem Hause beabgeleiteten Blitzableiters in derselben Weise, wie es Herr Richter in Geringswalde verlangt, unterbrochen. Trotzdem er nun die Gefahr genau kannte und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt hatte, welche einem Physiker zu Gebote stehen, wurde er doch von einem Funken, der dem Blitzableiter entsuhr, getödtet. Und wenn dies einem im Experimentiren bewanderten und mit den einschlagenden Verhältnissen genau vertrauten Forscher widerfahren konnte, welche dann die Gefahr für das große Publicum nicht unendlichens ebenso groß sein, wenn es der Richterschen Aufforderung gemäß auf diese Weise die Brauchbarkeit seiner Blitzableiter prüfen wollte? — Herr Richter spricht allerdings nur von schwachen Knistern, damit ist aber nichts gesagt. Wenn die Blitzableiter wirklich zweckmäßig eingerichtet sind, so wird sich das schwache Knistern bis zum verderblichen Blitzschlage steigern können.

Wir sehen es für unsere Pflicht an, eindringlichst davor zu warnen, daß die Leitungsstangen der Blitzableiter, welche die Elektricität in die Erde zu führen bestimmt sind, in der angegebenen Weise von einander geschraubt und die Leitungen dadurch unterbrochen werden. Schließlich dürften die Journale, welche technische und naturwissenschaftliche Kenntniß im Publicum verbreiten wollen, daran zu erinnern sein, daß es ihre erste Pflicht ist, derartige Reclamen, wie die hier in Frage stehende, gründlich zu prüfen, ehe sie sich dafür verantwortlich machen.

Eine neue preußische Bevormundung der deutschen Kleinstaaten.

Wie bekannt, haben mehrere von den zum sogenannten deutsch-österreichischen Postverein gehörigen kleineren Staaten, wie z. B. Anhalt, Waldeck ꝛc., durch Vertrag dem Staate Preußen die Verwaltung ihrer Postanstalten übergeben, offenbar doch nur in der Absicht, die Wohlthaten und Vortheile derselben ihren Staatsangehörigen in möglichster Weise zu sichern, in keinem Fall aber ihre Unterthanen dadurch den Maßregeln der preußischen Polizei und innern Politik zu unterwerfen. Die Regierungen dieser Kleinstaaten mußten dabei unter allen Umständen erwarten, daß die Gesetze ihrer Länder von den preußischen Postbeamten, die hier nichts anderes sind, als die Vermittler des Verkehrs, pflichtgemäß beachtet und befolgt und in keiner Weise umgangen oder gar verletzt würden.

Die preußischen Postbehörden scheinen anderer Meinung zu sein. Im Herzogthum Anhalt sowohl, wie im Fürstenthum Waldeck, ist bekanntlich unsere „Gartenlaube" nach wie vor erlaubt, die dortigen Buchhandlungen nehmen ungehindert Bestellungen an, und die Postanstalten beider Länder, welche verpflichtet sind auf alle in beiden Staaten erlaubten Zeitungen und Wochenschriften ebenfalls Abonnements anzunehmen, haben also unbedingt kein Recht Bestellungen auf die nur in Preußen verbotene „Gartenlaube" zurückzuweisen. Trotzdem weigern sich die unter den Gesetzen beider Staaten fungirenden Postbeamten, Abonnements dortiger Landeskinder anzunehmen, und üben somit den Bürgern nichtpreußischer Staaten gegenüber eine Polizei aus, zu der sie in keiner Weise verpflichtet oder berechtigt sind.

Da wir ein Mißverständniß oder eine Willkür seitens der Postbeamten nicht voraussetzen wollen, so müssen wir eine bestimmte Anweisung der preußischen Postbehörden annehmen. Das ist aber ein Eingriff in die Rechte fremder Staaten, und wir halten es für unsere Pflicht, diese neue preußische Bevormundung zu verössentlichen, damit die betreffenden Staaten das gesetzwidrige Gebahren der preußischen Beamten ihrer Postanstalten kennen lernen und ihre Souverainetätsrechte wie die Rechte ihrer Staatsbürger in ihren Staaten ihrer Würde gemäß wahren.

Der Herausgeber der „Gartenlaube".

Zur Nachricht!

Die specielle Quittung über die mir mittlerweile wieder sehr reichlich eingeflossenen, sich auf etwa 800—1000 Thaler belaufenden Beiträge für die braven Schleswig-Holsteiner — worunter abermals einige interessante Opfergaben patriotischer Frauen — wird in der nächsten Nummer erfolgen. Heute nur noch zwei kleine Berichtigungen: In Nr. 3 bitte ich anstatt 8 Thlr. vom Liederkranz zu Leipzig, vom Liederkranz zu „Ernsthal" und in Nr. 5 anstatt 20 Thlr. vom Landw. Verein zu Plohn bei Lengefeld i/E." zu lesen.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an aber hatte sich das Verhältniß zwischen dem jungen Manne und den Töchtern des Hauses wesentlich verändert. Nach einer schweren Nacht war Gunther zu dem Schlusse gelangt, daß Hellmuth, der ihm jetzt sein ganzes Geschäft anvertraut, doch kaum einen recht stichhaltigen Grund haben könne, ihm nicht auch eine seiner Töchter für das Leben anzuvertrauen wußte er doch aus einer früheren Aeußerung von Meier, der als unmittelbarer Geschäftsfall Mittel zur Anordnung des Geschäfts erhalten, und wenn Hellmuth nur wollte, brauchte ja nicht einmal eine geschäftliche Aeußerung durch eine Verbindung zwischen Gunther und Eugenie einzutreten.

Da kam ihm am andern Morgen ein Gedanke. Gegen Anna, die mit dem ganzen unverdorbenen Wesen ihres Vaters ihm gegenüberstand, die sich den jungen Mann in seine Seele gesehen, durfte er sich aussprechen, das fühlte er, und ohne weitere Bedenken waren rasch nach der Hausfrau gegangen, um dem heimlichen Mädchen, ehe es noch die Glocke zog, die Thür nach dem Eingange zu der Familienwohnung zu öffnen. Er hatte dabei nicht wahrgenommen, daß Meier ihm nachgeschlichen, und erst, als er das mit der Eintretenden hastig begonnene leise Gespräch beendet, als diese mit einem Mädchen voller Theilnahme ihm die kleine behandschuhte Hand entgegengestreckt und halblaut gelacht hatte: „Bringen Sie nur erst die Hauptsache in Ordnung; das Uebrige, wenn es auch noch etwas Kampf kosten sollte, wird sich dann schon machen — ich selbst will gern haben mein Möglichstes thun!“ erst da war sein Auge auf einen in der Corridorthüre verschwundenen Flügel von Meier's manierirtem Arbeitsrock gefallen, und kaum hatte er auch gewußt, was geschehen. Doch mit der Beruhigung, daß der Schneider nicht mehr gehört, als Anna's letzte Aeußerung, hatte sich Gunther nun erleichterten Herzens an seine vertagte Arbeit gemacht.

Am darauffolgenden Sonntage aber, als er in Eugenie's Augen geblickt, wußte er auch, daß Anna keine des Rathes zu der Schwester gewesen. Eine noch größere Hoffnung jedoch war ihm geworden, als er sich nicht nur unbehindert zu Meiern zwanglosen Gesellschaften herangezogen gesehen, sondern auch viele ihm auch Einladungen in befreundete Familien des Hauses gebracht hatten. So war er allmählich seiner bisherigen Scheu und Befangenheit ledig geworden und hatte es mit Behalte eines leichten, unseren Glückes oft sogar vermocht, einen langen Nachmittag bei gemeinten Unterhaltung abzugeben, sodaß Hellmuth einmal lachend genäßert: „Unser Gunther thaut auf, wie ich es seinem geschäftlichen Wesen bisher kaum zugetraut!“ Trotzdem aber war sein Verhältniß zu Eugenie nur kein eines schwebenden Verhältnisses ähnlich geblieben. Noch nie hatte er eine wunderliche Aegidien überwinden können, wie wenig er diese auch in anderen Beziehungen zu seinen Fehlern zählte, sobald er an ein offenes Aussprechen seiner Empfindungen dem Mädchen gegenüber gedacht — es war ihm dabei gewesen, als müsse sein ganzes Wesen das ganze stille Glück, in welchem er jetzt lebte, zerstören.

Und so war es geblieben, bis Meier eines Tages eine halb dunkle Bemerkung über einen angeblichen jungen Kaufmann gemacht, der wohl bald sich im Hause zeigen werde, dabei nämlich um schönen Seidenbändern auf den jungen Procuranten einging, halbdunkle Redensarten, wie: „Kühle Herzblatt gesagt am schönsten!“ und „Hintenherum geht oft in die Arre!“ hatte fallen lassen. Gunther hatte wohl gefühlt, daß die ganze Aeußerung in Beziehung auf ihn stehe, ohne sich jedoch diese Beziehung erklären zu können, und erst als am nächsten Tage Meier's plötzliche Entlassung, die augenscheinlich durch diesen selbst herbeigeführt war, erfolgte, als Wellmann sich über den angekommenen Kaufmann, den Principal erst noch gelaunt und dann plötzlich zum Mittagessen eingeladen hatte, gegen ihn aussprach, waren die trennenden Befürchtungen in ihm aufgestiegen.

Alle diese Bilder zogen abgerissen und zerstreut auf jenen unternommenen Wege vor seinem Geiste vorüber, nur als dann endlich die Thränen der beiden Laternen am Eingange des gastlichen Hauses blendend in die Augen fielen, hob er überrascht den Kopf, verwundert über die verwunderliche Kürze der Zeit, wenn er zu seinem Gange gebraucht hatte.

Er war nun unbekannt in den allgemeinen Wasserzimmer des Hauses; trotzdem zögerte er einen Augenblick, ehe er es betrat — es war ihm bis, als stehe er vor einer der wichtigsten Entscheidungen seines Lebens; dann aber, einen tiefen Athemzug tauchend, öffnete er rasch die Thür.

Er hatte kaum sich an einem Seitentische des weiten, hell erleuchteten Raumes niedergelassen und seinen Zweifeln Worte gestellt, als auch sein durch die Thüren des Nebenzimmers Auge auf den entlassenen Buchhalter Meier fiel, im Gespräch Mehrere aber von diesem hinausgehenden sich soll auf die Thüre von dessen Nachbar bückte. Es war ein eleganter junger Mann, mit blondem, glänzend schwarzem Haare, das gebräunte, etwas schmächtige Gesicht durch einen leichten dunklen Schnurrbart belebt,

Digitized by Google

den Körper mit einer Art vornehmer Nonchalance zurückgelehnt; während Meier, an der anderen Seite des zwischen Beiden befindlichen kleinen Tisches sitzend, sich oftmals eifrig zu dem Ohre seines Gesellschafters bog und in einer lebhaften Auseinandersetzung begriffen zu sein schien. Trotz Meier's Rede aber war seine Aenderung in der Haltung oder in dem ruhigen Gesichtsausdrucke des jungen Mannes zu entdecken; langsam blies er den Rauch seiner Cigarre von sich und griff nach dem an seiner Seite stehenden Weinglase, bedächtig einen kleinen Schluck des Inhaltes hinabschlürfend, und nur ein seitweises leichtes Kopfneigen bewies seine Theilnahme an den in sein Ohr fallenden Worten.

Gruber wußte, daß er Den, welchen er suchte, vor sich hatte, und war sich mit dem ersten Blicke auf ihn instinctmäßig klar geworden, daß sich in dieser Erscheinung Reichthum, Stellung und Aeußeres, kurz Alles vereinige, was einem jungen Manne Bedeutung verleihen konnte. Damit aber hatte sich auch plötzlich etwas wie das Bewußtsein des eigenen Werthes in ihm geregt, der sein ihm unthätig zugeflogener, sondern ein aus eigener Kraft erwerbener war; indessen gingen alle seine weiteren Gedanken in der Verwunderung über Meier's Anwesenheit unter, die alle seine bisherigen Voraussetzungen über den Abgang desselben aus dem Geschäfte umstießen. Er meinte einen Ausdruck von ausgesprägt hämischer Genugthuung um die sich bewegenden Lippen des Buchhalters spielen zu sehen, und damit trat auch Willmann's Aeußerung, daß mit dem Fremden wohl kein guter Engel in's Haus kommen werde, wieder in sein Gedächtniß. Einer unwiderstehlichen Regung, diese geheimen Mittheilungen zu unterbrechen, folgend, erhob er sich plötzlich und schritt auf das Paar los, ohne daß Einer desselben seine Annäherung zu beachten schien, bis er in unmittelbarer Nähe stand.

„Herr Meier, dies ist jedenfalls Herr Magen; wollen Sie nicht die Güte haben, mich ihm vorzustellen?“ sagte er. Der Angeredete schrak von der plötzlichen Anrede zusammen und starrte den Sprecher mit ungewissem Blicke an.

„Darf ich nicht bitten, Herr Meier, mich dem Herrn Magen vorzustellen?“ wiederholte Gruber. „Ich weiß, daß er morgen der Gast unseres Hauses sein wird, und ich möchte die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, schon vorher eine so interessante Bekanntschaft zu machen.“

Der Fremde schien seiner Miene nach kaum ein Wort des Gesprochenen vernommen zu haben. Als aber Meier jetzt mit einem halben Blicke nach seinem Gesellschafter und einem leichten höhnischen Zucken in seinen Mundwinkeln erwiderte: „Ich weiß kaum, ob es dem Herrn angenehm sein wird, sich in unserm augenblicklichen Gespräche unterbrechen zu sehen!“ sprang der Fremde rasch auf und fragte den vor ihm Stehenden musternd: „Mit wem habe ich die Ehre —?“

„Ich heiße Gruber und bin Procurist des Hauses Hellmuth und Compagnie,“ erwiderte dieser mit einer leichten höflichen Kopfneigung, „indessen folgte ich nur einem augenblicklichen Impulse und glaubte nicht zu stören —“

„Bitte, Herr Gruber, Sie sind mir höchst willkommen!“ erwiderte der Andere eifrig, als der junge Kaufmann eine Bewegung zum Zurücktreten machte. „Unser Gespräch war ein durchaus nur gelegentliches, und ich hoffe, Sie setzen sich zu uns! — Kellner, noch ein Glas!“ rief er, als der junge Geschäftsmann nach dem von Jenem rasch herbeigezogenen Stuhle griff. „Darf ich mir denn wohl aber die Frage erlauben, was Sie über meine Persönlichkeit so sicher gemacht hat, da wir doch schwerlich schon einander begegnet sind?“ setzte er sich niedersitzend hinzu, während unter dem Lächeln sein Auge sich schärfte und Gruber's Züge durchdringen zu wollen schien.

„Herr Hellmuth ist jedenfalls von Ihrer Persönlichkeit unterrichtet,“ erwiderte der Letztere, mit seinen großen, offenen Augen ruhig den Blick des Andern aushaltend, „wenigstens konnte ich nach den von ihm hingeworfenen wenigen Worten seinen Augenblick über Ihren Namen in Zweifel sein, als ich Sie hier im Gespräche mit Herrn Meier sitzen sah.“

„Ah, Herr Hellmuth hatte bereits Nachricht über mich erhalten!“ versetzte der Fremde, die Augenbrauen leicht in die Höhe ziehend.

„Darf ich mir noch ein letztes nöthiges Wort erlauben, Herr Magen?“ unterbrach ihn Meier mit einer Art von Hast, „ich werde dann die Herren allein lassen müssen!“ Der Angeredete aber schien jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem von dem Kellner gebrachten Weinglase und dessen Füllen zuzuwenden. „Bitte, Herr Meier, was wir zu reden haben, eilt ja nicht so,“ sagte er gleichmüthig; „ich freue mich augenblicklich, daß mir der Zufall eine so angenehme Bekanntschaft aus dem Hellmuth'schen Hause zugeführt hat! — Lassen Sie uns auf eine gedeihliche Fortsetzung derselben anstoßen, Herr Gruber!“

Das leichte, sichere Wesen des Fremden sprach Gruber wunderbar an, und wäre nicht die drückende Unklarheit über die Zwecke, welche den Fremden hierher geführt, in ihm gewesen, so hätte er ihm mit voller Herzlichkeit entgegenkommen können. „Auf eine gedeihliche weitere Bekanntschaft!“ wiederholte er, mit dem gebotenen Glase zusammenklingend.

Meier hatte währenddem wie unsicher über sein eigenes Verhalten dagestanden. „So will ich auch nicht weiter stören, da mich andere Geschäfte rufen,“ sagte er jetzt mit steifem Gesichte. „Sollten Sie mich weiter zu sprechen wünschen, Herr Magen, so wissen Sie, wo ich zu finden bin!“

Der Fremde vermeigte sich nur mit einem leichten: „Bis auf Weiteres denn, Herr Meier! Ich gestehe Ihnen, Herr Gruber,“ fuhr er fort, nachdem der Alte aus dem Zimmer war, „daß Sie mir bereits eine einigermaßen bedeutsame Persönlichkeit sind — weder, thun vorläufig nichts zur Sache — aber der ganze Eintritt, den Sie auf mich machten, entspricht dem Bilde, das ich mir von Ihnen geschaffen. Sie haben das Gebrühliche unserer Bekanntschaft betont; nun gut, so sagen Sie mir einmal frei und offen, ob Sie wirklich nur der Zufall hierher geführt, oder ob Sie, wenigstens halb und halb, einem Auftrage des Herrn Hellmuth gefolgt sind.“

Unter dem sonderbar forschenden Blick des Sprechers war ein leichtes Roth in Gruber's Gesicht getreten. „Die Frage ist für eine klare Antwort wenigstens direct genug, Herr Magen,“ erwiderte er mit einem leichten Lachen, „indessen will ich Ihnen gern gestehen, daß mich das Interesse für Ihre Persönlichkeit, die, wie es scheint, in einer bestimmten Beziehung zu dem Hellmuth'schen Familienkreise steht, hergeführt hat — was aber Herr Hellmuth, der sich doch bereits mit Ihnen in Verbindung gesetzt hat, mit diesem vielleicht unzeitigen Schritte unentschieden zu thun haben soll, verstehe ich nicht!“

„Und so hatten Sie auch keine Ahnung, den Mann, der so eben von uns gegangen, hier zu finden?“ fragte Magen mit einem kurzen Zucken der Augbraunen zu seinem Munde.

„Im Gegentheil,“ versetzte der Procurist ernster werdend. „Herr Meier ist vor kaum zwei Stunden in einer Weise, die ich mich nicht zu benennen unterstehe, aus dem Geschäfte geschieden, und ihn hätte ich am wenigsten bei einem neuen Freunde des Principals zu treffen erwartet!“

„Und was veranlaßt Sie, eine Beziehung zwischen mir und dem Hause Ihres Principals anzunehmen, wie Sie diese andeuten?“ fragte der Andere, während seine Züge ebenfalls ernst wurden.

„Die Freundlichkeit, mit welcher Herr Hellmuth Ihren Empfang im engen Familienkreise vorbereitet hat,“ versetzte Gruber einfach. „Darf ich nun aber ebenfalls ohne Umschweif fragen, wie meine geringfügige Person bei Ihren bereits hat erwähnt werden können?“

Der Andere griff nach der Flasche und schenkte rasch beide Gläser voll. „Wenn ich wahr sein soll, so dürfte Ihre Frage nicht so einfach zu beantworten sein, als die meine,“ erwiderte er — „lassen wir das also bis zu gelegenerer Zeit, Herr Gruber, wo sich vielleicht noch manche andere Frage und Antwort zwischen uns drängen wird — glauben Sie mir nur, daß es mich glücklich macht, Sie schon heute Abend kennen gelernt zu haben, und lassen Sie uns auf jede Art von Zukunft, wenn sie nur freundlich zwischen uns bleibt, anstoßen!“ Er ließ sein Glas mit dem des Procuristen zusammenklingen, ehe der Letztere nur die Hand gehoben hatte, und leerte es in kleinen, langsamen Schlucken, als prüfe er sorgsam die Güte des Weins. Gruber war fast nur mechanisch dem gegebenen Beispiele gefolgt. Er sah seine einfache Frage in einer Weise und mit so dunklen Aeußerungen zurückgewiesen, die ihm plötzlich alles Geheimnißvolle, womit Willmann die Person dieses Fremden umgeben, wieder drückend auf das eigene Herz legten und trotz des gewinnenden und anziehenden Wesens seines Gesellschafters ihn mit einer Unruhe erfüllten, für welche er doch kaum einen einigermaßen haltbaren Grund hätte finden können. Eins nur schien ihm aus

Digitized by Google

den Bemerkungen desselben klar zu sein, daß Hellmuth nicht im Entferntesten auf ein Erscheinen dieses Magen vorbereitet gewesen und daß seine eigenen früheren Befürchtungen, die ihn den Freunden hatten auffuchen lassen, grundlos gewesen waren, wenn auch bestimmte Beziehungen zwischen diesem und dem Principale bestehen mußten. Wenn er aber an Meier's plötzlichen Geschäftsaustritt und dessen kaum erst beobachtete angelegentliche Ohrbläsereien und bämische Mienen dachte, so wollte ihm die Beruhigung über die eigene Sorge kaum von rechter Bedeutung erscheinen; er fühlte jetzt mehr als je, wie tief er mit dem Interesse des Geschäfts und der Familie Hellmuth's verwachsen war und daß jeder Störer derselben unter allen Umständen auch sein Feind werden mußte.

Magen hatte langsam sein Glas niedergesetzt und blickte, in Gedanken versunken, eine kurze Weile in das Zimmer hinein. Dann wandte er sich mit seiner früheren gewinnenden Freundlichkeit nach dem jungen Kaufmann: „Sie sind schon verschiedene Jahre in Herrn Hellmuth's Geschäft, wie ich höre?“

„Ich möchte fast sagen, daß ich darin aufgewachsen bin und Herrn Hellmuth's Familie als meine eigene Heimath betrachte!“ erwiderte Gruber fest; es war ihm im Augenblicke wie eine Nothwendigkeit, wie ein Herzensbedürfniß, sein inniges Zusammenhängen mit dem Hause, welchem Jener mit so verdeckt gehaltenen Zwecken nahezutreten schien, voll auszusprechen. „Dies erinnert mich aber auch, daß die Zeit, welche mir heute zu einem Ausgange vergönnt war, wohl abgelaufen ist!“ setzte er, sich langsam von seinem Platze erhebend, hinzu.

„Ich will nicht fürchten, Herr Gruber, daß meine vorige Antwort Sie verletzt hat?“ versetzte der Fremde lebhaft. „Ich sagte Ihnen doch, daß wir noch mit einander zu sprechen haben würden, und so einfach Ihre Frage auch erscheinen mochte, so dürften Ihnen doch schon die nächsten Tage zeigen, wie wenig heute, bei unserm ersten Zusammentreffen, eine directe Beantwortung derselben an der Zeit war!“

„Ich bin, aufrichtig gestanden, unfähig, Herr Magen, mir ein rechtes Verständniß der Anerainungen zu bilden, die Sie mir jetzt wie früher zu geben schienen,“ erwiderte Gruber mit einer leichten Kopfneigung, „indessen seien Sie versichert, daß keines Ihrer Worte etwas mit meinem jetzigen Aufbruche zu thun hat und daß es mich sehr freut, Sie kennen gelernt zu haben.“

Der Andere streckte dem Sprecher die Hand entgegen. „Sie haben auf eine gedeihliche Bekanntschaft mit mir angestoßen,“ sagte er, „also lassen Sie uns auch heute zu voneinander gehen, wenn Sie sich nicht länger halten lassen wollen!“

Es lag wieder ein so herzlicher Ton in den Worten, daß der junge Kaufmann fast unwillkürlich die gebotene Hand kräftiger drückte, als wie Höflichkeit es verlangt haben würde. „Bis auf morgen also!“ setzte der Fremde hinzu, und Gruber verließ das Hotel, unter den widersprechendsten Empfindungen und den fruchtlosesten Grübeleien den Heimweg einschlagend.

Als er das Geschäftshaus wieder erreicht hatte, sah er hinter den verguterten Fenstern von Hellmuth's Arbeitscabinet noch volles Licht, und es fiel ihm auf das Herz, daß dieser vielleicht seiner bedurft haben könne, so wenig er sich auch einen Begriff über die spate Arbeit des Principals zu machen vermochte. Leise nahm er, in's Haus getreten, seinen Weg nach dem Comptoir, wo er in dem düstern Scheine seiner bald eingeschwundenen Lampe den Comptoirdiener, den Kopf in beide Hände gestützt, noch wartend fand.

„Hat Herr Hellmuth nach mir verlangt?“ fragte er den Aufblickenden.

Dieser schüttelte still den Kopf, sagte dann aber halblaut, nach dem Cabinet deutend: „Ich wollte, Sie frügen einmal an; sein Sie weg sind, habe ich noch nicht von einer einzigen Bewegung drinnen gehört!“

Langsam, aber mit beharren Schritten ging der junge Mann nach der Thür des Gemachs und öffnete diese, ohne das gewöhnliche Geräusch des Schlosses zu vermeiden. Sein Blick fiel beim Eintritte auf den Principal, der regungslos an seinem Pulte saß und, wie in völliger Abwesenheit des Geistes, auf ein mit Zahlen beschriebenes Papier vor sich hinstarrte. Mochte der Schein des grünen Lampenschirms den Eingetretenen täuschen — dieser aber meinte den Daliegenden noch nie so blaß und in der Unbeweglichkeit der Züge, welche jede Furche des Gesichts scharf erkennen ließ, noch nie so alt gesehen zu haben.

Zwei Secunden lang stand Gruber schweigend; als er aber bemerkte, daß Hellmuth's Sinne der Außenwelt ganz verschlossen zu sein schienen, sagte er laut: „Ich bitte um Entschuldigung; ich sah hier noch Licht und wollte nur fragen, ob Sie noch irgend einen Auftrag für mich haben, Herr Hellmuth.“

Der Kaufherr bob langsam den Kopf und blickte den jungen Mann, noch wie völlig der Gegenwart entrückt, an; dann aber strich er langsam mit der Hand über das Gesicht, und seine Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge. „Sie sind es, Herr Gruber,“ erwiderte er, und es war, als müsse er erst den Ton seiner Stimme wieder erwecken, „ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, bedarf Ihrer aber heute Abend nicht mehr — — in den nächsten Tagen vielleicht, wir werden ja sehen! Wenn Sie Willmann noch wach finden sollten,“ setzte er mit plötzlich gehobenem Kopfe ruhig hinzu, „so senden Sie ihn mir doch!“

„Er hat das Comptoir noch nicht verlassen, Herr Hellmuth, und wartet dort!“

Der Kaufherr nickte zweimal in sichtlicher Befriedigung und reichte darauf dem jungen Manne die Hand. „Ich denke, wir werden in den nächsten Tagen mancherlei nicht gerade angenehme Arbeit haben, und ich rechne dabei vor Allem auf Sie, Herr Gruber!“ sagte er.

Der Genannte faßte in einem ihn plötzlich überwallenden warmen Gefühle mit beiden Händen die gebotene Rechte. „Bin ich denn nicht stets und in jeder Beziehung zu Ihrer Disposition gewesen, Herr Hellmuth?“

„Ich weiß es und weiß auch, daß Sie neben dem Geschäfte an uns als Familie hängen,“ war die von einem warmen Handdruck begleitete Antwort, „und nun gute Nacht!“

Gruber lag noch lange wach in seinem Bette, umsonst über das seltsam veränderte Wesen des Principals und die Zwecke des Fremden grübelnd, welche in augenscheinlicher Beziehung zu einander standen, ehe er einschlief.

4.

Es war noch nicht drei Uhr am folgenden Nachmittag, als Hellmuth bereits sein Cabinet verließ und an Gruber verübergehend mit einem Zerstreuten: „Es liegt ja wohl heute nichts Besonderes mehr vor!“ die gewöhnliche Anrennung gab, daß er für den Tag nicht weiter zu erwarten sei. Als er indessen nahe dem Ausgange auf den Comptoirdiener traf, welcher mit dem Ordnen eines Stoßes von Papieren beschäftigt war, hielt er seinen Schritt an. „Ich habe mich den ganzen Morgen vergeblich nach Ihnen umgesehen, Willmann.“

Der Angeredete begann ein Bündeln und Mundverziehen, das er nur mit Macht in den gewöhnlichen Schranken zu halten schien. „Bin nur für das Geschäft auf den Beinen gewesen,“ erwiderte er endlich, „und kann erst zurückgekommen — wüßte nicht, daß Herr Hellmuth mich brauchten.“

Der Kaufherr nickte mit den Worten: „Ich werde später mit Ihnen reden!“ und verließ das Comptoir; Willmann aber wandte sich mit einer neuen krampfhaften Gesichtsverzerrung nach dem Procuristen.

„Er ist auch zu unruhig zum Arbeiten,“ sagte er halblaut. „Es ist noch eine ganze Stunde Zeit, ehe der Mensch kommen wird — oben aber hat Fräulein Eugenie die alte Margarethe schon seit zwei Stunden mit ihrer Frisur und ihrem Anzuge geplagt, als ob ein Prinz erwartet würde —“

„Sind das die geschäftlichen Sachen, um deren willen Sie nicht hier gewesen sind?“ fragte Gruber, sichtlich mißvergnügt berührt.

„Gehört auch mit dazu,“ nickte der Kleine ruhig, „werden mich vielleicht erst noch verstehen lernen. Ich bin heute dem Herrn Meier auf der Fährte gewesen und weiß, daß er den ganzen Morgen mit dem Deutsch-Franzosen zusammengesteckt und gerochen hat — ich kenne aber den Herrn Meier länger und besser als Einer von Ihnen hier und auch seine Ratten-Nase, die den gebratenen Speck eine halbe Meile weit riecht — er hat nicht umsonst hier seinen warmen Platz verlassen. Möglicherweise jedoch kann ihm der Speck zu hoch gehängt werden, und wenn ich auch über die ganze Sache, wie sie jetzt vorgeht, nur meine eigenen halben Gedanken habe, so möchte ich Ihnen doch sagen: machen Sie heute, wenn Sie oben sind, die Augen weit auf!“

Gruber ging rasch einige Schritte nach dem Hintergrunde

Digitized by Google

des Zimmers. „Haben Sie über den Fremden etwas Bestimmtes in Erfahrung gebracht," sagte er halblaut zu dem ihm Folgenden, „so sprechen Sie es klar aus, ich verstehe Ihre Andeutungen nicht!"

Der Kleine schüttelte indessen rasch den Kopf. „Alles noch zu unreif; aber ich bin auf dem Posten, und Herr Hellmuth soll vielleicht noch merken, daß Willmann nicht so ganz unsonst im Geschäfte ist. Warten Sie nur ein paar Tage ab und halten Sie die Augen auf!" Damit ließ er unter einem stillen Kopfnicken den jungen Mann stehen und wandte sich seinem Tische wieder zu. —

Hellmuth hatte eine kurze Toilette für den Empfang des erwarteten Gastes benutzt und schritt schon eine Weile langsam und gedankenvoll in dem leeren Besuchszimmer auf und ab, als Eugenie, strahlend wie der junge Morgen, eintrat und mit der ladenden Frage: „Bin ich Dir so recht, Papa?" die reichen Falten ihres hellseidenen Kleides ausbreitete, sich vor ihn stellte.

Einen raschen, fast kritischen Blick ließ der Vater über die Erscheinung der Tochter laufen, dann klärte sich sein Gesicht zu einem ernsten, wohlgefälligen Lächeln auf. Es war eine glänzende Einfachheit, die alle Gebrechen des Reichthums in sich schloß, über das Mädchen verbreitet und brachte den Eindruck der frischen Jugend desselben zur vollsten Wirkung; Hellmuth nickte und sagte: „Recht geschmackvoll, Eugenie!"

„Nun aber sagst Du mir auch zum Lohne, Papa, wer der Gast ist, der Dich so in Anspruch nimmt," rief sie, auf ihn zutretend; „es ist etwas Unangenehmes, für einen Menschen, von dem man noch gar nichts weiß, sich zu putzen und sich selbst in Spannung zu erhalten!"

Hellmuth setzte sich und sah mit einem Lächeln voll Laune zu dem Mädchen auf. „Wenn es nun ein junger Mann wäre, den ich mir gern zum Schwiegersohn wünschte," sagte er langsam, „was meinst Du?"

„Bah, da wäre das Interesse schon vom Anfange an fort," erwiderte sie mit gekräuselter Lippe, „aber an so etwas denkst Du ja gar nicht, Papa!"

Ein eigenthümlicher Ausdruck stahl sich in sein Gesicht. „Du magst nach Deiner Anschauungsweise schon Recht haben," sagte er, „allein das einfache Wünschen steht mir heftsinnlich frei, und übrigens rasst Du nicht annehmen, daß ein reicher, eleganter junger Mann aus einem andern Weltheil voll der schönsten Mädchen, die ihn nicht gefesselt, nur hierher kommt, um nach Dir zu sehen. Es sind ältere Beziehungen, die mich an ihn knüpfen, und bei ihm würde mein Wunsch gerade so viel erreichen, als bei Dir; ich beabsichtigte nur, ihn einen angenehmen Eintritt aus unserm Hause mit fortnehmen zu lassen."

„Und weshalb ist er hier, Papa?"

„Geschäftssachen von Wichtigkeit, die Dich aber natürlich nicht interessiren, Kind. Er ist hier bereits in mehreren unserer ersten kaufmännischen Familien eingeführt, und jede derselben wünscht vielleicht dasselbe, was ich vorhin aussprach. — Aber wo ist Anna?"

„O, sie sieht nach dem Arrangement des Tisches, damit Du dort nichts auszusetzen habest!" war die flüchtige Erwiderung. „Also, Papa, wenn ihn nirgends etwas hat fesseln können, so ist er eine Art Damenfeind, oder er hält sich selbst so hoch, daß ihm nichts zur Wahl gut genug dünkt," fuhr sie mit leicht aufgeworfener Lippe fort, „und deshalb stellten wir Toilette machen?"

„Das sind Deine Ideen, Kind, ich weiß nichts davon!" erwiderte Hellmuth, „warte, bis Du an ihm selbst Deine Studien machen kannst, so wirst Du am schnellsten über ihn klar werden!"

„O, Papa, was kümmere ich mich denn weiter um ihn, als daß er Dein Gast ist?"

„Richtig, meine Tochter, interessen hast Du von mir doch nähere Auskunft über ihn verlangt!"

Sie zog den frischen Mund wieder wie in leichtem Unmuthe zusammen. „Ich werde doch einmal sehen, wie weit Anna gekommen ist!" sagte sie und verließ leichten Trittes das Zimmer. Hellmuth sah ihr sinnend nach, rief sich dann leicht die Stirn und begann seinen Gang über den parquetirten Fußboden wieder aufzunehmen.

Fünf Minuten darauf trat Gruber in völlig salonmäßigem Anzuge ein. „Wenn ich noch etwas zu früh komme, Herr Hellmuth," sagte er mit einem raschen Blicke durch das leere Zimmer, „so wollen Sie das mit der kaufmännischen Pünktlichkeit entschuldigen."

„Bitte, Herr Gruber, es ist mir ganz lieb, Sie genau hier zu sehen, nehmen Sie Platz!" antwortete der Principal, seinen Schritt anhaltend. „Sie wissen, daß wir einen fremden Gast haben werden?" fuhr er leicht fort, sich auf das reiche Sopha niederlassend.

„Ich habe ein Wort darüber gehört und bin sogar gestern Abend eine halbe Stunde in Gesellschaft des Fremden gewesen, welchen Sie erwarten!" versetzte der junge Mann.

Hellmuth sah rasch auf. „Sie kennen ihn bereits?" fragte er.

„Nur obenhin und äußerlich," erwiderte Gruber eifrig, „ich war gestern Abend im Hotel français und traf dort Meier, mit einem jungen Manne zusammensitzend, welcher mir als Ihr heutiger Gast vorgestellt ward —"

„Ah, Meier war mit ihm zusammen," neigte Hellmuth den Kopf, als finde er die Erklärung völlig genügend; auf seiner Stirn aber blitzte sich eine Wolke. Noch einmal nickte er langsam vor sich hin, und als jetzt Eugenie wieder eintrat, hob er mit wieder völlig klaren, wenn auch ernsten Zügen das Gesicht. „Nun wie haben Sie seine Persönlichkeit, ich meine seine ganze Weise sich zu geben, gefunden?" fragte er.

„So viel ich von dem ersten Eindrucke sagen darf," erwiderte Gruber, welcher beim Eintritt des Mädchens aufgesprungen war und mit einem leichten Erröthen ihre ganze Erscheinung überflogen hatte, „ist mir selten etwas Gewinnenderes und Anspruchenderes vorgekommen; wie weit dies in seinem eigentlichen Wesen begründet ist, weiß ich allerdings nicht, denn mit so wirklicher Liebenswürdigkeit er mir auch als einem Hausgenossen der Familie Hellmuth entgegentrat, so schien er doch den Herrn Meier ziemlich von oben herunter zu behandeln!"

„Könnte auch sonst kann der wirkliche Sohn seines Vaters sein!" brummte der Geschäftsherr, der aufmerksam jedem Worte gefolgt war und sich jetzt erhob. „Es ist mir lieb, Herr Gruber, daß Sie mir die Mittheilung gemacht haben!" Dann nahm er seinen frühern Gang wieder auf, und der junge Mann wandte sich nach dem Mädchen, welches in der Fensternische ihren Sitz genommen und mit sichtlichem Interesse den letzten Worten gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht Waterloo, sondern Besse Alliance.

„Der Ochs will gestattet sein!" So lautete jüngst ein Hohn über die Sehnsucht der Deutschen nach einer Kriegsflotte. Woher kam dieser Hohn? Von dem Volke, dessen öffentliche Stimmen seit dem Tode des Dänenkönigs und der deutschen Anerkennung des sogenannten Londoner Protokolls für Deutschland keinen andern Ausdruck mehr hatten, als den der unerhörtesten Beschimpfungen, von den Engländern.

Wir sehen uns vergeblich in Europa nach noch einem Volke um, das im Uebermaß der Gehässigkeit gegen die Deutschen dem englischen nahe käme. Nicht die russische, nicht die schwedische und norwegische Presse, von denen wir eine gerechte Würdigung so wenig gewohnt sind, wie von der französischen, vergessen so weit die Ehre der Wahrheit und den nationalen Anstand, wie die englische; ja selbst nicht einmal der dänischen, der wir in diesem Augenblick die äußerste Bereitheit nachsehen würden, ist es möglich, die Wuthausbrüche John Bull's, die lügenselige Rohheit der Tagane des freien Albion zu erreichen.

Welch Entsetzliches ist geschehen, was haben wir Gräßliches verbrochen, um von einer Nation, welche die oberste Stufe der Cultur und Macht in Europa beanspruchi, in solcher Weise behandelt zu werden?

Wir sehen uns vergeblich nach dem schauderhaften Verbrechen um. Nicht in der Gegenwart, und noch weniger in der Vergangenheit finden wir die Ursachen für eine so tief aufgewühlte Empörung gegen uns.

Wir behaupten ganz einfach unser gutes Recht auf die Selbst-

Digitized by Google

Der entscheidende Moment im Siege von Belle Alliance.

Preußen wirft die Franzosen die steilen Höhen von La Haye-Sainte hinab. (Siehe Text in nächster Nummer.)

ständigkeit von Schleswig-Holstein, wir verlangen, daß diese Herzogthümer, soweit sie deutsch sind, nach ihrem Recht und ihrem Willen auch zu Deutschland gehören.

Und das ist's, was das große, mächtige Inselreich in eine Aufregung versetzt, als ob wir die Hand frevelhaft nach seinen heiligsten Kleinodien ausgestreckt hätten. Wir wissen's: von der gemeinsten Selbstsucht wird die englische Ehre bestellt; die Furcht, der verachtete Deutsche könne zur See doch noch zu Macht gelangen, „der Dsch könne doch gefährlich werden," — diese Angst vor der Zukunft des eigenen Lebensbaums durch eine aufgeborene fremde Blüthe, — diese jämmerliche Angst hat die englische Nation so tief sinken lassen, daß sie für Aussprüche wahrhaft tückischer Perfidenheit keine Scham mehr hat! Der ist es etwas Anderes, wenn eine Stimme der freiheitsstolzesten Nation „sich nur der Welt dazu Glück wünscht, daß die Freiheit in Frankreich dem aufgeklärten Despotismus Platz gemacht habe" — weil sie in dem Despoten einen Freund gegen Deutschland gefunden zu haben glaubt? Dies Eine genügt, das Gebahren der Engländer zum gemeinen Verbrechen am Geist der Menschheit zu stempeln. *

Wir Deutsche haben den Engländern gegenüber und nur den einen Verwurf zu machen, daß wir vor lauter Anstannung über der Herrlichkeiten uns, unserer Ehre und unseren Interessen ein halbes Jahrhundert lang das größte Unrecht angethan haben. Von hundert Beispielen wollen wir heute nur eines unseren Lesern vorführen: den wahrhaften Antheil, den die deutschen Waffen an der Entscheidungsschlacht von Belle Alliance hatten.

Jeder Deutsche weiß, welche Zustände und drücken seit jenem großen Siegestage und wie es möglich war, daß wir selbst unseren Ehrenantheil so gering anschlagen konnten, als der englische Undank nach den Tagen der Noth ihn anschlug.

So erzähle denn die Geschichte einfach, treu und wahr, welchen Dank England bei Belle Alliance uns schuldig geworden, damit sein Undank das gebührende Brandmal um so schwärzer trage, und damit endlich der Geschichtsverfälschung ein energisches Ende gemacht werde, welche durch die bechmüthigen Reverentaren der Engländer und ihrer winkelhaften Presse hinsichtlich des letzten Vernichtungssieges über den gewaltigen Corsen in einem großen Theile der civilisirten Welt so lange Cours und Geltung behauptet hat. —

Es war in der Nacht vom 6. zum 7. März 1815, als Fürst Metternich in Wien eine Depesche aus Genua erhielt, die er anfangs, ermüdet von langer Conferenz, ungelesen zurückschob. Endlich erbrach er sie. Napoleon sei, so wurde darin berichtet, von der ihm angewiesenen Insel Elba entwichen, man wisse nicht, wohin. Am 11. März wurde jedoch in Wien bekannt, der gewaltige Mann sei im Süden Frankreichs gelandet. Alle hielten jetzt einen neuen Krieg für unvermeidlich. Die europäischen Mächte erklärten am 13. März, „daß Napoleon Buonaparte sich selbst außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse versetzt und sich als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe preisgegeben habe". Ohne Säumen trafen die Fürsten darauf die Anstalten, einen neuen gewaltigen Krieg gegen den Ruhestörer Europa's zu führen. Bergeblich waren dessen Friedensversicherungen, vergeblich seine diplomatischen Ränke. Unter damaligen Umständen war wirklich die Herrschaft Napoleon's in Frankreich eine Bedrohung des Friedens in Europa, vor Allem eine Bedrohung der deutschen Selbstständigkeit. Es war freilich zu jener Zeit schon viel gethan, um den herrlichen Geist, der die Schlachten des Freiheitskrieges schlug, zu vernichten; mit Mißtrauen und armseligen Fesseln um die Rechte, die dem deutschen Volke zugesprochen seien, war dessen Freudenrothat bereits belohnt; aber trotzdem erhob es sich auf den Ruf der Fürsten von Neuem, um die Gefahr einer Unterwerfung vom Barbarde abzuwenden. Ehe Napoleon seine gewaltigen Rüstungen beenden konnte, standen ihm die Deutschen schon kampfbereit gegenüber.

* Wir dürfen wohl unseren Lesern eine deutsche Probe englischer Schmähkraft in Erinnerung bringen. Ein „Schleswig-Holstein Lied" des englischen Bladderadatsch „Punch", welches vor einigen Wochen durch unsere Tagesblätter lief, schließ mit den Worten:

Kanonen! ruft euch England zu,
Faßt ein Alarmen nur mit Ruh,
Bindet doch mit Ernesten an
Schleswig-Holstein will's weiß wir dann.

Rothe Bande! könnt ihr sehn,
Könnt ihr auch zum Kampfe gehn.
Brüllet, wirft's euch wacketisch,
Schleswig-Holstein unterm Tisch.

Bald aber zogen auch andere ungeheure Heeresmassen den Grenzen Frankreichs zu. Die Russen, welche die Heimath noch nicht einmal erreicht, fehrten schleunigst um, das unterbrochene Werk von Neuem aufzunehmen. Alle Länder Europa's, die Türkei allein ausgenommen, versprachen, je nach ihren Kräften, zahlreiche Heere zu senden. Menschengeißel erscholl überall. Und wirklich setzten sich bald über eine halbe Million Krieger aller Zungen gegen das Reich Napoleon's in Bewegung.

Abgesehen von den Truppen in Italien, sammelten sich vier gewaltige Heere der Verbündeten. Südlich, den linken Flügel bildend, stand der österreichische Fürst Schwarzenberg mit 230,000 Mann in Baden. Ihm sollte sich zur Rechten der Russe Barclay de Tolly mit 150,000 Mann anschließen. Da aber dessen Schaaren bei Ausbruch des Krieges noch weit zurück waren, so standen freilich zwischen Schwarzenberg und den niederländischen Heeren vorerst nur kleinere Abtheilungen. In den Niederlanden aber sammelten zwei furchtbare Armeen unter den trefflichsten Führern zusammen.

Lord Wellington, der früher siegreich die Franzosen aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben, sammelte hier bald mit rastloser Energie ein verbündetes Heer von mehr denn 100,000 Mann, Alle vom feurigsten Kriegsmuth beseelt. Fast die Hälfte von ihnen bestand aus Deutschen, die theils als englische Söldlinge, theils auch wegen naher Verbindung deutscher Länder mit Fürstenhäusern mit dem Inselreich, unter die Fahnen des ruhmreichen Herzogs gestellt waren. Auch das hat uns zum Schaden gereicht. Die Vorbeeren dieser deutschen Truppen pflegen die Engländer für sich in Anspruch zu nehmen, und Wellington vermehrte durch sie seine Erfolge, das schwerste Gewicht für die bourbonische Politik seiner Regierung. Der „Eisenherzog" berechnete mit diplomatischer Feinheit auch solche Elemente, die zum Zwecke führten, während es dem alten Feldmarschall Blücher, der mit jugendlicher Kraft und altbewährtem Eifer den Kern der deutschen Macht heranführte, nur um die Sache zu thun war, ohne alle Nebenrücksichten. Blücher's Armee, etwa 112,000 Mann stark, war in vier verschiedene Corps unter der Führung von Zieten, Pirch I., Thielmann und dem trefflichen Bülow von Dennewitz vertheilt.

Auch diese Truppen erfüllte der beste Geist, der nur gewünscht werden konnte. Willig errungen sie den durch die üble finanzielle Lage des Staates nicht selten herbeigeführten Mangel, gern thaten sie, was nur immer in ihren Kräften stand, die unvollständige Kriegsbereitschaft zu bessern und zu erhöhen. Auch war die junge wie die alte Mannschaft dieser wackern Preußen erfüllt von unbedingtem Zutrauen zu dem erprobten Marschall Vorwärts und zu dessen feurigen Gesellen, dem General von Gneisenau, der, wie in dem früheren Kriege, dem alten Blücher als aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber an der Spitze des Generalstabes zur Seite stand.

Der vorsichtige Fürst Schwarzenberg wünschte, daß Barclay die Operationen nicht eher ihren Anfang nehmen möchten, bis Barclay in die Linie eingerückt. Im Blücher'schen Hauptquartiere wurde allerdings ein so langer Aufschub nicht für räthlich gehalten; man meinte, „die verlorene Zeit gewinnt der Feind"; allein selbst Gneisenau war doch noch im Anfange Juni nur für ein sehr langsames und vorsichtiges Ueberschreiten der französischen Grenze. Da kam Napoleon, mit oft bewährter Taktik, den Angriffen seiner Gegner wieder zuvor.

Noch einmal entwickelte der großartige Schlachtenkaiser seine staunenswerthe Thätigkeit in Frankreich. Die Begeisterung freilich, mit der die französische Nation dem durch ihn bewirkten Sturz der verhaßten Bourbonen entgegengejubelte, hatte sich bald gegeben, als sie wahrnahmen, daß nun das erschöpfte Land wiederum in Krieg und Noth gestürzt werden mußte. Es berauschte bald theatralischer Effekte, dem Volke glauben zu machen, es hänge begeistert an dem Kaiser. Aber die Armee war für Napoleon nur für Krieg, was davon unzertrennlich. Sie hielt treu zum Kaiser, obwohl selbst die meisten seiner alten Waffenbrüder, die stolzen Marschälle, sich schon zurückbielten. Dem Heere mußten zum Theil neue Führer gegeben werden. Und nun trieb Napoleon mit rastloser Energie die Mittel zum unvermeidlichen Kriege zusammen. Die Bildung einer zahlreichen Armee wurde vorbereitet. Schon im Mai konnten gegen 190,000 Franzosen an verschiedenen Stellen gegen die drohenden Fremden aufgestellt werden, während Napoleon selbst mit 130,000 der tapfersten und herrlichsten Krieger nach den Nieder-

Digitized by Google

tanten eilte, um zunächst hier seinen gefährlichsten „Feinden mit Nacht zu begegnen. Die Verbündeten ahnten kaum sein Kommen, als Napoleon schon eintraf.

Wellington hatte gar keine, Blücher erst spät und dann nur geringe Anstalten getroffen, einem plötzlichen Angriffe zu begegnen. Ein militärischer Geschichtsschreiber sagt deshalb mit Recht, die beiden Feldherren hätten zuerst das Gewöhnliche versäumt, um nachher Ungewöhnliches zu leisten. Ihre Heere lagerten weitläufig zerstreut.

Am Abend des 14. Juni zeigten aber zahlreiche Wachfeuer die Nähe des Feindes. Blücher zog jetzt rasch das Corps Zieten's zusammen und verfügte, alle vier Armeecorps hätten sich unverzüglich bei Sombreffe zu versammeln. Mit Anbruch des folgenden Tages begann der kurze denkwürdige Krieg durch ein rasches und entschlossenes Vordringen der Franzosen. Doch wehrten sich die Preußen tapfer, zogen sich fechtend zurück und verschafften dadurch beiden Armeen der Verbündeten die Möglichkeit, sich zu sammeln. Denn nicht nur Blücher, sondern auch Wellington benutzte diese Zeit, seine Truppen zusammenzuziehen.

Napoleon traf am 15. Juni die allgemeine Anordnung für diesen Feldzug, daß sein Heer in einen linken Flügel unter dem Marschall Ney, der sich soeben erst bei der Armee eingefunden, einen rechten unter dem Marschall Grouchy und eine zwischen beiden marschirende Reserve eingetheilt sein solle. Den Oberbefehl über den letzteren Heerestheil behielt sich der Kaiser, nachdem der Marschall Mornier, der dafür bestimmt, erkrankt war, selbst vor. Nach den geringern Gefechten an diesem Tage rückte daher Ney am 16. Juni mit etwa 50,000 Mann gegen Wellington vor, während Napoleon und Grouchy den Feldmarschall Blücher mit seiner Armee über den Haufen zu werfen gedachten. Schon waren die Proclamationen gedruckt, mit denen Napoleon nach dem, wie er wähnte, unzweifelhaft glücklichen Erfolge die Welt von Brüssel aus, das er früh Morgens am 17. zu erreichen gedachte, beglücken wollte.

Blücher hatte die drei Armeecorps von Zieten, Pirch und Thielmann bei Ligny vereinigt und aufgestellt. Er war, obwohl Bülow noch weit zurückstand, entschlossen, hier eine Schlacht anzunehmen. Er ließ die Dörfer St. Amand und Ligny besetzen und dazwischen Truppen von Pirch und Zieten anstellen. Links, etwas weiter zurück, hatte Thielmann ein Terrain eingenommen, das ihn ebensowohl schützte, aber auch an einen wirksamen Eingreifen in den Gang der Schlacht hinderte. Blücher hatte 83,000 Mann, Napoleon 78,000 zu verwenden. An Artillerie war dieser seinem Gegner überlegen. Gegen ein Uhr erschien, von seiner nahen Aufstellung, Wellington bei den preußischen Führern, sah sich die Lage der Dinge an und versprach, bald mit Verstärkung herankommen. „Um vier Uhr werde ich hier sein," sagte er, als er wieder von dannen ritt. Er ahnte nicht, daß er selbst zu gleicher Zeit bei Quatrebras angegriffen würde.

Aber auch Napoleon täuschte sich über die Stellung seiner Gegner. Er sandte dem Marschall Ney Befehl, Blücher's rechte Seite zu umfassen, den Preußen so in den Rücken zu fallen und dadurch den Sieg bei Ligny zu einem entscheidenden zu machen. Der Kaiser dachte sich also, sein Marschall werde entweder bereits im siegreichen Besitz von Quatrebras sein, oder von doch nur einen geringen Kampf zu bestehen haben. Dem war, Dank einer frühzeitigen Besetzung des wichtigen Kreuzweges durch den Herzog von Weimar, nicht so.

Erst gegen drei Uhr eröffnete Napoleon die Schlacht durch einen Angriff auf den rechten Flügel der Preußen, auf die Dörfer St. Amand, welche nach hartnäckigem Widerstande um vier Uhr von den Preußen geräumt wurden. Allein Blücher befahl, dieselben wieder zu nehmen, was auch unter der persönlichen Leitung des greisen Helden theilweise gelang. Ney wurde hier mit abwechselndem Erfolge bis neun Uhr Abends gehalten.

Fast gleichzeitig mit dem gegen St. Amand wurde auch der Angriff gegen die Mitte der preußischen Stellung, gegen das Dorf Ligny, begonnen. Die Preußen wehrten sich aber hier nicht allein standhaft, sondern verfolgten den zurückgehenden Feind sogar noch eine Strecke. Aber dieser griff sie abermals mit Nachdruck an, warf sie auf das Dorf zurück und machte sich dann schließlich nach Ueberwindung der wackersten Gegenwehr zum Herrn desselben. Mit unwiderstehlicher Gewalt drangen dann aber die jungen preußischen Krieger von Neuem vor; sie nahmen den größten Theil des Dorfes, den festen Kirchhof, selbst das Schloß von Ligny wieder ein und behaupteten sich hier lange, trotz furchtbaren Handgemenges. Auch Bünder hatte sich jetzt hier eingefunden. Der aber sah plötzlich von St. Amand feindliche Truppen fortziehen und hielt dieses für ein Zeichen des errungenen Sieges. Das entflammte seine alte Heftigkeit zum kräftigsten Thatendrang. „Vorwärts, vorwärts, dem Feinde nach!" rief er und warf alle verfügbaren Truppen nach St. Amand. Aber bald zeigte sich, daß jene Truppen eine andere Bestimmung gehabt. Bitter rächte sich die Täuschung, denn jetzt war, besonders auch durch den unbefugten Abmarsch einer Brigade, die günstige Lage in Ligny unwiederbringlich verloren.

Napoleon bereitete einen letzten furchtbaren Schlag gegen Ligny vor. Um acht Uhr ließ er durch seine Garden, von anderen Kerntruppen gefolgt, stürmend das Dorf nehmen, und dadurch, und durch eine gleiche Bewegung weiter rechts die preußische Schlachtlinie durchbrechen. Sofort entfaltete er große Cavalleriemassen. Als Blücher dieses bemerkte, stellte er sich unverzagt an die Spitze eines Ulanenregimentes, den Feind wieder zu werfen. Aber das muthige Unternehmen mißlang. Der Führer der Ulanen, der bekannte Oberst von Lützow, wurde gefangen genommen. Und kaum entging der Heldengreis demselben Schicksal. Sein Pferd fiel tödtlich getroffen mit ihm nieder, und nur der Geistesgegenwart seines wackern Adjutanten, des Major Grafen Nostitz, ist es zu danken, daß Blücher nicht in die Gewalt der Franzosen fiel, welche der geworfenen preußischen Cavallerie mit Windeseile nachjagten. Ein Ulanenpferd trug dann den verletzten Feldherrn wieder zu den besorgten Seinen.

Die Schlacht aber war verloren. Thielmann's Corps war freilich noch unverbraucht, allein es hatte nur rechten Zeit in den Gang des Gefechtes eingegriffen. Jetzt mußte es sich zurückziehen, wie die beiden andern.

Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Schwere Regengüsse strömten nieder. Die preußische Armee entzog sich dadurch den Blicken der Feinde. Gneisenau, dem nach Blücher's Unfall die ganze Leitung allein oblag, bestimmte jetzt, der Rückzug solle über Tilly nach Wawre gehen. Es war ein kühner Entschluß! Die Verbindung mit Deutschland, möglicherweise selbst mit Bülow, der noch ungeschlagen war, wurde dadurch preisgegeben; aber die Vereinigung mit Wellington festgehalten. Auch Thielmann sollte sich, jedoch über Gembloux, nach Wawre zurückziehen, und Bülow, so wurde ihm vorgeschrieben, gleichfalls dort eintreffen.

Das preußische Heer trat dann geschlagen, jedoch nicht entmuthigt, unter dem Schleier der Nacht und dem dunkeln Wetter seinen Rückzug an. Etwas in Unordnung gerathen, formirte es sich gleich hinter dem Schlachtfelde von neuem, so daß es bereits am folgenden Tage wieder kampfbereit war.

Während Blücher und Napoleon sich bei Ligny schlugen, wurde gleichzeitig bei Quatrebras gekämpft, wo Marschall Ney um Mittag mit überlegenen Kräften die Engländer auffiel und sie anfangs zurückdrängte. Wellington aber, von seiner Unterredung mit Blücher zurückgekehrt, zog neue Truppen heran und brachte das Gefecht auf diese Weise zum Stehen. Der rechte Flügel der Franzosen wurde dann von den ungeführen Briten geworfen. Dem glücklichen linken stürmte unerschrocken der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels entgegen. Aber der in seinem Leben so vielfach schwergeprüfte Fürst hatte auch hier sein Glück; er wurde geworfen und fand dabei selbst seinen Tod. Des Sterbenden entrissen mit Mühe die Freunde den Händen der Feinde. Nun schwankte der Kampf wieder lange hin und her. Endlich aber, gegen Abend, waren die Engländer durch starken Zuzug den Franzosen überlegen. Sie eroberten jetzt allmählich die Stellungen wieder, die sie früher verloren. Ney zog sich zurück. Er hatte Napoleon's Befehl, Blücher in die rechte Flanke zu fallen, ebenso wenig erfüllen können, wie Wellington sein Versprechen, den Preußen thätigst Hülfe zu bringen.

Dann lag die größte Betäubung des Treffens bei Quatrebras.

Blücher vollzog mit den Corps von Zieten und Pirch ungehindert seinen Nachtmarsch nach Wawre. Der alte Herr selbst hatte sehr stark durch den Fall gelitten. Nur mit den größten Schmerzen konnte er sich auf dem Pferde halten, und verlangte oft, was aber, der Nähe der Feinde wegen, nicht anging, nur auf kurze Zeit herumgehoben zu werden, um sich einigermaßen auszuruhen. Spät Abends fand ihn jedoch Gneisenau bereits in einem kleinen

Digitized by Google

Dorfe auf einem Strohlager, in gewohnter Seelenruhe sein Pfeifchen schmauchend. Er war ungebrochenen Muthes. Und ebenso war, trotz der verlorenen Schlacht, trotz des im starken Regen und mit leerem Magen ausgeführten Nachtmarsches, die ganze preußische Armee am folgenden Tage wieder von dem besten kriegerischen Geiste beseelt, bereit von neuem zu kämpfen. Gegen Abend am 17. Juni standen die Corps von Zieten, Pirch und Thielmann, der selbstständig seinen Marsch angekündet ausgeführt, bei Wavre vereinigt, und Blücher nicht weit mehr entfernt. Nur den großen Anstrengungen der Befehlshaber ist die so bald wieder hergestellte Schlagfertigkeit der geschlagenen Armee zu danken.

Anders verhielt sich Napoleon, der nicht mehr der Mann jener energischen Thatkraft früherer Jahre zu sein schien.

Der Kaiser ging von der Voraussetzung aus, die ganze feindliche Armee sei flüchtig gegen Deutschland zu auf Namur zurückgeeilt. Daher sandte er nach dieser Seite hin in der kommenden Morgenstunde 6000 Mann unter dem Befehl des General Pajol, und als dieser hier bald eine preußische Batterie antraf und ohne Widerstand nahm, bestärkte das den Kaiser in seiner Täuschung. Allerdings wurde später gemeldet, ein Theil der Preußen habe sich auf Gembloux zurückgezogen. Aber Napoleon war so sicher in seiner Voraussetzung, das preußische Heer habe sich aufgelöst und sei vernichtet nach Namur geflüchtet, daß er nun sogar jene 6000 Mann noch theilte und den General Berton mit sehr geringer Mannschaft der neuangegebenen Richtung folgen ließ. Dem Marschall Ney aber wurden Befehle gegeben, aus denen ebenfalls ersichtlich ist, daß Napoleon die Wichtigkeit des 17. Juni nicht erkannte. Er blieb unthätig.

Gegen Mittag ließ der Kaiser einige Truppen nach Quatrebras abmarschiren. Zu seinem Erstaunen mußte er bald hören, daß dort Wellington noch immer hatte, denn er glaubte, nach der vorausgesetzten Flucht der Preußen gegen Namur würden sich die Engländer auch zurückziehen. Jetzt wandte er sich mit einem Theil seines Heeres ganz gegen Wellington, den anvern, etwa 33,000 Mann, stellte er unter die Befehle des Marschalls Grouchy, dem er auftrug, die Preußen hart zu verfolgen, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Und doch hatte Blücher schon zehn Stunden Vorsprung! Bald nachher meldete dann Berton, er habe bei Gembloux ein vollständig schlagfertiges Armeecorps — Thielmann — gefunden. Jetzt erst, Nachmittags, erwachte bei Napoleon der Gedanke, daß die Preußen vielleicht noch weitere Pläne verfolgen könnten. Er wies nun Grouchy an, seine sämmtlichen Truppen bei Gembloux zu vereinen und die Pläne des Feindes zu erkunden. Erst Abends, Nachdem die Preußen längst verschwunden, traf der Marschall in Gembloux ein. Pajol aber irrte nachlich den ganzen Tag umher, ohne Feinde zu sehen. (Schluß folgt.

Garnison- und Parade-Bilder.*

Nr. 5. Die Besichtigung auf der Landstraße.

In der Morgenkühle eines frischen, aber nicht kalten Octobertages des Jahres 1832 stand eine zu Köln am Rhein garnisonirende Batterie der siebenten Artillerie-Brigade marschfertig vor ihrer Caserne. Dieselbe war auf dem Kriegsfuß und sollte Cantonnirungsquartiere an der Grenze Belgiens beziehen, in welchem Lande Ludwig Philipp, den die Juli-Revolution auf den französischen Thron gehoben hatte, seine Friedenspolitik durch die Belagerung der Citadelle von Antwerpen zu illustriren versuchte. Die Zeiten schienen wieder zurückgekehrt zu sein, da Frankreich stolz und hoch das Haupt nach vorwärts wandte und die Sonne des Ruhms nur im Aufgehen sah. Auf den Rumpf der leichten und frischgenuthenen Nation paßte der bekenntliche, sinnvolle Jakobskopf des Bürgerkönigs zwar sehr schlecht, aber damals mochte man demselben noch Thatkraft und Entschlossenheit zu und glaubte, daß er sich berufen fühlen könne, der neue Messias der Zukunft werden zu wollen. Schien es doch bei dem Einmarsch nach Belgien, als sei der Schatten Napoleon's wieder zu Pferde gestiegen und hätte den Franzosen zugerufen: allons, bonleversons le monde. Da tammelte Deutschland aus seinem Schlafe auf, und Preußen errichtete ein starkes Observationscorps, um seine bedrohte Grenze zu schützen.

Unter der Vereinigungsmannschaft der bezeichneten Batterie, die zu jenem Observationscorps gehörte, herrschte ein frisches, fröhliches Treiben. Man merkte es an der Lebendigkeit und Regsamkeit der Leute, daß sie gern hinausgegen aus der finstern Festung, wo ein strenger Dienst jeden ihrer Schritte regelte und sie zu Automaten machte, deren Bewegungen das Befehlbuch vorschrieb. Es lachten ihnen ja gute Quartiere, galante Abenteuer und jene Ungebundenheit entgegen, die das Leben in der Cantonirung so vorbildhaft vor dem in der Garnison verwebt. Auch die bestimmte Aussicht auf einen kalen Feldzug gegen den alten Feind, der wiedereröffnete in das Nachbarland eingebrochen war, um die etwas erblindete Glorie seiner Fahne neu zu vergolden, bob die Stimmung der Artilleristen und ließ sie leicht die zarten Beziehungen vergessen, welche bisher einige Blumen auf den öden Pfad ihres Casernenlebens gestreut hatten.

Es war kurz vor 6 Uhr, als der Capitain vor der Front seiner Batterie erschien. Die Zugführer traten ihm meldend entgegen, und der Befehlshaber schritte sich an, ihnen untergebenen Truppentheil vor dem Ausrücken noch einer letzten Revision zu unterwerfen.

Der Batteriechef war ein guter Officier und humaner Charakter. Hochgebildet und neblen Geistes, besaß er dazu noch eine Aeußerlichkeit, die für ihn einnahm. Er war ein braver Cameral und gegen seine Untergebenen gütig und nachsichtig, weshalb er auch allgemein geliebt wurde und bei seinen Befehlen seinen freudigen Gehorsam fand, der die sicherste Bürgschaft für deren exacte Ausführung ist. Der Hauptmann liebte, spielte und trank gern, und war stets geistig und körperlich zu Pferde, wo es galt, das Leben zu analiren. Den eigentlichen Dienst handhabte er mit unnachsichtlicher Strenge, den Gamaschendienst und die unverwüstliche Drillerei, die zu jener Zeit in der Armee en vogue war, und den armen Soldaten zu dem geplagtesten Geschöpf unter Gottes Sonne machte, hasste er grundlich. Bergehungen, die dem jugendlichen Uebermuth oder einer zufälligen Situation entsprangen, verzieh er leicht, Gemeinheiten und brutale Ueberhebungen bestrafte er dagegen mit der vollen Strenge des Gesetzes.

Als er an diesem Tage vor der imponirenden Front der unter seinem Befehle stehenden Batterie erschien, leuchteten seine Augen in sichtbarem Stolze auf. Er mochte wohl schon im Geiste die Triumphe durchleben, welche er mit einer so gut ausgerüsteten Batterie in dem Kriege, der nach seinem Dafürhalten unvermeidlich war, zu erringen gedachte. Daß die mobilisirte Armee unmöglich an der Grenze stehen bleiben würde und den gichtischen Kriegsfuß im deutschen Pacselne, im Rhein, baden sollte, daran dachte damals wohl Niemand, am allerwenigsten die Officiere des sogenannten Observationscorps, welche ohne Ausnahme dem Kriege mit Sehnsucht entgegen sahen. Der Aufmarsch aus den Garnisonen war redbalb auch durch eine besondere Freudigkeit gekennzeichnet, die sich in der Haltung und dem ganzen Aeußern der Leute kundgab.

Die Revision der Batterie war bald beendet. Tag auch der eine Schnalle einen halben Zoll zu weit rechts oder links, mußte auch ein einer der andere Mannschaft selter angezogen werden, so war dies doch dem Hauptmann nicht Veranlassung, darüber ein Geschrei zu erheben, als sei das Vaterland in Gefahr. Die geringen Ungehörigkeiten wurden rasch abgestellt, und man hörte dabei nichts von jenem roben Gepolter, wodurch gesteaarme Officiere ihre Autorität zu stützen meinen.

„Aufgesessen!"

„Marsch!"

* Der ebenflechende Artikel rührt von dem nämlichen Verfasser h. r., welcher der Gartenlaube schon im Jahrgange 1859 eine Reihe von frisch und keck gezeichneten Garnison- und Paradebildern geliefert und dieselben und Hinzufügung einiger neuen Skizzen kürzlich unter dem Titel: „Militärische Zeit- und Charakterbilder. Von G. Lackenorff" im Verlage des Magazins für Literatur in Leipzig veröffentlicht hat. Auch in unserm heutigen Bilde giebt die ergötzliche Figur des Oberstlieutenants von Tuchten, die schon von Hackländer's gewandter Feder, wenngleich mit einiger weiblicher Leichtigkeit, so lebendig gezeichnet worden ist, den Mittelpunkt ab, um welchen sich die Darstellung gruppirt. D. Red.

Digitized by Google

Noch ein feuriges „Hurrah“ der alten Garnison, und die Batterie zog unter schmetterndem Trompetenklang, in sichtbar gehobener Haltung, der unbestimmten Zukunft entgegen.

Es war ein prächtiger Herbsttag. Eine elastische, lustige Atmosphäre von bewunderungswürdiger Durchsichtigkeit zeigte den empfänglichen Augen in wechselnden Bildern die Schönheit einer überreichen Natur. Die Obstbäume waren mit goldenen Früchten beladen, und die Sträucher trugen Beeren, zuweilen farbiger als die Blüthen des Frühlings. Die Waldbäume hatten theilweise bereits das elegische Kleid des Herbstes angelegt, das so wunderbar anregt und in seiner Bielfarbigkeit selbst die grüne Pracht, die lustige Herrlichkeit des jungen Frühlings vergessen läßt. Reiche Triften, auf denen zahlreiche Heerden gemüthlich umherlungerten, faßten die Straße ein, und darüber hinaus leuchteten die zierlichen Land- und Wirthschaftshäuser aus einem Walde von Fruchtbäumen hervor, um welche sich Blumenstücke, geschmückt mit der sinnigen Flora der Jahreszeit, als glänzende Einfassung wanden.

Diese lachende und ansprechende Scenerie weckte in der Batterie jene laute Fröhlichkeit, die das glückliche Erbtheil des leicht angeregten Soldaten ist. Leichten Herzens, mit fröhlichem Gesang marschirte die Batterie der dunklen Zukunft entgegen, die mit Ruhm und Tod in jeder Stunde über sie hereinbrechen konnte.

„Wie ziehen wir so fröhlich mit Sang und Klang hinaus!“ schallte es aus hundert Kehlen weit über die Heerstraße hinaus, und manches andere Lied, das in gut und schlecht gedauten Versen die Artillerie verherrliche, reihte sich an diesen Gesang und bob die Leute leicht über die Mühseligkeit des Marsches hinweg.

Die Batterie mochte wohl schon den dritten Theil ihres Weges zurückgelegt haben, als plötzlich das laute Commandowort des Capitains, der an der Spitze des langen Zuges ritt, ein so eben neu improvisirtes Gesangstück unterbrach.

„An die Geschütze!“

„Rück't Euch!“ ertönte allgemein verständlich seine sonore Stimme.

„Der Brigadier!“ lief es flüsternd von Geschütz zu Geschütz die weitgedehnte Marschcolonne hinunter, und wahrhaftig, auf der Höhe der Chaussee, einige hundert Schritte vor der Batterie, tauchte unerwartet der wohlbekannte Federhut des gefürchteten Obersten v. Tudsen auf.

Diese Begegnung war gerade keine angenehme. Der Alte hatte seine abhorrescirende Laune, und es ließ sich wohl annehmen, daß er gerade jetzt, wo die Batterie ins Feld rücken sollten, deren Ausrüstung mit der peinlichsten Genauigkeit inspiciren werde. Das aber konnte sehr unangenehm werden, denn die Fahrzeuge und selbst die Geschützröhre entbielten gewiß so manchen Gegenstand, der nach der Dienstvorschrift nicht zu der Bekleidung der Leute und Pferde gehörte. Und gerade solche Dinge der soldatischen Eitelkeit reizten den Alten sehr leicht zum heftigsten Zorn.

Aber wie kam es denn, daß er gerade an diesem Tage die Marschrichtung der Batterie kreuzte?

Das lag so in seiner Art. Der alte Herr liebte die Ueberraschungen, und da er die Stunde kannte, in welcher die Batterie aus der Garnison abmarschiren mußte, so hatte er beschlossen, ihr von dem Hauptquartier aus, welches sich bereits auf der linken Seite des Rheins befand, eine letzte Visite zu machen. Auf einen raschen Ritt von einigen Stunden kam es ihm bei solcher Gelegenheit nicht an.

Sein rasches Pferd brachte ihn bald vor die Tête der Batterie. Eine Ordonnanz machte sein ganzes Gefolge aus. Der Hauptmann setzte sein Pferd in einen kurzen Galopp, um ihm entgegenzusprengen und die bezügliche dienstliche Meldung zu machen. Der Oberst empfing den Officier, der bei ihm in hoher Gunst stand, sehr freundlich; er zügelte sofort sein Pferd, reichte ihm die Hand, während sein Auge aber schon musternd nach der Batterie hinüberzuckte, die in strammer Haltung seiner Aufstellung entgegenmarschirte.

„Aber Herr Lieutenant v. W.,“ rief er dem Officier zu, der vor dem ersten Zuge auf einem Pferde ritt, welches die üble Eigenschaft hatte, seinen ordentlichen Schritt zu gehen, „können Sie denn die ver— Schindmähre nicht in die geeignete Gangart bringen? Das Thier haspelt und spartelt ja mit den Beinen wie ein Tanzmeister, der die Gicht hat. Himmel-Donnerwetter, es ist ja eine unerträgliche Tortur, so etwas ansehen zu müssen! Die Schenkel hinter den Gurt, Herr Lieutenant, und den alten Ziegenbock herumtergesetzt, als wenn Sie ihm das Kreuz zerbrechen wollten.“

Und sich an den Hauptmann wendend, der an seiner linken Seite hielt, setzte er laut lachend hinzu: „Dazu gehört freilich eine Kraft, die man heutzutage einer lieutenantlichen Rade nicht mehr zutrauen darf. Der ungeheuerliche Wust von Gelehrsamkeit, den die Herren in ihren Köpfen aufspeichern, und ihre leidigen nächtlichen Feldzüge in einem andern Dienste verzehren zuletzt auch das letzte Fünkchen von Lebenskraft, so daß ihnen nichts übrig bleibt, als ein unpraktischer Kopf und ein ohnmächtiger Körper, sorgfältig eingehüllt in eine wohl reattirte Uniform.“

Die Batterie zog im Schritt an der Aufstellung des Brigadiers vorüber. Derselbe bemerkte dabei jeden Riemen, der falsch lag, und fand auch die geringsten Fehler auf, welche hinsichtlich der Beschirrung der Pferde oder in der Ausrüstung der Geschütze und Fahrzeuge gemacht waren. Dabei regnete es so manchen „Millionenhunn“ und andere soldatische Kraftausdrücke auf die Leute herab, und selbst die gewaltige Faust des Alten schwebte einmal wie ein riesiger Donnerkeil über dem Kopfe eines Bombardiers, der sich durch ein malakrettes Aeußere und schlechten Sitz sein Mißfallen zugezogen hatte.

Endlich war das letzte Fahrzeug vorüber, und das Schlimmste schien damit überstanden zu sein.

Da ertönte das Commando: „Batterie, — Halt!“

„Abgefessen! — Rührt Euch!“

„Hab's mir wohl gedacht!“ brummte ein alter Feuerwerker, der die erste Haubitze führte, vor sich hin. „Na, nu geht der eigentliche Katzentanz erst los, und der kann von Glück sagen, der heut mit heiler Haut davon kommt. Den Alten reitet wieder einmal der leibhaftige Gottseibeiuns.“

Der alte Soldat, der bereits einige zwanzig Dienstjahre zählte, kannte seinen Chef. Er wußte, daß derselbe jetzt eine eingehende Besichtigung der Batterie vornehmen würde, die freilich so Manches an das Tageslicht fördern konnte, was gerade nicht für das Auge des Obersten bestimmt war.

Und so kam es auch. Die Besichtigung fand zugweise statt.

„Der erste Zug — Stillgestanden!“ lautete das Commando. Der Brigadier empfing die Meldung des Zugführers.

Der Lieutenant v. W., der den ersten Zug der Batterie commandirte, war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, sein Kopf war aber so überfüllt von Wissenschätzen aller Art, daß darin kein Raum mehr vorhanden war, um noch die Vorschriften des Dienst-Reglements aufzunehmen. Es war ein durchaus unpraktischer Officier, der beim Exerciren nicht selten vom Pferde fiel und die Ausführung der einfachsten Evolution mehr Kopfzerbrechen verursachte, als die Lösung der schwierigsten mathematischen Probleme. Dies setzte ihn in den Augen des Obersten tief herunter, wozu noch kam, daß die geschniegelte und gebügelte Aeußerlichkeit des stets nach Moschus und Patschuli duftenden kleinen und schmächtigen Officiers dem alten, rauhen Felssoldaten, der das Gegerne und Gemachte bis in den Tod haßte, entsetzlich zuwider war und ihn mit Verachtung und Widerwillen erfüllte.

Während der Meldung zuckten die grauen Augen des Alten musternd über die kleine Gestalt des Lieutenants. Plötzlich wandte er sich an den Capitain, und seine Stimme nahm einen hämischen Klang an, während es leise um seinen Mund fast wie Bosheit zuckte, als er sagte: „Was ist denn das für ein penetranter Geruch, der plötzlich in meine Nase steigt? Das riecht ja, als wenn die Batterie ein großer Käsekarren wäre. Das ist ja nicht auszuhalten. In dieser gräulichen Atmosphäre müssen Menschen und Pferde zuletzt den Dumnkollet kriegen.“

Dem Lieutenant, der wohl wußte, daß mit dieser herben Auslassung seine bekannte Leidenschaft für starkduftende Parfüms gegeißelt werden sollte, stieg ein dunkles Roth in die Wangen, und es wollte ihm kaum gelingen, eine plötzliche innere Aufwallung von Zorn zu unterdrücken. Er schien nicht übel Lust zu haben, irgend eine rasche Entgegnung zu wagen, der Oberst hatte sich aber schon von ihm weggewendet, und indem er auf den Führer der ersten Haubitze, den alten Feuerwerker, zutrat, klärte sich sein finsteres Aussehen zu einem launigen Lächeln voll sichtbarer Befriedigung auf.

„Guten Morgen, mein alter Camerad,“ rief er, indem er dem Feuerwerker die Hand reichte, der hochaufgerichtet, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, in soldatischer Haltung an dem Kopfe seines

Digitized by Google

Pferdes stand. „Wie geht es Ihnen? Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich erfüllen kann?“

„Ich bin zufrieden, Herr Oberst, und habe nichts zu bitten.“

„Ja, ja, das dachte ich wohl,“ versetzte der Oberst. „Wir alten Campagne-Soldaten sind immer zufrieden und bescheiden, und geht das hohe Selbstbewußtsein unserer jungen beepauletteten Gelehrten ab, die es meisterhaft verstehen, ihr wenziges Ich durch die dreistesten Prätensionen hervorzuheben. Haben Sie schon gefrühstückt, mein alter Freund?“

„Zu Befehlen, Herr Oberst.“

„Na, aber einen Schluck Cognac aus meiner alten Feldflasche werden Sie doch nicht verschmähen?“

„Gewiß nicht, Herr Oberst. Ich kann, wenn es sich so macht, noch einen tüchtigen Hieb vertragen, und ein kleiner Bombenkessel voll bringt mich, Gott sei Dank, noch nicht aus der Schußlinie.“

„Ha, ha, ha! Das ist ja prächtig!“ lachte der Alte und schaute mit sichtlichem Behagen in das verwetterte Gesicht des alten, eisenfesten Soldaten. Mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den parfümirten Lieutenant fügte er hinzu: „Doch sagen Sie das nicht zu laut, alter Camerad, das könnte Bauchgrimmen und Ohnmachten in der Batterie veranlassen. Die Feldspitalten der jetzigen Zeit lieben das geistige Naß nicht, weil es eine Atmosphäre erzeugt, welche den Nasen schädlich ist, die in ihrem Gehirnkasten nisten!“

Nach diesen Worten, die von den Officieren mit tiefer Indignation vernommen wurden, rief er die Ordonnanz mit gab derselben den Befehl, die Tasche mit dem Frühstück herbeizubringen.

Der Kanonier brachte eine große Lederstasche, deren Umfang die Vermuthung zuließ, daß sie einen reichen Vorrath an Speise und Trank enthielt.

Der Oberst überreichte tiefelbe dem Feuerwerfer, indem er sagte: „Nehmen Sie und langen Sie derzhaft zu; für mich findet sich wohl noch ein Schluck bei der Marketenderin. Ihre Leute können sich rühren. Bei Ihrem Geschütz betarf es der Inspection nicht, ich weiß, daß da Alles in Ordnung ist.“

Er reichte dem Feuerwerfer abermals die Hand, und indem er sich in Begleitung des Capitains zum nächsten Geschütz begab, sagte er mit fast weicher Stimme: „Schonen Sie, soweit es der Dienst irgend erlaubt, den alten Schnurrbart; es ist eine ehrliche Haut, wie sie heutzutage schon selten werden in der Armee. Wenn das Verdienst im Heere immer die gebührende Anerkennung fände, so müßte der Feuerwerfer an der Spitze einer Brigade stehen, und Himmel-Granaten-Donnerwetter, ich bürge dafür, er würde tiefer Stellung keine Schande machen. Aber die Carettenhäuser und die leidigen Berufsprüfungen, pünktelvolle Aufgeblasenheit und zünterliche Anmaßung verschließen den Unterofficieren die Officier-Carriere und entziehen dem Stande so manchen tüchtigen Mann. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Mit dem Gelehrtenschwindel schleicht sich auch jene Demagogie in die Armee, die du drüben in Frankreich so eben wieder einen Thron zertrochen hat. Auch in der Brigade haben wir ein ganzes Rudel Demagogen. O, ich kenne sie wohl und werde sie schon zur rechten Zeit und in der geeigneten Stunde zu treffen wissen. Ich heiße Tuchsen, der Teufel soll sie suchen!“

Der Alte hatte sich in eine bedeutende Aufregung hineingeredet, und seine Augen blitzten unheimlich, als er vor dem zweiten Geschütz anlangte.

„Herr Hauptmann! lassen Sie die Bedienungsmannschaften nach der linken Seite der Batterie hinaustreten,“ sagte er kurz. „Die Unterofficiere und die Herren Zugführer bleiben an meiner Seite. Damit den Leuten nicht das Mittagessen in den Quartieren kalt wird, soll sich meine heutige Besichtigung darauf beschränken, nachzusehen, ob die Batterie nicht Conrebande mit sich führt, d. h. mit solchen Gegenständen beladen ist, die weder zur vorschriftsmäßigen Bekleidung der Leute noch zur Ausrüstung der Pferde und Fahrzeuge dienen. Die Leute haben nämlich die schlechte Gewohnheit, sich in der Garnison eine Menge Luxusartikelen anzuschaffen, von denen sie sich bei einem Ausmarsch nicht gern trennen. Den Artilleristen bieten nun die Fahrzeuge eine treffliche Gelegenheit, solche Gegenstände heimlich mitzuführen, und da werden denn namentlich die Kanonenröhre als Magazine des soldatischen Comforts benutzt. Ich kenne das aus langer Erfahrung und hege die Vermuthung, daß auch die Geschütze Ihrer Batterie, Hauptmann v. R., mit einer Munition geladen sind, die gerade nicht den preußischen Pulvermagazinen und Laboratorien entnommen ist.“

Und seine Mienen zu einer komischen Bedenklichkeit verziehend, sagte er zu dem Unterofficier, der das zweite Geschütz führte: „Schrauben Sie das Bodenstück der Haubitze doch und nehmen Sie den Mundspiegel von der Mündung; ich bin doch neugierig, womit Sie geladen haben.“

Der Unterofficier brachte das Rohr durch die Richtschraube aus der horizontalen Lage, die es in der Lafette einnahm, und als die Mündung sich über den Stirnriegel zur Erde hinabsenkte, wurde der Mundspiegel gelöst, der die Mündung schloß.

Die verschiedenstien Gegenstände schossen wie ein unerschöpflicher Strom aus dem Rohr auf die Erde nieder und lagerten sich hier in einem bunten Durcheinander zu den Füßen des Brigadiers, der ein Gelächter erhob, welches so heiser klang, wie das Gebell einer grimmigen Hyäne.

Die weite Mündung der Haubitze hatte aber auch ein Conglomerat der verschiedenartigsten Dinge ausgespieen. Die distinguirtesten Extraits um Parfüms, Vinaigre de Toilette, Barmonds-Erzeugungs- und Färbungs-Crême, lagen friedlich neben einem sinkenden, in schmutziges Papier gehüllten Ziegenkäse, lehnten sich vertraulich an einige Schachteln Glanzwichse und ruhten auf einem Topfe, der eine überdreckende weiße Salbe enthielt, welche wohl als Haarpomade gelten sollte. Kämme und Bürsten der verschiedensten Gattung, mehrere Spiele Karten, ein Schachbrett, einige abgegriffene Bände galopper Romane, eine alte verbogene Kaffeemaschine von zerrostetem Weißblech, einige Mützen mit dem streng verpönten Sammetstreifen, seidene Tücher, Batermörder und vielfarbige Westen entwanden sich dem Geschütz und thürmten sich unter dessen Mündung zu einem kleinen Hügel auf.

„Da haben Sie die Bescheerung, Herr Hauptmann,“ rief der Oberst, während ein dunkles Roth seine Stirn bedeckte und seine Augen Feuer sprühten. „Sie müssen zugeben, daß sich aus dem, was dies Geschütz gefischt hat, eine Trödlerbude schon recht niedlich ausstaffiren läßt.“

Und indem er wüthend an dem Geschütz auf- und abrannte, schrie er mit einer Stimme, die weit in das Feld hinausschallte und die ländlichen Arbeiter auf das militärische Spectakelstück aufmerksam machte: „Ich möchte den ganzen Lumpenkram zu einer Sauce zusammenhacken lassen und davon den windbeutigen Millionenhunden der Batterie so lange löffelweise eingeben lassen, bis sie wie giftgeschwollene Ratten auftplatzen. Und gerade in meiner Brigade muß solche verteufelte Schweinerei passiren! Aber das kommt davon her, wenn der Herr Hauptmann solche Windbeutelei in der Brigade begünstigt und es sogar gern sieht, daß seine Kanoniere mit geölten Haar und im dienstwidrigen Anzuge, wie die Paviane, mit allen möglichen Bauneleien behangen, in der Garnison umherflunkern dürfen; das kommt davon, wenn der Geschützreis des Herrn Lieutenants nicht über die Logarithmentafel hinausreicht und der gelehrte Herr erst in der Dienstvorschrift nachsehen muß, ob Vinaigre du Toilette, eine Kaffeemaschine und ellenbohe Batermörder nicht vielleicht zu der vorschriftsmäßigen Ausrüstung eines preußischen Artilleristen gehören.“

Der Capitain wollte eine Entgegnung wagen.

„Schweigen Sie,“ rief der Oberst mit einer Stimme, die vor Wuth bebte. „Hier giebt es nichts zu entschuldigen, und habe ich Sie bis jetzt noch nicht nach Ihrer etwaigen Rechtfertigung gefragt, und bis dieses geschieht, muß ich recht sehr bitten, tiefelbe zurückzuhalten. Ich liebe die Raisonnements nicht. Soll ich vielleicht demüthig um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, Ihre Batterie einer kleinen Inspection zu unterwerfen? Bomben und Granaten, ich heiße Tuchsen, — und wer es wagt, sich auch nur in Gedanken gegen mich aufzulehnen, dem sollen — der hat es mit mir zu thun!“

Der Capitain zitterte vor Zorn, sein Gesicht war bleich und blutarm, und die Backe nahm jene bleibende Farbe an, die auf Gemüthserregungen hinweist, die äußerst gefährlich sind. Doch ließ der Oberst es nicht zu einer Entgegnung kommen, indem er plötzlich auf den Führer der unglücklichen Haubitze losfuhr und den ihm wohlbekannten Unterofficier mit donnernder Stimme fragte: „Haben Sie das Geschütz vor dem Abmarsch, wie es Ihre ver— Schuldigkeit war, einer eingehenden Revision unterworfen?“

„Zu Befehlen — nein, Herr Oberst,“ entgegnete zitternd der Mann, der sich keiner besonderen Aengstlichkeit erfreute und

Digitized by Google

die Gunst des Brigadiers durch eine Inclinations-Heirath verscherzt hatte.

„Bleiben Sie mir mit der dummen Phrase vom Halse," schrie der Oberst. „Sie sind ein alter verliebter Kater, eine scropbulöse Thränenfistel, den der liebe Gott in seinem größten Zorn zum Artilleristen gemacht hat." Und sich dicht vor ihn hinpflanzend, fragte er: „Darf ich wohl wissen, warum Sie das Ihrer Weisheit und Fürsorglichkeit anvertraute Gewehr nicht revidirt haben?"

„Die Zeit war zu knapp. Ich bin Futtermeister der Batterie und —"

„Und ein fauler Millionenhund," unterbrach ihn der Oberst, „dem ich die Tressen von der Uniform herunterreißen lassen müßte. Ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie es gekommen ist, daß Ihnen die Zeit zu knapp wurde. Da mußte Ihnen die geliebte ehebälfte liche Thuncida vor dem Ausrücken noch einmal Hektor's Abschied vorerzählen, der liebenswürdige Erstgeborne konnte sich nicht trennen von der väterlichen Heldenbrust, das Nestküchlein, die kleine Victorine, mußte des Königs Rock noch zum letzten Male einseifen, und als Sie sich endlich aus den Armen Ihrer unteroffizierlichen Nachkommenschaft losgerissen, da war es freilich zu spät zu einer eingehenden Revision; die Batterie war bereits bespannt, und Sie meldeten flottweg, daß das zweite Geschütz marschfertig sei. Das kommt davon, wenn man den Soldaten das Heirathen gestattet und mit Kindern beschweren läßt, die — — — —"

„Nun, nun, die muß der Kaiser ernähren;
Die Armee sich immer muß neu gebären!"

ließ sich plötzlich eine hellklingende Stimme mit vortrefflicher Accentuation der Wallensteinschen Verse an seiner Seite vernehmen.

(Schluß folgt.)

Die Mysterien des Menschenschädels.*

Eine phrenologische Beurtheilung von **Gustav Scheve.**

Beim Baue einer Eisenbahn wird zufällig eine große Zahl alter Schädel ausgegraben. Diese, von den Arbeitern zusammengetragen, gleichen sich alle, jeder macht als Bild des Todes denselben Eindruck auf die Umstehenden. Wer möchte sagen, welcher Schädel einem Könige oder einem Bettler, einem guten oder einem bösen Menschen, einem Krieger oder einem Manne des Friedens angehörte? Unter den Anwesenden sind einige Naturforscher, welche über das Alter der Schädel ihre Ansicht äußern, männliche und weibliche unterscheiden zc. Kein Urtheil über den Geist, dem die Schädel als Hülle dienten, wird gehört. Da tritt ein Phrenolog hinzu. Einige Schädel fesseln vor andern seine Aufmerksamkeit. Er äußert gegen einen Freund, daß sich bei einem Schädel der Zug des Stolzes, bei einem andern der der Gutmüthigkeit, oder der Eitelkeit, oder des Muthes ausgesprochen finde. Die Arbeiter schütteln über den Herrn die Köpfe, die Gelehrten betrachten ihn kaum als einen Mann der „Wissenschaft". Niemand hält das, was er sagt, für wahr.

Unter den Schädeln findet sich auch die bloße untere Hälfte eines solchen vor. Der Schädel ist in seinem größten Umfange durch eine Säge getheilt, und die obere Hälfte, die ganze Schädelwölbung, fehlt. Ein Arbeiter reicht dem Phrenologen lächelnd das Schädelstück dar. Sein Freund fragt ihn, ob sich auch hieraus etwas über den Charakter bestimmen lasse. Er erhält die Antwort, daß das phrenologische Urtheil immer nur auf der Vergleichung aller Gehirntheile unter sich beruhe, daß es daher hier nur ein äußerst mangelhaftes sein könne. — Dies Beispiel möge dem Leser die Bedeutung und zugleich die Schwierigkeit des Problems veranschaulichen, zu dessen Lösung mich vor Kurzem der Herausgeber der Gartenlaube ersuchte, als er mir auf einem Blatte die 31 Kopfumrisse der umstehenden Abbildung mit dem Wunsche zusandte, „diese Schädelumrisse einer Reihe von Männern phrenologisch beurtheilen zu ihm dann gestatten zu wollen, den Befund meiner Untersuchung in seiner „Gartenlaube" veröffentlichen zu dürfen."

Das Urtheil nach unserer Umrißlinie gleicht nämlich dem nach jener unteren Schädelhälfte, ist aber noch um Vieles schwieriger und beschränkter. Denn dort, wo ich das Stück des Kopfes selbst vor mir habe, kenne ich genau die Stelle des Umrisses, hier aber weiß ich nicht, wo — ob etwas höher oder niedriger — der Umriß genommen ist. Ich habe also etwas als Grundlage für mein Urtheil, aber ich weiß nicht bestimmt, was ich habe, und habe somit nichts Wissenschaftliches. Ebenso schlimm ist es, daß ich hier nicht so, wie dort, die Stelle des Gehörgangs kenne. Der Gehörgang scheidet Vorderkopf und Hinterkopf, und seine Kenntniß ist durchaus nöthig für die Beurtheilung einiger unmittelbar oder mittelbar vor oder hinter ihm gelegener Organe. Die Aufgabe war also eine sehr unsichere, aber eben in ihrer Schwierigkeit lag auch ein so großer Reiz für mich, daß ich trotz an mich gestellten Ansinnen willfahrte. Jedoch, nehmen wir die Umrisse zur Hand, suchen wir trotz aller Schwierigkeiten den todten Bildern Athem und Leben einzuhauchen.

(I. A.)

Der Kopf 1., groß und bedeutend, ist sehr geeignet, den Leser in die Sache einzuführen. Unsere Umrißlinie, etwa da genommen, wo das Band des unessenden Hutmachers den Kopf berührt, trifft auf jeder Seite, zehn Organe. Vier von der Mitte der (oberen) Stirne bis zu den (vorderen) Schläfen einschließlich: Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen (an der Stelle der bisweilen gefunkenen Stirnhöcker), Sinn für Scherz, Idealität (an den Schläfen). Dann drei bis zur breitesten Stelle unseres Kopfes einschließlich: Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeits- oder „Zerstörungssinn" (gerade über dem Gehörgang). Zuletzt noch drei: Kampfsinn, Anhänglichkeit, Kinderliebe.*

Um zu erkennen, ob bei unserem Kopfe eines oder einige dieser Organe groß oder klein sind, müssen wir ihn mit der mittleren Kopfgestalt vergleichen. Diese ist für die Linie unseres Umrisses, — welche uns natürlich hier allein beschäftigt, — die Eiform, deren schmälere Seite den Vorderkopf, deren breitere den Hinterkopf bildet. (Etwa wie die Köpfe 5 und 20.) Ein erster Blick zeigt uns, daß unser Kopf bedeutend von der Eiform abweicht. Um diese Abweichung im Einzelnen kennen zu lernen, zeichnen wir mit einem Bleistift — am Besten nicht blos in Gedanken — die Eiform auf unseren Kopfumriß. An der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) beginnen wir einen über unseren Umriß etwas hinausreichenden Bogen und setzen diesen seinwärts innerhalb so fort, daß wir einen großen Theil von Schlußvermögen und Idealität abschneiden. Bei Erwerbssinn läuft der Bogen wieder außerhalb, um bald, bei Thätigkeitssinn, aber-

* Statt Sinn der Kinderliebe oder Organ des Sinnes der Kinderliebe. Ich habe mir überall diese Abkürzungen erlaubt. — Für den Leser, welchem die Phrenologie unbekannt ist, nenne ich hier noch die hauptsächlichsten der übrigen Sinne. Organe an der unteren Stirn: Gegenstandssinn, Gestalt- oder Formensinn, Farbensinn, Zahlensinn, Thatsachensinn, Ortssinn, Ton- oder Musiksinn, Kunst- oder Bausinn, Sprach- oder Wortsinn. Organe auf dem Oberkopfe: Wohlwollen, Nachahmung, Sinn für Neues oder Wunderbares, Verehrung, Hoffnung, Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstgefühl, Beifallsliebe, Unbestechbarkeit oder Concentrationsgabe.

* Bei einem neulichen Besuche in einer der größten deutschen Hutmanufacturen theilte uns der freundliche Besitzer derselben eine Reihe von Schädelumrissen theils berühmter, theils in weiten Kreisen bekannter und vielgenannter Männer mit, deren Kopfformen als die von siebenten Kunden des Etablissements für eventuelle Hutbedürfnisse aufbewahrt werden. Wir waren erappirt über die hier und da wahrhaft wunderlichen und grotesken Gestalten, Ausbauchungen, Ecken und Knöllchen, welche der menschliche Schädel bilden kann, und baten um die Erlaubniß, einige der merkwürdigsten mit Charakteristischen dieser durch genaue Maßnahme gefundenen Kopfformen — soweit sich an dieselben die Namen bekannter Persönlichkeiten knüpfen — gewissermaßen als ein phrenologisches Problem in der Gartenlaube veröffentlichen zu dürfen.

Dies geschieht denn hiermit. Zugleich lassen wir die Beurtheilung eines geistvollen Phrenologen folgen, dem wir die Schädelcontouren zur Begutachtung einhändigten, ohne ihm die Männer zu nennen, deren Köpfe sie umwechnen.

Zur Vergleichung seiner phrenologischen Aussprüche mit der öffentlichen Meinung, wie sie Bedeutung, Wirksamkeit und Erfolge dieser Männer festgestellt haben, geben wir die Namen derselben am Schlusse unserer Nummer, werden uns aber erlauben, bei dem einen und dem andern ein Fragezeichen beizusetzen.

D. Red.

Digitized by Google

mals innerhalb fortzuziehen, indem er hier die größte Breite des Kopfes abschneidet. Gleich hinter Thätigkeitssinn, von Kampfsinn bis Kinderliebe, läuft die Bleistiftlinie mit unserem Umrisse zusammen, da der ganze Hinterkopf ungefähr die Eigestalt hat.

Wir haben auf diese Weise erkannt, daß Schlußvermögen, Idealität und Thätigkeitssinn starke, Erwerbssinn ein schwacher Zug im Charakter des Hrn. A. ist. Diese Urtheile sind schon darum, weil sie so leicht zu finden sind, unträglich, und wir können gleich hier unser kokes phrenologisches Wort aussprechen, daß, wenn ein einziges dieser Urtheile sich als irrig erweise, damit die ganze Phrenologie (als Organenlehre) widerlegt wäre. Vorausgesetzt wird hierbei, wie sich versteht, daß das Gehirn des Hrn. A. ein gesundes ist, d. h. daß hier weder wirkliche Gestörtheit (Irrsinn), noch jene geistige Krankhaftigkeit vorliegt, welche z. B. mit einem zerrütteten Nervensystem, oder mit übermäßig vorwaltendem phlegmatischen Temperament verbunden zu sein pflegt. — Die gefundenen Urtheile bedürfen einer kurzen Erläuterung.

Die Stirne unseres Umrisses ist die breiteste von allen. Und das Vorderge hirn ist nicht blos breit, sondern auch (vom Ohr oder von der Mitte des Kopfes an gerechnet) lang, so daß die Breite bei dieser Länge eine nun so größere Bedeutung hat. Vor allem ist Schlußvermögen, die Gabe der Berechnung von Ursache und Wirkung, der überlegende praktische Verstand für ein folgerichtiges Handeln ein starker Zug des Hrn. A. Ebenso stark ist der Sinn für Ideales oder Schönes. Beide Züge sind Gegensätze, sie beschränken sich daher und schaffen die übrige Harmonie. Hr. A. ist Verstandesmensch, aber nicht trockener Verstandesmensch, er ist Mann der Phantasie, doch nicht Enthusiast. Wenn der Kopfumriß nicht in so kleinem Maßstabe gegeben wäre, so würde ich wahrscheinlich auch den Sinn für Scherz (zusammen mit starker Denkkraft zugleich Talent des Witzes) als stark bezeichnen können. Durch die starke Fülle des Kopfes an der breitesten Stelle (über dem Gehörgang) ist Thätigkeitssinn als ein starker Zug bezeichnet, also die Kraft und die Fähigkeit, sehr thätig sein, aber eben damit zugleich die Kraft und die Fähigkeit, ausdauern, heftig werden zu können.

Gegen die genannten Sinne steht Erwerbssinn weit zurück. Hr. A. ist das Gegentheil jener Geschäftsmänner, deren ganzer Sinn mit Ausschluß aller andern, Geistesthätigkeit auf Erwerb gerichtet ist. Ist er Kaufmann, so fühlt er sich in seinem Berufe nicht glücklich und sucht und findet neben demselben anderartige Geistesbeschäftigungen. Den praktischen Verstand, ein guter Kaufmann zu sein, richtig zu speculiren, hätte Hr. A. (durch das Schlußvermögen); nur die Verwendung dieses Verstandes im bloßen Dienste des Erwerbes wäre nicht seine Sache.

Vergleichungsvermögen, welches bei Hrn. A. schon durch die Länge des Vorderge hirns als ziemlich stark oder stark erscheint, haben wir etwas schwächer als Schlußvermögen, gefunden. Aber so geringe Unterschiede berechtigen uns zu keinem phrenologischen Urtheil.

(2. B.)

Bei dem Umrisse 2. wird unsere Bleistiftlinie die Spitze in der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) abschneiden, dann (bei Schlußvermögen und Idealität) ein wenig über den Umriß hinausreichen, weiter an der vordern Hälfte des Seitenkopfes (bei Erwerbssinn und Verheimlichungssinn) ebensoviel von dem Umriß abschneiden, als sie an der hinteren Hälfte (bei Vorsicht) hinzusetzt. Von dem Organ der Vorsicht habe ich oben bei dem Kopfe 1. nicht gesprochen. Unsere Umrißlinie kann außer den dort genannten zehn Organen noch ein elftes, Vorsicht, berühren, zwischen Thätigkeitssinn und Kampfsinn, aber über diesen beiden, so daß die drei Organe ein Dreieck bilden, mit der Spitze (Vorsicht) nach oben. Ist die Umrißlinie etwas tiefer genommen, so berührt sie mehr Thätigkeitssinn und Kampfsinn, etwas höher, mehr Vorsicht. Hier scheint mir die Umrißlinie auch Vorsicht zu berühren.

Während bei dem Umrisse 1. Vergleichungsvermögen etwas schwächer erscheint, als Schlußvermögen, so ist bei 2. Vergleichungsvermögen viel stärker, als Schlußvermögen. Ebenso ist Idealität bei 1. viel stärker, als bei 2., wegegen Erwerbssinn, welcher bei 1. schwach ist, bei 2. stark erscheint. Verheimlichungssinn, die Stelle vor Thätigkeitssinn (wo wir uns diesen mit der Oberöffnung ungefähr denken müssen) erscheint bei 2. stark, wegegen die Stelle hinter Thätigkeitssinn (Vorsicht) schwächer ist.

Bei Hrn. B. ist Vergleichungsvermögen, das allgemeine Lerntalent oder die Gabe des Fassens, Begreifens, Urtheilens, weit stärker, als Schlußvermögen, der politische, berechnende, praktische Verstand für's Handeln. Diese Behauptung ist insofern etwas gewagt, als das schwächere Schlußvermögen von dem starken Verheimlichungssinn, welcher (instinctartige) Klugheit giebt, sehr unterstützt wird, also dadurch stärker erscheinen könnte, als es ist. Auch könnte Schlußvermögen noch durch einen starken Gegenstandssinn unterstützt werden, durch welchen im Verein mit starkem Vergleichungsvermögen ein objectiver, klarer Blick in die Dinge entsteht, was die Fähigkeit, folgerichtig zu handeln, bedeutend steigern. Andererseits ist Schlußvermögen hier nur wenig von der schwächeren Vorsicht unterstützt. Doch wird Vorsicht unterstützt von Verheimlichungssinn und oft damit verwechselt. Hr. B. wird in seinen Handlungen vorsichtig sein, wo die Vorsicht im Schweigen besteht; wo aber Verschwiegenheit oder Offenheit nicht in Frage kommt, wird die Vorsicht oft nicht stark genug sein. Dies letztere Urtheil würde aber nicht gelten, im Falle Selbstgefühl sehr schwach wäre, weil dadurch die Vorsicht gesteigert würde. (Wie viele Wenn und Aber! Diese drängen sich uns nicht blos darum auf, weil wir nur ein Charakterbruchstück vor uns haben, sondern Hr. B. gehört wohl überhaupt zu den etwas schwer zu verstehenden Menschen.) Ist Hr. B. (von Natur) mehr Gelehrter oder mehr praktischer Geschäftsmann? Er kann Beides sein. Als Gelehrter ist er kein Ideologe, kein Utopist, sondern praktisch, lebensklug, auf Erwerb bedacht (vielleicht nicht allzu sparsam). Als praktischer Geschäftsmann kann er sich leicht durch Kenntnisse auszeichnen.

(3. C.)

Die Bleistiftlinie läßt uns hier einen merklichen Unterschied der beiden Linien hauptsächlich bei dem hier schwachen Erwerbssinn erkennen.

3. gleicht mehr 1. als 2., nur daß bei 1. Schlußvermögen und Idealität stärker sind. Auch 3. ist jedenfalls (von Natur) nicht Geschäftsmann, sondern weit mehr Mann des Wissens. Vergleichungsvermögen ist hier nicht nur stärker, als Schlußvermögen und Erwerbssinn, sondern es ist auch überhaupt (im Vergleich zum ganzen Kopf) stark, weil das Vordergehirn (von der unmthmaßlichen Dhrstelle an gemessen) entschieden lang ist. Um kurz 3. mit 1. zu vergleichen, würden wir sagen, daß, während Hr. A. das Talent oder den berechnenden Verstand hätte, Geschäftsmann zu sein, aber keine Neigung für diesen Beruf, Hr. C. weder großes Talent, noch Neigung für denselben hat.

(4. D.)

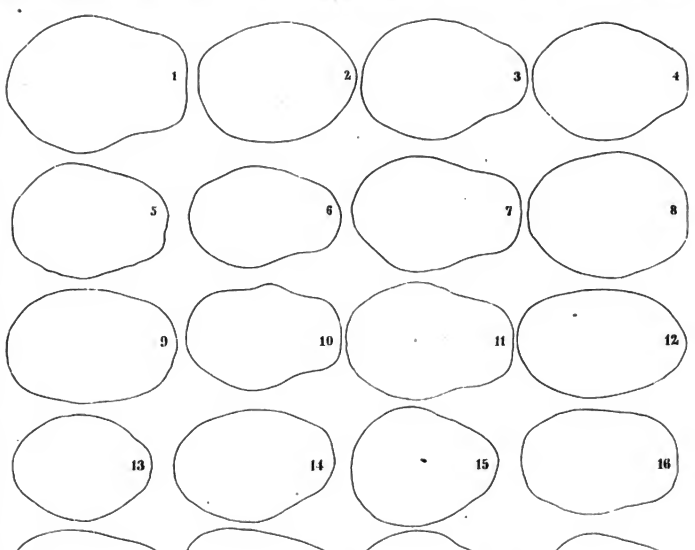
Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des Mittelkopfes einen Theil abzuschneiden, um damit den Vorderkopf, die Stirn breiter und voller zu machen.

Die mangelnde Kenntniß des Gehörgangs macht mir diesen Kopf schwer verständlich und mein Urtheil sehr unsicher. Nehme ich den Gehörgang da an, wo er mir am wahrscheinlichsten ist, ungefähr in der Mitte des Kopfes, so wäre die Stirn sehr klein (sehr kurz bei der Schmalheit) gegen den Hinterkopf, die Denkkräfte und Idealität viel schwächer, als Thätigkeitssinn und Kampfsinn. Herr D. würde kaum weniger ein Mann der ruhigen Einsicht und Ueberlegung sein, der gerne Gründe anhört und sich ihnen fügt, sondern mehr ein Mann des raschen, etwas barschen Handelns, geneigt zu zürnen und zu streiten. Er würde dadurch im Umgang nicht immer rücksichtsvoll genug, nicht immer liebenswürdig erscheinen, man würde oft mehr Geduld mit ihm haben müssen, als er geneigt wäre, mit Andern zu haben. Dabei würde er wahrscheinlich sehr thätig in seinem Berufe sein, sehr gut mit seinen Denkkräften arbeiten mit, wenn das Gehirn an sich groß ist, Tüchtiges leisten. Was ich eben von der auflodernden Kraft oder der bisweilen mangelhaften Liebenswürdigkeit des Hrn. D. gesagt, könnte als zu gewagt erscheinen, weil ich ja von Wohlwollen, Verehrung ꝛc. nichts weiß. In der That könnte Herr D. sehr gut und wohlwollend, sehr ehrerbietig sein; aber dennoch bliebe ich bei meinem Urtheil stehen, daß abwechselnd mit diesen Zügen auch die von mir genannten bei ihm hervortreten würden. Der Mensch ist ja aus Widersprüchen zusammengesetzt. Neu ist nur, daß diese bisher unerklärten Widersprüche durch unsere Wissenschaft ihre Erklärung finden.

(5. E.)

Abgesehen von der Unregelmäßigkeit an der Stirn, über welche ich bei der starken Verklemerung keine Vermuthung zu fassen

Digitized by Google



Menschenschädel.

wage, fällt die Eiform hier ziemlich mit unserem Umrisse zusammen. Keines unserer Organe erscheint als sehr stark oder sehr schwach; doch könnte das eine oder das andere durch sehr starke und nicht bekannte Sinne besonders unterstützt werden.

Die rechte und die linke Seite eines Kopfes sind natürlich niemals ganz gleich. Hier ist die Ungleichheit eine ziemlich bedeutende. In allen solchen Fällen dürfen wir uns ein Urtheil über die Stärke der betreffenden Organe nicht erlauben.

(6. F.)

Die Eiform bietet auch mit diesem Umrisse — abgesehen von der Ungleichheit der rechten und linken Seite — nur geringe Unterschiede dar: sie schneidet an der Mitte der Stirn (Vergleichungsvermögen) etwas ab, und setzt an der Seite des Vorderkopfs (Erwerbssinn), auch links, etwas zu. Vergleichungsvermögen ist stärker als Erwerbssinn, auch als Schlußvermögen, Idealität ist nicht schwach. Herr F. ist mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann.

(7. G.)

Große Aehnlichkeit mit 1. Doch sind bei 1. Idealität, Thätigkeitssinn, auch wohl Kampfsinn noch stärker, treten daher wohl noch energischer auf, als bei 7. Ferner ist bei 7. Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen ungefähr gleich stark, während bei 1. Schlußvermögen etwas stärker erscheint. Jedenfalls sind aber diese kleinen Unterschiede beider Köpfe für uns kaum von Bedeutung, denn was bei 1. stärker ist, könnte bei 7. durch Anderes, uns nicht Bekanntes, mehr unterstützt werden.

(8. H.)

Man wäre fast versucht, den Kopf umzudrehen, den Vorderkopf zum Hinterkopf zu machen. Die Stirn wäre dann ziemlich regelmäßig gewölbt und der Vorderkopf, wie er soll, schmäler, als der Hinterkopf. Unsere Bleistiftlinie hat daher viel an dem Kopf zu ändern; sie muß die flache Stirn mehr auswölben und die größere Breite des Vorderkopfes abschneiden und dem Hinterkopf zusetzen.

Schlußvermögen, berechnender Verstand, ist bei Herrn H. stärker, als Vergleichungsvermögen, Talent für wissenschaftliche Auffassungen. Erwerbssinn und Verheimlichungssinn sind beide stark; Vorsicht ist schwächer, aber sehr von Schlußvermögen und Verheimlichungssinn unterstützt. Idealität ist schwächer, als Erwerbssinn. Das Vordergehirn scheint nur kurz, also Vergleichungsvermögen nicht blos gegen Schlußvermögen, sondern überhaupt ziemlich schwach zu sein; allein weil ich leider den Gebergang nicht kenne, so kann ich mich hier täuschen. Jedenfalls ist Herr H. mehr kluger und praktisch berechnender Geschäftsmann, als Mann des Wissens.

Ich setze hier und sonst dem Geschäftsmann den Mann der Wissenschaft, nicht den Künstler entgegen; dies nur, weil die Sinne, welche die verschiedenen Künstlertalente begründen, unserer Beurtheilung entzogen sind. Wenn z. B. bei Herrn H. Gegenstandssinn, Gestaltssinn, Farbensinn ꝛc. sehr stark wären, so könnte er ein tüchtiger Maler sein, aber doch würde mein Urtheil, daß bei ihm auch Schlußvermögen und Erwerbssinn stark sind, Geltung behalten.

Digitized by Google

(9. J.)

Die Bleistiftlinie zeigt uns den Kopf in der Mitte und nach hinten zu etwas schmal.

Die gewölbte und ziemlich breite Stirne wage ich ohne Kenntniß des Gehörganges auch lang zu nennen, so daß die Hauptstärke dieses Kopfes in der Stirn liegt. Besonders stark ist Vergleichungsvermögen, schwächer Vorsicht; auch Thätigkeits- oder Zerstörungssinn ist nicht vorragend. Wir haben hier jedenfalls einen Mann des wissenschaftlichen Talentes vor uns.

(10. K.)

Die Bleistiftlinie schneidet bei Idealität etwas ab und setzt bei Erwerbssinn etwas zu. Die Linie weiter zu führen, verbietet die Unregelmäßigkeit des Seitenkopfes.

Das breite und wohl auch lange Vorderzehirn zeigt uns Hrn. K. als einen Mann der Wissenschaft und der Phantasie; vergleichungsweise schwächer ist Vorsicht.

(11. L.)

Da die geringen Unterschiede dieses Umrisses gegen den Umriß 7. in der natürlichen Größe nicht Zolle, sondern nur einige Linien betragen und daher möglicherweise nicht durch den Unterschied in der Größe der Gehirntheile, sondern durch die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale verursacht sein können, so schließen sie jedes phrenologische Urtheil über sie gänzlich aus.

Natürlich könnte auch bei der vollständigsten Gleichheit unserer Linie der beiden Kopf- und Gehirnumrisse der Charakter der beiden Männer durch andere und nicht bekannte Züge der allerverschiedenste sein. Daher ist es auch bei allen vorliegenden Beurtheilungen ein beengendes Gefühl für mich, daß ich schließlich nicht weiß, wie viel oder wie wenig Bedeutung das, was ich über einen Charakter sage, für ihn hat. Meine Urtheile können anderen Zügen gegenüber so unbedeutend sein, daß ich sie bei einer ganzen phrenologischen Beurtheilung vielleicht nicht der Erwähnung werth gehalten hätte und daß der Betreffende selbst, der vielleicht viel wichtigere und bestimmtere Seiten seines Charakters kennt, Mühe hat, sich die Frage zu beantworten, ob meine Urtheile begründet seien oder nicht.

(12. M.)

Die Bleistiftlinie schneidet hier viel von Vergleichungsvermögen ab und setzt viel bei Vorsicht zu.

Vergleichungsvermögen ist das größte Organ dieses Umrisses; Schlußvermögen und besonders Vorsicht ist schwächer. Herr M. ist viel mehr ein Mann von Talent und Geist, als ein Mann des rationell berechneten Handelns, ja er hat bisweilen Ursache, sich selbst darüber zu wundern, wie er trotz großen Scharfsinns und richtiger Einsicht in die Dinge und Verhältnisse doch oft die kostgen seiner Schritte nicht berechnet, etwas zu rasch und unbedacht handelt.

(13. N.)

Die Bleistiftlinie setzt etwas bei Schlußvermögen und noch viel mehr bei Idealität zu, schneidet dann bei Erwerbssinn, Verheimlichungssinn und Thätigkeitssinn etwas ab, um es bei Anhänglichkeit zuzusetzen.

Wo ist hier der Gehörgang? Idealität ist sehr schwach, Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn sind stark. Wir haben hier seinen Mann von idealer Geistesrichtung, seinen Mann praktischen Strebens und Wirkens vor uns. — Ist der Kopf so klein gegen die übrigen, wie er hier erscheint? Möglich wäre es, besonders wenn er sehr hoch ist. Herr N. könnte dann immer bei heftigem Temperament durch Einsicht und Thätigkeit etwas Tüchtiges leisten. Allein jedenfalls würde er nicht imponiren, sich Andern im Ganzen nicht überlegen zeigen.

(14. O.)

Von der Unregelmäßigkeit der rechten und linken Seite abgesehen, ist unser Umriß ziemlich eiförmig; die Bleistiftlinie schneidet bei Thätigkeitssinn ein wenig ab und setzt es bei Vorsicht zu.

(15. P.)

Die Bleistiftlinie hat hier der Seitensinn eine weit größere Fülle zu geben und von der großen Breite des Mittel- und Hinterkopfs viel abzuschneiden.

Vergleichungsvermögen stark, Idealität merklich schwächer, Erwerbssinn und Verheimlichungssinn ziemlich stark, Thätigkeitssinn sehr stark, Kampfsinn stark. Herr P. hat bei ziemlich großem vielleicht auch wissenschaftlichem Talent und praktischer Richtung eine sehr große Thätigkeitskraft. Wenn er ein Ziel in's Auge gefaßt hat, so schaut er nicht viel rechts und links, zersplittert sich nicht (wenn nicht etwa Einheitssinn sehr schwach ist), sondern setzt alle und zwar eine sehr große und unermüdliche Kraft ein, um das Ziel zu erreichen. Herr P. muß viel zu thun haben, seine Kraft im Berufsleben ausbrauchen, sonst stellt sich innere Unruhe, Unzufriedenheit und Launenhaftigkeit, Anlage zum Jähzorn, zur Streitsucht ein. Ist daher das Wohlwollen sehr schwach, so ist Hr. P. schroff, hart, grausam; ist es sehr stark, so ist uns dem Zug des Anstoßens und Bösewerdens die größte Herzensgüte verbunden.

(16. Q.)

Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des vorderen Viertheils des Kopfes viel wegzunehmen, um es der Breite des hintersten Drittheils hinzuzusetzen.

Nach meinem phrenologischen Gefühl bin ich versucht, diesen Kopf liebenswürdig zu nennen. Unter allen unseren Köpfen ist diese Stirne die breiteste gegen die übrigen Kopftheile des Umrisses. Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen, Idealität (vielleicht auch Sinn für Scherz) sind stark gegen Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn, Kampfsinn. Herr Q. ist ein Mann, der Geist und Phantasie besitzt, der nicht habsüchtig oder geizig, nicht verschlossenen Charakters, nicht streitsüchtig ist, nicht zu Gewaltthat oder zu Zornausbrüchen hinneigt, bei welchem vielmehr in kleinen und großen Dingen die ruhige Einsicht die Herrschaft über die niederen Beweggründe unserer Handlungen behauptet. Andrerseits ist zu vermuthen, daß Herr Q. seine großen Geistesgaben nicht ganz so gut verwerthet, als mancher Andere es thun würde. Geist und Phantasie sind stärker, als Thatkraft; vielleicht auch zersplittert er sich etwas (es sei denn daß Einheitssinn sehr stark ist,; auch der Muth, das Vergehen gegen Hindernisse und Schwierigkeiten, dürfte wohl bisweilen etwas fehlen. Wir sehen, daß die beiden Köpfe 15 und 16 wie in der Gestalt des Umrisses, so im Charakter unter die größten Gegensätze in unserer kleinen Versammlung gehören. Das günstige Vorurtheil, welches ich nach meinem wissenschaftlichen Gefühl für diesen Kopf gefaßt, ist natürlich bei unserer Unkenntniß so vieler Züge vor dem wissenschaftlichen Verstand nicht gerechtfertigt.

(17. R.)

Der Umriß ist ziemlich harmonisch, etwa wie 5; doch ist die Stirne länger. Herr R. ist ein Mann des Wissens. Was ist die Unregelmäßigkeit an der Stirn?

(18. S.)

Was die Bleistiftlinie hier an dem hintersten Viertheil des Kopfes in der Breite wegnimmt, setzt sie an dem vordersten Drittheil zu.

Das Vorderzehirn ist noch länger und etwas schmäler, als bei dem vorigen Umriß. Sehr groß ist der Kampfsinn. Der Kopf behält die volle Breite, die er über dem Gehörgang hat, bis zu etwa zwei Zoll wagrecht rückwärts. Herr S. ist ein Mann des Muthes, des Kämpfens und Streitens, er ist sehr weit entfernt, in wichtigen und unwichtigen Dingen die Ueberzeugung seines Geistes, die Wünsche seines Herzens für Ruhe und Frieden zu verkaufen. Die Art des Muthes oder des Kämpfens hängt zugegen von Anderem ab.

(19. T.)

Aehnlich dem Umrisse 11 und 7. Herr T. ist kein Mann des Erwerbes.

(20. U.)

Noch einmal ein fast eiförmiger Kopf. Die Bleistiftlinie schneidet an der breitesten Stelle, bei Vorsicht, etwas ab, um es eine Stelle weiter zurück, bei Kampfsinn, anzusetzen. Herr U. ist vorsichtig, sorglich, friedliebend, kein Mann des Kämpfens. Wahrscheinlich ist hier auch Kinderliebe stark, was ich bereits auch bei einigen andern Köpfen hätte äußern können. Aber das Urtheil ist wegen der hier häufigen Ungleichheiten des Schädelknochens nach dem bloßen, zumal so kleinen Umrisse, allzu unsicher. Aehnliches gilt von Anhänglichkeit bei einigen Köpfen. Anhänglichkeit scheint mir z. B. stark bei 3. 11. 15, etwas schwach bei 13; bei 16 scheint mir Anhänglichkeit stark neben ziemlich schwachem Kampfsinn.

Trotz aller Schwierigkeiten der mir gewordenen Aufgabe kann ich, weil die Phrenologie in ihren Wahrheiten so durchaus klar und bestimmt ist, die folgenden Urtheile mit Sicherheit aussprechen.

Digitized by Google

Vergleichungsvermögen ist (wenn der Umriß überhaupt über die obere Stirne genommen ist, groß in 2. 6. 9. 12. 15. 18; schwächer als Schlußvermögen in 8.

Schlußvermögen ist groß in 1, in 8 gegen Vergleichungsvermögen; in 16 zusammen mit Vergleichungsvermögen; klein gegen Vergleichungsvermögen in 2. 6. 12. 13. 15.

Idealität ist groß in 1, gegen Erwerbssinn in 7. 10. 11. 16. 19; klein in 4. 13.

Erwerbssinn ist (wenn die Umrißlinie, wie über die obere Stirne, so über die Höhe des Seitenkopfes läuft) groß in 2. 8; mittelmäßig oder schwach in 1. 3. 6. 7. 10. 11. 16. 19. (Die Linie mehriger laufend gedacht, würde statt Erwerbssinn Kunst- oder Bauſinn treffen.)

Thätigkeitssinn ist groß in 1. 15, viel kleiner oder mittelmäßig in 9. 12. 16, wenn in den drei letzten Fällen die Umrißlinie nicht etwa sehr entfernt über dem Gehörgang läuft, und sich nicht über letzterem doch die starke Ausbuchtung wie bei 1 und 15 findet.

Kampfsinn ist groß in 18, mittelmäßig in 16 und, wenn die Linie ganz genau ist, in 20. —

Zum Schlusse aber erlaube ich mir, an die Herren, von deren Köpfen die Umrisse vor uns liegen, eine ergebene Bitte zu richten. Nachdem ich über die Umrisse mit der größten Mühe nur so wenige und meistentheils unsichere Urtheile aussprechen konnte, so würden mich die Herren zu vielem Danke verpflichten, wenn sie mir freundlichst gestatten wollten, ihre Köpfe zu untersuchen und von ihnen ohne Mühe viel vollständigere und bessere, weil wissenschaftlichere Charakterbilder zu zeichnen.

Blätter und Blüthen.

Eine Posse zum — Weinen. Die tragisch Ferdinand Raimund geendet hat, er, der einst nicht blos die Zierde der Leopoldstädter Volksbühne in Wien, sondern als echter Dichter anerkannt war überall, wo seine Landes- und Sinnsprache mit ihrem naturwüchsigen, immer voll aus dem Volke geschöpften Humor, mit ihrer überspruhenden Lust und ihrem ergreifenden Leid über die Bretter gegangen sind, — das hat die Gartenlaube ihren Lesern schon selber einmal (1861, Nr. 6) erzählt. Schon länger einer immer steigenden Schwermuth zur Beute, wurde er von einem unbedeutenden Witze, den ihm die Zähne seines spielenden Hausbunden beigebracht hatten, vollends in seinem geistigen Gleichgewichte gestört; er wähnte sich von einem tollen Hunde gebissen und suchte sich in der gräßlichen Angst seines Herzens mit einem Terzerolschusse zu tödten, um erst nach acht Tage langen unsäglichen Qualen, im September 1836, seiner Verwundung zu erliegen.

Die nachstehende Anekdote, welche der Einsender einem glaubwürdigen Zeitgenossen Raimund's verdankt, knüpft an diesen schmerzlichen Ausgang eines reichen Dichter- und Künstlerlebens an und zeigt, daß die Angst, die den unglücklichen Hypochonder zur That der Verzweiflung trieb, nicht der plötzliche Ausbruch einer krankhaften Sucht, sondern eine schon lange gehegte fixe Idee war. Denn der Vorfall spielt schon vier oder fünf Jahre vor dem Tode des Künstlers.

Der seiner Zeit bekannte und in komischen Episodenrollen nicht mit Unrecht beliebt gewesene Schauspieler Lautner trat eines Tages in das Bureau seines Freundes Raimund, welches Raimund zur Miethe belag. Ein kleiner aber billiger Köter, der in der Durchgangsstube Siesta hatte nehmen mögen, ward durch Lautner's Eintreten aufgescheucht und fuhr ihm heftig bellend entgegen. Lautner, der es beinhaltet, das dumme Thier zu immer größerer Wuthentsprießigkeit zu reizen, und so kam es, daß die kleine alte Bestie dem lustigen Mann zwischen und an die Beine fuhr und sich in einen derselben mit den kleinen spitzigen Zähnen dermaßen einbiß, daß nach erfolgter Untersuchung am Fuße Lautner's deutlich die blutunterlaufenen Spuren des hündischen Attentats zu sehen waren.

Mürrisch hierüber trat Lautner in Raimund's Stube. Schweigend setzte er sich auf einen Stuhl, und rieb sich das Bein. Raimund, am Schreibtisch arbeitend, hatte mit einem flüchtigen Blick den Eintretenden bemerkt. Es verging eine stille Pause, während welcher man nur das Kratzen von Raimund's eilender Feder hörte. Endlich brach Raimund das Stillschweigen.

„Zeit wann tritt man denn bei Leuten ein, ohne zu grüßen?“ fuhr er gutmüthig aufgebracht in seinem schnarrenden Tone Lautner an, schrieb aber dabei weiter.

„Verstehe sich, guten Morgen wird man noch wünschen,“ erwiderte Lautner murrend, „wenn man, ehe man eintritt, von wilden Bestien ange fallen wird! Das ist ja eine Hyäne von einem Schooßhund!“

„Aha! hat Dich das Vieh angekurrt? — Ist im Grund' wirklich ein impertinentes Exemplar von einem boshaften Nickel!“

„Was angekurrt! Da macht man sich den Teufel drauß. Aber ge bissen hat mich das V !“

„Gebissen!!“ entfuhr es Raimund, und mit einem Ausdrucke des Entsetzens sah er nun direct auf Lautner.

„Nun, schau her,“ greifte dieser und streifte das Beinkleid auf, „da schau her, das Ding ist ganz blutig.“

Raimund war wie erstarrt. Endlich sprang er auf.

„Unverantwortlich!“ rief er. „Gebissen sich Du, und das sagst Du erst jetzt!“

„Ja, aber es sind ja keine 10 Minuten . . .“

„O Du Ignorant! Es giebt Fälle, wo sie eine Minute eine Ewigkeit ist! Weißt Du was das heißt, von einem tollen Hunde gebissen sein?“

„Ei ich mich in Ruhe! — Dieser Hund hat nicht einmal die rechte Courage dazu.“

„Nichts da! Keine Späße! Die Sache ist zu ernst.“

Dabei zog Raimund mit Heftigkeit die Klingel. Erschreckt stürzte die Magd herein.

„Eine große Flasche Wasser!“ herrschte er ihr an, „oder noch besser, ein ganzes „Schaffel“ voll, aber augenblicklich, — es ist keine Zeit zu verlieren . . .“

Die Magd vollzog den Befehl.

„Was soll denn jetzt das Wasser hier?“ fragte Lautner etwas mißtrauisch, da er Raimund's sonderbare Launenhaftigkeit schon oft kennen gelernt.

„Was das Wasser soll? Dumme Frage!“

Dabei ging Raimund nachgrübelnd und mit verschränkten Armen in der Stube auf und ab.

„Meinetwegen!“ sagte Lautner, „gieb mir einen Leinwandlappen, da mit ich mir kalte Ueberschläge mache, obwohl ich, auf Ehre, nur ein bischen gebissen bin.“

„Umschläge? Das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß Du das Wasser trinkst!“

„Du, aber ich bin ja nicht durstig . . .“

„Das brauchst Du auch nicht zu sein. Man muß sich so früh als möglich übergessen, ob Du nicht schon — wasserscheu bist! Ich habe von einem Fall gelesen, wo die Hundswuth bei einem Menschen innerhalb Minuten nach dem unglücklichen Biß ausbrach . . .“

„Aber Raimund, Du bist ein Narr, laß mich in Ruh' mit Deinen Mucken . .“

„Meine Aufsuchs, Lautner! Hier muß ich unerbittlich sein! Entweder Du trinkst, oder ich habe gerechten Grund, zu glauben, Du leidst wasserscheu! Dann bleibt mir nichts übrig, als Dich hier einzusperren, armer Kerl, und bei der Polizei die schreckliche Anzeige zu machen . .“

„Du machst Dich lächerlich, Raimund! Aber gieb her die Flasche; um Dich zu beruhigen, will ich Wasser trinken.“

„Da!“

„So. Jetzt bist Du zufrieden?“

„Du mußt mehr trinken, mehr, lieber Lautner!“

„In Gottes Namen. Ich habe eben die ganze Flasche ausgetrunken.“

„So. Spürst Du gar nichts?“

„Nein, ich spüre gar nichts. Was soll ich denn auch spüren?“

„So . . . ein gewisses Gefühl . . . so eine Neigung zum — Beißen — einen leisen Hang — es wäre gräßlich! zum Beißen . . .“

„Na, lieber Raimund, jetzt reißt mir die Geduld! Laß mich in Ruhe. Ich will in's Kaffeehaus gehen . .“

„Nicht von der Stelle!“

„Aber, Raimund . . .“

„Du setzest Dich nieder und trinkst noch Wasser!“

„Um keinen Preis der Welt! Ich bin schon wie ein Wasserfaß!“

„Siehst Du, Du schonst das Wasser . .“

„Erlaube mir, ich werde doch nicht jetzt, nachdem ich so viel bate hinabschwemmen müssen, noch aus Passion Wasser trinken!“

„Das ist wahr, Lautner. Das wäre jetzt wirklich ein zweifelhafter Maßstab zur Beurtheilung der Symptome . . .“

„Also darf ich gehen, Raimund?“

„Nein, noch nicht!“

Und wieder schritt er grübelnd auf und ab. Wieder zog er die Klingel.

„Ist Milch zu Hause?“ fuhr er die Magd an.

„Nein, Gnr. Gnaden.“

„Geschwind, eine „Halbe Milch“ bei der Milchfrau drüben holen! Nur schnell. Ich beschäme das Dreifache.“

Die verlangte Quantität Milch wurde gebracht.

„Da, guter lieber Lautner, trinke die Milch aus . . .“

„Aber zum Kuckuk, warum soll ich denn jetzt wieder am einmal Milch trinken?“

„Das verstehst Du nicht! Milch ist ein bekanntes Gegenmittel gegen die meisten Gifte, vielleicht auch gegen das Gift eines tollen Hundes. Wer weiß es? Vielleicht ist's gut, und schaden kann's nicht.“

„Aber ich bitte Dich, jetzt Milch auf so viel Wasser !“

„Lautner, hier giebt's keine Widerspenstigkeit! Also Du trinkst!“

„Die ganze Milch . . .?“

„Die ganze Milch!“

Lautner trank die Milch aus, denn er wußte, daß mit Raimund, wenn er einmal eigenwillig war, nicht zu spaßen sei. Rasch aut nach war Raimund über Lautner herumgesprungen. Dieser aber mußte einige Tage die unangenehmen Folgen dieser Geschichte ertragen. Denn Raimund ließ nicht eher ab, bis er sich überzeugt hatte, daß Lautner keine Wasserscheu habe. Dann aber mußte er ihm versprechen, wenn wir sie darauf besonders aufmerksam machen, daß Lautner's Beinkleid nicht etwa sehr entfernt über dem Gehörgang läuft, und sich nicht über letzterem doch die starke Ausbuchtung wie bei 1 und 15 findet.

Kampfsinn ist groß in 18, mittelmäßig in 16 und, wenn die Linie ganz genau ist, in 20. —

Zum Schlusse aber erlaube ich mir, an die Herren, von deren Köpfen die Umrisse vor uns liegen, eine ergebene Bitte zu richten. Nachdem ich über die Umrisse mit der größten Mühe nur so wenige und meistentheils unsichere Urtheile aussprechen konnte, so würden mich die Herren zu vielem Danke verpflichten, wenn sie mir freundlichst gestatten wollten, ihre Köpfe zu untersuchen und von ihnen ohne Mühe viel vollständigere und bessere, weil wissenschaftlichere Charakterbilder zu zeichnen.

Digitized by Google

Hermann Marggraff, der Dichter des „Täubchens von Amsterdam", der Kritiker des „Blattes für literarische Unterhaltung", der Mitbegründer der „Schillerstiftung" und einer der besten Menschen, ist am Donnerstag, den 11. Februar, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben.

Die Verdienste Marggraffs um unsere literarischen Zustände sind erst in jüngster Zeit, nachdem auch er von der Schillerstiftung einen Ehrensold bewilligt worden, zu öffentlicher Anerkennung gekommen. Die Arbeit des Kritikers ist stets die undankbarste. Aber zahlte die Stunden der Nacht, welche Marggraff am Pulte mit Lesen und Prüfen und Niederschreiben, mit Ordnen und Sichten, mit Resultat dieser Arbeit die wenigen Zeilen niederzuschreiben, in denen er dann sein stets gediegenes Urtheil aussprach! Und wie gerecht und mild ist stets dieses Urtheil gewesen, wie ernst und oft stets die Form, in der er es gab!

Aber begleicht hat diese Thätigkeit ihn nicht. Hermann Marggraff war durch und durch Dichter. Zum eigenen Schaffen drängte ihn sturmwährend Geist und Herz. Es würde die gerechteste Genugthuung für den lieben Todten sein, wenn eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen das Doppelte bewiese, dem Dichter die verdiente Ehre im deutschen Volk und seinen Lieben den Lohn zu sichern, den der Vater nicht zu gewinnen vermochte.

Zur Beachtung. Nachdem die Nummer schon geschlossen, geht uns der erste Bericht unserer Specialcorrespondenten aus Schleswig zu. Wir sind daher nicht im Stande, den Artikel heute noch zum Abdruck zu bringen, sondern müssen dies bis für die nächste Nummer verspären. D. Red.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen ferner bei mir ein: 3 Thlr. 10 Ngr., Naturwissenschaftlicher Verein in Oberseerwitz — 3 Thlr. 2½ Ngr., gel. auf dem Königsball der Schützengesellschaft im Monplehen — 2 fl. 30 kr., gel. bei einer kleinen Hunschgesellschaft am Fastnachtsonntag in Wien — 4 Thlr. 10 Ngr., mehrere Mitglieder der uniformirten Schützen in Lößnig — 2 Thlr. 15 Ngr., gel. in Theorei bei Rosswein durch R. S. — 2 Thlr., gel. bei einer heiteren Abendgesellschaft in Nienburg a. Saale — 3 Thlr. 11 Ngr. 3 Pfg., gel. von den Stammgästen im deutschen Hause zu Chemnitz — 4 Thlr. 5 Ngr., gel. bei einem 50jährigen Gesellenjubiläum der Schuhmacherinnung in Bautzen — 3 Thlr. 20 Ngr., gel. bei dem Stiftungsfeste der Bürgerharmonie in Meerane durch A. L. G—d — 15 Thlr., Ertrag eines Concerts und laufende Beiträge der Mitglieder des Nationalvereins in Spremberg durch Kr—r, B—n — 2 Thlr. 20 Ngr. (10 Franken), zwei Schweizerinnen in Zürich mit dem Motto: „Nur muthig vorwärts, ihr deutschen Brüder!" — 6 Thlr., gel. am 2. Februar auf dem C. G.-Balle in Bautzen — 2 Thlr. 10 Ngr., „Eine Zierde unter deutschen Frauenzimmer" — 2 Thlr. 23 Ngr. 4 Pfg., Ertrag einer Sammlung bei einem Vergnügen des Turnvereins in Stollberg bei Chemnitz durch Carl Gerlach — 5 Thlr., gel. bei einer geselligen Abendunterhaltung des Gesangvereins Concordia in Altenburg — 7 Thlr. 5 Pfg., aus Niederrossau bei Mittweida — 2 Thlr. 15 Ngr., gel. beim Karpfenschmaus in Schenberg — 2 Thlr. 14 Ngr. 3 Pfg., bei einer Hochzeit in Mittweida, gel. durch F. R. und B. K. mit dem Motto: „Das schönste Gut auf Erden ist — der Vaterländ Heiter werden" — 2 Thlr. 2½ Ngr., gel. beim Stiftungsfeste des Gesangvereins in Markerin — 10 Thlr. von R. Hr. n. F. H. in Kostin, Gouvernement Kiew — 3 Thlr., Ertrag einer Sammlung bei einem Kränzchen im Hotel de Pologne in Leipzig — 3 Thlr. 28 Ngr., gel. bei einer Abendunterhaltung der Sonntagsschüler Arbeitung a. in Meerane — 4 Thlr. 10 Ngr., gel. beim Stiftungsfeste der Harmonie in Waldheim bei Eibau — 21 Thlr., gel. am Polvesterabende in einer fröhlichen Gesellschaft in St. Petersburg durch E. E. — 4 Thlr. 10 Ngr., gel. bei einem Gesangvereinsconcerte in Pöhla im Obererzgebirge — 2 Thlr. 6 Ngr., einige Mitglieder des landw. Vereins für Weida und Umgegend — 4 Ngr. ein deutscher Eisenbahnschaffner — 11 Thlr. 16½ Ngr. beim Ball des Geselligkeitsvereins in Priseewig — 2 Thlr. Amtmann Roßberg in Sanalip — 20 Thlr., Ertrag einer Abendunterhaltung des Gesangvereins Eintracht in Colmnitz i. B. mit dem Motto: „Unsere Rettung unsere Lösung!" — 2 Thlr., eine fröhliche Cerevisgesellschaft zu Kindervorf bei Schwaan — 12 Thlr. 20 Ngr., gel. bei der Stiftung des Gesangvereins zu Oberhain — 30 Thlr. in Gold, gel. bei einem Weihnachtsgaben von deutschen Frauen und Männern in Livland — 1 Thlr. 21½ Ngr., „Schwarze Dame" von Malchin in Mecklenburg — 1 Thlr. Actuar Sommer in Blankenburg bei Rudolstadt — 6 Thlr., gel. bei dem Stiftungsfeste des Gesangvereins zu Hartha bei Waldheim — 6 Thlr., die Secundaner des Gymnasiums zu Arnstadt — 2 Thlr., einige Jünglinge und Bewohner von Breitenborn bei Rochlitz, gel. in der Zanikauschen Schenke daselbst — 2 Thlr. 1½ Ngr., gel. beim Stiftungsfeste des Gesangvereins „Arion" in Leipzig — 2 Thlr. 22½ Ngr., gel. bei einem Balle der Sänger der Klippe. Turnvereins zu Kändler — 1 Thlr. Gesellschaft „Harmonie" in Oberei — 1 Thlr. C. St. in N. — 20 Ngr. von einer Künstlermaskerade in . . . . . — 2 Thlr. 26 Ngr. beim Abschiede eines Freundes, gel. auf der Berwaltersbude in Günthersdorf — 1 Thlr., einige Fermentschecker in Greiz — 5 Thlr., gel. bei dem Stiftungsfeste des ökon. Vereins in Roßwig bei Rochlitz — 8 Thlr. 22½ Ngr., Erlös der bei der Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht in Lugau im Erzgebirge verfeigerten Decorationsgegenstände — 2 Thlr. 15 Ngr., Erlös für verkaufte Schleswig-Holsteinlieder aus Lugau im Erzgebirge — 2 Thlr., gel. bei einer Abendunterhaltung beim Stiftungsfeste des geselligen Vereins in Roßwein — 1 Thlr. aus D. bei Belgern — 2 Thlr. von der Freitagsgesellschaft in Döbern bei Muskau — 12 Thlr., von Liebhabern und Verehrern in Wolfenstein.

10 Ngr. von vier armen Leipziger Knaben, Erlös der für das Eisbahnfehren erhaltenen kleinen Gaben. (Ein Hoch auf diese braven Jungen!) 4 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf., gel. unter deutschen Frauen und Jungfrauen in Leipzig von einer deutschen Frau — 4 Thlr., gel. in einer lustigen Gesellschaft im Gasthaus zur Stadt Bremen in Waldheim — 1 Thlr., gel. in einer fröhlen Gesellschaft in der Brause zu Waldheim — 5 Thlr., von der Gesellschaft Amicis in Eibenstock — 2 Thlr. 22 Ngr. von Schützenball in Burgstädt, gel. durch E. Sp. — 4 Thlr. vom Bürgerverein in Döbeln — 16 Thlr. vom Seatverein zu Wolkenburg — 63 Thlr., Ertrag einer von Frauen und Jungfrauen veranstalteten Verlosung weiblicher Arbeiten, aus Wöhl im Großherzogthum Hessen — 100 fl. rhein., aus dem obern Schwarzathale, Rennwert und Kahlitte in Thüringen — 12 Thlr., von der Gesellschaft „Freundschaft" in Eibenstock — 1 Thlr., beim Einziehen einer Rechnung der Frau K. — 10 Thlr., Ertrag einer theatralischen Vorstellung zu Triptis — 3 Thlr. 15 Ngr., aus dem Turnerkränzchen in Altgarin — 2 Thlr. J. T. K. — 1 Thlr., gel. bei einem Kränzchen der Gesellschaft Arion" in Waldheim durch E. R. F. — 10 Thlr., eine deutsche Frau, mit dem Motto: „Wenn Aeder nach Kräften hilft, wird die Noth deutlicher Brüder bald ein Ende nehmen" — 4 Thlr. 5 Ngr., Ertrag einer in der Abendgesellschaft zu Plagwitz verkeosten Flasche Tokayer — 2 Thlr. 5 Ngr., gel. in der Mittagsgesellschaft der Bierhalle in Bautzen — 1 Thlr. 15 Ngr., gel. im Sängerkranze auf dem Meisterhause zu Schmiy — 16 Thlr. und 20 fl. Ehrer., von einigen deutschen Professoren in Lemberg — 1 fl. Ehrer. in Stiber, von einem alten Schwaben in Lemberg — 20 Thlr., Erlös einer Verpiegerung im heiteren Kreise Gleichgesinnter — 11 Thlr., gel. beim Stiftungsfeste des 1. Vereins in Orlshdunichen — 1 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf. Ehrer., zehn deutsche Gymnasiasten in Prag — 18 fl. Ehrer., Ertrag eines Gesangvortrags in der Hymnenhalle zum Besten in Teplitz — 27 Ngr. 6 Pf., gel. bei einer Taufe in Zwickau — 3 Thlr., August vom Hofe in Neuwied — 1 Thlr. Strafgelder eines Lesebundes in Heidelberg, durch A. E. — 7 Thlr. 10½ Ngr., gel. bei einem Vereinsvergnügen in Dröhnig im Herzogthume S. Altenburg — 2 Thlr. 13½ Ngr., mehrere Schüler der ersten Knabenclasse der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 13 Thlr. 20 Ngr., gel. beim Stiftungsfeste der Liedertafel in Gimma — 17 Thlr. Spiegewein — 8 Thlr. 20 Ngr. vom Gesangvereine „Lößnig-Dölitz", durch H. — 1 Thlr. 20 Ngr., gel. am Schluß einer Bierprobe in Annaberg — 22 Ngr., gel. bei einem Gesangvereinskränzchen in Schönefeld — 203 fl. Ehrer., erste Sammlung des Schleswig-Holstein-Comite's in Aussig.

Nach einer Bekanntmachung des Feldmarschalls von Wrangel vom 7. Februar d. J. sollen alle jene Schleswigschen Beamten, welche an der Proclamirung ihres alleiin rechtmäßigen Herzogs, Friedrich VIII., oder überhaupt an politischen Demonstrationen Theil genommen haben, welche einer andern Richtung gelten, als der von den beiden kriegführenden deutschen Großmächten besetzten, sofort aus ihren Stellen entfernt werden. Es dürfte mithin leider der Augenblick nahe genug sein, wo wieder eine Menge der wackersten Patrioten der energischen Hilfe ihrer deutschen Brüder bedürfen.

Ernst Keil.

Namen der Männer, deren Schädelumrisse unsere Abbildung darstellt.:

1. Schulze-Delitzsch. (Einige der Hauptsterne im Charakter des großen Volksmannes recht treffend charakterisirt.) — 2. Professor Bock. (Verbeimlichungsgenius?) „Auf Erwerb bedacht?" Seine vielen Patienten wollen nichts davon bemerkt haben!) — 3. Karl Gutzkow. — 4. Julius Faucher, Mitglied der preußischen zweiten Kammer. — 5. Friedrich Gerstäcker. — 6. Dr. Joseph, der frühere Präsident der sächsischen zweiten Kammer. (Kein praktischer Geschäftsmann, ziemlich schlafgeschossen, Herr Schon!) — 7. Professor Roßmäßler. — 8. Max Wirth, der bekannte Nationalökonom. (Erwerbssinn? Verheimlichungssinn stark? Will nicht recht zutreffen!) — 9. Von der Pferdeten. (Forsicht schwach? Was meint der Würzburger Diplomat dazu?) — 10. Professor Dr. v. Wächter. (Mann der Phantasie? Verträgt sich das mit dem Corpus juris, mit Pandecten und Institutionen?) — 11. Hofrath Professor Albrecht, einer der Göttinger Sieben. — 12. Minister von Fallenstein in Dresden. — 13. Tichatschek. (Andern im Bauen nicht überlegen? Wird dem berühmten Tenor nicht in den Kopf wollen!) — 14. Schauspieler v. Fleck in Leipzig. — 15. Rudolf Böttger. (Artistisch schwächer, Erwerbssinn ziemlich stark, praktische Richtung? Und bei Rücken ein deutscher Dichter?!) — 16. Roderich Benedix. (Wir protestiren nicht gegen die „Liebenswürdigkeit" dieses Kopfes.) — 17. von der Tann. (Ein Mann des Wissens? Vielleicht steckt seine Wissenschaft in der Scheide seines Säbels!) — 18. Obercensurkollegialprästent v. Hartleß in München. (Ja wohl, Kampfsinn, der Kampfsinn der „Kreuzzeitung".) — 19. Hofcantor Stadtrath Bl. Felsche in Leipzig. (Kein Mann des Erwerbes? Welcher Sinn hat alsdann die großartigen Stabilissements und Häuserbauten der Hrn. F. verschuldet?) — 20. Dr. Arthur Lutze in Cöthen. (Wo bleibt hier „der Mann des

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

„Sie sprachen von unserem Gaste," empfing Eugenie den Heraustretenden halblaut; „wissen Sie wohl, daß ich mich für diesen Unbekannten schon lebendig interessire?"

„Ich habe schon durch Ihr Aengstigen, Fräulein, eine Ahnung davon erhalten!" erwiderte Gruber, während ein finsterer Schatten über sein Gesicht ging; „ich kann mir auch denken, daß für Manche das Fremde einen Reiz hat, der das Alltägliche, sie treu es auch gewesen sein mag, ganz vergessen läßt."

„Nun warum nicht?" lachte sie gezwungen, „die Menschen haben voriges Jahr alle nur nach den Kometen gesehen und die guten alten Sterne darüber vergessen —"

„Und wenn nun so etwas Vergessenes nicht einmal ein Stern ist!" unterbrach er sie.

Einen kurzen Moment färbten sich ihre Wangen höher. „Ach, werden Sie nicht langweilig, Herr Gruber," sagte sie rasch, „Sie waren eben noch so interessant, als Sie mit Papa sprachen!"

Er blickte zwei Secunden lang in ihr ausweichendes Auge. „Es ist nun eben langweilig, das Alltägliche, Fräulein," entgegnete er, sich aus seiner geneigten Stellung aufrichtend, „ich werde Sie also von dem Momente unterhalten. Wünschen Sie eine genaue Beschreibung seines Grades und der Weise, wie er seine Garantie kündigt?"

„Nun werden Sie unausstehlich!" versetzte sie, sich dafür bedankt und nach dem zweiten Fenster trebend. Gruber's sahlidee Zweifel über sein nächstes Verhalten aber wurden durch das laute Oeffnen der Thür unterbrochen. „Herr Mayen!" meldete Wilmann's Stimme. Hellmuth hielt seinen Schritt an und bob rasch den Kopf, während Eugenie, als wolle sie jetzt ihr vorher ange deutetes Interesse deutlich bethätigen, ihr Gesicht hastig der Thür zukehrte, in welcher in diesem Augenblicke die nur mittelgroße, junggliederte Gestalt des Erwarteten erschien.

Rasch entrirend, schritt er auf den taxirenden Hausherrn zu, sich mit einem halb fragenden: „Herr Hellmuth?" leicht verbeugend. Der Benannte hatte beim ersten Erblicken des Gastes einen großen, forschenden Blick in dessen Züge geworfen und war einen Schritt bleibend gewichen, wodurch ihm dann aber plötzlich, mit einer fast heftigen Bewegung, die Hand entgegen. „Herr Mayen, seien Sie willkommen," sagte er; „ich hatte nur gewünscht, daß Sie sofort bei Ihrer Ankunft mein Haus aufgesucht hätten!"

„Herr Hellmuth, ich weiß kaum, wie ich an so viel Freundlichkeit komme."

„Lassen wir die höflichen Phrasen, Herr Mayen, und vertiefen Sie, es sich in unserm kleinen Familienkreise behaglich zu machen! Hier ist vorläufig meine Tochter Eugenie, und hier Herr Gruber, mein geschäftlicher Vertrauensmann, aber fast auch ein Stück der Familie."

Der Gast war auf das sich erhebende Mädchen zugekommen, welche aber, wie überrascht von ihrer Schönheit, erst einen langen Blick in ihre Züge, ehe er sich verbeugte. „Fräulein Hellmuth, ich wünsche sehr glücklich sein, wenn ich bei Ihnen auf einen eben so freundlichen Empfang als bei Ihrem Herrn Vater rechnen dürfte!" sagte er, mit vor seinem glänzenden Auge, wie vor seinem eigenthümlich steifen Herantreten schien sie fast ihre ge wöhnliche Sicherheit zu verlieren. „Papa weiß," erwiderte sie nur halblaut, während ein tieferes Roth in ihre Wangen trat, „daß wer ihm willkommen, es auch uns ist!"

Gruber hatte mit einem peinlichen Gefühle den Eintritt wahrgenommen, welchen schon bei diesen ersten Blicke Beide auf ein ander zu machen schienen, und vermochte nur mit aller Selbstüberwin dung den Gast, der ihm mit den herzlichen Worten: „Wir sind ja bereits Bekannte und dürfen also keiner weiteren Recensenten!" die Hand reichte, freundlich zu begrüßen. Ein Blick nach dem Mäd chen, welches ihren Platz wieder eingenommen, aber wie absichtlich das Gesicht von ihm abgewandt hielt, erfüllte seinen innern Dunst noch, und erst als der Thermometer den Kometen nach einem Fanteuil geführt hatte und ein Schlurfen entstand, worin seine ganze Auf merksamkeit nach dieser Richtung hingelenkt.

„Wo ist es, Herr Mayen, als sollten auch wir bereits Be kannte sein," hatte Hellmuth, sich auf dem eingenommenen Platze zurücklehnend und die Augen auf den Angeredeten richtend, be gonnen; „der erste Blick in Ihr Gesicht, welches fast Zug für Zug das Abbild Dessen ist seinen jüngeren Jahren ist, hätte mich sofort darüber belehrt, wenn auch mein bisheriger Buchhalter Meyer meinem Oberflächlichkeit nicht mit unsern Neugen zu Hülfe gekommen wäre — Meinen Sie nicht auch?" fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort. „Ich hätte es für ein wirkliches Zeichen freundlicher Gesinnung genommen, wenn Sie den einzigen Bekannten, den Sie ja wohl noch in der Stadt besitzen, nicht drei Tage auf Ihren Besuch hätten warten lassen!"

Der junge Mann hatte diese Anrede nicht erwartet, dies sprachte sich in seinen Zügen. „Bekannten Sie sich darauf, Herr Hellmuth," erwiderte er mit eigenthümlichem Ernste, „daß ich unter so freundlichen Bestimmungen für Ihr Haus hätten gekommen bin, wie sie mir heute kennen!"

Digitized by Google

„O bitte, Herr Maçon, ich sprach nicht von meinem Hause, sondern von mir als Menschen und Freund Ihres Vaters," gab der Geschäftsherr mit einem so ruhigen Lächeln zurück, daß wohl nur Gruber's aufmerksamer Blick die leichte zuckende Bewegung zwischen den Augen des Sprechenden wahrnahm; „ich hatte Sie in meiner Familie bereits als einen Gast angekündigt, an welchen mich ältere Beziehungen knüpfen, und so wollte ich mich auch jetzt nur über einen mir noch unklaren Umstand unterrichten, damit forthin nichts Fremdes mehr zwischen uns liegt. War nicht der eigentliche Name Ihrer Familie ein deutscher, Herr Maçon?"

„Ich bitte um Entschuldigung," war die rasche Erwiderung, „unsere gesammte Familie ist französischen Blutes, und nur mein Vater hatte sich aus bestimmten Gründen, die Ihnen kaum unbekannt sein werden, einen Paß auf den deutschen Namen „Maurer" zu verschaffen gewußt, als er hier seinen Wohnsitz nahm und Ihre Bekanntschaft machte!"

Hellmuth nickte, als seien erst jetzt wieder bestimmte Erinnerungen in seinem Gedächtnisse geweckt worden. „Und wo lebt jetzt Ihr Vater? wie geht es ihm?" fragte er, mit dem Anstrudte regerer Theilnahme. „Es ist seltsam, daß man von einem so nahe Verbundenen in länger als zwanzig Jahren nicht eine einzige Nachricht hat erhalten können!"

Das Auge des Gastes sah einen Moment forschend in die Züge des Hausherrn, als vermöge er diese unwandelbare Ruhe derselben nicht zu verstehen. „Es ist ziemlich einfach, weshalb mein Vater nichts wieder von sich hören lassen konnte," entgegnete er nach einer kurzen Pause, „interessen —" setzte er mit einem raschen Blicke nach dem Mädchen, welches in sichtlichem Interesse dem Gespräche folgte, hinzu, „finden wir wohl eine gelegenere Zeit für Mittheilungen dieser Art. Jetzt ist mein Vater todt. Ich bin jedoch von allen seinen Beziehungen zu Ihrem Hause vollständig unterrichtet!"

„Todt also! darauf mußte ich nach dieser langen Zeit allerdings vorbereitet sein," nickte Hellmuth, „von dem Letzteren aber war ich überzeugt, schon als ich Ihre Ankunft erfuhr, und wie gesagt — doch wir werden uns ja öfter sehen," unterbrach er sich, als sich in diesem Augenblicke die Flügelthüren zu dem anstoßenden Zimmer öffneten, und streckte dem Gaste lebhaft die Hand entgegen, „vorläufig bitte ich Sie nur, meine Familie und mein Haus völlig als die Ihren zu betrachten — und so wollen Sie jetzt mit unserem Mahle vorlieb nehmen!"

Der junge Mann hatte, dem Hausherrn nach, mit einem sich rasch aufklärenden Gesichte seinen Sitz verlassen, als sei die Last eines unzeitigen Gespräches von ihm genommen worden; kaum aber deutete Jener nach dem offenen Speisezimmer, als er mit den Worten „Sie erlauben mir doch, Herr Hellmuth?" der sich erhebenden Eugenie zuschritt und dieser fast mit der Sicherheit eines längst Bekannten den Arm bot. „Ihr Herr Vater besiehlt, daß ich mich zur Familie rechnen soll, und Sie haben ja seinen Wünschen schon im Voraus zugestimmt!" sagte er, seine zwanglose Weise entschuldigend und das Mädchen davonführend, um Gruber hätte ihn um der Sicherheit und Leichtigkeit seines Auftretens willen hassen können. Er fühlte, daß Jener spielend zu erobern vermöge, was seinem eigenen Wesen trotz der günstigsten Verhältnisse noch unerreichbar geblieben.

Am obern Ende des ovalen reich besetzten Tisches im Speisezimmer stand Anna, die aufwartende Dienerin hinter sich, in Erwartung der Eintretenden, und ihre feinen Züge voll durchsichtiger Blässe schienen beim Erblicken des Gastes noch bleicher zu werden.

„Erlauben Sie mir, Sie auch meiner zweiten Tochter Anna zuzuführen!" sagte Hellmuth, Maçon's Arm leicht berührend, und über das Gesicht des Aufsehenden flammte es beim Erblicken der Dastehenden wie ein heller Blitz. Mit einer raschen höflichen Verbeugung löste er sich von seiner Begleiterin und folgte dem Hausherrn.

„Herr Maçon, Anna, dessen Anwesenheit wir erwarteten!" sagte der Vater leicht, sich nach dem zögernd eintretenden Gruber wendend; der Gast aber sah flüchtig lächelnd, wie in einer Regung von Humor, in die großen, dunkeldlauen Augen vor sich und fragte dann mit einer unwillkürlich gedämpften Stimme: „Muß ich mich erst noch specieller vorstellen, Fräulein Hellmuth?"

„Ich wüßte nicht, Herr Maçon, daß der Vater etwas darin überseben hätte!" erwiderte sie im Tone der Zurückweisung. Einen Augenblick schwieg er als betroffen, dann verbeugte er sich respectvoll und sagte: „Sie haben ganz über mich zu befehlen, Fräulein!"

„Nehmen Sie nur gleich hier Ihren Platz!" rief Hellmuth, als der junge Mann zurücktreten wollte, und wies diesem den Stuhl zwischen Eugenie's Sitze und dem, welchen Anna einzunehmen im Begriff stand, an. Am untern Ende des Tisches ließ sich Gruber soeben nieder, während Hellmuth seinen Platz dem Gaste gegenüber wählte und damit die Runde schloß.

„Ich gestehe, daß ein deutscher Familieneifer etwas wunderbar Anspredendes hat für einen unstäten Menschen, wie ich es in der letzten Zeit gewesen bin," begann Maçon, sich niedersetzend, „wie ein Hafen zum Ausruhen, dessen Betrübniß man erst beim Erblicken recht lebhaft fühlt."

„Gut, so laufen Sie irgendwo ein, oder schaffen Sie sich selbst Ihren ruhigen Platz," versetzte Hellmuth mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wer wehrt's Ihnen denn?"

„Sie reden wohl so," lachte der Gast, „zum Einlaufen aber fragt sich's, ob nicht jede leere Stelle schon versagt ist — meinen Sie nicht auch so, Fräulein?" wandte er sich in einem Tone, in dem es fast wie eine bestimmte Beziehung klang, an Eugenie, „und bedarf es zum Selbstschaffen nicht auch noch anderer williger Elemente?"

Gruber hatte bei dem ersten Worte des Sprechenden den Kopf beobachtend nach Eugenie's Gesichte geboben, hatte ihren Augen begegnet, die auf ihm geruht zu haben schienen, sich aber jetzt rasch nach dem Gaste richteten, als solle damit jeder Deutung ihres Blicks vorgebeugt werden; der junge Kaufmann sah, wie das Mädchen unter der plötzlichen Frage Maçon's erröthete und sichtlich einer leichten Verwirrung sich erwehren mußte, und mit einem herben Zuge um seinen Mund, der von einem gewonnenen Entschlusse zu reden schien, blickte er auf seinen Teller nieder.

„Ich denke, Sie stellen sich die Schwierigkeiten größer vor, als sie existiren," sagte Hellmuth, seine Serviette ausbreitend, „Sie kommen freilich von Ihrer Insel, wo schwarzes Volk und Gewürze die einzigen Hauptsachen sind, und deutsches Leben ist Ihnen fremd geworden!"

„Es mag so sein, aber lassen Sie nur meiner Insel, trotz des schwarzen Volkes, ihre Ehre," war die Erwiderung, „wir lieben zu den nüchternen Erzeugnissen kälterer Länder die pikante Würze, und das Pikante ist doch die eigentliche Seele im Leben. Geben Sie mir nicht Recht, Fräulein?" wandte er sich plötzlich an Anna, welche soeben die Bereitwilligung der Suppe beendet hatte.

„Ich liebe diese fremden Gewürze, die sich schon in der kleinsten Quantität so zudringlich machen und oft den reinen Geschmack ganz verdrängen, nicht sonderlich," antwortete die Angeredete trocken, „mein Geschmack ist ein einfaches Salz, in den Speisen, wie im Leben!"

„Haben Sie aber in diesem Augenblicke nicht gesalzen und gewürzt, Fräulein?" fragte Maçon mit durchdringendem Humor.

„Ich denke, der Geschmack unseres deutschen Salzes ist Ihnen nur fremd!" versetzte sie ruhig.

„Das wird es sein!" neigte der Fremde lächelnd den Kopf, sich seinem Teller zuwendend.

Zwischen Hellmuth's Augen stand sichtlich eine Frage in Bezug auf diesen kurzen eigenthümlichen Wortaustausch, der kaum einer ersten Begegnung entsprach, ohne daß er ihr doch eine Fassung geben zu können schien. Er griff endlich nach einer der Weinflaschen und begann die Gläser zu füllen. „Ueber Geschmacksachen läßt sich nicht streiten, Herr Maçon," sagte er, „und unsere Anna hat darin immer ihre besondere Richtung verfolgt; lassen Sie uns darauf anstoßen, daß Sie sich trotz alles verschiedenen Geschmacks bald wieder völlig bei uns acclimatisiren!"

Der Gast hatte sein Glas bereitwillig mit dem des Hausherrn zusammenklingen lassen und sich dann nach seiner Nachbarin Eugenie gebogen. „Und Sie stimmen ebenfalls dem Toaste zu, Fräulein?" fragte er.

In diesem Momente erhob sich Gruber rasch. „Ich glaube, Willmann verlangt nach mir, ich werde schnell sehen, was etwa nöthig ist!" sagte er und verließ mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer.

Hellmuth horchte auf, warf dann aber ein „Keinesfalls etwas von Bedeutung!" hin. Indessen schien mit dem letzten Trinkspruche fast Alles gesagt worden zu sein, was einen gemeinsamen Gesprächsgegenstand hätte abgeben können; Hellmuth war zwar augenscheinlich bemüht, durch einzelne Bemerkungen und Fragen eine eingehende Aeußerung des Gastes herauszufordern, und dieser ließ auch nicht auf sich warten, in lebendiger Weise seine neuen Eindrücke in Deutsch-

Digitized by Google

fand oder Schilderungen aus seiner Insel-Heimath zu geben; es war aber Alles südlich eine nur durch gegenseitige Höflichkeiten gemachte Unterhaltung, zwischen welcher ein Etwas stand, das keine offene Annäherung laut werden wollte. Die Mädchen schwiegen, wenn nicht Eugenie, welcher sich der Gast mit Vorliebe zuzuwenden schien, von diesem zu einer kurzen Antwort in's Gespräch gezogen ward, und oft traten Pausen ein, in welchen nur das Klappern der Teller in den Händen der Dienerin und das Walten Anna's, welche die Stelle der Hausfrau selbst, vertrat wurde. Dazu schien Hellmuth, je länger Gruber's Abwesenheit dauerte, jemehr einer stillen Unruhe zu verfallen, und als endlich das Dessert, kaum von einem der Anwesenden berührt, herumgereicht war, sagte der Hausherr sich erhebend: „Ich denke, wir trinken den Kaffee im Vorderzimmer, und Du, Eugenie, giebst unserm Gaste ein Stückchen deutscher Musik, während ich einen Blick in's Geschäft hinunter thue! Werden Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Herr Maçon?"

„Fräulein Eugenie wird mich ganz glücklich machen, ich bin ein leidenschaftlicher Musikfreund!" erwiderte Maçon sich den Damen nach erhebend, und Hellmuth faßte mit einem Nicken der Befriedigung die Hand seiner Tochter. „So komm, Kind, ich werde Dir den Flügel öffnen, und nun zeige was Du kannst!"

Maçon war den beiden Vorangehenden einen Schritt nachgetreten, wandte sich aber, als die Dienerin in diesem Augenblicke das Zimmer verließ, plötzlich nach der zurückgebliebenen Anna.

„Fräulein," sagte er halblaut, und sein Auge ruhte groß und fest in dem ihren, „Sie trugen mich einmal, ob Sie mich beleidigt hätten; ich mißverstand Ihr damaliges Wesen, da ich keinen Begriff von Ihrer Stellung in der Welt hatte — jetzt möchte ich Sie fragen: habe ich Sie mit etwas beleidigt, oder haben Sie wirklich nur den einen deutsch-bürgerlichen Maßstab zur Beurtheilung aller Menschen?"

Sie wechselte flüchtig die Farbe, ohne das Auge zu senken. „Meine Schwester erwartet Sie, Herr Maçon!" sprach sie dann in dem ihr eigenen tiefen Klange der Stimme.

„Sie haben Recht — aber ich werde mir zu gelegener Zeit Ihre Antwort erbitten, Fräulein, sollte ich auch noch einmal als zudringliches Gewürz gekennzeichnet werden!" Ein leichter Hauch zuckte wieder um seinen Mund, darauf wandte er sich mit der lauten Frage: „Gehen Sie mir voran, Fräulein?" nach der Thür. —

Hellmuth hatte, kaum daß er Eugenie nach dem Besuchszimmer geleitet, von hier aus seinen Weg nach dem Comptoir genommen, wo Gruber, scharf vor sich niederblickend, an seinem Pulte lehnte und einzelnen leisen Aeußerungen des neben ihm stehenden Comptoirdieners zu horchen schien. Beide waren von dem Gegenstande ihres Gesprächs sichtlich so eingenommen, daß sie Hellmuth's Eintritt nicht wahrnahmen, und der Letztere warf erst einen raschen Blick über die ruhig und ganz in gewohnter Weise arbeitenden Commis, ehe er an das Paar herantrat.

„Etwas Besonderes, Herr Gruber?" fragte er, „ich sähe es gern, wenn Sie bei uns blieben, da Sie unsern Gast bereits kennen!"

„Es ist allerdings etwas Besonderes, das mich hier gehalten, Herr Hellmuth," erwiderte der Procurist zögernd und leise, „und wenn ich nicht gefürchtet hätte, noch mehr zu stören, hätte ich Sie selbst rufen lassen. Es wäre aber wohl gut, die Angelegenheit nicht hier zu verhandeln."

„Kommen Sie in mein Zimmer," sagte der Kaufherr und schritt langsam dem jungen Manne voran. „Was ist es?" fragte er, als die Thür sich hinter Beiden geschlossen; aber nur die sich schärfer markirende Furche zwischen seinen Augen ließ eine Spannung in seinem Innern errathen.

„Es sind hier in der letzten halben Stunde die Abschlüsse von drei unserer befreundeten Bankgeschäfte eingelaufen, obgleich der gegenseitige Abschluß sonst immer monatlich erfolgte, und zugleich das Ersuchen um umgehende Saldirung," begann Gruber, einige Papiere auf das Pult des Principals legend. „Wäre dies in einem einzigen Falle geschehen, so hätte es sich vielleicht erklären lassen; so aber ist das Ereigniß so auffällig, daß ich kaum gewußt hätte, was daraus zu machen, wenn nicht Willmann bestimmt gemeint hätte, daß —" er stockte, als finde er nicht die rechte Ausdrucksweise für den Nachsatz.

„Nun was? sprechen Sie gerade heraus!" rief Hellmuth, welcher mit einem Blicke die Papiere überflogen, während sein Gesicht eine Art von Unbeweglichkeit annahm.

„Daß Meier die Ursache dieses auffälligen Verfahrens sei und irgend eine Macht in der Hand haben müsse, um ein solches Zeichen des Mißtrauens hervorzurufen. Willmann behauptet, Meier heute Morgen auffällig geschäftig in sämmtlichen drei Bankslocalen gesehen zu haben."

„Meier!" neigte Hellmuth langsam den Kopf, und eine augenblickliche Pause entstand. „Haben Sie saldirt?" fragte er dann, noch immer in Gedanken versunken.

„Die Beträge sind zu bedeutend, Herr Hellmuth, als daß es sich bei der späten Stunde so ohne Weiteres hätte thun lassen!"

„Gut, so ordnen Sie die Angelegenheit im Laufe des morgenden Vormittags. Im Uebrigen aber," fuhr Hellmuth fort, „können sich möglicherweise ähnliche Ereignisse wiederholen, für welche Sie, der Sie ein Stück unserer Familie sind, ein Verständniß haben müssen, und so will ich Ihnen jetzt nur zwei Worte zur Aufklärung sagen, bis sich eine gelegenere Zeit zu Weiterem findet — wir dürfen den Mann, der heute unser Gast ist, nicht zu lange allein lassen. — Dieser junge, so liebenswürdige Mensch," fuhr er mit einem Zucken seiner Augenbrauen fort, „ist nur in unserer Stadt, um meinem Geschäfte das Fundament, auf welchem es seit zwanzig Jahren ruht, zu nehmen. Hierbei werde ich allerdings auch noch ein Wort mit reden müssen, und er soll das Werk schwerer finden, als er vermuthet; indessen hätte sich ein beiderseitig befriedigendes Arrangement wohl leicht gestalten lassen, wenn nicht diesem Meier, welcher die Verhältnisse in ihren Details kennt und im Augenblicke nur seinen selbstsüchtigen Plänen nachgeht, jedes Mittel recht wäre, mir entgegenzuarbeiten und meine Stellung so unsicher als möglich zu machen!"

„Aber, Herr Hellmuth," versetzte Gruber ängstlich, „ich verstehe nicht ein Wort von den Verhältnissen, die Sie mir andeuten!"

„Sie sollen mit kurzen Worten klar sehen," antwortete der Kaufherr finster, „ich bedarf eines Freundes mir zur Seite. Als solchen betrachte ich Sie, und als solcher werden Sie meine Mittheilung würdigen. Es sind länger als zwanzig Jahre her, als ich mich etablirte, ich fing klein und mit geringen Mitteln an, aber hatte durch eine lange Zeit, in welcher ich hier als Gehülfe gearbeitet, mir das Vertrauen der ersten Geschäfte erworben, und ich dachte auch nur an langsames, durch Pflichttreue unterstütztes Emporkommen. Da kommt eines Tages ein Mann zu mir und bietet mir ein bedeutendes Capital zur Verwerthung im Geschäfte an, wenn ich ihn an dem Gewinne Theil nehmen lassen wolle; ich entschließe mich, da ich meine Selbstständigkeit gern bewahren mochte, aber erst dann, als der Mann beim abendlichen Zusammensein mir seine Verhältnisse völlig eröffnet: daß er in Frankreich bedeutend politisch gravirt sei — die nähern Umstände thun hier nichts zur Sache — nur noch zu rechter Zeit sein Vermögen gerettet, allein dabei nur mit Noth sich der Verhaftung und einem sichern Tode entzogen habe; daß er unter allen Umständen, was auch über ihn selbst noch kommen möge, sein Vermögen zu Gunsten seines mitgebrachten kleinen Sohnes in treuen Händen wissen möchte, und daß er unsere stille Residenz als den geeignetsten Ort für seinen Aufenthalt, sein Einreisen in ein Geschäft aber der Behörde gegenüber als den besten Grund für sein anzuwendendes Verweilen betrachte. Damals stand noch ganz Deutschland weiter den neuen französischen Kriegszügen, und ich hatte in dieser Beziehung keinen Grund, gegen das gemachte Anerbieten ein Bedenken zu hegen — die eingeschlossenen Mittel mußten überdies das Geschäft auf eine Stufe heben, die es nach langen Jahren vielleicht erst erreicht haben würde — die vertrauende Weise des Mannes, der sich keinem der großen Geschäftsmänner hatte offen geben mögen und nur durch das, was er über mich gehört, Vertrauen zu mir gewonnen hatte, kam dazu, und ich ging auf seinen Vorschlag ein. Sein Geld ward vorläufig unter meinem Namen in einzelnen hiesigen Bankhäusern untergebracht, und er erhielt nur eine einfache Quittung von mir darüber; ehe wir aber dazu gelangten, unsern eigentlichen Geschäfts-Contract abzuschließen, trat auch eine wohl schon längst vorbereitete politische Wandlung unserer Regierung zu Tage, die sich später in einem offenen Bündniß mit Frankreich zeigte, und Maurer, wie sich der Mann damals nannte, kam eines Abends in einer Haft und Bestürzung nach Hause, wie ich sie seinem ruhigen, bestimmten Charakter kaum zugetraut. Er behauptete, einem französischen Polizeiagenten begegnet und von diesem erkannt worden zu sein, er wollte nicht eine Nacht mehr in

Digitized by Google

der Stadt bleiben; ich mußte ihn mit allem Gelde, das ich im Hause hatte, versehen, und dann nahm er, seinen kleinen Sohn mit sich führend, von mir mit dem Versprechen Abschied, Nachricht von sich zu geben, sobald er die Grenzen unseres Staates hinter sich habe. Heute aber, nach länger als zwanzig Jahren, habe ich durch seinen inzwischen zum Manne erblühten Sohn die erste Nachricht von ihm erhalten.

Anfänglich arbeitete ich in möglichster Vorsicht und Verschwiegenheit mit dem mir anvertrauten Gelde," fuhr der Sprecher nach einem tiefern Athemzuge fort, „als sich mir aber einzelne glückliche Chancen eröffneten, änderte ich die Firma „Hellmuth" in „Hellmuth und Co." um, was zugleich die vergrößerte Geltmacht, mit welcher ich auftrat, rechtfertigte. Ich hatte in meinen Speculationen Glück, und eiserner, unverdrossener Fleiß, immer wacher Blick und richtige Combination machten mein Geschäft zu dem, was es jetzt ist. — Nun aber steht die Sache einfach so: erkenne ich den Vater dieses jungen Herrn Mayen als den wirklichen Compagnon des Geschäfts an, so handelt es sich nicht um Herauszahlung des von diesem eingeschossenen Capitals mit Zinsen, sondern er hat ein Eigenthumsrecht am Geschäfte in demselben Verhältnisse, wie sein Capital zu dem meinen stand — und dann würde mein Antheil kaum ein Zehntel betragen.

Abgesehen nun davon, daß ein bestimmter Vertrag niemals zwischen uns abgeschlossen wurde, so bin ich auch mit meinem Gewissen völlig darüber fertig, daß mein Kopf und meine Arbeit es gewesen sind, welche unser Geschäft in die Höhe gebracht, daß ich nicht alle meine Geisteskräfte angespannt und meine Nachtruhe gepfert habe, um einen Fremden reich zu machen, und ich würde wohl auch mit dem jungen Menschen mich schnell genug über seine Ansprüche einigen, wenn nicht dieser Meier wäre, der an seiner Seite steht und uns meinem unglücken Ruin für sich selbst ein Glück zusammenlesen möchte. Welchen Gebrauch er noch von der Kenntniß der Verhältnisse zur Untergrabung meines Credits machen wird, weiß ich nicht — ich habe Ihnen jetzt die Lage der Dinge mitgetheilt, damit Sie Allem, was auch von irgend einer Seite kommen möge, mit voller Ruhe und Sicherheit entgegentreten. Im Uebrigen bestimmt mich der eben erlebte Vorfall, noch heute ein entscheidendes Wort mit dem jungen Manne zu sprechen, das uns wenigstens Sicherheit über das zu Erwartende geben soll. Und nun wird es hohe Zeit, mich wieder oben zu zeigen!"

„Noch ein einziges Wort," unterbrach Gruber, welcher mit großen, aufmerksamen Augen der Erzählung gefolgt war, Hellmuth's Bewegung nach der Thür, „wollen Sie mir nicht erlauben, Willmann von dem Hauptsächlichen zu unterrichten? Er hängt mit seltener Treue an Ihrer Familie und besitzt daneben einen Instinct, welcher ihn Vieles, was mir erst durch Ihre Mittheilung klar geworden, bereits hat errathen lassen — außerdem aber können immer Fälle eintreten, in welchen ein vertrauter Diener, der klar durch die Sachlage sieht, viel werth ist!"

Hellmuth nickte gedankenvoll. „Sie mögen Recht haben," sagte er nach einer kurzen Pause, „und bei Willmann ist keine Gefahr, handeln Sie danach — oben aber werde ich Sie entschuldigen!" schloß er, mit einem kurzen Striche über seine Stirn das Gemach verlassend.

Als er den obern Corridor betrat, tönten ihm die vollen Klänge des Flügels entgegen, und beim Oeffnen des Besuchszimmers sah er, daß er hier noch kaum vermißt worden sein konnte. Anna mit leise gerötheten Wangen hatte das Instrument eingenommen, die ausgiebige Kraft desselben zu voller Geltung bringend, während Mayen, völlig in die Töne verloren, den Kopf in die Hand gestützt dasaß und jeder Wendung des Spiels zu folgen schien — Eugenie aber, wie ihren eigenen Gedanken nachhängend, in einem Fauteuil lehnte. Bei dem Geräusche, welches das Schließen der Thür verursachte, brach indessen die Spielende mit einem raschen Blicke auf den Eintretenden ab und erhob sich. „Ich wollte Ihnen nur das zeigen, was sich ohne viele Worte kaum ausdrücken läßt," sagte sie, sich leicht gegen den Gast verneigend, „das, was ich deutsche Musik nenne, so sehr auch ein Meister dazu gehört, um ihr zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen!"

„Du hast mich auf das Glatteis geführt, Papa!" rief Eugenie mit einem Anfluge von übler Laune, „Herr Mayen ist ein Musikverständiger und selbst ein halber Künstler, gegen den allenfalls nur Anna durch ihre grünblichen Studien bei der Großmutter unsere Ehre retten konnte!"

„Verzeihung, Fräulein!" erwiderte Mayen sich rasch aufrichtend, „Sie haben meine harmlose Aeußerung, die nur meine Auffassung des Musikstückes Ihnen bezeichnen und durch ein paar gespielte Takte andeuten sollte, zu scharf genommen — Sie sehen, wie ich selbst jetzt dafür bestraft worden bin — und doch," wandte er sich nach Anna um, welche still bei Seine getreten war, „kann ich Ihnen nur von ganzem Herzen für diese Strafe danken!"

„Bitte, Herr Mayen," erwiderte die Letztere, noch sichtlich vom Spiel angeregt, „es war nur ein Recht, das unsere heimathliche Musik verlangte!" Damit schritt sie, wie von einer plötzlichen Scheu überkommen, dem Fenster zu.

„Ich muß um Entschuldigung wegen meines längern Ausbleibens bitten," begann jetzt Hellmuth, „und ich möchte fast Ihre Freundlichkeit, Herr Mayen, noch in weiterem Grade beanspruchen. Es sind soeben einige geschäftliche Anfragen an mich ergangen, die jedenfalls in Bezug auf Sie stehen, und wenn Ihnen eine kurze Vorlage des Betreffenden im Augenblicke nicht unangenehm wäre —"

„In Bezug auf mich?" fragte der Angeredete, einigermaßen befremdet, „ich flehe jedoch ganz zu Befehl, wenn die Damen mich für die Zeit unseres Gespräches entschuldigen wollen —!"

„Hoffentlich wird uns die Angelegenheit nicht gar zu lange aufhalten!" versetzte Hellmuth, indem er dem Gaste voran schritt. Mit den entschuldigenden Worten: „Bis auf Weiteres denn, meine Damen!" folgte Mayen der gewordenen Aufforderung.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Skizzen.

1. Auf dem Neuen Canale.

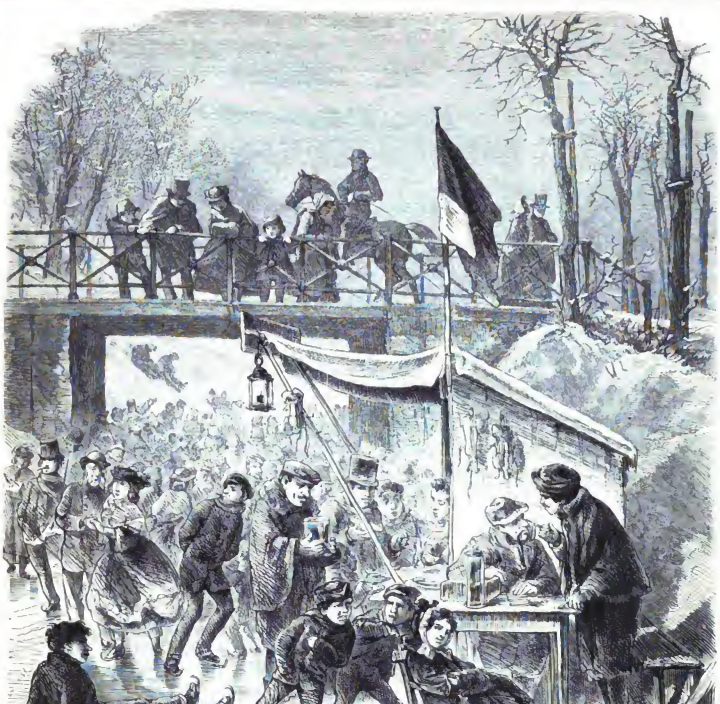
Von Rudolph Löwenstein.*

Wären die Gebrüder Grimm mit ihrem Wörterbuche bis zum Buchstaben U gediehen, so hätten sie sicherlich bei dem Worte „Unverfroren" bemerkt: „mit diesem beiworte bezeichnet der berliner einen menschen, der auch in dunkler zeit heiteren herzens und hellen geistes bleibt." — In den politischen Stürmen unverschnupft, unter dem Drucke staatsbürgerlicher Lasten nicht verknubert, bei zwanzig Grad Pannuché nicht verlätet und bei dreißig Grad Hitze unverfroren — so muß ein richtiges Berliner Kind nicht blos sein, sondern auch sind.

Der unverfrorene Berliner barrt schnsüchtig des Tages, da sich die erste feste Kruste auf die trägen, durch nur um die Residenz schleichenden Gewässer legt. Die Spree trotzt innerhalb der Stadt mit fast impertinenter Ruhe der Gewalt des Winters und läßt sich nur in besonders tyrannischen Jahren in eisige Fesseln schlagen; die Panke, ein kleines Bächlein, dessen Dasein sich weniger durch Wasser als durch böse Dünste verräth und das sich aus Melancholie — in die Spree stürzt, ist ein zu schmales Portion für den Eisstoßthurm; der Grüne, der Zwirn- und der Kupfergraben — und wie die Bezeichnungen der Oconea maxima von Berlin heißen — sind gar zu trübe Rinnsale und dem Berliner verhaßt wegen der himmelschreienden Stänken, durch die sie ihn während des Sommers corrumpiren und in schlechten Geruch bringen. — Draußen aber vor den Thoren bereitet der Winter die krystallenen Tanzplätze. Die kleinen Seen und Tümpel des Thiergartens laden zuerst mit schimmernden Parquetböden die Tanzlustigen ein, während die Spree noch mit „offenen Armen" Berlin umfängt. Die Neuseeinsel, im Sommer das heimlichste, lauschigste Plätzchen des Parks, wo der Mond sich spiegelt in wellenlosen Weiher und neugierig guckt in die dichten Ufergebüsche, wo der Philosoph einsam wandelt und sentimentale Liebespärchen durch die Laubgänge huschen — wie

* Mitredacteur des Kladderadatsch.

Digitized by Google



Auf dem Neuen Canale bei Berlin.
Nach der Natur aufgenommen von Th. Hosemann.

ist sie jetzt umschwirrt von munterm Leben, fröhlichem Geschrei und Gelächter!

Die eigentliche Saison des unverfrorenen Berliners beginnt aber erst, wenn der Neue Canal, auch Landwehrgraben und von unsren Altvordern Schafgraben genannt, der in weitem Bogen Berlin von Ost nach West umzieht, sich geschlossen und seinen Tanzboden geöffnet hat.

Sobald die ersten dünnen Eisdrungen vor den Thüren der vorsorglichen Conditoren halten, eilt die liebe schnitzschwänzende Jugend hinaus, um die Tragkraft des Canaleises zu proben. Welche Freude, wenn es den scharfgeschlenderten Handgranaten widersteht, wenn die Krähe sicher auf der Eisdecke schreitet und ein kühner Purzel die Mütze eines Knaben ungefähret apportirt! Noch eine Nacht „juten jelegenen Frost", und die rothen Zettel mit der Anschrift „Größte Eisbahn" prangen an allen Anschlagesäulen der Stadt.

Glückliche Eisgächter, glückliche Schneeschipper, die ihr lange Wochen hindurch trübselig zum trüben Himmel geblickt und den hundertjährigen Kalender verwünscht habt, der schon für den November scharfe Kälte geweissagt! — „Was nutzt mich das Eis, wenn es nicht gefroren ist?" — Wie oft habt ihr Armen mit diesem Wehruf über die Regenwolken droben geseufzt, die schon seit Jahren euer Geschäft zu Wasser gemacht haben! Wie bebte eure Seele vor dem Gedanken, daß der große Gelehrte Recht habe, der da gesagt, die Erde bewege sich in einer Spirallinie zur Sonne, und in kurzer Zeit werde es daher weder Winter, noch Eisbahn, weder Gletscher, noch Schlittschuhe, weder Pickschlitten, noch — Gefrorenes geben! — die Angst ist von euch genommen: das Eis hält!

Digitized by Google

Jetzt ist es Zeit, das Breterhaus zu zimmern und die Vorrathskammer zu füllen mit den Delicatessen des Berliners, der kühlen Blonden, der Flasche Gilka's und der Wurst des Knoblauch. Schon harrt Schneewittchen, das holde Kind, das sich während des Sommers als aufrauseude Jungfrau und Odaliske des Dönhofsplatzes ernährt, um ihr Munrschenk-Amt am Buffet anzutreten.

In wenigen Stunden ist das Werk vollbracht, die Restauration aufgeschlagen, der Vorrath an Schlittschuhen und Pickschlitten ausgekramt und die Fahne aufgehißt zum Zeichen, daß der Tanz beginnen kann. Und noch einige Stunden — und das Parquet füllt sich mit lustigen Tänzern. Bruder Studio und Mosjö Pensual sind die Ersten, ihnen folgen die Fräuleins Backfisch und Tantchen Unverzagt. Die ganze Schaar der Junggesellen, welche in der Residenz nisten, der schneidige Commis, der sanfte Registrator, der civilistirte Fähndrich, der unentgeltliche Referendarius, sie Alle finden sich ein, um ihre Künste vor dem schönen Geschlecht zu entfalten und ihre Dienste als Schlittenschieber anzubieten. Auch der ehrsame Bürger und Ehekrüppel schnallt sich die Flügel Mercur's an die Füße, um „Muttern" einen galanten Liebesdienst zu erweisen. — Welch buntes Bild, welch übermüthige Scherze! — „Sehen Sie nur, Pieffe, dort den Baron und dicht hinter ihm die beiden Halsabschneider! Barbauz — da liegen sie Beide!" — „Der Baron hat sich mit seinen Gläubigern gesetzt!" — „So ist es!" — „Was sagen Sie zu den kleinen Raugen, die sich um die Ehre streiten, das Balg von Geheimenraths zu stoßen?" — „Zukünftige Assessoren — angeborener Respect!" — „Brennede auch hier? Ich denke, der reitet blos Wechsel?" — „Er übt sich bei Zeiten im Laufen." — „Ah!" — „Portanfeud, welch schmucke Polka-Prinzessin!" — „Still, still! der Lieutenant hinter ihr könnte uns hören! 's ist ja eine Banquiersstochter aus dem orientalischen Viertel!" — „Schwemmler, sehen Sie mal, wie propper der Rath aus dem Cultusministerium rückwärts läuft!" — „Janz jenau nach die Regulative!" — „Famöses Schneewittchen da in Bude, lieber Strudelwitz!" — „Auf Aletscher, Kamrat, wollen Bubenpacate machen!" — „Aber mein Herr!" — ruft eine über die Schlittschuhe des Paradirenten stürzende Schöne. — „Pardon, meine Jndtige, weiß jetzt, wie jefallener Engel aussieht, auf Aletscher!"

Vor etwa fünfzehn Jahren noch wagte kein Jungfräulein Berlins den schlüpfrigen Boden zu betreten; heut gehört die holländische Sitte zum guten Ton, und selbst manch stolze Frau der Wilhelmsstraße läßt ihre Töchterchen zum Eisballe ziehn, nachdem sie ihren Jean instruirt hat, den Gnädigen nicht von den Fersen zu weichen.

Wie manche heiße Liebe ist schon auf der eisigen Bahn entflammt worden! Wie mancher Jüngling hat mit kühnen Bogen Augen und Herz einer Schönen erschwungen! — Kein Jahr, in dem nicht der Stadtklatsch neue Beiträge zur Literatur der Eisnovellen liefert, deren Jnhalt stets der nämliche ist: „Arthur hatte sie noch nie gesehen. Louise ihn auch nicht. Louise war auf eine warme Stelle gekommen. Arthur zitterte, Louise brach ein. Er rettete sie — sie sahen sich in die Augen — sie liebten sich, und schon nach drei Tagen hielten sie sich fest umfaßt, liefen selbander ammuthig dahin, und Arthur recitirte seiner Louise die Verse Herder's:

„Wir tanzen, wie schweben auf tönendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Fittig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind eitig und schweben uns nach.
So gleiten wir Beide mit fröhlichem Sinn
Auf ebener Tiefe des Lebens dahin."

Nicht Waterloo, sondern Belle Alliance.

(Schluß.)

Am Morgen um acht Uhr nach der Schlacht bei Ligny traf ein Bericht Blücher's bei Wellington ein. Der Officier mußte zugleich fragen, ob das britische Heer bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn das preußische zu ihm stoße. Wellington antwortete, er werde sich jetzt in die feste Stellung bei Mont-St.-Jean, mit dem Hauptquartier Waterloo, zurückziehen und hier, falls ihm Blücher auch nur mit zwei Heerestheilen, 25,000 Mann, zu Hülfe kommen wolle, am folgenden Tage die Schlacht annehmen. Um zehn Uhr begann der Abmarsch des britischen Heeres. Gegen Abend war die anderthalbe Stellung bei Waterloo besetzt. Rey, dem sich Napoleon mit seiner mächtigen Reserve anschloß, folgte ebendahin. Um sieben Uhr Abends beobachtete Napoleon schon von dem Pachthof La Belle Alliance aus durch den dicht fallenden Regen die auf den flachen Anhöhen von Waterloo gegenüberstehenden Schaaren Wellington's. Dieser sandte Nachts an Blücher die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der vorbezeichneten Stellung, „wo er den Angriff des Feindes erwarte und dazu um preußische Mitwirkung ersuche." Blücher sagte sein Kommen zu und ertheilte noch in der Nacht die erforderlichen Befehle. Am 18. Juni Morgens neun Uhr, kaum sechsunddreißig Stunden nach seiner Niederlage, ließ dann der heldenmüthige Greis in das englische Hauptquartier schreiben: „Sagen Sie dem Herzog von Wellington, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen."

Gneisenau traf frühzeitig die Anordnungen, um die Truppen auf dem kürzesten Wege in den Rücken des Feindes zu führen. Erst später wurde, auf ausdrücklichen Wunsch von Wellington, bestimmt, daß ein Corps gesondert von den übrigen sich direct mit der englischen Armee vereinigen sollte.

Bei Tagesanbruch setzte sich am 18. Juni zunächst Bülow mit seinem Armeecorps in Bewegung. Bald folgte ihm, über St. Lambert, Pirch, während Zieten gleichzeitig den Weg über Froment und Ohain einschlug, um sich links an Wellington anzuschließen. Gegen Mittag traf Bülow in der Nähe des Schlachtfeldes ein, wo der Kampf bereits heiß entbrannt war.

Wellington hatte für erforderlich gehalten, zur Deckung seiner rechten Flanke 19,000 Mann zu detachiren. Er konnte daher nur über 24,000 Britten, 30,000 Deutsche und 13,000 Niederländer, zusammen etwa 67,000 Mann, und 150 Geschütze verfügen, die er auf den sanft ansteigenden Höhen vor Waterloo aufstellte. Vor der Fronte wurden das Schloß Houyomont, und die Pachthöfe La-Haye-Sainte, Smeuben, La-Haye und Papelotte besetzt. Des Herzogs Plan war, sich bis zur Ankunft Blücher's nur gegen Napoleon zu vertheidigen.

Napoleon's Heer war dem gegnerischen an Zahl etwa gleich; an Artillerie und Reiterei überlegen. Er formirte daraus eine einfache Schlachtordnung, die der englischen fast parallel lief. Des Kaisers Plan war, die Mitte der feindlichen Armee zu durchbrechen und sich so schnell als möglich des Dorfes Mont-St.-Jean im Rücken derselben zu bemächtigen. Gegen einen Angriff der Preußen in die rechte Flanke wurden dabei gar keine Vorbereitungen getroffen, weil eben Napoleon sich nicht dachte, daß Blücher ihm kampfbereit so nahe sei.

Fünfundzwanzig Minuten vor Mittag begann der Kampf durch einen Angriff des linken Flügels der Franzosen unter Jerôme Bonaparte auf das Schloß Houyomont, vor dem rechten Flügel der Engländer. Es wurde von beiden Seiten hartnäckig und mit wechselndem Erfolge gestritten. Bald mußten hier wie dort neue Truppen in's Feuer gezogen werden, und so schwankte denn an diesem Punkte der Kampf fast den ganzen Tag hindurch hinüber und herüber.

Fast gleichzeitig begann das Geschützfeuer auf der ganzen Front der Franzosen. Um ein Uhr sollte ein allgemeiner Angriff auf die Gegner gemacht werden. Napoleon hatte sich auf eine Anhöhe bei Rossomme begeben, von wo er, etwas links von der Mitte seiner Schlachtlinie, dicht bei seinen Garden, den ganzen Kampfplatz überschauen konnte. Er stieg vom Pferde und setzte sich auf einen hölzernen Schemel, der ihm aus dem nahen Meierhofe gebracht war. Da gewahrte er am rechten Horizont durch sein Fernrohr nicht unbeträchtliche Streitkräfte. Ein aufgefangener Brief erwies

Digitized by Google

bald, daß Bülow von dort heranrücke. Napoleon sandte den so unerwartet erscheinenden Preußen anfangs nur leichte Reiterei entgegen, die doch blos beobachten konnte, und ließ daneben nur durch den Major-General Soult den Marschall Grouchy aufforbern, sich so rasch als möglich seinem rechten Flügel zu nähern, um „Bülow, den er auf der That ertappen werde, zu vernichten.“ Die Verantwortung dieses Befehles sint fast unbegreiflich, denn Napoleon mußte wissen, daß sein Marschall zu fern war, um denselben ausführen zu können. Uebrigens verkündete der Kaiser ganz ruhig, er wisse, daß es Grouchy sei, der sich dort zur Rechten so unerwartet nahe.

Der Angriff auf Wellington erlitt hierdurch etwas Verzug. Er begann erst gegen zwei Uhr unter der Führung des unerschrockenen Ney.

Drei Divisionen wurden gegen den Pachthof La-Haye-Sainte und gegen die Mitte der feindlichen Schlachtlinie gesandt, vor der derselbe lag. Es gab hier einen der ruhmwürdigsten Kämpfe, in dem britische Kaltblütigkeit und französische Tapferkeit sich die Wage hielten. Der Ausgang war lange zweifelhaft. Den Franzosen rückten die Engländer mit Festigkeit entgegen. Es wurde heiß und heftig zwischen beiden Heeren gekämpft. Hier wie dort wurden Erfolge errungen, und die Opfer waren beiderseits groß. Nach einer Stunde trennten sich dann die feindlichen Colonnen, jede zog in die früheren Stellungen zurück. Eine vierte Division suchte sich gleichzeitig der drei Pachthöfe La-Haye, Papelotte und Smouben zu bemächtigen, die vor dem linken Flügel der Engländer lagen. Auch hier wurde, jetzt wie später, dann und mit Ausdauer gestritten, doch ohne wesentlichen Erfolg.

Nun wäre es für Napoleon an der Zeit gewesen, den geschwächten Engländern neue Massen entgegen zu senden. Der Heeresrath des löwenmuthigen Grafen Lobau, etwa 9000 Mann, war früher dazu bestimmt gewesen, allein durch den drohenden Anmarsch von Bülow sah sich Napoleon doch genöthigt, ihn gegen diesen aufzustellen. Seine Garden wollte der Kaiser noch nicht in's Gefecht führen, und so blieb einstweilen nichts anderes übrig, als Wellington hauptsächlich mit den schon geschwächten Divisionen von neuem angreifen zu lassen. Den Engländern aber wurde auf diese Weise schon durch den Anmarsch der Preußen ihre Haltung wesentlich erleichtert.

Gleichzeitig ließ jetzt aber Napoleon durch Ney zwischen Houymont und La-Haye-Sainte hindurch große Reitermassen gegen die Reihen Wellington's aufstürmen. Starker Kugelregen erschütterte den Muth der Männer nicht. Sie erstiegen, wenn auch sehr gelichtet, die von den Gegnern besetzten Anhöhen und stürzten sich hier jubelnt auf die sämtlichen Kanonen, deren Bedienung, einem früheren Befehle gemäß, in benachbarten Quarrés Schutz gesucht hatte. Diesen galt der nächste Anprall der mächtigen Reitergeschaar. Wohlgezieltes Feuer empfing sie. Gegen den verwirrten Haufen ging sodann die freilich schwache Reiterei der Verbündeten in schöner Ordnung vor. Sie warf den Feind und schlug damit dessen herzhaften Angriff zurück. Bald jagten auch die wiederbesetzten Kanonen den fliehenden Franzosen ihr mörderisches Geschoß nach.

Der Reiterstürm war vergeblich gewesen. Er hätte durch Infanterie unterstützt werden müssen. Ney stellte dies Verlangen. Napoleon aber, der weder Lobau, noch jene Divisionen vor der Mitte der Feinde zurückziehen konnte, erwiderte cynisch: „Infanterie? Woher soll ich sie nehmen? Wollen Sie, daß ich welche schaffe?“

So blieb ihm, außer dem beständigen Feuer seiner zahlreichen Artillerie, nichts übrig, als die Reiterstürme, wenn auch durch neue, herrliche Schaaren vermehrt, zu erneuern. Sie wirkten verderblich für beide Theile, aber eine Entscheidung konnten sie nicht herbeiführen. Wie der erste, verliefen auch die übrigen.

Inzwischen tämpften die schon früher im Feuer gewesenen Infanteriecolonnen wieder auf das Heftigste um Houymont und La-Haye-Sainte. Beide Plätze wurden mit unerschütterlicher Tapferkeit vertheidigt. Aber der Besatzung von La-Haye-Sainte ging schließlich die Munition aus, während die steten, ungestümen Reiterangriffe nicht gestatteten den Mangel zu ersetzen. Die Franzosen bemächtigten sich nach fünf Uhr des Platzes.

Die Stellung Wellington's war darurch start erschüttert. Der Sieg wäre für ihn jetzt verloren gewesen, wenn Napoleon ihm die Truppen, welche bereits mit Erbitterung gegen die Preußen kämpften, hätte entgegenführen können. War doch obnedies des Herzogs Heer mit Vernichtung bedroht.

Bald nachdem La-Haye-Sainte verloren gegangen, brannte Schloß Houymont nieder. Später büßte Wellington auch Papelotte und La-Haye ein. Und gleichzeitig wurden seine Reihen immer mehr erschüttert. Starke, zahlreiche Divisionen waren zu kleinen Haufen zusammengeschmolzen; die stolze, friegerische Pracht vom Morgen war längst gebrochen. Die wiederholten, ungestümen Reiterstürme verwüsteten in offen bewerkbarer Weise immer mehr und mehr die Schaaren der Verbündeten. Flüchtig verließen einzelne, sogar das ganze hannoversche Regiment Cumberland-Husaren, den furchtbaren Kampfplatz. „Um sieben Uhr Abends,“ berichtet ein Augenzeuge, „existirte die Armee Wellington's nicht mehr; es war keine Armee mehr.“ In des Herzogs Umgebung tauchten selbst jetzt noch, wo die Preußen schon erschienen waren, Stimmen auf, die da meinten, der Rückzug müsse angetreten werden. Aber wie schon vorher in viel kritischeren Momenten, so blieb auch jetzt Wellington kalt und unerschütterlich. „Unser Plan,“ sagte er, „ist ganz einfach: Blücher oder die Nacht.“

Schon hatten die Preußen thätig in den Kampf eingegriffen und jetzt bewirkten sie, daß den Franzosen ihre Erfolge über Wellington nicht zu statten kamen, daß diese vielmehr selbst völlig geschlagen wurden.

Der Marsch der preußischen Corps Bülow und Pirch, bei denen sich Blücher und Gneisenau befanden, wurde durch die grundlos schlechten Wege mehr gehindert, als vorauszusehen war. Oft hieß es: „Wir können nicht weiter.“ Dann rief jedoch der unverzagte Blücher: „Wir müssen, Kinder! Ich habe Wellington mein Wort gegeben, und Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde?“ Die Artillerie blieb weit zurück. Es wurde erforderlich, auf sie im Angesicht der Schlacht zu warten. Als aber Blücher sah, wie Ney den zweiten großen Reiterangriff auf das verbündete Heer vorbereitete, befahl er, ungesäumt vorzugehen.

Um halb fünf Uhr sandten die Preußen ihre ersten Schüsse in die Schlacht, weniger um dem Feinde direct darurch zu schaden, als vielmehr seinen Muth zu mindern, den des befreundeten Gegners zu erhöhen. In diesem Augenblicke ertönte aber auch Kanonendonner im Rücken von Blücher. Bald traf von Thielmann die Nachricht ein, daß er bei Wavre von überlegenen Kräften angegriffen sei. Es war Grouchy, von dessen Irrfahrten die Verbündeten ebenso wenig erfahren, wie Napoleon von dem Ziele des Nachmarsches der geschlagenen preußischen Armee. Ein zweiter Rückzug konnte den Preußen abgeschnitten sein, während noch nicht entschieden war, wie der Kampf in der Front ausfallen würde. Es war ein Moment, der mehr als irgend einer zu halben Maßregeln verleiten konnte. Blücher und Gneisenau aber, großartig und klüh wie je, schwankten keinen Augenblick. Sie sendeten seine Verstärkungen rückwärts. „Er müsse sich,“ ließen sie Thielmann sagen, „vertheidigen, so gut er könne.“ Sie selbst aber sammelten eifrig die Streitkräfte, um bald mit Macht in den Kampf einzugreifen.

Das Gefecht mit Lobau's Truppen, die Napoleon, wie bemerkt, den Preußen entgegen geworfen, hatte inzessen begonnen. Bald konnte Bülow Uebermacht entwickeln und damit gegen sechs Uhr Lobau zurückdrängen. Die Preußen standen bereits im Rücken der Franzosen.

Aber Napoleon ließ nicht ab von der Vernäugung der Engländer, denen er gerade jetzt nicht unwesentliche Erfolge abrang. Gegen die Preußen sandte er frische Truppen, ein Drittheil seiner letzten Reserve. Blücher mußte sich, für die geringen Kräfte, die noch zur Verfügung standen, anfangs ziemlich weitläufig entwickeln. Er hatte Lobau zu bekämpfen und mußte gleichzeitig suchen, mit seinem rechten Flügel Halt zu bekommen, um die Verbindung mit Wellington herzustellen. Darurch wire es gekommen sein, daß er zuerst zurückgeträngt wurde. Es entspann sich ein lebhaftes und blutiges Gefecht um das Dorf Planchenois, das von Lobau, durch Garten ausnehmlich verstärkt, beharrnäthig vertheidigt wurde. Die Preußen verloren dabei bald so viel Mannschaft, als Wellington am ganzen Tage. Hier lag von sechs bis acht Uhr das Schicksal der Schlacht. Napoleon ließ gleichzeitig von Neuem gegen die Preußen anstürmen. Sechs Bataillone der alten Garde wurden jetzt unter Ney gegen die Feinde geführt. Sie erstiegen die Anhöhen, brachten Tod und Verderben und wurden dann wieder geworfen, wie die frühern Colonnen.

Während diese Tapfern im vergeblichen Kampfe auf dem rechten Flügel der Verbündeten rangen, wurde endlich auf dem linken

Digitized by Google

die lange erwartete Entscheidung durch die Preußen herbeigeführt.

Dem Wunsche Wellington's gemäß traf hier jetzt eine starke preußische Colonne, der Heerestheil Zieten's, der über Dhain marschirt war, zu seiner Unterstützung ein. Es war die Brigade Steinmetz mit ihren Bataillonen, Batterien und den kühnen Reiterschwadronen unsers Bülow in voriger Nummer. Allen voraus eilte der Oberstlieutenant von Reiche, Chef des Generalstabes bei Zieten. Ihm schien die Schlacht keineswegs unglücklich für Napoleon zu stehen. Bald hörte er auch, daß es der letzte Moment sei, thatkräftig mit einzugreifen, indem sich Wellington im untern Fall zum Rückzug genöthigt sehen würde. Reiche suchte den Anmarsch möglichst zu beschleunigen. Gerade eben waren Papelotte und La-Haye vor diesem linken Flügel Wellington's genommen; es handelte sich zunächst darum, die Franzosen wieder aus der wichtigen Position zu vertreiben. Da rämmten, durch den Anmarsch der Preußen erschüttert, die Franzosen gegen sieben Uhr, ohne angegriffen zu sein, die erst vor kurzem besetzten Pachthöfe, und nun konnten bald zwei preußische Batterien zur Unterstützung der Engländer auf eine Anhöhe bei Smouhen aufgefahren werden. Aber bei dem entsetzlichen Pulverdampf, bei dem Hin- und Herwogen der Massen, mußte es zweifelhaft sein, ob die Geschütze Freund oder Feind treffen würden. Alle schwankten, was zu thun sei. Da sagte Reiche: „Ich übernehme alle Verantwortung," und richtete dann selbst die sechszehn Geschütze mitten auf den dichten Haufen. Die Kugeln schlugen rechts ein in die von Ney geführten Angriffscolonnen, links in Lobau's Heertheil, der um Planchenois kämpfte. Gleichzeitig ließ Zieten eine Angriffscolonne unter dem Obersten von Hofmann gegen französische Schaaren, die soeben Nassauer geworfen hatten, stürmend vorrücken. Es entstand bei Smouhen ein kurzes, aber lebhaftes Treffen, in dem die Preußen Sieger blieben.

Das Gefecht kam jetzt auf der ganzen Linie der Franzosen eine kurze Weile zum Stehen. Aber der Entruf, den Zieten's Erscheinen, besonders sein kräftiges Eingreifen durch die beiden Batterien bei Smouhen machte, muß ein ungeheurer gewesen sein. Bald begannen die feindlichen Angriffscolonnen zu wanken. Nur die Garden suchten ihre Haltung noch zu bewahren. Frohlockend sahen die Verbündeten, wie sich die Reihen der Feinde auflösten, wie dann, es mochte acht Uhr Abends sein, eine allgemeine wilde Flucht ihren Anfang nahm. Napoleon selbst sagte: „C'est fini."

Um diese Zeit kam zu den beiden von Reiche dirigirten Batterien ein Adjutant Wellington's und forderte ihn auf, mit Schießen einzuhalten, weil der Herzog mit der ganzen Linie vorrücken wolle. Sofort schwiegen die Kanonen.

Wellington stieg dann mit seinen starr gelichteten Reihen die Anhöhen hinab und fand dabei, nach eigenem Geständniß, keinen erheblichen Widerstand mehr. Als er aber am Fuße der Stellungen der Franzosen angekommen, formirte der Herzog schnell seine Truppen, denn oben hielten noch einige feindliche Bataillone. Zum Angriff kam es auch hier nicht. Als die Engländer vorgingen, wichen die Feinde. Das war — nur englischer Uebermuth kann es verhehlen — Zieten's Werk. Oberst Hofmann hatte jetzt die Franzosen geworfen. Er drängte unaufhaltsam hinter ihnen her. Nur gleichzeitig brach Zieten mit Reitern vor. Die Wellingten entgegenstehenden Bataillone wurden dadurch vollends erschüttert; sie wichen, ehe der Herzog sie erreichte. Jetzt hatte sich auch der blutige Kampf um Planchenois entschieden. Vergeblich war Lobau's Heldenmuth, vergeblich der tapfere Widerstand der Garden; sie wurden geworfen, wie auch alle Uebrigen, und wurden mit fortgerissen in den weiten Haufen, den jetzt die beiden verbündeten Heere als den besammenverschworen Rest der Armee, die noch bis zur Ankunft der Preußen den Sieg zu erlangen schien, vor sich hertrieben. Die Schlacht war entschieden, einzig und allein entschieden durch die Preußen. Niemand wußte dies besser, als Wellington; es galt daher seine ganze Schlauheit, um sich allein den Ruhm des Tages zu vindiciren. Und dies ist seiner seinen Berechnung meisterhaft gelungen. Er befahl nämlich, daß die ganze Heeresmine unter seinem Commando die steilen Abhänge hinab vorgehen und den allgemeinen Angriff eröffnen solle. „Mit seinem Kennerblicke überfah er," schreibt Müffling, der bekanntlich als preußischer Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier dem Feldzuge von 1815 beiwohnte, „daß die französische Armee nicht mehr gefährlich war; zwar wußte er ebenfogut, daß er mit seiner zusammengeschmolzenen Infanterie nichts Bereutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er stehen blieb und der preußischen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufstellung zu verlassen, in der er die Angriffe der Gegner abgeschlagen hatte, so hätte die Schlacht vor ganz Europa das Ansehen gehabt, als ob die englische Armee sich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußische Armee die Schlacht allein entschieden und gewonnen hätte."

Von allen Seiten drängten denn die Heldheeren der Verbündeten an der Spitze ihrer siegreichen Schaaren auf die frühere Mitte des feindlichen Heeres ein, wo jetzt ein wüster Knäuel sich zusammengeballt. Dort, bei den Wirthshause La Belle Alliance, begegneten sich durch Zufall Blücher und Wellington. Blücher schlug vor, die Schlacht nach dem bezeichnendsten Namen dieses ergreifenden Wiedersehens zu nennen. Er that das ohne sorgsame Ueberlegung, doch in dem guten Bewußtsein, daß das Ausharren der Engländer den Sieg ermöglicht und das rechtzeitige Erscheinen der Preußen ihn herbeigeführt. Aber er wußte noch nicht, daß Wellington die ganze Ehre des Sieges für sich allein in Anspruch nehmen und ihn deshalb nach seinem Hauptquartier Waterloo nennen wollte. Doch wurde jetzt die wundervolle Einigkeit nicht gestört, und willig übernahmen die Preußen den zweiten Theil des blutigen Werkes, die energische Verfolgung des Feindes.

„Wie man siegt, haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann!" rief Gneisenau noch auf dem Schlachtfelde aus. Wellington aber erklärte bei jener Zusammenkunft mit Blücher, seine Truppen seien zu erschöpft, um dem Feinde folgen zu können. Da versammelte der alte Feldmarschall schnell die anwesenden preußischen Officiere und erklärte, daß sie den letzten Hauch an die Verfolgung der Feinde setzen müßten. Sofort brachen die Preußen auf. Unter lautem Hurrah führte Gneisenau persönlich ein noch geordnetes füsilierbataillon vom fünfzehnten Regiment dem Feinde auf den Fersen nach und drängte unaufhaltsam immer weiter und weiter. Bis Genappe zog auch der alte Blücher, trotz der Ueberanstrengung und der Schmerzen seines Körpers, mit. Den da an leitete Gneisenau allein die wilde Jagd.

Die Franzosen aber hatten sich vollständig aufgelöst. Ihre wirren Haufen rissen Alles mit sich fort; den durch das Uebermaß der Niederlage stumpfen Napoleon, die stolzen Generale und Marschälle, die kriegerischen Garden, den flüchtigen Train. Wo ein Versuch des Sammelns gemacht wurde, scheuchten preußische Trommeln und Hörner von Neuem auf. Napoleon's Wagen, mit wichtigen Papieren und Kostbarkeiten aller Art, wurde erbeutet; er selbst mußte in größter Eile ohne Hut flüchten. Gegen Morgen erreichte Gneisenau mit dem kleinen Häuflein, das ihm noch hatte folgen können, fünfzig Ulanen, das Städtchen Frasnes. Hier, etwa dreißig Meilen vom Schlachtfelde, hielt er an, um die ersten Strahlen der Sonne zu erwarten.

Der alte Blücher, auf das Schlachtfelde zurückgekehrt, schrieb aber um diese Zeit an Knesebeck: „Mein Freund. Die Schönste Schlacht ist geschlagen. Der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaille wird er folgen; ich denke, die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl für lang zu ende. La Bellaliance den 19. früh. Ich kann nicht mehr schreiben, den ich zittere an alle gliedern. Die Anstrengung wahr zu groß."

Und wahrlich, die herrliche Schlacht war geschlagen! Hätte Grouchy nicht gleichzeitig den General Thielmann durch doppelte Ueberzahl bei Wawre zurückgedrängt und dann verdeckt die Grenzen seines Vaterlandes zu erreichen vermocht, so würde keine französische Armee den heimischen Boden wieder betreten haben. Fast ein Drittheil der Mannschaft Napoleon's war geödtet oder verwundet; 7000 wurden gefangen genommen. Der Rest war völlig entmuthigt. Die Armee Wellington's erbeutete 122, die Preußen in Planchenois 60, später in Genappe noch 80 Kanonen; die reichen Vorräthe ungerechnet. Aber der Sieg wurde auch theuer bezahlt. Wellington verlor an 13,000 Mann, worunter gegen 3000 Deutsche. Der harte Entscheidungskampf der Preußen um Planchenois kostete über 6000 Mann, während Zieten auch noch gegen 700 verlor.

Es waren aber die Opfer des Preises werth. In unaufhaltsamem Marsch ging es jetzt nach Paris, das nach elf Tagen capitulirte. Unser Vaterland war damit von der neuen Gefahr befreit, die sich so drohend erhob. Freilich sind dann auch bei dem zweiten Pariser Frieden die deutschen Angelegenheiten nicht im nationalen Sinne vertreten worden, und dennoch ist auch der Erfolg

Digitized by Google

des ruhmreichen Feldzuges für uns Deutsche nicht so groß gewesen, wie wir hätten erwarten können. Aber diese Ungunst der politischen Verhältnisse darf uns nicht hindern, stets und immerdar den Tag bei Belle Alliance, wie wir Deutschen nach dem Vorschlage unseres Marschall Vorwärts die Schlacht vom 18. Juni 1815 fortan nennen wollen, als einen der glänzendsten in der Reihe der deutschen Siegestage zu betrachten.

Durch deutsche Kraft und Ueberlegenheit wurde die Schlacht entschieden. Ohne sie wäre Wellington mit seinem tapfern Heere, das auch noch zum größten Theile aus Deutschen bestand, unrettbar vernichtet worden. Wenn sich trotzdem die Engländer in bekannter Selbstüberhebung die ganze Ehre des Tages oft und wiederholt angemaßt haben, so konnte das nur geschehen, weil sie wohl wußten, daß unsere Federn leider oft genug mehr der philosophischen Speculation als der Vertheidigung der wohlverworbenen Ehren unserer Nation gewidmet sind. Unserem Volke aber, dem dadurch eine seiner größten Güter geschmälert ist, gereicht das zur Schande. Denn die Ehren der Nation sind ihr Ruhm, und seh bewußt müssen wir für beide einstehen. — Die wahrscheinlichen Fanfaren der Engländer bei der demnächstigen Jubelfeier der Schlacht auf ihr richtiges Niveau herabzustimmen, — das war der Hauptzweck unsers Artikels.

Garnison- und Paradebilder.

Nr. 5. Die Besichtigung auf der Landstraße.

(Schluß.)

Der Oberst fuhr bei dem heitern Gesang herum, als sei unerwartet hinter seinem Rücken eine Bombe geplatzt, und stand dem Fähnrich der Batterie gegenüber, der mit leuchtenden Augen furchtlos in das finstere Antlitz seines gewaltthätigen Chefs blickte, während ein Zug von schalthafter Keckheit um seinen Mund spielte.

Der Fähnrich war noch sehr jung. Sein Gesicht strahlte von Gesundheit und Frische, und mit den blauen vertrauungsvollen Kinderaugen schaute er so unbekümmert in das Leben hinein, als sei er gegen jedes Unglück gefeit. Er war in einer ewigen Matrosen-Laune und hatte im gummibiegsten Uebermuth einen wahren Heißhunger nach lustigen Schwänken und allerhand Unfug, womit er fast täglich gegen die Disciplin und die eisernen Gesetze der Subordination verstieß. Die leichten Ungehörigkeiten, die jedem Andern die bitterste Verantwortung eingetragen hätten, durfte er ungestraft ausüben, sie wurden seiner Jugend, seinem überspru delnden Lebensmuthe, seinem hellen Kopfe und den vielen hervortretenden soldatischen Eigenschaften zu gut gehalten, die sich schon in seiner gewinnenden Aeußerlichkeit aussprachen.

Der Oberst war ihm fast mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan, und aus diesem Gefühl entsprang auch das sichtbare Bestreben, sein Aeußeres zur Ruhe zu zwingen, als er bemerkte, daß es der Fähnrich war, der die Verse recitirt hatte, durch die sein Straf-Sermon auf eine so ungewöhnliche Art unterbrochen wurde.

In tiefem Schweigen stand er einige Augenblicke dem jungen Mann gegenüber, der lächelnd in das zornfunkelnde Auge des beleidigten Officiers schaute, auf dessen Stirn eine schwarze Wetterwolke lagerte, die ihre Blitze in jedem Moment auf sein Haupt entladen konnte.

„Dem verzogenen Kinde gebührt die Ruhe," ließ der Oberst sich endlich mit mehr Zurückhaltung vernehmen, als nach dem Geschehenen zu erwarten war, und als er bemerkte, daß bei dieser Aeußerung ein Blitz der Entrüstung aus dem Auge des Fähnrichs schoß, setzte er mit gesteigertem Affect hinzu: „ja, die Ruhe, so habe ich gesagt, Herr Naseweis. Wenn ich Sie nicht für ein halbes Kind hielte, so müßte ich ein Kriegsgericht über Ihr Benehmen abzuhalten lassen, dessen Spruch Ihnen die Carriere zum General-Feldmarschall denn doch leicht verschließen könnte."

In dem Gesichte des Obersten leuchtete bei dieser Auslassung die Gutmüthigkeit seiner innersten Natur wieder auf, und ein Zug von Laune legte sich um seinen Mund, als er fragte: „Was veranlaßte Sie denn eigentlich zu der Tollhäuslerei, mich auf eine so unverschämte Weise zu unterbrechen?"

„Ich wollte Ihren Zorn, Herr Oberst, von dem armen Unterofficiere ableiten," erwiderte der Fähnrich mit einem Freimuthe, wie ihn eben nur ein verzogenes Kind äußern darf.

„Und fürchteten Sie denn nicht, diesen meinen Zorn auf Ihren eigenen kleinen Tollkopf hinabzuziehen?" fragte der Oberst sehr ruhig.

„Ich fürchte und erwäge nicht erst lange, wenn es sich darum handelt, einen alten Soldaten aus der Patsche zu helfen," entgegnete der Fähnrich mit aufblitzenden Augen.

„Wahrhaftig, man kann den Bürschungen nicht böse sein," sagte der Alte fast freundlich. „Es steckt eine ehrliche Soldatennatur in dem kurzsichtigen Millionenbund, die sich giebt, wie sie gerade ist, und solchen Charakteren kann man schon einige Excentricität nachsehen."

Sich nach dem Capitain zurückwendend fragte er: „Wie sind Sie denn mit der dienstlichen Führung des Windbeutels zufrieden?"

„Der Fähnrich ist ein tüchtiger Soldat und führt seinen Zug zu meiner vollen Zufriedenheit," entgegnete der Capitain mit absichtlicher Kürze.

„Na, das höre ich gern," sagte der Oberst, „es soll mich freuen, wenn ich bei Besichtigung des zweiten Zuges keinen Tadel aussprechen darf."

Er wandte sich nach der Haubitze zurück und gab den Befehl, die Contrebande, wie er die in den Geschütz aufgefundenen Gegenstände nannte, vor die Batterie zu bringen, und dort in die beiden Geleise des Weges zu legen, so daß die Räder der Fahrzeuge, wenn die Batterie ihren Marsch fortsetzte, nothwendigerweise darüber hinweggehen mußten. Gegen den Geschützführer verfügte er eine dreitägige Arrestſtrafe.

Hierauf ging er zur Besichtigung des zweiten Zuges über, den der Fähnrich führte. Der alte Herr revidirte mit einer peinlichen Genauigkeit, konnte aber nichts finden, was zu einem erheblichen Tadel Veranlassung gegeben hätte. Sogar die Kanonenröhre, die auf den Märschen das Magazin für die langen Pfeifen, Reitpeitschen, Spazierstöcke ꝛc. abgaben, waren leer, was sich erklärte, wenn man beobachtet hatte, daß der Fähnrich diese Gegenstände während der Inspection des ersten Zuges hinter dem Rücken des Obersten aus den beiden Röhren fortzuschaffen und in das hohe Gras des Chausseegrabens zu verbergen wußte.

„Eine solche Promptitude hätte ich dem leichtfüßigen Windbeutel kaum zugetraut," sagte der Oberst, und aus seinem Antlitz wichen die Wolken, die es bisher umzogen, während es dem Fähnrich kaum gelang, den lauten Ausbruch des Humors zu unterdrücken, der aus seinen Augen zuckte.

Der Oberst öffnete zuletzt einen Lafettenkasten, der eine Anzahl kleiner Gegenstände enthielt, die zur Ausrüstung des Geschützes gehörten. Auch hier herrschte musterhafte Ordnung, und jedes Ding lag an seiner Stelle.

Aber was war denn das? In dem Carteuchetornister, der reglementsmäßig seinen Platz im Lafettenkasten hatte, lag ein sorgfältig in Stroh gewickelter Gegenstand. Der Oberst bemächtigte sich desselben, beseitigte die Umhüllung, und aus einer wohl versiegelten Flasche blinkte ihm verlockend eine hellbraune Flüssigkeit entgegen.

„Himmel-Donnerwetter, das ist ja ein achtbares Getränk! eine wahre Gottesgabe!" rief er mit komischer Emphase.

„Mein Frühstückswein, Herr Oberst," unterbrach ihn der Fähnrich mit großer Ruhe.

„Ei, ei! Ihr Frühstückswein! Es ist doch spaßhaft: während sein Brigadier sich mit einem Cognac begnügt, trinkt solch' kurzsichtiger Millionenbund von Fähnrich Wein wie Wasser. Ich sollte meinen, Herr Leichtsinn, auf dem Marsche thut es wohl auch ein Schnaps."

„Zu befehlen, Herr Oberst; aber um sich einen Schnaps kaufen zu können, muß man Geld haben."

„Geld! nun ja, einige Groschen. Kostet denn aber der Wein kein Geld? Macht man sich vielleicht ein Vergnügen daraus, denselben den preußischen Fähnrichen als Tribut hochachtungsvoller Ergebenheit unentgeltlich darzureichen?"

„Das gerade nicht," antwortete der Fähnrich, „aber man darf sich nicht genieren, seinen Vedarf an Credit zu entnehmen, während es den Stand doch tief herunterſetzen würde, wenn man einen Schnaps pumpen wollte. Nein, Herr Oberst, das geht wahrhaftig nicht.

Digitized by Google

„Der Sekkat muß sich können fühlen.
Wer's nicht eckt und wobei treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.“

Meinem Grade bin ich Rücksichten schuldig, die ich niemals aus dem Auge verlieren darf.“

„Seinem Grade! Ha, ha, ha!“ lachte der Oberst aus voller Brust, und sich dem Capitain zukehrend, setzte er hinzu: „Was der wohl für eine Vorstellung von seiner hohen Würde haben mag! Na, ich will es gerade nicht tadeln. Ein gewisses Selbstbewußtsein ziert und hebt den Mann, nur muß es nicht in Hochmuth und persönliche Aufgeblasenheit ausarten.“

Sich nach diesen Worten dem Fähnrich zuwendend, fragte er mit komischem Augenwinkern: „Aber sieht es denn wohl in der ganzen Welt irgend einen Weinwirth, der leichtsinnig genug wäre, einem Fähnrich auch nur einen Schoppen auf Borg zu geben?“

„Der Herr Oberst dürfen überzeugt sein,“ entgegnete der junge Mann mit komischer Gravität, „daß es in einer anständigen Garnison keine noble Weinkneipe giebt, die einem Fähnrich nicht gern unbeschränkten Credit gewährt.“

„So, so!“ meinte der Oberst, während ein leichter Anflug von Humor um seinen Mund spielte, „nun kann ich es mir auch erklären, warum das Schuldenmachen im Officiercorps epidemisch ist und den alten General als letzte Leidenschaft noch in den Ruhestand begleitet. Ja, ja! jung gewohnt ist alt gethan. Aber bezahlt ihr leichtsinnigen Millionenbunde solche Schulden auch rechtzeitig?“

„Gewiß, Herr Oberst,“ erwiderte der Fähnrich sehr ernsthaft, während ein leichter Farbenwechsel sich in seinem Gesichte zeigte. „Das sind ja Ehrenschulden, zu deren Tilgung man gern den letzten Heller aufbietet.“

„Na, das möchte ich den jungen Herren meiner Brigade auch anrathen!“ sagte der Oberst mit fast drohender Stimme. „Ich habe nichts dagegen, wenn der Soldat zur Zeit einen tüchtigen Hieb nimmt; das hält Leib und Seele zusammen und gehört zum Stande, wie das Pulver zur Kanone, aber was man genießt, muß auch bezahlt werden. Wer Schuldverbindlichkeiten eingeht, die er nicht lösen kann, ist ein ganz gemeiner Betrüger. Ein solches Subject müßte mir dem Stampfesen aus der Armee fortgewiesen werden. Merken Sie sich das, junger Mann, für das ganze künftige Leben. Uebrigens ist es unverzeihlich, daß Sie sich schon so früh an ein so starkes Getränk gewöhnen, wie der Madeira ist.“

„Madeira?“ fragte der Fähnrich mit einer Stimme, die Erstaunen und Verwunderung ausdrückte.

„Nun ja! Was giebt es denn dabei zu verwundern?“ entgegnete der Oberst, und indem er ihm die Etiquette der Flasche vor die Augen hielt, fragte er: „Ist dies denn etwa nicht Madeira?“

„Alter Dry-Madeira“ buchstabirte der Fähnrich mit langsamer Betonung. „Ja wahrhaftig, es ist Madeira. Da hat mein Bursche wieder einmal einen dummen Streich gemacht.“

„Ihr Bursche?“

„Zu befehlen, Herr Oberst, mein Bursche hat das versehen. Ich schickte den einfältigen Menschen kurz vor dem Abmarsch der Batterie nach der Weinhandlung, aus der ich meinen kleinen Bedarf zu beziehen pflege, mit dem Auftrage, eine Flasche Rheinwein zu holen, er scheint aber Madeira gefordert zu haben, einen Wein, von dem ich leider keinen Tropfen trinken darf, weil nur der Stabsarzt alle schweren, leicht ins Blut gehenden Spirituosen untersagt hat.“

„Was sind das wieder für Flausen? Was soll diese Flunkerei bedeuten?“ fragte der Oberst und musterte das Gesicht des Fähnrichs, in dem sich aber nichts entdecken ließ, als der Groll, den er über die Verwechselung der Weinsorten zu empfinden schien.

Das Gesicht in die traurigsten Falten legend, sagte er: „Da habe ich nun das abscheuliche Getränk, von dem ich keinen Tropfen genießen darf, auf dem Halse und weiß wahrlich nicht, was ich damit beginnen soll.“

„Nun, nun,“ beschwichtigte ihn der Alte, „abscheulich dürfen Sie diesen Wein nicht nennen; für den, der ihn verringen kann, ist es eine wahre Gabe Gottes.“

„Dürfte ich es denn vielleicht wagen,“ fragte der, Fähnrich mit halblauter und auffallend unsicherer Stimme, „dem Herrn Oberst die Flasche . . . .“

Er steckte und wagte es nicht, den Satz zu vollenden.

„Also darauf läuft die Flunkerei hinaus?“ rief der Oberst lachend und blickte fast mit Zärtlichkeit auf den jungen Mann hinab. „Sie wollen, daß ich den Madeira annehmen soll, um mir Ersatz zu schaffen für den Cognac, den ich meinem alten Kriegscameraden, dem Feuerwerker, gegeben habe? Na, es ist gut gemeint, wenn es auch etwas dreist und ungeschnäuzt, und darum will ich die Flasche nicht zurückweisen, um nach beendigter Inspection mit den Herren Officieren zum Abschiede wenigstens ein Glas auf das Wohl des Königs trinken zu können. Vielleicht erlaubt es Ihnen der Arzt bei dieser außerordentlichen Gelegenheit einen Tropfen mitzutrinken,“ schloß er seine Rede und wandte sich mit der Flasche unter dem Arm nach der Batterie zurück, um die Besichtigung fortzusetzen.

Die Inspection des dritten und vierten Zuges fand ganz in der bereits geschilderten Art statt. Der Oberst beschränkte sich darauf, die Geschützröhre zu untersuchen, und entdeckte auch hier verbotene Gegenstände in Hülle und Fülle, die er ohne Anstand in das Gelaß des Weges legen hieß, um später die Räder der Batterie darüber hinweggehen zu lassen.

Am letzten Geschütz fand die Revision in der würdigsten Weise ihren Abschluß. Dem Rohre entwand sich nämlich unter vielen andern Gegenständen eine schmale, lange Pappenschachtel, die sorgfältig mit Bindfaden umschnürt war. Der Oberst zerriß ohne weiteres Bedenken den Bindfaden, öffnete den Deckel, und ein künstliches Machwerk von Tüll, Garn, Blumen und Bändern blickte ihm entgegen. Fast zaghaft, wie nach einem ekelhaften Gegenstande, faßte er mit zwei Fingern nach dem Ende eines Bandes und hob daran ein monströses Gebäude von Haube hervor, die sich an dem Bande kokett im Winde schaukelte.

„Millionen-Donnerwetter, eine Dornense!“ rief der Alte und streckte den Arm weit von sich, als fürchtete er, daß die Berührung der Haube ihn verunreinigen könnte.

„Unteroffizier, wie kommt das abscheuliche Ding in das Rohr?“ fragte er den betreffenden Geschützführer.

„Ich weiß es nicht,“ stotterte der lange, dürre Mensch, dessen bleiches Gesicht von Dummheit und Beschränktheit strahlte.

„Sie wissen es nicht, Herr Schafskopf? Ja, das konnte ich mir schon denken,“ schrie der Alte, und indem er mit der linken Hand dem Unteroffizier den Tschako vom Kopfe schlug, setzte er ihn schnell die Haube auf, die sich wie ein elastisches Springgewehr fest um das bebarte Antlitz des Soldaten schloß.

„Die Dornense steckt den dummen Millionenhund, als wär' sie eigens für seinen Kürbiskopf gemacht,“ sagte der Oberst und stimmte in das Gelächter ein, welches dieser Anstritt in der Batterie veranlaßte.

„Bläs, meine Paradehaube ist sonnen dämlichen Kapralskopf!“ ließ sich plötzlich eine kräftige Stimme vernehmen, und gleichzeitig langte eine magere braune Hand nach dem Haupte des Unteroffiziers hinauf und zog ihm mit einem raschen Griff das leichte Gewebe von der in Angstschweiß gebadeten Stirn.

„Sieh da, Mamsell Pretiosa!“ rief der Alte überrascht aus und trat unwillkürlich vor einer kleinen verkrochenen Frauengestalt einen Schritt zurück.

„Jawohl, Mamsell Pretiosa, Ihnen zu dienen, Herr Oberst,“ sprudelte dieselbe hastig heraus und starrte den Alten aus großen schwarzen Augen so giftig an, wie eine Natter, die man getreten hat.

Die Dame, welche so unerwartet handelnd in die Scene eingriff, war die Marketenderin der Batterie, ein altes Inventarienstück, das unter dem Namen Mamsell Pretiosa in der ganzen Brigade bekannt war. Sie war eigentlich eine preußische Eroberung. Nach der Schlacht bei Donnewitz war sie nämlich mit einem Trupp gefangener Franzosen in die Hände der Preußen gefallen und hatte sich ihnen freiwillig angeschlossen, obgleich sie damals kaum zwanzig Jahre zählte. Sie wollte eine Waise sein und von ihrer Geburt und Abstammung keine Kenntniß haben. Sie sprach aber schon damals geläufig deutsch, was zu der Vermuthung führte, daß sie von deutschen Eltern abstammte. Die Freiheitskriege hatte sie als Marketenderin bei einer Jäger-Abtheilung mitgemacht, nach dem zweiten Pariser Frieden sich aber der siebenten Artillerie-Brigade attachirt, der sie seit jener Zeit fast ausschließlich angehörte. Von dem Oberst wurde sie ganz besonders protegirt, weil sie einen höchst vorzüglichen Cognac führte und mit seltener Treue an der ihm untergebenen Brigade hing. Sie erwiderte die Neigung des Alten und war eine enthusiastische Verehrerin desselben, wenn auch in diesem Augenblick aus ihren Augen tausend Blitze wie eben so viele vergiftete Pfeile auf ihn niederschossen.

Digitized by Google

„So, also dies leichte Häubchen," prustete sie heraus, „das ich mir für mein sauer erworbenes Geld angeschafft habe, um bei dem Einzuge in Paris anständig erscheinen zu können, dürfen die sechs Pferde, die an das leichte Kanon gespannt sind, nicht einmal mitziehen? Ne jo nich! Dat wird den lieben Thierchens zu schwer, danach könnten sie dämpfig werden, das muß sie herunterbringen, wenn auch für die gefrästigen Beester von den armen Jungens gestohlen wird, daß kein Halm im Felde und kein Korn in der Scheune vor ihren Griffen mehr sicher ist."

„Halt sie den Rand, alte Meerkatze," unterbrach sie der Oberst mit donnernder Stimme, „oder ich lasse ihr das Schantmaul mit einem Borstwische zustopfen. Geh' sie die Dornense heraus, die muß in das Geleise zu den andern Sachen der Contrebande. Ich gestatte keine Ausnahme."

„Was, — wie nennen Sie meine ehrsame Haube?" krähte die erboste Marketenderin dem Alten entgegen. „Ne, hören Sie mal, wenn ich sone dicken Epuleppen auf den Schultern und sonen gewaltigen Federhut auf dem Kopp drüge, so würde ich mich schämen, sonen dummen Ausdruck zu brauchen. Ne, das paßt sich ganz und gar nicht für einen Brigadier von die schwere Artollerie." Und während sie die linke Hand auf die Hüfte stemmte und mit der rechten die Haube trimmphirend um ihr Haupt schwang, setzte sie hinzu: „Also eine alte Meerkatze bin ich, na na? Aber wenn ich bei Wind und Wetter, im Sturm und Regen der Batterie nachkeuche und der Herr Oberst endlich selbst bei meiner Cognacflasche Erquickung sucht, ja dann bin ich die scharmante, liebe Mamsell Preziosa, die den Hosenknopporen haben soll und die in solchem Augenblicke die liebenswürdigste Person in der ganzen Welt ist. O, wenn ich man reden wollte, ich könnte von einer Zein erzählen, wo manches stolze Auge gar wunderlich unter dem Federbute auf die Meerkatze herabblickte und . . ."

„Um Gotteswillen, keine Enthüllungen aus Ihrer Rosenzeit, Mamsell Preziosa," unterbrach sie der Alte, „dabei könnte uns unwohl werden und ein moralischer Katzenjammer überkommen. Geben Sie die Haube heraus, und wir bleiben gute Freunde."

„Nun und nimmermehr, Herr Oberst!" entgegnete die Marketenderin mit großer Entschiedenheit. „Meine Bierthalerhaube unter die Räder! Das wäre noch besser! Ich trage glücklicherweise nicht die Zwangsjacke Ihrer Brigade, Sie haben mir eigentlich gar nichts zu befehlen, und lieber gehe ich mang die Husaren, so lieb mir auch meine schwarzen Jungens sind; ich darf da doch wenigstens auf eine anständige Behandlung rechnen."

„Was läßt sich mit der alten Hexe anfangen?" sragte der Oberst den Capitain, der mit einem schadenfrohen Lächeln dem Auftritte beigewohnt hatte. „Die alte Meerkatze ist toll genug, ihre Drohung wahr zu machen, und verlieren möchte ich sie nicht gern; in Zeiten der Noth ist es ein wahrer Seelstein für die Batterie."

Nach einem kurzen Nachsinnen wandte er sich an die Marketenderin, und seinem Gesichte den freundlichsten Ausdruck gebend, sagte er: „Wir wollen Frieden schließen, Mamsell Preziosa. Behalten Sie Ihre Haube und holen Sie Ihren Korb heran, ich habe verteufelten Durst."

Während die Marketenderin mit strahlendem Gesicht wie eine Schlange davonglitt, um den Befehl des Alten möglichst schnell in Ausführung zu bringen, kehrte sich dieser dem Capitain zu und ein wunderlicher Ausdruck, aus Befriedigung und Humor gemischt, ging durch seine Züge, als er sagte: „Ich darf nicht ungerecht sein, Hauptmann v. R., wenn die Paradehaube der Mamsell Preziosa verschont bleibt, kann ich die übrigen Gegenstände der Contrebande unmöglich der Zerstörung preisgeben. Lassen Sie dieselben durch den Quartiermeister aufnehmen und in dem nächsten Quartier an die Eigenthümer zurückgeben. Ich bitte Sie aber, dafür Sorge zu tragen, daß die Leute dergleichen nicht weiter mitschleppen, denn in einem Feldzuge, wie er uns doch hoffentlich bevorsteht, werden solche Dinge äußerst lästig und behindern und geniren den Mann bei jeder Gelegenheit. Es wird sich schon ein Trödeljude finden, der den winddurstigen Millionenbunden die Sachen abkauft; den Groschen, den sie daraus lösen, mögen sie verrinken oder auf eine andere Weise verjubeln. Ein kleines Vergnügen ist den Leuten zu gönnen, die Zeit der Noth wird früh genug eintreten. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich mit Freigebung der Sachen auch die Strafen, welche ich heute dictirte, cassiren habe. Und damit mag diese Angelegenheit vergessen sein."

Dem Hauptmann die Hand reichend, fügte er hinzu: „Es gereicht mir zur Freude, Ihnen sagen zu können, daß mich die Haltung und Ausrüstung der Batterie in hohem Grade befriedigt hat. Die kleinen Ungehörigkeiten, die ich zu rügen hatte, kommen überall vor und können der guten Meinung, die ich von Ihrer Batterie habe, keinen Abbruch thun. Und nun lassen Sie uns zum Abschiede noch zusammen ein Glas trinken."

Er reichte die Marschflasche, die er bisher beständig unter dem linken Arme getragen hatte, der Marketenderin hin, welche sie schnell entkorkte. Den feurigen Inhalt derselben vertheilte er in fünf große Gläser und bat die Officiere, sich eines solchen zu bemächtigen. Sein Glas hoch emporhebend rief er: „Ich trinke auf das Wohl unseres Kriegsherrn. Seine Majestät der König lebe hoch!" Während dieser Toast in einem dreimaligen Hurrah der Artilleristen seinen Wiederhall fand, leerte der Oberst sein Glas bis auf den letzten Tropfen. Hierauf griff er salutirend an den Hut und der Batterie gute Quartiere wünschend, bestieg er sein Pferd, sprengte im Galopp davon und war in wenigen Augenblicken den Augen der Artilleristen entschwunden.

Auf den Vorschlag des Fähnrichs wurde die Paradehaube der Marketenderin, weil sie den Erlaß der von dem Brigadier verfügten Strafen veranlaßt hatte, von jetzt ab die „Amnestiemütze" genannt, und so oft Mamsell Preziosa ihr würziges Haupt damit schmückte, wurden der Dame von den Artilleristen diejenigen Ehrenbezeigungen erwiesen, womit die Officiere begrüßt wurden. Sie nahm diese Auszeichnung als ein ihr zustehendes Recht auf, und blieb der Batterie bis an das Ende ihres ereignißreichen Lebens mit unwandelbarer Treue ergeben.

Das Grab eines Verbannten.

Wer jemals aus dem Norden über Bern und Freiburg dem reizenden Bevey, der Perle des Genfer Sees, zutrachtete, bevor sich noch die prachtvolle Dronbahn mit ihren kühnen Viaducten dem schweizerischen Schienennetze einfügte, der wird sich des alterthümlichen Bergstädtchens noch wohl erinnern, wo der mächtige Koloß des eidgenössischen Postwagens zum letzten Male Rast machte, ehe er in Zickzackwindungen zum Becken des Leman hinabrollte.

Das Dorfchen heißt Châtel-St.-Denis. An sich unbedeutend, dürfte nun im Allgemeinen nicht übersanber, hätte es nichts, was den Reisenden fesseln könnte, gäbe es nicht mit seinem alten Schlosse im Westen und den Bergen gen Osten, die sich hinüberziehen in das Saanenthal, das alpristerreiche, grüne Greyerzer Ländchen, ein gar pittoreskes Landschaftsbild ab. Mehr als auch all dies aber prägt es sich dem Wanderer durch die unbeschreiblich herrliche Rundschau in's Gedächtniß, die hier dem sich den Süden entgegenerhebenden Auge zum ersten Male aufzieht und in einen Rausch des Entzückens versetzte. Wenige Minuten nur jenseu des Ortes bot sich der erste Blick auf den lange erwarteten See, welcher, der größte im gesammten Alpengebiete, in seiner östlichen, obern Ausbuchi unleugbar zugleich der schönste ist; in der Vereinigung von imposantester Erhabenheit und anmuthvollster Milde von keinem andern übertroffen, weder vom romantischen Bierwaldstätter, noch von dem viel bewunderten Comer See.

Tiefblau liegt er uns dort zu Füßen ausgegossen, links die Alpengipfel von Freiburg und der Waadt, aus welchen die seltsame, drohend überhangende Zinke der Tent de Jaman, das weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend, zunächst das Auge fesselt, bis zu den beiden schneebedeckten Hörnern der Dent de Morcle nur rhonenaufwärts zum Zuckerhute des Mont Catogne, an dessen Fuße sich im engen Entremontsthale der Pfad zum Hospiz der menschenfreundlichen Augustiner des großen St. Bernhard aufschlängelt. Der Catogne schließt den Morgen das Bild, neben ihm aber ragen die Giganten des untern Wallis hervor; linke schimmern der ewig weiße Mont Bölan, rechts, uns fast gegenüber, reckt sich die breit

Digitized by Google

hingelagerte, siebenfach gethürmte Dent du Midi in den klaren Himmel, und an sie reihen sich in hundertfacher Kalkzerklüftung die kecken Contouren der savoyischen Berge, bis gen Westen endlich der einförmigere Haldbogen der niedrigern Jurakette den Horizont begrenzt.

„Schön wie ein Traum!“ so hat Byron ausgerufen, als er, allerdings von anderem Höhenpunkte, drüben vom Jamanpasse, der aus dem Saanenthale in's Waadtland führt, zuerst den Leman erschaute; aber schön wie ein Traum ist auch, was hier, bei Châtel-St.-Denis, unserm trunkenen Auge erschlossen ist. In mehr als einem Sommer sind wir kreuz und quer in den Alpen umhergestreift, von der Berninagruppe oben im wilden Bündnergebirge bis dahin, wo der Riesendom des Montblanc über dem Hochthale von Pricuré thront; von manchem Kalkgipfel, von mancher Granitkuppe haben wir hinabgeblickt auf die reiche, schöne Schweizer Landschaft und denken mit Wonne und Wehmuth zurück an die Morgen und Abende, die wir in nervenstärkender, herzerquickender Alpenfrische genossen, — allein vorzugsweise bleibt unsere Erinnerung doch immer auf der Hochfläche des kleinen Freiburger Ortes haften, von wo aus sich uns zuerst das Paradies der Lemanufer entrollte und zu dem wir nachmals noch gar oft hinaufgestiegen sind, nun und in der Alpenmaiefrüh und stetlichen Farbenglühd des Zauberpanoramas neu zu weiden.

Nach diesem Städtlein Châtel-St.-Denis, das der sich weiter westlich zum See hinabwindende Dorfweiserweg noch um ein gut Theil stiller gemacht hat, als es schon immer war, wanderten Sonntags am 27. September des vorigen Jahres einige fünfzig deutsche Männer aus dem anderthalb Stunden entfernten Vevey hinauf. Drei Fahnen flatterten dem Zuge voran: die schwarzroth-goldene, die eidgenössische mit dem weißen Kreuze im Scharlachfelde und die rothe der deutschen Arbeiter mit ihren Inschriften: „Durch Bildung zur Freiheit“ und „Freiheit, Gleichheit und Brüderliebe“. An allen dreien aber hingen Trauerflöre. Denn es galt dem Andenken eines vor wenigen Jahren im fernen Exile aus dem Leben geschiedenen deutschen Patrioten, dem 1859 in unserm obscuren Châtel-St.-Denis verstorbenen Arzte Karl d'Ester. Ihm, dessen Grab bis jetzt nur ein namenloses Holzkreuz bezeichnete, einen Denkstein zu errichten, hatte der deutsche Nationalverein in Vevey vor einigen Monaten einstimmig beschlossen. Dies anspruchslose Mal stand nun fertig, und die Mitglieder jenes und die des deutschen Arbeiterbundes zogen jetzt hinauf zu einem schlichten Weihefeste.

Der Tag war kühl und regnerisch, die Berge und Schneehäupter ringsum bargen streichende Nebelschleier, aus denen nur ab und zu einmal drüben auf den wattenreichen Höhen des linken Bevoyfenfers eine und die andere braune Sennhütte auf Momente zum Vorschein kam. Dennoch strebte die kleine deutsche Schaar rüstig weiter und sang ihre lieben vaterländischen Lieder tapfer und feierlich in die regengraue Welt hinaus.

Nachdem sich in einem vor dem Städtchen gelegenen Gasthofe neue Festgenossen dem Häuflein angeschlossen hatten, ging es in wohlgeordneten Reihen in den winkeligen Ort hinein, wo auf dem kleinen freien Platze, zu dem sich die Hauptgasse vor der Kirche ausweitet, Halt gemacht wurde.

Trotz des jetzt strömenden Regens hatte sich hier bereits eine große Volksmenge versammelt, welche in ehrfurchtsvoller Stille dem Chore der fremden Männer lauschte, die dann paarweise die Stufen zum engen Friedhof hinaufstiegen, — mit entblößten Häuptern, doch ohne Fahnen und ohne Gesang, denn Beidem hatte die Geistlichkeit den Todtenacker verschlossen. Lautlos und andächtig folgte die Menge. Die Hülle des Monumentes fiel, und den Blicken Aller zeigte sich der einfache Steinblock, der, einige Fuß hinter dem blumengeschmückten Grabhügel d'Ester's, auf der Mauer des Kirchhofs aufgerichtet worden war. Da die Oertlichkeit diesem letztern nur einen sehr beschränkten Raum gestattet, so mußten nämlich die Gräber alle fünfzehn Jahre umgewonfen werden, um den neuen Todtern Platz zu geben. Und so hatte man vorgezogen, den Denkstein auf die Umfassungsmauer selbst zu setzen, von der aus es hoffentlich noch den spätesten Geschlechtern die Stätte finden wird, wo ein edles deutsches Herz — wärmer hat keines je für des Vaterland geschlagen! — nach den bitteren Täuschungen eines schmerzenvollen Lebens in fremder Erde zur Ruhe gebettet worden ist. Der Stein ist schwarzer Marmor aus den Brüchen des zwischen Aigle und Bex mitten in's Rhonethal und hart an die sogenannte italienische Eisenbahn vorgeschobenen Bergzeugs von St. Triphon; rauh, unregelmäßig, nach oben zugespitzt. Ein ausgebauenes, sauber polirtes Oval trägt in goldenen Buchstaben die folgende Inschrift:

Karl d'Ester
Arzt und Parlamentsmitglied
geb. 1811 zu Pallendar, gest. hier im Exil
den 18. Juni 1859.
Dem braven Patrioten
die deutschen Nationalvereinsmitglieder in Vevey
am 21. Sept. 1863.

Nachdem eine deutsche Rede in kurzem Lebensbilde die Verdienste des Verstorbenen zusammengefaßt und eine französische dem anwesenden schweizer Publicum d'Ester's politische und menschliche Bedeutung klar gemacht hatte, wurde das Denkmal den Bewohnern von Châtel-St.-Denis, in deren Mitte d'Ester während seiner letzten Lebensjahre seine geistige Begabung, seine ärztlichen Kenntnisse und seine Herzensgüte so reichlich bethätigt hatte, als ein heiliges Vermächtniß übergeben. Einer der deutschen Arbeiter hing noch einen frischen Vorbeerkranz auf den Denkstein, und in schweigender Andacht, wie sie eingetreten, verließ die kleine Festschaar den Friedhof, während sich jetzt Gruppen von Einheimischen neugierig an das Monument heranwängten, das dessen goldenen Lettern sie nur das einzige Wort „d'Ester“ zu enträtseln vermochten. Zwar fehlte das Kreuz auf dem Grabsteine, wie der Curé vorweisvoll bemerkt hatte, auch hatte der Heimgegangene ohne Beichte gestorben, so daß es erst die nachträglichste Verwendung seines Freundes, des wackern Ortspräfecten Perrier, durchsetzte, daß er überhaupt bestattet werden durfte, — allein das Volk erinnerte sich, was es dem menschenfreundlichen, bei Tag und bei Nacht gleich willig zu Rath und Hülfe bereiten, im höchsten Grade uneigennützigen Arzte verdankte.

Inzwischen hatten sich die Feiernden in das Hötzl de Ville begeben. Dort im festlich ausgezierten Saale umrahmte üppiges Epheugeblätter d'Ester's Bildniß, jenes Portrait mit dem Facsimile der bekannten Worte, welche der Verstorbene einst dem Ministerium Mantenuffel in's Gesicht geschleudert hatte: „Sie lachen, meine Herren; es wird aber die Zeit kommen, wo Sie wahrlich nicht lachen werden.“

Hier im nämlichen Gasthause hatte d'Ester gewohnt, unmittelbar neben dem Gemache, in welchem man heute sein Andenken beging; hier haben wir selbst noch wenige Wochen vor seinem Tode mit ihm zusammengesessen, mit ihm und einem andern deutschen Flüchtlinge, bei der guten alten Wirthin und ihren freundlichen Töchtern. Die wackern Leute haben dem theuern Verbannten viele Freundlichkeit erwiesen und bewahren ihm ein treues Gedächtniß. und wenn Ihr in schönen Herbstmonaten einmal zum Rebenfeste des Leman pilgert und d'Ester's Grab aufsucht auf seiner aussichtreichen Höhe, dann drückt der biedern Familie die Hand und dankt ihr für die Liebe, mit welcher sie dem Verbannten die „finstere Fremde“ zu erheitern bemüht gewesen ist!

Unter Reden und Gesang verstrich der Nachmittag, und manches fernhafte deutsche Wort gedachte des Vaterlandes, gedachte der Männer, die als Märtyrer ihres Patriotismus und ihrer Ueberzeugung im Exile enden mußten. Um fünf Uhr sammelte man sich zum Rückmarsche. Ehe man aber am schwarzweißen Freiburger Grenzpfahl vorüber in die von Grün und Weiß bebütete Waadt beimschritt, faßte man noch einmal Posto vor dem Hause des schon erwähnten Präfecten Perrier, um ihm aus voller Brust in Lied und Rede für den kräftigen Schutz zu danken, welchen der Ehrenmann, unbekirrt von allen pfäffischen und aristokratischen Insinuationen, dem vielgehetzten Flüchtlinge hatte angedeihen lassen. Mittlerweile hatte sich der Himmel geklärt. Hell und dunstfrei zog der Mond am Himmel hinauf, und magisch schimmerten in seinem Silberlichte die Bergkuppen und Schneehörner und der glatte Seespiegel unten, als man in ernster Stimmung dem Felsenbette der Bereyse entlang heimwanderte in's schöne Lemanthal.

So war die einfache Feier gewesen, mit welcher eine kleine Anzahl von Deutschen fern vom Vaterlande den Manen eines der edelsten Fremde ihres Volkes ihre Huldigung an den Tag legen und zeigen wollte, daß ihr auch im welschen Lande das „treue deutsche Herz“ nicht abhanden gekommen ist. —

Digitized by Google

D'Ester's Wirksamkeit in der preußischen Nationalversammlung und seine weitern Schicksale in Deutschland sind bekannt. Es bleibt uns daher nur noch übrig, ein paar Worte über sein Leben in der Schweiz anzufügen. — Waffengewalt hatte im Herbste 1848 die preußische Nationalversammlung gesprengt. D'Ester, der geniale Schöpfer der freisinnigsten preußischen Gemeindeordnung, war einer der Führer ihrer demokratischen Opposition gewesen und schloß sich nun der Bewegung in der Pfalz an, deren provisorische Regierung ihn zum Bureauchef in der Abtheilung des Innern ernannte. Der traurige Ausgang der Pfälzer Erhebung zwang ihn, dem deutschen Vaterlande den Rücken zu kehren.

Wie viele seiner Gesinnungsgenossen, flüchtete er nach der Schweiz und wandte sich mit einigen Freunden über Bern und

Karl d'Ester's Ruhestätte in Chatel-St.-Denis.

Thun in den weitentlegenen Winkel des obern Simmenthals hinauf. Dort, wo in erhabenster Alpenscenerie, überragt von den Eismassen des Rätzligletschers und den breiten Schneefeldern des Hühnerhubels, das Dorf An der Lenk seine behäbigen Holzhäuser über den wundersieblichen Wiesgrund streut, dort nahm d'Ester seinen nächsten Aufenthalt. Dazumal waren Ort und Landschaft noch nicht entdeckt von den Touristen, gab es noch keine Fremdenpension, noch kein elegantes Badeetablissement, die heut' auch dieser Bergabgeschiedenheit eine bunte polyglotte Sommerbevölkerung zuführen; damals, wo noch keine Poststraße den Verkehr des hintern Thales mit den großen Heerwegen der Menschen vermittelte, wo nur der Fußwanderer und der Säumer einsprachen, die auf den berüchtigten Rawylpaße nach Sitten im Wallis hinaufstiegen, damals athmete die Gegend ringsum nur ländliche Stille und Alpeneinsamkeit. Sollte hier also nicht auch unser Flüchtling die Ruhe finden können, deren er nach den fruchtlosen Kämpfen um Ringen für das Vaterland so sehr bedurfte? Nein, sie war ihm nicht bestimmt. Neue Seelenerschütterungen warteten seiner. Die Liebe zu einem schönen, gebildeten und wohlhabenden Landmädchen im Nachbardorfe St. Stephan, gegen die sich der gereifte Mann vergeblich wehrte, fand wohl die innigste Erwiderung, bei den Eltern der Geliebten aber den ganzen entschiedenen Widerstand, mit welchem der exclusive Stolz des Schweizer Grundbesitzers dem aus gesetzlosen Verhältnissen gerissenen Flüchtlinge, dem „unpraktischen Dütschländer" zumal, seine Abneigung zu bezeigen pflegt. Den Bemühungen des Vaters muß es vornehmlich zugeschrieben werden, daß der Bundesrath, auf Veranlassung Druey's, der damals dem eidgenössischen Polizeidepartement vorstand, d'Ester aus der Schweiz verwies. Dieser leistete dem Befehle indessen keine Folge. „Ich gehe nicht," sagte er fest, „man wird mich nicht zwingen!" Und rasch entschlossen erwarb er sich das Bürgerrecht der Gemeinde Murten, machte das exforderliche medicinische Staatsexamen in Freiburg und ließ sich zu Anfang d. J. 1850 in unserm Grenzstädtchen Chatel-St.-Denis nieder. Naturfreund, wie er war, mochte er sich bei der Wahl dieses sonst wenig Hülfsquellen darbietenden Domicils, dem nur der Käsehandel und die rings verstreuten Sägemühlen einige Belebung verleihen, zumeist durch die Mannigfaltigkeit der Umgebung haben bestimmen lassen, die zu den interessantesten Alpenstreifereien Anlaß giebt, wohl auch durch die Nachbarschaft des geistig sehr regsamen Waadtlands.

Mit dem vollen Ernst seines thatkräftigen Charakters widmete er sich von Neuem den Pflichten des lange nicht geübten Berufes. Unverdrossen und unermüdlich wanderte er, von seinem treuen Spitz begleitet, der ihn überlebt und uns noch gar manches Mal grüßend angebellt hat, wenn wir im Hôtel de Ville zu Chatel einsprachen, zu Fuße Stunden weit nach

Digitized by Google

den rings versteinten Alpenförsten, nach den einzelnen dürftigen Holzhütten, die oft nur dem schwindelfreien Bergsteiger zugänglich sind, und überall war er bald der willkommene Hausfreund, der Hülfe bringende Arzt nicht blos, sondern der selbstlos spendende Wohlthäter der Armen. Wir selbst können Manchen nennen, dem er das Leben gerettet hat, wollen aber hier nur ausdrücklich erwähnen, daß der in Vevey lebende Künstler, der talentvolle Landschafter Prévost, dessen Freundschaft uns das Bild von d'Oster's Grabstelle zeichnete, allein der Geschicklichkeit des deutschen Aerztthums die Erhaltung des Augenlichtes verdankt. Die seltenen Stunden der Erholung, die er sich gönnte, pflegte er in der Regel in einem kleinen Freundeskreise unten in Vevey zuzubringen. Dort, im Hauptquartiere der Deutschen, im traulichen Wirthshause zur Post, bei dem braven Willy'schen Ehepaare, war's uns immer ein Fest, wenn d'Oster erschien. Auch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse suchte er zum Nutzen seiner Mitmenschen zu verwerthen. So entdeckte er in Basilien an mehreren Stellen versüßt, die Schienen aufgerissen und eine Brücke gesprengt. Alle Straßen waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. „Was meinen Sie," sagte einer meiner Begleiter, Hauptmann von Zedtlitz, „wenn wir es noch dem Krewwerk gingen, um den Hardesvogt Blauwsleth zu sehen?"

„Blauwsleth; ich meine, er wäre standrechtlich von den preußischen Truppen erschossen?"

„Noch nicht, aber es wird wohl sein Ende sein. Zwischen zwei Ihlanen an der Straßigkeit geburden, wurde er aus Flecksbye eingebracht. Seinen Sohn brachten die Preußen gefesselt auf einem Wagen nach Kiel. Er soll den Dänen als Spion gedient haben."

Wir gingen nach dem Krewwerk. Erst vor vierzehn Tagen war ich hier. Das Krewwerk war nun endlich genommen. An der Schienenbrücke standen noch die beiden sächsischen Posten, welche ich vor vierzehn Tagen an derselben Stelle gesehen hatte. In der andern Seite bielten nun zwei preußische Füsiliere der Garde Wacht. Wir gingen über die Brücke. „Nicht wahr," rief Hauptmann von Zedtlitz lachend, „wir sein die Execution, und Ihr da die Execupation?"

„Ja," riefen die Soldaten ebenfalls lachend, „wir sind die Execution und wir die Execupation."

Die launige Wache im Zeltdach auf der andern Seite war zehn von Füsilieren der preußischen Garde belegt. An der Wache saß Blauwsleth, der verhaßte Hardesvogt aus Flecksbye, ein schleswigscher Renegat. Wir riefen den Unteroffizier heraus und vertangten Blauwsleth zu sehen. „Sehen Sie nur um die Wache herum an das Fenster, meine Herren," sagte der Unteroffizier, „da werden Sie ihn sehen."

Wir begaben uns an die andere Seite der Wache. Ein großes Fenster ging nach der Straße hinaus. Wir blickten durch dasselbe. Wirklich, da saß der Hardesvogt, noch in seiner Uniform, blauem Frack mit goldgestickten Kragen und goldgestickten Patten auf den Taschen, auf einer kleinen Bank, den baldachin Hut vor sich hingewandt. Neben ihm war ein Streichgast befürchtet sich. Um ihn standen wir preußische Gardesüsiliere, die gefangenen Gegner mit dem aufgesteckten Bajonnet in der Hand. Der Unteroffizier stand in der nach dem Flur gehenden offenen Thüre. Ich klopfte an das Fenster.

Ein heimtückisches Gesicht mit glasernen, wasserblauen Augen und mit einem wie verkümmerten Näschen bückte mich an. Schon viel Lage saß er auf dieser Bank, ein standrechtlichen Spruch und seinen Tod erwartend. Es war ein schrecklicher Ende, welches der durch die Brücke, die er den armen Bauern nun während elf Jahren abgepreßt, reichgewordene Mann wohl nicht erwartet hatte.

Meine Begleiter eilten weg, um einen Wagen zu bekommen, der uns nach Schleswig führen sollte; ich blieb noch vor der Thür der Wache stehen. „Jetzt will ich Euch erzählen, Landsleute, wer Euer Gefangener ist," sagte ich als mich die Soldaten fragend anlahen. „Der Hardesvogt Blauwsleth war ein verdammter Aristocrat in Schleswig. Er wurde wegen Meineides zur Untersuchung gezogen und entging der Strafe nur durch einen Zufall. Jetzt ging er zu den Dänen über und wurde Redacteur der Flensburger Zeitung, einer dänischen Schmutzblanes, mit 1000 Thalern Gehalt. Die Einnahme war ihm nicht groß genug; er wußte sich in Kopenhagen ein Referat zu erschleichen, welches ihm die erste ganz Hardesvogtstelle im Lande zusicherte. In Folge dieses Referats erhielt er dann zwei Hardesvogtstellen auf einmal. Blauwsleth wirthschaftete aber in seinen beiden Aemtern in einer Weise, daß selbst Graf Karl Moltke, Gichen er sonst den Grundsatz aussprach, es käme ihm bei den dänischen Beamten gar nicht auf die Moral an, sondern nur auf die dänische Gesinnung, auf den Gedanken fiel, ihn abzusetzen. Da protocirte derselbe das erwähnte Referat. Er blieb jedoch nur Hardesvogt in Flecksbye; wegen der zweiten Hardesvogtstelle wurde mit ihm ein Abkommen getroffen. Er trat sie stemwillig ab, aber nur erst dann, als er eine bedeutende Summe als Entschädigung erhalten hatte. Das sagt uns Jedermann in Rendsburg."

„Nun," sindr ich fort, „wirthschaftete Blauwsleth in Flecksbye weiter. Im ganzen Lande wurde er durch seine Spekulationen berüchtigt. Er ist ein reicher Mann geworden. Mancher Bauer hat seinen in Blauwsleth's Bande (Beirk) belegenen Grundbesitz zu einem Spottpreise verkauft, um nur von den unerträglichen und gar nicht mehr zu bezahlenden Geldzinsen loszukommen. Wenn ohne seine Erlaubniß in seiner Harde gekauft wurde, so nahm er häufig auch den Wirth, sondern die Länder in Strafe, weil er auf diese Weise größere Summen herausbringe. Halte er die Strafen publicirt, so fragte er die Bauern Betreffenen, ob sie nicht appellirten wollten. Bejahten sie die Frage, so sagte er: „Ihr könnt das sehr bequem haben, da nebenan sitzt Jemand, der die Appellation zu Protokoll nimmt." Der „da nebenan in der Stube" war sein eigener Sohn, welcher bei ihm als Schreiber fungirte. Derselbe nahm die Appellation dann zu Protokoll und übergab reichte sie seinem Vater zur Abweisung. Durch die auf diese Weise verschleppten neuen Kosten stiegen die Strafgelder gewöhnlich auf die doppelte Höhe."

„Da ist wohl der Spion, den wir nach Kiel einabrachi haben, sein Sohn?" rief einer von den Füsilieren.

„Derselbe. — Vor einigen Jahren kam in der Harde des Blauwsleth eine große Hochzeit hin. Es waren über hundert Personen geladen. Plötzlich erschien unerst die jungen Eheleute. Er verantheilte Letzes von ihnen in eine Strafe von zwanzig Thalern auf Grund einer unalten, Niemandem bekannten Verordnung, weil die Hochzeit zu lange gewährt habe. Dann verurtheilte er sämmtliche Hochzeitgäste, Jeden in eine Strafe von zwanzig bis vierzig Thalern, je nach ihrem Stande und Vermögen. So ist Blauwsleth ein reicher Mann geworden. Nun weiß Ihr," rief ich, „wer Blauwsleth ist. Alle laßt ihn nicht laufen."

„Nun, wenn wir ihn laufen ließen," riefen die Soldaten, „die Rendsburger würden es gewiß nicht thun, die sind wüthend auf ihn."

Ich ging meinen Freunden entgegen, welche schon da waren. Ein Wagen mit verwundeten Oesterreichern kam mir entgegen. Die Armen lagen in Decken eingewickelt auf den Wagen. Eine Plane war darüber gespannt, um sie vor dem Winde zu schützen. Sie waren nur leicht verwundet, war mir der Kutscher sagte. Bei dem ersten Halte erreichte ich sie wieder. Einer meiner Reisegefährten unterhandelte mit dem Besitzer, den er persönlich kannte, um einen Wagen. Nicht möglich. Alle Wagen aus dem Dorfe waren auf Reisegefährten unterwegs. Wir marschierten also zu Fuß auf der nach Schleswig führenden Straße weiter. Wagen auf Wagen kamen uns entgegen. Das ganze Land schien hier unterwegs zu sein, da die Eisenbahn nicht fahrbar war. Schon machten wir uns darauf gefaßt, die drei Meilen nach Schleswig zu Fuße zu gehen. Da hielt vor uns ein Wagen, auf dem nur zwei Personen saßen, der Eigenthümer desselben und sein Knecht. Es war einer von jenen nichts weniger als bequemen holsteinischen Wagen, auf denen ich vor dreißig Jahren, als ich die politischen Zustände in Schleswig unterlachte, so vielfach das Land durchfreist hatte. Offen, bedrängig, sind auf dem Rande, in Leiterrinnen hängend, zwei, zuweilen drei Bänke befestigt. „Guten Tag," rief der Besitzer des Wagens mir entgegen, „wollen Sie nach Schleswig?"

Es war der mir bekannte Eigenthümer einer kleinen Landstelle in der Nähe von Itzehoe, der mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, mit dem er ebenfalls auf Reisegiinbre gewesen. Bereitwillig stellte er uns sein Gefährt zur Verfügung.

Wir kletterten sämmtlich auf den hohen Wagen. Der brave Anderten,

Digitized by Google

— so hieß der Besitzer desselben, — stieg ab, und gab uns seinen Knecht mit, um den Wagen zurückzuführen. Auf der Straße nach Schleswig fuhren wir weiter. Es war dieselbe Straße, welche die österreichischen Truppen vor einigen Tagen marschirt waren, um die Schanzen am Danewerk zu nehmen, augenblicklich die interessanteste Straße in ganz Europa. Im Trabe ging es nun vorwärts durch die holsteinischen Dörfer, welche die Dänen noch vor kurzem besetzt hatten und, unter dem Titel von Requisitionen, in maßloser Weise ausplünderten. Soldaten aller Waffengattungen kamen uns entgegen, Oesterreicher und Preußen, ungarische Husaren, österreichische Infanteristen, preußische Ulanen und Ulanen, dann Wagen mit Heu und Stroh und mit Fleischvorräthen und Brod beladen. Dazwischen sahen wir Wagen mit Bürgern aus Rendsburg, die, um die Brüder in Schleswig zu besuchen, über die Sorge fuhren. Alles war auf den Beinen; dies war um so natürlicher, da während der letzten acht Tage der Uebergang über die schleswigsche Grenze mit einer Menge von Schwierigkeiten verbunden gewesen war, die jetzt sämmtlich gewesen war. Der Bruderstamm zwischen Elbe und Königau schien heute auch ganz aus seiner gewöhnlichen Natur herauszutreten. Mit Hurrah's ging es an einander vorüber. Zuweilen erkannten sich die Freunde aus Schleswig und Holstein, wenn sie sich hier trennten. Dann wurden die Pferde auf einen Moment angehalten, die Wagen fuhren nebeneinander, und frohe Nachrichten flogen aus einem in den andern hinüber. Wie lange hatte man keine fröhliche Kunde auszutauschen gehabt! Jetzt hatte der Sturm, der mit einem Male hereingebrochen war, die ganze hämische Feindschaft über den Haufen gestürzt; mit dem eisernen Besen war sie hinweggefegt worden.

So gelangten wir bis zur Sorge, dem Grenzflüßchen zwischen Holstein und Schleswig. Die Dänen hatten auf ihrem Rückzuge vor den österreichischen Truppen die steinerne Brücke gesprengt, welche hier die beiden Bruderstämme mit einander verband. Links neben der Brücke ist eine große Aufspannung mit einem weiten Stallgebäude. Dort kehrten wir ein, um die Pferde ausruhen und füttern zu lassen.

Der große Stall war voll von österreichischen Fouragewagen. Kaum fand unser Gefpann noch Platz. Im Hofe lag österreichische Infanterie im Quartier, deutsche Truppen. Sie hatten die Dänen hinausgetrieben, welche hier während der letzten vier Wochen gehaust hatten und nun plötzlich vor den anrückenden Oesterreichern in alle Winde zerstoben waren, die Brücke hinter sich abbrechend und das Gespann des Wirths mit sich führend. Auf ihrer ganzen Rückzugslinie hatten die Dänen derartige Verwüstungen in Masse verübt. Manche von diesen Gewaltthaten waren so unnütz, daß sie nur aus reiner Lust am Frevel verübt worden sein konnten. Wer den dänischen Charakter kennt, kann sich darüber nicht wundern. Auch das Niederreißen der prächtigen Ulmen auf dem ausgesteckten Rendsburg war eine ganz zwecklose Maßregel, welche selbst von den Dänen nicht hätte den nicht gerechtfertigt werden kann. In die großen Wirthshäuse saßen einige von den hier einquartierten Soldaten am Tische, ihr Frühstück verzehrend. Es war Naturalverpflegung, sehr gut ausgebackenes Brod mit vortrefflichem durchwachsenem Speck und ein heißes Getränk, das sie Kaffe nannten. Ich bestellten unsern Morgenimbiß. Dann frühstückten wir alle zusammen, und sie erzählten uns von dem Gefecht bei Wedelspang, an dem sie Theil genommen den letzten Gefecht, bevor die Dänen das Danewerk geräumt hatten. Es war heiß dabei hergegangen. „Noch auf zwanzig Schritt," erzählte ein heiterer Jäger mit wallendem blondem Federbusch, der an den Tisch herantrat, „haben die Kerls auf uns gefeuert, so erbittert waren sie; aber so wir sie gejagen hatten, waren sie wie umgewandelt, feigherzig und jesenbluch." Der Oberstlieutenant und der Hauptmann lachten. „Ja, ja," riefen sie, „wir kennen sie ja auch den drei Feldzügen, auch damals waren sie so. Es liegt das einmal im dänischen Charakter."

„Eben Sie," rief ein Infanterist, „da diese dänische Kugel, wie groß sie ist, und was für eine niederträchtige Form sie hat. Sie schlug neben mir in die Mauer. Ich habe sie mir zum Andenken aufgehoben.

Wir betrachteten die Kugel. Es war eine Spitzkugel, an ihrem untern Ende von feinicher Form. Die Kugel war von enormer Größe.

„Aber, sagt mir mal," fragte ich, „weshalb haben die Dänen das Danewerk denn gar nicht vertheidigt? Es ist auf der ganzen Linie zu gar kein Kampf gekommen. Das Danewerk ist ja fast gar nicht zu nehmen."

„Ja," erwiderte der Jäger, „wir begreifen es nicht; sie haben gejagt, die Preußen wären bei Arnis über die Schlei gezogen und nähmen ihnen in den Rücken."

„Es ist aber gar nicht möglich," sagte der Hauptmann, „daß sie das geglaubt haben. An der ganzen Schanzenreihe von Friedrichsau bis nach Arnis läuft ja eine Telegraphenlinie entlang. Sie mußten ja unterrichtet sein, daß die preußischen Truppen den Uebergang noch nicht bewerkstelligt hatten."

Wir sahen uns alle schweigend und verwundert an, und der Gedanke, der schon hier und da im Lande laut wurde, tauchte in uns auf, daß das ganze Gefecht an der Danewerkstellung ein Scheingefecht gewesen sei, um abermals den diplomatischen Machinationen als Folie zu dienen. Nun, die nächsten vier Wochen werden Vieles enthüllen. Da trat ein preußischer Officier mit einer Ordonnanz in's Zimmer. Wer vom Heimweh trug er das weiße Landwehrkreuz. Der Officier kam von Schleswig. „Wie steht es in Schleswig?" fragten wir einstimmig.

„Nun, das können die Herren sich denken," entgegnete er, „ungeheurer Jubel. Aber wie lange wird's dauern, dann geht die alte Geschichte los, wie vor vierzehn Jahren."

Jetzt sprach der Mann da in der preußischen Officiersuniform denjenigen Gedanken aus, den wir soeben alle vier gedacht hatten. Er ging wieder hinaus, um seinen Weg nach Rendsburg fortzusetzen. Wir schwiegen einen Augenblick, verstummend über den Gedanken, der soeben hier ausgesprochen war. „Hat nichts zu sagen," rief endlich der Hauptmann, „Blut ist geflossen; auch wir haben mitzusprechen. Zuerst wollen wir mal das Land aufräumen."

Wir stießen alle miteinander an auf Schleswig-Holstein, die österreichischen Soldaten und wir. Der Portwein war ausgetrunken. Der Kutscher zeigte uns an, daß der Wagen angespannt sei. In einigen Minuten trabten wir aus dem Stalle hinaus. Auf einer Stangen Rothbrücke ging's über die Sorge. Jetzt waren wir in dem eigentlichen Lande des „verlassenen Bruderstammes", in dem seit dreizehn Jahren gemißhandelten und in der kleinlichsten und erbärmlichsten Weise gequälten Schleswig angekommen. Weit drohnen sich die jetzt schwerbedeckten Fluren und Aecker vor uns aus, überall von den hohen „Knicks" durchzogen. Das Wetter wurde immer schlechter. Der am Morgen abwechselnd fallende Schnee hatte sich in ein dauerndes Schneegestöber verwandelt. Der Schnee kam von vorn, ein eisiger Wind wehte uns entgegen. Wir konnten uns kaum in unsern Pelzen erwärmen. Wir Alle sehnten das Ende unserer heutigen Reise herbei. Aber die Entfernung zwischen Rendsburg und Schleswig ist drei harte Meilen. Auch fing der Abend an heranzunahen. Mit dem Schneegestöber vermischte sich ein aufsteigender Nebel. Die Straße wurde, je näher wir an Schleswig herankamen, immer einsamer. So kamen wir von Sorgebrück nach Kropperhuis, von Kropperhuis nach dem Dorfe Jagel. Jetzo Dorf führte uns dem Ende unserer heutigen Reise näher. Alle Häuser waren tief eingeschneit. Da sahen wir ja schon die bald in Schnee vergrabenen Häusergruppen des Klosterkrugs. In den letzten Tagen hatte hier ein kleines, unbedeutendes Gefecht stattgefunden. Klosterkrug ist noch eine halbe Stunde von Schleswig entfernt, rückten wir dem Klosterkrug gelangten wir nach dem Kohgraben, der äußersten Schanzenlinie. Zwei Erdenbatterien nur die Chaussee durchschneiden an dieser Stelle den Kohgraben. Der Graben hat eine nicht unbedeutende Tiefe, die Brustwehr ist noch. Der Kohgraben ist bereits in straker Zeit angelegt und erstreckt sich in nordwestlicher Richtung in einer Länge von 7843 Schritt, also etwa zwei und die drei Viertelmeilen vom südlichen Ende des Selker Moor bis nach Eiburburg. Die österreichischen Truppen hatten ohne Widerstand diese äußerste Schanzenlinie passirt.

Nach einer Viertelstunde langten wir vor Bustorf an, einem gerade vor Friedrichsberge liegenden Dorfe. Die Pferde gingen langsamer. Sie waren ganz abgemattet. Das Schneegestöber hielt noch immer an. Jetzt passirten wir den eigentlichen Danewerkwall. Das Danewerk macht, um die natürliche Beschaffenheit des Landes zu nutzen, mehrere Bogen und Winkel. Der erste Hauptwall ist der, welcher von Süden her vom Nordende des Selker Nord weit nach dem jetzt ausgetrockneten Danewerksee, zwischen den Dörfern Hunbye und Groß Danewerk; der zweite Hauptwall geht von da gegen Südwest bis nach Eiburburg, dem westlichen Ende des Kohgrabens; der dritte erstreckt sich in einer nordwärts gebogenen Linie von da gerade gegen West bis nach Hollingstedt in einer Länge zwei und eine Viertelmeile. Der Theil des eigentlichen Danewerkwalles, den wir nun durchschritten und welcher sich vom Halbkreisweg bis an den jetzt ausgetrockneten Busdorfer See und noch 1500 Ellen darüber hinaus erstreckt, heißt der Nordwall. Er ist 30 Fuß hoch, 30 Fuß breit, beim Gefecht in Schnee eingebüßte Schanzen lagen am Wege. Als nach dem Gefecht bei Wedelspang die österreichischen Truppen diese Schanzen beunruhigten, ohne einen eigentlichen Angriff zu machen, und die dänischen Truppen wieder die Absicht hatten, bei der schrecklichen Kälte und unter großen Entbehrungen die Nacht draußen zu bleiben, gaben zum allgemeinen Erstaunen selbst der Soldaten der Befehl, die Schanzen zu verlassen und sich theils auf dem Colonnenwege, theils auf der nach Flensburg führenden Chaussee zurückzuziehen. Sie vernagelten nur einige Kanonen, die meisten Geschütze blieben stehen. Um elf Uhr Abends war kein dänischer Soldat mehr in Schleswig.

Hinter dem Danewerkwall fahren wir in Bustorf ein. Links lag ein ganz zerstörtes Haus am Wege. Die Dänen hatten das Haus zerstört und im Garten alle Obstbäume und Planken niedergehauen, um den Colonnenweg frei zu machen. Das verunstaltete sie führen. Schnee bedeckte jetzt die Trümmer. Dann kam ein Gebäude, welches niedergebrannt war. Die Dänen hatten es angezündet, weil es ihnen in der Schußlinie lag. Hier sah man alle Schrecken des Krieges. Da links fand das Busserfee Spitzenhaus. Es war voll von feinen österreichischen Soldaten. Sie waren soll alle in der Verpestenkeite gefallen. Die meisten waren durch den Kopf geschossen. Ich tieß den Wagen halten und trat einen Augenblick hinein. Es war ein schrecklicher Anblick. Endlich hatten wir Friedrichsberge, die Vorstadt Schleswigs, erreicht. Alle Häuser waren mit Fahnen geschmückt. Die Straße war durch lange Wagenzüge gesperrt, welche Pontons auf die Straße nach Flensburg führten. Die ganze Stadt bot einen triegerischen Anblick. Geschütze, Bagen mit Pontons, mit Munition und Kriegsmaterial dicht hintereinander. Da am Schloß Gottorf, bei dem Thore hatten einige Dutzend der erbeuteten Kanonen. Sonderbares Schicksal! Es waren dieselben Kanonen, welche man im Jahre 1851 so verrätherisch an Dänemark ausgeliefert hatte. Alle Räume im Schloß Gottorf waren heute mit Verwundeten und dänischen Gefangenen gefüllt. Jetzt betraten wir die eigentliche Stadt Schleswig. Alle Häuser hatten auch hier Schleswig-Holsteinische und deutsche Fahnen ausgesteckt. Schleswig war ja eine befreite Stadt. Sämmtliche dänische Beamte waren in den ersten vierundzwanzig Stunden, wo die Dänen die Stadt verlassen hatten, fortgezagt worden. Auch nicht ein einzige war übrig geblieben. Die ganze Stadt war mit dem eisernen Besen ausgefegt.

Es fehlt mir alle und jede Bequemlichkeit zum Schreiben; ich werfe diese Zeilen in einem bald eingeschneiten Schuppen auf's Papier und gebe sie, ohne sie wieder durchlesen zu können, auf die Post, um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen. Nehmen Sie daraus, was Sie für die Gartenlaube etwa brauchen können. Mein nächster Brief soll Ihnen Besseres und Geordneteres bringen.

G. W.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Ein Hundeasyl in London. London ist die Stadt der Contraste — das ist ein so unzählige Male wiederholter Ausspruch, daß er nachgerade mehr als abgedroschen genannt werden muß, und dennoch trifft man seine Wahrheit tagtäglich immer von Neuem entgegen. Dasselbe London, in welchem viele Tausende von Menschen Zeit ihres Lebens kein Obdach kennen, wo, wie die Gartenlaube erst neulich (in Nr. 2 dieses Jahrg.) erzählt hat, deren Zahl Tag Schaaren unglücklicher Kinder von Polizeistation zu Polizeistation getrieben werden, weil sie keine Heimath haben, — dasselbe London darf sich eines reichhaltigen und wohlausgestatteten Asyls für vertauene und hungerleidende Hunde rühmen, wie es deren nicht viele, selbst in unserer Ernst und in ihrer Art wohlthätig und segensspendend genug. Wenn man weiß, daß nach der 1861 veranstalteten letzten Volkszählung London mehr als 2,800,000, im gegenwärtigen Augenblicke vielleicht schon drei Millionen Einwohner zählt, und die selbstständliche Hundeliebhaberei und systematische Hundezucht der Engländer im Allgemeinen kennt, so kann man sich vorstellen, welches Nielenheer von Klassenden und bellenden Vierfüßlern die britische Hauptstadt beherbergt und wie viel von diesem Contingente Tag für Tag ihren Herren und Herrinnen, freiwillig oder unfreiwillig, abhanden kommen mögen. Im wirren Chaos des Londoner Häuser-Oceans läßt auch die feine Hundenase hier und da im Stich, und mancher arme Köter muß elendiglich verkommen, weil er das schützende Dach des nährenden Herrn nicht wieder aufzufinden vermag, — wenn ihn nicht vorher eine mitleidige Seele zu Wurstfleisch verdacht oder zu Lendenstücken schnert.

Zu der Zahl der bejammernswerthe Opfer in manchen Straßen und Spitzen, Pubeis und Wachtelhunden in London die vor drei Jahren. Seitdem sucht eine Anstalt, das erwähnte Asyl, diesem Schicksale mindestens theilweise vorzubeugen, — ein Institut, von dessen vortrefflicher Organisation ich mich jüngst mit eigenen Augen überzeugte. Schon eine geraume Zeit war einer etwas excentrischen, aber durch ihre Gutmüthigkeit und Treue doch bekannten vornehmen Dame Londons der geschilderte traurige Ausgang von zahlreichen schon begonnenen Hundekatastrophen tief zu Herzen gedrungen. Sie hatte es sich daher zum Berufe gemacht, ihre Mitbethätigkeit gegen besonders auf die verhungernden Hunde zu erstrecken, welche sie ab und zu in der Nachbarschaft ihrer Wohnung antraf, und die Thiere einer zuverlässigen Person gegen reichliche Bezahlung in Kut und Pflege gegeben. Den Beweis zu Buche wuchs infolg die Zahl ihrer Schützlinge, so daß sie sich nicht länger im Stande fühlte, das angelangene Werk lediglich als ein Unterhaben ihrer eigenen Person fortzuführen. Sie wandte sich demnach durch die Presse die Mitbitte des Publicums in Anspruch und bate die Gesinnung, ihre Aufforderungen vom reichsten Erfolge gekrönt zu sehen. Es gehört ja in England zum guten Tone, „gründendes Mitglied" von allen möglichen mitleid-Institute zu sein — und so fand ihre gastfreundliche

№ 10. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Schweigend lagen Beide nebeneinander die Pfeife haltend und betrachten das Conterfei, wo Hellmuth den Gast nach seinem Cabinet geleitete, ohne den aufmerksamen Blick sichtlich zu beachten, welchen der Letztere über die Zahl der einzig anwesenden Gebäulichkeiten gleiten ließ.

„Wollen Sie hier für einige Minuten Platz nehmen?“ sagte der Kaufherr, nachdem er die Thür des Cabinets sorgfältig geschlossen, und deutete nach einem Lehnstuhl an der von dem Eingange weitest entfernten Wand, während er einen andern Sessel für sich selbst herbeizog.

„Ich möchte,“ fuhr er fort, nachdem sich Beide niedergelassen hatten, „eine offene Frage, Mann gegen Mann, an Sie richten. Daß dieses jetzt geschieht, wo Zeit und Ort dafür am wenigsten passend erscheinen, wird ein eigenthümlicher Vorfall rechtfertigen, den ich Ihnen sodann mittheilen werde.“

„Reden Sie, Herr Hellmuth,“ versetzte Macon, und nur der sich leicht schärfende Blick sprach von seinem erhöhten Interesse für das Kommende.

„Sie sind, wie Sie sagen, mit den frühern Beziehungen Ihres verstorbenen Vaters zu mir genau vertraut,“ fuhr der Erstere fort, „und ich greife also wohl nicht fehl, wenn ich voraussetze, daß Sie als Erbe von dessen Ansprüchen hier erscheinen. Welcher Grund aber, Herr Macon, hat Sie denn bewogen, nicht offen zu einem ehrlichen Manne zu kommen und zu sagen: Liefere mir aus, was mein gehört!? Eine einzige Frage in der Stadt hätte Sie ja über meine Zahlungsfähigkeit unterrichtet. Warum denn erst unter der Hand sich mit einem Menschen aus meinem Geschäfte verbinden, welcher, durch Eigennutz und Selbstsucht verblendet, Ihre Ansprüche in der unverschämtesten Weise betrachtet und bereits durch Sie auf meinen Ruin speculiren möchte?“

Ein eigenthümlich ernster, durchdringender Ausdruck malte sich im Gesichte des jungen Mannes. „Ihren letzten Vorwurf hinsichtlich dieses sogenannten Bündnisses will ich vorläufig einmal bei Seite lassen, Herr Hellmuth, und mich nur an Ihre erste Frage, Mann gegen Mann, halten. Ich kann nicht als Fordernder zu Ihnen, weil ich mir über die Weise dieser Forderung selbst noch nicht klar war, weil ich nicht als schonungsloser Störer eines langjährigen Geschäfts- und häuslichen Glücks in Ihr Haus treten mochte, weil ich gedachte, erst persönlich kennen zu lernen, mit wem ich es zu thun hatte, um danach mich für den einen oder den andern Weg in meinem Verfahren bestimmen zu lassen —“

Hellmuth's Kopf hatte sich während dieser Worte langsam zurück gebogen, während seine Züge eine Art von Unbehaglichkeit nicht annahmen. „Ich verliebe Sie nicht, geehrter Herr,“ unterbrach er den Sprecher, „Gelüst fürs Verfahren [illegible] die Ideen meines gemüthlosen bisherigen Bankhalters haben [illegible] bei Ihnen Bürgel gefunden!“

„Bitte, Herr Hellmuth, lassen Sie diesen Mann, den ich nur eben neben mir gestellt habe, bei Seite,“ erwiderte Macon, „ich war über alle Einzelheiten auch ohne ihn klar und fühle mich sicher das durchzuführen, wozu ich mich entschließen würde. Aufrichtig leid thut es mir nur, daß Sie mich jetzt bereits gezwungen, meine Stellung Ihnen gegenüber einzunehmen, da sich doch, hätten Sie die Gelterndmachung meiner Ansprüche abgewartet, Manches vielleicht bedeutend mitter hätte gestalten können.“

„Ich will Ihnen zweierlei sagen, Herr Macon!“ unterbrach ihn Hellmuth lebhaft. „Ich bin erstens nicht der Mann, der einem Andern freundlich zulächeln kann, wenn er in ihm einen Feind erkannt hat. Ich bin Ihnen herzlich entgegengetreten, so lange ich in Ihnen nur den Sohn Ihres Vaters sah, der gekommen war, das mir anvertraute Gut zurückzufordern; mit dem Bekenntniß eines versteckten, andere Zwecke verfolgenden Spiels gegen mich aber, wie dies mir soeben geworden, treten natürlich andere Empfindungen auf, die ich nicht gelernt habe unter einem glatten abwartenden Schweigen zu verdecken. Dann aber, Herr Macon, bin ich nicht gewohnt, irgend eine aufscheinende Gefahr über meinem Geschäfte aufsteben zu sehen, ohne sofort ihrer Natur und Tragweite auf den Grund zu gehen. Soeben habe ich von drei mir befreundeten Bankhäusern die unzweideutigsten Zeichen eines plötzlich erwachten Mißtrauens gegen mich erhalten, das sich nur auf Ihre Ansprüche an mein Geschäft, wie sie in Meier's Kopf gewachsen sind, zurückführen läßt, und Sie werden mir zugeben, daß somit wohl die Zeit zum sofortigen unverdeckten Sprechen gekommen ist!“

Macon, welcher bisher der Rede mit unbeweglichem Gesichte gehorcht, öffnete bei den letzten Worten groß die Augen. „Ich denke den Verdacht zu verstehen, welchen Sie mit dieser letzten Angabe andeuten,“ sagte er nach einer kurzen Pause langsam, „ich kann Ihnen jedoch mein Wort geben, daß ich mich nicht der kleinsten Aeußerung, welche Ihren Credit hätte benachtheiligen können, schuldig weiß!“

„Sie haben so viel von Ihrem Vater, daß ich Ihnen auch völlig dessen Wahrheitsliebe zutraue,“ versetzte Hellmuth mit einer gewissen Unruhe; „wenn aber auch Ihr jetziger Bundesgenosse

Digitized by Google

den Coup gegen mich ausgeführt hat, wie ich sichern Grund habe zu vermuthen, so hat er doch jedenfalls gemeint in Ihrem Sinne zu handeln. Lassen Sie uns klar und offen unsere Stellung nehmen, Herr Magon; vielleicht aber geben Ihnen einige Worte meinerseits eine richtigere Anschauung der Dinge, als Sie diese bis jetzt zu haben scheinen. — Ihr Vater hat mir sein Geld anvertraut, als er als Flüchtling in unsere Stadt kam," fuhr er ohne Unterbrechung fort; „er beabsichtigte damals mit in mein Geschäft einzutreten und sein Capital darin zu verwerthen. Unser gegenseitiges Uebereinkommen aber blieb ohne Abschluß, da er von Neuem die Flucht ergreifen mußte. Ich habe sein Gelt über zwanzig Jahre redlich verwaltet, und es liegt heute, durch die Zinsen vermehrt, zur Verfügung seines Erben. In dieser langen Zeit habe ich keine einzige Willensäußerung Ihres Vaters erhalten, welche das zwischen uns besprochene Uebereinkommen zur That hätte werden lassen. Mit welcher Forderung können Sie also gegen mich auftreten, die Ihre Neuerung von „Glücksstörung" und „Verfahren" rechtfertigte?"

„Ich kann Ihnen nur nochmals sagen," entgegnete Magon ruhig, „daß ich von Herzen bedauere, mich von Ihnen schon heute in meine jetzige Lage gedrängt zu sehen. Ich bin anderer Ansicht: von meines Vaters früheren Verhältnissen zu Ihnen und darf es wohl aussprechen, daß ich zur Eincassirung eines Betrags, wie ihn mein Vater in Ihr Geschäft eingeschossen und dessen ich bei meiner Vermögenslage eben nicht nothwendig bedarf, nicht persönlich hierher gekommen sein würde. Zur einfachen Rechtfertigung des Tortes und seines Schweigens aber will ich Ihnen mittheilen, daß, als er mich nach seiner raschen Abreise von hier bei einem Onkel an der französischen Grenze untergebracht, er bei dem Versuche, sich in einem holländischen Hafen nach England einzuschiffen, zum Marrosen gepreßt und zur Reise nach den Cap gezwungen wurde. Damals war die Insel Bourbon unter englischer Herrschaft, und dort gelang es ihm später, beim Anlanden zu entkommen und sich unter den Schutz der Behörden zu stellen. Er fand Theilnahme an seinem Schicksale und Unterstützung, hatte Glück in den von ihm begonnenen Unternehmungen und gab die Rückkehr nach Europa völlig auf; mich interessirt es erst, als meine Erziehung vollendet war, zu sich kommen. Trotz der kurzen gegenseitigen Bekanntschaft hatte er Sie in treuer Erinnerung bewahrt, das zeigten mir seine späteren Erzählungen; aber daß Europa stand während der ersten Jahre seiner Abwesenheit in vollem Kriegsbrande, der nirgends eine sichere Verbindung mit Deutschland zugelassen hätte; später waren seine europäischen Privatbeziehungen vor seinen dortigen glücklichen Arbeiten völlig zurückgetreten, und erst als er mich wenig geneigt fand, die Insel zum lebenslänglichen Aufenthalte zu wählen, forderte er mich auf, Nachricht über das Schicksal Ihres Geschäfts einzuziehen, das mir später einmal, wie er meinte, einen festen Halt für eine Rückkehr nach Europa geben könne, falls es überhaupt die Kriegsstürme überstanden. Er ging von der Ansicht aus, daß in solchen Zeiten der speculative Kaufmann entweder reich werde oder falle — und er hatte von Ihrer Befähigung eben so hohe Begriffe, wie er Sie als Menschen im Herzen bewahrte. Mir erschien indessen damals die ganze Angelegenheit so imaginär, daß ich nicht einmal daran dachte, der Aufforderung zu genügen, und erst nach seinem Tode wurde mir in seinen Papieren die volle Bestätigung jener Angaben. — In welcher Weise ich nun die ganz bestimmten und sofort nachweisbaren Ansprüche meines Vaters hier zur Geltung bringen wollte, hatte ich mir, wie schon gesagt, noch völlig vorbehalten; mit dem Augenblicke indessen, Herr Hellmuth, in welchem Sie diese auf so entschiedene Weise von sich weisen, in welchem Sie die Voraussetzungen, unter denen das Capital in Ihre Hände kam, verneinen, werde ich natürlich zu einer Stellung gezwungen, die jedes weitere Wort weichen uns ausschließt!" Er erhob sich gehalten. „Sie haben wohl unter den obwaltenden Umständen die Güte, meine Entschuldigung den jungen Damen zu überbringen."

Hellmuth verließ steif seinen Sitz. „Ich gehe meinen geraden Weg, Herr Magon, wie ihn mir mein Gewissen vorschreibt, und sehe deshalb auch allem mir in den Weg Tretenden ruhig entgegen!" sagte er. „Nicht das Capital Ihres Vaters hat mein Geschäft gemacht, sondern der ruhelose Fleiß Dessen, der es bis jetzt geführt. Hätte ich Unglück gehabt und würde heute nicht mehr besitzen als eben dieses Capital Ihres Vaters, so würde ich es bis zum letzten Pfennig herauszahlen und mein und meiner Familie Leben fristen so gut es ginge — auf der andern Seite aber werde ich auch keinen Angriff auf das Gut dulden, das über jenes Capital hinausgeht, das Gut, welches ich erworben und Niemand weiter. Das ist mein Standpunkt. Uebrigens glaube ich sicher zu sein, daß wir als ehrliche Feinde scheiden, und so sehe ich nicht ein, warum Sie so auffällig den Mädchen Ihren Abschiedsgruß entziehen wollen; meine Töchter werden schon auf eine geschäftliche Störung ihrer Unterhaltung vorbereitet sein. Erlauben Sie, daß ich Sie hinauf geleite!"

Magon hatte nur eine stumme Verbeugung zur Antwort und schritt dem Hausherrn durch die von diesem geöffnete Thür voran.

Als Hellmuth seinem Gaste durch das Comptoir folgte, sah er Gruber eine Bewegung wie zum Herantreten an ihn machen. Er beantwortete diese nur mit einem stummen Nicken; als er aber Magon bis zur Treppe geleitet, sagte er: „Wollen Sie die Güte haben voranzugehen? Es wartet soeben ein eiliger Brief auf meine Unterschrift, und ich folge Ihnen in zwei Secunden!"

Mit einer leichten Verbeugung trennten sich Beide, und der Hausherr begab sich nach dem Comptoir zurück, hier rasch mit einem Winke gegen den Procuristen nach seinem Cabinet schreitend.

„Sie haben etwas Besonderes?" fragte er dem ihm Nachtretenden, „sprechen Sie es kurz aus, ich kann den Mann nicht warten lassen."

„Aus unsern zurückgestellten Geschäftsbüchern ist das Hauptbuch der Firma August Hellmuth, das letzte, ehe das Geschäft unter der Firma A. Hellmuth und Co. begann, verschwunden!" war die rasche Antwort; „zugleich aber bringt Willmann, der von der Post kommt, die Nachricht, daß sich Meier dort ein Passagierbillet gelöst hat, so viel es scheint nach dem Flusse hinüber, nach einem der Anlegepunkte der Dampfboote."

Des Geschäftsherrn eilige Miene war plötzlich in einen Ausdruck von Starrheit übergegangen; seine Augen blickten den Sprecher groß und unbeweglich an, und doch lag etwas darin, als gehe im Augenblicke eine erschreckende Klarheit in seiner Seele auf. „Mann und wie haben Sie den Verlust entdeckt?" fragte er mit einer Stimme, die den gewohnten sonoren Klang ganz verloren zu haben schien.

„Ich hatte zufolge Ihrer Genehmigung Willmann das Nöthige mitgetheilt," erwiderte Gruber, „und er kam auf den Gedanken, ob sich nicht Meier's Sicherheit auf irgend welche Papiere aus jener Zeit stütze, die vielleicht zu Ihrem Schaden sich deuten ließen und die er sich heimlich angeeignet hätte. So lange ich aber hier bin, hat Meier nur die Bücher unter sich gehabt, und ich ging sofort an eine Revision der alten zurückgestellten Bände; da entdeckte ich schnell genug den Verlust, und dieser erschien mir, zusammen mit Meier's Abreise, zu wichtig, als daß ich einen Augenblick hätte zögern mögen, Sie davon zu unterrichten!"

„Das ist es, das ist es!" neigte Hellmuth, starr vor sich hinblickend, den Kopf. „Ich will Ihnen sagen," fuhr er dann rasch aufsehend fort, „was die Sache zu bedeuten hat, damit Sie bei dem jetzt unverzüglich nothwendig werdenden Handeln mit freier Seele mein Interesse vertreten können. In jenem Hauptbuche war dem Vater des hier anwesenden jungen Mannes nach Ablieferung seines Capitals das gewöhnliche Conto gegeben, dazu aber vereinigt und in sicherer Erwartung des abzuschließenden Contracts der Vermerk gesetzt: „In's Geschäft getreten an dem und dem Tage" und der nöthige Posten des Capital-Conto's hinzugefügt worden. Es ist nun wohl möglich, daß ich in jenen damaligen Unterhandlungen dem Verstorbenen einige Zeilen geschrieben habe, welche meine Bereitwilligkeit für seine Anfnahme in mein Geschäft aussprächen; Beides zusammen aber würde in der Hand eines geschickten Advocaten zum Beweise des wirklich erfolgten Eintritts werden und mich der Gnade dieses jungen Menschen überliefern müssen. Interessen wollen wir vorläufig erst sehen, ob die Gegenpartei durch einen Diebstahl einen Vortheil über mich erringen soll. Sagen Sie Willmann, daß er mir rasch und unvermerkt meinen Hut und Ueberwurf herab holt; Sie aber packen für alle Fälle die nöthigsten Reisebedürfnisse zusammen, versehen sich reichlich mit Geld und folgen mir dann unverzüglich nach der Wohnung des Polizeidirectors, den ich jetzt da am sichersten treffe. Dort sollen Sie Weiteres hören!" Er machte, von innerer Unruhe getrieben, einen raschen Gang durch das Zimmer, und Gruber verließ hastig das Cabinet. —

Die ältliche Dienerin bahe Magon den Corridor geöffnet, und dieser fragte leicht: „Die jungen Damen noch hier?"

Digitized by Google

„Nur Fräulein Anna," war die Antwort, „ich werde aber Fräulein Eugenie benachrichtigen."

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur!" erwiderte der junge Mann hastig, „ich wollte mich nur kurz verabschieden!" Er schritt nach der Thür des Besuchzimmers, blieb indessen, wie in Zweifel mit sich selbst, hier einen Moment stehen, ehe er öffnete; dann trat er leicht, aber mit hochgehobenem Kopfe ein.

Das Zimmer war vom rothen Glanze des Abends überfluthet, und das bleiche Gesicht des Mädchens, welches, das Kinn in stillen Sinnen in die kleine Hand gestützt, am Fenster saß, erschien wie umsponnen von den rosigen Lichtern. Das leise Geräusch der sich öffnenden Thür schien nicht zu ihrem Bewußtsein gedrungen zu sein.

„Fräulein, darf ich stören?" fragte Mayon, der einige Secunden lang schweigend in ihrem Anschauen dagestanden hatte. Sie fuhr, beinahe erschreckt von dem Klange seiner Stimme, auf. „Ich kam nur, um mich zu verabschieden," sprach er, rasch auf sie zutretend, „aber ich betrachte die Minute, die mir jetzt vergönnt ist, die allein zu sehen, als eine Schicksalsfügung."

Sie stand vor ihm, ernst die großen, tiefen Augen in sein Gesicht geheftet, als wolle sie darnach eine Schranke gegen jene leichtfertige Annäherung seinerseits ziehen. Bald aber schien die eigenthümliche Bewegung, welche sich in seinen Zügen aussprühte, sie unsicher zu machen.

„Ich habe eine kurze, bestimmte Frage an Sie zu richten, Fräulein," begann er von Neuem, „und ich bitte Sie, dabei zu bedenken, daß es im Leben bisweilen Momente giebt, in denen an einem Worte ein ganzes Schicksal und wohl noch mehr als das eines einzigen Menschen hängt; ich bitte Sie, mir mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten und jede der gewöhnlichen kleinlichen Rücksichten und Zögerungen bei Seite zu lassen — ich habe eine Ueberzeugung in mir, daß Sie es vermögen, sobald Sie nur die Schwere des Augenblicks erkannt, und gebe Ihnen die Versicherung eines Mannes, der wissentlich noch nie gelogen, daß die jetzige Minute, die nie wiederkehren wird, über mehr entscheidet, als Sie absehen können —"

„Was wollen Sie, Herr Mayon?" unterbrach sie ihn, während ihre Augen groß und starr in den seinen haften blieben.

„Ich möchte Sie fragen, Fräulein Anna, ernst und einfach fragen," sagte er mit blitzendem Blicke, „ob Sie einen Lebensgefährten, wie ich es bin, ertragen könnten?"

„Herr Mayon!" rief sie zurückweichend, während eine plötzliche Leichenblässe in ihre feinen Züge trat.

„Anna," erwiderte er mit mühsam gedämpfter Stimme, in plötzlicher Erregung, „nun Alles wissen, was Ihnen das Liebste ist, werfen Sie jetzt zurück, was Ihre Seele schwach machen könnte; jede Secunde kann eine Störung bringen, und dann muß ich gehen auf Nimmerwiedersehn! Ich habe es empfunden, ich weiß es, daß unser beiderseitiges inneres Wesen zwei Hälften sind, die zu einander gehören — antworten Sie mir frei und stark —!"

Er hatte ihre Hand gefaßt, die zuckend sich umsonst der seinen entziehen wollte. „Lassen Sie mich — gehen Sie!" drängte sie, fast mechanisch, wie gänzlich haftungslos vor dem Unerwarteten sich abwendend, und eine plötzliche Schwäche schien sie zu überkommen.

Zweifelnd blickte er in ihr bleiches Gesicht; plötzlich aber glänzte es in seinen Zügen auf. „Stoße mich zurück, Mädchen, wenn Du Nein sagen kannst!" rief er mit tiefer, leidenschaftlich bewegter Stimme, während sein Arm sie fest umfaßte.

„Mein Gott, mein Gott!" preßte sie mit einem vergeblichen Versuche, sich ihm zu entziehen, hervor; im nächsten Augenblicke aber hatten seine Lippen sich fest auf die ihren gelegt und sie schien in seinem Arme zusammenbrechen zu wollen.

„Bane auf mich, treu, unerschütterlich, meine Anna, was auch in den nächsten Tagen geschehen möge!" flüsterte er ihr zu und ließ die halb Bewußtlose in den von ihr verlassenen Fauteuil nieder; dann faßte er ihre kleinen, widerstandslosen Hände zusammen, führte sie an seinen Mund und wandte sich leichten raschen Schritts nach der Thür. Einen Blick noch warf er von hier zurück — das Mädchen lehnte wie gelähmt, mit geschlossenen Augen, in dem Stuhle, und nur zögernd öffnete er den Ausgang. „Es mußte ja so sein," murmelte er, „und hätte ich falsch gehandelt, wäre ja Deine Kraft nicht erlegen! Gott bewahre mir Deinen Glauben, bis ich wiederkehre!"

Er griff im Corridor hastig nach Hut und Paletot, als fürchte er noch eine Begegnung, und eilte die Treppe hinab.

6.

Gruber hatte sich im Reiseanzuge nach der Wohnung des Polizei-Directors begeben, in deren Vorzimmer ihm, kaum daß er gemeldet worden, Hellmuth in Begleitung eines Polizeibeamten aus den inneren Räumen entgegenkam. Der Erstere winkte dem jungen Manne nach einer der Fenster-Vertiefungen. „Meier hat wirklich bereits vor länger als einer Stunde die Stadt verlassen," sagte er hastig und mit leiser Stimme; „ich habe bereits Extrapost für Sie und den Beamten bestellen lassen, und es ist jetzt Ihre Aufgabe, den Wagen der ordinären Post so bald als nur irgend möglich einzuholen. Schonen Sie kein Geld gegen den Postillon — ich traue diesem Meier zu, daß er seine jetzige Tour nur zum Schein eingeschlagen hat und auf der nächsten Station seine eigentliche Richtung erst nimmt, und erreicht er unaufgehalten den Fluß, so ist bei der Menge auf- und abwärtsgehender Dampfboote von einem weiteren Verfolgen seiner Spur gar keine Rede mehr. Sie wissen, was von Ihrer jetzigen Reise abhängt! Der Beamte ist angewiesen, sich nach Ihren Anordnungen zu richten, und hier muß ich mich nun völlig auf Ihre Klugheit verlassen. Ich weiß nicht, welches Gift dieser Mensch, der seit zwanzig Jahren mein unbeschränktes Vertrauen besessen, noch gegen mich in Bereitschaft haben kann; zeigen Sie ihm also, daß sein Arrest in Ihrer Hand liegt, benutzen Sie Ihre Macht aber hauptsächlich zur Wiedererlangung des entwendeten Contobuches. Ich vermuthe sehr stark, daß seine Entfernung mit dem in seinen Händen befindlichen Beweise auch ein Schadzug gegen diesen Mayon ist, um diesen zur Annahme der ihm wahrscheinlich gestellten Bedingungen zu zwingen, daß er alle jedenfalls im Besitz des Geschäftsbuches ist. Nöthigenfalls lassen Sie sein Gepäck durchsuchen, der Beistand jeder Polizeibehörde ist Ihnen geschert! — Und nun vorwärts ohne Säumen —" wandte er sich nach dem Zimmer zurück. „Sie haben die nöthigen Reisebequemlichkeiten bei sich?"

„Willmann ist damit nach dem Posthofe voraus!" war die Antwort, und von dem herantretenden Beamten begleitet, verließ der junge Mann eilig das Zimmer. — —

Hellmuth hatte gleichzeitig den Heimweg eingeschlagen. In seinem Arbeitszimmer setzte er sich hin und schrieb:

„Herrn Adolphe Mayon.

Ich habe seit einer Stunde die Sicherheit verstehen lernen, mit welcher Sie heute auf Ihren vermeintlichen Anspruchen beharren, bedaure aber, durch dieses Verständniß zugleich die gute Meinung, mit welcher ich heute als Gegner von Ihnen scheer, völlig vernichtet zu sehen. Sie könnten mir allerdings wieder wie heute entgegnen, daß Sie sich in Ihren Handlungen keiner Unehrenhaftigkeit gegen mich bewußt seien; in den Augen jedes deutschen Ehrenmannes aber, lieber Herr, ist Derjenige, welcher sich die Früchte eines Diebstahls zu Nutze macht, durchaus nicht besser, als der Dieb selbst. Oder wäre es Ihnen bei dem ersten Blicke auf das mir von meinem spitzbübischen Buchhalter entwendete Contobuch — ich glaube, daß Sie keiner nähern Bezeichnung bedürfen — nicht sofort klar geworden, daß es nur durch einen Act der Unehrlichkeit von dem ihm zugewiesenen Platze entfernt worden sei? Genug darüber; ich will mir aber nur erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich von dieser Stunde an die Verbreitung meines Eigenthums nicht mehr wie gegen einen irrigen, doch von ehrlicher Ueberzeugung hervorgerufenen Anspruch, sondern wie gegen Diebe und Einbrecher führen werde. Ihrem Freunde und Gehilfen Meier ist bereits die Polizei auf den Fersen, und bei seinem Ergreifen wird sich ja herausstellen, durch welche Motive er zu dem begangenen Diebstahl verleitet worden ist. Berufen Sie in Gottes Namen, wie weit Sie mit derartig erlangten Beweismitteln gegen mich kommen — um Ihres grosherzigen Vaters willen aber bin ich völlig unglücklich, mich zu diesen Zeilen veranlaßt zu sehen.

Hellmuth."

Er schloß das Schreiben, adressirte es und gab es mit dem kurzen Auftrage: „Nach dem Hotel français, sobald Willmann zurückkommt!" in das Comptoir. — —

Auf der ebenen Chaussee sauste die leichte halboffene Droschke dahin, welcher Gruber mit seinem Begleiter dem gewöhnlichen Postwagen nachfuhrte. Der Beamte lehnte ruhig in seiner Ecke, eine ihm von dem jungen Kaufmann dargebotene Cigarre mit sichtlichem Genuß rauchend, während der Letztere trotz der kurzen Zeit, die seit dem Verlassen der Stadt verstrichen, sich zeitweise unruhig auf-

Digitized by Google

richtete, um in die Ferne zu spähen. Die Dämmerung fing bereits an, sich über die Gegend zu senken.

„Wann meinen Sie, Schwager, daß der Postwagen die erste Station erreichen wird?" fragte der junge Mann, sich auf dem unbedeckten Vordersitze bis zur Höhe des Postillons aufrecken.

„Er ist vor fünf Uhr abgefahren, hat aber fünf Wegstunden zu machen und wird so gegen acht Uhr dort eintreffen," war die Antwort. „Die ordinäre Post nimmt sich die gehörige Zeit!"

Gruber sah nach seiner Uhr, es war bereits halb sieben. „Ein Gulden, Schwager, für jede Minute, die wir vor dem Postwagen auf der Station eintreffen!" sagte er.

Der Postillon nickte. „Ich will mein Möglichstes thun, und die Pferde sind frisch," erwiderte er, „aber es hält schon hart, nicht später zu kommen. Hätten wir nicht die vielen Anhöhen —!" Die schwirrende Peitsche brach seine Rede ab, und in vermehrter Schnelligkeit rollte der Wagen vorwärts. Gruber nahm seinen Platz wieder ein und zündete, sich zur Ruhe zwingend, sich selbst eine Cigarre an.

Das Tageslicht war bald gänzlich verschwunden, und nur an den langsameren Vorwärtsbewegungen des Wagens waren die Anhöhen, welche einer gleichmäßig rasenden Verfolgung Hindernisse in den Weg legten, zu erkennen. Fast mit jeder Viertelstunde zog der junge Mann seine Uhr, um im Leuchten seiner Cigarre einen Blick auf das Zifferblatt zu werfen; so langsam aber auch die Zeit verstrich, so schien sie ihm doch, je später es ward, mit fast beängstigender Hast zu eilen; es war bereits halb acht geworden, und noch ließ sich in der weitesten Entfernung kein Lichtschein wahrnehmen, welcher die Laterne des voranfahrenden Wagens angedeutet hätte.

„Halb acht vorüber, Schwager!" wandte er, sich wieder aufrichtend, an den Postillon.

„Se ungeduld wird's sein," erwiderte der Angeredete, mit Macht auf die Pferde peitschend; „der Conducteur muß heute ganz besondere Eile gehabt oder mein Camerad eins über den Durst getrunken haben, sonst müßten wir sie schon beinahe haben. Es ist aber noch nichts verloren, wir haben bis jetzt das Mögliche vor uns gebracht und werden's auch noch thun!"

Die Pferde sausten jetzt im Galopp dahin; Gruber aber nahm seinen Platz nicht wieder ein. Scharf spähte er fortdauernd in die Dunkelheit hinaus.

Wieder vergingen zehn Minuten, und die Pferde schienen unter dem angestrengten Laufe matt zu werden; immer häufiger hatte der Postillon die Peitsche zu brauchen.

„Dort ist ein Lichtschein!" rief plötzlich der junge Kaufmann.

„Hab's schon gesehen," war die ruhige Antwort, „ist aber nur der Schein aus dem Wirthshaus auf der Höhe; es müßte indessen nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir nicht etwas Anderes sehen sollten, sobald wir nur dort oben sind!"

Von Neuem fiel die Peitsche energisch auf die Pferde; in wenigen Minuten war das Wirthshaus erreicht, und mit dem Ausrufe: „Dort, ha, ha, jetzt verdiene ich noch meine Gulden!" streckte der Postillon die Hand aus.

Ein matter, kaum bemerkbarer Lichtschein bewegte sich im Grunde vorwärts, Gruber richtete sich hoch auf. „Sind Sie sicher, Schwager?" fragte er in hörbarer Erregung.

„Werde doch ein Geschirr kennen, das ich selbst oft genug fahre!" klang es zurück; „es war aber die höchste Zeit; vom Wirthshaus hier ist es nur noch eine halbe Wegstunde zur Station!"

Und die sich senkende Straße hinab flog der Wagen; mit jeder halben Minute wurde der wahrgenommene Lichtschein deutlicher, bis sich endlich auch die dunklen Umrisse der schwerfälligen Postkutsche erkennen ließen. Aber erst hart am Eingange des vorliegenden Städtchens passirten die Verfolger den Wagen; Gruber hatte sich dabei tief in seine Ecke gedrückt und sein Gesicht durch den Kragen seines Ueberwurfs verdeckt, daß in dem auf ihn fallenden Lichtschein kein zufälliger Blick seine Persönlichkeit verrathen könne.

Nach wenigen Minuten schon standen die dampfenden Pferde vor dem Posthause, während das Rasseln der nachfolgenden Postkutsche die holprige Straße herauf hörbar ward. Rasch war Gruber aus dem Wagen und harrte, mit kaum zu besiegender Aufregung, der langsam heranrollenden Post. Endlich hält diese in seiner Nähe.

„Es wird nur umgespannt," rief der Conducteur, die Wagenthür öffnend, zugleich aber wandte er sich auch eilig nach dem Gepäckraum, und Gruber sah dort den ihm wohlbekannten Koffer Meier's erscheinen. Auch der Letztere selbst ließ sich jetzt, langsam aus dem Innern des Wagens steigend, erblicken und schritt der Durchfahrt des Hauses zu. „O, Sie können mir ja wohl sagen," trat er einem zum Anspannen der Pferde herbeieilenden Stallknechte in den Weg, „wo ich hier eine Privat-Fuhrgelegenheit in's Land antreiben kann!" Ehe der Andere indessen noch geantwortet, stand Gruber mit den Worten: „Guten Abend, Herr Meier; ich denke, Sie verschieben Ihre Weiterfahrt bis nach einem kurzen Gespräche mit mir!" vor ihm und winkte sodann seinen Begleiter heran. „Erlauben Sie mir, Herr Meier, daß ich Ihnen hier einen der Herren Polizei-Commissäre unserer Stadt vorstelle!"

Der Angeredete hatte rasch den Kopf gehoben; bei seinem Blicke auf die Polizeiuniform indeß verfärbte sich sein Gesicht — doch nur einen Moment. Dann lächelte er gezwungen. „Das ist eine Ueberraschung, Sie hier zu treffen, Herr Gruber," sagte er; „wenn Sie mich nicht zu lange aufhalten wollen, stehe ich Ihnen ganz zu Diensten; ich habe ein dringendes Geschäft im Lande, das noch heute meine Gegenwart fordert!"

„Sie sind wohl so freundlich und nehmen den Koffer des Herrn Meier unter Ihre Obhut?" wandte sich der junge Mann an den Polizeibeamten, indem er auf den Eingang zu dem erleuchteten Passagier-Zimmer deutete. „Ich denke, wir werden dort allein sein, wenn es Ihnen gefällig wäre, Herr Meier?"

„Aber nur nicht zu lange!" wiederholte der Genannte, und ging, anscheinend völlig unbefangen, der offenen Thür zu.

(Fortsetzung folgt.)

Unbekannte Gegenden.

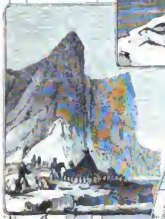
Ein Blick in das Südpolargebiet.

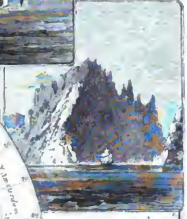
Man sollte es kaum für möglich halten, daß das Wesen, welches sich stolz „Beherrscher der Erde" nennt, so respectable Stücken seines Reiches unbeachtet, eingehüllt in einen undurchdringlichen Schleier liegen lassen konnte; und doch ist es Thatsache: das weite Gebiet um den südlichen Endpunkt der Erdaxe, Südpol genannt, einen Flächenraum von 250,000 Quadratmeilen einnehmend, bekommt größer als Europa, ist von keinem Menschen genannt. Ob sich dort ein freies Meer erstreckt, oder ob ein großes Festland — mit Schnee und Eis bedeckt — den unermeßlichen Raum ausfüllt — Niemand weiß es; wir stehen vor einem Räthsel, das alle Hypothesen und Vermuthungen nicht lösen können, und Niemand vermag, weil er nicht dort gewesen, der mittelalterlichen Mythe zu widersprechen, wonach just auf dem Südpol ein großes Loch in den Fenerschlund der Hölle führen soll.

Vor etwas mehr als zweihundert Jahren dachte man sich noch den ganzen unbekannten Theil der südlichen Hemisphäre als eine einzige große Landmasse, welche auf den damaligen Landkarten unter dem Namen „Terra Australis" figurirte. Die Umrisse dieses phantastischen Riesencontinents liefen in einem weiten Bogen südlich vom Cap Horn und der Südspitze Afrika's in der Nordlinie Australiens zusammen. Das so beschriebene Ländergebiet umfaßte ganz Australien, dessen Südküste s. unsere Karte, noch nicht bekannt war, und kam an Flächenraum den Welttheilen Asien, Europa und Afrika zusammengenommen gleich. Mit der Umschiffung des australischen Festlandes durch Tasman (s. J. 1642) warf man zwar der Riesenleib nun ein großes Glied ärmer, doch betrug seine Längenausdehnung immer noch an 1400 Meilen, von der nördlichen Spitze Neuseelands bis zu den entgegengesetzten Bowen-inseln, welche Punkte als die beiden äußersten nördlichen Vorgebirge des räthselhaften Südlandes galten.

Hundert Jahre verstrichen, ohne daß diese fabelhaften Vorstellungen einer besseren Kenntniß gewichen wären. Da unternahm Cook seine denkwürdige zweite Entdeckungsreise, deren Hauptzweck die Lösung des antarktischen Problems war. Drei Jahre lang —

Digitized by Google

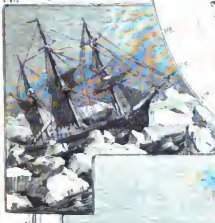




Massstab der nördl. Grösse. 0 100 200 300 400

deutsche Meilen

Entfernung von London nach Constantinopel, Durchmesser des Mondes.



Pinguinen auf den Pessoiien Inseln.

Vulcan Erebus.

Cap Horn.

Karte der Südpolargegenden.

Sturm im Treibeis.

Südpolar Eisgewand.

Pinguinenfang.

Digitized by Google

von Ende 1772 bis Anfang 1775 — durchsegelte der unermüdliche Forscher, von unseren berühmten Landsleuten Reinhold und Georg Forster begleitet, im Zickzack die Gewässer des südlichen Eismeeres und lüftete einigermaßen den Schleier, der sie bis dahin bedeckt gehalten. Durch Eisschollen und Nebel brach er der Wissenschaft Bahn, mit jeder Meile seiner Fahrt ein Stück des fabelhaften Landes im eigentlichsten Sinne des Wortes in Wasser machend. So weit er auch nach Süden vorgetrungen war — nirgends hatte er eine Spur des problematischen Südpolarfestlandes auffinden können. Gleichwohl war die Existenz eines solchen noch nicht außer Zweifel gestellt, ja Cook glaubte selber daran. Die größte von ihm erreichte südl. Breite war 71° 10′ (unter 107° westl. Länge), er war also noch 283 deutsche Meilen vom Südpol entfernt. Dort war ihm der Weg durch Packeis versperrt, worauf er den Versuch, weiter vorzudringen, gänzlich aufgab. „Die Gefahr," so sagt er in seinem Reiseberichte, „der man sich in diesem unbekannten Eismeere aussetzen würde, wollte man bis zum Lande vorzudringen versuchen und seine Küsten erforschen, ist so groß, daß ich dreist behaupte, daß kein Mensch es jemals wagen wird, weiter zu gehen, als ich, und daß daher auch das Land, das weiter südlich liegen kann, niemals entdeckt und erforscht werden wird." An einer andern Stelle spricht er sich dahin aus, daß sich das von ihm vorgefundene Packeis ganz bis zum Pole erstrecke oder sich vielleicht einem Lande anschließe, mit dem es seit der frühesten Zeit verbunden gewesen sei. „Ich schmeichle mir, daß nun die südliche Hemisphäre genugsam durchforscht worden und das Suchen nach einem südlichen Continent, welches die Anstrengsamkeit der seefahrenden Nationen beinahe zwei Jahrhunderte lang beschäftigt hat, ein für alle Mal zu Ende gebracht ist."

Solche Worte, von solchem Manne ausgesprochen, mußten allerdings der wißbegierigen Welt die Ueberzeugung aufdringen, daß da unten im Süden nun einmal nichts mehr zu machen sei, und höchlichst überrascht über die sonstigen großen Entdeckungen Cook's begnügte man sich weitere 50 Jahre mit der mangelhaften Anschauung, welche der große Reisende mitgebracht hatte. Noch immer prangte ein antarktischer Continent, wenn auch auf bescheidenere Verhältnisse reducirt, auf den Landkarten.

Erst zu Anfang der zweiter Jahre unseres Jahrhunderts wurde die menschenleere Wüstnis wieder Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und neuer Forschungen. Auf Befehl des Kaisers Alexander I. führte Bellingshausen 1820 eine wissenschaftliche Expedition dahin, welche die Entdeckungen Cook's ansehnlich vermehrte. Mittlerweile waren i. J. 1819 von William Smith die Süd-Shetlandinseln entdeckt worden. Ihr ungeheurer Reichthum an Robben und Seeelefhanten, der schon seit 1812 einzelnen Walfischfängern und Robbenschlägern bekannt gewesen, aber geheim gehalten worden sein soll, zog eine Unmasse von englischen, schottischen und amerikanischen Schiffen in die südöstlich vom Cap Horn gelegenen Meerestheile. Doch hat sich unter den Expeditionen, deren nächster Zweck die Ausbeute jenes Reichthums war, nur eine um die weitere Erforschung der Südpolargegenden wesentlich verdient gemacht: Captain James Weddell drang im Meridian der Insel Süd-Georgien (s. Karte) bis 74° 15′ südl. Breite, also 46 Meilen weiter nach dem Südpol vor, als Cook, und fand, ganz gegen die Annahme des letzteren, in dieser hohen Breite ein gänzlich eisfreies und schiffbares Meer, angenehmes und mildes Wetter, zahlreiche Walfische und außerordentliche Massen von Vögeln.

Die Walfisch- und Robbenfänger hatten bald so rücksichtslos gebaust, daß für sie nichts mehr zu fangen war. Mit ihnen wandte sich auch für einige Zeit das allgemeine Interesse von den unbekannten Südpolargegenden ab. Nur Biscoe entdeckte in den Jahren 1831 und 1832 südlich vom Cap Horn das Graham-Land und unter 50° östl. Länge die Enderby-Insel (so genannt nach den Herren Enderby in London, welche die Expedition aus Privatmitteln ausgerüstet hatten); und unweit von der letzteren fand i. J. 1854 Kemp eine Insel, die nach ihm benannt worden ist.

Mit dem Ende der dreißiger Jahre endlich begann eine Reihe neuer wichtiger Entdeckungsreisen, die freilich schon mit 1843 ihren Abschluß erhielt, ohne daß bis heute etwas Weiteres geschehen wäre. Es sind die Expeditionen von Balleny (1839), d'Urville (1840), Wilkes (1839—1840) und J. C. Roß (1840—1843). Während die früheren Reisen eines Cook und Bellingshausen vorwiegend durch den räumlichen Umfang ihrer Entdeckungen von Bedeutung waren, sind es nun diese neueren durch die genauere physikalisch-geographische Erforschung einzelner kleiner Gebiete und der allgemeinern Verhältnisse der antarktischen Zone. Wir wollen auf die Darlegung der besonderen Verdienste jeder einzelnen dieser Expeditionen nicht eingehen, sondern uns gleich zu einer kurzen Charakteristik der gegenwärtigen Kenntniß unseres Gebiets wenden.

Zunächst fragt sich's wohl, was denn die bisherigen Besucher der Südpolargegenden wirklich gesehen, was sie nach genauerer Untersuchung als Land, was sie als Meer, als Eis erkannt haben. Von einem großen Theil des Gebiets müssen wir dabei vollständig absehen. Wenn wir oben erwähnten, daß Weddell an einer Stelle bis 74° 15′ südl. Breite vorgedrungen, so hat ihn hierin bis jetzt nur Roß übertroffen (s. die Karte), der — an einer fast entgegengesetzten Stelle — die Breite von 78° 10′ erreichte. Werdell war also noch 256, Roß noch 177 Meilen vom Südpol* entfernt. Außer an diesen beiden Stellen ist der 70° südl. Breite kaum bemerkenswerth überschritten worden, ja zum großen Theil blieb noch der Polarkreis die Grenze der südlichen Entdeckungen. Der eigentliche Kern des Südpolargebiets ist demnach noch gänzlich unbekannt, und wenn auch die Vermuthung gegründet ist, daß derselbe eher aus einem großen Meere als einer zusammenhängenden Landmasse bestehen möchte, so berechtigt uns doch Nichts, eines von beiden auf eine Karte zu zeichnen oder bei der Eintheilung der Erdoberfläche in Meere und Länder mit einem bestimmten Zahlenwerthe zu verrechnen — wie noch neuerdings im Rufe der Wissenschaftlichkeit stehende Geographen gethan haben.

Nur wenige Küstenstriche und Eilande an der Grenze dieses großen unbekannten Gebiets sind es, von denen wir sichere Kunde haben. Von den größeren: Graham-, Victoria- und Wilkesland wissen wir nicht, wie weit sie sich nach innen erstrecken, ob sie unter einander zusammenhängen oder vereinzelte größere Inseln bilden. Es ist hier wohl auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welche der Bestimmung von Land in den südlichen Eiszegionen entgegenstehen. Von einer wirklichen Bestimmung können wir überhaupt nur dann reden, wenn entweder der Boden an Ort und Stelle untersucht und als Land — aus erdigen oder steinigen Bestandtheilen — erkannt, oder wenn die Umrisse der in Frage kommenden Erscheinung längere Zeit aus der Ferne beobachtet worden sind. Denn nirgends täuschen Wolken- und Dampfgebilde unser Auge mehr, als in hohen nördlichen oder südlichen Breiten. Nach oben von dem dampfleeren, klaren Himmel scharf abgegrenzt, stellen sie sich dem Auge deutlich, bald als sanft hingerechnte Küsten, bald als riesige, groteske, mit Eis und Schnee bedeckte Gebirgsreihen, dar. Selbst Roß, der erfahrenste Polarfahrer, wurde noch häufig durch solche Trugbilder getäuscht und seines Irrthums nicht eher gewahr, als bis er mitten durch die trügerische Lufterscheinung hindurchgesegelt war. Ein Zweites, was das Erkennen von Land erschwert, ist das Vorkommen von großen Eismassen. Bereinzelte Schollen, schwimmende Eisberge und Eisinseln, sind als solche leicht zu erkennen; schwieriger wird die Entscheidung, wenn das Eis in langgestreckten, zusammenhängenden hohen Wänden, als sogenanntes Packeis, auftritt. Unüberschreitbar und unbrechbar ist es dann häufig ist, verschließt es dem Forscher den Einblick in das dahinter liegende Gebiet und führt ihn auch wohl, wenn sich noch dazu auf dem hohen Eisfelde trügerische Dampf- und Wolkenschichten aufthürmen, irre. Solche Packeislinien sind von allen Besuchern der antarktischen Zone in großer Anzahl, jedoch fast ausschließlich südlich vom 60. Breitengrad vorgefunden worden. Die wichtigsten von ihnen haben wir auf unserer Karte angedeutet, und das unterste Bild unseres Tableau's stellt einen Theil der von Roß unter 78° südl. Breite verfolgten unabsehbaren Eiswand von 150—300 Fuß Höhe dar. Daß übrigens diese Eislinien seinen unveränderlichen Charakter haben, beweist die Thatsache, daß mehrere der von früheren Reisenden vorgefundenen sehen nach wenigen Jahren von den betreffenden Stellen verschwunden waren. Roß ist der Ansicht, daß selbst die von ihm entdeckte große Eiswand nicht bis zum Südboden reiche und also auch keine unveränderliche Stellung habe.

Von den drei größeren auf der Karte bezeichneten Landstrichen wurde das der Südspitze Amerika's zunächst liegende Graham- und Alexander I.-Land am frühesten entdeckt; der Zusammenhang des letzteren, das von Bellingshausen i. J. 1821 nur aus der

* E. K. Kane hatte auf seiner berühmten Nordpolexpedition nur noch 115 deutsche Meilen bis zum Nordpol!

Digitized by Google

Ferne gesehen wurde, mit dem ersteren ist nicht erwiesen. Am genauesten bekannt sind in diesem Gebiete die Südshetlandinseln. Ueber die Existenz des nach Australien zugehörten Wilkeslandes ist viel gestritten worden, und noch jetzt ist es unentschieden, ob wir es hier mit einem zusammenhängenden Küstenstrich oder mit einer Reihe getrennter Inseln zu thun haben. Auf dem ganzen Striche, der sich unter dem Polarkreis in einer Länge von 400 Meilen ausdehnt, sind nur an einzelnen Punkten bestimmte Anzeichen von Land gesehen worden, immer aber nur aus der Ferne und meist hinter einer langgestreckten Packeisklinie liegend. Capitain Wilkes, der den nach ihm benannten Küstenstrich in ununterbrochener Ausdehnung gesehen haben will, soll es mit seinen Beobachtungen nicht eben genau genommen und häufig das für Land gehalten haben, was wohl in Wirklichkeit nur Dampfgebirge waren. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß ihn fünf Wochen lang solche Trugbilder unablässig verfolgt haben, und zudem wurde auf dem fraglichen Strich schon vor Wilkes an einzelnen Punkten Land gesehen. Bestimmter ist unsere Kenntniß von einer Inselgruppe, welche Balleny Anfang 1839 unter 165° östl. Länge und dem Polarkreis entdeckte und die nach ihm benannt wurde; die größte dieser Inseln hat nach ihm eine Höhe von 12,000 Fuß, und aus zwei Gipfeln einer anderen sah er mächtige Rauchsäulen aufsteigen, so daß ihre vulcanische Natur außer allem Zweifel ist.

Der dritte größere antarktische Landstrich endlich ist das von Roß entdeckte Victorialand; für uns der wichtigste einmal wegen seiner hohen südlichen Lage, sodann wegen seiner merkwürdigen geographischen Beschaffenheit, die in Roß einen ebenso kundigen wie gründlichen Erforscher gefunden hat. Roß — berühmt durch seine großartigen Nordpolexpeditionen* — hat, ganz abgesehen davon, daß er die höchste südliche Breite erreichte, in wissenschaftlicher Beziehung Bedeutenderes geleistet, als alle seine Vorgänger. Seine meteorologischen Beobachtungen, drei Jahre hindurch von Stunde zu Stunde angestellt, haben uns erst einen rechten Einblick in die physikalischen Grundzüge der antarktischen Meer- und Eiswelt verschafft. Eine unverwüstliche Eisnatur, scheute der kühne Forscher keines jener augenblicklichen Hindernisse, die Andere vor ihm zum schleunigen Umkehren bewogen hatten; häufig saß er, allzukühn vorgedrungen, Tage, Wochen, ja Monde mit seinen beiden Schiffen in den Spalten einer Packeiswand fest; und gerade solche Zeiten boten seinem wackern, ganz nach ihm gearteten Schiffsvolk die herrlichste Gelegenheit zu allerlei frohen Lustbarkeiten, zu Spiel und selbst zu ausgelassenen Maskeraden auf den umliegenden Eisfeldern — zum Ersatz für so manche gefahrvolle Stunde, in der der Sturmwind die mit mächtigen Eisschollen übersäeten Meereswogen an die Wände der Schiffe geworfen, Untergang und Verderben drohend.

Die von Roß entdeckte Küste dehnt sich von Nord nach Süd an 160 deutsche Meilen bis zum 78° südl. Breite aus. Hinter ihr liegen kolossale Gebirgszüge, die an Höhe den Alpen gleichkommen. Vom Scheitel bis zum Fuße mit einer ewigen Schnee- und Eisdecke überzogen, erschienen diese himmelanstrebenden Bergriesen um so höher, da sie sich in ganz geringer Entfernung von der Küste erheben; Roß nennt uns Höhen von zwölf-, vierzehn-, ja von fünfzehntausend Fuß, und wir können an der Angabe eines so erfahrenen Polarfahrers nicht zweifeln. Von ganz besonderem Interesse sind die gewaltigen Vulcane, welche am südlichen Ende der Victoriaküste — da, wo jene schon oben erwähnte unterschringliche Eiswand ihren Anfang nahm — gesehen wurden: gewaltig hohe, schneeweiße Kegel, in ihren äußeren Umrissen dem Riesenleibe des Aetna vergleichbar, aus denen stoßweise über tausend Fuß hohe und an dreihundert Fuß breite Flammen- und Rauchsäulen emporstiegen, deren Gehalt an Wasser sich in der endlosen klaren Höhe zu Dampf verdichtete und als Schnee und Nebel berniederstieg und allmählich verschwand. Ein großartigerer Contrast, als er in diesen Bilde enthalten, ist kaum denkbar; mitten aus der starren, leblosen Eiswelt lodern ein glühender Feuerstrahl hoch auf, als wollte er der Natur um ihn her Trotz bieten — doch ohnmächtig sinkt er besiegt zurück, und alle seine erzürnten Nachfolger erreicht dasselbe Geschick.

* Im Jahre 1818 begleitete er seinen Onkel John Roß auf dessen erster Expedition nach der Baffinsbai, von 1819 bis 1827 machte er die vier Polarreisen Parry's, den 1829–33 wiederum die seines Onkels mit, von 1839–43 sehen wir ihn in den antarktischen Regionen und von 1848 bis 49 als Befehlshaber einer Expedition zur Aufsuchung Franklin's. Admiral Sir James Clarke Roß starb am 3. April 1862.

Unsere Abbildung stellt den 12,367 engl. Fuß hohen Vulcan Erebus dar. Ob diesen Aetna des fernen Südens je ein zweiter Sanrorius von Waltershausen erstehen wird, um ihn in einer geistvollen und erschöpfenden Monographie zu verherrlichen? Der praktische Mann ist der Ansicht, daß dabei „wenig herauszuspringen" wird. — Aber auch Denen, die überall nach dem materiellen Nutzen fragen, haben die Roß'schen Entdeckungen genug geboten. Noch südlich vom 71° südl. Breite gewahrte Roß große Massen von Walfischen, oft wurden von ihm dreißig auf einmal in verschiedenen Richtungen gezählt; er glaubt, den Handelsunternehmungen eine neue Quelle des Reichthums eröffnet zu haben, die, mit Kühnheit und Ausdauer verfolgt, nothwendig reichlich productiv werden müsse. Fast von noch größerem Interesse ist das Vorkommen von Guano* in den Südpolargegenden. Von den Possessionsinseln, deren Lage auf unserer Karte ersichtlich, erzählt Roß u. A.: „Wir sahen nicht die geringste Spur von Vegetation, aber unbegreifliche Mengen von Fettgänsen (Pinguinen) bedeckten vollkommen und dicht die gesammte Oberfläche der Insel an den Rändern der Felsenwände und selbst bis zu den Gipfeln der Hügel; sie griffen uns heftig an, als wir durch ihre Reihen hindurchwateten, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln nach uns; . . der unerträgliche Geruch des ihren Guanolagers, das seit Jahrhunderten sich hier gebildet hat und einst den Ackerbauern der australischen Colonien werthvoll werden kann, ließ uns nicht lange hier verweilen." Die Pinguinen gehörten zur größten Art und waren meist 60—70 Pfund schwer; ein solches Thier wog sogar 78 Pfund. Sie zeigten sich furchtbar dumm und täppisch, und die Jagd auf sie — namentlich auf glatten Eisflächen, wo sie unbehülflich ausrutschten — bot der Schiffsmannschaft ein ganz besonderes Vergnügen. — Seitdem Roß alle diese Beobachtungen gemacht, sind über zwanzig Jahre verflossen. Thatsache ist, daß seitdem seine sicherlich werthvollen Winke unbeachtet geblieben sind.

Es erübrigt noch, einige Andeutungen über die allgemeine physische Beschaffenheit des Südpolargebiets zu geben.

Die nächste Frage ist nach der Temperatur. Von dem Grade der Wärme hängt alles organische Leben, der Zustand des festen Bodens wie der Meere ab; umgekehrt, wenn auch in zweiter Linie, wirkt dann die natürliche Beschaffenheit der Erdoberfläche wiederum auf den Temperaturzustand ein. Große Landflächen sind den größten Wärmeunterschieden ausgesetzt, große Wassermassen gleichen dieselben aus. Unser Gebiet nun hat von Haus aus eine sehr niedrige Temperatur, eben so niedrig wie die Nordpolarzone; wie hier, so entsendet auch dort die Sonne, wenig über den Horizont sich erhebend, selbst im Sommer nur matte Strahlen. Gleichwohl sind die Temperaturverhältnisse beider Zonen sehr von einander verschieden. Am Nordpol sind die Sommer warm, die Winter streng, am Südpol umgekehrt die Sommer verhältnißmäßig kühl und die Winter mild.** Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung finden wir in dem vorwiegend oceanischen Charakter der Südpolargegenden und den damit verbundenen Eisbildungen. Jene schon oben erwähnten Packeiswände und -Felder, Eisberge und Inseln, die ihren Hauptzuwachs im Winter erhalten, treten im Sommer von den südlichen Breiten aus ihre Wanderungen nach Norden an und füllen die benachbarten Meere bedeutend ab, bis sie, zu immer kleineren Schollen zusammengeschmolzen, in wärmeren Breiten endlich ganz flüssig werden. Die bisherigen Beobachtungen haben ergeben, daß das wandernde Polareis in Form von ausgedehnten Packeisfeldern meist nur südlich vom 60° südl. Breite, in Form von losem Treibeis aber (namentlich im Atlantischen Ocean) weit gegen den Aequator hin vorkommt; die nördliche Grenze desselben findet sich auf unserer Karte verzeichnet. Daher kommt es, daß die antarktischen Meere im Winter am meisten, im Sommer am wenigsten frei von Eis sind, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Versuch, im Winter nach dem Südpol vorzudringen, viel leichter gelingt, als im Sommer, der Jahreszeit, in welche alle bisher gemachten Versuche der Art fallen.

Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß sich südlich von den bis jetzt von Wedell und Roß erreichten Punkten noch weite Wasserflächen ausdehnen, und daß es mit Zuhülfenahme der reichen Erfahrungen aller Süd- und Nordpolfahrer nicht schwer halten wird,

* Ueber die Vorbedingungen zu dessen Güte s. unseren Aufsatz „Der Guano und seine Fundorte", Gartenlaube 1863 S. 253.

** Der antarktische Winter umfaßt die Monate März bis November, der Sommer December, Januar und Februar.

durch eine abermalige Expedition das antarktische Problem endlich glücklich zu lösen. Neuerdings hat besonders der bekannte Geograph A. Petermann durch eine gründliche Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen zur Klärung der Südpolarfrage beigetragen. Seine „Südpolarkarte", auf der sich die Routen sämmtlicher Expeditionen von Cook bis Roß und alle von diesen beobachteten Eiserscheinungen finden, hat auch unserem Blatte als Vorbild gedient.

Petermann erwartet namentlich von den aufblühenden Colonieen reichen in Australien und Neuseeland, daß sie sich der weiteren Erforschung der antarktischen Regionen thätigst annehmen werden. Von Sydney und Melbourne sind die reichen Guanolager auf den Possessioninseln (zu Dampfschiff) in neun Tagen zu erreichen, und von da ist der Südpol — falls der Fahrt keine Hindernisse entgegenstreten — nur vier Tagereisen weiter. G. Hirth.

Alt-Macht der polnischen Nationalregierung. *

Es war kurz nach dem Frieden von Villafranca, wo sich die Handelswelt von Neuem zu beleben begann, als auf dem Dampfer, der den Bacharach zu Berg fuhr, ein junger deutscher Kaufmann, dessen Vater einem nicht unbedeutenden Fabrikgeschäft in Oberschlesien vorstand, die Bekanntschaft eines Polen von fast deutschem Alter machte, der auf einer Reise über Straßburg nach Paris begriffen war. Die gleiche politische Anschauung der jungen Männer, ihr Bildungsgrad brachte sie bald näher an einander. Man tauschte die beiderseitigen Ansichten über die damalige Weltlage aus, und mit Befriedigung erkannte der Deutsche, den wir Alfred nennen wollen, in seinem Begleiter zwar den Sarmaten, der mit all' der innern Gluth, wie sie dem Polen eigen ist, an seinem Vaterlande hing, doch zugleich sich den klaren, ruhigen Blick zu bewahren verstand, die Verhältnisse mit möglichster Leidenschaftslosigkeit zu überschauen.

„Das Unglück meines Volks," sagte er unter Anderm, „liegt hauptsächlich darin, daß es sich, in seiner Liebe zum Vaterlande zu leicht von Illusionen blenden und bei dem geringsten Schimmer eines politischen Erfolgs zu übereilten Schritten hinreißen läßt. Es scheint dann selbst die schwersten Opfer nicht, um leider nur zu bald einzusehen, wie es sich und seiner Sache nur geschadet hat." „Sollten aber," versetzte hier der Deutsche, „eine sechzigjährige Erfahrung und siebzigjährige Prüfungen Ihre Landsleute nicht endlich weiser gemacht haben?"

„Glauben Sie das nicht," antwortete der Andre, „die erste scheinbar günstige Gelegenheit ist hinreichend, den fort und fort glimmenden Funken immer von Neuem zu Flammen anzufachen."

Die Blicke des Polen ruhten auf dem dunkeln Rußland von Sanct Goar, wo man soeben vorüberfuhr, und mit schmerzlichem Lächeln fügte er hinzu: „Sagt nicht einer Ihrer großen Dichter: „„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen""? Die Liebe des Polen zu seinem Lande gleicht nicht der abgeklärten Liebe des Gatten zu seiner Gattin, sondern der feurigen des Liebenden zu der Geliebten, wo in der Regel der Verstand mit dem Herzen davonläuft. Die Besonneneren unter uns wußten dann mit, sie mögen wollen oder nicht, selbst wenn sie den unglücklichen Ausgang vor Augen sehen."

Die beiden jungen Männer fanden sich zu einander hingezogen und beschlossen auch ihre weitere Reise gemeinschaftlich zu machen. So erreichten sie Straßburg, und da der Pole daselbst einige Tage zu verweilen gedachte und die Geschäfte Alfred's gleichfalls einen mehrtägigen Aufenthalt erforderten, kam man noch unterschiedliche Male zusammen, zumal sie im nämlichen Hotel ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Eines Tags besichtigte man auch die reichen Arsenäle der Festung. Mit Verwunderung betrachteten die beiden Fremden die imponirende Anzahl der hier aufgehäuften Feuerschlünde. Mit ernstem Sinnen frug der Pole: „Ob wohl eine Zeit kommen wird, wo diese dunkeln Mündungen ihre Stimmen für das Recht und die Freiheit erheben?"

„Gewiß," erwiderte Alfred, „da ich an einen sittlichen Geist der Geschichte und dessen endlichen Sieg glaube. Freilich," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „ob wir Beide diese Zeit erleben werden, ist die andre Frage. Wir müssen uns hier mit den zahlreichen Geschlechtern trösten, die ebenfalls auf ein politisches Canaan gehofft und dafür gekämpft und gelitten haben, ohne es je zu sehen zu bekommen. Die Freiheit wie die Wahrheit können warten, sagt ein Sprüchwort, beide sind unsterblich, und was zählt im Laufe der Geschichte ein Menschenalter!"

„Das ist auch mein Trost," versetzte der Andre, seinem Begleiter die Hand reichend und drückend, „die Freiheit kann warten, sie bleibt unverloren. Das soll uns aber nicht abhalten, daß Jeder nach seinen Kräften beitrage, dem ersehnten Ziele näher und näher zu kommen; sei es auch nur ein Tropfen in's Weltmeer."

Kurz darauf trennten sich die beiden Reisenden, nachdem sie sich gegenseitig einander achten und schätzen gelernt. Der Pole reiste nach Paris, Alfred durch Süddeutschland nach seiner Heimath zurück.

Vier Jahre nach dem obigen Zusammentreffen trat eines Nachmittags der Vater Alfred's zu ungewohnter Stunde in das Zimmer seiner Gattin. Sein Gesicht war sehr ernst und drückte die lebhafteste Besorgniß aus.

„Ich habe schlechte Nachrichten empfangen, liebe Frau," begann er. „Die neuesten Briefe aus Warschau lassen mich für meine dortigen Außenstände das Aergste befürchten. Die durch die immer weiter um sich greifende Insurrection herbeigeführte Stockung der Geschäfte stellt den Fall von Häusern in Aussicht, der uns auf das Empfindlichste berühren würde. Namentlich ist mir's um eine Baarzahlung meines Hauptschuldners zu thun, die bereits vor vier Wochen gefällig und deren schleunige Beschaffung für mein Fabrikgeschäft täglich dringender wird. Ich wollte Dir darum bloß die Mittheilung machen, daß ich den Alfred nach Warschau schicken werde."

Als die Gattin von der Sendung ihres Sohnes nach Warschau hörte, entfärbte sie sich.

„Bester Mann," bat sie, „bedenke die jetzigen gräflichen Zustände daselbst. Man spricht selbst von einem bevorstehenden Bombardement der Stadt."

„Die Gerüchte darüber sind übertrieben," beruhigte der Kaufmann. „Ich sprach noch gestern mit Geschäftsfreunden, die von dort kommen. Zudem ist Alfred mit Pässen und guten Empfehlungen hinreichend versehen und sein Aufenthalt nur auf ein paar Tage beschränkt. Aber ich muß durchaus wissen, wie es mit meinem Hauptschuldner steht und wie ich überhaupt mit ihm daran bin."

Nur mit schwerem Herzen ergab sich die Gattin in das Unvermeidliche, und bereits den nächsten Tag reiste Alfred nach Warschau ab, das er auch glücklich erreichte, da die durch die Aufständischen eine Zeit lang unterbrochene Communication wieder hergestellt war.

Bereits am Spätnachmittage des zweiten Tages nach seiner Ankunft sehen wir den Sohn des schlesischen Kaufmanns in dem noch leeren Speisesaale des Hotels, wo er abgestiegen war, in stiller Verzweiflung auf und ab gehen. Der Zweck seiner Sendung war vereitelt. Der Hauptschuldner seines Vaters hatte ihn zwar mit aller Höflichkeit aufgenommen, aber zugleich mit großer Zugeknöpftheit die Unmöglichkeit auseinandergesetzt, unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Das Schlimmste aber war, daß es dem erfahrenen und einsichtsvollen jungen Kaufmanne nicht entging, wie es dem Schuldner mehr an gutem Willen fehlte, als an Zahlungskraft. Welche Verluste auch der Pole namhaft machte, die ihn in Folge des Aufstandes und der dadurch entstandenen allgemeinen Handelscalamität betreffen, sie konnten bei dem Umfange seines Geschäfts nicht so tiefeingreifend sein, um einen halbaren Grund zur Zahlungsverweigerung abzugeben.

Nach langem unfruchtbaren und unerquicklichen Hin- und Wiederreden, und als endlich Alfred mit Klagbarwerdung drohte, erwiderte kaltblütig der Gegner: „Thun Sie das, wenn Sie glauben, damit besser weg zu kommen. Ich muß mir es gefallen lassen;

* Nachstehende Mittheilung ist dem Referate eines schlesischen Kaufmanns entnommen. Der Verfasser.

Digitized by Google

gebe Ihnen aber zu bedenken, daß Sie mich in diesem Falle zur Liquidation treiben. Was alsdann auf Ihre Forderung herauskommen dürfte in einer Zeit, wo wir keine Stunde sicher sind, daß uns die Kanonen der Citadelle die Häuser über den Köpfen anzünden, stelle ich abermals Ihrem Ermessen anheim. Das Aeußerste, was ich thun kann," schloß er seine für Alfred niederschmetternde Rede, „ist, daß ich Ihnen ein Abfindungsquantum anbiete für den Fall, daß Sie über das Ganze quittiren. Verschmähen Sie diese von der Noth geborene Summe, so weiß ich nicht, ob ich in Kurzem auch nur diese noch zu leisten im Stande sein werde."

Da der Betrag der angebotenen Summe mit der Schuldforderung in zu grellem Widerspruche stand, fuhr der junge Kaufmann empört von seinem Sitze auf, griff nach seinem Hute und verließ ohne Abschied rasch das Zimmer. Spöttisch schaute der Pole dem Davoneilenden nach und brummte für sich: „Das fehlte noch, in der jetzigen Klemme auch noch dem Schwaben das Geld in den Rachen zu werfen."

Alfred war in seiner Verzweiflung zu einem Rechtsanwalt geeilt, den ihm sein Vater für gewisse Fälle namhaft gemacht. Das Resultat hier konnte nicht trostloser sein. Der Mann rieb Nichts sagte mit den Achseln und gestand, daß Alfred allerdings zu seiner unglücklichsten Zeitperiode in Warschau hätte eintreffen können. Die Situation sei in der That der Art, daß Alles auf dem Spiele stehe, und der Fall, daß sie von zahlungsfähigen Gläubigern benutzt werde, um ihrer Verbindlichkeiten quitt zu werden, stehe leider nicht vereinzelt da. Dieselbe Resolution erhielt er selbst von mehreren ernsthaften Persönlichkeiten, wo er seine Empfehlungsbriefe abgab.

Wir finden am Spätnachmittag unsern Landsmann nach seinem Hotel zurückgekehrt und beschäftigt, auf einem aus der Brieftasche gerissenen Stück Papier ein Telegramm zu redigiren, um seinen Vater von dem unglücklichen Stande der Angelegenheit zu benachrichtigen und um anderweite Verhaltungsbefehle zu bitten. Es begann bereits dunkel zu werden, Alfred hatte darum an dem obern noch lichtbellen Theile der langen Tafel Platz genommen. Die nahen Fenster gingen nach der Straße hinab. Er vernahm, während er schrieb, die dumpfen Schritte und das Geklirr der Waffen der vorüberziehenden starken russischen Patrouillen, war jedoch in seine Arbeit so vertieft, daß er nicht bemerkte, wie inzwischen ein hoher stattlicher Herr in den Saal getreten war, der, sowie er einen Blick auf den jungen Kaufmann geworfen, eine freudige Ueberraschung anscheinend kundgebende Erregtheit nicht zu verbergen vermochte. Alfred bemerkte es auch nicht, wie der Fremde ihn fixirend wiederholt auf und ab ging.

Endlich war das Telegramm fertig. Alfred erhebt sich; allein wer beschreibt seine Ueberraschung, als sein alter Bekannter aus Straßburg vor ihm steht. „Wache ich oder träume ich?" ruft endlich Letzterer und schließt den Deutschen auf das Herzlichste in seine Arme. Doch kaum hat er einen Blick auf Alfred's Gesicht geworfen, als er bereits einen Schritt zurücktritt.

„Ihnen ist Unangenehmes widerfahren," spricht er in besorgtem Tone, „und überhaupt, was führt Sie gerade jetzt nach dieser unglückseligen Stadt?"

Zu jeder andern Zeit würde dieses überraschende Sichwiederfinden auch auf Alfred den freudigsten Eindruck nicht verfehlt haben. In seiner jetzigen Lage war es ihm aber unmöglich, seiner Freude hinreichend Ausdruck zu geben.

Da der Pole, den wir Stanislaus nennen wollen, mit ungeheuchelter Theilnahme in ihn drang, seinen Kummer ihm mitzutheilen und Alfred seinen ehemaligen Reisegefährten durchaus als einen Mann von edelster Gesinnung hatte kennen lernen, so trug er kein Bedenken, sein Herz vor ihm auszuschütten.

„Doch das läßt sich nicht mit trockenem Munde abthun," unterbrach Stanislaus, nachdem Alfred seine Leidensgeschichte begonnen; „Thaträus, eine Flasche Cliquot." Obschon unserm deutschen Landsmanne durchaus nicht champagnerlustig zu Muthe war, mußte er gleichwohl auf das Wiedererfinden anstoßen, worauf der Pole die Mittheilung Alfred's mit Spannung und Aufmerksamkeit verfolgte, während seinem Munde wiederholte Male das Wort „Canaille" entfuhr.

Alfred war zu Ende; Stanislaus stand auf und nach dem Tiefverstimmten die Hand reichend, sagte er: „Danken Sie es einem gütigen Geschick, das uns so unerwartet zusammenführte. Vielleicht, daß ich etwas in der Sache thun kann. Sie wenigstens sollen nicht zu den Deutschen gehören, welche sagen können, daß sie durch einen Polen um ihr Eigenthum gekommen wären!"

Alfred wußte nicht, wie ihm geschah. Er schaute trüben, fast ungläubigen Blickes zu dem Manne empor, der auf so unverhoffte Weise als sein Retter erschien. Letzterer fuhr fort: „Begeben Sie sich jetzt auf Ihr Zimmer und verlassen Sie dasselbe nicht. Binnen zwei Stunden bin ich wieder hier. Thaträus, leuchte dem Herrn nach seinem Zimmer!"

Alfred befand sich in einer schwer zu beschreibenden Stimmung. Dieses höchst unverhoffte Zusammentreffen, dieses Anerbieten in der Noth — aber welche Mittel und Wege standen Jenem zu Gebote, einen böswilligen Schuldner zur Zahlung zu zwingen? Was unserem deutschen Landsmanne fernerhin auffiel, war die vollständige Umwandlung in dem Benehmen der Hotelkienerschaft gegen ihn. Bei seiner Ankunft war er mit einem gewissen Mißtrauen, ja mit auffälliger Kälte vom Wirthe wie dessen Dienstleuten empfangen worden. Er mußte wiederholt die Klingelschnur ziehen, ehe sich ein dienstbahender Kellner gemüssigt fand, nach dem Begehr zu fragen. Jetzt war das ganz anders. Ein Wink, und Jedermann flog, seinen Wünschen nachzukommen.

Nachdem Alfred sein Zimmer betreten, war die Dunkelheit immer tiefer herabgesunken. Sofort erhellte sich der Raum, indem sämmtliche Wandkerzen auf den silbernen Armleuchtern angezündet wurden, was Tags vorher nicht geschehen war.

Mit der unterwürfigen Frage: ob der gnädige Herr noch etwas befehle? entfernte sich der Diener, und Alfred erhielt Muße, über sein höchst merkwürdiges Abenteuer die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

Die Fenster des Zimmers gingen nach einem freien Platze. Nur vereinzelte Gestalten sah man, eine jede mit einer Laterne versehen, durch die Dunkelheit wandeln. In einiger Entfernung rauschten die Wellen der Weichsel. Alfred öffnete ein Fenster und schaute lange hinaus in die milde, schweigende Nacht. Er war in der Geschichte des polnischen Reiches nicht unbewandert; darum bewegten die seltsamsten Gefühle seine Brust. Er gedachte der Donner und Flammen Pragas unter den stürmenden Bataillonen Suwarow's, der Donner und Flammen von Wola vor zweiundreißig Jahren. „Wenn diese dunkeln Häusermassen," sprach er zu sich, „erzählen könnten, wie viel Blätter blutiger polnischer Geschichte würde man zu beschreiben haben!" Seine Situation würde überhaupt eine recht romantische zu nennen gewesen sein, wenn der drohende Verlust die erforderliche Stimmung dazu verstattet hätte.

Abermals zog eine russische Patrouille, um die Ecke biegend, am Hause vorüber. Schweigend marschirten die Krieger dahin. Ihre Schritte verhallten allmählich und wurden schwächer und schwächer. Es herrschte wieder die vorige unheimliche Einsamkeit und Stille — da, plötzlich ein greller, kurzer, aber markdurchschauernder Hülfeschrei. Erschrocken fuhr Alfred zurück und gewahrte mit Entsetzen, wie sich in geringer Entfernung ein dunkler Gegenstand auf dem Boden wälzte und zwei Gestalten nach der entgegengesetzten Richtung andeinanderhuschten. Er vernahm, wie das Thor des Hotels aufgerissen wurde und Personen mit lichtern hervorstürzten, die, wie es schien, einen Schwerverwundeten oder Todten in's Haus trugen.

Alfred eilte nach dem Glockenzuge und schellte. Er mußte wissen, welches Unglück sich zugetragen. Auf seine hastige Anfrage erwiderte der Diener mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, ja selbst Schadenfreude: „Es ist der geheime Polizeiagent L., an welchem die Nationalregierung soeben das Urtheil vollstrecken ließ."

Nationalregierung, verhängnißvolles Wort, das Alfred so oft in Deutschland nicht ohne geheimen Schauer hatte aussprechen hören und das er nur im Drange der Geschäfte zeitweilig aus dem Gesichtniß verloren, es wuchtete jetzt von Neuem unheimlich auf ihm. Nie hätte er sich träumen lassen, die Bekanntschaft dieses furchtbaren Tribunals, dieser dunkeln Behme, in solcher Nähe zu machen. Er wollte schildern noch einige Anfragen an den Kellner thun, als Tritte auf dem Gange vernehmbar wurden und Stanislaus wieder in das Zimmer trat, der ihn sofort nach dem Sopha führte und Platz neben ihm nahm.

Alfred konnte nicht umhin, den alten Reisegefährten von dem soeben gehabten Schrecken zu benachrichtigen. Doch dieser entgegnete mit großem Gleichmuthe: „Daran muß man sich bei uns gewöhnen. Doch seien Sie unbesorgt. Es wird Niemand schuldlos

Digitized by Google

gerichtet. Nur an überwiesenen Verbrechern wird das Urtheil vollstreckt. Doch passen Sie jetzt auf, wir haben wichtigere Dinge zu verhandeln."

Nachdem er mehrere Papiere aus seinem Portefeuille genommen, fuhr er fort: „Morgenden Tages, und zwar so zeitig wie möglich, lassen Sie sich nochmals bei Ihrem Gläubiger melden. Der Portier wird wahrscheinlich Auftrag haben, Sie nicht noch einmal vorzulassen; für diesen Fall zeigen Sie das Papier hier vor, und jede Weigerung wird aufhören. Sie werden vorkommen und mahnen den betreffenden Herrn nochmals an seine Verbindlichkeit. Macht derselbe abermals Ausflüchte und befriedigt Sie nicht bis zu Heller und Pfennig, so weisen Sie dieses zweite Papier vor und Sie werden sichere Wechsel, lautend auf Sicht an ein Breslauer Haus, erhalten. Dann aber spuren Sie sich, Barschau mit dem nächsten Zuge zu verlassen; denn wir Polen wissen nicht, was der morgende Tag über uns verhängt. Sollten Sie unterwegs von den Unfrigen behelligt werden, was ich für die nächsten Tage nicht glaube, alsdann zeigen Sie dieses dritte Papier vor, und man wird Sie ruhig Ihre Reise fortsetzen lassen. — Wie angenehm es mir gewesen wäre," schloß der Pole seine Anspräche, „ein paar Stündlein mit Ihnen zu verplaudern, so gestatten dies doch meine Geschäfte nicht. Reisen Sie mit Gott! Vielleicht, daß wir uns unter freundlicheren Sternen noch einmal in diesem Leben begegnen." Und ehe der überraschte Alfred seinen Dank zu stammeln vermochte, hielt er die drei Papiere in der Hand, und Stanislaus war verschwunden.

Die nächstfolgende Nacht war eine der unruhvollsten in dem Leben unsers Landsmannes. Das Erlebte war ihm so fabelhaft, daß er wiederholt die mit polnischen Schriftzügen bedeckten Papiere besichtigen mußte, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Der Gedanke, daß er es mit einem Mitgliede oder doch sehr einflußreichen Agenten der geheimen polnischen Nationalregierung zu thun gehabt, erfüllte ihn fast mit Schauer. Nichtsdestoweniger beschloß er in seiner gefängstlen Lage, von der Gelegenheit, die ihm das Schicksal auf so wunderbare Weise geboten, Gebrauch zu machen, obschon er die Zweifel an einen glücklichen Erfolg nicht zu unterdrücken vermochte.

Bereits in den ersten Vormittagsstunden des folgenden Tags begab er sich, dem erhaltenen Rathe zufolge, abermals nach der Wohnung des Schuldners. Wie Stanislaus vorausgesagt, ward Alfred von dem Portier mit dem Bescheide kurz abgefertigt, daß der Herr verreist sei. Da machte unser Landsmann von dem ersten für den Portier bestimmten Papier Gebrauch, und, wie im Hotel, trat auch hier die merkwürdigste Wandlung ein. Aus der gravitätischen, vornehm herabschauenden Persönlichkeit ward plötzlich der höflichste Mensch. Er geleitete mit großer Zuvorkommenheit den Deutschen selbst nach dem Empfangzimmer und beeilte sich, den Hausherrn von dem Besuche in Kenntniß zu setzen.

Der Talisman, welcher dem Deutschen auf so räthselhafte Weise den Eintritt verschafft hatte, schien auch auf seinen Schuldner nicht ohne Einfluß gebrieben zu sein. Alfred brauchte nur wenige Minuten zu warten, bis der Herr vom Hause erschien. Derselbe bemühte sich vergeblich, seine an Bestürzung grenzende Ueberraschung durch die ausgesuchteste Höflichkeit zu verdecken. Er gestand, daß es der Wunsch seines Herzens sei, mit dem schleslschen Hause in möglichst guten Einvernehmen zu verbleiben, und nur die äußerste Noth habe ihn gestern gedrängt, ein Gebot zu thun, das ihm selbst nur zu wehe gethan; um aber wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, wolle er die angebotene Summe um das Doppelte erhöhen.

Als Alfred hierauf nicht einging und auf vollständiger Besriedigung beharrte, legte sich der Pole aufs Bitten um Nachsicht und Gefundung. Es schien ihm Alles darum zu thun, mit seinem Gläubiger in Güte aus einander zu kommen.

Der Deutsche erwiderte, „daß man, was Nachsicht und Gestundung anlange, dieselbe bereits seit vier Wochen hinlänglich an den Tag gelegt habe und dadurch ebenso in Sorge, wie in Verlust gerathen sei."

Der Schuldner erhöhte die Summe nochmals, und als Alfred auch hierauf nicht einging, stand Ersterer auf und erwiderte mit kälterem Tone: „Mein letztes Gebot gedenke ich verantworten zu können, gegen wen es immer sei. Sind Sie damit nicht einverstanden, so thut es mir leid; aber mehr zu bewilligen, liegt vollkommen außerhalb des Bereiches meiner Kräfte."

Da Alfred erkannte, daß der Pole zu dem Punkte gekommen, wo seine Nachgiebigkeit die Grenze erreicht und weitere Debatten überflüssig wurden, zog er das zweite Papier aus der Brustiasche und überreichte es schweigend. Kaum hatte der Pole einen Blick auf das verhängnißvolle Papier geworfen, als eine auffallende Blässe sein Gesicht überzog. Er sprang auf und ging, wie mit einem Entschlusse kämpfend, wiederholt das Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Alfred stehen und sagte: „Sie sollen Ihr Geld haben und sollte es mich den Ruin meines Hauses kosten; aber ich bringe dieses Opfer im Interesse meines Volks und meines Vaterlandes. Wollen Sie gefälligst Quittung leisten. Hier stehen Papier und Schreibmaterial. Binnen Kurzem bin ich wieder bei Ihnen."

Alfred schrieb im Namen seines Hauses die Quittung und zwar über die ganze Forderung, deren vollen Betrag in guten Wechseln er nach wenig Minuten in seiner Hand hielt.

Wer war glücklicher als unser Landsmann? Ohne sich in weitere Unterhaltung mit dem sehr wortkarg gewordenen Polen einzulassen, eilte er nach seinem Hotel, um seinen Reiter aufzusuchen und ihm dankend um den Hals zu fallen. Aber Stanislaus war nirgends aufzufinden, noch sonst zu erfragen. So blieb ihm nichts übrig, als ein paar Dankeszeilen auf das Papier zu wersen, die er dem Wirthe zu eigenhändiger Ueberantwortung anvertraute. Zugleich bat er inständigst um den wahren Namen seines Wohlthäters, welchen dieser nie Alfred mitgetheilt hatte. Man nannte ihn, und sorgfältig notirte er denselben in seine Briefiasche, um von Hause aus noch ausführlicher seinen Dank auszusprechen.

Bereits nach wenigen Stunden lag die alte Polenhauptstadt weit hinter ihm. Er erreichte glücklich die deutsche Grenze, ohne auf Zusurgentenhaufen gestoßen zu sein. So bedurfte er des dritten Papieres nicht, das er aber zum Andenken noch heute heilig und theuer aufbewahrt. In Breslau wurden die Wechsel auf das Prompteste honorirt.

Das Erste, was Alfred in der Heimath vornahm, war, daß er sich hinsetzte und in einem herzlichen Schreiben seinen Dank nochmals aussprach. Der Brief aber kam nach Verlauf weniger Tage mit der Bemerkung des Warschauer Postamtes zurück: „Adreffat hat hier unbekannt". Der Brief war unerbrochen, da Alfred als Absender die Firma seines Hauses bezeichnet hatte.

Als Alfred seinem Vater bei einem Glase Punsch sein Abenteuer und dessen glücklichen Erfolg ausführlicher mittheilte, stieß Letzterer auf das Freudigste mit seinem Sohne an und rief wiederholt: „Du bist ein Glückskind, wie ich das schon mehrmals in Deinem Leben zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Trotzdem," fügte er hinzu, „wollen wir mit den Herren Polen künftig etwas vorsichtiger zu Werke gehen, da nicht immer die polnische Nationalregierung die Gefälligkeit haben dürfte, wohlthätig einzuschreiten." —

In der That möchte wohl auch der Fall, daß jene geheime Behörde einem Deutschen zu seinem Eigenthume verholfen, sehr vereinzelt dastehen.

Das Löschen — eine brennende Frage.

Der Gemeinsinn, jener Grundpfeiler einer tüchtigen Selbstregierung, jener Prüfstein freiwilliger Aufopferung, gegenüber dem vornehmen Zurückziehen, der Faulheit und Gleichgiltigkeit, wenn es sich darum handelt, das liebe eigene Ich im Dienste der Gemeinde wie des Vaterlandes zu bethätigen, dieser Gemeinsinn hat unstreitig in neuerer Zeit in unserem Volke mächtig Wurzel geschlagen und treffliche Erfolge zu Tage gefördert.

Ohne regen Gemeinsinn kein blühendes Gemeindewesen, und ohne dieses kein starkes, kräftiges Vaterland. Nächst ist daher wohl wichtiger, als allerwegen die Lust und Liebe am allgemeinen Thun anzuregen und zu fördern; denn darnach wird das Volk zu derjenigen Selbstständigkeit erzogen, deren es bedarf, um mit Ruhe und Ausdauer der sich gestaltenden neuen Zeit entgegenzugehen und an dieser Neugestaltung selbst den so überaus nöthigen eigenen Antheil zu nehmen.

Digitized by Google

Zu denjenigen Institutionen, welche, auf wahren, echten Gemeinsinn basirend, Opferwilligkeit, That- und Willenskraft erfordern und gleichzeitig im Dienste der Humanität stehen, gehören unstreitig die freiwilligen Feuerwehren. Diese Genossenschaften, die in der neuern Zeit, besonders in Folge des sich immer mehr und mehr ausbreitenden Turnwesens, in vielen Orten unseres deutschen Vaterlandes entstanden oder im Entstehen begriffen sind, können nicht genug der allgemeinen Beachtung und Nachahmung empfohlen werden. Denn vielleicht auf keinem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt ist eine gründlichere Verbesserung nöthig, als gerade bei dem Feuerlöschwesen, das sich leider in nur wenig Fällen einer besondern Aufmerksamkeit der Bevölkerung wie der Behörden zu erfreuen hat. Indifferentismus, Festhalten am Althergebrachten und die Scheu vor einigen, häufig gar nicht bedeutenden, Geldopfern bilden in der Regel das Trifolium einer geschlossenen Phalanx gegenüber den sich etwa geltend machenden Bestrebungen nach Verbesserung. „Wozu brauchen wir die Neuerungen? Unsere Anstalten genügen vollkommen, und am Ende erleben wir ja nur selten ein Brandunglück. Deshalb sollen wir uns also der Mühe neuer Einrichtungen unterziehen und obendrein Geld dafür verwenden, das wir für andere Zwecke nöthig haben?"

So räsonnirt man beim Bierglase und begiebt sich, eben als der Nachtwächter den stereotypen Vers „Bewahret das Feuer und das Licht" ꝛc. abfingt, zur gewohnten Ruhe. Da, plötzlich, mitten im tiefsten Schlafe ertönt schauerlich die Sturmglocke! Erschreckt stürzen die Einwohner aus ihren Häusern. Ein Schrei des Entsetzens läßt sich überall vernehmen, denn es brennt an der gefährlichsten Stelle. Mit rasender Schnelligkeit verbreitet sich die Flamme und vernichtet Hab und Gut. Jetzt endlich langt die erste Spritze an, ein wahres Ungethüm, welches die Jahrszahl 17 3 trägt, anfangs langsam, und mit einiger Ruhe sieht man nun den Ereignissen entgegen. Aber leider leistet nur eine einzige Spritze gute Dienste, während die andern wegen ihrer Unbrauchbarkeit nach kurzer Zeit ihre Thätigkeit eingestellt haben und sogar theilweise von der Bedienungsmannschaft verlassen sind. Alles rennt durcheinander, Jeder sucht seine Habe in Sicherheit zu bringen, denn schon hat sich die Flamme bis zum Mittelpunkt des Ortes ausgebreitet. Unter solchen Umständen, und weil es leider auch an Wasser und Mannschaft fehlt, muß die einzige Spritze, die der Weiterverbreitung des Feuers einen Damm entgegensetzen könnte, ihre Thätigkeit einstellen und sich schleunigst zurückziehen. So ergreift das Feuer Kirche und Rathhaus, ja selbst die geretteten Gegenstände, welche man an einen sichern Ort wähnt. In wenigen Stunden ist der Ort bis auf einzelne Häuser ein Schutthaufen. Weinend und wehklagend stehen die Einwohner auf dem Platze der Verwüstung, trüben, beklommenen Blickes in die düstere Zukunft schauend, der allgemeinen Mitbedrängniß anheimgegeben. Und glücklich noch mögen sie sich bei all' dem Elend schätzen, wenn keiner von ihnen den schrecklichen Tod in den Flammen gefunden hat.

All' dies Unglück ist zum guten Theil die Folge von Sorglosigkeit und Mangel jeder dem billigsten Verlangen nur einigermaßen entsprechenden Organisation. Deshalb sollte jede Gemeinde darauf bedacht sein, bei guter Zeit die nöthigen Sicherheitsmaßregeln durchzuführen, und nicht erst warten, bis das Sprüchwort: Durch Schaden wird man klug, sich an ihr zu erproben sucht.

Die Hauptbedingungen einer tüchtigen Feuerwehr sind in einer wohlorganisirten, disciplinirten Mannschaft, unter einheitlicher Leitung, zu suchen. Dieser müssen dann brauchbare Geräthe und namentlich hinreichendes Wasser zu Gebote stehen. Daß nur auf diese Weise tüchtige Resultate zu erlangen sind, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Wer aber noch daran zweifeln sollte, der gehe sich nur die Mühe, die Leistungen einer gut organisirten, streng disciplinirten und wohlausgerüsteten Mannschaft mit denen einer zusammengewürfelten Masse zu vergleichen, und er wird sehr bald zur Erkenntniß gelangen.

Hinsichtlich der Löschgeräthe soll man alles Complicirte vermeiden, und sich an das Einfache, Praktische halten. Ebenso einfach sei die Kleidung. Wenn es die Mittel erlauben, daß die Mannschaft, namentlich im Winter, mit einer Tuchjoppe versehen werden kann, dann um so besser. Wo dies nicht thunlich, muß eine Bluse aus derbem Leinenzeug, unter welcher man ein warmes Unterkleid tragen kann, den Dienst verrichten. Als Kopfbedeckung wähle man den Helm. Alle überflüssigen Abzeichen sind entschieden zu vermeiden. Die Mannschaft selbst aber darf nicht aus zu jungen Leuten bestehen. Das 18. oder 20. Lebensjahr muß jeder Eintretende erreicht haben und außerdem die erforderliche körperliche Tüchtigkeit besitzen. Besonders möge man darauf sehen, sich einen Stamm von solchen Leuten zu bilden, die ihren dauernden Wohnsitz im Orte selbst haben. Endlich sollen sich auch die intelligenten und durch ihre Verhältnisse unabhängigen Ortsangehörigen bei der Feuerwehr betheiligen; denn gerade sie sind es, welche in einer derartigen Genossenschaft besonders segensreich wirken können. Leider aber hat man in diesen Kreisen häufig mehr schöne Worte als Thaten. Hat sich nun ein Stamm von Männern zu einer solchen freiwilligen Genossenschaft vereinigt, dann entwerfe man ein aus wenigen Paragraphen zusammengesetztes Grundgesetz nebst den nöthigen Disciplinarbestimmungen und setze sich alsbald mit den Behörden in Verbindung, deren Unterstützung unter allen Verhältnissen nothwendig ist. —

Der Impuls zu Gründung freiwilliger Feuerwehren ist schon vor länger als einem Jahrzehnt von Süddeutschland (besonders von Schwaben) aus gegeben worden. Von dort hat sich die Bewegung nach Mittel- und in jüngerer Zeit nach Norddeutschland verpflanzt. Auch in Oesterreich ist man neuerdings mit Gründung solcher Genossenschaften vorgegangen, deren Beispiel sicherlich Nachahmung finden wird. Vor Allem aber hat die Bewegung in den Turnvereinen Grund und Boden gefaßt und sich mit deren Vervollgemeinerung vergrößert. Die Turngenossen eignen sich ganz besonders zu Feuerwehren; denn einmal haben sie Gelegenheit, die auf dem Turnplatze erworbene körperliche Kraft und Gewandtheit, That- und Willenskraft in der Praxis zu bethätigen, und dann ist in dem öfteren gemeinschaftlichen Zusammensein auf dem Turnplatze ein Bindemittel gegeben, welches für die Disciplin wie für das überaus wichtige sich gegenseitig in die Hand Arbeiten eine große Bedeutung hat.

Ueberhaupt muß die Turnerei mit den aus ihr gebildeten Feuerwehren als eine Hauptschule des Gemeinsinns betrachtet und darum ihre immer weitere Verbreitung mit allen Kräften angestrebt werden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf stehende, d. h. bezahlte Feuerwehren. Derartige Einrichtungen, welche bedeutende Geldopfer verursachen, besitzen nur große Städte, wie Berlin, Paris, London, Petersburg, Moskau und viele andere. Eine treffliche Organisation hat die Berliner Feuerwehr, welche, von dem ehemaligen Polizeipräsidenten von Hinkeldey gegründet, heute noch unter dem verdienstvollen Brandtdirector Herrn Scabell steht. Das ganze Corps hat einen Etat von circa 600 Mann. In verschiedenen Theilen der Stadt befinden sich achtzehn mit den erforderlichen Mannschaften und Geräthen besetzte Feuerwachen, welche mit dem Polizeipräsidium in telegraphischer Verbindung stehen, so daß im Nu und ohne die Bevölkerung zu alarmiren bei einem ausbrechenden Schadenfeuer die erforderlichen Kräfte an den bedrohten Punkt dirigirt werden können. Eine bis in fast alle Theile der Stadt verbreitete Wasserleitung unterstützt die Operationen der Mannschaften, deren Organisation in Ausführung ihrer verschiedenen Verrichtungen ganz besonders hervorzuheben ist. Die freiwilligen Feuerwehren können sich dieses Institut in jeder Beziehung zum Muster nehmen und manchertei Einrichtungen auf ihre eigenen Verhältnisse übertragen. Vorzugsweise gilt dies von der Disciplin, der Ruhe und Besonnenheit, dem Bewußtsein, welche dort herrschen.

Das Pariser Pompiercorps,* das älteste aller stehenden Feuerwachen, denn es wurde schon im Jahre 1716 von Dumourrier Duperrier gegründet, zählt dermalen 800 Mann. Das Corps steht seit 1850 unter dem Commando und der Verwaltung des Kriegsministeriums, während es hinsichtlich des Feuerlöschdienstes den Befehlen des Polizeipräfecten nachzukommen hat.

In ähnlicher Weise sind die Pompiers durch ganz Frankreich, in den Städten wie auf dem Lande, eingeführt. In den kleineren Ortschaften haben die Pompiers nur die Oberleitung (zu jeder Spritze gehören drei Mann) über die aus der Bevölkerung zum Feuerwehrdienst herangezogenen Mannschaften und genießen dafür verschiedene Vergünstigungen, wie z. B. Befreiung vom Nationalgardendienst ꝛc.

Die Londoner Feuerbrigade, wie sie genannt wird, zählt circa 150 Mann und ist ein von den Versicherungsgesellschaften besol-

* Näheres in „Die deutsche Feuerwehr" von Carl Weiler, Chef der Feuerwehr in Mainz, und „Handbuch der Pariser Feuerwehr" von Richard Schunk.

Digitized by Google

detes Privatinstitut. Die Mannschaft besteht ebenfalls Wachen, die in verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt sind, so viel uns bekannt, untereinander telegraphisch verbunden sind. Die Feuerwehrmänner haben bei einem signalisirten Schadenfeuer nur die Oberleitung über das freiwillig zur Hülfeleistung herbeieilende oder nach Umständen auch dazu gepreßte Publicum, welches selbst für geleistete Dienste von dem commandirenden Feuerwehrmanne auf Verlangen mit 1 Schilling pro Mann und Stunde entschädigt wird; in der zweiten Stunde wird dieser Betrag indessen auf 6 Pence reducirt — eine Einrichtung, die uns nichts weniger als praktisch vorkommen will. Sein Kurzum sind auch in London die Dampfspritzen eingeführt, deren Wirkung bei hinreichendem Wasser eine ganz außerordentliche ist. Die Anschaffung dieser in neuester Zeit verbesserten Maschinen ist ziemlich kostspielig. Dasselbe gilt von deren Unterhaltung, so daß sie sich aus diesen Gründen nur für große Städte eignen. In Gemeinschaft mit der Feuerbrigade wirkt noch die im Jahre 1843 durch Privatmittel gegründete „Königl. Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben in Feuersgefahr", die sich vielfach nützlich gemacht hat. Diese Gesellschaft hat jetzt ein Netz von 84 Stationen über London ausgespannt, bei deren jeder die ganze Nacht hindurch ein Chef verweilt, der eintretendenfalls binnen wenigen Minuten mit Mannschaften und Rettungsapparaten in jedem beliebigen Theile seines Districts zur Hülfe steht. Während des verflossenen Jahres waren die Mannschaften der Gesellschaft bei 1673 nächtlichen Bränden in Thätigkeit und diese Zahl wird nicht um ein Dutzend hinter der gesammten Zahl nächtlicher Feuer in der Hauptstadt zurückbleiben; und unter Leitung der Chefs wurden 74 Menschen gerettet, welche ohne diese Hülfe dem gewissen Verbrennungstode anheimgegeben waren.

Als vortrefflich werden die stehenden Feuerwehren in Moskau und Petersburg geschildert, die schon seit vielen Jahren in Wirksamkeit sind. Daß trotzdem in neuester Zeit in beiden Städten große Feuersbrünste stattgefunden haben, welche der angestrengtesten Löschversuche zu spotten schienen, hat seine hier nicht zu erörternden andern Gründe, so daß diese Vorkommnisse keineswegs einen Maßstab für die minitere Tüchtigkeit jener Corps abgeben können. Neben der jetzt eingeführten elektro-magnetisch-telegraphischen Verbindung der verschiedenen Feuerwachen beider Städte sind auch noch die früher allein den Dienst versehenden optischen Telegraphen in Gebrauch, deren eine unsere Abbildung zeigt. Ueber diese, wie über die ganzen Einrichtungen lassen wir unsere Gewährsleute sprechen.

Jede Tschast (Stadttheil) besitzt ein hohes Gebäude mit steinernen Grundmauern, auf welchem ein weit über alle Häuser emporragender hölzerner Thurm, der einer holländischen Windmühle gleicht, aufgeführt ist. An dem höchst möglichen Punkte dieses Thurmes läuft rund herum eine Gallerie, auf welcher fortwährend zwei der wachhabenden Pajarnik's (Spritzenleute) ihre Runde machen. So aus dieser Vogelperspective spähen sie nach etwa verdächtig aufsteigendem Rauch und zu den ihnen stets sichtbaren nächsten Feuerthürmen hinüber. Auf der Spitze des Thurmes erhebt sich eine lange eiserne Stange mit zwei Armen, zu welchen, gleich dem Tafelwerk eines Schiffes, Stricke führen, woran die nöthigen Feuersignale aufgezogen werden. Diese Feuerzeichen bestehen bei Tage aus großen, geflochtenen, schwarzen Kugeln und schwarzen Querstäben, des Nachts jedoch aus verschiedenfarbigen Ballons und bilden so eine Art von Telegraphensprache, indem sie, je nach ihrer Zusammenstellung, den Stadttheil der Feuersbrunst angeben (s. unsere Abbildung), welcher dann von sämmtlichen Thürmen signalisirt wird.

Die Lösch-, Rettungs- und sonstigen Apparate gleichen denen anderer Länder. Einen herrlichen Anblick bietet eine zur Brandstätte eilende Bajarne (Feuerspritze). Vorauf galoppirt der Führer des Zuges, bei Tage eine blutrothe Fahne, Nachts eine Stocklaterne in der Hand, und ihm nach rasselt der lange Zug der stets sehr sauber gehaltenen, grüngestrichenen Gefährte, auf jedem die nöthige Mannschaft in kurzen grauen Wasserröcken und Beinkleidern von gleicher Farbe, welche in hohen Juchtenstiefeln verschwinden. Den Kopf bedeckt ein schützender Messingbehm. Die Pferde dieser Züge sind bei jeder Tschast stets von ganz gleicher Farbe und von so guter Race, als stammten sie direct aus Arabiens Wüsten. Sie sind bei den schweren Fuhren zu drei, bei den Wasserfässern zu zwei nebeneinander geschirrt. Das mittlere Pferd läuft zwischen einer Scheere mit dem hier stets gebräuchlichen hohen Bügel über dem Kummet, in sehr gestrecktem Trab, und die Seitenpferde galoppiren mit tief, aber gracids nach außen gesenktem Kopfe frei daneben, durch Separatleinen regiert. Das Geschirr, aus zahlreichen feinen, aber starken Riemen bestehend, gleicht fast einem Schmuck und trägt nicht wenig zum Anöpuz der herrlichen Thiere bei.

Feuer-Signalthurm in Moskau.

In Petersburg besitzt die Feuerwehr außer den gewöhnlichen noch zwei in England gefertigte Dampfspritzen, die während des Transportes zur Brandstätte gekeizt werden und so in der Regel für und fertig zur Stelle kommen. Diese Maschinen haben sich außerordentlich gut bewährt; denn ganz abgesehen von der Kraft des in die Höhe und Weite geworfenen Wasserstrahls, speisen sie noch, falls es nothwendig, die gewöhnlichen Spritzen mit Wasser, welches die zahlreichen Canäle und Wasserleitungen in hinreichender Fülle liefern.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß die Feuerspritze schon von den Griechen Ktesibios und dessen Schüler Heron, dem Erfinder des Herondballes, 150 Jahre vor Christo erfunden wurde. Diese Maschinen, Stoßspritzen, denen der Winkelhebel fehlte, kamen indessen nicht in Aufnahme. Erst viel spätern Zeiten war es vorbehalten, die Erfindung wieder aufzunehmen und durch Verbesserungen für ihre Zwecke tüchtig zu machen.

In Deutschland datirt die erste Nachricht über Feuerspritzen aus Augsburg und aus dem Jahre 1518, wo eine solche, angefertigt vom Goldschmied Anton Plattner, in Gebrauch war.

Nach und nach wurden diese Maschinen namentlich in deutschen und holländischen Städten immer häufiger. Das bewegliche Wenderohr (Schwanenhals) ward im Jahre 1655 von A. Hautsch

Digitized by Google

in Nürnberg und Schläuche sowohl als Wasserzubringer 1672 von den Gebrüdern Jan van der Heide erfunden. Endlich erfand im Jahre 1720 der Mechaniker Jakob Leupold aus Planitz bei Zwickau den Windkessel, jenen Hauptbestandtheil der Feuerspritze, durch den allein ein ununterbrochener Wasserstrahl erzielt wird. Das Prinzip in der Bauart der Feuerspritzen war nunmehr entschieden, und es kann seitdem lediglich von Verbesserungen dieses Princips, nicht aber von neuen Erfindungen die Rede sein. Die Erbauung der Dampffeuerspritzen stammt aus Nordamerika, wo der Mechaniker Ericson, ein Schwede, 1840 in Newyork die erste verfertigte.

Die Feuerwehrfrage ist gewissermaßen auch eine brennende geworden, mit der sich Publicum wie Behörden weit eingehender und vorsorglicher beschäftigen sollten, als es leider bisher geschehen. Sollten diese schlichten Zeilen einigermaßen dazu beitragen, so ist ihr Zweck erreicht.

O. Faber.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

3. Von Schleswig nach Rendsburg und meine Gefangenschaft bei den Preußen.

Alle Verbindungen in Schleswig waren durch den Krieg in Unordnung gerathen. Nirgends wußte man in der Stadt Schleswig, ob man mittelst der Eisenbahn nach Flensburg gelangen könne, nicht einmal im Bureau der Eisenbahnstation. „Ich weiß nur, daß sogleich ein Militärzug nach Rendsburg geht, welcher Gefangene führt," sagte der Beamte; „ob Sie mitfahren können, wie weit? von Alledem weiß ich nichts. Versuchen Sie's." Das war ein schlechter Trost. Ich wandte mich an einen österreichischen Hauptmann, den ich auf dem Perron traf. „Der Zug, den Sie hier sehen," erwiderte er, „geht allerdings mit Gefangenen nach Rendsburg. Bis Klosterkrug will ich Sie gern mitnehmen. Ob Sie dort weiter kommen können, weiß ich nicht." Alle Wagen des langen Zuges waren bereits mit dänischen Soldaten gefüllt, mehrere hundert Gefangne, welche die tapfern österreichischen Truppen auf den Schlachtfeldern von Wedelspang, Jagel und Oeversee gemacht hatten. Sie sollten über Rendsburg nach Spandau und Magdeburg gebracht werden. Ich stieg mit dem Hauptmann und noch zwei jüngern Officieren in eins der vordersten Coupés. Der Zug brauste fort. „Merkwürdig," sagte der Hauptmann, in seinen Gefangenenlisten blätternd, „immer dieselben Namen. Da habe ich nun zwanzig Gefangene auf dem Zuge, welche sämmtlich „Petersen" heißen. Wird nun einer von diesen zwanzig Petersen entlassen, so ist es ein Kunststück, den richtigen Petersen herauszufinden."

Nach einigen Minuten hielt der Zug bei Klosterkrug. Noch heute lauten die Billets in dänischer Sprache. „Slesvie to Klosterkro" stand auf dem Billet, welches ich in der Hand hielt. Nur dänische Freiheit vermag so Etwas. Niemals hat die österreichische Regierung Aehnliches in der Lombardei und in Venetien versucht. Ich stieg aus, und der Zug brauste weiter nach Rendsburg zu. Aber wie bedauerte ich bald, daß ich überhaupt versucht hatte, mittelst der Eisenbahn nach Flensburg kommen zu wollen! Niemand wußte mir auf der einsamen Station zu sagen, ob und wann ein Zug nach Flensburg kommen oder abgehen würde. Und dazu war ein längerer Aufenthalt auf der Station eine Art von Biwouak. Das Bahnhofsgebäude war vollkommen wüst und leer. Man sah, die Dänen hatten in diesen Räumen gehaust. Ich versuchte, in einem der übrig gebliebenen Oefen mir selbst Feuer anzumachen. An zwei Stellen war der Fußboden aufgebrochen, um Pulver hineinzulegen und das Bahnhofsgebäude, welches den auf das Danewerk vorrückenden Oesterreichern als Deckung dienen konnte, in die Luft zu sprengen. Ich brach an diesen Stellen noch einige Holzstücke aus und steckte sie in den Ofen. Aber der Ofen rauchte. Ich wollte mir einen andern Raum suchen. Endlich kam ich zu einer geschlossenen Thüre. Inwendig hörte ich Stimmen. Ich öffnete die Thür, und sah ein vollständig kriegerisches Bild vor mir. Ich trat in einen Wartesalon erster Classe. Der Boden war mit Heu und Stroh bedeckt, Tornister, Waffen, Soldatenmäntel lagen umher, um ein im Ofen brennendes prächtiges Feuer aber lagerten ein Dutzend österreichischer Soldaten. Der Saal war dunstig genug, allein ich dachte, das erste Element des menschlichen und thierischen Lebens sei die Wärme, und ließ mich auf einem Tornister in der Nähe des Ofens mitten unter den Ungarn, Slawoniern und Kroaten nieder. Ich befand mich bei der österreichischen Wachtmannschaft, welche den Bahnhof besetzt hielt. General v. Gablenz, der Sieger vor Schleswig und bei Oeversee, hatte hier einige Stunden nach dem Abzuge der Dänen sein Hauptquartier gehabt. Glänzende Thaten des Feldherrn und der Soldaten und das Lob eines liebenswürdigen, humanen und der politischen Lage des Landes gegenüber höchst taktvollen und klugen Benehmens werden in der Geschichte dieses Krieges seinen Namen zieren.

Mit der Eisenbahn, das sah ich mit jeder Minute mehr, war nicht weiter zu kommen. Zum Glück fuhr bald nachher ein Bauer in seinem Stuhlwagen vorüber, der mich willig nach Schleswig mitnahm.

Ich befand mich nun auf der Straße, auf der die dänische Armee nach Verlassen des Danewerks und der Schanzen um Schleswig ihren jedenfalls meisterhaften Rückzug gemacht hatte. Das war Morgens zwischen 6—8 Uhr geschehen. Die Kaiser-Husaren waren ihr immer auf den Fersen. General von Gablenz selbst gleich hinter den Kaiser-Husaren. Beim Fußholzer Krug stieß die österreichische Avantgarde zuerst auf die dänische Nachhut. Die Wege waren glatt gefroren. Nur mit großer Mühe konnten die Husaren sich vorwärts bewegen. Auch sie hatten mehrere Tage und Nächte bei dem fürchterlichen Wetter im Biwouak zugebracht. Aber immer ging es vorwärts, um die Dänen zu erreichen und zum Stehen zu bringen.

Endlich kam ich an die Ostseite Haite. Hier wurde vor dreißig Jahren die Schlacht geschlagen, welche Schleswig-Holsteins Schicksal entschied und ohne die Annahme einer grenzenlosen Unfähigkeit oder einer fast unglaublichen Verräthere gar nicht zu erklären ist. Bei Hellingbeck sah ich die ersten Todten. Es waren Kaiser-Husaren, die tapfern Berfogler, welche bei Oeversee das Gefecht zum Stehen gebracht hatten. Einzelne Tschako's und Dolmans waren auf der Straße zerstreut. Sich scheuend, jagten die Pferde an den todten Körpern vorüber. Vom Fußholzer Krug bis nach Oeversee bestand die Verfolgung der österreichischen Truppen aus einer fortlaufenden Reihe von kleinen Scharmützeln. Die dänischen Truppen, Infanterie und Artillerie, benutzten jeden günstigen Terrainabschnitt, um die vorrückenden Oesterreicher aufzuhalten.

Ich gelangte nach Oeversee. Hier war es zu einem vollständigen Gefecht gekommen, aber zu einer Schlacht, will ich lieber sprechen, denn die Schlacht bei Solferino," sagte mir der österreichische Officier, den ich am heutigen Abend auf der Hauptwache kennen lernen sollte und der bei Oeversee gekämpft hatte, „war im Verhältniß zur Zeit und zu den Streitkräften nicht so blutig, wie das Gefecht bei Oeversee." Es dauerte nur anderthalb Stunden. In diesen anderthalb Stunden verlor die Brigade Rostiz, mit der Feldmarschallleutenant von Gablenz die Verfolgung unternahm, nicht weniger als 600 Mann an Todten und Verwundeten, unter ihnen ein Drittel ihrer Officiere. Namentlich zeichneten sich die Regimenter Belgien und Hessen und das neunte Jägerbataillon durch eine unvergleichliche Bravour aus. Die Dänen hatten, fast zehntausend Mann stark, eine ausgezeichnet günstige Position mit Infanterie und Artillerie besetzt. An einem hochgelegenen Waldrande standen sie in drei Stufen übereinander, jede einzelne Stellung durch Erdrämme und Lucken geschützt, während die Oesterreicher ganz ungedeckt jede Position erstürmen mußten. Aber als die Letzteren sahen, daß sie das Gefecht wirklich zum Stehen gebracht hatten, stürmten sie unaufhaltsam eine Position nach der andern mit dem Bajonnet, obschon die Dänen ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen waren, und eine Truppenmacht von 10,000 Mann noch zwischen Oeversee und Flensburg in der Reserve stand. Keinen Augenblick verstummte das Hurrah der Stürmenden auf der ganzen Linie. Jeder Fußbreit Boden, wie ich sah, war hier mit Blut erobert worden.

Am heftigsten mußte im Wäldchen gekämpft worden sein. Dort lagen die Todten am zahlreichsten. Die österreichischen Sol-

Digitized by Google

daten waren meistens in den Kopf geschossen. Die Gesichter der auf dem Rücken im Schnee liegenden Jäger und Infanteristen waren mit Blut bedeckt. Die Dänen hatten noch in der Entfernung von drei Schritt Feuer gegeben. Dann hatten die Oesterreicher die Gewehre umgekehrt und den Dänen mit den Kolben die Köpfe eingeschlagen. Vor einem Zaun, hinter dem die Dänen in der Position am Waldrande zuerst Posto gefaßt hatten, lag eine lange Reihe österreichischer Jäger und Infanterie todt. Pulsadern hatten den Schnee geröthet. Dolmans und Husarenkäppis bedeckten zu beiden Seiten die Ränder der Straße. Hinter dem Zaune lagen die Dänen, ebenfalls in langer Reihe, meistens die Köpfe mit dem Kolben eingeschlagen. Man konnte ganz deutlich sehen, wie der Zaun vertheidigt und dann genommen war. Die Pulsadern, die Leichen mit den zerschossenen und eingeschlagenen Köpfen, die todten Pferde — ein schrecklicher Anblick! Eine Jägercompagnie zählte nach der Schlacht nur noch 27 Mann.

Feldmarschallieutenant v. Gablenz war während des Gefechts stets an den gefährlichsten Stellen. Keine Büte, sich weniger auszusetzen, konnte ihn zurückhalten. Rund um ihn fielen Menschen und Pferde; er selbst erhielt eine matte Kugel, welche an seiner Säbelscheide abprallte. Dem Herzog Wilhelm von Würtemberg, welcher als Oberst das Regiment Belgien commandirte, wurden bekanntlich zwei Zehen abgeschossen. Unleugbar schlugen sich die Dänen vortrefflich. Jeder Knid mußte mit dem Bajonnet unter Kleingewehr- und Artilleriefeuer genommen werden. Sie verwendeten ihre Truppen auf das Zweckmäßigste und manövrirten nach allen Regeln der Taktik. Die 600 dänischen Gefangenen, welche eingebracht wurden, waren meistens Jüten und Inselbänen, unter ihnen kein einziger Ueberläufer. Der Grimm und die Erbitterung sprachen aus ihren Zügen. Sie schlugen sich bis auf den letzten Augenblick.

Unter einem Trupp Gefangener, die man in der ersten Verwirrung noch nicht entwaffnet hatte, legte plötzlich ein Secsänder auf den ganz in der Nähe stehenden Feldmarschallieutenant von Gablenz an. Der General wäre verloren gewesen. Da schlug ein Jäger den Dänen mit dem Gewehrkolben nieder. Ohne Ausnahme zeichneten sich alle österreichischen Officiere durch unerschrockene Tapferkeit und unverwüstliche Kaltblütigkeit aus; ich nenne unter den Vielen nur Oberstlieutenant Schönfeld vom Generalstabe, Oberlieutenant Baron Werneck, Rittmeister Baron Löwenstern, Ordonnanzofficier des Feldmarschalls, einen Schleswig-Holsteiner, dessen Bruder in Angeln begütert ist, Lieutenant Oberstorf, Oberstlieutenant Blasitz, Chef des Generalstabes — ich müßte sie Alle nennen. Als es dunkel wurde, brachen die Dänen das Gefecht ab. Dann wurden mit Hülfe von Fackeln und Laternen die Verwundeten auf dem blutbedeckten Schlachtfelde aufgesucht. Gar mancher ist nicht gefunden worden und ist an seinen Wunden im Schnee und in der Kälte gestorben.

Eine Stunde vor Flensburg sollte ich einen andern noch erschütternden Anblick haben. Der Schneesturm war wieder so heftig geworden, daß ich genöthigt war, die Pferde anzuhalten zu lassen und in einem an der Straße liegenden einsamen Gehöft einzukehren. Die größere Stube war ganz mit österreichischen Soldaten angefüllt, in der kleinern saß der Besitzer des Hofes, neben ihm auf der Bank lag sein todter einziger Sohn. Die Dänen hatten bei ihrem Rückzuge von Oeversee nach Flensburg Pferde und Wagen des Bauern requirirt. Der Sohn führte den Wagen. Mit durchschossenem Kopfe sollte ihn der Bauer wiedersehen. Wahrscheinlich war er, als er auf dem Rückwege die Vorpostenlinie der Dänen passirte, in der Dunkelheit erschossen worden. Der Todte hatte die Bescheinigung, daß die Fuhre geleistet sei und er zurückkehren könne, noch in der Tasche. Die Pferde und der Wagen waren fort. „Nun habe ich Alles verloren," rief der verzweifelte Bauer, „meinen einzigen Sohn, meine Pferde und meinen Wagen." Nie werde ich diese fürchterliche Scene in der schwach erleuchteten Stube vergessen.

Flensburg war voll vom Getümmel des Krieges. Wagen an Wagen bedeckten die Straßen, welche sich noch im Dunkel des bereits hereingebrochenen Abends mit Vorräthen, Munition und Kriegsvorräthen aller Art auf der Straße nach Gravenstein in der Richtung nach Düppel hinaus bewegten. Zwischen den Wagen Truppenmassen und Geschütze. Darüber ein winterlicher Nachthimmel, aus dem unaufhörlich Schneemassen herabwirbelten. Fahnen in den schleswig-holsteinischen Farben hingen aus den Fenstern der kleinern Häuser; der Wind, der in ihren Falten rauschte, war von einer eisigen Temperatur. Deutsche Fahnen sah ich keine einzige. Der preußische Feldmarschall von Wrangel wollte die deutschen Fahnen nicht dulden, und die Flensburger Bürger hatten nicht den Muth, sie trotzdem aufzustecken. Nirgends in Schleswig-Holstein hatte ein österreichischer General ein ähnliches Verbot ergehen lassen. Auf dem Markte wehte eine riesige schleswig-holsteinische Fahne. Ich trat in den an demselben liegenden Gasthof zur Stadt Hamburg ein, wo ich auch vor dreizehn Jahren schon gewohnt hatte. Der Besitzer ist ein Mann, der sich immer durch Festhalten an der deutschen Sache in Flensburg ausgezeichnet hat. Er heißt Döll. Vor dem Hause wehte eine schleswig-holsteinische, eine österreichische und eine preußische Fahne. Zwei österreichische Jäger, Tapfere aus dem Gefecht bei Oeversee, standen als Posten auf der Freitreppe. Der Flur, die untern Räume waren überfüllt von Gästen.

Bekannte aus Angeln verschafften mir noch ein Plätzchen. An der andern Seite des Tisches saßen Flensburger Bürger. Ich hielt ihnen vor, daß sie noch immer sich ihrer dänischen Beamten nicht entledigt hätten.

Sie antworteten mit einer Menge klauer Entschuldigungen. Vergebens erinnerte ich sie an das Beispiel Schleswigs, Eckernfördes, Tönnings, Friedrichsstadts und aller fürstbleswigschen Ortschaften, wo die Bewohner binnen der ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Preußen und Oesterreicher vollkommen mit dem Ausschuß Seelands aufgeräumt hatten. Flensburg hat sich unter den schleswigschen Städten immer durch aus dem Handelsinteresse hervorgehende dänische Sympathien hervorgethan. Sämmtliche dänische Beamten, Pastoren und Schulmeister waren heute noch, drei Tage nach dem Einzuge der preußischen Truppen in Flensburg, im Besitz ihrer Stellen; in den Schulen wurde noch der Unterricht in dänischer Sprache ertheilt; selbst der Löwe, dieses berüchtigte Denkmal dänischen Uebermuthes, stand noch auf dem Friedhofe und blickte höhnisch auf die Gräber der auf dem verrätherischen Schlachtfelde bei Idstedt Gefallenen. Wrangel würde wahrhaftig nicht gezaugt haben, ihn wieder aufzurichten, wenn man ihn von seinem mit den Namen dänischer Generale gezierten hohen Postamente hinabgestürzt hätte.

Es gefiel mir heute nicht in dem Gastzimmer des Wirthshauses. Trotz des Schneesturmes ging ich wieder aus, um eine Zeitung zu lesen. Als ich zurückkam, trat mir in remiselben Zimmer ein preußischer Officier in Helm und Schärpe, zwei österreichische Jäger hinter sich, entgegen. „Sind Sie Herr Gustav Rasch?" fragte er.

„Allerdings," antwortete ich. „Was wünschen Sie?"

„Ich habe den Auftrag von der Commandantur, Sie zu verhaften. Wollen Sie den schriftlichen Befehl sehen, da ist er."

Ich lachte und sagte dem Officier, daß ich, da in Flensburg kein Belagerungszustand herrsche, der preußischen Commandantur das Recht einer Verhaftung nicht zugestehe. Der Lieutenant bedauerte in den höflichsten Formen, daß er mir diese Unannehmlichkeit machen müsse, mich auch um auf die Commandantur zu führen habe, die Gründe meiner Verhaftung wisse er nicht.

„Ich verlange, zu dem preußischen Regierungscommissar, Freiherrn von Zedlitz, geführt zu werden, den ich allein als eine mir gegenüber berechtigte Persönlichkeit anerkenne."

„Ich werde Sie zu Herrn v. Zedlitz führen," erwiderte mir der Officier. „Warum soll ich es nicht thun, verboten ist es mir nicht. Vielleicht befreie ich Sie auf diese Weise von der ganzen Unannehmlichkeit."

Wir gingen, ich neben dem Officier, die beiden Jäger hinter mir. Wenige Schritte von dem Hause, in dem der preußische Regierungscommissar wohnte, wurden wir von einem in einen grauen Officiermantel gehüllten Manne angehalten, der sich auf dem ganzen Wege hinter uns hergeschlichen hatte. Er sprach eindringlich mit dem mich begleitenden Officier. Dann verschwand er. Aber ich hatte ihn wohl erkannt. Ich war auf ihn bereits im Döll'schen Gasthofe als auf ein höchst verdächtiges Subject aufmerksam gemacht worden. Er heißt Zweigert, soll früher Officier in der päpstlichen Armee gewesen sein, befindet sich im preußischen Hauptquartier in einer höchst zweifelhaften Stellung und wird von allen Patrioten und auch von den Officieren gemieden. „Es thut mir außerordentlich leid, daß ich Sie nicht zu Herrn v. Zedlitz führen kann, sondern Sie sofort auf die Commandantur bringen muß," sagte der mich geleitende Officier, „es wird mir soeben ausdrücklich verboten, Sie zu dem Regierungspräsidenten zu führen."

Digitized by Google

Ich war entrüstet. „Wohlan, gehen wir auf die Commandantur," sagte ich. Noch wenige Schritte, und wir waren vor dem Hause angelangt, wo der Major Funk, derzeitiger Commandant der Stadt Flensburg, wohnt. Er empfing mich in etwas barscher Weise. Ich verlangte sofort zu dem preußischen Regierungscommissar geführt zu werden, und protestirte gegen meine Verhaftung als eine Gewaltthat. Alle Vorstellungen waren umsonst. „Ich muß Sie auf die Hauptwache führen lassen," erwiderte der Commandant, „finden Sie sich in die Sache, Sie sehen, wir haben hier die Gewalt."

Ich schaute mich um in dem Zimmer und sah nur bewaffnete Soldaten. „Allerdings, das sehe ich," erwiderte ich, „und ich bin augenblicklich ohne Waffen. Aber ich werde mir die Satisfaction holen!"

Immer der Officier neben und die beiden Jäger hinter mir, kam ich in der preußischen Hauptwache an, welche in dem ehemaligen Zuchthause in Flensburg aufgeschlagen war. Das alte Zuchthaus war voll von Militärgefangenen. Das große Vorzimmer zur Officierstube wimmelte von österreichischen Soldaten, welche hier auf Stroh campirten. Tornister, Waffen und Soldatenmäntel hingen an den Wänden oder lagen auf der Erde. In der Officiersstube trat uns ein hochgewachsener österreichischer Jägerlieutenant entgegen und nahm mich in Empfang. „Ich soll Ihnen besonders sagen, Herr Camerad," schloß der preußische Officier seine Meldung, „daß der Arrestant mit Niemandem correspondirt." Dann ging er, sich mehrmals gegen mich entschuldigend. Er übernahm es, sofort den Major im großen Generalstabe, Geerz, einen geborenen Schleswiger, von meiner Verhaftung in Kenntniß zu setzen.

Als er fort war, saßen wir uns in der trüben Wachstube einander am Tische gegenüber, der österreichische Jägerlieutenant und ich. Er war ein Tiroler, ans Inn im obern Innthale gebürtig, ein liebenswürdiger junger Mann, unterrichtet, intelligent, von einnehmenden Manieren, einer der Tapfern von Oeversee. Bald waren wir miteinander im interessantesten Gespräch. Er holte Wein und Cigarren. „Jeder unserer Officiere," sagte er, „hat von Lieber Damen einige Flaschen Wein und fünfzig Stück Cigarren zum Geschenk erhalten. Kommen Sie, trinken wir den Wein und rauchen wir die Cigarren. Vielleicht kommt Beides von schöner Hand." Wir ließen frisches Holz in den großen Ofen legen, schoben unsere Stühle vor das flackernde Feuer und tranken auf „das schöne Land Tirol". Die Wachstube war übrigens ganz anständig eingerichtet. Nichts als die kahlen Wände, ein gebrechlicher Tisch und vier Stühle. Der Nachwind pfiff durch die mit einem Teppich verhangenen, zerbrochenen Fensterscheiben. An der Wand war ein Strohsager ausgebreitet. Auf dem Stroh schliefen zwei Männer, Jeder mit einem Mantel bedeckt. Der Eine trug die Uniform eines Unterofficiers der kaiserlichen Cavallerie. „Auch zwei Arrestanten," sagte der Jägerlieutenant, „Sie werden sie schon morgen früh kennen lernen. Der eine ist Correspondent einer Pariser Zeitung, der andere ein kaiserlicher Cavallerieunterofficier, ein geborner Schleswiger. Sie sind schon mehrere Tage hier." Dann knüpften wir den Faden unsers unterbrochenen Gespräches wieder an. Die öde Wachstube verschwand mit ihren kahlen Wänden vor unsern Blicken. Draußen tobte der Schneesturm mit fürchterlicher Gewalt und übertönte das Rasseln der Wagen, welche noch während der Nacht nach Gravenstein hinausfuhren. Um drei Uhr schliefen wir in unsere Mäntel gehüllt neben einander einen erquickenden Schlaf.

Das Schicksal des Krieges hatte es auch diesmal nicht böse mit mir gemeint. Ich saß freilich gefangen in der elenden Officiersstube einer preußischen Hauptwache im Lande des „verlassenen Bruderstammes", aber das Kriegesglück hatte mich an die interessanteste Stelle der Stadt Flensburg gestellt. Die großen Fenster gingen hinaus auf die Straße, welche nach Gravenstein und zu den Düppler Schanzen führte, die in den nächsten Tagen der Schauplatz neuer, blutiger Kriegsscenen werden sollten. Von frühem Morgen an rasselten die Wagen und Geschütze vorüber, welche auf dem neuen Kriegstheater eine Rolle zu spielen hatten. Der ganze Belagerungspark zog an mir vorbei, endlose Wagenreihen mit Pontons zu Brücken, mit Munition, mit Brod und Fleischvorräthen, mit Lazaretheinrichtungen, mit Gepäck. Es war ein mit jeder Minute wechselndes, interessantes Bild des Krieges.

Am Morgen hatte ich bereits an den preußischen Regierungscommissar geschrieben und seine sofortige Intervention beansprucht. Nun machte ich auch die Bekanntschaft meiner beiden Mitgefangenen. Der Eine war, wie schon erwähnt, Unterofficier in der dänischen Cavallerie, ein geborener Schleswiger. Er hatte sich bei Nübel einer preußischen Patrouille gefangen gegeben. Unglücklicherweise hatte er sich geäußert, daß die Düppler Schanzen von den Dänen verlassen sein. Eine Recognoscirung, bei der fünfzehn Mann gefallen oder verwundet waren, hatte das Gegentheil ergeben. Jetzt wurde er bis auf Weiteres gefangen gehalten. Der andere war der Correspondent des Pariser Blattes „Le Siècle", Eugène d'Arnould. Auf einen Befehl des Feldmarschalls Wrangel, ihn festzunehmen, wo er sich in Schleswig betreten ließe, war er bei Mißunde verhaftet und zu Wagen nach Flensburg gebracht worden. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, seinen Correspondenzen eine preußenfeindliche Färbung gegeben zu haben. Er befand sich schon vier Tage auf der Hauptwache, jeder Bequemlichkeit entbehrend, zum Nachtlager nur das Stroh. Er hatte mit dem großen Befreier Siciliens immer den Tausend von Marsala den Feldzug nach Sicilien mitgemacht. Im Lager von Capua hatte ich seinen Namen als den des Capitains einer Compagnie Infanterie gehört. Meine Gegenwart war ihm eine Erscheinung des Himmels. Der Arme verstand kein Wort Deutsch und war nicht im Stande, sich auch nur ein Mittagsessen zu bestellen. Auch ihm hatte man jede Communication mit der Welt außerhalb der Hauptwache abgeschnitten.

Den langen Nachmittag hatte ich Muße genug, auf einer guten Karte und mit Hülfe des schleswigschen Unterofficiers die Stellung von Düppel zu studiren. Um acht Uhr Abends saß ich mit den commandirenden Officier der Hauptwache, dem Lieutenant v. Otterstedt, der auch bei Oeversee mit gefochten hatte, vor dem lodernden Feuer. Wir tranken einen „schleswig-holsteinischen" Thee, und d'Arnould sang mit mir den berühmten Gesang der Girondisten, der auf so manchen Schlachtfeldern erklang. Das „mourir pour la patrie" des Refrains hörten die dem Wände der ehemaligen Zuchthauswache gewiß heute zum ersten Male.

Der andere Morgen brachte mir meine Befreiung. Auf ein energisches Schreiben an den Commandanten, mich binnen zwei Stunden freizulassen, widrigenfalls ich äußerst unangenehme Schritte thun würde, wurde ich nun zu dem Regierungscommissar v. Zedtlitz geführt. In den höflichsten Formen erklärte er mir, daß ich bei Vermeidung militärischer Escorte Schleswig sofort verlassen müsse, da die Anwesenheit einer durch ihre zahrelange literarische und politische Thätigkeit so prononcirten Persönlichkeit, wie die meinige, mit der Ruhe im Herzogthum unvereinbar sei. Die Flensburger Bürger hatten nichts für meine Befreiung gethan, der Major vom großen Generalstabe hatte gefürchtet, sich zu compromittiren, wenn er sich um mich bekümmerte. Die österreichischen Officiere äußerten entrüstet: „Wir machen nur die Dänen auf dem Schlachtfelde zu Gefangenen, welche die Waffen in der Hand haben." Niemand, als ein alter Freund, Dr. Mahler, den ich zufällig in Flensburg getroffen, hatte sich um meine Freilassung bemüht.

Gustav Rasch.

Blätter und Blüthen.

Auf den Altar des Vaterlandes! Es ist erbeutete Wahrheit geworden, was ich in Nr. 5 meiner „Gartenlaube" voraussagte: „Die Heldenzüge des deutschen Volks von 1813 will in unsern Tagen sich erneuern." Die Kunde von dem einen „Frauenthum für Schleswig-Holstein", ja die Einmeldung nur an jene Opferfreudigkeit der deutschen Frauen im „heiligen Kriege" genügte, um nah' und fern edle Frauenherzen zu neuen Opfergaben zu begeistern, welche jenen der großen Zeit weder an Werth noch an patriotischer Wärme der begleitenden Worte nachstehen. Mit liebevollem Gefühl gebe ich an die Veröffentlichung dieser Worte und die Darlegung der Gaben, erfüllt von der freudigen Gewißheit, daß Beide, Worte wie Gaben, kein braves deutsches Herz ungerührt lassen und Viele, die Etwas zu opfern vermögen, die Mahnung zurufen werden: „Gehet hin und thuet desgleichen!"

Für den in Nr. 5 der Gartenlaube zur Versteigerung ausgebotenen

Digitized by Google

„Frauenschmuck" (Brosche im Werthe von 5 Thalern) sandte „ein Deutscher in Sachsen" aus dem Gegend von Meerane) mit 20 Thaler ein, und zwar mit folgender Bemerkung: „Fällt mir das Object zu, so ermächtige ich Sie, den Schmuck einer weiten Bestrafung zu unterwerfen, die bekanntlich ein günstigeres Ergebniß liefern wird. Beliegende 20 Thaler aber erlaube ich Sie, wenn mir der Schmuck nicht zufallen sollte, gleichfalls der Fr. Herzogin Adelheid v. Schl.-H. als eine unseren jetzigen Verhältnissen entsprechende Unterstützung zu dem edlen Unternehmen zugehen zu lassen."

Dieser brave Mann ist bereits überboten durch „einen Freund der heiligen Sache des verlassenen Bruderstammes" in St. Petersburg, welcher für den „Schmuck" 25 Thaler bietet.

Auf den Altar des Vaterlandes sind von edlen Frauen folgende neue Gaben niedergelegt:

1) ein reiches Armband von Granaten,

gesendet aus Dresden mit folgender Zuschrift: „Ein so gutes Vorbild — wie es die letzte Nummer (Nr. 5) Ihres geehrten Blattes brachte — verdient der Nachahmung. Verwerfen Sie auch dieses Armband zum Besten unserer nothleidenden deutschen Brüder und nehmen Sie den Tand dafür von einer Bewohnerin der Ammerseegegend."

2) Eine goldene Brosche mit Granaten;

3) ein goldenes Medaillon;

4) ein goldener Ring mit Rosette,

alle drei Werthstücke in einem Schächtelchen aus Holzminden abgeschickt und von folgenden Worten begleitet: „Herrn C. Keil ersuchen ich, Vorstehendes für die bedrängten Schleswiger zu verwenden, mit dem Wunsche, daß das arme Volk endlich zu seinem Rechte komme."

5) Eine goldene Brosche;

6) ein Paar goldene Ohrgehänge;

7) ein goldener Ring mit Rosette,

in einem Schächtelchen aus Schleis, gesandt mit folgenden Worten auf einem Zettelchen: „Für die armen, unglücklichen Schleswig-Holsteiner ein Scherflein, wenig, aber mit herzlicher Liebe."

8) Eine feine silberne, inwendig vergoldete Dose, — inliegend drei ächt-Guldenstücke, mit der Zuschrift: „Mag ein Scherflein für die armen, verlassenen Brüder in Schleswig, von einer Ungenannten in Jena".

9) ein gestickter echter Bauchkragen, Werth: 3—4 Thaler, eingesandt aus Braunschweig und begleitet von einem Briefe, den wir in einer der nächsten Nummern abdrucken werden, da er in weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Neun Gaben fordern abermals zur möglichst hohen Verwerthung auf. Werden sich auch für diese so ehrende Angebote finden, wie der erste „Frauenschmuck" sie hervorgerufen? Oder werde ich zum einfachen Berkaufe dieser Gegenstände schreiten müssen? Ich kann es mir nicht verhagen, auf das Letztere zu hoffen, und werde diese neun Gaben wenigstens noch eher durch Kauf verwerthen, als die ich meine Hoffnung getäuscht sehen muß. Dauer aber wird die Liebe zum Vaterlande und die Achtung vor den Frauen, die jedem edlen Manne erfüllen, mich söderlich bewahren!

C. Keil.

* Derselbe kann mir nicht, wie eine briefliche Zuschrift dies ausspricht, von „einer deutschen Jungfrau" in Leipzig zu, sondern das Postgeschen des Packetes zeigt auf Treuen i. V. als Absendepunkt hin.

Nur eine Bauernfrau. Auf dem Comptoir der Herren L. und K. in Hamburg erschien eine ärmlich gekleidete Bäuerin aus dem Holsteinischen und erkundigte sich, ob daselbst Beiträge entgegen genommen würden für Schleswig-Holstein. Ja, man glaubte, daß sie vielleicht Charpie, Leinen z. für die Lazarethe abliefern wolle, wies man sie an einen Tisch, auf welchem dergleichen Sachen bereits ausgebreitet lagen. Sie zog indeß einen alten Geldbeutel hervor und fing ohne Weiteres auf dem Comptoirtische an zu zählen: „ein Mark, zwee Mark, dree Mark" — Auf die Frage, von wem das Geld sei — antwortete sie kurz: „von mi," und zählte weiter: „veer Mark, fief Mark, sös Mark" — bis mit den Worten: „dat waren nu tein Mark" — sie den kleinen Haufen Bier- und Zwölfschillingsstücke zusammenstieß und dann wieder anfing: „een Mark, twee Mark, dree Mark" — und auf die wiederholte Frage: „von wen dieß Summe sei, wieder antwortete: „von mi." So waren nach und nach mit dem letzten Viecheschillingsstücke zehn Hanken von je zehn Mark emstanden, welche die Bäuerin dann noch einmal übersählend zusammenschob und mit den Worten: „da weren wen de dunkert Mark full — sien Se se gut" übergab, worauf sie sich entfernte.

Die so ärmliche Kleidung der Bäuerin veranlaßte Einen der Gegenwärtigen zu der Frage: ob sie das Geld allein in ihrem Dorfe zusammelt habe? worauf sie wieder antwortete: „Ne, dat is von mi!" Sie mußte durch weite Reihen der Bücken der Herren, welche sich allmählich um diese Scene versammelt hatten, aufgehen, daß man diese Summe mit ihrer eigenen ärmlichen Erscheinung vergleich. Ohne irgendwie sich beleidigt zu fühlen, antwortete sie auf diese Blicke mit treuherziger Miene: „Dat is Allens ehelig Geld, teen Schilling") is up unrechte Wiis darwiihen kaun; gewiß, et will mich de reine Saal wedderkriegen, ich hebb et jo gerrrn annehmen."

Einer der Anwesenden sprach in derselber Weise ihr zu, daß sie gewiß Jeder von solchen Gedanken ferne sei; doch da sie selbst gewiß manchmal ähnliche Sorge zu tragen habe und viele Entbehrungen, so sei es um so mehr zu verwundern, daß sie eine solche Summe absetze, die doch wohl ihr ganzes Vermögen sei, ehe man wisse nicht, ob man recht daran thue, das Geld von ihr anzunehmen.

Die Bäuerin schwieg einen Augenblick still, als bekäme sie sich, ob sie ein Weiteres anworten solle, dann sah sie die Umstehenden der Reihe nach an und sagte: „et geiht ja Keenen wat an, up welke Wiis dat Geld tosamen kaam is; ist hab ed, dat ist mien Gedanken is mi beholen wull, wat mi dör't Hart") gahn is, wenn ist se een Stück Geld wohl andre di Sied legat hev, dod de Herrn sünd ja so fründlich gegen de ohle Frn un nehmt ist ja ed de Mih vor uns Saal, un hest Medo") für uns Saal, da will ist Se denn lert vertellen. Ja, ist hev mennig Sack up mien Hart dragen, un is ed mennig Dag west, wo et recht knapp hergang, un dat warrt noch mehr kaam, wenn man Eller warrt; doch dat Allens kummt von unse Herr Gott un de hett et mi ed beläan heiten un warrt mi nich verlaten, to dat ist doch mien Freud hebben kann an dat, wat ist in de truve Sünde mit anbidaht hev. Mien Mann is all weete veele Jahre teen; ist dar en eenzigen Sähn un mien Jehann frei sid up de Tid,") wo de sien Mudder up ehe Eller plegen tun; de warrt en trähtigen Burssen un de Welt sünd em apen, un leert dar be sien Saal ed; avers de will doch sien Mudder nich verlaten.

Dat kenn se Krigstid mit de Dänen. Na dat Gesetz is ja de eenzige Sähn von en Weetfru (Wittwe) frei von Soldatenwarn — se blev de benn et te Hune un teen Minsch säh to em: „Kumm mit!" se wiisen, wo hwar et een wurt, dat be nich mitrecken") tunn, un se wullin em dat Hart nich mehr swaer maken. Ich hev et wull warkt, wi et em dat Hart afstreet.") wenn se be wertellin dör wo von de Krieg un wenn et em teen Ruh leet, dat be de Affisten (Zeitung) kreeg in de Stadt, oder dien Schoolmeister; aber be säh nix to mi un ist säh nix to em. Here Gott! wer dach denn ed daean, dat dat en so lange trurige Gelschidte warrn schull; — man mocn doch nich, dat ist se hoare warrn schull, sit gaan dat Unrecht te mehrn! Da keam de Nabeidt von Friederi. Dat wär en schrecklike Abend! Wi seeten still eenander gegenüber, en jeder wuß wull, wat in den Andern sien Hart wöegling. Da sun be up, as wenn be sick en Hart laten wull un säh: „Mudder — Gott si Dank, dat ist de Kraft darr in den Dyenbild em entgegen te kaam; „Jehann —" säh ist, „Gott si Dank, dat ist Jehann, de Gott! ist hev et lang maeth, wat Du denkst, Du hest mi leev, un Gott weet, wat ist mi warret, wenn ist allenn sien schall; avers uns Herr Christus hett et ja to uns Bob segat: wi schüllt de Arbeit mehr leev hebben, as Vader un Mudder, un de warrt nu un Du mi nich verlaten!" Da keem de Jehann beistaten: „Jehann wull sick feimilig stellu. De Dag to Aveis kehm: — wat schall id lang daven vertellu? Johann säh: „Mudder! nich een Bed") ten Afscheed — wenn et sien schull — "" Ick säh to em: „Johann, id weet, wat Du meenst, o, id warr wel, wel weenen, wenn ist allen bin, bit wenn Tid kummt, denn will ist Dy wull seggen, wat ist mi warret hat et mi nümmers leed dohn schall um de Stund, we wi segat hev: et sünt sien! — un wenn wi wedder bi enander sünd an uns Herr Gott sien Dag, un wenn dat Land fri is, kann warrt wi uns sein, dat wi ed uns Leed daran betwt."

Der Mann traten noch einmal die hellen Thränen in die Augen, als sie danach forstuhr: „O Gott, id dach doch damals nich, dat et mi so swar warrn schull; de Minsch hebpt doch simmer, wenn be et meent, dat be nich höpen will. Doch unde Alle richtete sich höher auf), genuß u warral tig, et hett mi nümmers leed dohn, dat id em trecken leet; avers scheel ist mi doch sin, de Dag von Aveis scheel, wile un to Hus ed hatten warrt, dat de Düütschen dat Land mit all unse Doden an de Dänen verraden barrn! Da scheeg ist limt upp: Herr, Gott — wo is dat möglich! Da wiser wull segat: se müssten et dohn, de Düütschen, so leed et se et wull — dat verstah id nich, id kann et nich, id kann et nich begriepen hebn. Un se sind ist: et warrt doch mal anners, uns leere Herr Gott kummt wull mal darwiischen, un denn warrt de Düütschen nich denken, dat se dat Land mit de oten un nüen Doden werden an de Dänen verraden möht. So hev id dee.") dat unse Herr Gott mi blot den Dag erleven laten wull. Id hatt teen Sähn unter sie den Dag, aber et wat tut genn, dat wull id dohn. Et is mi wull mennigmal swar wurern, up de Weet") over Schilling torstaletegen; doch, Gott sie Dank, as an de billig Abend (Weihnachtsabend) id dat Geld tellu heb, da wurr mi doch se leev unn Hart, as in srehern Tiden, wenn Mudder söbe eben Sähn en kleene Kirsk mitdadt har; sien Vaar schull sei warrn an sien Hart krehlich, wiel dat Land nu fri warrt, denn se sähn ja: dat geiht werder los — uns Herr Gott hett uns Bed erhört un hett se apenbar Allens tom Besten führt." Damit wollte die Frau sich entfernen. Die innere Bewegung der Umstehenden hatte bis dahin jede Unterbrechung zurückgehalten. Die letzte Aeußerung der Frau nun machte in der Umstehenden sympathisch zu einem Andern sagte: „Die Arme! wenn sie nun vielleicht doch wieder in ihrem Glauben gestärkt wirt?" Da kehrte die Bäuerin noch einmal um, sah die Umstehenden an, als suche sie den, der solches gesagt, und sagte: „Ja wenn wedd, et warrt baen munteit, dat ist mehr Allens to in Schaang is, as et sien schall; aders dat nümmt mi doch nich mien Glowen. Minschen könnt doch nix gegen unse Heer Gott, lat uns man tosammen holen, id — lang blüft all werder an to sammeln!"

Ihren Namen wollte die Frau nicht nennen; sie meinte, sie sei ja nur Eine von Vielen.

---

[1]) Medo = Mutb. — [2]) Tid = Zeit. — [3]) mitrecken = mitziehen. — [4]) afstreet = abfaßt = wie es ihm aus Herzen nagte. — [5]) Bed = Bitte. — [6]) bede = gebetet. — [7]) Wed = Woche.

Zur Nachricht. Soeben gehen die ersten Zeichnungen unsers Specialartisten in Schleswig ein, die wir sofort dem Holzschneider übergeben, um sie unsern Lesern in kürzester Kürze vorzuführen. Ehe ich bereits ein anderer tüchtiger Künstler, der Historienmaler Otto Günther in Wismar, für uns nach den Orten des Kampfes unterwegs. Wenn wir nicht schon früher Illustrationen vom Kriegsschauplatze gebracht haben, so hatte dies lediglich seinen Grund in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher wir auch hierbei zu Werke gegangen sind. Wir wollten nur Gutes und Authentisches, namentlich aber die Localitäten in treuer Wiedergabe bieten, die durch den gegenwärtigen Krieg eine Bedeutung erhalten haben, nicht aber Darstellungen und Compositionen, bei denen die lebhafte Phantasie des Künstlers das Wesentlichste gethan hat. Unsere Leser werden uns sicher diese scrupulöse Sorgfalt nur Dank wissen und dürfen darauf rechnen, daß uns dasselbe Motiv auch bei der Auswahl unserer ferneren Abbildungen vom Kriegsschauplatze leiten wird.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 11. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Wir haben, Herr Meier," begann der junge Kaufmann, nachdem er den Eingang des Zimmers hinter sich geschlossen und ein Blick durch den Raum ihm das völlig Alleinsein mit seinem ansprüchlichen Gesellschafter verbürgt hatte, „Sie wollen Beweise in der Hand, daß Sie sich in Besitz des Hauptbuches der alten Firma Anjuhl Hellmuth gesetzt haben. Welchen andern Namen das Gesetz einer solchen unrechtmäßigen Besitzergreifung beilegt, darf ich Ihnen zu wohl auch erst sagen —"

„Hauptbuch — Hauptbuch?" unterbrach ihn der Andere, nachdenklich sein glattrasirtes Kinn streichend, „Hauptbuch der alten Firma? Es kann möglich sein, daß sich noch aus meinen frühern nächtlichen Arbeiten in meiner Wohnung etwas dem Geschäfte Gehöriges befindet — interessen weiß ich nichts Bestimmtes darüber." Er schlug bei den letzten Worten die grauen Augen groß und fast herausfordernd zu dem jungen Manne auf.

„Ja, mit einer solchen Auskunft werden wir jetzt keinesfalls durchkommen," erwiderte dieser ernst, „und es könnte der Fall eintreten, daß, wenn Sie das verzeihige milde und rücksichtsvolle Verfahren gegen Sie nicht würdigen sollten, Sie unter polizeilicher Obhut wieder nach der Stadt zurückgebracht würden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir über Alles, was die Einwendung des Contobuches sowie die Motive derselben betrifft, völlig im Klaren sind, und wenn ich jetzt Vollmacht habe, Sie gegen sofortige Auslieferung des alten Volumens freizulassen, im andern Falle aber Sie einfach der Polizei zu übergeben, so mögen Sie das Erstere lediglich Herrn Hellmuth's Rücksicht auf Ihre langjährige Dienstzeit in seinem Geschäfte danken!"

„Ah, ah, Herrn Hellmuth's Rücksicht!" versetzte Meier; „ich muß Ihnen aber sagen, lieber Herr, daß ich ebensowenig eine Rücksicht beanspruche, als Herr Hellmuth sie von mir zu erwarten hat. Haben Sie die Macht, sie lassen Sie mich in Gottes Namen zu einer beliebigen Untersuchung nach der Stadt zurückbringen; Herr Hellmuth mag sich dann aber darauf verlassen, daß die Welt schnell genug erfahren soll, was sein böses Gewissen zu meiner Verfolgung treibt — ich habe schon eine ungefähre Ahnung, was jenes vermißte Hauptbuch enthält."

Ein leichtes Roth stieg in Gruber's Gesicht; demungeachtet erwiderte er in völlig kaltem Tone: „Die Welt würde gar nichts erfahren, Herr Meier, als daß Sie wegen Diebstahls an Ihrem frühern Principale eingezogen sind, und Ihr eigener Verstand mag Ihnen sagen, daß eine polizeiliche Verfolgung, wie die jetzige, nicht ohne die bestimmtesten Belastungsgründe eintreten würde. Um Ihnen indeß noch mehr zu sagen, so kann ich Sie versichern, daß sich Herrn Mayen ebenfowenig auf die Benutzung eines durch Entwendung erlangten Beweismittels einlassen, als überhaupt einen Finger in die ganze mißliebige Angelegenheit tauchen wird. Er war noch Gast an Herrn Hellmuth's Tische, als ich das Haus verließ, um Ihnen nachzueilen."

Bisher verfärbte sich Meier's Gesicht, dann aber suchte er mit einem fast triumphirenden Lächeln die Achseln. „Ich höre Ihre Worte, aber verstehe kaum etwas Anderes davon, als Beleidigungen, die ich eben nur durch Ihren unzeitigen Eifer entschuldige. Ich habe mit Herrn Hellmuth in keiner Weise etwas zu thun; will er mit mir zu thun haben, so mag er die Folgen sich und seinem jetzigen Bevollmächtigten zuschreiben — und damit, Herr Gruber, bin ich ein für allemal fertig!"

Der junge Mann schien einen Augenblick zu überlegen. „Wollen Sie," sagte er dann, „um in Ihrem Interesse alles Aufsehen zu vermeiden, Ihren Koffer Stück für Stück hier vor meinen Augen auspacken — mir auch ferner erlauben, selbst eine Revision desselben zu übernehmen?"

Der Buchhalter zuckte von Neuem die Achseln. „In meinem Interesse?" erwiderte er geringschätzig.

„Allerdings in Ihrem Interesse!" versetzte Gruber mit einem Anfluge von Gereiztheit. „Es handelt sich um ein gestohlenes Object, und ich würde ohne Ihre sofortige Genehmigung meines Vorschlags von meiner Vollmacht, die bisher Polizeibehörde zur Durchsuchung Ihres Gepäckes zu requiriren, Gebrauch machen müssen. Einmal in dieses Stadium getreten, würden Sie uns, auch wenn sich jetzt nichts auffinden ließe, doch nach der Stadt folgen müssen, um bei der weitern Nachsuchung in Ihrer Wohnung gegenwärtig zu sein."

Meier nickte mit einem ausgeprägt höhnischen Zuge. „Sie sind ein vorzüglicher Kaufmann, Herr Gruber," sagte er, „ich habe das immer anerkannt; aber zu Diensten, wozu Sie sich jetzt brauchen lassen, sind Sie nicht gemacht. Meinen Sie denn wirklich, wenn ich ein so wichtiges Beweisstück, wie Sie andeuten, im Besitz hätte — versetzen Sie mich wohl: ich sage nicht, daß ich es habe — ich würde es in Form eines massiven Hauptbuches immer mit mir schleppen, oder es irgend einem Zufalle in meiner Wohnung preisgeben? Indessen will ich zur Erkenntniß Ihrer eigenen Thorheit Ihnen die vollständige Untersuchung meines Gepäckes überlassen. Handeln Sie nach Belieben; Sie haben ja meinen Koffer schon unter die nöthige Aufsicht gestellt!"

Digitized by Google

Gruber hörte in diesem Augenblicke das Rasseln des wieder davonrollenden Postwagens und glaubte damit sicher zu sein, daß eine Verhehlung anderer Gepäckstücke Meier's nicht erfolgt sein könne; er verließ deshalb das Zimmer, ohne von dem sarkastischen Gesichtsausdrucke des Buchhalters Notiz zu nehmen, und schaffte mit Hülfe des Polizei-Beamten den Reisekoffer herein. Schon das leichte Gewicht verstellten aber gab ihm die niederschlagende Sicherheit, daß sich der schwere Band, welchem er nachspürte, kaum darin befinden könne, und nur um seiner Pflicht völlig zu genügen, ließ er durch Meier das Schloß öffnen. Die kurze, wenn auch genaue Untersuchung des Inhaltes ergab auch nichts, als das Vorhandensein von Kleidern und Wäsche, und doch trug der junge Mann die volle Gewißheit in sich, daß die Einwendung des Buches durch Niemand als durch diesen Menschen hatte geschehen können.

„Sie mögen Recht haben," sagte er nach Beendigung der Untersuchung sich wieder aufrichtend, „daß ich nicht der Mann dazu bin, um allen möglichen Schlichen nachzugehen, welche bei Verbergung des entwendeten Gutes angewandt werden sind; ich kann Ihnen aber nur noch einmal sagen, daß so starke Belastungsgründe gegen Sie vorliegen, Herr Meier, daß das Wiedererscheinen des Geschäftsbuches, behufs Erreichung bestimmter Zwecke, Ihre sofortige Verhaftung nach sich ziehen muß. Was Ihnen kann als möglicher Gewinn Ihres ganzen Verfahrens übrig bleiben wird, selbst wenn Herr Magon der Mann nicht wäre, der er ist, mögen Sie sich selbst ausrechnen!"

„Ich darf mir wohl jetzt alle Beleidigungen verbitten, nicht wahr, Herr Gruber?" antwortete der Buchhalter mit wieder völlig kaltem, steifem Gesichte. „Ich werde in den nächsten Tagen nicht nach der Stadt zurückkehren können; allein meine Wohnung steht jeder Untersuchung der Behörde offen, und so ersuche ich Sie, Ihre Privatmeinung gefälligst für sich zu behalten. Mit Ihrem Auftraggeber, dem Herrn Hellmuth, aber werde ich in meiner Weise selbst abrechnen, das mögen Sie ihm nur vorläufig sagen!" Er wandte sich ab, verschloß seinen Koffer wieder und verließ das Zimmer.

„Ein geriebener Patron, ich kenne diese Sorte," bemerkte der Polizei-Commissar, „Sie werden ihm aber jetzt kaum etwas in den Weg legen können!"

Gruber nickte mit dem unverkennbaren Ausdrucke der ihm gewordenen Täuschung. „Wir wollen hier unser Abendbrot nehmen und dann baldigst zurückfahren," sagte er; „Herr Hellmuth wird jede Minute zahlen, bis ich ihm Bericht erstatten kann."

7.

„Wenn ich nur erst wüßte, was seit den letzten Tagen in unser Haus gefahren ist. Der Vater ist kaum recht zu sprechen; Gruber grüßt, wenn ich ihm begegne, wie mit einem Stück Holz im Nacken und macht ein Gesicht dazu, als habe er eine Spinne verschluckt, und selbst Willmann zieht mir eine Miene, wie die gezwungene Vergebung einer Todsünde. Und da soll man in guter Laune zum Balle!"

Es war im Toilettenzimmer der beiden Schwestern, wo Eugenie, erst halb angekleidet und unter den frisirenden Händen der alten Dienerin, ihrer Stimmung freien Ausdruck ließ, während sie dabei in dem großen Spiegel vor sich die Wirkung ihrer leicht schmollenden Miene zu beobachten schien. „Und wer allein davon unberührt zu bleiben scheint," fuhr sie, plötzlich den Kopf drehend, so daß die Dienerin einen bedauernden Ausruf hören ließ, nach der Schwester gewendet fort, die vor einem einfachen Toilettentische sich selbst ihr Haar ordnete, „das bist Du, Anna, und mir ist es, als seiest Du gerade in diesen letzten drei Tagen, trotz des wunderlichen Tones in unserm Hause, aufgeblüht wie eine Mairose im Sonnenschein; ich habe Dich wenigstens noch niemals vorher mit so frischer Farbe und einem so hellen Ausdrucke im Gesichte gesehen!"

„Von mir spricht Du?" fuhr die Angeredete aus ihrem Träumen auf, während ein flüchtiges erhöhtes Roth in ihr Gesicht schoß, „ich glaube, Du machst Dir aus bloßer Langeweile Phantasiebilder nach allen Seiten hin."

„O Fräulein Anna," rief die Dienerin, welche ihre Beschäftigung unterbrochen, „Sie wollen zwar nichts von meiner Hülfe, noch meinem Geschmacke wissen; aber Sie sind heute wirklich glänzender als sonst; folgen Sie mir nur dies eine Mal und stecken Sie wenigstens die einfache Rose hier zur Seite der Haarpuffe — warten Sie, ich ordne es Ihnen selbst!" Damit warten auch schon die Hände der Sprechenden trotz einer abwehrenden Bewegung des Mädchens mit Anna's Kopfe beschäftigt, und bald schien die zwischen dem dunkeln Haar glühende Rose mit dem neu aufsteigenden lebendigen Rothe in den Wangen der Geschmückten zu wetteifern.

„Sie hat wahrhaftig bis jetzt nur so gethan, als könne sie gar nichts anders als Beifall sein!" rief Eugenie mit komischem Jammer; „Margarethe, wenn Sie mich jetzt nicht ganz schön machen — ich will auch recht still sitzen — so sticht sie mich wirklich heute Abend aus —"

„Eugenie —! Du wirst machen, daß ich ganz zu Hause bleibe!" klang es von Anna's Seite in einem Tone, der wohl plötzlichen Unmuth bezeichnen sollte, aber nicht zum rechten Ausdruck desselben gelangen zu können schien.

„Sei still jetzt und störe uns nicht!" war die Erwiderung, unter welcher sich Eugenie in eine kritische Beobachtung der an ihrem Haare wieder aufgenommenen Arbeit Margarethe's völlig zu vertiefen schien. Anna aber, als scheue sie sich, nach den gefallenen Worten ihre Erscheinung zu mustern, wandte langsam den Kopf wieder nach ihrem Toilettenspiegel; kaum aber blieb ihr Blick an dem rosigen Bilde im Glase hängen, und ein sinnendes Lächeln voll Glück dämmerte in ihren Zügen auf. — —

Unten im Comptoir waren bereits die Lampen über den Arbeitspulten erloschen; Hellmuth aber ging noch in seinem Cabinete auf und ab, während Gruber, mit dem Arme sich leicht auf das elegante Pult stützend, die Aeußerungen des Principals zu erwarten schien.

„Und auch Willmann hat nichts Thatsächliches, das der Beachtung werth wäre, zu melden gehabt?" fragte Hellmuth, ein augenscheinlich abgebrochenes Gespräch fortsetzend.

„Thatsächliches durchaus nicht, wenn nicht die mannigfachen Gespräche, die in der Handelswelt über die eigenthümliche Lage des Geschäfts laut geworden sind und, wie es scheint, durch immer neu verbreitete Mittheilungen über die gegen die Firma erhobenen Ansprüche lebendig erhalten werden, sich dahin rechnen lassen —"

„Ich weiß das, ich weiß das und bin durch einige aufrichtige Freunde selbst davon unterrichtet worden," unterbrach Hellmuth den Sprecher. „Ich wollte lieber den bestimmtesten thatsächlichsten Angriff ertragen, als dieses Hinhalten, das uns durch die ausgesprengten Gerüchte und die Anwesenheit dieses Magon den Credit und damit den Boden unter den Füßen wegziehen muß. Ich wage kaum mehr, ein neues Geschäft, das den geringsten Credit einer andern Firma beansprucht, in Angriff zu nehmen, und währt das jetzige Spiel, dem ich in seiner Verstecktheit vertheidigungslos preisgegeben bin, noch lange, so hätte man am besten, abzuwickeln und ganz zu schließen. Dann könnte ich wenigstens als Privatmann ruhig abwarten, was gegen mich geschehen mag!" Er nahm auf eine Weile wieder seinen raschen Gang durch das Zimmer auf. „Aber ich habe mir vorgenommen," fuhr er dann von Neuem stehen bleibend fort, „diese Genugthuung soll Denen nicht werden, die jetzt glauben, an meinem geschäftlichen Ruine zu arbeiten. Wir können es schon noch eine ziemliche Zeit ohne besondere Unternehmungen aushalten; ich zwinge mich deshalb auch, die heutige Gesellschaft zu besuchen. Das Ausbleiben meiner Familie würde jedenfalls Stoff zu neuen Redereien geben; ich werde gehen, selbst auf die sichere Gefahr hin, diesem Magon als besonders feinem Gaste zu begegnen. — Sollte ich indessen vor der gewöhnlichen Aufbruchszeit verschwinden," schloß er in ruhigerem, vertraulichem Tone, „so thun Sie mir wohl die Liebe, Herr Gruber, die Mädchen unter Ihre Obhut zu nehmen; ich möchte ihnen nur ungern das Vergnügen verderben!"

„Wenn Sie befehlen, Herr Hellmuth, daß ich mich Ihnen anschließe," erwiderte der junge Mann zaudernd, „so werde ich mich allerdings dazu bereit halten; ich hatte bis jetzt nicht die geringste Absicht, von der mir gewordenen Einladung Gebrauch zu machen."

Hellmuth sah rasch auf. „In Ihrem Alter nicht mit zum Balle?" fragte er verwundert; „indessen habe ich Ihnen mit meiner Bemerkung nicht den geringsten Zwang anthun wollen. Folgen Sie durchaus Ihrer eigenen Neigung; ich werde jedenfalls auch aushalten können, bis man sich, ohne aufzufallen, entfernen darf."

„Ich stehe, wie gesagt, zu Befehl, Herr Hellmuth, wenn Sie es besonders wünschen sollten —"

„Bitte, Herr Gruber, die Sache ist schon erledigt; es war

Digitized by Google

meinerseits eine völlig harmlos hingeworfene Bemerkung!“ erwiderte der Principal und sah nach der Uhr; „es wird übrigens Zeit, sich fertig zu machen.“

Trotz des leichten Tones aber lag etwas Trockenes in der letzten Entgegnung, das auffällig von seiner bisherigen Sprachweise abstach, und als er sich jetzt wandte, um die bereitstehende Wachskerze anzuzünden und sodann die Lampe zu löschen, sah Gruber einen Zug von steifer Kälte sich um Hellmuth's Mund legen, welcher in den Mienen des jungen Mannes, als dieser dem wortlos vorausgehenden Principal folgte, einen Ausdruck von herber Bitterkeit, wie als Antwort, hervorrief. —

Eine Stunde darauf standen die beiden Schwestern, die elegante Ballkracht unter einer leichten Hülle geborgen, innerhalb der geöffneten Hausthür, vor welcher bereits die Equipage hielt, des nachkommenden Vaters wartend.

„Aber wo ist Gruber?“ wandte sich plötzlich Eugenie nach dem zur Seite stehenden Willmann.

„Herr Gruber scheint zu Hause bleiben zu wollen, er hat sich den Thee nach seinem Zimmer bestellt!“ antwortete der Kleine ernst und schien nur mit Mühe einige Gesichtsverzerrungen unterdrücken zu können.

„Zu Hause?“ wiederholte Jene; „wollen Sie ihm wohl sagen, Willmann, ich würde ihn für diese Unart gar nicht mehr ansehen!“

„Ich glaube, Fräulein,“ sagte der Comptoirdiener, näher tretend, halblaut, „Sie haben diese Strafe schon abgenutzt, ehe er sie noch verdient gehabt, und nun weiß er es kaum anders!“

Das Mädchen schob haftig den Schleier, welcher die Frisur verhüllte, zurück, während sich das Gesicht höher färbte, und schien eine rasche Antwort auf der Zunge zu haben; aber die Tritte des herabeilenden Hausherrn ließen es zu keiner Aussprache gelangen, und zwei Minuten später führte die Equipage den Kaufherrn mit seinen Töchtern dem Ballorte zu.

Es war eine jener Festlichkeiten, bei denen die Mitglieder der Handels-Aristokratie, wenn auch der Einzelne nur jährlich einmal, den vollen Glanz ihres Reichthums entfalteten, und Hellmuth schien beim Eintritt in den großen geschmückten Saal in einer frischen Betrachtung der gesammten Anordnungen fast die eigenen Sorgen zu vergessen. Er hatte nach langsamem Durchschreiten der bereits versammelten zahlreichen gepuzten Menge seine Töchter endlich der Dame vom Hause zugeführt, die dann in einem Kreise ihrer Altersgenossinnen zurückgelassen und sich aufgemacht, den Festgeber selbst zu finden. Als er sich langsam, hier und dort grüßend, wo ein bekanntes Gesicht vor ihm auftauchte, ohne daß er sich doch verleugnen durfte, wie ihm oft nur unsicher und mit einer gewissen Verlegenheit gedankt wurde, nach einem freieren Theile des Saales durchgearbeitet hatte, vergebens sich nach dem Hausherrn umsehend, trat ihm plötzlich die elegante Gestalt Mayon's, das Gesicht mit einem freundlichen Ernst fest auf das seine gerichtet, entgegen.

Hellmuth wußte es wohl kaum selbst recht, daß er vor dieser Erscheinung plötzlich seinen Schritt angehalten und den Kopf mit dem Ausdrucke kalter Unruhderringlichkeit in seinen Zügen gehoben hatte; der Herankommende schien indessen kaum von dem ihn hervorstehenden Empfange Notiz zu nehmen.

„Herr Hellmuth,“ sagte er, auf den vor ihm Stehenden zutretend, mit leichter Dämpfung seiner Stimme, „ich möchte Sie bitten, mir Ihre Hand zu reichen, und Sie dabei versichern, daß, bei allen meinen Anfprüchen, die ich vollkommen festhalte, die ich sogar noch weiter austehnen werde, als Sie jetzt eine Ahnung davon haben, Sie diese Hand doch keinem Feinde reichen. Denken Sie daran, Herr Hellmuth, daß wir in diesem Augenblicke wohl mehr beobachtet sind, als wir es Beide wissen, daß es nichts als einer Bewegung Ihrerseits bedarf, um den verschiedensten Netereien innerhalb der Kreise dieser Gesellschaft, von denen ich selbst erst vor Kurzem, als der Letzte um Unterrichtigste, Mittheilung erhielt, die Spitze abzubrechen, und scheint Ihnen meine jetzige Weise, Angesichts Ihrer letzten Zeilen, räthselhaft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich Ihren Standpunkt darin zwar völlig würdigen kann, daß sie mich aber kaum anders berührt haben, als wenn Sie ein neugeborenes Kind eines Mordes beschuldigten.“ Er streckte mit einem wunderbar klaren, siegenden Ausdrucke seines Auges die Hand dem Kaufherrn entgegen, und dieser, wenn auch langsam und beträchtig und nur übermäßigt von der vorgeführten Bedeutsamkeit dieser „einen Bewegung feinerseits“, legte behalten seine Hand in die gebotene. Mayon aber hielt nicht allein die Finger seines Gegners fest, sondern schob auch mit den Worten: „Und nun, Herr Hellmuth, führen Sie mich zu Ihren Fräulein Töchtern!“ seinen Arm unter den des Alten und setzte dann hinzu: „Wenn es Ihnen jetzt auch einen Zwang verursachen sollte, mich freundlich zu behandeln, Herr Hellmuth, so bitte ich doch darum. Denken Sie nur daran, daß wir damit den Menschen hier ein Räthsel aufgeben, das morgen in allen Comptoirs die Wogen der Vermuthungen gegen einander treiben wird; außerdem aber versprechе ich Ihnen, daß Sie morgen schon, unbeschadet aller meiner Ansprüche, mich in einer andern Weise als bisher beurtheilen sollen — jetzt ist eben keine Zeit, sich über dergleichen Dinge auszusprechen.“

In Hellmuth's Zügen stritten die verschiedensten Empfindungen wunderlich gegeneinander, als er jetzt mit dem jungen Manne an seinem Arme wieder das Gewühl der Gäste durchbrach; allein der Ausdruck von Befremdung in einzelnen bekannten Gesichtern, auf welche sein Blick traf, regte ihn sichtlich an, auf den von dem Insulaner angeschlagenen Ton einzugehen. „Ich habe eigentlich noch nie an Ihrer Ehrenhaftigkeit gezweifelt, Herr Mayon,“ sagte er, „ich habe es schon geäußert, daß Sie viel zu viel von Ihrem großherzigen Vater haben, als daß Sie in dem wirklichen Cardinalpunkt jenes Charakters von ihm abweichen sollten, und nur die auf mich einstürmenden Erfahrungen der letzten Tage, deren Urheberschaft ich Ihnen jetzt gar nicht einmal zuschreiben möchte, konnten mich bewegen —“

„Wir sind schon in Ordnung, Herr Hellmuth, und ich hoffe, Sie sollen Ihre jetzige Freundlichkeit nicht bereuen. Dort sind aber die Damen —!“ unterbrach ihn der junge Mann, und der Kaufherr führte mit einem vollkommen klaren Gesichte und mit den Worten: „Kinder, hier ist unser Freund Mayon!“ seinen Begleiter dem Kreise junger Mädchen zu, in dem sich seine Töchter befanden. Als sich Jener aber von seinem Arme löste, wandte er sich ruhig nach dem Gewühl der Gäste zurück, aus welchem ihm jetzt, ungesucht, die stattliche Gestalt des Festgebers mit freundlichster Miene und ausgestreckter Hand entgegentrat.

Von den beiden Schwestern schien indessen nur Eugenie die Bemerkung ihres Vaters gehört zu haben und wandte sich mit leichtem Lächeln nach dem Herantretenden. Anna stand seitwärts völlig vertieft in ein Gespräch mit ihrer nächsten Nachbarin und schien es selbst nicht einmal zu bemerken, daß sie dem großen Theile des Saals den Rücken zukehrte.

„Kommen Sie, um nachträglich Abschied zu nehmen, Herr Mayon, oder unsere Gespräche da weiter fortzusetzen, wo sie neulich durch Ihr spurlosed Verschwinden abgerissen worden?“ fragte neckend Eugenie, so daß der junge Mann ihr einen forschenden Blick zuwarf. Das plötzliche rauschende Beginnen des ersten Tanzstückes verhinderte seine Antwort; zugleich sah er sich auch von verschiedenen jungen Elegants umgeben, welche nur auf das Ende seines Gesprächs mit dem schönen Mädchen zu warten schienen, und wie von einem Zwange erfaßt, trat er mit einer Verbeugung einen Schritt zurück, den wartenden jungen Tanzlustigen Raum gebend. Seine nächste Bewegung aber galt der jüngern Schwester, welche von seiner Anwesenheit kaum eine Ahnung zu haben schien. „Fräulein Anna, darf ich zu Ihnen sprechen?“ fragte er über ihre Schulter hinweg; er hatte des Mädchens Erschrecken halber sich ihr jedoch so nahe zu biegen, daß sein Athem fast ihre Wange berühren mußte.

Sie wandte den Kopf um, ohne eine Ueberraschung zu verrathen, während ihre Gesellschafterin davon schlüpfte; ein helles Roth aber stand auf ihren sonst so bleichen Wangen, und ihr dunkelblaues großes Auge hebte leicht unter seinem Blicke.

„Haben Sie denn schon jemals meine Erlaubniß abgewartet, ehe Sie gesprochen haben?“ fragte sie; es hätte sich aber kaum bestimmen lassen, ob in ihrem Tone, wie in dem Ausdrucke ihrer Züge ein tiefer Ernst oder nur das mächtige Zurückhalten einer innern Bewegung lag. — Er faßte leicht nach ihrer Hand.

„Sie möchten doch jetzt ebenso wenig tanzen, als ich selbst,“ sagte er mit einer Art ruhiger Bestimmtheit; „lassen Sie uns einen kurzen Gang mit einander machen, der jetzt am wenigsten beachtet werden wird — ich muß heute Abend noch zwei Worte von Ihnen hören. Morgen schon sollen Sie eine volle Erklärung für meine nothgedrungene, Ihnen wohl ungewohnte Weise haben!“ Als er aber ihren Arm leicht unter den seinigen ziehen wollte, ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper; ihre Hand zuckte in der

Digitized by Google

seinen und er hielt in seiner Bewegung inne. „Anna, bin ich im Irrthume gewesen, oder fürchten Sie ein ungehöriges Wort von mir?“ fragte er bakblaut, und die volle Seele klang in seinem Tone.

Sie sah sich rasch um und schien im Erblicken der verschiedenen Gruppen in ihrer Nähe schnell ihre gewöhnliche Haltung wieder zu gewinnen. Dann überließ sie dem jungen Mann ihren Arm, welcher sie mit den warmen Worten: „So, ich danke Ihnen!“ in leichtem Schlendern nach einem der weniger gefüllten Theile des Saales führte.

„Sie sind mir noch die Antwort auf eine Frage schuldig,“ begann er hier, „die ich in dem Drange einer Minute an Sie that, in welcher sich mein ganzer fernerer Lebensgang und außerdem nicht mein eigenes Schicksal allein entscheiden mußte. — Es mag Erklärungen auch ohne Worte geben,“ fuhr er fort, „aber in den Verhältnissen, wie sie liegen, bedarf ich einer klar und muthig ausgesprochenen Aeußerung, eines offenen, fest zusammenstehenden Auges. Entsinnen Sie sich noch meiner Frage?“

„Es ist heute erst das dritte Mal, daß Sie mich zufällig und nur auf kurze Begegnung sehen!“ erwiderte sie.

„Und diese drei Male genügen Ihnen nicht?“ rief er lebhaft und bog in dem gleichen Augenblicke rasch nach einem der offenstehenden, noch leeren Seitenzimmer ein. „Habe ich Sie nicht,“ fuhr er, ihrer stehend bleibend und fest ihre beiden Hände fassend, fort, „das erste Mal durch Nacht und Moraft auf meinen Armen getragen, wie ich Ihren Fuß auf dem ganzen Lebenswege vor jedem unebenen Tritte bewahren möchte? waren Ihnen meine Arme nicht stark genug? Und das zweite Mal — wissen Sie denn nicht, daß Sie mir mit dem, was Sie deutsches Salz nannten, ganz deutlich sagten: Ich könnte Dich hassen für die Weise, in der Du mich nach dem mir geleisteten Dienste ignorirt hast, als solle dies eine Strafe für meine frühere Zurückhaltung sein — für die Weise in der Du jetzt unter uns trittst, als dürfe Dich kaum eine Unfreundlichkeit von irgend einer Seite berühren; ich könne Dich hassen darum — wenn ich es nur vermöchte! Denn hätten Sie sich wohl, einem gehaßten oder auch nur gleichgültigen Fremden gegenüber, so gerührt gefühlt, ihm zu zeigen, was deutsche Musik sei, und damit ihm Ihre ganze Seele zu öffnen? — Und das dritte Mal —? ich war weit, ungeküm; aber hätte ich es sein können, wenn nicht schon ein fester Glaube an Das, was ich als mein einziges fernetes Glück erkannt, in mir gelebt, wenn dieses Glück nicht von der einen Minute, die mir gegönnt war, abgehangen hätte — und diese drei Male, Anna, sollten nicht genügen für eine klare bestimmte Antwort?“

Sie stand vor ihm, als bebe ihr geheimes inneres Leben noch immer dawor, den Schleier, der es bis dahin verhüllt, von sich zu werfen. „Wissen Sie wohl,“ sagte sie, während ein süßes Lächeln um ihren Mund auftirrte, „daß Eugenie Sie einen niederen Dämon nennt, der nur des rechten Willens bedürfe, um eine Seele zu bestricken —?“

„Aber Sie, Anna, Sie glauben an einen guten Dämon!“ unterbrach er sie in drängender Hast.

„Ich will es!“ sagte sie, ihm voll in das Gesicht blickend, während er den Druck ihrer beiden seinen Hände fühlte; dann aber riß sie sich mit einer kräftigen Bewegung los und eilte mit plötzlich überströmenden Augen nach dem Hintergrunde des Zimmers. Er warf einen raschen Blick um sich, hinaus in den von Musik, Glanz und Duft durchwebten Saal, wo sich die Gäste zu der sich entwickelnden Polonaise gruppirten, nur war ein drei Schritten dem Märchen nach. „Je nicht, Anna, du sollst morgen habe ich Worte zu sprechen, zu denen ich volle Ueberzeugung bedarf — und dies ist unsere Verlobung!“ rief er gerührt, während sein Arm zugleich die feine Gestalt umschlang. Sie bog das Gesicht unter Thränen lächelnd zu ihm — zwei, drei Mal legte sich sein Mund wie im vollen bewußten Genusse der Berechtigung auf ihre weichen Lippen; dann aber entwand sie sich ihm von Neuem, schlug die Hände vor das Gesicht und flüchtete nach einem der Divans, die Glut ihrer Wangen in den elastischen Kissen bergend. „Ich gehe, meine Anna,“ flüsterte er ihr zu, einen leisen Kuß auf ihr duftendes Haar drückend, „ich habe hier nichts mehr zu suchen — morgen sehen wir uns wieder. Dann sollst Du Deinen guten Dämon erkennen lernen.“ — —

Hellmuth wurde an diesem Abend sowohl von dem Hausherrn als von verschiedenen andern Seiten nach dem verschwundenen Mayon gefragt, zog aber immer nur die Achseln in die Höhe und sagte: „Er kam zu mir, damit ich ihn meinen Töchtern zuführe — das ist Alles, was ich von ihm weiß!“ Und als er später die veränderte Stimmung gegen ihn, auf welche er an diesem Abende am wenigsten gerechnet, zur Genüge meine genessen zu haben und die beiden Mädchen aufsuchte, fand er bei diesen eine eben so unerwartete Bereitwilligkeit, mit ihm den Ball zu verlassen. Eugenie behauptete, noch nie ein solches Assortiment der langweiligsten Tänzer bei einander getroffen zu haben, und Anna, die jedes Engagement zum Tanze ausgeschlagen, wollte von den peinlichsten Kopfschmerzen befallen worden sein.

Als der Wagen, der die Familie heimführte, die Nebenstraße passirte, welche theilweise durch das Seitengebäude des stattlichen Hellmuth'schen Hauses gebildet ward, blickte im obersten Stock des Ersteren noch ein hell erleuchtetes Fenster hernieder.

„Dort oben sitzt er nun noch bei irgend einer Arbeit oder einem dummen Buche,“ flüsterte Eugenie der Schwester zu, „nur kümmert sich noch darum, ob ich mich langweile oder nicht. Ich glaube beinahe, er vertangt, daß ich ihm eine Erklärung mache!“

„Es giebt Erklärungen auch ohne Worte,“ gab Anna, noch halb in ihren Gedanken verloren, zurück, „und mehr kommt Du ohne bestimmte Aufmunterung kaum von ihm erwarten!“

„Ohne Worte!“ wiederholte die Erstere schmollend, „darauf verstehe ich mich nicht. Ich wollte lieber, er könne es zu einem einzigen deutlichen und herzhaften Satze gegen mich bringen, und wäre es selbst im Bösen!“

Anna schüttelte leise den Kopf. „Man soll das Böse nicht herbeirufen, es kommt schon gar zu oft von selbst!“ sagte sie. Das Halten des Wagens schnitt das weitere Gespräch ab. — —

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Thiergarten.

Von Brehm.

3. Im Raubvogelgebauer.

Der Unterschied zwischen Thiergärten und Thierschaubuden besteht hauptsächlich darin in die Augen, wenn man sich von den Raubthiergebieren zu der übrigen Bewohnerschaft eines Thiergartens wendet. Die Raubthiergebiere können leider auch im Garten kaum anders gehalten werden, als in der Menagerie: — starke, eiserne Gitter vor einem verhältnißmäßig kleinen Käfig sind die Beringungen, welche der Besbauer wagen nicht wohl umgangen werden können. Man hat zwar in der Neuzeit auch für die Katzen würmigere Wohnräume zu bauen angefangen, und namentlich dem Thiergarten zu Dresden gebührt der Ruhm, zuerst ein entsprechendes Raubthierhaus errichtet zu haben; im Allgemeinen aber gehören gerade die Raubthiere noch zu den beklagenswerthesten Gefangenen eines Thiergartens.

Anders ist es mit ihren Verwtern in der zweiten Classe. Die Raubvogelgebauer fast aller Thiergärten sind mehr oder minder großartig und verstehen deshalb auch den beabsichtigten Eintruck nicht. Freilich ist auch der größte Gebauer dem Adler ein erbärmlicher Käfig; freilich kann von uns kein Raum geschaffen werden, welcher ihm genüge; demungeachtet muß man anerkennen, daß wenige Gebäge in den Thiergärten so zweckentsprechend eingerichtet sind, wie gerade die für die Raubvögel bestimmten Gebauer. Man darf behaupten, daß die Vögel eben soviel Freiheit erhalten, als sie erhalten dürfen. Sie finden, wenn der Raum im Uebrigen zweckentsprechend eingerichtet ist, Alles, was ihnen Noth thut, und beweisen durch ihr Benehmen bald genug, daß es ihnen in ihrem Gefängnisse wohl behagt.

Das Raubvogelgebauer des Hamburger Thiergartens gehört zu den bestengerichteten, welche bis jetzt erbaut worden sind. Der ganze Bau ist freilich, wie sich bereits herausstellt, für Hamburg viel zu klein, die einzelnen Räume aber genügen größtentheils dem

Digitized by Google

Das Raubvogelgebauer des Hamburger Thiergartens.
Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

Digitized by Google

Erforderniß. Namentlich der mittelste, mit welchem die durchaus wahrheitsgetreue Zeichnung unseres Leutemann den Leser bekannt macht, ist ein prächtiger Bau von 25 Fuß Tiefe, 30 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe, an welchen sich nach hinten ein bedeckter kammerartiger Raum anschließt, das dazu bestimmt, den Vögeln bei sehr rauhem und unangenehmem Wetter zum Rückzug zu dienen. Zwei Eichbäume und ein künstlicher Felshaufen gewähren ihnen innerhalb des Gebauers die nöthigen Ruheplätze, ein großes seichtes Wasserbecken bietet ihnen Gelegenheit zu dem Allen unumgänglich nothwendigen Bade, und der geräumige, mit reinlichem Kies bedeckte Fußboden endlich ein von Allen ersehntes Lager zur behaglichen Ruhe. So können sie sich nach Belieben bewegen; sie können laufen, fliegen, sich reinigen, miteinander kämpfen und endlich sich gemüthlich hinstrecken, um sich im Strahle der Sonne zu wärmen. Ihr Leben fließt deshalb verhältnißmäßig sehr angenehm dahin, und es will fast scheinen, als hätten sie alle Sehnsucht nach der getrennen Freiheit verloren.

Die Geräumigkeit eines solchen Gebauers bietet aber noch andere Vortheile. Sie ermöglicht, verschiedene Raubvogelarten zusammenzuhalten. Es will mir scheinen, als wage man in den meisten Thiergärten nicht, dies zu thun; ich bin aber von allem Anfang an meinen eigenen Grundsätzen gefolgt, weil ich mich immer bemüht habe, das Freileben der Thiere als für das Gefangenleben maßgebend zu betrachten. So sind denn vom Anfang an sehr verschiedene Raubvogelarten in den großen Käfig zusammengesperrt worden, selbstverständlich aber mit sorgfältigster Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten dieser Arten. Meine früheren Beobachtungen der freilebenden Thiere haben mich die Gesellschaft kennen gelehrt, welche zusammen paßt, d. h. einfach die, welche sich verträgt oder wenigstens erträglos beisehet. Daß diese Gesellschaft eine sehr gewählte sein muß, wird Jeder glauben, der Raubvögel kennen lernte, und weiß, daß diese mit einem nicht zu ihnen gehörigen Thiere nicht viele Umstände zu machen, fondern es ohne Gewissensbisse zu überfallen und aufzufressen pflegen. Das Letztere haben auch unsere Raubvögel gethan, als ich, natürlich mit wirklichen Thieren, weitere Versuche machen wollte, für deren Gelingen mir die im Freien gesammelten Beobachtungen fehlten, während sich dagegen herausstellte, daß alle diejenigen, welche in der Wüste z. B. an einem Geiermahle theilnahmen, auch im Käfig zusammengehalten werden dürfen.

Gegenwärtig beherbergt der Mittelraum des Raubvogelgebauers einige zwanzig Vögel, welche sehen verschiedenen Arten angehören und sich als ebenbürtig betrachten. Daß damit keineswegs gesagt sein soll, diese Ebenbürtigen leben fortwährend im tiefsten Frieden zusammen, beweist unsere Abbildung schlagenden, als ich dies mit Worten auszuführen könnte. Ohne Kampf und Streit geht es nun einmal im Räuberleben nicht ab, ja, Kampf und Streit ist gewissermaßen die Würze desselben.

Die beiden edeln Recken, welche sich soeben auf unserm Bilde zu einem Zweikampfe anschicken, gehören zwei verschiedenen Familien an: der schwebende ist ein Adler und zwar der Seeadler, der stehende ein Geier und zwar der größte altweltliche, der Ohrengeier. Zwischen ihnen streckt der schöne Sperbergeier, welchen ich wissenschaftlich zu Ehren Rüppel's benannt habe, ein Afrikaner, seinen Hals vor, rechts davon beschäftigt sich ein gewöhnlicher Gänsegeier eifrig mit den glücklich eroberten Knochen, während ein Mönchsgeier, unbekümmert um den losbrechenden Kampf, die günstige Gelegenheit wahrnimmt, den Zankapfel der beiden Streitenden für sich auszunutzen. Die Stein- und Goldadler, welche denselben Raum bewohnen, sind auf diesem Bilde nicht sichtbar.

Mit Ausnahme des Sperber- und des Ohrengeiers sind die hier gezeichneten Raubvögel wahrscheinlich alte Bekannte meiner Leser. Der eine oder der andere wird von den reisenden Thierkundigen von Messe zu Messe, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt geschleppt und hier dem lernbegierigen Beschauer gedührend vorgestellt. Da ist zunächst der Mönchsgeier, ein Bewohner Südeuropa's, von dunkelbrauner Farbe, mit ziemlich befiedertem Kopfe, ein gutmüthiges, fast harmloses Geschöpf, welches sich ausschließlich von Aas nährt: ihm liegt es ob, als „Vogel Greif" sein Publicum zu fesseln. Der Gänsegeier, ein etwas bissigerer, aber im Ganzen auch sehr unschuldiger Geselle, an seinem nackten Hals und der bräunlichen Färbung kenntlich, ist der verrufene „Lämmergeier" der Thierschausteller, derselbe, welchem auf den mehr oder minder gelungenen, immer aber romantischen Menageriebildern die schwere Aufgabe zufällt, Ziegen, Schafe, Rinder und andere gewöhnliche Beutestücke durch die Lüfte zu tragen, mit furchtbar bewaffneten Jägern ingrimmig zu kämpfen und andere Schaustücken auszuhalten, von denen sein Herz sich Nichts träumen läßt. Der Secadler endlich, ebenfalls ein gewöhnliches Schaustück der Herren wandernden Naturforscher, weil er, als der häufigste deutsche Adler, für wenig Geld erworben werden kann, ist der in Wahrheit zu fürchtende Adler, welcher unter Umständen an einem kleinen Kinde oder einer kleinen Ziege sich vergreifen kann. Ohren- und Sperbergeier bekommt man in den Schaubuden nicht zu sehen: sie sind zu selten und zu theuer. Hinsichtlich des Letzteren ist dies nicht zu bedauern, weil er nur den Kunstigen besonders anzieht, der Ohrengeier dagegen verdient wohl von jenen phantasiereichen Thierbeschreibern vertheidigt zu werden. Er ist unmeldens so groß, wie der Condor, von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze fast 4 Fuß lang und von einer ausgebreiteten Schwinge zur andern $10^1/_2$ Fuß breit (wenach, beiläufig bemerkt, die Angaben über Länge und Breite eines Condors zu berichtigen sind), besitzt einen gewaltigen Kopf und einen wahrhaft furchtbaren Schnabel, welcher im Stande ist, mit einem Bisse die stärkste Leberhaut eines Thieres zu zerreißen, hat eine ganz bedeutende Kraft und erhebt sich fliegend in ungeheure Höhen, bietet also Stoff genug zu ausführlicher Schilderung. Zählen wir den genannten nun noch Gold- und Steinadler, die edelsten Gestalten ihrer Familie, zu, so ersehen wir, daß wir es wirklich mit einer sehr theilnahmswerthen Gesellschaft zu thun haben.

Die meisten Besucher unseres Thiergartens werden von den Raubvögeln nicht in dem Grade gefesselt, als man erwarten sollte. Es ist dies einfach auf Mangel an Kenntniß des Lebens und Treibens dieser Thiere zurückzuführen. Auch in dem großen Raume bleibt der gefangene Geier oder Adler immer ein Gefangener, welcher nicht im Stande ist, sich in seiner vollen Schönheit zu zeigen. Den größten Theil des Tages über sitzt er still und ruhig mit lässig getragenem Gefieder auf dem einmal gewählten Platze so hoch als möglich, dem Wind und Wetter oft rücksichtslos, d. h. ganz ohne Neid, preisgegeben. Im Freileben nimmt er seinem Flugspiele einen großen Theil des Tages. Er treift oft weedlos umher, beschreibt nutzenverwelke Schraubenlinien, erhebt sich zu Höhen, daß er dem menschlichen Auge verschwindet, schwebt langsam wieder herab und zieht hin und her, so recht im Vollgefühl seiner gestählten Kraft. Ermüdet von diesen Spazierflügen sucht er sich eine Felszacke oder hohen Baum, läßt sich hier nieder und verfällt in einen träumerischen Halbschlummer, wobei er gelegentlich, gleichsam unbewußt, in seinem Federwamse nestelt. Unter günstigen Verhältnissen braucht solche Nahrung nur einen kleinen Theil des Tages. Dem scharfen Auge entgehn eine sich bietende Beute nicht, und wenn diese hinreichend groß ist, genügt sie nicht blos für einen, sondern oft für mehrere Tage. Da bleibt also viel Zeit zum Spielen und viel Zeit zur Ruhe übrig, und zwischen diesem Beiden wechselt der Tageslauf. Anders gestaltet sich das Leben des Raubvogels während der Brutzeit. Die Ernährung der wenigen Jungen verursacht viel bedeutendere Anstrengungen und gewährt wenig Zeit zu den Spielen, obwohl gerade diese während der Fortpflanzungszeit am lebhaftesten betrieben werden; denn vor der Paarung kreisen die beiden Gatten viel länger als sonst in der Nähe des gewählten Nistplatzes umher, und während das Weibchen brütet, unterhält es das Männchen, welches für Jenes Ernährung zu sorgen hat, in der ihm bleibenden freien Zeit durch prächtige Flugspiele. Dann beginnt die Lehre und der Unterricht der Jungen, und auch dies verlangt eine angestrengte Thätigkeit der Alten. Der gleichmäßige Tageslauf fängt also erst nach der Brutzeit an. In heißen Gegenden oder im Sommer wird sonst noch ein Theil des Tages der gründlichen Reinigung des Gefieders, d. h. dem Baden, gewidmet und hierauf ein halbes Stündchen in träger Ruhe verbracht.

Ein solches Freileben vermag der gefangene Raubvogel natürlich nicht zu führen, und eben deshalb erscheint er langweiliger, als er in Wahrheit ist. Der regelmäßige Beobachter aber überzeugt sich bald, daß das flotte Thier auch in der Gefangenschaft der Beachtung würdig ist. Die scheinbare Ruhe der ganzen Gesellschaft eines derartigen Gebauers, wie wir es vor uns sehen, wird augenblicklich unterbrochen, wenn sich Gelegenheit zum Hantein bietet. Namentlich in den Frühstunden um die Fütterzeit geht es oft sehr lebhaft in unserem Gebege her, noch viel lebhafter, als man nach

Digitized by Google

unserer Zeichnung annehmen mag. Das für die gesammte Bewohnerschaft bestimmte Futter wird nicht jedem Einzelnen besonders zugetheilt, sondern einfach in den Raum geworfen, und jedem Hungrigen bleibt es überlassen, sich selbst seinen Theil zu erbeuten.

Sofort nach Ablegung des Fleisches stürzen sie sich, groß und klein, von der Höhe herab, und nun die Nahrung bildet sich ein wirrer Haufen von Streitlustigen, in welchem jeder Einzelne der Gesammtheit feindlich gegenübersteht und diese ihm. Es wird mit allen Waffen gekämpft und zu jedem Mittel gegriffen, um sich des besten Bissens zu bemächtigen; nicht blos durch die rohe Gewalt, sondern auch durch abgefeimte List sucht der Einzelne seinen Zweck zu erreichen, doch geht es auch hier wie überall: der Mächtigste und Gewandteste hat das größte Recht. Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß der Stärkste derjenige wäre, welcher die Andern beherrscht und überwortheilt. Zu unserm Raubvogelgebauer kommt regelmäßig der Sperbergeier am besten weg, Dank seinem Muthe oder richtiger seinem lustigen Bosheit. Wenn Alles von oben sich herabstürzt, ist er bereits unten angelangt und erwartet die Kommenden. Das Gefieder gesträubt, den langen Hals eingezogen, sitzt er mit funkelndem Auge vor dem Fleische, ohne es anzurühren, aber augenscheinlich bedacht, es gegen jeden Andern zu vertheidigen. Der zusammengekröpfte Hals schnellt wie ein Blitz vor, nach allen Seiten hin, und jeder seiner Genossen fürchtet sich, einen der Bisse zu erhalten. In solchen Augenblicken hat das Verfahren des Sperbergeiers täuschende Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie eine Gifischlange sich zum Bisse anschickt, und diese Aehnlichkeit wird um so größer, weil der Vogel dabei sonderbarene ein heiseres, ich möchte sagen, giftiges Zischen vernehmen läßt. Es ist eine alte Erfahrung von mir, daß die langhälsigen Geier viel boshafter sind, als die kurzhälsigen, welche durch eine gewisse Gutmüthigkeit sich auszeichnen; erst hier aber habe ich erfahren, daß von allen Langhälsen der Sperbergeier der tückische, raufsüchtige und boshaft der gefährlichste ist. Der unfriedige hält nicht blos die Ohren- oder Mönchsgeier und die Secadler im Zaum, sondern auch die ihm so nahe verwandten Gänsegeier, welche oft gemeinsam sich anschicken, ihm eine gefaste Beute zu entreißen.

Die Unverschämtheit dieses Vogels, welcher es regelmäßig dahin bringt, seine Genossen so lange vom Fressen abzuhalten, bis er sich selbst gesättigt hat, entrüstet die Andern in hohem Grade; weil aber Keiner wagt, sich an ihm zu vergreifen, macht sich diese Entrüstung immer in einem Kampf zwischen den Uebrigen Luft. Der Secadler, welcher eben einen wohlgezielten Biß von dem Sperbergeier empfangen hatte, wendet sich zornig gegen den vollkommen unschuldigen Ohrengeier, welcher seinerseits natürlich sofort den Kampf aufnimmt und sich nun mit Jenem herumzaust. Der Aufseher nimmt eine solche Gelegenheit schleunigst wahr und würgt die besten Bissen hinab, ohne jedoch seine drohende Miene auch nur einen Augenblick aufzugeben. Erst wenn er sich gesättigt hat, erlaubt er auch Andern, diesen oder jenen Brocken wegzunehmen, und außerdem gelingt es namentlich den Aeltern oft durch kunstgerechtes Niederreißen ein Stück Fleisch zu erbeuten und auf die Seite zu schaffen. Dann fallen freilich regelmäßig die Gänsegeier über den Glücklichen her und nehmen ihm das sauer Erworbene wieder ab.

Es ist überaus anziehend, das Gesammttreiben dieser Vögel zu beobachten. Jeder Einzelne befindet die größte Aufmerksamkeit, Jeder ist eifrig bedacht, den günstigen Augenblick zu benutzen, und jeder Einzelne kämpft nur mit sichtlichem Widerstreben gegen den, welcher ihn durch rohe Gewalt in seinen Vorhaben zu stören sucht; aber jeder Einzelne muß kämpfen, denn so lange noch ein Bissen erobert werden kann, ist die ganze Gesellschaft fortwährend in Bewegung. Die Hauptmenge ist unten auf dem Boden im Kampfgewühl, die listigsten aber stoßen nur bei gelegener Zeit von der Höhe zur Tiefe herniederr und steigen so schnell als möglich wieder nach oben empor. Dazwischen hört man lebhaftes Zischen, sicherndes und gaderndes Schreien, das Fuchteln der Flügel und das Schnappen der Schnäbel. Mundwmal wird Einer ohne seinen Willen mitten in das Kampfgewühl gezogen, die ganze Rotte fliegt, flattert und wälzt sich über ihn her, und er hat große Noth, wieder davon zu kommen, falls ihn der Vorfall nicht so entrüstet, daß er ebenfalls zum thätigen Streiter wird. Allein eine gewisse Ruhe tritt schließlich dennoch ein. Gerade durch den heftigen Streit ist die Nahrung auseinander gezerrt und auf verschiedene Stellen des Käfigs vertheilt worden; der eine und der andere Aelter hat sich ein schönes Stückchen erobert und verzehrt es oben auf dem Felsen oder sichern Baum; ein Geier hat einen hübschen Knochen erwischt, an dem noch etwas abzunagen, und schleppt diesen vergnügt einem Winkel zu, weil er dort meint, ihn am besten decken zu können; Einer und der Andre ist auch satt geworden und dann gewissermaßen froh, dem Gewühl zu entgehen; kurz, schließlich sieht man nur noch Diejenigen, welche in der Hitze des Gefechts am wenigsten glücklich waren, einzelne Knochen benagen. In einer guten halben Stunde ist das Mahl gewöhnlich beendet und außer einigen abgebissenen Federn und den sorgfältig entfleischten Knochen keine Spur des Streites mehr zu entdecken.

Bald nach dem Fraße gruppirt sich die edle Gesellschaft in den prächtigsten Stellungen auf den Felsen und Bäumen. Jeder Einzelne hat das Gefieder wieder in Ordnung zu bringen, zu putzen und zu glätten. Ein freundlicher Sonnenblick wird von Allen gewissermaßen mit Jubel begrüßt und sofort möglichst benutzt; zumal die Geier erfreuen sich der Wärme, breiten so recht behaglich ihre Fittige aus, um sie ganz zu genießen, und verweilen halbe Stunden in dieser Lage. Einige Zeit später geht es zum Baden. Das große, aber seichte Wasserbecken, welches tagtäglich mehrmals mit reinem Wasser gefüllt wird, ist jetzt der gesuchteste Ort im ganzen Gehege. Alle Raubvögel ohne Ausnahme sind sehr reinliche Thiere und putzen seinen Schmutz an ihrem Gefieder, so lange es in ihrer Macht steht, diesen zu beseitigen. Sie legen sich so tief in das Becken, daß das Wasser ihren ganzen Körper umspült, und wälzen und bewegen sich lebhaft umher, bis sie von Nässe triefen. Dann beginnt eine neue Ordnung des Gefieders und hierauf bei Sonnenschein ein Mittagsschläfchen, wobei sie sich sehr oft wie unsere Hühner platt auf den Bauch legen und die Beschauer verleiten, sie als todt oder wenigstens sehr krank und sterbend zu bedauern. Gegen Abend sucht sich dann Jeder seine gewohnte Schlafstelle in der Höhe auf.

So flugе Thiere, wie die Raubvögel es sind, lernen ihren Wärter und Pfleger sehr bald kennen. Alle Geier achten den Menschen, welcher sie füttert, und wagen es nicht, ihn anzugreifen, so muthig sie sonst den sich ihnen Nähernden auch entgegentreten; doch geben sie fein Zeichen von Vergnügen kund, wenn ihr Wärter sich naht. Dies thun nur die Aelter und unter ihnen wieder vorzugsweise die Secadler. Ihr prächtiges Auge unterscheidet den Wärter auf große Entfernungen, und sie verfehlen niemals, ihn mit lautem hellem Schreien zu begrüßen, wenn er von fern sich zeigt. Die gleiche Ehre wird mir zu Theil, sobald ich mich dem Gehauer nähere, und wenn erst Einer begonnen hat, fällt dann regelmäßig die ganze Gesellschaft jubelnd ein. Nach und nach hat sich zwischen den Wärtern und ihren Gefangenen ein wahres Freundschaftsverhältniß ausgebildet.

Aber noch mehr. Ich habe nicht ohne Grund gesagt, daß unsere Gefangene ihren Käfig wirklich liebgewonnen haben, sondern kann dies auch beweisen. Einen Morgens flog einer der Secadler so heftig gegen die biegsamen Eisenstangen des Gebauers, daß diese auf den Nuten sprangen und dem Vogel Durchlaß gewährten. Er schien sehr beglückt zu sein über die erlangte Freiheit und machte denn auch von ihr sofort in wirksamster Weise Gebrauch. Mit fröhlichem Geschrei erhob er sich hoch in die Luft und strich nun über den Garten dahin, zu großer Freude der gerade dort sich befindenden Besucher. Am obern Teich ließ er sich auf Augenblicke nieder, und wir schmeichelten uns schon mit der Hoffnung, daß er vergessen haben könnte, wie leicht es ihm sei, uns zu entrinnen. Er ließ sich jedoch nicht fangen, sondern erhob sich von Neuem und entschwebte bald unsern Blicken. Wir gaben ihn natürlich verloren. Aber siehe da — nach Verlauf weniger Tage war er plötzlich zurückgekehrt, wurde jubelnd begrüßt von den aufmerksamen Cameraden unten im Käfig, antwortete nicht minder erfreut und ließ sich eben auf der Decke des Gebauers nieder. Selbstverständlich wurde sofort berathschlagt, in welcher Weise der Flüchtling wieder erlangt werden könne, und der Beschluß gefaßt, ihm oben auf dem Gebauer ein Tellereisen zu stellen. Am ersten Tage war dies vergeblich; denn der Vogel entfloh bei Annäherung des mit dem Fallenstellen beauftragten Mannes, ließ sich aber auf einem der nächsten Bäume nieder und blieb hier sitzen, bis er von Vorübergehenden entdeckt und durch Steinwürfe zum Aufstiegen genöthigt wurde. Nunmehr wandte er sich einer der nächsten Straßen zu und ließ sich hier auf der First eines Daches nieder, bis er, auch von dort vertrieben, wiederum die Weite suchen mußte. Am

Digitized by Google

folgenden Tage war er schon bei guter Zeit wieder im Garten und nahm wie vorher oben auf dem Raubvogelgebauer Platz, aber auch an diesem Tage entging er allen Nachstellungen. Der dritte Tag erst brachte ihm in unsere Gewalt. Die rauhe Freiheit draußen mochte ihn unwirtlig empfangen und ihm das Wichtigste, die Nahrung, versagt haben. Durch seinen langen Aufenthalt in Käfig verwöhnt oder vielleicht nicht einmal von seinen Eltern gehörig unterrichtet, verstand es der Arme nicht, nach Art anderer Räuber das tägliche Brot sich zu erbeuten. Er dachte sicherlich mit Sehnsucht an die Fleischköpfe Kapaunens, als er das erste Mal sich anschickte, zu seinem alten Wohnsitze zurückzukehren. Der Hunger war es auch, welcher den Verlust seiner Freiheit bereuenführte. Lange Zeit mit sehnsüchtig hatte er durch die Gitter nach den Fleischstückchen und bereits abgenagten Knochen gespäht, da kam ihm die leckere Lockspeise zu Gesicht, unbedacht versuchte er sich derselben zu bemächtigen und war im nächsten Augenblick mit einer unbehaglichen Halsschlinge gefangen. Der achtsame Wärter befreite ihn so rasch wie möglich aus der Falle und brachte ihn wieder nach dem Gesellschaftskäfig, in welchem er heute noch lebt, schrecklich sehr zerfressen mit sich und der Welt.

Auf die anderen Bewohner des Käfigs hatte der Beifall ebenbar einen großen Eindruck gemacht. Sie alle waren mit Theilnahme dem frei in den Lüften umherfliegenden Gameraden gefolgt; sie hatten ihn jubelnd begrüßt, als er sich wieder zeigte, und wahrscheinlich eingeladen, zu ihnen herabzukommen. Als er oben auf der Höhe des Käfigs saß, waren Aller Augen nach ihm gerichtet, und jede seiner Bewegungen wurde theilnehmend verfolgt. So wurde denn auch das Gelingen der tückischen Menschenlist von sämmtlichen Raubvögeln wahrgenommen. Sie hatten gesehen, daß das Aufnehmen des Fleisches unter Umständen gefährlich werden konnte, und dies war ihnen genug. Mißtrauisch schauten sie das ihnen bald darauf vorgeworfene Futter an, und Keiner wollte, nach dem, was er soeben erfahren, seinen Hals wagen. Sie saben mit lüsternen Blicken hernieder, blieben aber hartnäckig in der Höhe des Gebauers. Endlich konnte einer der Geier seine Begierden nicht länger zähmen, er flog herab, nahm sich vorsichtig dem Fleischhaufen, betrachtete ihn aufmerksam prüfend von allen Seiten, versuchte schüchtern ein Bröckchen zu nehmen, erfuhr, daß dies mit durchaus keiner Gefahr verknüpft war, und begann dann auch sofort eifrig zu fressen. Solch Beispiel verfehlte seine Wirkung nicht: wenige Minuten später hatte sich um das Fleisch das gewöhnliche Gewühl und Gewimmel gebildet.

Eines Bühnenhelden Glück und Ende.

Von Franz Wallner.

Am Frühling 1833 war's, als alle Knospen sprangen und die Sehnsucht alles Lebende in's Freie trieb. Wilhelm Kunst, der beliebteste Schauspieler Wiens, hatte mit der Aufführung des genre gekobenen Stückes: „Das Veilchen zu Dijon" ein brillantes Benefiz gemacht, und Director Carl, in kantbarer Anerkennung der Summen, die ihm das Talent des Künstlers eingebracht, hatte außer dem klingenden Ertrage dieser Einnahme noch einen Lieblingsneunhüte Kunst's in großmüthigster Weise Rechnung getragen und diesen ein prachtvolles Reitpferd zum Geschenk gemacht. Zum Danke für diese bei Carl sehr seltene Generosität benutzte Kunst das Thier zu einem Probe- und Spazierritt von Wien nach — Hamburg, mit „Ress" mit Reiter sah Carl niemals wieder."

Die ganze künstlerische Laufbahn Kunst's bestand in einem fortwährenden Abschiednehmen „aus allen", mit mehr oder weniger Eclat, bis sich am Ende die verschiedenen Bühnenleiter um sein Kommen so wenig stimmenten, als um sein Gehen; und der Mann, welcher während seines bewegten Lebenslaufes Summen verdient hatte, ausreichend zu sorgenfreiem Existenz von zehn Familien, starb in der Nacht zum 17. November 1850 in einem verfallenen, unfreundlichen Hause in der Leopoldstadt, in einer winzigen Kammer; er, dem seine Wohnung viele mit lieblicher genug möblirt gewesen, kaum seine letzte Ruhestätte in einem einfachen Armensarg, zu welchem die vier Wachsleuten, die denselben umstanden, von der Miethe der Collegen bezahlt werden mußten, welche auch die letzten Lebewohl aus Heimgegangenen vor dem tiefsten Mangel gesichert und das Grab des „alten Gameraden" mit einem Denkstein schmückte! —

Beleb' ein gewaltiger Contrast taucht in meiner Erinnerung an einen Abend auf, den ich als junger Mann in den Prunkgemächern der Kunst'schen Wohnung verlebte! Alle seine Collegen hatte der Gefeierte zu einer Soirée zu sich gebeten; was der raffinirteste Luxus an Raumverbergung ersinnen konnte, war aufgeboten, um die Gammen der Geladenen zu fesseln, die Räume der Wohnung im Spielmann'schen Hause am Graben glänzen in einem Meere von Lichtern. Natürlich erhielten sich auch die Reste der großmüthigen aus jungen Leuten bestehenden Versammlung; immer teller, wüster und lärmender wurde das Gelage; einer der Anwesenden setzte sich an das Clavier, welches an der Thüre der an Kunst's Wohnung stoßenden Zimmer aufgestellt war, die an seinen Nachbar, einen Graf M. von der spanischen Gesandtschaft, vermiethet waren. Wie ein Raketer ließ der tolle Gast seine Finger über die lärmenden Tasten fliegen, und entlockte diesen ein Charivari, welches nichts weniger als angenehm zu hören war, besonders um 2 Uhr Morgens und für einen jungen beispielsweise Spanier, der bei diesem verrammtfreguenten Spectakel vergebens zu schlafen versuchte. Gewaltige Schläge an die benachbarte Thüre donnerten, auf allerdings sehr derbe Art das Verlangen nach Ruhe an, Schläge welche das übermüthige Künstlervolk seinerseits mit Bücher an derselben Thüre zurückgab.

Dieses Hin- und Hergeklopfe, von einer Seite immer unwilliger, auf der anderen immer roller und unwilliger, bane bereits eine Weile gedauert, als der anwesende, bereits sehr exaltirte Schauspieler Würth erklärte, er wolle diese „Ungezogenheit" nicht länger dulden und den „Friedensstörer" zur Rede stellen. Niemand achtete auf diese Renommage, als nach kurzer Pause Würth wieder mit dem Ausruf: „Ich bin gerochen!" in's Zimmer stürzte; aus der rechten Bade sprudelten quei Kunstrose fontainenartig heraus. Mit einem scharfen zweischneidigen Instrumenn war derselbe derartig verwundet worden, daß die Spitze sichtlich auf einer Seite der Bade hinein- und auf der anderen herausgestossen worden sein mußte.

Man denke sich das Entsetzen der erst so vollfröhlichen Gesellschaft! Mit Mühe brachte man aus dem Verwundeten heraus, daß er sich in der Absicht, den Lärmer zur Rede zu stellen, in die Nebenwohnung verfügt habe, wo ein junger Mann ohne Weiteres auf ihn losgegangen sei und ihn mit einem Dolch in's Gesicht gestochen habe. Man denke sich die Verwirrung in den Kunst'schen Räumen! Während ein Theil der Anwesenden sich mit dem furchtbar blutenden Würth beschäftigte, riß Kunst, in sehr theatralischer Stellung, ein Schwert von der Wand und schrie formwährend wuthentbrannt: „Laßt mich, laßt mich, ich muß den Hund tödten!" Dies „laßt mich, laßt mich" war eigentlich sehr überflüssig, denn es rachte eben so wenig irgend einer von uns daran, Kunst zu halten, als dieser Lust zu haben schien, wirklich sich in die gezeigten Löwen Nähe zu begeben. Vor seiner Wohnung aber, unter der Eingangsthür am Flur stehen in Nachtkleidern, die mit Blut überströmt waren, ein bleicher junger Mann, das bitterliche Gesicht, in dem unheimlich ein paar glühende Auge funkelten, umnahm von einem tief schwarzen Vollbart, die herabhängende Faust mit einem blutenden Dolch bewaffnet. So bikete der spanische Gesandtschaftsattaché Graf W., in seiner lautlosen, einschlossenen Haltung, den schärften Contrast zu der anerängenden lärmenden Menge. Ich muß zu meinem Bedauern eingestehen, daß ich mehr Bewunderung für die classisch schöne Erscheinung des wilden Fremdlings fühlte, als Mitleid mit meinem verwundeten Collegen, der noch immer winselnd unter den Händen des rasch herbeigeholten Wundarztes lag, welcher die Verletzung zwar für schmerzlich, aber nicht gefährlich erklärte.

Später ließ sich Würth für die Summe von ein paar tausend Thalern bewegen und unterließ es, durch Vermittlung der Gesandtschaft eine Klage gegen den Graf M. anzustrengen. Die Karte aber, die ihn an jene verhängnißvolle Nacht erinnerte, nahm Würth mit in's Grab. Mit den ihm so unverhofft zugefallenen

Digitized by Google

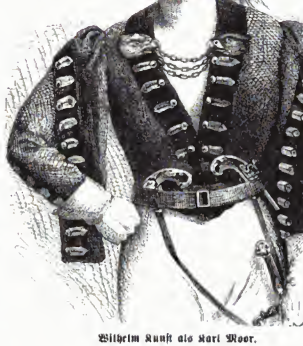
Schmerzensgeltern übernahm er eine Theaterdirection in Krakau, die aber, als die Summe zugesetzt war, ein vorschnelles ruhmloses Ende erreichte. Restreu behauptete, der Stich wäre ein so unverhofftes Glück für Würth gewesen, daß er jetzt im Lande herumreisen werde, um sich stechen zu lassen!

Ich habe diese Episode geschildert als charakteristische Bezeichnung für die Lebenswege Kunst's, so lange er im Zenith seines Ruhmes stand. Kein deutscher Schauspieler war je von Natur und Glück so mit vollen Händen überschüttet worden, als er, und keiner hat je weniger für seine Ausbildung gethan, an seine Zukunft gedacht, und an's Ende, als er, der die großen Summen, die er erwarb, leichtsinnig und nutzlos für sich und Andere vergeudete, bis die reiche Quelle versiechte und der Verschwendende vor ihr erlag.

Als der Sohn eines armen Schuhflickers wurde Wilhelm Kunst 1799 in Hamburg geboren, wo er, nachdem er sich oft auf Liebhaberbühnen ohne sonderlichen Erfolg versucht hatte, seiner schönen Gestalt wegen am Stadttheater als Statist verwendet wurde. Nebenbei suchte er durch Bedienung der ersten Künstler des in jener Zeit in hohem Ansehen stehenden Instituts sich kärglich durchzubringen. Später nahm sich der damals berühmte und berüchtigte Komiker Wurm seiner an und unterrichtete ihn in den Anfängen seiner Kunst und in — manchem Anderen.

Im Jahre 1823 finden wir ihn bereits als vielbeliebten und gefeierten Schauspieler in Köln; ein Jahr später war er dort schon wieder, nach seiner Manier, sans adieu abgefahren und ging zum Director Carl nach München, 1825 aber mit diesem in dessen neue Entrepriſe nach Wien. Dort machte er durch seine glänzenden Mittel und seine wilde Genialität fast beispiellose Aufsehen, hauptsächlich in Rollen, die kein tieferes Nachdenken forderten, wie z. B. als Otto von Wittelsbach, als Wahnsinniger im Irrenhaus zu Dijon, und ganz besonders als Karl Moor.* So mochte sich Schiller in seinen kühnsten Träumen den löwenkräftigen Räuber gedacht haben, der mit dem sonoren, mächtigen, glockenähnlichen Organ und der prachtvollen Gestalt seine wilde Bante im Zügel hielt und Alle Gesetze unter die Füße trat. Noch denke ich mit Bewunderung dieser kolossalen Leistung, neben welcher eben nur eine so geniale, fein berechnende Künstlernatur wie Carl La Roche als Franz Moor ebenbürtig bestehen konnte. Es war dies eine Zusammenleistung, wie sie gewiß nie wieder auf einer deutschen Bühne vorkommen wird. Wie dankbar aber für Kunst alle Aufgaben erschienen, wo seine volle Naturkraft in hinreißender Wildheit wirken konnte, so wenig vermochte er tiefere Gestalten, wie z. B. Wallenstein, Goethe's Faust rc. wiederzugeben. Sein „Hamlet" in der Schröder'schen Verballhornung war eine seiner Meisterleistungen, während der Shakespeare-Schlegel-Tieck'sche ihm total mißlang.

Obwohl ein Hauptmagnet des Carl'schen Unternehmens, von seinem Director viele bezahlt und auf den Händen getragen, gelangte er mit seiner genialen Raſtlosigkeit doch zu keinem festen Domicile.



Wilhelm Kunst als Karl Moor.

So oft wechselte er ohne irgend eine Berechtigung, contractbrüchig und schuldenbelastet, seine Engagements, so oft versetzte er Carl in peinliche Verlegenheit und großen pecuniären Nachtheil, bis dieser ihn endlich steckbrieflich verfolgen ließ und in einem Circular an alle Theaterdirectoren (1832) die Bühne für ehrlos erklärte, welche Kunst Asyl oder Gastfreundschaft gewähren würde.

Nun begann er ein Wanderleben der eigenthümlichsten Art. Bald nach Art eines kleinen Fürsten in eigener Prachtcarosse, bald in einem schäbigen Hauderer, bald von einem Secretair und von zahlreicher Dienerschaft und manchem anderen Anhange begleitet, bald von aller Welt verlassen, durchreiste er die Länder, so weit die deutsche Zunge reicht. Keine Residenz und kein Städtchen, kein großes Hoftheater und kein Winkelkämchen gab es, wohin nicht Kunst seinen Stab gerichtet hätte. Anfangs überall mit offenen Armen aufgenommen und der strogendsten Cassenresultate theilhaftig, sah sich gegen den Schluß seiner Laufbahn der zudringlich immer Wiederkehrende, den seine Mittel verlassen, dessen Stern erblichen war, die kleinsten Wanderbühnen verschlossen.

Ein Wiener Blatt brachte nach seinem Tode Anzeige aus einem Tagebuche, einem trockenen Verzeichniß von Städten und Einnahmen, von Kunst's eigener Hand, seit dem Jahre 1845, als sein Ruhm bereits sehr im Abnehmen war, Tag für Tag nachgetragen. Dann und wann sind diese Zahlenreihen unterbrochen von einem Worte „stürmisch hervorbrechender Empfindung", welche sich unter diesen Ziffern ergreifender ausnimmt, als bogenlange Erörterungen.

Noch im Jahre 1845 finden wir unter der Rubrik: „Petersburger Gastspiel: 25. Mai. Räuber. 1882 Rubel. NB. Die Kaiserin zugegen", und hierauf eine lange Reihe von Einnahmen von 1070 bis 900 Rubel.

Dann verschwinden zwar die höchst respectablen kaiserlich russischen Rubel, aber die Tagesrechnungen halten sich auf einer achtungswerthen mittleren Höhe von 176, 150, 100 Thalern rc. Selbst das verhängnißvolle Jahr 1848, welches Kunst wie in unbestimmter Vorahnung mit einem „Mit Gott" anfängt, zeigt kein besonderes Eingreifen der damaligen gewaltigen Ereignisse in die Bühnenwirksamkeit Kunst's. Von da ab aber tritt die düstere Bedeutung seines Schicksals mit immer grelleren Ziffern hervor.

Da finden wir in dem Verzeichniß die Tageseinnahmen mit fünf, ja zwei, selbst einem Gulden verzeichnet; da kommen an die Stelleu des Erträgnißes Nullen und Ausrufungszeichen, wir stoßen auf Gastspielorte, welche zu den dunkelsten Zeilen der Bühnengeographie zählen, wir verfolgen unmißverständliche Anzeichen überströmender Empfindungen, z. B. 1850: „Ende des unglücklichen Jahres. Schafstädten ist die schändlichste Stadt, die es auf der Welt giebt! Sie sei verflucht!" Die Jahreseinnahmen fallen vom Jahre 1845 bis zum August 1859 von 4805 Thalern auf 473 Gulden. Hier bricht das Verzeichniß ab, es gab eben nichts mehr zu verzeichnen!

Im Jahre 1857 wendete er sich in einem herzbrechenden Briefe an mich, worin er mich bat, ihm einige Gastrollen zu bewilligen. Es sei eine Lebensfrage für ihn, wieder einmal an einem guten Theater zum Aufrecen zu gelangen, und ich würde mich überzeugen, daß er noch „der Alte" sei. Ach, er war nicht mehr der Alte in dem Sinne, wie er es meinte, sondern es war in der

* Unter seiner wenigen Verlassenheit fand man ein Exemplar von Schiller's Räubern aus der Bibliothek des Dichters, welches ihm der Sohn Schiller's, als er ihn in der Rolle des Carl Moor (1835) bewundert hatte, mit einem höchst schmeichelhaften Schreiben verehrte. In welche Hände mag dies merkwürdige Buch gekommen sein? — Ob Schiller aber sich seinen Karl Moor in dem fleischenbeglänzten Costume gedacht hat, wie ihn Kunst zu geben pflegte, steht freilich zu bezweifeln.

eigentlichsten Bezeichnung des Wortes der „alte Kunst", der zu mir eintrat. Abends in seiner Rolle Perceval in Griseldis fiel er total durch, und das Publicum verhöhnte den total geschminkten und gleich einem Seiltänzer herausgeputzten verfallenen Komödianten, der nicht eine Spur der einstmaligen Herrlichkeit, ja nicht einmal den Wortlaut seiner oft gespielten Rolle behalten hatte. Das Herz wendete sich mir im Leibe um, als ich, im Zuschauerraume anwesend, das harte Urtheil der jüngeren und rücksichtslosen Theatergänger anhören und dasselbe gerecht finden mußte. Auf die Vorwürfe, warum ich Kunst überhaupt spielen ließe, hatte ich nur ausweichende Antworten. Ich konnte den Fragenden ja nicht auseinander setzen, daß ich den Mann gekannt habe in der Blüthe seines Ruhmes, in Olanz und Reichthum, mit Jubel empfangen und aufgenommen von den verwöhntesten Kennern der Residenz, ein hochwillkommener Gast für den stolzesten Intendanten der stolzesten Hofbühne.

Nach der Vorstellung begab ich mich zagend in die Garderobe meines Gastes und fand denselben am Tische sitzend; einzelne bittere Thränen rollten ihm über die geschminkten Wangen herab. „Warum hat mich mein Vater seinen Bauer werden lassen!" rief er mir, die Hand reichend, schluchzend entgegen. Einer kleinen Gesellschaft, die ich ihm und der Vergangenheit zu Ehren einige Tage darauf zu mir gebeten hatte, war er die unerquicklichste Erscheinung, die man sich denken konnte: — er selbst im abgetragenen schwarzen, zu eng gewordenen Leibrock in die Sopbaecke gedrückt; meine Gäste in Verlegenheit, welches Gesprächsthema sie mit der verfallenen Größe anschlagen sollten; ich wohl der Befangenste unter Allen.

Als der wohlwollende und gutmüthige Ir. M. Ring, der die Leistungen Kunst's in schonendster Weise besprochen hatte, aber aus Schwarz eben nicht Weiß machen konnte, in's Zimmer trat, wollte er diesen durchaus zur Rede stellen, ja ich mußte Alles aufbieten, um eine für alle Theile ärgerliche Scene zu vermeiden.

Noch zwei Mal unternahm ich das Wagniß, den Gast dem Berliner Publicum vorzuführen, und dann beschloß ich, mich für die noch zu gebenden Rollen mit Anzahlung des Honorars abzufinden. Als war überflüssig, Worte von mir, daß er mir dies übel deuten könne; die Haft, mit welcher er das verfluchte Paquet entgegennahm, die Bereitwilligkeit, mit welcher er um diesen Preis auf jedes fernere Auftreten verzichtete, bewiesen mir nur zu deutlich, daß der Mann bereits gewohnt war, Almosen und Unterstützungen als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er reiste „sans adieu" ab; ich habe ihn nie wieder gesehen!

Eine Zeit lang zog Kunst mit einem bildschönen Knaben herum, den er Sohn nannte und welcher später in Braunschweig, dann in Amerika als mittelmäßiger Schauspieler auftauchte. Die Mutter dieses Knaben blieb auch für die nächsten Freunde Kunst's ein Geheimniß, da man — mit Ausnahme seiner nach wenig Tagen wieder getrennten Ehe mit der geschirten Sophie Schröder — nie von irgend einem Liebesverhältniß desselben erfahren hatte. Eine glückliche zufriedene Ehe, die Sorge für eine geliebte Familie hätte den Ruhelosen vielleicht in ein dauerndes Verhältniß festgebannt und zum Heile geführt; so aber wanderte er von Ort zu Ort, stets dieselben Rollen spielend, ohne Studium, ohne geistigen Fortschritt, bis ihm allmählich die glänzenden Naturmittel, auf welchen seine Erfolge basirten, verjagten, seine Fehler immer greller an's Licht traten, seine Vorzüge schwanden, sein Gedächtniß ihn verließ und er selbst vielleicht eines Morgens schaudernde die Entdeckung machte, daß seine Laufbahn zu Ende sei, die Rosen verblüht und sein künftiger Lebensweg nur mühselig durch wirres Dornengestrüpp sich winden werde.

Vor dem Abschluß dieser Laufbahn, als er schon mit einem einspännigen kleinen Wägelchen die Städte der für das Theater so unergiebigen Schweiz bereiste, um überall, wo es thunlich, von den letzten Resten seines Ruhmes spärliche Nachlese zu halten, traf ihn in Bern das erschütternde Unglück, daß der Begleiter, den er bei sich hatte, unter den Hufen seines eigenen wildgewordenen Pferdes zertreten, ja in gräßlicher Weise zerstampft wurde, ehe ihm irgend Jemand zu Hülfe eilen konnte. Dieser schreckliche Todesfall machte einen entsetzlichen Eindruck auf den alternden Künstler und ihm einige Zeit die Ausübung seines Berufes unmöglich. Von hier ab verschwindet der dramatische Absolver — ein dem bereits kränkelnden alten Männen von Nestroy 1855 aus Mitleid bewilligtes erfolgloses vorübergehendes Gastspiel in Wien ausgenommen — nach und nach gänzlich aus der Theaterwelt, bis er im Juni 1859 wieder in den elendesten Umständen, krank, geistig und körperlich gebrochen, ein Bild des Jammers, in Wien eintraf und seinem von milden Gaben seiner Collegen lebte, die ihm reichlich genug zuflossen, um seine letzten Tage vor Mangel zu schützen.

Wir finden ihn am 17. November 1859 als „stillen Mann" wieder in einem kleinen verfallenen Hause der Josephstadt, in einem kleinen schmucklosen Stübchen, zu welchem der Weg über einen verfallenen morschen Gang führt. An dem einfachen Sarge hielt der Superintendent Bauer eine ergreifende Rede. „Erschüttert und bewegt," begann er, „stehen wir am Sarge eines Mannes, der in seinem Leben selbst so viele Herzen erschüttert und bewegt hat." Im Verlauf der Gedächtnißfeier fuhr Bauer fort, das vielbewegte Leben des Verstorbenen zu schildern, „dessen Heimath überall gewesen, wo er gewirkt, der viel gelebt und gekämpft hat, der aber auch immer der Erste war, der sich selbst anklagte; darum werfe Niemand einen Stein auf ihn!"

Nach der Rede sang das Chorpersonal des Josephstädter Theaters ein Trauerlied vom Gläser, dann bewegte sich der Zug hinter dem einfachen Sarge dem Kirchhof zu. Es war eine trübe Leichenfeier. Ein kalter schneidender Wind durchfälteten das kleine Häuflein getreuer Collegen, die dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen. Schnee und Nebel senkten sich auf das offene Grab, um welches der eisige Nordsturm die entlaubten Blätter gepeitscht hatte. Die düstern Accorde eines Trauergesanges von Suppé mischten sich als letzte Scheidegrüße mit dem unheimlichen Gepolter der Erdschollen auf das einsame Grab, welches die Nummer 39 trägt.

So endete der größte Naturalist, den die deutsche Schaubühne je aufzuweisen hatte. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß es dem Verfasser dieser Zeilen erst nach den angestrengtesten Mühen und mit Hülfe aller seiner Verbindungen in der Theaterwelt gelungen ist, eines der zahlreichen Costümbilder aufzutreiben, welche Kunst's Darstellungen illustrirt hatten. Fast alle Anderen an seine Leistungen sind verschollen und vergessen, wie das Original, das wir mit all' seinen Fehlern und seinen großen Vorzügen zu zeichnen versucht haben, als warnendes Beispiel, daß die glänzendsten Gaben der Natur nicht dauernd zu wirken im Stande sind ohne Bereinigung mit der bildenden und veredelnden Kunst! — Friede seiner Asche!

Ein österreichisches Soldatenbild.

Lassen wir uns das Manneskild, das wir unseren Lesern vorführen, nicht durch den Hintergrund beschatten, aus dem es sich hervorhebt. Weder der Krieg, in welchem unser Held seine ausgezeichnete Rolle spielt, noch die Politik des Staates, dem er dienstbar ist, sollen mit unserem Bilde Etwas zu schaffen haben; weder die Politik eines Reiches, noch die eines Bismarck ist eine solche, mit der ein deutscher Ehrenmann sich einverstanden erklären kann; am wenigsten soll jedoch unsere Skizze einen Schatten auf die Kampfgenossen werfen, deren einköpfiger Adler diesmal dem zweiköpfigen die Bahnen vorzuzeichnen hat. Also: ein österreichisches Sedratenbild der Gegenwart ohne Seitenblicke und Nebenbedeutung, als ein solches steht vor uns der Freiherr Ludwig von Gablenz, k. k. Feldmarschallieutenant und Armee-Commandant im Kriege der deutschen Großmächte gegen Dänemark.

Das österreichische Heer ist das eigenthümlichste der Welt. Nur die Kriegerschaaren des alten Römerreichs boten eine ähnliche Erscheinung, nur zwar die der Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Völkerschaften und der festen Gliederung und des Zusammenhaltes derselben durch ein geistiges Band. Auch Napoleon I. hat vielerlei Völker unter seine Fahnen vereinigt, von denen einzelne sogar mit Begeisterung für ihn kämpften, ja, es schien sogar, als ob eine Erneuerung des Römerreichs durch ihn

Digitized by Google

sehr nahe gebracht sei; aber die Mehrzahl der nichtfranzösischen Truppen folgte nur gezwungen seinen Fahnen, und es war noch lange kein durch ein geistiges Band zusammengehaltenes Ganze, als der russische Winter das kühne Spiel beendete, indem er das größte europäische Völkerheer, das sein der Römerzeit einer Hand geboten, vernichtete. Napoleon's Herrlichkeit war vergangen, wie ein ungeheurer Traum, während das Römerreich und Oesterreich das Throndach ihrer Herrschaft über Völker aller europäischen Zungen durch ihre Heere Jahrhunderte lang gestützt und geschützt sahen.

Das geistige Band, welchem die „kaiserliche Armee" ihre feste Einheit bei der buntesten Mannigfaltigkeit verdankt, ist ein doppeltes, ist die strenge Disciplin in den Einzelkörpern, die von unten auf den einzelnen Mann ergeht und bindet, und die gemüthliche Cameradschaft, die das ganze Officierscorps umschlingt und die wiederum hinabwirkt bis zum gemeinen Mann, bei dem das „Du" Naturlaut, nicht ein mit dem Rang erworbenes Recht ist. Dieses „Du" übt in der österreichischen Armee eine wunderbare Gewalt aus, es ist das Zauberwörtchen, welches jeden Standesunterschied, jeden Vorzug der Geburt im Officierscorps aufhebt, der Mann ist nur das, was sein Dienstrang ihm verleiht, einerlei, ob er einen bürgerlichen, einen adeligen, gräflichen, fürstlichen Namen trägt, und und alle die Männer gleichen Ranges in der Armee, durch alle Waffengattungen und Nationalitäten, nennen sich „Du". Der Leinwebergeselle aus Coburg, den als Handwerksburschen der Uebermuth unter die österreichischen Soldaten trieb und der es als braver Haudegen bis zum Officier brachte, erlebt darnach die in der Heimath unbenkbare Freude, mit dem hochgeborenen Schwager seines Herzogs auf Du und Du zu stehen; der arme Bauernjunge, der hinterm Düngerhaufen hervor zur Ausbedung gezogen wird, kann, wenn er Glück und Muth hat, der ebenbürtige Camerad seines hochgräflichen Dienstherrn werden, der ihn mit dem „Du" der Gleichheit begrüßt. Und dieses „Du" ist kein widerwilliges, erzwungenes, sondern der österreichische Officier lebt sich so in dasselbe hinein, daß es gar bald auch ihm zum Naturlaut wird. Nur dem plötzlich in diesen Kreis emporgestiegenen Mann wird es meistens ergehen, wie neulich dem Unterofficier, einem Helden von Oeversee, der unversehens Lieutenant wurde und vor dem freudigen „Du" seiner bisherigen Gebieter erst nach und nach zur Fassung kam. Man möchte sagen, es herrscht ein demokratischer Geist in diesem Corps, in welchem nur der Rang den Mann macht und nur die That oder das Recht den Rang giebt; ein gegen den Bürgerstand sich ausblähendes Junkerthum kann wenigstens in einer solchen Armee nicht aufkommen.

Welch herziges Verhältniß der von oben nach unten vortrinkende cameradschaftliche Ton in einer solchen Truppe schafft, dafür spricht die Geschichte von dem „Hauptmann mit dem neunmal durchlöcherten Mantel", welchen Ehrentitel die österreichischen Soldaten in Schleswig dem tapferen Hauptmann Eder von dem fünften Jägerbataillon ertheilten, und einem Oberjäger dieses Bataillons, den die goldene Medaille schmückte. Beim feierlichen Empfang der durchpassirenden österreichischen Decorirten in Altona war bereits manche schlichte und brave Rede gehalten worden, als in strafter militärischer Haltung genannter Oberjäger den Hauptmann um die Erlaubniß bat, auch einen Toast ausbringen zu dürfen. Da sprach der Hauptmann: „Schau, Oberjäger, wir sind hier nicht unterm Gewehr! Red', wie's Dir um's Herz ist!" — „Wenn Du meinst, Hauptmann, so will ich's thun," — entgegnete der junge Mann, und sein Sprüchlein lautete: „Schleswig-Holstein für alle Ewigkeit ein deutsches Land! Hoch!" — „Wir meinen, die Fensterscheiben müßten springen vor dem Jubel, der nun ausbrach," erzählt der Berichterstatter.

Nicht weniger, als Disciplin und Cameradschaft, trägt zu dem kriegerischen Geist der Armee der ihr eigenthümliche Regimentersstolz bei. Jedes Regiment hat seine Geschichte, seine Trophäen; einzelne Regimenter erfreuen sich noch heute uralter, ganz besonderer Vorrechte und Ehren. Dieser von der Compagniefahne an gepflegte Corpsgeist dringt der jungen Mannschaft aller Nationalitäten rasch in's Blut und erzeugt in jedem Einzelnen gleichsam die moralische Verpflichtung einer heldenhaften Gesinnung. Und diese kann sich wohl kaum schöner und rührender aussprechen, als in jener Einfachheit der volksthümlichen Form des steyerischen Schnaderhüpfels:

„Aree, lieber Bata,
Frau Mnata, buß d' Haue!
Enger Bandel der stickt ihn,
Aber er macht Euch kan Schande!"

Dieser Regimentsgeist stieß an keiner Nationalität an, weil Oesterreich nur National-Regimenter hat; ebendarum war er es gerade, der dem Kaiserhaus selbst gegen einzelne nationale Selbstständigkeitsbestrebungen im eigenen Reiche — gegen welche die Tendenzschrift des österreichischen Kaiserhauses bereits die natürlichste aller Fragen vom „Sein oder Nichtsein" hervorgerufen ist! — bisher immer die wirksamste Hülfe sicherte. Vor Allem war dies der Fall, wenn die Armee Führer hatte, denen jeder einzelne Mann mit Begeisterung anhing. In Radetzky's siegreicher „italienischer Armee" tonnte in Wahrheit wieder gesungen werden:

„Kroovatisch, deutsch, welsisch,
Ungarisch durch anand,
Und de red'n ma an Sprach,
Gilt's Oesterreichs Ehr."

Seit dem Unglück der zweiten italienischen Armee Oesterreichs ist im Staate Vieles anders geworden; in der Armee, dem Augapfel der Dynastie, suchte man den alten Geist zu bewahren. Die Vorgänge in Schleswig zeugen wenigstens dafür, daß der kriegerische Geist in ihr noch ebenso munter ist, als die soldatische Vorliebe für volksthümliche Persönlichkeiten tüchtiger Heerführer.

Seit dem alten gefeierten Radetzky hat Oesterreich sich keines Heerführers von größerer Popularität im Heer und Volk, aber auch von größerer Feldherrentüchtigkeit erfreut, als des Freiherrn von Gablenz, den man gern „des Alten gelungensten Jungen" nennen möchte. Eine der freisinnigsten unserer größeren deutschen Zeitungen berichtet über das österreichische Armeecorps und seinen Führer, in Folge der Kämpfe bei Sehf und Oeversee (3. u. 6. Febr.) in voller Anerkennung, daß ein eigenthümlich rastloses, vorwärtsstrebendes und leichtes Element in den österreichischen Truppen walte. Ihr Geist, sagt sie, ist ein wahrhaft ausgezeichneter zu nennen. Das Corps, so verschieden die Volksstämme auch sein mögen, ist zu einem solchen Ganzen geeinigt und von solchem Geiste beseelt, daß man demselben wohl die schwierigsten Leistungen und die größte Anspornungsfähigkeit zutrauen kann. Sehr viel zu diesem kriegerischen Geiste trägt die Persönlichkeit ihres Führers bei. Fest gewurzelt ist in Allen das unerschütterliche Vertrauen zu ihm, welches sein ideal-soldatisches Wesen, verbunden mit hohen militärischen Fähigkeiten, wie auch die Liebe und Achtung für ihn als Mensch hervorgerufen. Das der österreichischen Armee eigenthümliche cameradschaftliche Verhältniß im Officierscorps bildet eine enge Kette, um diesen Geist selbst auf die tiefer stehenden Nationalitäten zu übertragen, die kann gerade in ihrer Naturwüchsigkeit unverrosten darauf loöstürmen, fest auf ihren Plätzen ausharren und auch die größten Anstrengungen und Entbehrungen ertragen.

Nicht weniger warm sprechen unsere größten Tagesblätter über den General und sein Hauptquartier. Feldmarschallieutenant Gablenz, darin stimmen Alle überein, ist jetzt der eigentliche Held des Tages, man kann die tresliche Weise nicht genug anerkennen, in der er mit Ernst und Feine, Selbst und Bürger umzugehen weiß. Seine Anreden sind markige Improvisationen voll Schwung, aus dem Herzen kommend und drehaub zum Herzen sprechend, aber frei von jenen abgetroschenen Gemeinplätzen, welche in der Regel die militärische Beredsamkeit charakterisiren; sie zeugen von einer in der That ungewöhnlichen Begabung und besonders von einem sehr feinen Takt, mit dem er den Bundesgenossen stets einen Antheil seiner Lobsprüche zuzuwenden weiß.

Wahrhaft ergötzliche Früchte verdankt man der Freiheit, die er dem Humor im Lager gestattet. So haben, wie jetzt ein Blatt dem andern erzählt, die ebenso liebenswürdigen als „schneidigen" Kibitze des Hauptquartiers — mit diesem Spitznamen bezeichnet die kecke Feldsprache des Soldaten sämmtliche Ordonnanz-Officiere und Generale — unter welchen es tüchtige Zeichner giebt, sich als unverantwortliche Herausgeber eines illustrirten Lagerkladderatasch aufgethan, das dem Berliner Urbilde nicht nachsteht. Auf einem der Bilder verstellen sind sämmtliche Kibitze dargestellt, alle portraitähnlich carrikirt, wie sie zu Pferde gegen eine furchtbare Beschanzung anstürmen, und der es Bomben und Granaten von mordlicher Größe hagelt, mit der Aufschrift: „Nachdem der Sturm der Preußen abgeschlagen wurde, unternahmen die Kibitze des Hauptquartiers zur Verminderung ihres Effectivbestandes einen Angriff auf die Düppeler Schanzen; — solcher Tapferkeit wichen die Dänen."

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Persen des Generals von den neckischen Griffeln durchaus nicht verschont wird. Nach der Uebergabe des Dannewirks und der energischen Verfol-

Digitized by Google

gung der Dänen durch die Oesterreicher hielt F.-M.-L. v. Gablenz ungefähr folgende Ansprache an seine Soldaten: „Leute, Nichts ist mehr dem Wechsel ausgesetzt, als das Soldatenleben. Noch vor wenigen Tagen standen wir im schneeigen Bivouak vor dem für unüberwindlich angesehenen Dauewirke, um dessen Besitz verschiedene Nationen seit Jahren im Kampfe liegen. Ihr hattet einen tapferen Gegner vor Euch, und die Lage war kritisch und gefährlich im höchsten Grade. Aber schon heute stehen wir hinter den furchtbaren Schanzen des Feindes. Außer der Ehre, Euch zu führen, giebt es für mich kein schöneres Vorrecht, als das von Sr. Majestät mir verliehene: die Stellen der gefallenen Tapfern durch die Ausgezeichnetsten unter Euch bis zum Hauptmann aufwärts zu besetzen und hervorragende Thaten zu belohnen." Auch diese Rede erschien im Lager-Klatderadatsch, die Illustration stellt neben dem hochaufgeschossenen, schlanken General ein winziges, buckliges Männlein dar, welches die Rede in ein riesiges Notizbuch einzeichnet.

Freiherr Ludwig von Gablenz.

Das Männlein darf recht achtsam sein, denn es ist in der That schade um jedes verlorene Wort, das v. Gablenz in seiner wichtigen Stellung zu Heer und Volk dort gesprochen hat. Begleiten wir ihn zu einigen Gelegenheiten, wo sein edles Herz das Wort allein führte. Eine Deputation deutscher Bürger von Flensburg erschien bei ihm, um an den Dank für die Heldenthaten der Befreier Schleswigs die Bitte um die Bewahrung der Selbstständigkeit desselben zu knüpfen. Er kann, als Soldat, den guten Bürgern keine Versprechungen machen, aber er fertigte sie auch nicht lutzgenmuten ab, sondern sprach es als seine Ueberzeugung über das fernere Schicksal des Landes aus: „daß das Vergangene vorüber sei und nicht wiedererleben werde." Dann lud er die Deputation ein, der Decorirung derjenigen Regimenter beizuwohnen, welche bei Oeversee gekämpft hatten und die soeben vor dem Rathhause in Parade aufgestellt waren. Hier wurden drei Unterofficiere zu Lieutenants erhoben und einige andere Beförderungen vorgenommen. Nachdem der General mit ergreifender Rede der tapferen gefallenen Brüder gedacht, schloß er seine Ansprache ungefähr mit den Worten: „Ich habe stets alle meine Soldaten als meine Kinder betrachtet, ganz besonders aber fühle ich mich verpflichtet, den Wittwen und Waisen, die jene Braven hinterlassen, ein Vater zu sein. Diese Armen sehen zerstreut in der Monarchie, sie haben keine Worte in ihrem Schmerz, sie haben nur Thränen. Deshalb nehme ich sie an Kindesstatt an und will für sie sorgen. Ich habe nie Geld hoch geschätzt, es auch nie bedauert, nicht reich zu sein; heute empfinde ich dies zum ersten Male schmerzlich. Da ich aber für eine ähnliche Waffenthat, wie das Renconire bei Oeversee, vor vierzehn Jahren von Sr. Majestät mit dem Maria Theresien-Orden decorirt worden bin, mit welchem eine Jahrespension von 600 Gulden verbunden ist, so versichte ich vom heutigen Tage an auf diese Pension zu Gunsten der Wittwen und Waisen der in Schleswig gefallenen österreichischen Krieger. Ich hoffe, mein Beispiel wird auch andere Herzen öffnen, und besonders mit Hülfe der Journale, die jedes gute Wort bereitwilligst unterstützen, wird auch für meine Adoptivkinder gesorgt werden."

Das hochherzige Beispiel fand sofort Nachahmung, schon kurz nachher wurden dem General von den dänischen Frauen der Stadt Hadersleben 130 Thlr. anonym zugeschickt, ausdrücklich als Gabe für seine „Adoptivkinder". Auch die Presse hat für die Anerkennung aus solchem Munde sich dankbar und würdig gezeigt. Sie wird nicht müde, Braves von dem Braven zu erzählen, und darum noch folgendes Geschichtchen: Zwei Soldaten aus der dänischen Armee, geborene Deutsche von der Insel Fehmarn, die bei Oeversee mit gefochten hatten und gefangen genommen worden waren, erzählten, in ihrem Bataillon seien 65 Schleswiger gewesen, die sich das Wort gegeben, nicht auf ihre deutschen Brüder zu schießen. So haben sie mehrere Male im Kugelregen gestanden und keinen Schuß gethan. In Flensburg auf dem Südermarkte sind sie aufgestellt, und siehe! alle 65 sind da, keiner fehlt! Da entläßt sie General Gablenz mit den Worten in die Heimath: „Euren Handschlag verlange ich nicht, denn ich kenne euren Herzschlag."

Wer möchte nicht in die Vergangenheit eines Mannes blicken, welcher in der so wenig herzerfreuenden biederen Gegenwart fast die einzige wohlthuende Erscheinung ist? Diese Vergangenheit ist aber eine so thatenreiche, daß ein Buch zu ihrer Beschreibung gehört. Wir haben nur über Blätter, und zwar so vielfach in Anspruch genommene Blätter zu verfügen. Darum begnüge sich der Leser mit ein paar Notizen; vielleicht ist es uns später möglich, mehr zu bieten.

Freiherr Ludwig von Gablenz ist ein Dresdener Kind, am 19. Juli 1814 geboren. Er begann seine militärische Elementarschule in Sachsen, ging dann nach Oesterreich, wo wir seine Infanterie-, Cavallerie- und Generalstabsdienste als seinen Gymnasialcursus ansehen können, bis er im österreichischen Italien die Hochschule der Kriegskunst bezog, an welcher Radetzky Rector magnificus war. Die Praxis begann er im Jahre 1848 als Rittmeister in

Digitized by Google

Italien, wo er von Santa Lucia an alle Schlachten und Gefechte des ganzen Kriegs mitmachte, und setzte sie 1849 als Major in Ungarn fort, wo er in 46 Schlachten und Gefechten des blutigen Winterfeldzugs mitfocht und noch dem Schluß des großen Dramas, der Uebergabe von Komorn, beiwohnte. Er war in beiden Kriegen mehrmals schwer verwundet worden. Nach diesen siegreichen Zeiten der österreichischen Fahnen wurde er häufig auch zu diplomatischen Missionen verwendet, machte als Oberst 1851 das denkwürdige Lager von Olmütz mit und commandirte 1854 als Generalmajor und Brigadier in der Moldau. Auch in dem zweiten italienischen Krieg, in welchem die Glücksgöttin Oesterreich verlassen hatte, blieb sie ihm getreu. Bei Magenta und Solferino hatte er allein Vortheile über den Feind errungen, die freilich in dem allgemeinen Mißgeschick wieder mit verloren gingen.

Im Jahre 1863 wurde Freiherr von Gablenz zum Geheimrath und Feldmarschallieutenant erhoben und mit dem Commando in Schleswig betraut, in welchem wir zuerst den ausgezeichneten Soldaten und Mann in größerer Selbstständigkeit handeln und darum in all seiner menschlichen Tüchtigkeit auftreten sehen. Möchte die Sache, für welche der Held so brav gefochten, ein Ende gewinnen, daß wir nicht vergeutete Kraft und vergossenes Blut bedauern, sondern Beides gegnen müßten als zum Heil des deutschen Vaterlandes gewagt und geopfert!

Fr. Hofmann.

Ein stiller Wohlthäter.

Zur Unterhaltung am warmen Ofen.

Von Berthold Sigismund.

„Wärme ist das halbe Leben." Das ist nicht etwa ein Vorurtheil von Greisen und Stubenhockern, denn auch frische Jäger und Schlittschuhläufer, die im Freien jeder Kälte trotzen, loben sich unter Dach und Fach ein warmes Stübchen. Die Kunst, sich ein solches zu schaffen, ist eine der vorzüglichsten Errungenschaften des Menschen. Das Thier weiß sich zwar einen Winter-Schlupfwinkel auszusuchen oder zu bauen, in dem es durch Beihülfe der Erdwärme und eines Lagers aus schlechten Wärmeleitern vor dem Erfrieren geschützt ist; das ist aber nur ein trauriges Quartier, in welchem der Instinkt zu fauler Bärenhäuterei gezwungen ist oder in verdrießlichen Schlaf versinkt. Der Mensch allein vermag sich eine Winterburg zu gründen, in der es möglich ist, thätig zu sein und die Freuden der Geselligkeit zu genießen. Und unter allen Menschen haben es in dieser Kunst die Germanen, oder kurz heraus zu reden, die Deutschen am weitesten gebracht. Welcher Landsmann, der längere Zeit im Auslande leben mußte, hätte sich nicht besonders im Winter nach dem Comfort der Heimath gesehnt? Zu dieser Winterbehaglichkeit trägt aber wesentlich ein stiller Wohlthäter bei, der, wie so viele bescheidene Wesen ähnlicher Art, selten in seinem vollen Werthe erkannt wird.

Um ihn recht zu würdigen, thun wir am besten, uns zuerst da umzusehen, wo er fehlt. Der freundliche Leser ist zu diesem Zweck eingeladen, eine Winterreise mitzumachen, auf der wir, eine Fensterschau anstellend, beobachten wollen, wie sich die Menschen wärmen.

Die schlichteste Heizung treffen wir bei einigen nordischen Völkern, welche einem sehr strengen Winter ausgesetzt sind. Die isländische Bauernwohnung besteht aus mehreren aneinander gereihten Hütten, die von sechs Fuß dicken Wänden aus rohen Steinen und Rasenschollen und von einem Holz- und Rasendach umschlossen werden. Treten wir in eine solche Kasemate, so gelangen wir zuerst in ein Vorhäuschen, dann in die Küche, auf deren Heerde der Kessel über einem Torffeuer brodelt, und endlich in das enge und niedrige Wohnzimmer. Ein trübes Dämmerlicht gestattet kaum, die einfachen Geräthe: Bank, Tische und Betten, zu erkennen; das winzige Fensterchen, meist ohne Glas, sondern mit Fischhaut bezogen, läßt vom Tageslichte nur schwache Spuren ein. Woher rührt aber die Wärme des düstern Gemaches, eine Wärme, die an die überhitzte, schwüle Luft teutscher Gebirgsstuben erinnert, in denen die Bewohner eine Gluth ausstehen, über die sie im Juli im Freien seufzen? Man sieht ja nirgends eine Vorrichtung zum Heizen. Die Isländer verwenden den wohlfeilsten und doch künstlichsten Ofen von der Welt, über dessen zarten Bau nur das Mikroskop Aufschluß giebt, nämlich die menschliche Lunge. Der Athem der Menschen, welche in diesem engen, möglichst dicht verwahrten Raume den ganzen Winter durch hantiren und schlafen, ist das einzige Heizmittel. Der Hausherr, welcher nach schöner Landessitte seinen spinnenden und strickenden Kindern eben aus einem alten Sagenbuche von Normannenhelden vorlas, giebt jetzt aus einem pulverthornähnlichen Gefäß eine derbe Prise auf die Hand; nachdem wir einige Minuten in seinem Zimmer verweilt haben, wundern wir uns nicht mehr über diese hier allgemeine Sitte. Die Luft wird uns mit jedem Augenblicke anangenehmer, wir fühlen uns von Kopfweh und Athembeklemmung befallen und eilen in's Freie.

Ein Sprung der Phantasie führt uns zur eisigen Küste Grönlands. Da fallen uns, an Hünengräber erinnernt, einige Winterhäuser der Eskimos in die Augen. Sie sind halb in die Erde eingegraben, ihre dicken Wände bestehen aus Steinen und Rasen, das kleine Lichtloch ist mit Robbendarm überspannt. Der Eingang ist unbequem; es gilt durch einen etwa zwölf Fuß langen Tunnel auf Händen und Füßen zu kriechen. Endlich sind wir an der aus Fellen bestehenden Thür angelangt. Sie führt in eine mannshohe Wohnstätte, deren Grundfläche in Länge und Breite höchstens doppelt so viel mißt, als eine Mannslänge. Darin leben zwei bis drei Familien. Den Mangel des Tageslichtes ersetzt eine in der Mitte des Zimmers befindliche Lampe, deren Moosdocht von Thran gespeist wird; auch besorgt sie die Erwärmung des darüberhängenden Kessels. Als Heizmittel dient auch hier hauptsächlich die Menschenlunge, und zwar wirkt dieselbe so ergiebig, daß die Temperatur eines solchen Wohnraumes die der äußeren Luft weit um 30 bis 40 Grad übertrifft, daher die Eskimos, so lange sie zu Hause sind, sich fast so lustig anziehen, wie die tropischen Neger. Doch ehe wir zu näherer Umschau schreiten können, zwingt uns ein Ohnmachtsgefühl zu schleunigem Rückzuge.

Wohl ist Wärme das halbe Leben, rufen wir, die reine freie Luft mit tiefsten Zügen einathmend; aber solches Leben in einer dunklen Erdhöhle, in dumpfer, schwüler Stickluft ist weniger als halbes Leben, kann besser als die Winterstarre des Siebenschläfers. Da kann nie eine höhere geistige Regsamkeit, nie ein schöner Genuß des Daseins erblühen. Laßt uns hinwegeilen aus diesen traurigen Gegenden in die milden Fluren, welche an der Südgrenze des Frostgebietes liegen, laßt uns Menschen besuchen, die wahren Comfort genießen!

Auf den südlichen Halbinseln Europa's ist der Winter kurz und mild, aber Schnee und Eis giebt es noch bis Rom und schauerig kühle Tage, wie die unsers Novembers und März, nicht wenige. Die hohen italienischen Zimmer mit Steinwänden, Estrichfußböden und klaffenden Thüren und Fenstern machen bei solchem Wetter eine Heizung nothwendig. Die sorglosen Südländer verstehen aber gar wenig, sich im Winter „ein hübsches Leben zu zimmern". Viele behelfen sich mit einem rohen Heizapparate, den bei uns nur die Bureninhaber auf den Weihnachtsmärkten noch in Gebrauch ziehen. Die Kamines der Griechen und die Braseros der Italiener sind trotz ihrer wohlklingenden Namen nichts als Näpfe und Becken voll glühender Kohlen, über welche die Wärmebedürftigen ihre Hände oder Füße halten. Alle Nordländer, die einen Winter in einem venetianischen oder römischen Palaste bei solcher Heizung verleben mußten, sind einstimmig in der Verurtheilung der giftigen Dunst ausdünstenden Wärmpfanne, welche eher die darüber gehaltenen Glieder röstet, als sie den Rumpf erwärmt, so daß sich der an den Kohlen Sitzende zieht den Mantel umhüllen muß, um nicht zu klappern. Etwas besser haben sich die Türken und Armenier versorgt; sie stellen ihre Kohlenpfanne (Mangal) unter einen mit Teppichen umhängten Tisch, sodaß ein leidlich erwärmtes Räumchen wenigstens für die Unterthanen beschafft wird, die gegen den Frost empfindlicher sind, als gegen schlechte Luft. Gewiß erklärt sich aus solcher Heizungsart die Häufigkeit der Feuersbrünste in Constantinopel. Daß die Chinesen und Japanesen, welche sich ebenfalls mit der Kohlenpfanne begnügen, sich innerhalb ihrer leichten aus Bambusrohr und Papier bestehenden Wände nicht hinlänglich warm

Digitized by Google

halten können, beweisen ihre mit Pelz verbrämte Tracht und ihr steifes Theetrinken. Die Chinesen, die in allen Stücken eigene Leute sind, haben auch beim Gebrauch der Kohlenpfanne ihre Eigenthümlichkeiten. Sie suchen die Stickgase der Kohlen in ausgestellten Wassergefäßen aufzufangen und stellen ihre Wärmpfanne unter eine Steinplatte, auf welche sie sich setzen oder legen. Sie haben also die Mängel dieser Heizung wenigstens erkannt, wenn auch nicht gebeilt. Wahren Wintercomfort finden wir also auch im Süden nicht.

Sehen wir uns nun in den mittleren Bezirken des Winterreiches um. Da finden wir in vielen Quartieren noch die urtümliche Heizung durch freies Feuer. In der Filzjurte der Kirgisen glimmt ein Häufchen Schilf und getrockneter Dünger, in den Fellzelten der nordamerikanischen Rothhäute und der Lappen flackern Reisigfeuer, in der elenden Erdhütte mancher sibirischen Stämme brennen mit Thran benetzte Knochen, in der armseligen Baracke der irländischen Pächter schmaucht ein Torffeuer. In allen diesen Wohnstätten ist das Feuer mitten im Zimmer auf nackter Erde geschürt; höher Gebildete errichten eine über dem Boden erhabene Feuerstätte, einen Heerd. Einen solchen, der in vielen Sprachen zum Sinnbilde des Hauslebens geworden, finden wir im Blockhause der Finnländer, in den Lehmhütten der Kaukasusvölker, in den rauhen Wohnstätten der auf Hochebenen und Gebirgen hausenden spanischen und griechischen Landleute, in vielen sauberen Backsteinwohnungen der Engländer und Holländer, in allen niedersächsischen und westphälischen Bauernhäusern, deren altväterliche Einrichtung Justus Möser so anschaulich beschreibt. Ein offenes Feuer, dessen röthliche Flammen in stets neuen Formen spielen und durch das Knistern und Knacken des Holzes und das Murmeln des Kessels eine so hübsche Hausmusik machen, daß auch das Heimchen mit seinem schrillen Zirpen lustig einstimmt — das ist doch eine wirksamere und ansprechendere Form der Heizung, als die widrige Lufterhitzung der Polarkreisbewohner und die traurigen Braseros mit ihrer trägen Glut und ihrer unheimlichen Stille.

Leider ist aber das schöne Heerdfeuer nicht frei von schweren Mißständen. Viele durch freies Feuer geheizte Wohnstätten entbehren der so nahe liegenden Einrichtung einer Esse; selbst in den deutschen Häusern, wo der Heerd der Mittelpunkt des Zimmers ist, bleibt es dem Rauch überlassen, sich durch die Ritzen des Strohdaches einen Weg in's Freie zu suchen. Ein solcher Wohnraum bietet natürlich, wenn er auch sonst sauber gehalten ist, nur den Comfort einer rauchigen Küche; die Wände brännen sich, die schwarzen Dachsparren, welche die Decke des Zimmers bilden, sind von einem steten dichten Hebernamb umzogen, der Alles mit beizlichem Geruche durchdringt. Gewöhnt sich auch der Mensch an das Rembrandt'sche Halbdunkel und den Creosot-Duft einer solchen Wohnung, reden doch die alten Römer mit einer Art Stolz von ihren angeraucht Hausgöttern:: so setzt er sich doch selten ungestraft der beizenden Rauchluft aus, lungen und Augen müssen oft genug bitter leiden für das Malerische des häuslichen Heerdes. Aber auch Wohnzimmer, in denen für Abzug des Rauches so gut gesorgt ist, wie in England und Holland, bieten im strengen Winter nicht die rechte Behaglichkeit. So reichlich auch der Brennstoff auf den Heerd gehäuft wird, er erzeugt doch keine gleichmäßige, wohlthuende Wärme im ganzen Zimmer. Wer nicht frieren will, muß sich dicht an den Heerd setzen und sein Gesicht der sengenden Gluth der Flammen preisgeben. Die Kirgisen müssen an kalten Tagen ihre Kinder, um sie vor dem Froste zu sichern, in warme Asche stecken, und wenn auch in dichtwandigen Häusern dieser Uebelstand nicht so grell hervortritt, wie im Filzzelte der russischen Steppe, so fehlt doch immer die ruhige, stete Wärme, welche den Winter vergessen läßt und zu feineren Arbeiten fähig erhält. Außerdem bleibt eine durch Heerdfeuer geheizte Wohnung doch immer ein sückenhäftlicher Raum, dessen Ausstattung, dessen Geräusche und Gerüche das Gefühl ruhiger Abgeschiedenheit nicht aufkommen lassen, das unsere Stuben im Winter gewähren, ein Raum, der höchstens für das schlichte ländliche Alltagsleben, aber nicht für feine Hände mit Kopfarbeit und nicht für das Weihnachtsfest geeignet ist.

Bei einigen Völkern, namentlich den Romanen, unter den Germanen bei den Engländern und Norwegern, finden wir — und war bei den ersteren nur in den Häusern der Wohlhabenden, in Norwegen dagegen blos in den Bauernstuben — eine veredelte Form des häuslichen Heerdes, den Kamin, der nicht zugleich zum Kochen, sondern lediglich zum Heizen der Zimmer bestimmt ist. Welchen Werth die Hausbesitzer ihrem Kamine beilegen, erhellt schon aus dem Platze, der ihm eingeräumt ist, noch mehr aus dem Ehrenschmucke von Seemuscheln und Schnecken, schönen Wedgewoods und Bronzen, die auf seinem Sinse prangen, am deutlichsten aber aus den Lobpreisungen, die ihm gespendet werden. Er giebt die gesundeste Heizung, sagen die Briten, denn sein Zug führt die verbrauchte Luft rasch durch die Esse und saugt durch die Lücken der Thüren und Fenster stets neue, reine Zufuhr in's Zimmer. Es ist viel lustiger am Kamin, wo man die Flamme sieht, rühmen Engländer und Franzosen; zum Comfort einer zum traulichen Gespräche gruppirten Familie gehört die Firestte und zu den Exforternissen des Salons der noble Kamin, behaupten sie.

Es ist wahr, der Kamin hat alle Neige des Heerdes um ist frei von manchen Mängeln desselben. Aber wie ungerecht wäre es, wenn wir unsern stillen Wohlthäter hintansetzen, der doch, bei rechtem Lichte betrachtet, das vollkommenste Wesen seiner Gattung ist!

Der Kamin ist ein arger Verschwender, der die vom Brennstoff erwärmte Luft größtentheils durch die Esse jagt, ohne daß sie dem Zimmer nützt; der Ofen ist ein guter Haushalter, der seinen beißen Athem eifrig an seine Wandungen haucht, um mittels derselben die Zimmerluft zu erwärmen. Vom Kamin kommt dem Zimmer fast nur die strahlende Wärme zu gute, die seinesweges behaglich ist. Denn sie schlägt mit so jähem Anprall an, daß die Frauen ihr Gesicht hinter Fächer und Schirme verbergen, und erzeugt mehr das Gefühl der Gluth als der Wärme. Während aber die dem Feuer zugewendete Seite unter dem Uebermaße der Wärme leidet, schauert die andere, und man muß an recht kalten Tagen das berühmte militärische Kunststück lernen, nach zwei Seiten Front zu machen, um nicht zu frösteln. Wie gleichmäßig und wohlthuend wärmt dagegen unser schlichter Ofen die Zimmerluft! Ein in der Stube beizbarer Ofen wirft als Luftreiniger sogut wie der Kamin; der aufsteigende des Wohnraums geschwärte ist auch kein Luftverderber, sondern der Mensch ist es, der nicht für öfteren Luftwechsel im Zimmer sorgt. Somit erfüllt der Ofen alle billigen Anforderungen auf das Beste; läßt er sich doch sogar, wenn es — wie in Schweden der Fall ist — gewünscht wird, auch dazu herbei, das reizende Schauspiel der Flammen sichtbar zu machen, was als Hauptvorzug des Kamins gilt.

Darum ist auch dem Ofen eine immer größere Verbreitung sicher, während der Kamin sein Gebiet eher vergrosen als erweitert sehen wird. Die Südeuropäer und die Engländer werden dem Kamine wohl treu bleiben, weil dort der milde Winter, hier der Kohlenreichthum einen allgemeinen Luxus gestattet. Die Norweger Bauern tagegen werden, gleich den Städtern ihres Landes, bald einsehen, daß ein Tag und Nacht erhaltenes Kaminfeuer doch eine arge Verschwendung ist, da ihre Wälder sich hier und da bedenklich lichten; dann wird der schwedische Ofen auch bei ihnen Platz greifen.

Schon hat der Ofen eine ungemein große Verbreitung. Fast alle Völker des ungeheuren Landstriches, der sich von den Alpen nordwärts bis zur Nordsee und ostwärts über den Ural weg bis an den großen Ocean und jenseit des letzteren auer über die Nordhälfte Amerikas streckt, also die Schweizer, Deutschen, Schweden, Polen, Russen, die schhaften Bewohner der Mongolei und Sibiriens und die meisten Nordamerikaner werden von unserem stillen Wohlthäter mit Wintercomfort beschenkt. Wer könnte sie alle aufzählen, die hunderterlei Formen und Formate, in denen er in den Stuben und Stübchen so vieler Völker auftritt, vom riesigen Kasten der russischen und mongolischen Stube an, der Nachts der ganzen Familie zur Schlafstätte dient, bis zu dem nähbischgrosen Zweige, der die blanken Zimmer der Yankees und unserer überseeischen Landsleute erwärmt? Hat doch nicht blos jedes Land, sondern fast jede Provinz ihren „angestammten" Ofen, dem sie treu bleibt, mag er auch ein noch so arger Holzfresser sein, bis die neuerungsluftigen Städter durch gar zu dringlichen Anpreisen ihrer verbesserten morischen Heizung zum Neubau aufreden.

Im Bereiche der Heizung ist nun einmal der Mensch sehr conservativ gesinnt. Sträuben sich doch selbst die Eskimos gegen eine Wohlthat, die ihnen von ihrer humanen Colonial-Regierung geboten wird. Sie können Batholy zu besseren Hütten, sowie Kachelöfen zur Bereicherung der einheimischen, leicht zu gewinnenden Steinkohlen mit der Bergünstigung erwerben, den billigst gestellten Kaufpreis im Laufe mehrerer Jahre zurückzuzahlen; sie sehen den Comfort dieser Einrichtungen in den Wohnungen der dänischen Beamten und der Herrnhuter Missionare und lesen darüber — sie

Digitized by Google

sind alle leidenschaftlichen Leser — in dem unzugänglich verketteten Schriftsichen, welches den naiven Titel führt: „Okauzerpenzgoät iglkuk sünning“, d. i. „ein kleines Wort über die verbesserten Häuser, welches die lieben Grönländer nicht übel nehmen mögen“ — und doch hat, wie Rink in seiner trefflichen Schrift über Grönland erzählt, bis vor einigen Jahren sich nur ein Viertheil der Eskimos dieses Hülfsmittel erworben, das in kalten Ländern allein zu einer reinlichen, gesunden und freundlichen Wohnung und damit zur Möglichkeit des Fortschrittes in der Gesittung führt. So schwer hält es, die Menschen zur gebührenden Anerkennung des stillen Wohlthäters zu bewegen, der in der schlimmsten Zeit „das halbe Leben“ spendet.

Beurtheilen wir die sinnlichen Eskimos nicht zu streng, denn auch wir unterschätzen unsern Trostwinter gar oft. Wohl streicheln ihm jetzt tausend Hände und Händchen die Backen, wohl schmiegen sich im Dämmerstündchen Alte und Junge an seine Seite, wo es sich so lauschig träumen und gemüthlich plaudern läßt; aber ein Zeichen, ein Wort des Dankes für seine freundlichen Dienste erhält er gar wunderselten. Fenster und Thüren, selbst der eine Spiegel werden öfter beklänzt, der neue Heerd wird mit köstlichem Ruß „begossen“; aber der gute Ofen wird nicht einmal von den Lippen eines Wortes gewürdigt. Die doch alles Mögliche angefangen haben; ja viele Dichter besehen an dem treuen Hausfreunde das doppelte Unrecht, daß sie, wenn sie seine Wohlthaten rühmen müssen, diese mit „dichterischer Freiheit“ Andern zuschreiben, dem „häuslichen Heerd“ oder dem „warmen Kamin“.

Die alten Römer verehrten, wie Ovid meldet, die Fornax, die Göttin des Backofens; unser ebenso verdienter Hausfreund wird vorsätzlich wegen der höchstens im Pfänderspiele spöttischerweise begrüßt. Er grämt sich wohl nicht über die Zurücksetzung, denn das ist ja eben der schöne Charakter der stillen Wohlthäter, daß sie keinen Dank begehren.

Blätter und Blüthen.

Herzog Friedrich. Von Herrn Robert Grunwald, derzeitigem Oberst im kaiserlich russischen Dienste, geht uns soeben direct aus Centralasien eine interessante Aufzeichnung über den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zu, die wir mit besonderem Vergnügen in nachstehendem wörtlichem Abdruck zur Veröffentlichung bringen.

Zu dem Charakterbilde des Herzogs Friedrich, wie es in Nr. 50, 1863 der Gartenlaube mit wenig Worten gar nicht richtiger gezeichnet werden konnte, noch einige ergänzende Züge hinzuzufügen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Linienoffizier dieses, früher preußischer Artillerieoffizier, kam im Februar 1850 in die Herzogthümer und war von da ab bis zu seinem Austritte, im April 1851, im Generalstabe der schleswig-holsteinischen Armee als Hauptmann angestellt. Während dieser ganzen Zeit war ich nicht nur in täglicher geschäftlicher Berührung mit dem damaligen Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, sondern hatte noch das besondere Glück, in nähere Beziehung zu ihm, wie zu den anderen Gliedern der herzoglich Augustenburgischen Familie, zu kommen. Die Erinnerung daran wird stets zu den freundschaften gehören, denn in meinem vielbewegten Leben habe ich selten so viele gute Eigenschaften des menschlichen Herzens in so liebenswürdiger Gestalt gefunden, wie in dieser herzoglichen Familie. Herzog Friedrich vereinigt, wie dies ja häufig zu sein pflegte, in sich die hervorstechendsten Eigenschaften seiner beiden Eltern. Ihm ward ebenso der scharfe Verstand, der feine männliche Sinn des Vaters, wie das sanfte und bescheidene, bald aber tiefe Gemüth seiner Mutter zu Theil. Er war human, in hohem Grade uneigennützig, in einer Zeit arbeitsam und in Anerkennung seiner Dienstpflichten gewissenhaft, wie dies bei Prinzen nicht eben allzuhäufig gefunden werden dürfte. Der Beginn der Dienstjahre fand ihn, und bereits meist vor den übrigen Offizieren, hinter seinem Stehpulte eifrig arbeitend, um gegen 11 Uhr Vormittags, wie es vorgeschrieben, dem commandirenden General zusammen mit den übrigen Collegen des Generalstabes Bericht zu halten. Sehr oft habe ich mich damals über die sie Jugend des Prinzen (er war 21 Jahr) seltene geschäftsmäßige Ruhe und Klarheit gewundert, mit welcher er seine Aufsätze zur Besprechung brachte, um nie es sich um persönliche Angelegenheiten handelte, sprach auch seinem Urtheile, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, stets seine strenge Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Schon zu der Zeit wurden ihm nur wieder Stimmen laut, die dem damaligen Prinzen Friedrich scharfes Urtheil und Unumsichtigkeit bei Wahrnehmung seiner Berufes vorwerfen wollten, doch waren solche Stimmen nur sehr vereinzelt und gingen meist von Anstellungsjuchenden aus, die wegen ihrer Anlecenheiten oder aus anderen Gründen — der Prinz hatte schließlich auch nur wie jeder Andere die Pflicht seiner Vorgesetzten anzuerkennen — keine Aussicht in das Officierscorps der damaligen schleswig-holsteinischen Armee finden konnten. Ich für meine Person, selbst bürgerlicher Herkunft und gerade anscheinend empfindlich gegen kleinliche Anmaßungen, habe den Herzog, wie nur je gekannt, wie ich ihn oben geschildert, und derselbe wurde, gerade weil ihm jedes künstlerische Wesen vollständig abging, auch von allen seinen Cameraden geliebt und geachtet.

Maßnahmal in den dienstfreien Stunden besuchte ich den Prinzen in seiner dicht am Kieler Hafen in einem Privathause gemietheten sehr einfachen und eigentlich gar nicht hübschen Wohnung. Ich trat ihn dann meist sinnend am Fenster, den Blick auf den Hafen gerichtet. Also ich mir einmal die Bemerkung erlaubte, warum er sich denn keine freundlichere Wohnung aufsuche, erwiderte er, daß er ohne den Anblick des ihm Meeres kaum leben könne, da er von der frühesten Kindheit an so sehr daran gewöhnt wäre. Der arme Prinz! er liebte sein meerumschlungenes Schleswig-Holstein über Alles, und wie oft in seiner Verbannung mag er beim Anblick der niederländischen und nördlichen Meeresküsten sich nach seinen heimischen Gestaden Meeresbuchten seiner Heimathsinsel Alsen zurückgesehnt haben!

Als der Ausbruch des Krieges im Jahre 1850 nahe bevorstand, wurde das Generalcommando der Armee von Kiel nach Rendsburg verlegt. Einen Tag vor unserem Aufbruch wurde ich ersucht, mich zur Herzogin von Augustenburg nach Brandt's Hotel zu begeben, da mich dieselbe zu sprechen wünsche. Ich verfügte mich dahin und sah damals zum ersten Mal die noch so schöne und siebenundvierzigjährige und gütige Fürstin. Das Mütterchen war es, welches in Voraussicht der ihrem Sohne bevorstehenden Gefahren zu mir sprach: „Ich will nicht, daß mein Sohn gehemmt werde. Er soll sich so einfachen, wahrzeichnen Worte der liebenswürdigen Frau sind mir unvergeßlich, und eine Feldflasche, welche sie mich als Angedenken anzunehmen bat, ist treu gehegt in meinem Besitz geblieben. Sie wenig war ich indeß selbst beim besten Willen, im Stande, den Wünschen der hohen Frau zu entsprechen, und wie wenig überhaupt bedurfte gerade dieser Prinz irgend eines Mentors! An Jahren war ich ihm allerdings weit voraus, nicht aber an Kriegserfahrung. Es war mein erster Feldzug, den zu eröffnen ich im Begriff stand, während der junge Prinz schon 1848 und 1849 dem Feinde gegenübergestanden hatte, und, wie Jedermann weiß, zahlen Kriegsjahre bei Berechnung der militärischen Dienstzeit zwar nur doppelt, was aber kriegerische Ausbildung angeht, wohl zehnfach.

Die Stunden der Gefahr nahten schnell. Schon am 24. Juli Abends, nachdem am Nachmittage bereits Befehle über die Art der Feind und in unserer linken Flanke bei Soldbre an der Treene hatgefunden hatten, war es gewiß, daß am nächstfolgenden Tage die Entscheidungsschlacht geschlagen werden würde. Der commandirende General und mehrere Officiere des Stabes ritten nach ausgedehnter Disposition vom Absteher Krug nach dem nahe Mehr hinter der Stellung der Armee gelegenen Schloß Jaltenberg, um noch wenige Stunden der Ruhe zu pflegen. Der Prinz und ich gingen es indeß vor, in Mitte der lagernden Truppen zu bleiben, und so suchten auch wir einen Winkel Heu im Scheunenraume des Absteher Krug, ein Plätzchen, zwar nicht zum Schlafe, doch wenigstens zum Ausruhen der durch vieles Reiten lahm gewordenen Glieder. Früh um halb vier Uhr des 25. Juli rollte die erste dänische Kanonenkugel die Chaussee entlang. Schnell hatten wir den Ruf in Bälgel und empfingen von dem kurz darauf im Galopp herbeieilenden commandirenden General Befehl an jene speciellen Weisungen: ich flog nach dem linken Flügel gegen Gammelund und nach dem Büchsner, der Prinz nach Beistrupau zu der dort stehenden zweiten Brigade, um sie wenn nöthig mit dem eine zweistündige Meile anzutreiben. Ich sah den Prinzen erst wieder, als die Katastrophe des Rückzuges unserer Armee bereits eingebrochen und die in ziemlicher Ausstellung befindlichen Bataillone des Centrums auf der Chaussee nach Schleswig zurückgingen.

Hinter dem Wettergehege fand ich den Prinzen vom Pferde abgestiegen, bemüht, mit vergebattenem Säbel einen Haufen debandirter Soldaten zum Stehen und wieder in Reih und Glied zu bringen. Vergebliche Mühe! kaum war eine Linie nothdürftig formirt, so machten die Leute von Neuem Fersengeld

und erst als der Abend dunkelte und genug demonstrirt war, gingen wir zurück, uns durch den erfrischenden Rauch der angezündeten und noch brennenden dänischen Lagers bei Kochendorf den Weg bahnend, um in einem Kuhstalle bei Damendorf, lehmnäße, unser Haupt- und Nachtquartier anzuschlagen.

Das ist nun eben nichts Besonderes, aber doch für den damals noch so jungen Prinzen insofern bezeichnend, als er nicht im nahen Rendsburg oder in dem comfortablen Hause eines schleswigschen Gutsbesitzers ein weiches Federbett aufsuchte, sondern theilen, was seinen Cameraden gemeinsam wurde. Als Officieren des damaligen schleswig-holsteinischen Generalstabes war es während des ganzen Feldzuges überhaupt nicht gestattet, uns besonderen hervorzuthun; treue Pflichterfüllung, nach Maßgabe unserer Fähigkeiten und Stellung, war allein unser lobenswerthes Theil. Wägen aber die Schleswig-Holsteiner, hetzen und Tantiemen ihn lehren, welche diese Kämpfe mit durchgesochten haben, erfahren, daß ihr jetziger Herzog nicht blos zum Schein mit dabei war, sondern gleich allen Uebrigen die Gefahren und Fatiguen des Krieges ertragen hat.

So vielen Strapazen war unsers der zarte und damals noch in der Entwickelung begriffene Körper des jungen Prinzen nicht auf die Dauer gewachsen, und der Kummer über die Hoffnungslosigkeit der Landessache that das Uebrige. Der Prinz erkrankte bedenklich an einem Brustleiden, und eine Zeit lang war wirklich Gefahr vorhanden. Als ich einer mir gewordenen Einladung und auch meinem eigenen Wunsche entsprechend, die ich Schleswig-Holstein verließ, die mir so liebe herzogliche Familie noch einmal in ihrem damaligen Aufenthaltsorte Augustenburg besuchte, fand ich den Prinzen Friedrich zwar schon in der Genesung, aber körperlich noch gestig noch so niedergedrückt, daß ich nicht ohne Besorgniß Abschied nahm.

Gott sei Dank, das Portrait, welches die Gartenlaube gebracht hat, stellt ja den Herzog körperlich in kräftiger Männlichkeit dar.

Der Himmel segne ihn und sein schönes Land!

Zur Verständigung. Die geehrte Redaction der Gartenlaube gestattet mir gewiß einige aufklärende Bemerkungen über meinen Aufsatz in Nr. 8 und die kritischen Notizen darüber am Schlusse jenes Blattes. Man kann nicht aus dem bloßen Beruf einer Amme auf seinen Charakter schließen. Ein Arzt kann recht wohl ein Mann von Phantasie sein, trotz „corpus juris und Pandecten“, durch einen Aufsatz, dessen Verfasser einen Tages leisten soll, muß das Wissen wo anders „stecken, als in seiner Sabelscheide“. Bei dem Kopfe 6 sagte ich: „mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann“. Unter dem letzteren Ausdruck verstand ich in diesem Gegensatz, wie auch Allen klar werden wird, den Mann des bloßen Erwerbes. Nun haben wir aber hier einen Mann des Wissens vor uns. Wollende legt mir mein Herr Kritiker ganz unrichtig den Ausdruck „kein praktischer Geschäftsmann“ in den Mund. Bei 19 sagte ich: „kein Mann des Erwerbes“ und meinte damit nach allem Vorangegangenen einen Mann, bei dem die Denkkraft stärker ist, als der Erwerbssinn. Dagegen benutzt sich mein Herr Kritiker auf die gregarischen Etablissements des Hrn. F. Kein, Thätigkeitsfinn und Denkkraft, welche in dem Kopfe 19 vorherrschen, erklären viel besser alle Erwerbsfinn jene gregarischen Einrichtungen.

Abgesehen von diesen und ähnlichen Mißverständnissen war ich auf's Höchste überrascht, zu erfahren, daß die Umrisse aus einer Humanitätsrede herrührten. Bei liederlesung der Contouren war mir gesagt worden, daß sie „durch ganz authentisches Material“ verbunden seien mit den Maßurtheilen von Männern der Wissenschaft verstand genommen worden, daß sie von auswärts der Gartenlaube zugegangen und daß ich mich ohne Scheu über den Charakter der Persönlichkeiten äußern könne. Dies zusammen, und daß es gerade 20 Umrisse waren, machte es mir sehr überraschung mit dem, was ich in meinen „Phrenologischen Reisebildern“ von Göttingen erzählte, nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Sache von Rudolf Wagner und einigen zu diesem Zwecke vereinigten Göttinger Gelehrten ausgegangen. Da nun aber mein Herr Kritiker den Ursprung der Sache kannte, da er behaupten mußte, daß ich nicht die Köpfe untersucht, sondern nur Aufsätze, so konnte nur eine wissenschaftlich so unsichere Linie vor mir hatte, so durfte er wissen, wie er gehan hat, jene Urtheile gegen mich aussprechen oder gar Anekdote gebrauchen, wie der: „Niemich schlechthin, Herr Schree.“ Weit mehr wäre, da trotz Allem wohl die meisten meiner Urtheile richtig waren, das allgemeines Wort der Anerkennung von seiner Seite am Platze gewesen.

Schließlich und hauptsächlich bemerke ich, daß mein Aufsatz durch die Redactionen des beschränkten Raumes wegen vielfältige und wesentliche Kürzungen erfahren hat, die in meinem Augen den Aufsatz so viel von seinem Werthe nahmen, daß ich denselben in dieser Gestalt nicht als den meinigen betrachten kann, wie auch die Ueberschrift nicht von mir ist. Wissenschaftlich Besseres und Gründliches findet der Leser, der sich für die Phrenologie interessiren sollte, in meinen „Phrenologischen Reisebildern“ (Göttingen 1863), eine Schrift, die sich auch zur ersten Einführung in die Phrenologie weit eignet.

Schree.

Zusatz. Soeben habe ich mich überzeugt, um es gerade noch hier anfügen zu können, daß einer der Kopfumrisse, Nr. 15 (Adolf Böttger), wesentlich unrichtig ist.

Dr. Schree.

Ein braves Frauenwort. Vielen finden unsere Leser in dem Brief ausgesprochen, welcher die Gabe Nr. 9 der neuen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegten Frauenkohmuckschen begleitete. Die wir in der letzten Nummer der Gartenlaube verzeichnet haben. „Ein Frauenschmuck,“ heißt es in jenem Briefe, „giebt mir den Muth, ebenfalls vor den Altar des Vaterlandes zu treten, und meine geringe Gabe darauf niederzulegen.“ Die Schreiberin bemerkt, daß sie den Ertrag, dessen Anfrage schon Mühe kostete, in den Nußestunden eines halben Jahres gesertigt und vom Beginn der Arbeit an für diesen Zweck bestimmt gehabt habe, und fährt dann fort: „Jene ich nicht, so wird die Breche das erste Glied einer Kette von ähnlichen Gaben sein, denn die deutsche Frau fühlt wie der deutsche Mann . . . . . Nun erheben Sie noch eine Bitte. Kennen Sie Niemand hier in Braunschweig, durch dessen Vermittelung wir zu gleichem Zegen kommen könnten, wie die Leipziger durch Ludwig Würfert? . . . . . Für die Frauen, die nicht Zeit haben, sich selbst über die Umstände des Vaterlandes aufzuklären und ihren Patriotismus durch die Ereignisse der Gegenwart anspornen, sind solche Abende, wo sie zugleich Erbauung und Belehrung finden, durchaus nothwendig. Ueberhaupt wird die deutsche Frau in dieser Hinsicht noch zu sehr vernachlässigt. Die Männer gehen sich nicht die Mühe, ihren kleinern patriotischen Pflichten zu bilden, und leider bringen die Frauen diese Mißgift ihren Männern selten zu. Ihr Interesse wird von früh auf fast ausschließlich häuslichen Arbeiten zugewendet, und so vergessen sie nur zu oft ihre heiligste Pflicht, dem Vaterlande tüchtige und patriotische Söhne und Töchter zu erziehen. Die Männer müssen es dahin bringen, daß die Mütter keine schöneren Sprüche für ihre Kinder kennen, als: „Du's Vaterland, ans's thenre, schlieh Dich an, das hatte seit mit Deinem ganzen Herzen!“ . . . „Alles für Gott und Vaterland!“ . . . .“

Der Unterschrift dieses Briefes lautet: „Eine Ameise, die auch ihr Sandkorn bringt.“

Originelle Obstlese. Ich hatte in meinem Garten einen sogenannten Stegelterbaum, dessen Früchte sich dadurch auch durch ihre Süßigkeit auszeichnen. Treyhem nun, daß der Baum viele Früchte trug, und dieselben auch oft reiten, konnte ich doch sast niemals eine finden. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß mich Diebe darum prellten, und ich beschloß, einmal aufzupassen.

Ich legte mich an den Saum und beobachtete das häufige Fallen der Birnen. Es hatte sich ungefähr eine Stunde getanscht, als ich einen Zigel sehr behutsam aus einem nahen Busche heranskommen sah. Ich hielt mich still. Der Zigel, der mich nicht bemerkte, lief unter den Baum und trug geschickt eine der Birnen sogleich in seinen Saum. Dieses Spiel wiederholte er noch fünfzehnmal und trug die Früchte allesammt auf einen Haufen, sodaß er alle sechzehn Birnen zusammen hatte. Dann spreizte er seine Stacheln aus, wälzte sich auf den Früchten herum und ging schnell schwerfällig fort der auf seinen Rücken haftenden Beute zu Nesten, die er dann, wie ich beobachtete, seinen nicht sehr entfernten Jungen zutrug. Selbstverständlich hörte ich den wackern Birnendieb nicht, der durch diesen Streich, der schon oft genug für eine Fabel erklärt worden, nur in meiner Meinung gefangen war.

Es ist nun der süße Fehn auch wohl zu gönnen, dem er bringt wahrlich durch die massenhafte Vertilgung der Mäuse und andern Ungeziefers mehr Nutzen, als er Obstes (?) macht. Deshalb sage ich die Bitte an alle Landwirthe und Grundbesitzer bei, das thätliche Thier da zu schonen und seiner Vermehrung auf alle mögliche Weise Vorschub zu sein. B. L.

Zur Nachricht. Nach allen Berichten ist die Noth der erst von den Dänen die auf das Blut ausgesogenen und jetzt durch die Verwüstungen des Krieges zum Theil hier tobenden Heuschrecken in Schleswig-Holstein so hervorgetreten, daß es Pflicht eines Jeden wird, nach Kräften den armen Brüdern zu Hülfe zu kommen. Ich glaube deshalb nur im Sinne der edlen Geber und Geberinnen gehandelt zu haben, wenn ich von den bei mir eingegangenen zahlreichen Spenden des deutschen Patriotismus die Summe von Ein Tausend Thalern dem aus einer Anzahl der wackersten Bürger Hamburgs gebildeten „Hülfs-Comité für die Kriegsbeschädigten in Schleswig“ zu zweckmäßiger Verbeilung an die Bedürftigen überlande, unmittelbar, da die von mir gesammelten Gelder zur Organisation einer schleswig-holsteinischen Armee vorläufig doch nicht verwendet werden können.

Möge damit wenigstens da und dort eine bittere Thräne der Angst und Verzweiflung getrocknet werden!

Leipzig, 1. März 1864. **Ernst Keil.**

Die Innung der Zukunft,

Blätter für das Genossenschaftswesen (Associationen).

Volkswirthschaftlich und statistisch.

Als Organ der Anwaltschaft deutscher Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften

herausgegeben von Schulze-Delitzsch.

Jahrgang 1864. Preis 1 Thaler jährlich.

Die Zahl und Bedeutung der Associationen hat in den letzten Jahren in außerordentlicher Weise zugenommen, und es ist bei dem genossenschaftlichen Streben im gewerblichen Mittelstande anzunehmen, daß dieser die einzige seine Zwecke fördernde Zeitung zur immer solideren Begründung seiner Associations-Institute auch in dem neuen Jahrgange willkommen heißen wird.

Da das Blatt vom Jahre 1864 an wöchig in den Verlag des Unterzeichneten übergegangen ist, so sind alle Bestellungen darauf nicht bei der Redaction, sondern nur durch den Buchhandel oder die Post zu machen, und eben dahin sind alle Zahlungen zu leisten. Das Blatt erscheint 1864 in der bisherigen Stärke von **16 Bogen, jedoch in 12 regelmäßigen Monatslieferungen** und zu dem Preise von **1 Thlr. jährlich**, ohne Rücksicht auf die Zahl der Exemplare.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

Zehntes.

Hellmuth war am nächsten Morgen noch nicht zum Manne seiner Arbeitslust, als er mit dem hellen Ruf: „Bravo!“ den Principalen zu sich bekam. Der Commissionär saß den Principal mit einem offenen Briefe in der Hand, während ein Packet, scheinbar an Eile und nur halb geöffnet, Bücher und Schriften lag.

„Ich denke, wir haben Ihnen jung in Ihr Geschäft beim Theil — wenigstens meinerseits ist das geschehen, wie ich mir sagen muß,“ begann Hellmuth, und sein gewöhnliche bei den letzten Tagen sich Wenker wieder bei finden gewohnten unaufhaltsamen Ausdruck bemerklichen Bürde in den Zügen des Chefs. „Was sehen Sie gleich selbst!“

Es war eine ganze Correspondenz, welche sich vor den Augen des jungen Mannes ausbreitete, und Laurent:

Berehrtester Herr Hellmuth!

Die nachfolgenden Zeilen Ihres früheren Handelsfreundes Meier werden Ihnen meinen Antheil an dem bei Ihnen begangenen Diebstahl wohl völlig klar machen. Das Packet mit Ihnen sehen, wie ich sagt gekommen bin, Ihnen zu persönlicher Theil werden zufallen zu können. Meinen Ihnen nur, ich an Ihnen die besonders interessen tag mit aus ganz selbstsüchtigen Motiven, da ich mir es glauben weiß, Ihnen gefällig vorgegangen, und Laurent, auch diesen jetzigen Beweis meiner Ehrenhaftigkeit von Ihnen als Ehrenmann behandelt zu werden, und so wartete ich unsere Begegnung am gestrigen Abende ab. Wie ich indessen von meinen Ihnen bereits bekannten Ansprüchen kein Jota fallen lassen werde und Ihnen dies bereits mittheilte, Ansprüchen zu deren Begründung ich durchaus nichts als Ihrer eigenen Ehrenhaftigkeit bedarf, so glaube ich Ihnen doch auch sagen zu dürfen, daß Sie als Kaufmann, wie als Mensch, sich in keiner Weise einer unausführbaren oder auch nur harten Forderung meinerseits zu versehen haben werden. Erlauben Sie mir, Ihnen im Laufe des Morgens meine persönliche Aufwartung zu machen. Adolphe Maçon.

Herrn Adolphe Maçon!

Bezug nehmend auf meine früheren Verhandlungen mit Ihnen, bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen mittheilen zu können, daß das einzige wirkliche Beweisstück der Ansprüche Ihres Herrn Baters an das Geschäft der Firma Hellmuth und Compagnie sich in meinen Händen befindet. Gleichzeitig stelle ich mich Ihnen als lebender Zeuge der damals gemachten Stipulationen zur Verfügung. Dabei glaube ich indessen als so langjähriger Arbeiter in einem Geschäfte, das mir keine Größe nur Anerkennung nach Lohn zu [illegible] Bilanzsumme zu den wenigen einschneidenden Mitteln nehmen, die Aussicht stellen zu dürfen, daß wir den Kindern meiner einstigen Arbeitgeber, welche das Geschäft zum großen Theile mit zu dem gemacht haben, was es ist, auch mit der tadelnde Theil abtalle: daß Sie mit einem Worte, mit die dunkle Erinnerung geben, mich [illegible] ich Ihnen Aufrichtig die tadelnde Meinung verhehlt haben würde als absichtswidrigen Theilhaber in das Geschäft anzutreten bevor eine Maßregel, die Ihnen, so das Geschäft nur seine Existenz [illegible] auch kann, nur zum eigenen Vortheil gereichen kann.

Ihr [illegible] Meier.

Ihr [illegible] Meier.

Adolphe Maçon.

Michael Meier.

Mit Ihnen.

Herrn Michael Meier!

Da unsere Differenzen zunehmen können und ich [illegible] sagen, als muß über die Verhältnisse der Handlung Hellmuth und Compagnie auf [illegible] Weise, wie es mir von Ihnen [illegible] möglich gemacht wird, so unterrichte ich Sie kurz [illegible] Ihnen [illegible] Sie [illegible] Ihnen [illegible] Sie [illegible] Ihnen [illegible] Sie

daß sie sich im Laufe des Morgens auf den Besuch unseres jungen Freundes gefaßt machen mögen!"

Gruber neigte mit den Worten: „Ich werde nicht verfehlen, Herr Hellmuth!" leicht den Kopf, blieb indessen, wie mit einem Entschlusse kämpfend, stehen. „Sie sind jetzt," bob er nach einer augenblicklichen Pause wieder an, „so außer aller Gefahr hinsichtlich des Geschäfts, Herr Hellmuth, daß ich Sie, was ich in den vergangenen Tagen nie ausgesprochen haben würde, um — meine Entlassung bitten möchte. — Ich glaube Gelegenheit zu haben," setzte er rasch hinzu, „mich selbstständig machen zu können — es strebt doch ein Jeder nach endlicher Selbstständigkeit, und da ich voraussehen darf, daß in Herrn Macon Ihnen eine hinreichende Hülfe erwachsen wird, so — habe ich daran gedacht, mein Glück auf eigene Faust zu versuchen!"

Hellmuth blickte in augenscheinlicher Befremdung auf. Eine geraume Weile ruhte sein Blick in dem unsicheren Auge des Sprechenden. „Sie wollen das Geschäft verlassen, Gruber — jetzt — gerade jetzt?" fragte er. „Hat Ihnen denn Jemand etwas zu Leide gethan, oder glauben Sie, daß ich Ihrer leichter als früher entbehren könnte? Haben Sie denn nicht mein ganzes volles Vertrauen genossen?"

Gruber schien sich zu einer festen Haltung zusammenzuraffen. „Ich habe mich doch noch niemals über etwas beklagt, Herr Hellmuth," erwiderte er; „ich kann ja nur mit dem allerherzlichsten Danke gegen Sie aus dem Geschäfte und aus Ihrer Familie scheiden; wenn ich das aber jetzt thue, so geschieht es eben nur, weil ich erkannt habe, wie dieser Schritt gerade jetzt der beste für mich ist. Immer hätte ich, besonders wie sich jetzt wahrscheinlich die Sachen in Ihrem Hause und Geschäfte ordnen werden, ja doch nicht hier bleiben können —"

„So —!" nickte Hellmuth langsam. „Sie scheinen bereits Dinge klar zu sehen, von denen mir kaum eine Ahnung aufgegangen; es ist aber das erste Mal, daß ich bei Ihnen eine so starke Anlage zu geschäftlicher Eifersucht entdecke. Daß ich nun nicht so ohne Weiteres zu Ihnen sagen kann: gehen Sie, Herr Gruber, wenn Ihnen mein Haus nicht mehr behagt, daß es nicht das geschäftliche Interesse allein ist, was unsere gegenseitige Stellung zu einander bezeichnet hat, werden Sie wahrscheinlich selbst wissen, und so werden Sie mir wenigstens Zeit lassen, die eigenthümliche Lage, in welche Sie mich ohne alle Vorbereitung versetzt, etwas näher zu betrachten. Haben Sie jetzt die Güte, mir Willmann zu rufen — im Laufe des Morgens spreche ich dann weiter mit Ihnen!"

Der junge Mann verbeugte und entfernte sich. Hellmuth's Blick entging nicht das bleiche Gesicht seines Gehülfen, dessen Augenlid indessen nur einen festgewordenen, trüben Entschluß verrieth. Kopfschüttelnd legte sich der Principal in die Lehne seines Stuhles zurück.

Nach wenigen Secunden schon trat der kleine Comptoirdiener ein, nur Hellmuth winkte ihn dicht zu sich heran. „Wissen Sie, daß Gruber das Geschäft verlassen will?" fragte der Letztere.

Der Kleine riß mit einer wunderlichen Grimasse die Augen groß auf. „Herr Gruber? ich weiß kein Wort davon!" erwiderte er mit dem Ausdrucke unverstellten Staunens.

„So! vielleicht können Sie mir aber doch einige Aufklärung über seinen rasch gefaßten Entschluß geben. Sie haben die Augen immer offen, Willmann, und ich wünsche in seinem Interesse, daß Sie mir keine Vermuthung Ihrerseits vorenthalten. Sie kennen die Angelegenheit zwischen mir und dem jungen Macon; sie scheint sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach auf die befriedigendste Weise für mich ordnen zu wollen — ich erwarte den jungen Mann heute Morgen und möglicherweise wird dieser in nähere Beziehung zu meinem Hause treten. Die Nachricht hiervon scheint Gruber's Entschluß statt der Theilnahme, welche ich von ihm erwartete, hervorgerufen zu haben. Ich kann und will aber nicht an Gründe für seinen Austritt glauben, die mich fast an Meier's Selbstsucht mahnen würden."

„Ich unterstehe mich auf gar nichts zu schließen, was der Herr Principal beabsichtigt," antwortete der Kleine, „aber ich glaube in den letzten Tagen bemerkt zu haben und ich denke es unter den jetzigen Verhältnissen verrathen zu dürfen, daß Herr Gruber in Fräulein Eugenie sein ganzes Glück sieht —"

Hellmuth hatte mit scharfer Aufmerksamkeit den wenigen Worten gehorcht. „Unt Eugenie?" fragte er, ohne einen Zug seines Gesichts zu ändern.

„Ich habe nichts wahrgenommen, was mir über des Fräuleins Stimmung einen Anhalt gäbe!" war die Erwiderung und der Fragende neigte, als komme eine Art Erleichterung über ihn, das Gesicht auf das Pult vor sich. „Das geht freilich nicht!" murmelte er nach einer Pause kopfschüttelnd, „wenn ich auch bei Anna vielleicht Rücksichten hätte walten lassen. — Bringen Sie das Buch wieder an seinen Platz!" fuhr er nach einer Weile fort, dem Diener das vor ihm liegende Packet zuschiebend, und stützte dann, als dieser das Zimmer verließ, mit leicht zusammengezogenen Brauen den Kopf in die Hand. Er sollte indessen nicht lange seinen Gedanken überlassen bleiben.

„Herr Macon!" meldete Willmann wieder eintretend, und der Kaufherr erhob sich rasch von seinem Pulte, augenscheinlich um dem Angemeldeten entgegegen zu gehen, unterbrach aber im nächsten Momente schon seine Bewegung. „Bitten Sie den Herrn, einzutreten!" sagte er, und der Ausdruck einer stillen Spannung breitete sich, als Willmann den Rücken gekehrt, über sein Gesicht, der aber beim neuen Oeffnen der Thür einem verbindlichen Lächeln wich.

„Für einen Geschäftsbesuch fürchte ich nicht Sie zu früh zu überfallen!" begann Macon, der in der vollen eigenthümlichen Sicherheit, welche sein ganzes Wesen kennzeichnete, das Cabinet betrat, und Hellmuth rückte mit den höflichen Worten: „Bitte, Herr Macon, Sie wissen, daß ich Sie erwarte!" einen der Fauteuils herbei. „Setzen Sie sich!" Dann ließ er sich selbst auf einem andern Stuhle nieder, die Rede des Gastes mit erhobenem Kopfe erwartend.

Der junge Mann sah dem Kaufherrn mit einem ernsten Lächeln in's Gesicht. „Wir sind, als ich zuletzt hier war, unwerrichteter Sache von einander geschieden, Herr Hellmuth," begann er, „Sie haben seitdem wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß ich, ganz abgesehen von meinen eigenen Tucellen, die volle Einsicht in das Verhältniß meines verstorbenen Vaters zu Ihnen gewonnen habe. Was nun auch meine eigenen Wünsche in Bezug auf unser gegenseitiges Verhältniß sein mögen, so darf ich dieses doch in seiner Weise Raum geben, die meine Aufprüche, die ich Ihnen nicht näher zu entwickeln brauche, vollständig von Ihnen anerkannt sind. Erlauben Sie mir also, einige kurze Fragen an Sie zu richten, Herr Hellmuth! — Erlernen Sie an," fuhr er dann fort, als der Hausherr mit völlig regungslosem Gesichte schwieg, „daß die Capital-Einlage meines Vaters in Ihr Geschäft unter der wohlverstandenen Bedingung geschah, daß er damit Theilhaber Ihres Geschäfts würde?"

„Und wozu sollen diese Fragen unter vier Augen dienen, Herr Macon?" entgegnete Hellmuth steif. „Stehen Sie als Gegner vor mir, so kann ich Sie nur auf meine letzte Erklärung verweisen; haben Sie mir aber irgend einen Vorschlag zur Güte zu machen, wozu kann wieder die Dinge auf die Spitze treiben, die sich jeder Einigung zwischen uns entgegenstellen muß?"

„Nun wohl, Herr Hellmuth," erwiderte der junge Mann mit einem neuen Lächeln, „ich bekarf einer Anerkennung meines Rechts, sei es auch nur unter vier Augen, wenn ich überhaupt weiter zu Ihnen reden soll; die Sache läßt sich vielleicht abkürzen. Unter den Papieren meines Vaters fand sich ein Brief von Ihnen, welcher die Grundzüge des beiderseitig einzugehenden Geschäfts-Contractes enthielt. Sie haben darauf hin das Capital in Empfang genommen, dieses als Geschäftsantheil in Ihre Bücher eingetragen und es zu Geschäftszwecken verwandt. Würden Sie diese beiden letzten Punkte und somit die thatsächliche Ausführung Ihrer Stipulationen, trotzdem ich mich aller Beweise dafür beraubt, ableugnen?"

Hellmuth war einen Schatten bleicher geworden. „Die einfachen Thatsachen, wie sie hier von Ihnen hingestellt werden, zu leugnen, ist mir noch nie eingefallen!" antwortete er nach einer Pause.

„Bitte, Herr Hellmuth, bleiben wir einmal dabei stehen," schnitt Macon mit hellem Gesichte den sichtlich auf den Lippen des Kaufherrn schwebenden Nachsatz ab. „Würden Sie nun Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsachen einen Vergleich mit mir, als dem Erben meines Vaters, dahin eingehen, daß Sie mich zur Ausfüllung der Firma, deren „Compagnie" — Anfangsel ja nur auf meinen Vater deutet, als mit Ihnen gleichberechtigten Eigenthümer in das Geschäft aufnähmen?" In unverhüllter Spannung ruhte das Auge des Sprechenden auf dem Gesichte Hellmuth's, der jedoch nichts von Ueberraschung über die plötzliche Wendung verrieth.

„Ich möchte zuerst wohl Ihre gesammten Aufprüche verneh-

Digitized by Google

neu, ehe ich Ihnen meine Antwort gebe," erwiderte er nach einer Pause mit unbeweger Miene. „Sie sprachen gestern Abend von Forderungen Ihrerseits, von denen ich noch keine Ahnung habe."

Ein flüchtiges Roth trat in das Gesicht des jungen Mannes. „Forderungen? ich habe, sobald Sie meinen Vergleich annehmen, nur noch zu bitten, Herr Hellmuth," erwiderte er. „Wollen Sie, aber auch meinen Bruder schon im Voraus auf den Grund leben, so heißen sie: Nehmen Sie mich in Ihre Familie auf, der ich ohne Freunde und Angehörige jetzt in der Welt herumtaumle, und — versprechen Sie mir, mir die Rechte eines Sohnes zu geben, wenn ich vielleicht schon in Kurzem Sie darum angehen sollte!"

Er hatte dem Kaufherrn die Hand entgegengestreckt; dieser aber faßte die letztere wie in leichter Höflichkeit und zog die Augenbrauen nachdenkend in die Höhe. „Sie gehen, wie mir scheint, etwas rasch vorwärts, Herr Mayon!" sagte er. „Ein Vergleich in der Ausdehnung, wie Sie ihn vorschlagen, will überdacht sein; zum Anderen aber habe ich kaum erst das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen —"

„Halt, Herr Hellmuth, das Alles kommt nicht aus Ihrer Seele!" rief der junge Mann, die Hand des alten Herrn festhaltend. „Ich spreche mit vollem, offenem Herzen zu Ihnen, und Sie dürfen mir nur in gleicher Art begegnen, wenn Sie der Mann sind, als welchen Sie mein Vater schilderte. Sie möchten keinen Tag mehr unter den jetzigen ungewissen Verhältnissen leben, lassen Sie mich Sie ruhig aussprechen, denn ich gestehe Ihnen, daß ich es eben so müde bin, fernen Sie mich aber heute unverrichteter Sache weg, so würde ich nicht in der jetzigen Weise wiederkommen können — nur so bitte ich Sie von Herzen, Herr Hellmuth, lassen Sie uns nicht mit dem Schicksal spielen, das es nur auf die Versäumniß eines günstigen Augenblicks wartet, um den Menschen dafür zu strafen!"

Hellmuth neigte, wie noch immer unschlüssig, den Kopf, ohne dennoch dem jungen Manne seine Hand zu entziehen. „Trotz allem würde es mir kaum möglich sein, eine so schnelle Entscheidung über mein ganzes Vermögen zu treffen," sagte er, während sich ein leichter Zug von Laune um seinen Mund legte; „ich habe Töchter, deren Zukunft darauf basirt ist —"

„So fragen wir sie, und ihre Entscheidung soll maßgebend sein," rief Mayon, sich rasch erhebend. „Noch einmal, Herr Hellmuth, geben Sie offen und ohne Reserve mit mir zu Werke!"

„Sei es denn so!" rief der Hausherr, sich gleichfalls erhebend; „es wird ihnen indessen unerwartet kommen, und Sie mögen selbst jede Erklärung übernehmen, da Ihr Drängen mir keinerlei Art von Vorbereitung erlaubt!" In seinem Gesichte stand ein Zug innerer Befriedigung, den selbst die in Falten gezogene Stirn nicht zu verdecken vermochte. — — —

In den Corridor vor dem Besuchszimmer war Gruber mit bleichem Gesichte und zögerndem Schritte getreten. Im Hintergrunde des Raumes stand Eugenie, die beim Erblicken des jungen Mannes rasch und in sichtlicher Unruhe auf diesen zuging. „Sie haben mich zu sprechen verlangt, Fräulein!" sagte der Letztere, herbar seine Stimme zur Festigkeit zwingend.

„Ja, Gruber, ja!" erwiderte sie, in augenscheinlicher Aufregung einen Schritt vom Eingange zurücktretend, „kommen Sie hierher! Büttmann sagt, Sie wollten unser Haus verlassen — das ist doch nicht wahr? sagen Sie rasch Nein, damit ich ruhig werde!"

„Ich werde allerdings gehen, Fräulein!" erwiderte er, leicht den Kopf senkend.

„Und warum — warum?" fragte sie hastig, die feine, weiße Hand wie unbewußt an seinen Arm legend.

„Wenn stellen Ihnen die Gründe etwas helfen?" entgegnete er, „Sie werden jetzt im Hause eine größere Befriedigung als durch mich erhalten. Der junge Mayon tritt aller Wahrscheinlichkeit nach in nähere Beziehung zu Ihrem Hause, wie zum Geschäfte, und wird Ihnen Alles gewähren, was Sie in mir vermissen —"

„Gruber, ich bitte Sie doch, was reden Sie denn?" rief sie und schloß in voller Ungeduld die Hand um seinen Arm, „was geht mich denn dieser Mayon an?"

In seinem Gesichte zuckte es. „Vielleicht wird Ihnen das bald Ihr Herr Vater mittheilen — und haben Sie mir denn nicht selbst gesagt, wie sehr Sie sich für ihn interessiren?"

Einen Augenblick wich das Blut aus ihrem Gesichte. „Mein Gott, mein Gott," sagte sie plötzlich, seinen Arm loslassend, mit in ihrer Stimme klang es, als wolle die innere Erregung ihr Thränen auspressen, „haben Sie mich denn nicht ein klein Wenig mehr lieb, daß Sie mir so etwas sagen können? Dazu haben Sie mir gegenüber Muth, aber zu seinem andern guten Werke! Gehen Sie nur, ich werde ja wohl auch das überwinden, wenn auch tiefer arrogante Mayon nicht —" sie kehrte sich ab, als sei sie ihres Gesichtsausdruckes nicht mehr Herrin; er aber folgte ihr in überwallender Empfindung.

„Eugenie," sagte er mit bebender Stimme, „nicht wahr, Sie wußten, was meine höchsten Wünsche waren, wußten, was ich fühlte, wenn mir oft Ihnen gegenüber die Rede versagte, was mich aber auch zum Gesellschaftsmenschen machte, wenn Sie eine freundliche Miene für mich hatten —"

Sie wandte langsam das Gesicht mit thränengefüllten Augen und einem lächelnden Zug um den Mund nach ihm. „Nun ja — und wenn ich es wußte?"

„Sie wußten es, Eugenie," fuhr er, den Kopf senkend, fort, als fürchte er eine neue Beirdigung durch dieses rosige, in Thränen lächelnde Gesicht, „aber die stille Empfindung, der alltägliche Mensch, von dem Sie schon seit der Kinderzeit jede Herzensfrage kannten, genügten Ihnen nicht; Sie verlangten nach Neuem, Blendenden, und der erste Komet, der Ihre Bahn kreuzte, war genügend, um seinen vielen alten treuen Trabanten bei Seite zu stoßen. Ist das nicht so? Und weshalb fragen Sie mich jetzt noch, warum ich aus dem Hause gehe, wenn der Komet in seinem vollen Glanze aufsteht? Es ist gut so für uns Beide, Fräulein Eugenie, denn wären Sie erst zur Erkenntniß meiner Unbedeutendheit zu einer Zeit gekommen, wo es zu einer Trennung vielleicht zu spät war, so hätten wir Beide einem langen Leben voll geheimen Unglücks verfallen müssen —"

„Gott im Himmel, der Mensch thut mir weh, weh, als wäre es an mir gewesen, ihm eine Erklärung zu machen," unterbrach sie ihn, in einem neuen Anfalle zu ungeduldigem Weinen. „Was heißen denn einem Mädchen ihre stillen Empfindungen, ohne daß es ein klares Wort davon hört? Ich bin Trägerin gewesen auf Ihre Weise, als müsse sich Alles zwischen uns von selbst verstehen, und habe zu Ihrem eigenen Aerger mich für diesen Mayon interessiren wollen, bis mir es wurde, als sei er mir seinem ganzen Wesen, das nirgends ein Hinterwitz zu kennen scheint für das, was er will, ein Tämen, der mich zur Strafe an dem Finger, den ich ihm geboten, in's Verderben ziehen würde, und ich mich in Angst vergebens nach Ihnen umsah. Jetzt haben Sie doch wenigstens ein verständliches gerades Wort gesprochen, und ich habe Ihnen geantwortet — nicht wahr, Sie bleiben jetzt, Gruber?" fuhr sie drängend fort, ihre Hand von Neuem an seinen Arm legend, „es liegt nichts mehr zwischen uns, und Sie sprechen zu mir, gerade wie es Ihnen um's Herz ist?"

„Eugenie!" rief er unter voller innerer Aufregung, mit Mühe seinen Ton dämpfend, „nur wenn Sie auch die Liebe, die mich jetzt so unglücklich macht, in etwas theilen, — Sie werden nicht können, wie Sie wollen — ich sehe mit voller Bestimmtheit, was im Werke ist, nur Sie ahnen nicht, was von einem Arrangement, wie es wohl von Ihrem Vater schon beschlossen ist, abhängt!" Er hatte fast unbewußt ihre Hand ergriffen, und sie legte die Finger dicht um die seinen.

„Wer will mich zwingen zu etwas, was ich nicht mag, wenn ich Ihrer sicher bin?" fragte sie mit einem durch ihre Thränen aufglänzenden siegenden Blick.

„Meiner?" gab er, seiner Empfindungen nicht mehr mächtig, zurück, „Eugenie, ich wollte ja gern kämpfen und sterben für Sie!" Das Mädchen lag an seiner Brust, er wußte nicht, wie es geschehen — da ertönte plötzlich die Thür des Corridors auf und ein lautes, fast entsetzt klingendes „Eugenie!" ließ Beide aus einander prallen.

Hellmuth in Gesellschaft seines Gastes stand unweit von ihnen und schien im Anblick der Gruppe fast zu Stein geworden zu sein. Mayon aber hatte nur einen einzigen schnellen Blick auf die Ueberraschten geworfen und faßte dann kräftig den Arm seines Begleiters. „Hier legen wir später unsere Frage vor, kommen Sie, Herr Hellmuth, Fräulein Anna wird freier sein und zu hören!" sagte er mit dem Ausdrucke voller Laune und wollte seinen Begleiter nach dem Besuchszimmer fortführen. Allein dieser blieb, wie noch immer halb betäubt, stehen.

Digitized by Google

„Herr Gruber, Sie gehen nach dem Comptoir und erwarten mich dort!“ sagte er endlich.

Aber durch den strengen Ton seiner Worte der Scham und Befangenheit, die sie mit Purpur übergossen, plötzlich entleidet, trat Eugenie vor den wie niedergeschmettert dastehenden jungen Mann. „Ich habe Gruber herausholen lassen, Vater, da ich hörte, daß er aus unserm Hause gehen wollte, und Du wirst ihn jetzt darum nicht vor Fremden demüthigen; ich rede mit Dir und werte Alles vertreten, sobald Du allein bist!“

„Kommen Sie, Herr Hellmuth, ich versichere Sie, daß sich Alles zur Zufriedenheit lösen wird,“ warf Magen dazwischen. „Fräulein Eugenie hatte völlig Recht, dergleichen Angelegenheiten lassen sich nur unter vier oder sechs Augen ordnen!“ Es war ein fast unthunlicher Ton, der in den Worten klang, und Hellmuth, sichtlich schon verwundet von dem ungewohnten, bestimmten Wesen seiner Tochter, wandte verlegen den Blick nach seinem Begleiter. „Folgen Sie meinem Rathe!“ sprach dieser, und augenscheinlich nur mechanisch ließ sich der Kaufherr nach der Thür des Besuchszimmers führen.

Mit einem hellen Roth in den feinen Zügen erhob sich Anna von ihrem Sitze am Fenster, als die beiden Männer eintraten, aber ein glänzender Strahl von Glück war es, der aus ihrem Auge den voranschreitenden Magen empfing, ehe sie vor seinem feurigen Blicke die Lider senkte.

„Hier ist unsere Haupt-Instanz, Herr Hellmuth, nur Sie erlauben mir, daß ich sogleich zur Verhandlung schreite, da ich doch einmal meine Sache selbst versechten soll,“ begann der junge Mann, als wolle er den Hausherrn damit jedem andern Gedanken entreißen. „Die Sache ist die, Fräulein, daß ich heute darum nachgesucht habe, mit Schwierigkeiten in Ihre Familie treten zu dürfen, daß der Papa aber die Entscheidung seinen Töchtern, als den hauptsächlich davon Berührten, überlassen hat. Nun bitte, Fräulein,“ fuhr er in weicherem Tone fort, die Hand des tief erglühenden Mädchens ergreifend und sie dem regungslos blickenden Vater näher führend, „sagen Sie ihm doch, daß Sie wenigstens nichts gegen mich haben, daß sich sogar unsere Herzen bereits gefunden und daß wir nur seine Verzeihung erwarten, wenn es hinter seinem Rücken geschah —“

„Ich verstehe Sie nicht völlig, Herr Magen —“ ließ sich Hellmuth hören, den ruhigen Blick abwechselnd auf den beiden vor ihm Stehenden ruhen lassend.

„Vater!“ rief das Mädchen und warf sich an seine Brust, das glühende Gesicht an seiner Schulter bergend.

„Einfach, Herr Hellmuth,“ sagte Magen, in voller Verschiedenheit die Hand des alten Kaufmanns ergreifend, „lassen Sie uns den neuen Bund festknüpfen und sie hier, die schon mit ihrem Herzen mein ist, das bindende Wort sprechen aus sein. Ich darf es sagen, Sie machen keinen Umwälzungen zum Sohne!“

„Anna? Anna? Sie wollen Anna zur Frau?“ fragte Jener, als traue er noch immer dem Gehörten nicht.

„Ja, Anna, Herr Hellmuth!“ erwiderte der junge Mann mit einem Lächeln des Glückes.

„Und Du —?“ der Alte hob fast in Hast den Kopf seiner Tochter; als er aber in deren schwimmendes Auge blickte, schien erst die Ueberfülle des Unerwarteten zu seinem vollen Bewußtsein zu kommen und er löste das Mädchen leicht von seinem Halse. „Das heißt Schlag auf Schlag, laßt mich erst zur Klarheit mit mir selbst gelangen!“ rief er und begann einen hastigen Gang durch das Zimmer, sich dann, die Stirn reibend, dem Ausgange zuwendend, als wolle er in volle Einsamkeit mit sich selbst flüchten.

Durch die sich öffnende Thür aber trat ihm jetzt Gruber, bleich, doch in der Haltung eines Entschlossenen entgegen. „Herr Hellmuth —!“

„Kommen Sie jetzt auch noch?“ unterbrach ihn der Angeredete, seinen Schritt wie erschrocken anhaltend.

„Erlauben Sie mir nur ein einziges Wort, Herr Hellmuth,“ rief Magen, mit einem Handdruck das Mädchen verlassend und dem Alten zueilend. „Ich trete nicht mit leeren Händen in Ihr Geschäft, ich bringe diesem außerdem eine Zahl neuer lucrativer Verbindungen zu, wir werden weit über Ihre jetzigen Arbeitskräfte zu thun erhalten, und Sie werden es wohl noch lernen, Herr Hellmuth, wenn einmal zwei Söhne an Ihrer Seite stehen können —“

„Ich kann Ihnen nur sagen, lieber Herr,“ unterbrach ihn der Alte, „daß Sie auf dem besten Wege sind, meinem Vertrauen ebenso jeden Halt zu nehmen, wie Sie jegliches Fundament, auf das ich gebaut, unsicher gemacht haben. Sie werden die Güte haben, mich jetzt mir selbst zu überlassen!“ Und den Kopf zurückwerfend, schritt er an dem Procuristen vorüber aus dem Zimmer.

Magen aber faßte die Hand des Letztern. „Kommen Sie, Herr Gruber, Sie sollen sehen, daß ich Sie bei unserer ersten Zusammenkunft nicht umsonst meiner Zuneigung versichert habe — holen Sie Ihre Schwester, Anna; er soll zwei Paare glücklich machen, wenn er zurückkommt!“

Die Firma Hellmuth und Compagnie blüht heute noch in ausgedehnter Thätigkeit unter der Leitung der beiden Schwiegersöhne des Begründers. Der Alte war, nachdem er sich in späteren Jahren aus dem Geschäfte zurückgezogen, eigenthümlich rasch verfallen. Mit dem nothwendigen Ende seiner Geschäftsthätigkeit schien auch jenes andere Interesse am Leben in ihm erstorben zu sein, und eines Tages ward er tott auf dem Sopha in seinem Zimmer gefunden, wohin er sich die ersten zehn Jahrgänge von den Hauptthätern des Geschäfts hatte bringen lassen.

Meier war nach seinem verunglückten Versuche, eine Selbstständigkeit für sich zu erzwingen, wieder zu einer Buchhalterstelle in einem Concurrenzgeschäft von Hellmuth gelangt; aber die Nemesis schien ihn zu verfolgen. Die Verhältnisse, welche ihn aus Hellmuth's Comptoir entfernt, waren nicht verschwiegen geblieben, und er wurde aus kaufmännischer Anstands-Rücksicht wieder aus seiner neuen Stellung entlassen. Dann war er Makler, aber nur mühselig gelang es ihm, unter der allgemeinen Abneigung den nöthigsten Unterhalt zu gewinnen. Seine letzten Tage wurden nur durch regelmäßige Gaben Hellmuth's, deren Ursprung er nie erfuhr, gefristet. „Er hat sich zwanzig Jahre von erwiesen und blos einmal vom Teufel blenden lassen!“ hatte der Chef auf das stille Kopfschütteln Büllmann's, welcher allein und geheim die Absicherung des Gehres vermittelte, nie zu seiner eigenen Rechtfertigung gesagt, und damit war jeder Widerspruch für immer beseitigt gewesen.

Büllmann aber, dessen fahlen Scheitel nur noch wenige schneeweiße Haare beschränken, schafft trotz einer Kurzathmigkeit, die sich eingestellt, noch immer im Hause — ist aber mehr in der Hinterstube des Gruber'schen Chefpaares, an das er sich eng angeschlossen, nahezu, als im Comptoir. Bebauptet er doch, daß ohne ihn wohl Manches anders in dem Schicksale des Paares gekommen wäre, aber nur, wenn ihn eine besondere Stimmung zu der Dienerschaft nach der Küche bringt, läßt er sich herbei, einzelne Andeutungen zu geben über die frühern Zeiten und die unsichern Fundamente, auf welche der alte Herr gebaut gehabt.

Aus dem englischen Schriftstellerleben. *

Erinnerungen an Thackeray. Von Julius Rodenberg.

In jener Gegend von London welche dem Liebhaber alter Erinnerungen theuer ist, im Westen der Stadt, wohin der Segelruch des Hafens, der Lärm der City und das Wagengerassel von Oxford- und Regentstreet nicht dringen, unter den Kastanien des Parkes und in der Nähe des Palastes von Kensington, steht seit einigen Jahren ein neues, schönes, helles Haus, aus rothem Backstein mit weißen Sandsteineken, Säulen und Balcon — ich sage ein neues Haus, obgleich es aussieht, als ob es ein alter wäre, fast so alt, wie der

* Als ein Gegenstück zu diesem mit allem äußern Ersatze überschütteten Centener Autorleben, werden wir in einer der nächsten Nummern unsern Lesern das Leben eines Leipziger Schriftstellers erzählen, der, obwohl auch reich begabt, unermüdlich thätig und hochgeschätzt von den Besten seiner Zeit, sich seine Necce-Paläste daneu und seine gewaltigen Palaien hatten konnte, sondern, wie ein echter deutscher Dichter, mit Noth und Sorge gekämpft hat bis zur letzten Stunde und Noth und Sorge den Seinen als Erbe hinterließ. D. Red.

Digitized by Google

William Makepeace Thackeray.

Palast selber, in welchem die gute Königin Anna vor anderthalbhundert Jahren Hof gehalten. Es ist in demselben Styl gebaut, und der Rauch und der Nebel der Londoner Atmosphäre haben ihm in wenigen Jahren die ehrwürdige Farbe von Jahrhunderten gegeben.

In diesem Hause, unter den Kastanien von Kensington, lebte bis zum 24. December 1863 einer der berühmtesten englischen Schriftsteller der Neuzeit, der große Humorist, der feine Menschenkenner, der geistvolle Sittenmaler — William Makepeace Thackeray, der auch in Deutschland gefeierte Verfasser des Romans: „Der Jahrmarkt des Lebens". Nun, nachdem er sich selber auf diesem „Jahrmarkt" rüstiger genummelt, als irgend ein Anderer, nachdem er die Welt gesehen unter jeder Beleuchtung und das Leben geprüft unter allen Verhältnissen; nachdem er ein großes ererbtes Vermögen durch unglückliche Speculationen verloren und ein größeres durch eigene Kraft, durch die Feder, wiedergewonnen, war es ihm, fast am Ende seiner Laufbahn, vergönnt, sich dieses Haus zu bauen, gleichsam die Verwirklichung seiner Träume, mitten auf den Schauplatz seiner „Eitelkeiten", die er so meisterhaft geschildert, im Styl des Jahrhunderts, das er so gut gekannt, mit in jener „Verstadt von Palästen", welche sein Humor und seine Phantasie so gern mit den gepuderten und goldbetreßten Herren, den reifrechten und geschminkten Frauen der alten Tage bevölkert hat. Er wünschte niemals eine solche Meinung von sich gehabt haben, wie Einige zu Ende, welcher an die Fronte seines Landhauses schrieb: „Bankier, tritt ein; denn auch Du hast zu diesem Bau beigetragen". Aber vielleicht hätte er, bescheidener und aufrichtiger, es, der Dichter der „vanitas vanitas", daran schreiben können: „Alles ist eitel; nur nicht das Bewußtsein Etwas gewollt, Etwas gethan und Etwas erreicht zu haben".

Thackeray hatte dieses Haus entworfen, gebaut und eingerichtet wie irgend einen seiner Romane, deren Zeit und Scene das vorige Jahrhundert ist. Alles darin war nach demselben Geschmack meublirt, drapirt, costümirt, bis auf den Bedienten, welcher die Thür öffnete und die Fremden einließ. Dieser Bediente, der allen Fremden Thackeray's so wohlbekannte Charles Sargent, sah aus wie das Modell jener plüschbesetzten Lakaien, welche der Humorist in mehreren seiner Werke verewigt hat. Er war älter als sein Herr und hatte ihn fast auf allen seinen Lebensfahrten treulich begleitet. Auf der ersten Reise jedoch, die Thackeray noch als Knabe machte, im Jahre 1818, als er von Ostindien nach England kam, da war ein Schwarzer sein Gefährte. Thackeray war im Jahre 1811 von englischen Eltern in Calcutta geboren worden. Sein Vater war ein

Digitized by Google

Beamter der englisch-ostindischen Compagnie gewesen; nach dem Tode desselben kehrte seine Mutter, welche, jetzt eine mehr als achtzigjährige Matrone, in des Sohnes Haus den Sohn überlebt hat, mit demselben in die europäische Heimath der Thackeray's zurück. Auf dieser Reise war's, wo der Schwarze den damals siebenjährigen Knaben auf den Arm nahm, als das Schiff bei St. Helena ankerte. Er brach mit ihm über Felsen und Hügel, bis sie einen Garten erreicht hatten, in welchem sie einen Mann auf- und abgehen sahen. „Das ist er!“ schrie der Neger; „das ist Bonaparte. Er ißt drei Schafe jeden Tag und alle Kinder, die er in seine Gewalt bekommen kann.“ — Derselbe Diener zeigte ihm später, als sie nach London gekommen waren, die Colonnaden von Carlton-House, damals die Residenz des Prinz-Regenten, der Schauplatz seiner Orgien, das Thema von mehr als einer von Thackeray's bittersten Satiren. „Ich sehe noch die Garten,“ heißt es in einer derselben, „wie sie auf- und abschreiten vor den Gittern des Palastes. Der Palast! Welcher Palast? Der Palast steht so wenig, als der Palast von Nebukadnezar noch steht. Er ist nur noch ein Name.“ — Wo er gestanden, über dem Parke von St. James, er, der stumme Zeuge von so viel Festen des Geistes, der Schönheit und des Leichtsinns, da steh ein viel tugendhafteres Gebäude heute, eines, in dem ich selber des Oestern gewesen: das Hotel der preußischen Gesandtschaft. Vanitas vanitatum . . . . Eitelkeit der Eitelkeiten!

Sollen wir den Dichter, der diesen Satz des weisen Königs so glänzend illustrirt hat, mit einer solchen Bewunderung von Mitleid und Wehmuth, sollen wir ihn noch einmal aufsuchen in seinem Arbeitszimmer, das er verlassen hat, um nicht wiederzukehren, an seinem Schreibtisch, auf welchem das halbbeschriebene Blatt noch liegt, dieses traurige Fragment einer Arbeit, die nicht mehr zu Ende geführt werden soll, unter seinen Büchern, die er liebte? Ach! — wie er selber einst sagte: „der Prediger von gestern ist der Gegenstand der Predigt von heute geworden.“

Thackeray's Arbeitszimmer war gegen den Park gekehrt. Wenn er an das große Fenster trat, vor welchem die altmodige Commode und der altmodige Lehnstuhl standen, so sah er den Palast der guten Königin, deren Hof und Gesellschaft er in seinem Roman „Henry Esmond“ beschrieben, und seinen Augen, über einer hohen dunkeln Mauer und zwischen knallen Bäumen konnte er das ehrwürdige Dach von Holland-House unterscheiden, einst der Wohnsitz Addisen's, dieses guten Mannes, welcher, als er den Tod nahe fühlte, seinen liederlichen Stiefsohn an's Bett rufen ließ, damit er sehe, „wie ein Christ sterbe“, — dieses feinsten und gelehrtesten von allen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts, denen Thackeray in seinen Vorlesungen über dieselben ein so schönes Denkmal der Pietät errichtet. Der reichste Schmuck von Thackeray's Arbeitszimmer war der Bücherschrank, welcher, die eine Seite desselben ganz einnehmend, fast bis an das Getäfel der Decke reichte und mit dem Gelb und Grün, dem Violen und Roth der kostbaren Bände eine vorzügliche Farbenwirkung in dem sonst sehr vornehmen, sehr originellen, aber durchaus nicht prunkenden Zimmer machte. Es war jeder Centner darin, aber kein Luxus; es war reich, aber nicht überladen. Ein dunkler Teppich deckte den Boden. Ein Roccocespiegel hing über dem Kamin, ein paar chinesische Vasen, wie sie der Geschmack des vorigen Jahrhunderts liebte, zierten das Gesimse. Ein paar Porträts aus der Zeit von Sir Joshua Reynolds, eine oder zwei französische Lustschasen hingen an seidenen Schnüren und in schweren Rahmen an den Wänden. An einer von diesen erblickte man auch einen alten Galaregen, auf welchen Thackeray ganz besonders hielt. Es war der Degen Schiller's, den der Dichter trug, wenn er in Uniform bei Hof erscheinen mußte. Thackeray hatte ihn in Weimar gekauft und er sagte, daß er denselben nie ohne Rührung ansehen könne. Er erinnere ihn an die schönsten und freundlichsten Tage seiner Jugend. Ein paar Stühle von jener Form, wie wir sie in den Staatsgemächern unserer alten Schlösser sehen, ein ähnlicher Tisch mit Etagère, eine Causeuse, eine Büchertreppe, standen hier und da. Es war keine Sammerie, aber es war Geist in dem Zimmer. Eines paßte zum Andern, und Alles zusammen machte den Eindruck, daß man hier zu einem durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Manne gekommen sei. Von der Mitte des hohen und mit Stuck garnirten Deckengetäfels hing ein sehr schöner Kronleuchter. Thackeray's Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters. Die alten Bäume warfen ihre Schatten herein, und er hörte ihr Flüstern, wenn er schrieb. Eine tiefe Ruhe herrschte, eine den Augen wohlthätige Dämmerung von Grün. Es war, als ob die Sonne eines andern Jahrhunderts durch die Gardinen blinkte.

Auf diesem Stuhl mit der hohen Lehne und vor diesem Eichentische saß Thackeray. Wenn Besuch angemeldet worden war, so erhob er sich und führte seinen Gast zu dem altmodigen gedrechselnden Divan auf der andern Seite des Tisches.

Thackeray war der liebenswürdigste Gesellschafter; er plauderte zum Entzücken. Seine Persönlichkeit wirkte anziehend und flößte Zutrauen ein. Es war Nichts darin vom Cynniker, den man ihm so oft zum Vorwurf gemacht. Er war von großer Statur — „sechs Fuß, zwei Zoll“ — er hatte ein breites Gesicht und trug stets eine Brille auf der etwas eingedrückten Nase. Sein Haar war schon in der Mitte seiner vierziger Jahre silberweiß. Er hatte das Aussehen eines Weisen. Man liebte die Moralsprüche aus seinem Munde. Sein Vorrath von Anekdoten war unerschöpflich. Seine Erinnerungen umfaßten beinahe ein halbes Jahrhundert mit allen Celebritäten und Ereignissen desselben. Er hatte die deutschen Dichter sehr gründlich gelesen, citirte sie gern und sprach ziemlich gut deutsch. Von allen Orten des Continents, die er kannte, waren ihm Paris und Weimar die liebsten.

Thackeray war zweimal in Weimar. Als er das erste Mal da war, da lebte der alte Goethe noch. Es war im Jahre 1831. Thackeray kam dorthin, wie er sagte, „des Studirens, des Amüsements und der Gesellschaft halber“. Damals, als die Scheidestrahlen von Goethe's Sonne noch das Leben in Weimar vergoldeten, übte die kleine Stadt eine große Anziehungskraft auf Fremde; namentlich waren die Engländer, die gegenwärtig Dresden und München bevorzugen, jährlich dort anwesend. So fand Thackeray eine große Schaar junger Landsleute, als er nach Weimar kam. Er verbrachte dort einen sehr angenehmen Herbst und Winter und vergaß niemals die Freundlichkeit, mit welcher man ihn aufgenommen. Aber er selber ist auch in Weimar nicht vergessen worden. Es werden noch jetzt in Weimar einige Albums aufbewahrt, in denen sich Caricaturen von seiner Hand befinden. „Mein Vergnügen in jenen Tagen,“ sagte Thackeray, „war, Caricaturen für die Kinder zu zeichnen,“ eine Gewohnheit, beiläufig, durch die er bis an sein Lebensende sich viele enthusiastische Freunde in der Welt der Kleinen gemacht hat. Als er, viele Jahre später, in der Fülle seines Ruhmes, die „freundliche, kleine, sächsische Hauptstadt“ wieder besuchte, freute er sich, einige von diesen Andenken einer lange vergangenen Zeit wiederzufinden, und noch mehr, als man ihm sagte, daß der große Goethe selbst sich freundlich darüber geäußert habe.

Es ist keine Frage, daß Weimar ihm das Original gegeben zu jenen Scenen seines Romanes, welche in einer deutschen Residenz, einem deutschen Heilbeater und einem deutschen Gasthof spielen. Aber auch unterweilig hat er sich über seinen dortigen Aufenthalt ausgesprochen, und einige dieser Erinnerungen hat Thackeray's Freund Lewes seinem bekannten Buche über „Goethe's Leben und Schriften“ einverleibt. Damals hatte sich Goethe von der Welt zurückgezogen; trotzdem war er sehr freundlich gegen Fremde und empfing sie mit Güte. Seine Schwiegertochter machte die Honneurs in seinem Hause. Wem es, wie dem Schreiber dieser Zeilen, vergönnt gewesen, die Dame, welche, jetzt selber alt geworden, meistentheils in Wien lebt, kennen zu lernen, ihr noch immer schönes Auge zu sehen, ihr noch immer lebhaftes Gespräch zu hören, der wird sich einen Begriff machen können, wie liebenswürdig sie gewesen sein muß im Jahre 1831, als Thackeray einer von den Gästen ihres Theetisches war. Da saßen sie Stunden um Stunden um Abend nach Abend und lachten und plauderten und musicirten. Sie faßen zahllose Romane und Gedichte, französische, englische und deutsche. Der alte Herr blieb in seinem Privatzimmer, zu welchem nur einige privilegirte Personen Zutritt hatten. Aber er wollte Alles wissen, was vorging, und nahm an allem Fremden Interesse.

Eines Tages erbielt Thackeray, damals ein junges Bürschchen von zwanzig Jahren, die Anzeige, daß der Herr Geheimerath ihn sehen wollte. Noch nach fünfundzwanzig Jahren erinnerte er sich der Aufregung, mit welcher er diese Nachricht aufnahm. „Dieser deutschmürdige Empfang,“ sagte er, „fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatgemächer statt, welche ringsum ganz mit antiken Abgüssen und Basreliefs bedeckt waren. Er war gekleidet in einen langen grauen oder braunen Oberrock, mit einem weißen Halstuch und einem rothen Bändchen in seinem Knopfloch. Er hielt seine

Digitized by Google

Hände hinter den Rücken, gerade wie in Rauch's Statuette. Sein Gesicht war sehr heiter, klar und rosig, seine Augen außerordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Ich empfand eine ordentliche Angst vor diesen Augen und erinnere mich, daß ich sie damals mit den Augen eines Hexlein aus einer unserer Kindergeschichten verglich, welcher einen Pact mit einem gewissen Jemand abgeschlossen und dafür noch im höchsten Alter seine Augen in all ihrem grauenvollen Glanze behielt. Ich bilde mir ein, daß Goethe als ein alter Mann noch schöner gewesen sein müsse, als selbst in den Tagen seiner Jugend. Seine Stimme war sehr klangvoll und angenehm. Er richtete Fragen an mich über mich selber, welche ich, so gut ich konnte, beantwortete. Ich entsinne mich, daß ich mich zuerst wunderte und dann etwas erleichtert fühlte, als ich fand, daß er Französisch mit seinem besonders guten Accent sprach. Vidi tantum — ich habe ihn doch gesehen."

Wenn kam Thackeray, besonders wenn er deutsche Gäste bei sich sah, auf diese Zeit und auf Weimar zurück. Er sprach von Emil Devrient, welchen er hatte spielen sehen, und freute sich, als dieser treffliche Künstler einmal, ich glaube im Jahre 1851, auf einem Londoner Theater (St. James' Theatre) in einigen seiner Shakespeare'schen Rollen erschien. Auch von der Schröder-Devrient, die er als „Fidelio" gesehen, sprach er mit Bewunderung. Im Weimarischen Theater hörte er einst eine Aufführung von Beethoven's „Schlacht von Vittoria". Als, wie er sich ausdrückte, „unter einem Sturme glorioser Musik" die in die Symphonie verwebte englische Nationalhymne: „God save the King" begann, erhoben sich alle unter dem Publicum anwesenden Engländer und blieben aufrecht stehen, bis die Melodie zu Ende war. — Etwas von dem Abendroth, von der Heiterkeit und Ruhe des Himmels, welche den Heimgang des Dichterfürsten umglänzte, war in Thackeray's Stimmung und Worten, so oft er von der „theuren, kleinen, sächsischen Stadt" sprach, „wo der gute Schiller und der große Goethe lebten und begraben liegen."

Erinnerungen ganz anderer Art verknüpften Thackeray mit Paris. Das waren seine lustigen, seine ausgelassenen Tage, das war Etwas vom künstlerischen Zigeunerthum, sorglos, leichtsinnig, liederlich vielleicht, aber genial, als er mitten im Quartier Latin wohnte, als er die Ateliers besuchte und im Louvre studirte und copirte. Das Intiliénigthum stand in voller Blüthe, mit all seiner innern Hohlheit und all seinem äußern Firniß; aber groß hinein in dieses Widerspruch, an dem es zu Grunde ging, zuckte der Blitz von Fieschi's Höllenmaschine und der düstre, nordlichtartige Schimmer von Napoleon's zweitem Begräbniß. Von St. Helena, wo Thackeray einst den gefesselten Prometheus an der Kette gesehen, brachten sie die Asche nach dem Dome der Invaliden. Sie glaubten, die Asche sei todt. Aber es waren noch Funken darin!

Damals hegte Thackeray die Absicht, sich der Malerei zu widmen. Er hatte ein ausgesprochenes Talent dafür, welches sich bis an sein Ende nicht verleugnete. Es ist in jedem seiner Werke zu erkennen, in der Schärfe der Umrisse, die er all seinen Charakteren gegeben; auch pflegte er anfangs seine Romane selber zu illustriren und war unerschöpflich in der Erfindung von komischen, äußerst deutlich geistreichen Initialzeichnungen zu seinen kleineren Arbeiten. Doch war es von vornherein mehr ein Talent für die Zeichnung, als für die Farbe; es war immer ein Zeichnen mit der Feder. Lange schwanke er zwischen der Feder und dem Crayon. Abwechselnd schrieb er Texte zu seinen Caricaturen oder zeichnete Caricaturen zu seinen Texten. Man sagt, daß folgender Vorfall die Entscheidung herbeigeführt habe. Er war zu einem Besuch von Paris nach London gekommen. Charles Dickens, ein Jahr jünger als Thackeray, hatte eben seine glänzende Laufbahn mit den „Pickwickern" eröffnet. Eines Tages trat ein Mensch von vier- oder fünfundzwanzig Jahren in die bescheidene Wohnung des Autors, der sich mit einem einzigen Buche und unter dem angenommenen Namen „Boz" zum Gespräche von London, von England, von ganz Europa gemacht. „Ich bitte Thackeray," sagte der unbekannte junge Mensch; „ich bin Zeichner, ich möchte die Illustrationen zu Ihrem neuen Romane machen." Dickens lehnte das Anerbieten ab. „Gut," sagte Thackeray, „wenn Sie nicht wollen, daß ich zeichne, so werde ich schreiben."

Thackeray ging nach Paris zurück. Hier traf ihn plötzlich die Nachricht, daß er sein großes Vermögen verloren habe. Dieser Schlag zwang ihn zu regelmäßiger Beschäftigung. Er machte den Anfang, seine Drohung auszuführen. Er begann zu schreiben, für die Reviews, für die Magazine. Aber es ging ihm sehr kümmerlich dabei. Als sein Schneider ihm am Jahresschluß die Rechnung überreichte, konnte Thackeray sie nicht bezahlen. Thackeray war unterthänig. Aber Mr. Arey, der Schneider, sagte: „Mon Dieu! lassen Sie sich das nicht zu Herzen gehen. Wenn Sie Geld brauchen, wie das bei Herren in fremden Ländern ja wohl vorkommen kann, so habe ich eine Tausendfrankennote in meinem Hause, welche zu Ihrer Verfügung steht." — Thackeray nahm das Darlehen an und stellte seinem generösen Gläubiger folgende Schuldverschreibung aus, welche sich noch jetzt in allen Ausgaben von Thackeray's Werken als Dedication auf dem ersten Blatte seines „Pariser Skizzenbuches" befindet: „Mein Herr! Die Geschichte oder die Erfahrung macht uns mit so wenigen Thaten bekannt, welche der Übrigen verglichen werden könnten; eine Freundlichkeit von einem Fremden und einem Schneider erscheint mir so wunderbar, daß Sie mir verzeihen müssen, wenn ich auf diese Weise Ihre Tugend öffentlich und die englische Nation mit Ihrem Verdienst und Ihrem Namen bekannt mache. Lassen Sie mich hinzufügen, mein Herr, daß Sie Nr. 28 Richelieu im ersten Stock wohnen; daß Ihre Tuche und Zuthaten vorzüglich und Ihre Preise nicht hoch sind, und als einen bescheidenen Tribut meiner Bewunderung erlauben Sie mir, diese Bände Ihnen zu Füßen zu legen."

Das war ein gut angelegtes Capital des Mr. Arey, diese tausend Francs! Thackeray's Ruhm waren seine Zinsen. Als Thackeray's erster Roman, „der Jahrmarkt des Lebens", ihn zu einer Celebrität ersten Ranges gemacht hatte, da strömte alle Welt in die Nähe Richelieu, um den ehrenhaften Schneider zu sehen, welcher einem Dichter aus der Noth geholfen, und um sich von denjenigen einen Rock oder eine Weste machen zu lassen, welchem Thackeray sein erstes Buch gewidmet.

Freilich wußte Mr. Arey lange darauf warten, so lange, als Thackeray selber, um für seinen Roman einen Verleger zu finden. Denn so leicht, wie seinem großen Rivalen Dickens, sollte es ihm nicht werden. Er hatte zehn Jahre gefchrieben, ehe daß die Welt mehr als eine flüchtige Notiz von ihm genommen. Die „schwarze Seerge" ließ ihn nicht dazu kommen, ein Werk von großem Umfang zu unternehmen. Er zersplitterte seinen ungehemmen Reichthum von Kenntnissen, von Witz, Geist und Erfahrung in lauter kleinen prismatischen Gebilden, die einen Augenblick schimmerten und dann verschwanden. Ein einziges größeres Werk, welches er angefangen, unterbrach ein trauriges Ereigniß, welches er nie ganz verwand: seine Frau ward wahnsinnig. Das Werk riß mitten ab, und Thackeray hat es nie zu Ende führen können. Mehrmals freilich setzte er an, um die Geschichte von der kleinen Caroline, welche von ihrem bösen Manne verlassen wurde, fertig zu schreiben; aber es gelang ihm nicht. „Die Farben sind längst eingetrocknet," sagte Thackeray, „des Künstlers Hand ist eine andere geworden. Es ist besser, das Fragment so zu lassen, wie es vor siebzehn Jahren war. Das Andenken der Vergangenheit erneuert sich, wenn ich es ansehe —

Die Bilder freier Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf. —"

Ich glaube, daß wir auch den Roman, der seinen Namen weltberühmt gemacht, nur einem Zufall verdanken. Er beabsichtigte anfänglich damit nur eine Ausbeute seiner continentalen Erinnerungen. Aber der Eigenthümer eines Journales, dem er die Arbeit anbot, wies sie zurück. Um sie vor das Publicum zu bringen, wählte Thackeray nun die beliebte Form des beliebten Erscheinens, und um das Publicum von Monat zu Monat in Spannung zu halten, entschloß er sich, die einzelnen Skizzen durch einen Romanfaden zusammenzuhalten. Allein in der Ausführung seines Planes wurde, gleichsam unter der Hand, die Nebensache zur Hauptsache. Im Schreiben lernte der Schreiber seine Stärke kennen. Es ist wahr, daß das Pariser Leben seine Streiflichter auf die Figur von Becky Sharp und das Atelier ihres Vaters warf, und daß die Erinnerungen aus Weimar nicht ohne Einfluß blieben auf die Schilderungen von Amelp's Reise durch Deutschland. Aber doch war der Roman, die Fabel und die Charakterzeichnung der Kern des Werks; die Kunstlichkeit trat zurück vor der Innerlichkeit; — Indien, Deutschland, London und Brüssel, der Club, der Salon, das Schloß und der Seestrand wurden die Coulissen, und die Menschen traten in den Vordergrund — es wurde eine Aristophanische Komödie, voll von bitterer Wahrheiten, es wurde ein Roman, dessen tiefer Hintergrund alle Lügen, alle Thorheiten, alle Nichtswürdigkeiten der modernen Welt, aber auch den unverslechbaren Born der

Digitized by Google

Liebe zeigte, die ihre Hoffnung und ihre Meinung ist — ein Werk des Zweifels, nicht der Verzweiflung, voll von fantastischem Lächeln, aber nicht ohne hier und da eine tröstende Thräne — ein Spiegelbild der Gesellschaft, wie sie ist, aber gesehen mit dem Auge des Dichters und nachgezeichnet von der Hand des Künstlers — es wurde „der Jahrmarkt des Lebens“. Schon nach den ersten drei oder vier Lieferungen war der Erfolg entschieden. Als Thackeray am Morgen nach der Ausgabe der letzten erwachte, war er ein berühmter Mann. Fortan, wenn man von den Heroen der englischen Romanliteratur sprach, nannte man Dickens und Thackeray zusammen.

Das Verhältniß dieser beiden Männer hat etwas Rührendes. Thackeray hörte niemals auf, den Dichter zu bewundern, den die Sonne des Glücks und der öffentlichen Meinung bell umstrahlte, als er selber noch lange im Schatten wandeln mußte. Nichts von Neid, von Eifersucht mischte sich in dieses reine Gefühl. Später, als auch er den Preis seiner Arbeit endlich gewonnen hatte, in einer seiner Vorlesungen, die einen Triumphzug durch England und Amerika machten, beschrieb er einmal eine seiner Töchter, wie sie mit sinnlicher Offenheit ausrief: „Papa, ich habe die Bücher von Herrn Dickens viel lieber, als die Deinigen!“ Die beiden Männer warten erst Rivalen und dann Freunde. In den köstlichen, unbeschreiblich schönen Zeilen, welche Dickens dem Andenken des geschiedenen „Cameraden und Kajütenbruders“ widmet, erzählt er, wie Thackeray zwei- oder dreimal plötzlich zu ihm gekommen sei, um ihm zu sagen, daß er gestern über irgend eine Stelle in einem von Dickens' Büchern habe weinen müssen, und daß er zum Mittagessen gekommen sei, „weil er sich nicht helfen könne,“ und diese Stelle mit ihm durchsprechen müsse. „Niemand,“ sagt Dickens, „kann ihn jemals inniger, natürlicher, herzlicher, frischer und aufregender gelesen haben, als ich ihn bei jenen Gelegenheiten sah. Niemand kann übergenter sein als ich von der Größe und der Güte des Herzens, das sich mir damals erschloß.“ — Dickens erzählt in demselben Erinnerungsblatt, daß Thackeray die Minder so lieb gehabt und so gepflegt und ihnen mitgegeben wünsche. Thackeray habe ihm einst geklagt, ob es ihm auch so gehe, daß er niemals einen Knaben sehen könne, ohne sogleich das Verlangen zu fühlen, ihm ein Geschenk zu schenken. „Daran dachte ich,“ schreibt Dickens, „als ich in sein Grab niederblickte, nachdem er hineingelegt worden; denn ich blickte nieder in das Grab über die Schulter eines Knaben, welchem er einst Wohlthaten erwiesen.“

Aber auch für seine Freunde, für Alle, die er je gekannt und geliebt, bekielt er stets ein warmes Herz; er verlengnete keinen Derjenigen, mit denen er einst im Frühling des Lebens geschwärmt, nachdem sich für ihn die Träume desselben erfüllt hatten. So oft er nach Paris kam, erkundigte er sich nach Denen, die unbekannt geblieben oder vergessen waren. Reichthum und Ruhm setzen ihn in den Stand, das kaiserliche Paris auch in kaiserlichem Stil zu besuchen. Er bewohnte ein prachtvolles Hotel auf der Place Beuvone. Doch war es seine größte Freude, die alten Stammplätze seiner Jugend, seiner Entdeckungen, seiner Kämpfe wiederzusehen. Er durchstreifte das Quartier Latin, und der dürftige Künstler, der verarmte Schriftsteller, dem er begegnete, durfte seiner hilfreichen Hand sicher sein. Eines Morgens kam ein Freund zu ihm, als er eben damit beschäftigt war, einige Gothschale in eine Pillenschachtel zu legen, auf deren Deckel geschrieben war: „Nach Bedürfniß zu nehmen.“ — „Was machen Sie da?“ fragte der Freund. „O!“ erwiderte Thackeray, „hier ist eine alte Perlen, welche sagt, sie sei krank und elend, und ich habe starken Verdacht, daß es diese Sorte von Weibern ist, deren sie bedarf. Dr. Thackeray beabsichtigt, es ihr selber zu bringen. Kommen Sie, gehen wir zusammen.“ — Thackeray pflegte zu sagen, daß er nach Paris reise, um sich Ferien zu machen und seine Erinnerungen an die französische Küche wieder aufzufrischen. Aber er arbeitete hier gewöhnlich sehr fleißig, besonders sein der Zeit, wo er das „Cornhill Magazine“ herausgab.

Die Gründung des „Cornhill Magazine“ war der größte Erfolg Thackeray's in seinen letzten Lebensjahren. Die erste Nummer dieser Monatsschrift erschien im December 1859. Für den geringen Preis von etwa acht oder neun Silbergroschen unseres Geldes sollte dies neue Unternehmen seinen Abonnenten monatlich ein starkes Heft von 128 Seiten der besten Romane, Novellen, Abhandlungen, Gedichte ꝛc. mit großen Illustrationen der ersten Künstler Englands bringen. Der Erfolg war so ungeheuer, daß der Verleger dem „Juvenal Lawrentius“ Alfred Tennyson die neun Magazin gelieferten Gedichte mit sieben Thaler pro Zeile honorieren und der Verfasserin von „Adam Bede“ 20,000 Thaler für einen neuen dreibändigen Roman anbieten konnte! Doch schon zu Anfang des zweiten Jahres zog sich Thackeray von der Redaction zurück. Namentlich die Tauben waren es, die „Blutsümpfe“, welche ihm mit ihren Gedichten und Zuschriften das Leben zur Qual machten. „Sie haben mir Dornen in mein Kissen gesteckt!“ rief er schon nach den ersten sechs Monaten aus. Sie kannten sein gutes Herz und hörten nicht auf, dasselbe zu attaquiren. Er kam fortwährend in Conflicte zwischen der ihm angeborenen Galanterie und seinen strengen Pflichten als Herausgeber des größten und weitverbreitetsten Magazins in England. „Ich kann zu keinem Diner mehr gehen,“ klagte er, „ohne von schönen Lippen unterpalliert und von schönen Augen durchbohrt zu werden.“ Endlich kündigte er im Aprilheft 1862 seinen Entschluß an, die Ruhe seiner Seele dadurch wiederzugewinnen, daß er die Redaction niederlege. „Ich glaube,“ sagt er in dieser Ankündigung, „meine eigenen Leser werden mit mir darin übereinstimmen, daß meine Bücher nicht leiden werden, wenn ihr Verfasser von der täglichen Last befreit ist, die Werke Anderer zu lesen, anzunehmen, abzulehnen, zu verlieren und wiederzufinden. Nein zu sagen, hat mir oft den Frieden eines Morgens und die Arbeit eines Tages gekostet. Ich bin nicht mehr verantwortlich für abgewiesene Beiträge. Ich habe den Redactionssessel und den großen innernen Manuscriptkasten des Cornhill Magazine's zurückgelassen.“ — Dennoch hörte er nicht auf, fast für jedes Heft irgend einen Beitrag zu schreiben, und im December 1863 brachte das Magazin die Anzeige, der neue Roman Thackeray's sei so weit vorgeschritten, daß schon im Januar die ersten Capitel desselben veröffentlicht werden könnten. Ganz London sprach von dem neuen Romane, von dem es hieß, daß er ein Seitenstück zu seinem berühmten „Henry Esmond“ werden würde. Man erfuhr, daß der Stoff aus der Zeit der ersten George genommen und die bereits geschriebenen Capitel in Thackeray's besten Style seien. — Ein paar Tage vor Weihnachten hatte er seinen Freunden im Athenäum-Club noch ein Mal davon gesagt und ihnen lachend erzählt, er habe in im Britischen Museum, wo er seine Studien zu dem Werke mache, liegen lassen, er sei schon ganz verzweifelt gewesen, er habe sein ganzes Haus durchsucht — da sei es ihm heut Morgen unter Couvert durch die Post wieder zugegangen. In der That hatte Thackeray's Hausknecht einen Charakter der Zierlichkeit und Eleganz, der Jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich bleiben und wohl auch die Beamten des Britischen Museums auf die richtige Spur geführt haben mußte.

Zwei Tage später, am Morgen des 24. December, um neun Uhr, war sein alter Diener, Charles Sargent, in sein Schlafzimmer. Sein Herr rührte sich nicht, und Sargent wollte ihn nicht stören. Er brachte eine Tasse Kaffee mit setzte sie auf einen Tische vor dem Bette nieder. Nach einer Stunde kam er wieder. Der Kaffee war nicht berührt worden. Nun war er näher. Sein Herr lag, friedlich schlummernd, auf dem Rücken, die Häute über den Kopf zusammengeschlagen, wie er zu thun pflegte, wenn er von einer sehr anstrengenden Arbeit müde war. Aber er athmete nicht mehr. Er sollte von diesem Schlummer nicht mehr erwachen. Er war todt. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. — Auf seinem Arbeitstische fand man ein Blatt Papier, halb beschrieben. Es war sein Roman, an dem er noch in der Nacht gearbeitet hatte. Die letzten Worte auf diesem Blatte waren: „Und mein Herz klopfte in einer wunderbaren Seligkeit“ (And my heart throbbed with an exquisite bliss). —

Mit diesen Worten auf den Lippen ging er aus der Welt. Er stand erst in seinem 53. Jahre. „Die Mutter, welche ihn in seinen ersten Schlaf gesegnet hatte, segnete ihn in seinen letzten.“ Zwei Töchter — von denen die eine schon einen frühzeitigen Ruf erworben als die Verfasserin des Romanes: „Die Geschichte Elisabeth's“ — standen an seiner Leiche. Mit dem Staub eines dritten Kindes, welches ihm im Tode vorangegangen, sollte sich sein Staub mischen. Am Tage nach Weihnachten wurde Thackeray nach dem schönen grünumbuschten Kirchhofe von Kensal Green gefahren. Fünfzehnhundert Menschen, darunter alle literarischen, künstlerischen und gelehrten Berühmtheiten Londons, folgten seinem Sarge. Dickens warf schluchzend die ersten Schaufeln Erde darauf, und der Nachruhm bezeichnet die Stätte, wo der liebenswürdige Dichter ausruht von dem „Jahrmarkt des Lebens“, für alle Zeiten!

Digitized by Google

Das fränkische Weinparadies.

Von Ludwig Storch.

Zu Bacharach am Rhein,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Klingenberg am Main,
Da wächst der beste deutsche Wein.

Vom Bergaltan her an der Nordseite des Nikolausberges hoch gelegenen Marienwallfahrtskirche bei Würzburg, welcher der Volksmund allgemein den abgekürzten Namen „das Käppele“ (Kapellchen) beilegt, hat man eine der reizendsten Aussichten des an Naturschönheiten so reichen Frankenlandes. Der entzückte Blick fällt hinunter auf die malerische Mainbrücke, an deren rechter Seite die alte in der Geschichte unsres Vaterlandes so hochwichtige Fürstbischofsstadt die Residenz Würzburg, die jetzt sich endlich auch allmählich verjüngende Hauptstadt von Unterfranken, an deren linker Seite die Altstadt, das Barthardsviertel, mit der darüber thronenden Citadelle, dem Frauen- oder Marienberg, liegt. Dieses mächtig hohe Bergschloß ist die zierende Perle des prächtigen Landschaftsbildes. Die dem Beschauer zugekehrte Seite der Bergzinne, welche die alte Veste als Krone trägt, die sächsische, ein schnell überblickter kleiner Bergbaug, von den sich herabsenkenden weißen Mauern der Festung auf der West- und Ostflanke eingefaßt und unten vom schmalen Main-, Au- oder Kuhsackthale begrenzt, welches den Marienberg vom viel höhern und größern Nikolausberge scheidet, ist die unter dem Namen Leisten wegen ihres gewürz- und kuftreichen herrlichen Erzeugnisses weltberühmte malse Bergpflanzung. Jedermann weiß, daß der Leistenwein die Crême der Frankenweine ist, aber wie Wenigen ist es vergönnt, diese Wahrheit aus eigner süßer Erfahrung festzustellen! Denn ach! der Leisten-Weingarten ist so klein und gehört zumeist dem bairischen Staatsarar. Der Leisten ist, wie ein noch etwas vornehmerer Bruder, der Johannisberg im Rheingau, ein aristokratischer Weinberg, dessen heilsame Tinctur nur für die Mägen der vornehmsten und reichsten Leute, für die Halbgötter der Erde aus der Kelter tropft. Es wächst nicht viel Leistenwein, und die Welt hat viele vornehme und reiche Leute, die ihn gern trinken. Deshalb ist er theuer, sehr theuer.

Zur Linken weiter schweifend, fällt das Auge des auf dem Käppele-Altan stehenden Beschauers hinter dem Marienberge stromabwärts auf eine kleine mäßig hohe Bergkette, deren ihm zugekehrte südliche Wand von oben bis unten mit Rebstöcken bedeckt ist. Der Main fließt diesem Berge schmunzelnd entgegen, gleichsam um ihn zu küssen und er ist dieses Stromkusses so gewohnt wohl werth, und gleitet dann an seinem festigen Fuße mit leichter Biegung westlich weiter. Die kleine Bergkette schließt jetzt auch gleich westlich mit einer zackigen sanft geformten Höhe ab, deren Felsspitzen sich im Maine spiegeln. Dieser Miniatur-Hebenzug besteht aus drei ebenfalls bedeutsamen Weinbergen. Das westliche Haupt am Main ist der Stein, der seinen Namen von den zu Tage stehenden Kalksteinfelsenschichten hat, auf die er sich stützt, der mittlere ist die Harfe, der östliche der Schalksberg. Am Fuße dieser drei zusammenhängenden Berge läuft die Eisenbahn nach Frankfurt, und unter dem Schalksberge erhebt sich jetzt der großartige Bau des neuen Bahnhofs unmittelbar am festdaren Nebengeleit.

Wendet man auf dem Käppele-Altan das Auge rechts dem Strome entgegen, dessen von Süden (Ochsenfurt) kommenden Lauf man etwa eine Stunde weit übersehen, so sieht man am linken Ufer in kleiner Entfernung zuerst das alte Städtchen Heidingsfeld und etwas weiter am Ende des überblickten Stromsegmentes das nicht minder alte berühmte Weinbergsdorf Randersacker am Fuße einiger eben so schönen als reichbestandenen Weinberge aufgelehnt, die tiefliebe Lage nach Süden haben, wie der Leisten und der Stein. Diese Berge sind die in der deutschen Ampelologie kaum minder berühmten Pfülben, Spielberg und Lämmerberg. Man überschaut also vom Käppele-Altan aber vom Nordrande des Nikolausberges überhaupt die berühmtesten Weinberge des Frankenlandes. Neuerdings ist östlich vom Käppele auf einem Bergvorsprung, dem Johannisberge, ein Wirthshaus erbaut, von dessen Plateau die Aussicht sicher noch schöner und in so fern genußreicher ist, als man sich dieses kleine deutsche Weinparadies bei einem Glase guten Frankenweins in aller Gemüthlichkeit betrachten kann.

Der Frankenwein genoß im Mittelalter eines großen und ausgebreiteten Rufes und wurde in weit beträchtlicherer Quantität gebaut als jetzt, war dagegen in der Qualität geringer. Dieser Ruf verminderte sich im Laufe der Zeit durch schlechte Pflege und Fällung, die übrigens schon in früher Zeit gerügt wird, ist aber neuerdings wieder so im Zunehmen, daß er daran und darauf ist, den früheren zu überbieten.

Zu der besten Zeit war das Reimwort „Frankenwein Krankenwein“ im Schwange, und man war der Ansicht, guter Frankenwein stärke Kranke und Genesende mehr als irgend ein andrer Wein. Die darauf bezüglichen Reimsprüchlein, welche mein Vater, ein vernünftiger Arzt, der seinen Kranken lieber ein Glas guten Wein als Arzneien verschrieb, als hochbejahrter Greis im Munde zu führen pflegte, sind mir fest im Gedächtniß geblieben:

Ein Gläschen Leisten
Stärk Kranke am meisten;
dann kommt der Stein
als Labewein.
Der Schalksberger macht freden Muth;
am Pfülben“ schläft sich's gut,
und Spielberg macht leichtes Blut.

Als ich die Umgebung der ehrwürdigen Stadt Würzburg durchstreifte, betrachtete ich die genannten hochberühmten Herren Berge mit großem Respect und es wandelte mich oft die Lust an, den Hut vor ihnen zu ziehen. Und so suchte ich auch einen mit den ehrwürdigen Weinerzeugern in der nächsten Nähe der alten Bischofstadt näher bekannt zu machen. Ost betrachtete ich von den Schanzen, von welchen die Bauern 1525 vergeblich, die Schweden 1631 mit Erfolg und die Franzosen im December 1800 ebenso den Marienberg beschossen, die so nah gegenüberliegende Citadelle mit dem Leisten, der mich mehr interessirte als die Festungswerke. Dasselbe that ich aus dem tiefer am Nikolausberge gelegenen Milchgarten „Sibirien“, wo einem der Leisten fast auf der Nase liegt. Ist es nicht originell, bei einem Glase Milch in Sibirien mit dem berühmtesten Weingarten Frankens zu liebäugeln?

Der der Stadt und dem Maine zugekehrte östliche Abhang des Marienberges ist ebenfalls mit Reben bepflanzt und heißt der Schlossberg, und sein Product, der „Schlossberger“, ist zwar nicht von der ausgesuchten Feinheit des Leisten, aber doch auch ein echtes Sonnenkind.

Ob der wackre weinfreundliche römische Kaiser Probus im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auch den ersten Rebenanbau an den Mainbergen veranlaßt hat, wie den an den Rheinbergen; ob erst der Frankenherzog Sunno hier im fünften Jahrhundert Wein aus dem Moselthale übergesetzt, mag unentschieden bleiben. Erst aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts wird die bereits in Blüthe stehende Weincultur bei Würzburg urkundlich nachgewiesen. Die Franken- und insbesondere die Würzburger Weine standen während des Mittelalters in der ganzen weintrinkenden Welt in hohem Ansehen und wurden von weltlichen und geistlichen Leuten in großen Massen getrunken. Das Frankenland und hervorragend Würzburg verrankt seinen hohen Wohlstand zumeist der Traube seiner Bergwände.

Die gelehrte heilige Hildegard, Aebtissin von Bingen in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, rühmt in ihrer Physik die Kräfte des Frankenweins vor allen andern, und Kaiser Wenzel, der ungezogene Weinschlauch, den ich in meinem Roman „der Freischucht“ in seiner stets zechenden Gemüthlichkeit geschildert, erlang seine Abkunft vom Throne mit Gleichmuth, wenn ihm nur jährlich vier Fuder von besten Würzburger, also Leisten und Stein, nach Prag geschickt wurden. Der große Aufstand der Bürger Würzburgs und der Bund der elf bischöflichen Städte gegen den Bischof Gerhard von Schwarzburg wurde von Kaiser Wenzel begünstigt und aufgemuntert; er verspradh ihnen die Anerkennung der Reichsfreiheit für guten Würzburger und kam selbst in die Stadt (1398), um sich huldigen zu lassen und satt Wein zu trinken. Da wurde Würzburg durch seine Weinberge zur freien Reichsstadt, wonach es längst gestrebt und was es thatsächlich bereits war. Der schlaue Bischof schickte dem sämmerlichen Kaiser noch bessern Wein und versprach noch mehr als die Bürger; da anerkannte und bestätigte der unersättliche Säufer wiederum des Bischofs behaupteie Rechte auf die Stadt und lieferte die Bürger an das bischöfliche Rachemesser und in's geistliche Joch. So eigenthümlich ist das Schicksal der Stadt mit ihren Leisten- und Steinwein verflochten.

* Am Forum für Pfülbl.

Digitized by Google

Die ersten Statuten über die zweckmäßige Bebauung ihrer Weinberge erließen die geistlichen Stifte der Stadt im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts. Der Leisten erhielt seine jetzige Benennung aber erst durch die Erweiterung der Festungswerke in der zweiten Hälfte des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Durch die hohen Mauern, mit welchen der Weingarten auf der Ost- und Westseite eingeschlossen wurde, bekam er Schutz gegen die schädlichen Ost- und Nordwinde, und nun erst trug er das feine Gewächs, dessen Arom uns heute entzückt. Wie alt übrigens der Namen „Leisten" ist und woher er entstanden, läßt sich nicht mehr angeben. Man vermuthet, daß die Trauben früher wegen der Steilheit des Bergs hier an Leisten gezogen wurden und daher der Name entstanden sei. Die eigentliche und wahre Cultur des Leistenweins beginnt aber erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Hofkammerrath Klarenz, und die jetzige Epoche der hohen Vollkommenheit des Leistenweins datirt sogar erst von 1782, wo der um die Bodencultur Frankens hochverdiente Landkammerrath Stoll den Leisten großentheils roden und statt der unedlen Rebsorten fremde edle Trauben, wie Burgunder, Rießling, Traminer ꝛc. pflanzen ließ. Dadurch wurde die hohe Blüthe vorbereitet, zu welcher der Weinbau des Leisten in der neuesten Zeit gebracht worden ist. Man hat es sogar ermöglicht, dem felsigen und zum Theil abschüssigen Berghang noch einige Morgen Boden für die Reben abzugewinnen.

Die ganze Pflanzung, welche früher nur fünfzig auf einige Morgen betrug, hat jetzt eine Ausdehnung von ohngefähr siebzig Morgen Terrain. Die neuere Zeit ist in dieser Beziehung noch unsichtiger verfahren; durch viele zweckmäßige Umrodung, resp. Legung des Bodens und Bestechung mit den edelsten Sorten, wie durch vortheilhafte Mauerführung hat man endlich die jetzige Ausdehnung des Weingartens und die hohe Vortrefflichkeit des Products erzielt. Man hat das Naturgesetz entdeckt und befolgt, daß zur Gewinnung des Ersten und Besten das Beraltete, Schlechte entfernt und das Neue, Gute an seine Stelle gebracht werden muß. Seit man in Franken den Grundsatz befolgt, die alten Rebstöcke in's Feuer zu werfen, den Boden umzuroden, zu düngen und mit neuen jungen edlen Reben zu belegen, erzielt man den trefflichen Wein unserer Tage. Aber dieses Naturgesetz gilt ebenso gut für das geistige Leben, für den Weinberg des Herrn. Und da stehen denn hier immer noch die alten Rebstöcke mit dem sauern Trauben, deren Ertrag in Hinblick auf den immer edlern und süßern Wein des übrigen Deutschlands von Jahr zu Jahr kümmerlicher wird, wenn man auch bemüht ist, das Gegentheil zu behaupten.

Daß der Leistenwein dem Johannisberger gleichgeschätzt wird, beweist schon sein hoher Preis. Von guten Jahrgängen kostet die Flasche 4 bis 6 Gulden und Strohwein sogar 8 Gulden. Bei den üblichen Weinversteigerungen wird er in der Regel zu enormen Preisen abgegeben. Sein edles Wesen kann man freilich mit Worten nicht wiedergeben; denn was nützt die Bezeichnung, daß er durch eine große Zartheit des Geschmacks, durch das feinste Arom, durch ein ungemein lieblich duftendes Bouquet sich hervorthut! Man bekommt davon keine Vorstellung; um ihn kennen zu lernen, muß man ihn — trinken, aber mit Verstand, Sammlung und Feierlichkeit, soll sein Genuß auf der einen Seite seinem idealen Werthe und auf der andern der Menschenwürde, die einander angewiesen sind, entsprechen.

Unbegreiflich ist mir, daß der Leisten und der Stein, so wie überhaupt die edlen Frankenweine, die ja doch unverkennbar von Jahr zu Jahr edler und besser gerathen, von den vaterländischen Dichtern noch nicht in der Art verherrlicht worden sind, wie die edlen Rheinweine. Freilich hat Würzburg seit seinem großen Walther von der Vogelweide seinen bedeutenden Dichter mehr gehabt, und die drei großen Frankendichter der Nengeit, Richter, Rücket und Platen, haben den Leisten und Stein nicht besungen, wahrscheinlich nicht besingen wollen, aus den angedeuteten Gründen. Denn die Dichter sind eben das edelste Product im Weinberge des Herr und bringen das materielle mit dem ideellen Leben in stete Beziehung. Die Poesie ist die reichste Blüthe der wahren Menschheit-Religion. —

Auch am Stein, an der Harfe und am Schalksberge hat der Staat bedeutende Besitzungen. Man pflegt wohl das Product des ganzen kleinen Berganges Steinwein zu nennen, doch sind auch die besondern Namen Schalksberger und Oreffenberger (der Saft der Harfentraube) berühmt. Die kleine Bergkette, die von Alters ein so herrlicher Weinträger ist, besteht ebenfalls aus Kalkfelsen, der am eigentlichen Stein steil zu Tage tritt, so daß die tragbare Erde der Weingärten meist durch hohe Mauern und Pfeiler gestützt wird, was dem Berge ein malerisches Ansehen giebt.

Der Bergzug des Stein hat auch das mit dem Leisten gemein, daß er durch einen engen Thalgrund von einem höhern und größern Gebirgsstock getrennt ist und einen fast scharfen Kamm bildet. Dieselbe beruht auf dieser Eigenthümlichkeit ein Theil der edlen Zeugungskraft beider Berge. Ueber den Kamm führt ein bequemer Weg von einem Ende bis zum andern mit köstlichem Einblick südlich auf die Stadt, die Festung, das Käppele, Nicolausberg, Heidingsfeld, Randersacker und seine Weinberge; nördlich auf das nette Dörfchen Unterdürrbach, malerisch im engen Grunde gelegen, auf den entgegengesetzten ebenfalls mit gutem Wein weithin bepflanzten Bergzug, auf dem der stattlich hohe und schlanke Thurm einer Burgruine, „das Schenkenschloß", emporragt und, statt an den „Kuchelbrunn" bei Jena erinnernd, die Gegend weit umher beherrscht. Rechts und links winkt hie und da von den Bergfirnen ein traulig Wald herüberhin herüber und belebt das liebliche Landschaftsbild noch mehr. Noch im vorigen Jahrhundert ist auch der Scheitel des Stein mit Wald bestanden gewesen; jetzt hat die Rebe ihn hier überall verdrängt; ihre Pflanzungen reichen zumeist bis an den Kamm hinauf, ja so eben ist dieser Boden, daß selbst auf der Nordseite des Bergs nach Dürrbach zu nicht unbedeutende Weinberge sich hinabziehen.

Welcher praktische Liebhaber guten deutschen Weins kennt nicht die eigenthümliche fremdliche Form der Glasflaschen, die sich der Steinwein in stolzer Abgeschlossenheit erwählt hat, und wer weiß nicht, daß diese kleinen allerliebsten Bauchkäschen oder Dickenäschen Bocksbeutel genannt werden? Niemand kann sagen, wie alt diese Flaschenform und ihr Name ist, und in welchen geheimnißvollen Beziehungen derselbe zur Stadt oder wohl zunächst zu den Hauptbesitzern dieser unschätzbaren Weingärten, den geistlichen Stiften, stand. Daß in dieser Richtung die Bocksbeutelei am stärksten vertreten war, erhellt bis zum Ueberdruß aus der Geschichte; aber ich glaube, sie geht auch hier ihrem Aussterben rasch entgegen. Turner, Sänger, Schützen, jugendliche Demokraten brechen ihr den Hals mit Vergnügen, wie den Bocksbeutelu, in deren Namen sich das Anrufen an den alten Zopf noch lange erhalten mag. Der Steinwein soll all seine Zecher zu dem lebhaften Toast begeistern: „Vivat der Bocksbeutel! Pereat die Bocksbeutelei!"

Die ganze dreiviergige Weinpflanzung enthält über 400 Morgen, Raum gebieten 107 Morgen dem Staatsärar. Auch hier hat in der Neuzeit zweckmäßige Rodung und Bepflanzung mit neuen edlen Sorten Wunder bewirkt. Erst jetzt weiß man, welch edles Gut der Stein zu erzeugen vermag. Das haben die Altvordern nicht geahnt. Man sage mir, es hätten sich viele Leute der Umrodung und Neusteckung der Berge lebhaft widersetzt und daraus den Ruin der Würzburger Weinproduction geweissagt. Weise Propheten! Ganz wie im Weinberge des Herrn, wo auch jeder heilsamen Neuerung das Geschrei des Weltuntergangs als trehende Prophezeiung entgegengeschallen wird.

Wenn die Leiste den edelsten, feinsten und bouquetreichsten Wein erzeugt, so liefert der Stein den gehaltvollsten aller Frankenweine, worin Feuer und Kraft sich mit den lieblichsten Arom zum Entzücken aller Weinzungen im vollsten Maße und aufs Innigste verbinden.

Ob der Leisten oder der Stein die ältere Weinanlage ist, läßt sich aus Mangel urkundlicher Nachrichten nicht angeben. In einer urkundlichen Beschreibung der Markung Würzburgs vom Jahre 779 wird bereits am rechten Mainufer ein Weingarten genannt (also am Stein), doch machte der Weinbau bis zum 10. Jahrhundert wenig Fortschritte. Dann traten allmählich die Wünsche als Besitzer und Bauer dieser Weinberge auf, und nun kommen sie in immer höhere Cultur. Alle geistlichen Corporationen hatten hier bedeutende Weingärten, und im vorigen Jahrhundert vorzüglich die Jesuiten, deren deshalbiges Besitzthum an die Universität übergang und von dieser später an Privaten verkauft wurde. Heute sind besonders das große Julinhöhspital und das Bürgerhospital am Stein und Schalksberg stark begütert.

Der Klerus brachte viel heiteres Leben in das Weinwesen und erfüllte damit dessen eigentliche Bestimmung. Sobald die Trauben bis zur Lese reif waren, hielt der erste Prälat des Domcapitels, der Dompropst, mit einem großen und stattlichen Gefolge seinen

Digitized by Google

feierlichen Auszug in die Berge und verkündete mit dieser schönen Amtshandlung den Anfang der Weinlese, die stets nach festgesetzter Landordnung stattfand. Die übrigen Demcapitulare thaten als sogenannte „Herbstherren“ in den ronnstissischen Jehnterien des Bisthums dasselbe. Nach Beendigung der Lese wurden Abends Streifschauben in den Weinbergen angezündet, so daß alle Höhen in magischem Feuerglanze prangten. Die letzte Beerenlese wurde geschmückt und unter dem Schalle von Pauken, Trompeten, Pfeifen und Schalmeien mit lodernden Fackeln vom Herbstherrn zu Roß, von einer großen Anzahl Reitern umgeben, in die Stadt geführt. Das nannte man „den Herbst einleuchten“. Heutzutage hat die Geistlichkeit, weniger Fröhlich, nichts mehr mit der Weinlese zu thun.

Im 14. Jahrhunderte gehörte der Pfälben (in alten Urkunden stets Pfülbe genannt) theils dem Johanniterhause, theils dem Dominicanerkloster in Würzburg, der Spielberg und Lämmerberg dagegen größtentheils dem berühmten großen Cisterzienser-Mönchskloster Heilsbronn im heutigen Mittelfranken. Die Cisterzienser waren aber bekanntlich die rechten Weinbauern, und Kloster Heilsbronn brachte durch Ankäufe, besonders von Kloster Ebrach im Steigerwalde, seine Besitzungen zu Randersacker am Ende des 14. Jahrhunderts zu einem sehr ansehnlichen Weingute in bestem Flor. Es lebte ein Klosterbruder als Verwalter desselben in Randersacker in eigenen stattlichen Hofe des Klosters, und die Mönche legten nun, wie anderwärts, neue Weinpflanzungen an diesen Bergen an. Durch die Reformation kam Heilsbronn mit allen seinen reichen Gütern in Besitz der Markgrafen von Brandenburg, die als frühere Burggrafen von Nürnberg schon das Vogteiamt desselben verwaltet und ihr Erbbegräbniß darin hatten. Diese brachten durch ihre zu Administratoren der Randersacker Weinberge bestellten Amtsvögte den in der letzten Zeit des Convents gesunkenen Weinbau wieder empor, und nun lagen, zum Aerger der geistlichen Herren in Würzburg, neben den guten katholischen Weinbergen eben so gute lutherische.

Das in der Geschichte dieser Länder eine so große Rolle spielende Jahr 1803 brachte dieses ansehnliche Weingut mit den übrigen ehemaligen Klosterbesitzungen an das Kurfürstenthum Baiern, welches es 1806 an das neugebildete Großherzogthum Würzburg abtreten mußte. Im Jahre 1812 wurde der Hof und ein großer Theil der Güter in Raudersacker veräußert. Die besten Weinberge blieben Staatseigenthum und sind später mit den Weinbergen, welche der ehemaligen Benedictinerabtei zu Kitzingen gehört hatten, zu dem jetzigen Complex der Staatsweinberge in Randersacker vereinigt worden, welche einen Flächenraum von $55\frac{1}{2}$ Morgen einnehmen. Der Staat hat in dem vielbesuchten Weinorte seine eigene Kellerei, die jeden Herbst die Erträgnisse ihrer Berge auszunimmt und dann seiner Zeit abgesobren an den Hofteller in Würzburg abliefert. Von diesem prächtigen Riesenkeller mit seinem Inhalt soll in einem andern Artikel die Rede sein. Die Würzburger Weine werden voraussichtlich ebenso wie die Stadt, von der sie benannt werden, eine schöne deutsche Zukunft haben, und auch die echten Tichter die sie würzig besingen, werden ihnen ferner nicht fehlen.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

4. Von Schleswig nach Missunde..

Wer kennt nicht, wenn er jemals in Schleswig-Holstein gewesen ist, Doris Esselbach, die Wirthin zur „Stadt Hamburg“ in Schleswig? Und wen kennt sie selbst nicht, wen hat sie nicht gesehen und nicht gesprochen? Alle Personen, welche während der letzten sechszehn Jahre auf dem militärischen oder politischen Theater in Schleswig-Holstein irgend eine Rolle von Bedeutung gespielt haben, sind bei ihr vorübergegangen. Der alte Wrangel, General v. Willisen, der tapfere Sieger von Eckernförde, Captain Jungmann, der brave Thedor Preußer, General v. Bardeleben, General von Bonin, Louise Aston, der Major v. der Tann, die preußischen und österreichischen Civilcommissäre von damals und heute, General de Meza und General Schleppegrell, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Preußen, General v. Gablenz und der Herzog von Coburg, — Alle hat sie gekannt, mit Allen hat sie gesprochen, von Allen weiß sie charakteristische Aeußerungen und Züge zu erzählen. Dänen, Oesterreicher, Preußen, Hannoveraner und Sachsen, alle Streiter für und gegen Schleswig-Holstein sind auf Stunden oder Tage in ihrem gastlichen Hause eingekehrt. Die Deutschen sagen von ihr, sie sei dänisch, die Dänen, sie sei deutsch, Alle aber stimmen darin überein, daß sie eine so energische und intelligente Frau sei, wie nur eine in Schleswig-Holstein.

In die Stadt Hamburg, das Haus dieser Doris Esselbach, ging ich, um mir Extrapostpferde nach Missunde zu bestellen. Frau Esselbach ist nämlich zugleich Posthalterin in der Stadt Schleswig, und man sagt von ihr, daß kein Mann der Stelle eines Posthalters jemals so gewachsen gewesen sei, wie Frau Esselbach in Schleswig, und daß sie, wenn es nöthig, selbst zweien Courierstiefeln anziehe und zu Pferde steige. Ein Kellner führte mich, wie er sagte, „zu seiner Madame“. Frau Esselbach saß in ihrer kleinen Schreibstube vor dem Schreibtisch. Ich sah sie heute zum ersten Male. Sie war eine stattliche Frau in den vierziger Jahren.

Sie empfing mich anfangs ziemlich kalt und machte mir große Schwierigkeiten wegen der Pferde; allein bald kamen wir in eine lebhafte Unterhaltung, die sich über eine Menge von Persönlichkeiten und Tagesfragen erstreckte. Von Minute zu Minute wurde sie wärmer, und ich erhielt, wenn auch nicht, was ich wünschte, so doch einen Platz im Postwagen, der nach Eckernförde fahren sollte. Vorerst ging aber sein Weg nicht weit. Er fuhr um die Ecke bis zur Eisenbahnstation und dann hielt er still, um die Ankunft des Zuges von Flensburg zu erwarten. „Eine Stunde dauert es gewiß noch bis dahin,“ sagte gleichmüthig der Postillon, knöpfte seinen rothen Mantel auf, zog eine Pfeife heraus und schlug nach alter Sitte mittelst Stahl und Stein sich Feuer an. Meine beiden Reisegefährten blieben mit schleswig-holsteinischer Ruhe, welche durch nichts erschüttert werden kann, sitzen. Das konnte ich nicht aushalten. Nach den Tagen des Schneesturmes und des tiefen Winters war heute ein heiterer Frühlingstag am blauen Himmel aufgestiegen. Ich verließ den Wagen und schaute mich um. Dort rechts breitete sich die Stadt Schleswig mit ihren rothen Dächern und weißen Wänden an den blauen Ufern der Schlei wie ein ungeheures Hufeisen aus, dort erhob sich der Dom mit seinem gewaltigen Dache und seinem Glockenthürmchen darauf, der ehrwürdige, alte Dom, von dessen Kanzel der „Swine-Martens“, der einst in Tönning als Pastor zugleich dem Schnapsglasen seines Schwiegervaters vorstand, zwölf Jahre vor seinen Bänken gepredigt hatte. Jetzt war der Wirthsamkeit des Biedermanns ein Ende gemacht worden.

Ich wandte mich zunächst nach Schloß Gottorf, welches sich links vor mir aufthat. Das Schloß ist durch Demolirungen und Neubauten vollständig modernisirt worden, obschon Schleswig selbst eine der ältesten Städte des Landes ist. Die Dänen hatten vor, das Schloß vor ihrem Abzuge aus Schleswig in die Luft zu sprengen. Glücklicherweise wurden sie durch ihren eiligen Rückzug an der Ausführung dieses vandalischen Gedankens gehindert. In den letzten Jahren hatten sie das Schloß, welches einst die Wohnung von Herzogen und Königen war und später als Reliquie sorgsam in der alten, burgartigen Gestalt erhalten wurde, in einen Dragonerstall verwandelt. Man wollte auf diese Weise die Erinnerung an eine Zeit auslöschen, wo Schleswig eigene Herzöge hatte. Es war das Ministerium Oerster, welches diese vandalische Maßregel beschloß, dasselbe Ministerium, dem die preußische Kreuzzeitung so oft Zeugnisse ihres Wohlgefallens ertheilte. In der zum Schlosse führenden schönen Buchenallee hatten die Dänen aber in den letzten Tagen ihrer Herrschaft worter in barbarischster Weise gehaust. Fast die Hälfte der stattlichen Bäume war mit der Axt umgeschlagen. Im Innern des unschönen und winkeligen Schlosshofes brannte ein hellloderndes Feuer; Bettstellen, Matratzen und alle möglichen Lagerbehgegenstände standen und lagen umher. In den unteren Räumen stöhnten die Verwundeten aus den Gefechten bei Oversee, bei Bedespang, bei Busterf und bei Oeversee unter ihren Schmerzen und unter den Händen der Aerzte. Es war zu traurig zu sinnen. Ich ging darum weiter hinaus in den heitern milden Tag und in den goldnen Sonnenschein und betrachtete mit die im Schlosse aufgefahrenen Kanonen jeden Kalibers, welche die Oesterreicher den Dänen abgenommen hatten. Endlich kam der Zug von Klosterfrug angefraucht; unser Postwagen fuhr ab.

Der Weg von Schleswig nach Eckernförde ist recht hübsch. Die Landschaft bietet keine großartigen Contraste, aber sie ist das Bild einer Idylle, in welche zuweilen ein leiser schwermüthiger Hauch

Digitized by Google

hineinweht. Bis nach Flecksbye führt der Weg fast immer den Ufern der Schlei entlang. Zuerst rollte der Wagen im langsamen Trab durch Friedrichsberg, das westliche Thorthor der Stadt Schleswig, welches aus einer einzigen, anderthalb Stunden langen Straße besteht. Dann kamen wir wieder an den Schanzen bei Friedrichsberg vorüber. Wären sie vertheidigt worden — sie waren gar nicht armirt und auch im Bau noch nicht einmal vollendet — so wäre wahrscheinlich der Friedrichsberg dabei in Flammen aufgegangen. Von Pustorf führt die Straße nach Ecternförde in südöstlicher Richtung. Ueberall waren zu beiden Seiten des Wegs die Bäume von den Dänen umgehauen worden, um die Straße in der Richtung nach Ecternförde mit den Kanonen bestreichen zu können. Nochmals erschien das Bild der Stadt Schleswig mit ihren altersgrauen Dome jenseits des blauen Seespiegels der Schlei. Unwillkürlich kam mir von Neuem Steine-Martens in die Gedanken, wie er, zwei Pferdeln im Kopfe, in der Straße umherrannte. Er wollte seine letzte Pfründe gar nicht verlassen. „Ich habe mir meinen lieben Schleswigern die Tage der Trübsal getheilt, ich will auch in den Tagen der Freude bei ihnen bleiben," sagte er mit schwermüthiger Stimme. Aber die lieben Schleswiger wollten nichts davon hören, und Abends um sechs Uhr, an demselben Tage, wo die Oesterreicher in Schleswig einzogen waren, verließ er die Stadt.

Dann erschien links von der Straße die Kirche von Hadrebye, eine der ältesten des Landes. Nun ging's über eine Nothbrücke; die Dänen hatten hier den Damm, auf dem die Landstraße hinlief, durchstochen. Mit jedem Schritte wurde die Landschaft mannigfaltiger, die Ebene verwandelte sich in bewaldeten Hügelland, und zuweilen blitzte der von der Nachmittagssonne vergoldete blaue Wasserspiegel durch die Baumgruppen. Jetzt rollte der Wagen durch die ersten zu Flecksbye gehörigen stattlichen Höfe und hielt dann vor dem Wirthshause. Flecksbye war seit den letzten zehn Jahren der Wohnsitz des Hardesvogts Blaumkeil. Dort drüben auf der andern Seite der Straße stand sein Haus, ein prächtiges, modernes Landhaus von stattlichen Verhältnissen mit mit einem im englischen Geschmack angelegten Garten umgeben, mit der Aussicht auf die Wärmung um Louisenlunde und auf die Schlei. Blaumkeil hatte aus seiner Hardesvogteistelle jährlich mehr als 7000 Thaler herausgerechnet gewußt, wie den Lesern der Gartenlaube bekannt, durch die Einrichtungsgesellen völlig willkürlich aufgelegten Strafgelder. Wenn er es dabei gar zu toll trieb, so griff wohl das Appellationsgericht in Flensburg zuweilen in die Wirthschaft ein, welche ihres Gleichen übrigens in Schleswig nicht gefunden hat; aber das geschah selten und genirte Blaumkeil sehr wenig. Jetzt stand das schöne Haus einsam und verlassen. Der Besitzer befand sich in Rendsburg im Kerker, sein Sohn saß als Spion im Gefangenhause in Kiel, und seine Frau war in Berlin und Kopenhagen, um das Leben ihres Mannes zu erflehen.

In Flecksbye erhielt ich ohne Schwierigkeit Postpferde nach Missunde. Wieder kam ich jetzt über ein Terrain, welches mit der Hauptstellung bei dem Danewerke fortificatorisch verbunden war. Es war das Defilé zwischen der Schlei und der Ecternförder Bucht. Gegen einen Angriff von der Ecternförder Seite her hatte man versucht, sich folgendermaßen zu sichern. Vom Louisenlunder Schloßgarten, dessen Bäume ich drüben sah, längs der „großen Breite", einer Bucht der Schlei, war eine größere und kleinere Dämmung angelegt, welche Beide mit Schleusen versehen waren. Durch diese Schleusen konnten zwei Ruten so angestaut werden, daß sie eine künstliche Ueberschwemmung des ganzen Terrains von Flecksbye bis Blindebye Noer bei Ecternförde hervorbringen. So lange der Feind nicht die Dämmung durchbrechen hatte, welche der Sicherheit halber noch mit Redouten versehen ist, brauchte die dänische Armee nur die Chaussee zu besetzen und zu vertheidigen. Bei dem Dorfe Borby, nördlich von Ecternförde, war überdies eine Batterie zur Bestreichung des Dammes der durch und nach Ecternförde führenden Chaussee angelegt. Beschalb auch diese kleineren und sehr geschickt angelegten fortificatorischen Anlagen zur Vertheidigung des Defilés zwischen der Schlei und der Ecternförder Bucht, durch welches hindurch die Preußen auf der Ecternförder Chaussee gerade nach Missunde los drangen, nicht benutzt worden sind, ist mir, vom militärischen Standpunkte aus, vollkommen unbegreiflich. Daß die Dänen den Gedanken gehabt hatten, es zu thun, sah ich an einer Stelle des Dammes, auf dem die Chaussee hinlief, wo man Durchstechungsversuche gemacht hatte. Der Wagen lief jetzt in nördlicher Richtung auf einem Landwege nach Missunde ein. Kaum konnten die Pferde in dem tiefen Boden fortkommen. Nach einer halben Stunde fuhr ich zwischen zwei Schanzen hindurch. An der linken Seite erhob sich neben der zweiten eine dritte Schanze. Den sich nach dem Dorfe Missunde ziemlich steil senkenden Weg aufwärts zogen, wie man auf der Abbildung sieht, sechs Pferde eine Kanone. Es war eine von den Kanonen, welche die Dänen in den Schanzen zurückgelassen hatten.

Einige fünfzig Schritt abwärts hielt ich vor dem ersten, strohgedeckten Hause von Missunde, in welchem die österreichische Feldwache lag. Der Sergeant, welcher dieselbe commandirte, erbot sich, mich in den drei Schanzen umherzuführen. Gern nahm ich sein Anerbieten an. Beide Schanzen waren noch fast ganz in demselben Zustande, in welchem sie von den Dänen geräumt waren. Nur einige Kanonen waren bereits von ihrem Bette genommen und fortgeschafft; andere standen noch dort und richteten ihre Mündungen auf das Defilé, welches ich sechen passirt hatte. In der Mitte jeder Schanze befand sich ein bedeutendes Pulvermagazin, in dem noch bedeutende Vorräthe vorhanden waren. Das Dach war bombensicher eingedeckt. Der Zugang zu demselben war durch eine Palissadenreihe geschlossen. Wenige Schritte von dem Pulvermagazine standen Blockhäuser aus dicken Balken, so groß, daß sich ein ansehnlicher Theil der Besatzung dahin zurückziehen konnte. Noch bedeckte Stroh den gedielten Boden. Kartätschen und Shrapnells lagen zerstreut umher, dazwischen Lederbeine und mit Blut befleckte Kleidungsstücke. Noch standen die Munitionswagen da, welche die Dänen in der Eile ihres Abzuges zurückgelassen hatten. Der Sergeant langte mit der Hand einige Shrapnells heraus, um mir zu zeigen, daß darin schwundkreisig kleinere Kugeln enthalten seien. Dann stiegen wir auf die Brustwehr und überblickten die äußeren Befestigungen der Schanzen und das Defilé, in dem vor wenigen Tagen die sogenannte Recognoscirung gegen die Schanzen stattgefunden hatte. Dort drüben links erhob sich der Boden zu einer geringen Höhenanschwellung. Auf derselben waren die preußischen Kanonen aufgefahren gewesen, um die an dieser Seite der Schlei liegenden drei Schanzen zu beschießen, die ungefähr 25 Fuß hoch sein mochten, während der vor denselben befindliche Graben eine Tiefe von etwa 15 Fuß haben konnte. An der äußeren Seite des Grabens, nach der Seite hin, von wo die feindlichen Truppen im Fall einer Bestürmung der Schanzen stürmen mußten, waren zwischen eingerammten Pfählen drei starke Drähte in der Höhe von vier Fuß parallel mit dem Boden gezogen — um die Stürmenden einige Minuten zurückzuhalten und ihnen so eine neue Salve zu geben. In der Mitte der Grabenbefchung hatte man eine starke Palissadenreihe angebracht, welche erst niedergehauen werden mußte, bevor die Stürmenden an der jenseitigen Böschung hinaufsteigen konnten. Die Schanzen waren nach dieser Seite hin vortrefflich befestigt und hätten, selbst wenn es den angreifenden Truppen gelungen wäre, bis an den Rand des äußeren Grabens vorzudringen, nur mit großem Verlust genommen werden können.

Missunde ist der wichtigste Punkt für die Befestigungen an der Schlei. Der Besitz der Position von Missunde schließt den Besitz der Stellung bei Schleswig in sich, weil man, im Besitz von Missunde, die Schleswiger Position im Rücken angreifen kann. Mit Missunde genommen und fest man sich im günstigen Terrain des Landes Angeln fest, so bleibt den Dänen nichts mehr übrig, als in Angeln eine Schlacht anzunehmen oder sich auf Flensburg und von den hinter die Düppler Schanzen zurückzuziehen. Die Dänen haben diese Wichtigkeit der Position von Missunde auch wohl erkannt und deshalb zur Deckung derselben sieben Schanzen angelegt, drei diesseits, vier jenseits der Schlei, außerdem einen befestigten Brückenkopf.

Zum Schlusse will ich eine Episode aus dem am 3. Febr. hier stattgefundenen Artilleriegefecht erzählen, wie sie mir ein Augenzeuge berichtete, eine That, welche ebensowohl von großer Bravour, wie von wahrer Menschlichkeit zeugte. Ein dänischer Schütze hatte sich aus der Schanze weit voraus an die Höhe geschlichen, worauf die preußischen Kanonen standen, und feuerte von dort auf die Bedienungsmannschaften. Er war ein guter Schütze und vornehmere Menschen und Pferde. Entsich traf ihn eine Kugel. Schwerverwundet sank er nieder. Jetzt kam er sein Taschentuch aus die Spitze seines Bajonnets und winkte nach der Schanze hinaus, daß man ihn holen solle. Vergebens. Rechts und links schlugen die dänischen Kugeln neben ihm nieder.

Digitized by Google

Bei Missunde, Mitte Februar.

Schanze am jenseitigen Ufer der Schlei. Originalzeichnung unseres Specialartisten E. Wolverding. Brückenkopf am diesseitigen Ufer der Schlei.

Digitized by Google

Da gingen drei Kanonier von deutschen Berechtigungsmannschaften, auf welche er geschossen hatte, zu ihm heran, nahmen ihn mitten im Feuer der französischen Schanzen auf und trugen ihn hinter die preußische Batterie in Sicherheit.

Der Abend dunkelte bereits wächtig herein, als ich mich wieder in den Wagen setzte, um durch die einzige Straße des Dörfchens Missunde zum Ufer der Schlei zu gelangen. Missunde ist ein gar elendes Fischerdorf, das höchstens einige dreißig strohbedeckte Häuser zählt. Langsam fuhr meine Kutsche die holprige Straße abwärts, welche sich steil zum Ufer der Schlei hinabsenkt. Fast an allen Häusern hatte die Beschießung der Schanzen durch die preußischen Kanonen ihre zerstörenden Spuren zurückgelassen. Die Schlei hat hier kaum eine Breite von hundert Schritt. Dicht am Strande sah ich die Mauern eines großen, steinernen Gebäudes, das vollkommen ausgebrannt war. Des Daches beraubt, ragten die Ruinen der äußeren Mauern schauerlich gegen den schwebebedeckten Abendhimmel auf. Es war ein trauriges Bild der Zerstörung und der Verlassenheit. Einige Pontons aus der hier von den Dänen geschlagenen Schiffbrücke, auf welcher sie bei ihrem Rückzuge aus den Schanzen die Schlei überschritten hatten, lagen noch in dem graugelbgefärbten Wasser. Auf der Fähre setzte ich auf das linke Ufer über und blieb in dem einsamen Wirthshause drüben über Nacht. Selbst bis hierher hatten die Torpedoschüsse ihren Weg gefunden. Eine Granate war durch das Dach geschlagen. Noch überall an den Wänden der Stube, innerhalb welcher sie geplatzt war, zeigte sich die Wirkung der gefüllten Kugel. Ich war daher herzlich froh, als mich der andere Morgen von diesem Orte des Grausens und des Jammers erlöste.

Gustav Raich.

Blätter und Blüthen.

Die wartet. Wir hatten den Winter in der beilänfig weit über Gebühr gepriesenen Provence zugebracht und uns — schreibt eine englische Touristin — an der Nacktheit, der vegetationslosen Dürre des Landes wenig erfreut. Tenten war für den Rückweg aufgeboten worden. Hier wurde natürlich Frankreichs größter Kriegsbedarf mit seinen gewaltigen Arsenalen und dem damit in Verbindung stehenden Orte des Schreckens, dem Bagne der Galeerensträflinge, in Augenschein genommen.

Jeder Fremde, der sich im gastlichen Bestue eines ordnungsmäßig ausgestellten und mit dem kaiserlichen Visa versehenen Passes befindet, kann sich ohne Schwierigkeit auch dort dicht neben den Kriegswerften eingebauten Admiralitätsräume eine Einlaßkarte verschaffen, auf welche hin er zu einer bestimmten Stunde durch die Räume von Arsenal und Bagne geführt, besser, getrieben wird. So kam es, daß wir die kleine Gesellschaft von einigen vierzig Personen, Damen und Herren, bildeten, die sämmtlich zur gleichen Zeit Einlaß gefunden hatten. Unser Führer, der für die ihm übertragene Fremdenzahl verantwortlich war, hatte die größte Roth von der Welt, seine Heerde gehörig zusammenzuhalten und nicht auf dem Wege zu verlieren. Der arme Mann betrachtete uns mit einem Blicke entschiedenen Mißtrauens; er schien in desfallsiger Angst zu schweben, daß Einer oder der Andere von uns etwa einen Anker oder ein Schiffstau in die Tasche stecken oder gar sich verstohlen wollte, an den Wänden der Bagnosträflinge einzuverleiben, die wir in den verschiedenen Höfen des Arsenals bei der Arbeit trafen oder unter militärischer Escorte an uns vorüberziehen sahen.

Es war ein Anblick, welcher schaudern machte und zugleich das Herz mit unsäglichem Weh erfüllte, — diese Hunderte von Männern mit dem Eisenring um die Knöchel und der kettenden Kette, in gelbem Wintlicid und rother Blouse und so viele mit der verdammgnißvollen grünen Mütze auf dem Kopfe, — dem Zeichen lebenslänglicher Verurtheilung! Wirklich erlöst die Mehrzahl der hier Eingekerkerten nur der Tod von ihren Ketten. Niemand aber findet Aufnahme, der nicht wenigstens eine zwanzigjährige Strafzeit zu erdulden hat. Lebenslang, zwanzig Jahre, — zwanzig entsetze Jahre in der langenden Sonne des Mittags und dem schneidenden Mistral eben scharfen Nordwind, einer Gesellschaft der scurrilsten Südstaaten, zwanzig Jahre voller Zwang und Schwerarbeit und Noth, — wer kann sich solche Jahre ausdenken? Und keine Minute der Freiheit lesig, selbst nicht im Schlafe! Denn durch die übrigens weiten und luftigen Schlafsäle lauten mächtige Eisenklingen, an welche mit Hülfe von Ringen die Sträflinge der Straßenge angeschlossen werden.

In den Blicken der Meisten lauerte ein wahrhaft entsetzlicher Ausdruck von Haß und Ingrimm; selten, daß Einer uns anlah, wenn wir, in einer natürlichen Anwandlung von Theilnahme und Mitleid, ihnen guten Morgen boten. Manche schienen völlig stumm und verdorben, doch Einzelne waren auch heiter und guter Dinge und grüßten uns mit einer frechen Freundlichkeit. Beinahe die Hälfte aller und begegnenden Sträflinge waren lahm. Alle aber hatten jenen schlürfenden Gang, welchen der schwere Eisenring oft eben noch wenigen Minuten selbst von stärker Natur zu Zeit zu pflegt. Dieser eigenthümlich schleppende Gang ist das unverwischbare Kennzeichen früheren Bagnolebens und wird dem entsprungenen Sträflinge oft zum Haupterräther.

Wir mochten noch Jeder ein paar kleine Einkäufe in dem Bazare, in dem die zum Theil meisterhaft gearbeiteten Horn- und Elfenbein-, Holz- und Cocosnußschnitzereien der Gefangenen ausgestellt sind. Sämmtliche Verkäufer sind Sträflinge, und der Kassirer, der mit bestem Anstande die Honneurs des Magazins machte und dessen Bücher führte, war ein Greis, der schon auf Lebenszeit verurtheilter — Mörder. Ich athmete auf, als wir damit unseren traurigen Besuch abgethan hatten und das hohe Gitterthor des Bagno's wieder hinter uns in's Schloß fiel. Unser Führer überhäufte uns, er hatte uns Alle mit glücklich verlassen und legte eben die Hand an die Militärmütze, um sich zu verabschieden, als er eine kümmlich gekleidete Frau wahrnahm, die vor dem Eingange rastlos auf und nieder schritt. Jedesmal, wenn sie an das Gitter kam, blieb sie einen Augenblick stehen und warf einen langen, scheuen Blick zwischen den Eisenstäben hindurch, kam begann sie ihre unruhige Wanderung von Neuem, um immer wieder vor dem Thore des Grauens halt zu machen.

„Je ist sie," sagte unser Führer, „nun seit neun Jahren, mit wenigen Ausnahmen, Tag für Tag derselbe. Unsere Wachen kennen sie so genau, wie ihre Schilderhäuser, und Niemand weiß recht zu sagen, was für ein schönes junges Weib sie war, als sie zum ersten Male erschien. Heut sieht sie wie Sechzig aus, und ist doch vielleicht keine dreißig. Ja, ja, das arme Geschöpf hat sich furchtbar verändert, sie daß der Arme, auf den sie wartet, sie, trotz aller dieser Jahre, nicht wieder erkennen wird, — wenn er einmal herauskommt!"

Er verstummte zu lächeln, allein ich bemerkte wohl, wie dies nur ein mißlungener Versuch war, die Theilnahme zu verbergen, mit welcher er ihr Thun und Lassen unglückliche Weib betrachtete.

„Wer sie beobachtet hat, wie mir, der sieht, daß sie's nicht mehr lange treiben wird," fuhr er fort; „ja, sie reißt sich auf, sie härmt sich zu Tode um Einen, der kein ist; sie stirbt vom Warten."

In diesen Momente kam die Frau an uns vorüber und tat mitterem Eiereone einen kaum hörbaren „guten Morgen"; dann machte sie sich eilends davon und verschwand. Der gutmüthige Mann hatte seine Mühe behabt und ihren Gruß erwidert, wandte sich aber rasch zu mir, als ich ihn mit sehr leiser Hörbarkeit und leise, wie zurückhaltend, hinzu: „Der Weg hier recht Jedermann offen; wir haben also kein Recht, ihn dem Weibe zu verbieten, auch keines, es anzuhalten und auszufragen. Vor neun Jahren, als sie zum ersten Male hier durch das Gitter schaute, da wollte sie vergehen vor Thränen und Schluchzen, — jetzt hat sie schon lange keine Thränen mehr, — aber ihr Blick ist immer so schmerzvoll und traurig, ach, so traurig, daß man es gar nicht anseben kann, ohne selber betrübt zu werden. Was hatte sie für volles, glänzend schwarzes Haar, nun nun ist's schlechterdings nur Lumpengewirr! Einmal sing ich sie, ob ich ihr vielleicht dräben in der Admiralität eine Einlaßkarte verschaffen sollte, sie wolle doch wohl Jemanden sehen, der drinnen wäre? Gott im Himmel, das Gesicht, das sie machte, als ich ihr dies sagte, — ich vergaß es in meinem Leben nicht wieder! Erst einen Blick von Schrecken und Angst, und ich weiß nicht, was noch, dann ist mir gesehen und wende keinen weiteren sehen, und wenn ich sie nicht gehalten hätte, so wäre sie umgesunken. Geantwortet aber hat sie mir keine Silbe, sondern wie sie wieder stehen konnte, schlich sie davon. Einmal hat sie ihre Hand an die Lippen, als wollte sie knechen, doch es ging ihr kein Wort über die Lippen. Und dann ist sie zwei Tage nicht wieder gekommen, und ich dachte schon, ich hätte mit all meinem guten Willen das arme Ding gekränkt und vergeschenkt. Jetzt endlich — am dritten Vormittag — war sie wieder da, aber so verändert und krank, daß ich sie kaum wieder erkannte. Und so ist es seitdem Tage ist's gewesen, wo sie mir zum ersten Male ihr leises „Guten Morgen" gelagt hat, — es ist schon mehr als acht Jahre nun, und seitdem hat sie Niemand wieder in ihrem wunderlichen Thun gestört."

„Kennen die Unglückliche's kein durch Jore Verunterung mit ihren Angehörigen verlohren?" frug ich.

„Durch meine Vermuthung nicht. Nur unsere obersten Vorgesetzten wissen, wer und was die Sträflinge unters Bagno's draußen in der Welt gewesen sind; für mich und alle anderen Wächter und Aufseher verliert der Sträfling jede Identität, sobald ihn das Gitter hier eingetassen hat; für uns ist er foetan ein namenloses Ding, das nur die ihm zugebene Ziffer von den Hunderten anderer Kameraden unterscheidet. Wir wissen blos aus den Listen, wer Jeder der Nichtung und aus der Zahl der Jahre, zu welcher Strafzeit jeder der nun unseligen verurtheilt ist."

Er hatte dies kurz und dienstmäßig genauweiter, als er sich aber wandte, sah ich, wie er verstohlen die Hand an die Augen führte.

Was ihn es seine Zunge unter Thränen, — ein Blick, der durch das Gitter spähte, verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und lange nauch die grausigen grünen Mützen das Schreckbild meiner Träume. —

Wer ist der unglückliche gewesen, welchem eine solche Treue, solch' eine Alles überdauernde, Alles verzehrende und Alles überwindende Liebe gewidmet war? Was hatte er verbrochen? War er am Ende gar unschuldig, — ein zweiter Alamemnabe? — — Wie hieß das Weib? Treu es mittelt der unmittelbar vielleicht Mitschuld am Verbrechen des Gatten und hatte deshalb nicht den Muth gefunden, ihn unglücklich zu machen? Wo war er daheim, dessen Leben nun lange Jahre einzig in dem Moment aufging, wo es von Weitem einen schönen Blick auf den Schreckensort werfen konnte, in welchem der Gliebte seines Herzens im Bagnokostume, vielleicht mit der grünen Mütze, als namenlose gelbrothe Kette bekleidet wußte, — das durch kein Hinderniß zu hindern war, als ihn, nichts that als warten auf ihn, warten, ob der drinnen nicht endlich heraus käme? Dies Alles weiß ich nicht und möchte nicht danach fragen; besser kennt' ich ja doch nicht. Wohl aber kann ich die Arme verstehen, welche das Schwer ihrer Seele nicht zu tragen vermag, nun ihr gefallenes Ziel nicht sehen zu müssen in der Schmach seiner Erniedrigung, — ob sie sich auch verzehrte in diesem Sehnen, — ob das Herz ihr dabei brach! —

Digitized by Google

Nicotinfreier Tabak. Nach alter Erfahrung ist kein Schwindel so groß, daß er nicht immer eine Anzahl Gläubiger fände, um so mehr, wenn er sich in einige wissenschaftlich klingende Worte einhüllt, einige Zeugnisse für seine Vortrefflichkeit beibringt und, was die Hauptsache ist, es nicht an vollkommen Anpreisungen in allen möglichen Zeitungen fehlen läßt. Es giebt kaum ein schlagenderes Beispiel, als die sogenannten electrischen Fabrikate der letzten zwanzig Jahre. Die Electricität ist gewissermaßen Modesache; wer auf ein wenig Bildung Anspruch macht, hat davon gehört, daß in den Nerven und Muskeln des lebenden Menschen electrische Kräfte thätig sind, — wie sollte da nicht die Electricität auch ein allmächtiges Heilmittel sein? Goldberger's Abvokatenmuskeln haben unzähligen Leichtgläubigen ihre Thaler aus der Tasche gelockt, und kaum dürfte es einen der verrienten Nichtachtung anheimzufallen, als bereits die electromercurischen Fabrikate von Betty Behrend ihre Stelle einzunehmen trachteten nun, so viel ich in meinem Wirkungskreise sehen und aus den zahlreichen Zeitungsanzeigen, die sich doch beständig mehren, entnehmen kann, keineswegs ohne Erfolg. Freilich haben alle diese Waaren keine electrischen Wirkungen, noch hat jemals irgend ein urtheilsfähiger Beobachter überhaupt eine eigenthümliche Wirkung von denselben gesehen, welche besser als der salt wechselnde Stoff die hohen Preise rechtfertigen würde; aber das ist auch gar nicht nöthig. Man denke nur, welche es mit den Gesundheitsattesten gethan. Während der Zeit des Zahnens, welches den meisten Kindern einige Unbequemlichkeiten verursacht, kommen viele Sünden der Erziehung in Nahrung, Kleidung, Reinlichkeit u. s. w. mit ihren mehr oder weniger schweren Folgen zu Tage, als schleichende Fieber, Krämpfe, Durchfälle, Ausschläge und viele nachherige mag, sondern meint, das Zahnen sei an Allem schuld, und die bezagenen Felder werden einem Heilmittel in die Schuhe geschoben, gegen den es keine zuverlässige Hülfe giebt. Die Angst der „bezlamten Eltern" wird um ein Gutthen vor Zahnschmerzen angeklebt, welche den kleinen Kleinen sicher über die gefährliche Periode hinwegretten sollen. Mancher glaubt den Anpreisungen, Mancher denkt wenigstens: der Versuch kann nichts schaden, und: lieber etwas Ueberflüssiges thun, als zu wenig. Nun, die Wahrheit der Kinder überhebt Jedermann des Zahnens, und die dann zufällig ein Zahnbalsonad umgehabt, so ist der Ruhm klar. Das wäre nun, abgesehen von der Beförderung des Aberglaubens, der jedem gebildeten und gesitteten Menschen ein Gräuel sein muß, noch nicht so schlimm, wenn nicht durch das Zahnbalsonad auf Zahnbalsonad und unter andere Aemulate und Echeimmittel Tausende verleitet würden, die richtige Hülfe zu vernachlässigen. Geht es unglücklich aus, so können freilich wohl Gewissensvölle hinterbaut, aber man spricht nicht gern davon, und so gelangen nur die glücklichen Ausgänge zur allgemeinen Kunde und verleiten immer wieder Andere.

In der allerneuesten Zeit kommt nun etwas noch nicht Dagewesenes auf den Markt: nicotinfreier Tabak und nicotinfreie Cigarren; Herr Biermann in Berlin macht sie, und ein Dr. Hanbold in Leipzig empfiehlt sie. Fast Jedermann hat seit einigen Jahren Preces daraus gemacht, daß der Tabak einen sehr giftigen Bestandtheil enthält, das sogenannte Nicotin. Dieser Stoff geht bei dem langsamen Verbrennen des Tabaks in Pfeifen und Cigarren in den Rauch über, aus dem Rauchtabak wird er durch den Speichel, aus dem Schnupftabak durch die Schleimung in den Nasenhöhlen hauptsächlich aufgenommen, und so gelangt er, allerdings in sehr geringen Mengen, in das Blut. Darauf beruhen die hauptsächlichen Wirkungen des Tabaks, die dem Neuling im Genusse unangenehm genug fühlbar werden. Kraut rauchen auch; sollte man nicht diesen Mißstand dankbar sein, die Nerven den Genuß erhalten und Gesunde vor den denkbaren schlimmen Folgen bewahren wollen, indem sie den schädlichen Stoff entfernen?

Ein wunderbarer Naturtrieb leitet die Menschen an, durch aufregende Mittel — wie Wein, Branntwein, Bier, Kaffee, Thee u. s. w. — oder durch berauschende — wie Opium, Haschisch, Fliegenschwamm, Coca, Tabak u. a. m. — die Reize des Daseins zeitweilig zu erhöhen. Die Ureinwohner von Central-Amerika genossen den Rauch des Tabakbrauses, lange bevor Columbus geboren wurde oder Sir Walter Raleigh's Genossen es an den Hof der Königin Elisabeth brachte. Das Seebad, versichert sagt der indianischen Bewohner von Peru labt und zu unglaublichen Anstrengungen stärkt, wurde, wie heute, schon in den frühesten Zeiten von ihren Vorvätern gelaut. Der Gebrauch des Opium, des Haschisch ein aus dem Samen der indischen Hanfes bereiteten Mittels, und der Betelnuß in den asiatischen Ländern verleiten sich in die Zeiten des fabelhaften Alterthums. Die Bewohner der Südseeinseln und des indischen Archipels dauptsen die berauschenden Pfefferpflanzen ihrer Heimath, die Eingeborenen der Anden und die Anwohner des Himalaya den Stechapfel, die Bewohner des nördlichen Europa den Fliegenschwamm und Hopfen, die Bewohner Sibiriens den betäubenden Schwamm zu denselben Zwecken, lange bevor das tabt der Geschichte anfängt, das Dunkel ihres Daseins zu erhellen. Die außerordentlich rasche Verbreitung des Tabaks über die ganze Erde, die ihn zu einem der wichtigsten Handelsartikel gemacht hat, seine Einführung bei allen Völkern in den verschiedensten Klimaten und unter den verschiedensten Lebensbedingungen, bei den Arbeitern des Körpers und des Geistes, bei Hoch und Niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten, lehrt, daß in seinem Genuß ein Reiz verborgen sein muß, der stärker ist als seine verschiedenen Erfeurungen bei dem Ungewöhnten, stärker als die heftigen Gegenbestrebungen des gelehrten Königs Jakob I. von England, stärker als das Aufregen großer Abgaben und die Beschränkung des örtlichen Anbaues, als die Anordnung der Peitsche und des Kerkers an der Tagesordnung, seine Einführung bei jenige der Knute, des Nasenabschneidens und des Todes in Rußland, stärker als die Bannbullen des Papstes Urban VIII. und die Verbote der Priester und Sultane in den mohammedanischen Ländern.

Von den andern bekannteren Genußmitteln, so sehr sie auch in einzelnen Gegenden eingebürgert sind, hat keins auch nur entfernt eine solche Verbreitung gefunden, wie der Tabak, aber keines von ihnen hat auch so wenig nachtheilige Wirkungen. Dem Opium ist es ja allgemein bekannt, daß es in stärkeren und stärkeren Gaben genossen werden muß, um die gewünschten Wirkungen hervorzubringen, bis es endlich seine Opfer körperlich und geistig elend zu Grunde richtet. Der Tabak hat keine so gewaltigen Wirkungen. Sind die ersten Unannehmlichkeiten der Angewöhnung einmal überwunden, so ist von einem mäßigen Genusse derselben keine andere Folge bemerkbar, als daß er das Nahrungsbedürfniß vermindert, ohne die Ernährung zu beeinträchtigen, eine ruhige Gemüthsstimmung befördert und zugleich munter und zu geistiger und körperlicher Arbeit geneigt erhält. Wenn nun auch übermäßiger Tabaksgenuß allerlei unangenehme Folgen hat, wie z. B. eine mit Unruhe verbundene Erschlaffung, Verstimmung und einen unruhigen, durch ängstliche Träume unterbrochenen Schlaf, oder wenn er in einzelnen Naturen überhaupt nicht bekommt, so folgt daraus noch nicht, daß dieser nichts, als ein schädliches Gift ist, sondern daß überhaupt das Uebermaß vermieden wird, aber die große Mehrzahl braucht darum einen Genußmittel nicht zu entlagen, das nicht nur nicht nachtheilig auf sie wirkt, sondern entschiedene Annehmlichkeiten und Vortheile mit sich bringt. Das letztere Nahrungsbedürfniß z. B. hat des Rauchens nur zu den Hauptmahlzeiten sich getheilt macht, bewährt sie vor der Neigung zu Mäßcheren außer der Zeit, welche Nichtraucher oft kennzeichnet, und durch unregelmäßige und unzweckmäßige Belebthätigung des Magens und Unterernährung der auch diesem Organe unabwendigen Aufopferung der Verdauung führt.

Diese günstigen Wirkungen des Tabaks beruhen aber gerade auf der Anwesenheit einer geringen Menge von Nicotin, während die unangenehmen Folgen größtentheils anderen Stoffen, namentlich den bei der Verbrennung sich bildenden flüchtigen Oelen und theerigen Substanzen, zur Last fallen. Die Bereitung und Benutzungsweise der Cigarren und Tabake geht dahaldt darauf aus, den zu reichlichen Nicotingehalt zu verringern und die Bildung jener ölig und theerigen Stoffe möglichst zu vermindern oder vielleicht ganz aufzuheben. Natürlich nicotinfreier Tabak erreicht sich durch einen unangenehmen Geruch seines Rauches und durch die Erzeugung eines ekelhaften, brennenden Geschmackes aus, und würde deshalb gewiß keinen Beifall finden, wenn er in den Handel käme. Der angebliche nicotinfreie Tabak der Herren Biermann in Berlin aber, dann der in der Berliner Polytechnischen Gesellschaft ausgestellten Ergebnisse genauer chemischer Untersuchung, gar nicht frei von Nicotin, sondern enthält davon eben so viel, als anderer gewöhnlicher Rauchstaad. Ob sich dies bei allen angeblich nicotinfreien Cigarren und Tabaken so verhält, ist mir nicht bekannt, auch kein solcher Beleg vorliege und das Nicotin wirklich entfernt wäre, so würde den Käufern doch eine Waare angeschwindelt, welcher gerade der Stoff fehle, um dessen willen sie vorzüglich lauten, und welche daher diejenigen Wirkungen nicht hätte, die ihr nachgerühmt werden.

Künstlerfahrten in Schleswig-Holstein. Aus einem uns soeben zugehenden Schreiben unseres zweiten Specialartisten, Herrn C. H. aus Weimar, von dem wir schon in der allernächsten Zeit eine Reihe ausgezeichneter Illustrationen zum Kriegsschauplatze bringen werden, geben wir den nachstehenden Mittheilungen, welche unsere Leser gewiß ebenso interessiren werden, wie uns selbst:

Sonntag den 28. Februar, schreibt Herr H., bot sich mir eine mir Derzeitigen ergreifene Gelegenheit, mit einem heruzgetrenden Artilleriefuhrer, der in Vert Alufsum zu Hause ist, in die Nähe von Ecke zu gelangen, welche Stadt, in welchem das Schanbaus, zu dem essen in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes befindlichen Lazarethe eingerichtet ist, keine Unterkunft finden konnte, so mußte ich mich, wohl oder übel, entschließen, Abends 9 Uhr, anstürmenden Schneesturm, den schlimmsten den Wind, den es hier giebt, und auf verzweifelt schmutzigen und grundtiefen Wegen, im Dunkel der schwärzesten Nacht, nach nach Gravenstein, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, zu stoßen. Im Gravenstein nicht arretirt oder zurückgewiesen zu werden, hatte mir den Officieren in Rinkenis vom 60. Regiment, das bei Missunde topiert gesehen, die Parole mitgetheilt erhalten. Plötzlich erklärt heimwärts vor der Stadt dem arglosen Wanderer aus grauiger Finsternis entgegen das barbarische „Halt! werda?" des Postens, der in seinem preußischen Schutzeifer kaum bemerkbar ist. „Gut Freund!" — „Parole!" — „Kriegsc" — „Verfung!" — „Luft!" — „Feldgeschrei?" — „Abrecht!" — „Kann passiren."

So erhält es mir so unverwehrt ich zwei Mal.

Es war ein abscheulicher Marsch. Ununterbrochen in einer mir gänzlich fremden Stadt von etwa 4000 Einwohnern, fast ich meinem Zustimmt verirrancirt, von Müdigkeit, Hunger und Durst geplagt, in den engen Gassen, bei sich gegen, ein. O weh! Alles überfüllt! Jeder Winkel von Soldaten belegt. Jeder Winkel ganz eben. Die Leute lagen theilweise Reihe auf mit Mantel und Wehrrock, auf Stroh in wie geschichtete Häringe aneinander, in jedem Zimmer 30, ja 50 Mann. Schon wimlie mir die bittere Aussicht, eine Nacht unter dem freien, nichts weniger als italischen Himmel Schneewigs campiren zu müssen. Da erbarme sich meiner ein menschenfreundlicher Privatlieutenant, der mich in sein Quartier aufnahm und mit ungemeiner Güte, mit der dankbar angenommenen Erlaubnis, dadurch zu dürfen. Nach Verzügung einer sehr ärmlichen Bettelle Rothwein kam ich von den Anstrengungen des Tages überwältigt, tief bis dreißigen Lagers, in einen tiefen Schlummer versunken, von dem ich erwachte einer ordentlichen Bette und sonstigen Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens.

Nachdem ich mich am andern Morgen bei dem Commandanten, Major v. Unruh, legitimirt hatte, erbielt ich einen Polizeidiener, um einen bekannten Artillerie-Officier zu besuchen, und erreichte das Lazarethe Quartier des Verpesten unserer Armee zu. Freundlichst, ja cameradschaftlich wurde meine einheimische Scele angenommen. Während voller vier Tage theilten die Herren Krieger bereitwilligst Speise und Trank, Strohlager und Zimmer mit mir und bewährten sich überhaupt auch liebenswürdige mir das Leben so angenehm zu machen, wie es die gegebenen einschränkenden und beschränkten Verhältnisse erlaubten.

Alle Truppen, Officiere wie Gemeine, die ich bis jetzt sah, sind vom besten Geiste beseelt, hängen am Prinzen Friedrich Karl mit wahrer Be-

Digitized by Google

feierung und vertrauen ihm mehr als jenem andern General. Wenn der nur allein die Sache in der Hand hätte, meinen sie, kann fehlen bald keine Tänen mehr in Schleswig sein.

Uebrigens wird die Armee ausgezeichnet verpflegt. Jeden Tag giebt es Fleisch, Rind- oder Schweinefleisch, Erbsen, Linsen und Reisspuppe und gutes Brod, Morgens und Nachmittags aber Kaffee. Freilich wird den preußischen Truppen kein Wein gereichet, wie den Oesterreichern, sondern nur Schnaps. An Tabak und Cigarren fehlt es auch nicht, nur äußerten das jede Compagnie ihren Marketender, bei dem man für Geld bekommen kann, was im Aethe dem Soldaten irgend wünschenswerth. Den Mannschaften dient ist keine Spur mehr, Jeder raucht dem Marsch nach Belieben, steckt die Hosen in die Stiefeln und ist mit einer schäbenden Kappe versehen, während der Hals, ganz nach Geschmack und Belieben, mit den verschiedenartigsten Shawls umbüllt wird und die Officiere ihre Leibschen Aeroter im Gürtel tragen. Genug, man hat den unangenehmen Eindruck, eine wahrhaft militärische Caserne beruhrten. Trotz alledem aber herrscht eine tadellose Disciplin.

Nachdem wir uns am 29. vor. M. bei Rübel mit den Dänen, namentlich den trefflichen Cafelsjägern, geboren Norndbangern, herumgeschlagen hatten, rückten wir Abends wieder in o Quartier. Während des Gefechts mit Marschen übrigirte ich, wo und wie es uns irgend anging, zuyer darauf los, so daß Sie in der Kürze Bilder aus Gegenden erhalten sollen, wohin während des Krieges wohl noch kein anderer Maler gekommen ist. Nächste Nacht um 11 Uhr gingen die Truppen in aller Stille wiederum bis Rübel vor, welches leicht wieder. Der Rückmarsch der Preußen und Oesterreicher durch die Festwoche des ersten Vorpostens zurück, um uns Morgens gegen sechs Uhr nach Rübel zu begeben, wo die scharfe und siebente Compagnie des 64. preußischen Regiments in ein Gefecht verwickelt wurde, wel ches wir von dem hoch gelegenen Kirchhofe Dorfes genau mit ohne Gefahr überschauen konnten. An vorteilhaft Hast erschienen die Tänen und bunkert Schritt das Feuer. Aus dem Gefecht herauszutreten, verschwanden sie nach abgegebenem Schusse sofort wieder hinter den Bäumen, wie ich ganz deutlich sehen konnte. Die Unseren avancirten über die Knicks, erwarteten dieselben das Feuer und schossen dann ein Gefecht, aus dem sie von einer starken dänischen Festwache angegriffen wurden. Nachdem sie die Tempen sich von der Stellung des Feindes überzeugt, gingen wir nach der Rückwasserwühle zurück.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

sind in der letzten Zeit ferner bei mir eingegangen: 3 Thlr. 25 Ngr. der Grünbäuischer Turnvereein — 15 Ngr., Erlös aus einem verstegerten dänischen „Zwei-Reichsbanschilling-stücke durch C. S. — 4 Thlr. 12 Ngr., gef. von mehreren Damen in Pausa durch B. St. — 8 Thlr., gef. bei einem Familienfeste in Furth bei Chemnitz — 3 Thlr. 15 Ngr., gef. bei einem Maskenball des Bürgervereeins zu Zwenkau — 1 Thlr. von M. und S. in Liebertwolkwitz als Beitrag einer Wette — 1 Thlr. von C. A. in Chemnitz nebst Quarze- und Feuerstein — 5 Thlr. von der Casino-Gesellschaft zu Oberlenbel mit dem Motto: „Wöge Gott helfen!“ — 1 Thlr. von einigen Sängern der „Germania“ in Penig — 3 Thlr., gef. beim Schmause eines Spiel-Clubs in Burgstädt durch Bertha Y . . . — 4 Thlr. 22 Ngr., bei einem Maskenfeste der Gesellschaft Cebelung in Bautzen von drei Blumen verkäuferinnen gef. — 2 Thlr. von einigen jungen Leuten in Saalfeld durch M. — 4 Thlr. von einer Benigesellschaft bei Rieding in Leipzig — 16 ß. 50 Cr. über. M. von dem Mädchenjagdverein zu Oederlinden bei Penig, gef. durch B. M. in Zschda z. Ede — 2 Thlr., gef. am 8. Febr. durch W., Postschreiben Siebenlehn — 4 Thlr. 12½ Ngr., gef. im blauen Schilde in Deenhorf bei Jena — 10 Thlr., Ertrag einer zum Besten der verunglückten Schleswig-Holsteiner veranstalteten Abendunterhaltung in Thomar — 4 Thlr. von N. N. in Leipzig — 1 Thlr., von ihren wöchentlichen Beiträgen der Mitglieder des Gymnasiums zu Zwickau — 112 ß. Thlr. 20 Ngr. Sammlung unter den Burschenschaften der polytechnischen Hochschule zu Wien — 16 Thlr. 15 Ngr., gef. von den Secundanern des Gymnasiums zu Zittau — 5 Thlr., gef. am Stiftungsfeste der Gesellschaft „Bonhomie“ in Chemnitz — 5 Thlr. von Carl Stark in Berlin — 27 Thlr. 15 Ngr. Ertrag einer Concertreinnahme der Männergesangvereine „Concordia“, „Liederkranz“ und „Liedertafel“ in Zittau — 2 Thlr. 15 Ngr. von einer kleinen heiteren Gesellschaft am runden Tische des Schützenhauses zu Leutmalsch — 1 ß. thl., gef. von einigen Personen in Hanau — 10 Thlr., gef. am Stiftungsfeste des Gesangvereins zu Langewiesen bei Ilmenau — 3 Thlr., gef. an einem gemüthlichen Abend in der „Linden“ zu Plauen — 13 Thlr. vom Gesangverein „Männerchor“ in N. N. — 2 Thlr. 8. 4. . . . — 15 Thlr. 15 Ngr. — 2 Thlr. Sängerconcert im Saalschen Locale zu Pegau — 3 Thlr., als Liebesgabe eines kleinen Männerkreises zu Niederwiesenthal — 1 Thlr., Monatsbeitrag von A. — 4 Thlr. von einer Familie in Schmitz — 50 Thlr. von B. C. in Lebesten im Meiningischen — 2 Thlr. 6 Ngr., gef. am Bahnhofe zu Pleschkau — 1 Thlr. 10 Ngr., gef. an einem Kaffeetische von Herren und Damen in Berna — 1 Thlr. 16 Ngr., gef. bei einem Tanzvergnügen des Vereins „Germania“ in Neukolbnitz bei Crimmitschau — 2 Thlr. 8 Ngr., gef. am Charfeit der Gesellschaft „Einigkeit“ in Dresden-Seidenitz — 1 Thlr., Ertrag einer Concerts vom Turn- und Gesangverein zu Ane — 9 Thlr. 21 Ngr., gef. von den Mitgliedern des Turnvereins zu Ane — 16 Thlr., vom Schützenverein in Schwarzenberg — 3 ß. thl., in den Briefstaften zu Nedar-Steinach eingelegt; durch G — 8 Thlr. — 3 Thlr. von P. L. Y. — 4 Thlr., gef. in der Gesellschaft „Einigkeit und Freundschaft“ in Greo — 5 Thlr. von der Frau Major Serre in Mayen — 2 Thlr., gef. beim Gemeindebier der Gemeinde Mayen — 1 Thlr. vom Arbiter Bl. in Zagan — 1 Thlr., als Beitrag der Mariendorfer Jungfrauen — 5 Thlr., gef. von drei deutschen Jungfrauen bei einem Kaffeekränzchen zu Klein-Draxdorf bei Weida — 30 ß. thl., Ertrag einer von fünf Jungfrauen in Neckar Steinach veranstalteten Verlosung — 10 ß. thl., Zuschuß zu dieser Verlosung von einer Jungfrau daselbst — 2 Thlr. vom Club „Heiterkeit“ — 1 Thlr., gef. junge Damen in Amtershain — 20 Thlr. 31 Gr. ß., Ertrag einer Sammlung unter den Bürgern von Memmingen durch Hr. Sch . . . — 2 Thlr. 12½ Ngr., Einnahme der Vorlesungen auf einem Feuerwehrvereinsfest zu Jena — 1 Thlr. von einigen in der goldenen Traube in Kaufen Versammelten — 11 Thlr. 12½ Ngr., gesammelt in der Militairschen Riege — 4 Thlr., gesammelt bei einem fröhlichen Abendessen des Neglecklubs der Fäuferbrüder in Chemnitz — 3 Thlr., gef. bei einer heiteren Abendgesellschaft in Neckarsteinach — 7 Thlr. 15 Ngr., gef. an einem vergnügten Krönzchenabend am 13. Februar in Dresden — 1 Thlr. 10 Ngr., Ertrag einer durch A. B. b veranstalteten Sammlung bei der Bischofsbier der „beiden Bettern“ in Leipzig — 1 Thlr. von einigen das Recht Suchenden in Langern — 5 Thlr. von einer vergnügten Gesellschaft in Falkenstein — 2 Thlr. 15 Ngr., gef. bei einem Tropfen Bier im Schützenhause zu Chemnitz — 2 Thlr. 16 Ngr., gef. von den Schülern der 2. Classe der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 15 Ngr. von H. Neubert in Niederwiesenth — 10 Thlr. 5 Ngr., gef. von der Schumann'schen zweiten Kammer in Oresgenhain — 2 Thlr. drei Gymnasiasten in Weimar — 2 Thlr., gef. in einer vergnügten Gesellschaft in Schwarzenberg — 3 Thlr. 10 Ngr. von Verschiedenen und Thomasbalain bei Bürgen — 2 Thlr. von dem unglücklichen Mädchenjagdverein „Hilf“ — 30 Thlr. in einem Wechsel auf Berlin von zwei Jünglingen und einem Zahlen in Pegeredigt im Gouvernement Tula in Russland — 10 Thlr., Erlös einer theatralischen Vorstellung von den Dilettanten der Gesellschaft „Cebelung“ in Neukatza in der Oberlausitz — 6 Thlr. 5 Ngr., gef. bei einem Kränzchen des Turnvereins in Schwarzenberg — 10 Thlr., von A. Frank und Cranichbaum, z. Z. Stadtgärtner in Kasan in Russland — 10 Ngr. mit dem Motto: „Auf, edles Deutschland, stehe doch!“ — 1 Thlr. durch B. S. ein berreiser Thaler! — 3 Thlr. 20 Ngr., gef. bei einem Kränzchen des Turnvereins in N. — 20 Ngr., gef. bei der Geburtsfeier der Frau Fabrikmann — 8 Thlr. 5 Ngr. vom Neglecklub der sorgentreien Reuner — 15 Ngr. 6 Pf. von M.N. in Leipzig — 7½ Ngr. in Folge eines Scherzes durch F. H. — 4 Thlr. 15 Ngr. von der Mittagsgesellschaft am runden Tische bei Baarmann — 10 Thlr., gef. bei einer Abendunterhaltung des Bürgervereins in Colditz durch C. M. — 1 ß. thein. aus der Sparbüchse von Fritz — 1 Thlr. 2½ Ngr., ½ ß. thein. nebst Scherbe und Leinwand von einem deutschen Mädchen in Frankfurt a.M. — 7 Thlr. 2½ Ngr., gef. in der Gesellschaft „Eeresa“ in Dresdar an der Elbe — 33 Thlr. 27½ Ngr. aus Ostringswalde durch C. F. Weiske — 40 Thlr. Ertrag eines Turnvereins in Tschda — 225 Thlr. in einem Wechsel aus Berlin. Ergebnis einer Sammlung in einem kleinen Kreise von Deutschen in St. Petersburg durch die Redaction der St. Petersburger Deutschen Zeitung.

Außerdem wurden mir an Schmuckgegenständen zum Besten Schleswig-Holsteins abermals gesandt: Eine kleine goldene mit Granaten besetzte Brosche von einer deutschen Frau in Leipzig; ein mit grünem Steine (Onyx) besetzter Ring und zwei mit Granaten garnirte Ohrringe von einem deutschen Mädchen „Pessimempel Worms“, und eine Haarkette von Granatenschmuck von einer deutschen Hausfrau in Leipzig.

Ernst Keil.

Deutsche Turn-Zeitung.

Blätter für die Angelegenheiten des gesammten Turnwesens.

Organ der deutschen Turnerschaft.

Redigirt von **Ferdinand Goetz** unter Mitwirkung von **Georg Hirth.**

Wöchentlich 1 Bogen für halbjährlich nur 18 Ngr.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1856, in einer der Entwickelung des Turnwesens wenig günstigen Zeit, ist die „Deutsche Turnzeitung“ bis heute geistiger Mittelpunkt der turnerischen Bestrebungen im Vaterlande gewesen. In ihr fanden sich die Vertreter aller Ansichten und trieblichen Meinungsnaancirungen zusammen; anregend und vermittelnd zugleich wurde sie von großem Einfluß auf die äußere Verbindung und Festigung des Vereins turnwesens. In uns und heißes letztere das nächste Feld ihrer Wirksam, je ist sie doch noch minder um die Förderung des Turnens in Schule und Haus bemüht, auf welchen Gebiet ein guter Theil der Fortschritte beruht. In der That ist es heute höher Zeit, daß die Turnzeitung endlich noch das Feuerlöschwesen und die Volksvertretung gezogen, deren Bedeutung von seinem Einsichtsvollen mehr gelegnet werden kann. Als das gediegenste, vollständigste, verbreitetste und billigste Blatt der einschlägigen Literatur können wir die „Deutsche Turnzeitung“ allen Turnern, Turnlehrern und Freunden und Förderern des Turnwesens auf's Angelegentlichste empfehlen.

Leipzig, im März 1864.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen! Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Hofdame und Senner.

Von **Adolph Pichler.**

Noch hatte sich im belannten Wirthshaus der Benedicta am Adersee in Tirol kein Gast eingefunden, die Bancrn des Thales, wenn sich ja einer Sonntags in die Schenke wagte, warten sieben beim Ambruh der Dämmerung nach Hause gekehrt. Ich saß daher am obern Ende der langen Tafel im Stübchen ganz allein, das Abendmahl war verzehrt, behaglich schlürfte ich die letzten Tropfen des ersten Leidenweines, als Benedicta mit einem Fläschchen, ein Gläschen Enzeler und etliche überzuckerte Mandeln herein, eintrat.

„Sie müssen doch," begann sie, „wie früher, auch jetzt Ihr Schlaftrünklein einnehmen."

„Liebe Benedicta," erwiderte ich, „damals waren andere Zeiten; der Tod hat Einen um den Andern von der langen Tafel hinweggebeten und, wie Sie wissen, auch den mir am vorgen Herbst gar freundlich mit der Trinke zugelispelt. Lassen wir aber die Erinnerte in den Gräbern ruhen und erzählen Sie mir lieber, was inzwischen weite im Adenthal geschehen. Da fällt mir unter Anderm gerade der schwarze Hans ein, wie ist denn der unterzubringen? Zeit wenigstens zwei Jahren hab' ich nichts mehr von ihm gehört?"

„Der hat gehenrathet und zwar eine Bauernliese aus Hannover!"

„Teufel," rief ich erstaunt, „wie ist denn das zugegangen?"

Marieke war eingetreten und begann die Teller abzuräumen. Bis sie fertig ist, will ich dem Leser, was ich vom schwarzen Hans weiß, erzählen. Er war ich, wir waren eigentlich gute Bekannte seit Langem. Zu Pfingsten eröffnete er mit seinen Zügen mit Rühen die Saison auf der Oberalm, ich bei der Benedicta. Da ist es im Adenthal noch einsam und leer, auf der Straße drängen sich keine Equipagen, die Steinblöcke sind nicht von englischen Karren, welche durch den grünen oder blauen Schleier die 18zöllige abzeichnen, besetzt, man kann sich in der Nähe Adens gemüthlich an den Heerd lehnen, ohne von den schwatzenden, lachenden, kindenden Trabanten des Wirthes mit Bratenbrühe begossen oder umgeschissen zu werden. Das ist eine herrliche Zeit! Noch sind die Obsträge bis zur dunklen Waldgrenze mit Schnee bedeckt, zwischen den Aesten tragen jedoch die Bäumen bereits ihre grünen Zapfenbäuschen, blau ist der Himmel, blau ist der See, über welchen die Marienne den Strom ihrer Strahlen gießt. Alles glitzert, funkelt und leuchtet, sind doch die Alpen und das Meer so schön, was läßt sich da mit vergleichen!

Am Obersalm denn!

Das ist ein kleines Paradies! Nach südwärts schließt es ein unübersteigbarer Felsenwall ab, westwärts der See, um zu Schiff kann man es erreichen. Dicke Paradies bewohne als Aram der schwarze Hans. Den hatte er auf der Spitze des Bergehauses, die Hände in der schwarzen Hose, welche das Knie nicht mehr deckt und mit hochrothen Strümpfen geschmückt ist. Ueber das Hemd denn eine Joppe wäre Ueberfluß — trotzig sich der grüne Hosenträger, auf dem linken Ohr sitzt trotzig ein braunes Hündchen mit einer Hahnenfeder, der gröbsten, die nur zu finden war. Ein schöner Bursch! Schwarz bin ich, aber lieblich, mag er wie Salamid im hohen Lied singen. Schwarz das Haar in üppigen Locken, schwarz der Bart, ja das ist der schwarze Hans!

Als ich vor zwei Jahren die Oberalm besuchte, hatte dieser Adam noch keine Eva. Allerdings fehlte es ihm den Sommer hindurch nicht an Gesellschaft. Fast jeden Tag kamen Gäste aus der Provinz mit der Schaffelstia gefahren, die lagerten sich im weichen Rasen, machten Kaffee und luden auch Hans, welcher bei vermöglig eine Schüssel Milch sicherte, dazu ein.

„Haben Sie die herrlichen Touristen mit gefallen?" fragte ich ihn oft.

„Oh!" erwiderte er, „hat manche ein G'sicht g'habt, daß ein Pfeil g'weis g'schwindig g'wesen wär, aber wenig weibl, solche Markeln wollen kein' Bauernliener!"

Hans irrte. War manche Dame bewunderte im Stillen die braunen Schultern, die kräftigen Lenden und stämmigen Waden, gar manche seufzte: „Ah, wäre er ein Junker oder gar Gardeoffizier!"

Hans war aber nun Hans und jodelte.

Fei Zepfl und du Kamee
Die blaben bei der Wand,
Und 's Fanl, das bindt si
Mit g'schaftlauf Band.

Es duft' a schante Strauß
Am g'schalle auf Pfad'
Dafür gat mir an no koan,
Wo g'falln mir nit glad!

Es sollte aber nicht immer so bleiben. Einige Monate später lag ich im Schiffen, das ich dem Zepel der Wellen und der Zeit überlassen, da hörte ich, begleitet vom Takt der Ruderschläge, einen lieben Baß:

Auf'm See bin i g'fahrn,
Auf'm See bin i g'schwebt,
Und da hab i a schwarz Madel
Franzi kennabt.

Langsam schob ich mich vom Porte des Nachen und spähte über den Kand hinaus. In einiger Entfernung von mir sah Hans verüber. Am Steuer saß eine Dame, und in breiten Strohhut, mit Armeln nur Ärmchen aufbauschi, auf dem Nest, in

Digitized by Google

Bort hing ein rother Shawl, so daß seine Fransen in den Wellen nachschleiften. Sie war beschäftigt, aus schlanken Tannenzweigen und Steinmispeln, denen sie allerlei Blumen einflocht, einen Kranz zu binden. Prüfend hielt sie ihn empor und warf ihn Hans zu, der ihn wie eine Trophäe auf dem Schmalzel des Schiffes befestigte. Eh' er sich wieder niederkniete, schwang er den Hut und jauchzte so laut, daß einige Fremde vom Birthshaus neugierig auf den Steig stürzten. Ich selbst, obwohl an die Ausbrüche ältesterlicher Lustigkeit längst gewöhnt, war doch ein wenig über die laute Fremde des schwarzen Hans erstaunt und ergriff das Ruder. Scheinbar gleichgültig auf dem See hin und her lavirend, gelangte ich endlich in die Nähe des Schiffes und konnte mir die Dame genau betrachten. Sie mochte das dreißigste Jahr bereits überschritten haben, doch war ihr frennolisches Gesicht, aus welchem ein Paar runde Augen blitzten, noch immer schön, obgleich es den Blüthenhauch der ersten Jugend nicht mehr besaß, der selbst häßlichen Mädchen einen großen Zauber verleiht. In den Jahren war sie zwar vorgerückt, in der Mode jedoch zurückgeblieben. Ihre Kleidung zeigte nichts Auffälliges, doch erschien sie dem Städter, der an steten Wechsel gewöhnt ist, trotz einer großen Zierlichkeit veraltet. Das gab freilich nicht von den Stoffen, die, mit Geschmack angewählt, durchaus nicht auf eine Trödelbude deuteten, sondern erst vor Kurzem frisch aus dem Laden gekommen und verarbeitet sein mußten. Ich schloß aus dieser Eigenthümlichkeit, daß die Dame nicht vermählt, sondern noch ledig sei; denn bei alten Jungfrauen begegnet man derlei Angewöhnungen ziemlich häufig. Hätte sie einen garstigen Mops bei sich gehabt, so wäre wohl kein Zweifel gewesen. Hans grüßte mich nur flüchtig, er war zu sehr mit interessanteren Dingen beschäftigt, und ich vergaß nachträglich, im Wirthshaus mich nach der Fremden zu erkundigen, welche auch beim Abendessen mich sichtbar wurde, vermuthlich speiste sie auf ihrem Zimmer. Jetzt erinnerte ich mich an diese Umstände und theilte sie Benedicta mit.

„Das ist die Baronin, die ihn geheirathet hat," sagte sie.

„Sie hat ihn geheirathet, nicht er sie?"

„Nun ja freilich! Oder war es für den Hans nicht eine rechte Gnade, daß sie ihn mochte? Jetzt hat er's gut, recht gut, trinkt alle Abend sein Bier, raucht seinen Tabak, ja sogar bisweilen Cigarren und besichtigt selbst Kuchen und Mägen, während er sonst hätt' ein armer Senner bleiben müssen sein Lebenlang. Denn er hat nichts gehabt, als die paar Kreuzerle Lohn und zu Weihnachten ein neues Rupfenhemd, grob wie ein Salzsack; er ist aber auch seiner Frau recht dankbar und hat's lieb von Herzen, wie sich's für ordentliche Eheleut' schickt. Jetzt will ich aber mit der Geschichte anfangen.

Die Baronesse Aurelie von Gilstrow war eigentlich anfangs eine arme Haut, sie hat nichts gehabt und die Hofdame bei einer deutschen Fürstin machen müssen. Da mußte sie das Gnadenbrot essen viele Jahre lang, weil sie sich aber nirgends einmischte, so hat sie gerade dadurch die Gunst der Gnädigen gewonnen, damit jedoch ungehenren Verdruß; denn der Neid, so sagen sie, ist das wüsteste Laster bei Hofe. Andere aber haben ihr den Hof gemacht; man kann sich's einbilden, wie, insbesondere ein Lieutenant, der gewiß durch ihre Fürsprach' hätt' General werden mögen. Die Sach' war schon richtig, nicht mit dem General, sondern mit dem Heirathen, aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Unvermuthet hat die Fürstin die Augen geschlossen, und aus war's, als ob man einen Bach abgekehrt hätt'. Das Hofgesindel hat die arme Baronesse nicht mehr angeschaut, vom Lieutenant ist ein Brief dahergeflogen, es seien plötzlich Hindernisse eingetreten, er könne sich, ohne den Zorn des Vaters auf sich zu laden, nicht vermählen, weile jetzo stets ihr Bild in seinem bereuenden Herzen herumtragen. Sie hat ihm gleich geantwortet, es sei recht schön, daß er so auf das vierte Gebot achte, ihrerseegen möge er sich jetzoch keine Sorge machen, sie sei stets gewohnt, selbst auf sich zu schauen. So blieb's, bis man bei Gericht das Testament der Fürstin aufgemacht hat. Da stunt darin, sie vermache der Baronesse, weil sie ihr stets in Treue zugethan, 50,000 Thaler, daß sie frei und unabhängig leben könne.

Ein schönes Maul voll Geld! Da hätt' man aber sehen sollen, wie der Lieutenant wieder daher gehüpft ist; denn da droben seien zwar die meisten Officiere adelig, aber große Hungerleider. Sie hat ihm jedoch das hintere Thürl aufgethan und ihn laufen lassen.

Der Vogel singt freilich dort am liebsten, wo er aus dem Ei gekrochen, dem Menschen kann aber sogar die Heimath verleiden, das süßeste, wenn ihm die Nächsten Galle hineingießen; so war's auch mit der Baronin. Sie ist gewiß herzensgut, bei dem Anblick all' der falschen Gesichter überkam es sie jedoch fast wie Menschenhaß und sie wurde völlig leutscheu. Da hat sie beschlossen den alten Faden ganz abzureißen und ein neues Leben anzufangen. Treiben konnte sie es nicht, da traten ihr überall die alten Gespenster entgegen, und gerade dieses wollte sie aus dem Wege gehen. Eine Zeitlang hat sie hin und her überlegt, wo aus? Sollte sie sich in einer andern Stadt ansetzeln? Sie mußte fürchten auch hier Bekannte zu treffen, denn die deutsche Nobleste schmarotzt ja an allen Höfen herum. Wie würden diese Schranzen die Nasen gerümpft und über die alte Jungfrau gespottet haben, die sich aus dem fürstlichen Paradies in die Verbannung gezogen! Sie beschloß einen abgelegenen Winkel zu suchen, setzte sich auf die Eisenbahn und gerieth in's Tyrol. — Zu Gargan sind Sie wohl schon gewesen, das Dörflein liegt von niedern Hügeln umgürtet, über welche das Sonnenwendfeuer hereinschaut, wie auf einem Präsentirteller; thät ich mich einmal preußenieren, so wüßt' ich kein netteres Plätzchen, auf die vier letzten Ding zu warten. Sie kam auch gerade im Frühling an, wo die ganze Welt lacht und jubelt; wie hätt' es ihr nicht gefallen sollen? Erinnern Sie sich vielleicht an das kleine einsiedige Häuschen auf der Straße nach Jenbach? Ist's nicht so nett und zierlich, als käme es auf einem Schächtelchen? Die hohen Nuß- und Kastelbäume verstecken es fast, und so mögen Sie es wohl überschen haben."

„Auf dem abgestutzten Giebel dreht sich ein Wetterhahn von Blech, die Fensterlein sind grün angestrichen, rechts von der Thür hinter dem Zaun steht ein Kreuz zwischen Geißblatt und Rosenbecken. Ist es das?"

„Ja! Vor diesem Häuschen, welches damals freilich nicht so elegant aussah wie jetzt, blieb die Baronin stehen und betrachtete es nachdenklich von oben bis unten. Schon legte sie die Hand auf die Klinke des Gitters, konnte jedoch zu keinem Entschluß kommen. Da trat ein alter Mann heraus, nach einem Blick in's Freie rief er zurück: „„Bringt nur das Essen vor die Thür, die Wolken haben sich verzogen, es ist kein Spritzer zu besorgen."" Nach einer Weile erschien ein Mädchen, in den Händen eine flache Schüssel, aus der die Fischsuppe dampfte. Sie stellte dieselbe vor den Alten auf den Tisch. Als sie forteilen wollte, die Löffel zu holen, bemerkte sie die Baronin. „„Du,"" sagte sie zum Bauer, „„da schaut uns Jemand über den Zaun herein zu."" Er hielt die Hand über die Augen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und betrachtete die Fremde aufmerksam. Dann erhob er sich langsam und tief einige Schritte vorwerts: „„Magst etwa mithalten, wir haben Alle genug!"" So ist's im Unterinnthal der Brauch, da sind die Bauern nicht so neidig und gönnen einem Hungerigen gern einen Löffel voll.

Das hat der Baronin gefallen. Sie nahm die Einladung an, wie einen Wink des Schicksals; die alte Bäuerin humpelte auch daher, und so aßen sie alle vier ruhig und friedlich. Nach dem Essen hat sie gefragt, ob sie ihr nicht ein Stüttchen einräumen möchten, sie sei eine alte Jungfer und brauche nicht viel Pflege. Geld zum Zahlen besitze sie hinlänglich. Die haben freilich dreingeschaut und gemeint, sie sei närrisch, und die Hand über dem Kopf zusammengeschlagen, daß eine so vornehme Frau bei ihnen bleiben wolle, endlich aber, weil sie auf keine andere Gedanken zu bringen war, doch eingewilligt. Der Bauer hatte das Gut bereits dem ältesten Sohn übergeben, und sich nebst Weib und Töchter in das Häuschen zurückgezogen, nachdem er sich jährlich eine Summe Geld, Korn und Schmalz ausbedungen.

Sie glauben vielleicht, die Baronin habe zu jenen überspannten Städtern gehört, wie sie wohl auch mir in das Haus laufen und meinen, auf dem Lande sei lauter Schönheit, Reichsschaffenheit und Tugend? Dem ist nicht so. Sie war im Lauf der Welt sattsam gewitzigt, und wußte gar wohl, daß einer, der den Lodenkittel trägt, deswegen nicht besser als der im Frack ist. Hab' mein Lebtag unter den Bauern gelebt, und muß noch lachen, wenn ich leo' wie man sie jetzt hinaussept, als ob Bildung und Gelehrsamkeit saß nur bei Lumpen anzutreffen sei. Menschen bleiben eben Menschen, mögen sie nun dieses oder ein anderes Röcklein tragen. Unter den Herrschaften, welche mich im Sommer beehren, habe ich recht viel kennen gelernt, die so gut, ja besser sind als die besten Bauern. Doch Ihnen brauche ich das nicht zu sagen, Sie haben es so gut erfahren wie ich, und die Baronin verstand es auch. Was sie suchte,

Digitized by Google

das war ja nur eine natürliche Lebensweise, zu welcher die Verhältnisse auf dem Lande zwingen, und eine größere Natürlichkeit der Menschen, die daraus entspringt.

Der Sommer ist ihr so recht angenehm verflossen. Meistens ist sie im Freien herumgegangen, da und dort auf ein Berglein, und wer ihr eine rechte Freude machen wollt', hat ihr Jochblumen pflückt. Es war den Leuten kein Schade, zwar schaute ihr auch Niemand auf die Hände, wie's dort ist, wo viel Freunde durchsehen. Bei uns im Abendthal werden die Leute schon verreden, und nach und nach wird es wohl dahin kommen, daß man, wenn man nicht und einer „Helfgott!" sagt, einen Sechser zahlen soll. Sie hat, was ihr die Großen Freundlichkeit erwiesen, an den Kindern vergolten; gar manches Bübel und Marele hält noch das Stücklein Gewand in Ehren, womit es beschenkt worden. Deswegen haben sie alle Leute gern gesehen und jedes zu ihr ordentlich „Grüß Gott!" und „Bhüt Gott!" gsagt. Sie ist eigentlich zwar lutherisch gewesen, aber Jemand verlehren zu wollen, wär' ihr gar nicht eingefallen. Die Predigt ist auf dem Land, wie Sie wohl selbst erfahren haben, wenn Sie dieselbe schwänzen wollten, zwischen Evangelium und Sanctus eingeschaltet, da kam sie regelmäßig und ging nicht fort, bis alles vorbei war. Ja sogar eine seidene Stola hat sie dem Pfarrer gestickt, ohne daß er es verlangte, weil sie sah, daß sie, welche er am Maria-Himmelfahrtstag trug, ziemlich abgeschabt war. Kein Mensch ahnte, daß sie eine Reformirte sei. Wenn aber der Teufel Unkraut säen will, so braucht er die Hand eines bösen Weibes oder, verzeih mir's Gott! — eines unfriedlichen Geistlichen. So auch hier. Im Herbste traf ein junger Cooperator ein, dieser hatte an der guten Dame allerlei auszusetzen, vorzüglich mißfiel ihm ihre feine Anspracht. Er redete freilich wie eine Stallbirne. Nu, das wäre übrigens gleich gewesen, sprech' jeder wie ihm der Schnabel gewachsen; absichtlich scheint es mir aber, daß er anfing, der Baronesse auf Schritt und Tritt nachzuspüren, ja einmal ließ er sich, als die Eltern fort waren, von der Tochter das Zimmer des Gastes öffnen und durchsuchte haarklein ihre Schriften und Bücher. Da waren sander gebunden Goethe und Schiller, auf die sie draußen so viel halten; er schüttelte unwillig den Kopf und spürte nicht übel Lust, einige Bände mitzunehmen, stellte sie jedoch wieder säuberlich auf den alten Platz. Nun fragte er, ob sie einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch etwa von Weninger oder Patis besitze? Auf die Erwiderung, das sei ihr unbekannt, verlangte er gar noch, sie möge ihm die Kästen aufsperren. Das war sogar dem einfältigen Mädchen, dem jedes Wort des Priesters für ein Evangelium galt, zu viel, es weigerte sich die Schlüssel, welche der Hochwürdige aus dem Sack zog, zu versuchen. Die Baronin hatte die übrigen bei sich.

„Du mußt," begann er wieder, „scharf darauf achten, ob sie etwa Morgens und Abends singt und was sie für Lieder singt."

„O, das kann ich schon sagen," rief das Mädchen, „herrliche Gsatzele sind's, die sie mit lauter Stimme loslässt." —

„Zum Beispiel?"

Sie dachte eine Weile nach und summte dann:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hofft auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit."

„Kind!" rief der Hochwürdige entsetzt, „die Verse hat der Teufel eingegeben, die sind lutherisch."

„Lutherisch? Sind denn die Lutherischen wirklich so fromm, daß sie solche christliche Lieder singen?"

„Das verstehst Du nicht!" war die barsche Antwort.

Er stürzte fort und ging von Haus zu Haus die Kinder zu verhören, welche von der Baronin beschenkt worden. Da stellte sich heraus, daß sie mit ihnen oft von Gott gesprochen und gesagt: „Wir haben alle nur einen Gott und Vater!" die heilige Jungfrau aber so wenig je erwähnt habe, als Luther und Calvin.

Der Cooperator hetzte und hetzte im Stillen, bis es ihm endlich gelang, die Leute aufzuwiegeln. Bald bemerkte die Baronin, daß man ihr scheu auswich, die Kinder, welche sie sonst lächelnd erwartet hatten, liefen vor ihr davon, und eines Tages traf sie die Tochter ihres Bauern mit verweinten Augen. Theilnehmend erkundigte sie sich um die Ursache ihres Schmerzes. Nach langem Zögern platzte das Mädchen heraus: „Weil Du zum Teufel fahren mußt, und ich hab' Dich doch so gern!" Sie erklärte ob diesen Worten und brachte endlich auch die Ursache heraus, weshalb vernahm sie, daß ihr der alte Bauer schon längst gern die Wohnung gekündigt hätte, um mit dem Cooperator, der fortwährend trieb und hetzte, in Frieden zu leben, wenn er sich getraut hätte. So aber kommte ihn das Gefühl des Dankes, den er für so manche Wohlthat und Gefälligkeit der Baronin schuldete. Diese schmiedete schmerzlich lächelnd den Kopf, — sie kannte ja die Menschen! setzte sich an den Tisch und schrieb einige Zeilen, welche sie einem Bauernburschen nach Schwaz zu bestellen gab. Am nächsten Morgen hielt ein Wagen vor der Thüre. Sie dankte noch ihrem Wirthe für den Unterstand, den sie freilich bereits bezahlt gehabt hatte, und fuhr davon, ohne sonst von jemand Abschied zu nehmen. Die Armen und Kranken haben freilich geklagt, das hat aber den Cooperator nichts angefechten. Er war reh genug, der Fremden sogar übel nachzureden, das wurde ihm aber bald von den Bauern gelegt, und er fiel nach und nach in solche Mißachtung, daß man ihn verjagen mußte.

Vorläufig ist sie nach Innbach gefahren. Man rieth ihr die Geschichte in die Zeitung zu geben, sie meinte jedoch, es sei ihretwegen nicht der Mühe werth, Scandal zu machen. Dort lernte sie auch Hans kennen; sie wollte nämlich eine Höhe besteigen, konnte jedoch den Weg nicht finden und war schon im Begriffe umzukehren, als er sich freundlich erbot, sie zu begleiten. Nun unterhielt sie sich gut, er schilderte launige Geschichten und Schnurren aus dem Aemmel und Lichte, wenn sie lachte, selbst noch herzlich mit. Auf dem Rückwege redete sie mit ihm auch von ernsthaften Sachen. Seine Offenheit gefiel ihr eben so wie die verständige Klarheit, mit der er sich über alles äußerte. Auch er fragte sie hier und da, jedoch ohne zudringlich zu werden, und sie gab ihm gern Bescheid. Auf einem Vorsprung, wo's eine stattliche Birke giebt, blieb sie stehen und blickte Thal auf Thal ab, über all die Fülle des Segens, wie ihn nur das schöne Unterland spendet. „Ach," seufzte Hans, „wie prächtig wär' es, wenn man da ein Stücklein Boden sein nennen könnte und eigener Herr wäre! Wahrlich, ich wünsch' es nicht ans Hochmuth oder Faulheit, arbeiten wollt' ich ebenso wie jetzt als Knechtlein früh bis spat; denn bin ich aber gerad dreißig Jahr alt und all' diese dreißig Jahr mußte ich fremdes Brot beißen. Ich hab' nie ein Heimathl gehabt und meine Eltern auch nie. Das sind Dörcher gewesen; im Winter und Frühling führten sie auf einem Karren Geschirr herum, im Sommer und Herbste Obst. Ich weiß es noch recht gut, wie wir in den Stadeln auf dem Heu schliefen und ich dabei jämmerlich fror. Sie starben bald nach einander, als ich kaum das achte Jahr überschritten hatte. Gott hab' sie selig! Mein Vater liegt in Baiern, die Mutter im Pinzgau begraben. Meiner erbarmte sich ein Bäuerlein im Zillerthal. Es war ein rechter Nothleider und besaß wenig genug, oft kriegte ich mehr Prügel als Knödeln, vergelt's ihm's Gott, und 's ging kein Streich verloren, und die Dörcherei, die mir schon im Blut steckte, wurde durch den Dienstzwang gründlich ausgetrieben. So lernte ich alle Arbeit, daß ich einem Gütchen mit Ehren vorstehen könnt'; — ja, wenn man ein Heimathl hätt'!"

Er schwieg traurig, die Baronin blickte ihn ernst an.

Da erhob er plötzlich das Haupt, heiteres Lächeln spielte um seinen Mund, er rief: „Wahr ist's, es ging nichts über ein Heimathl, der Herrgott hat aber meine Armuth auch nicht schlecht angefettet und mir einen lustigen Sinn verliehen, daß ich mit manchem reichen Bauern, der sünfzig Küh' auf die Alm treibt und voll Grant wirthschaftet, nicht tauschen möcht."

Sie gingen wieder bergab. Die Baronin war stumm und nachdenklich geworden.

Endlich wandte sie sich an Hans: „Wenn Du willst, kannst Du einem Gütchen als Schaffner vorstehen. In drei Wochen erfährst Du, wo."

„Beim Barchen hab' ich jährlich dreißig Gulden, ist ein kleines Löwlein, was willst aber von einem armen Häuer verlangen? Uebrigens könnt' ich auch gehen, sein Buk wird immer größer, und er braucht mich nicht mehr."

„Sag' bis Lichtmessen auf."

„Wo erfrag' ich Dich nachher und weiß, ob Du's nicht umstehst?"

Sie zog ihre Börse, nahm zwei Kronenthaler heraus und gab sie ihm als Draugelt.

Hans gelobte ihr auf die Hand, sobald sie es fordere, zu kommen.

In Tirol mochte sich die Baronin nach der Erfahrung in

Digitized by Google

Gargan nicht mehr aufstehen, sie treibe nach See und kaufe dort, um eine Stätte zu besitzen, von der sie niemand vertreiben könne, ein kleines Gütchen unweit der Quirini-Capelle. Es ist nicht leicht ein schöneres Plätzchen zu finden, gleich neben dem Hause entspringt ein klares kaltes Bächlein und wässert die Wiesen. In den Wald ist's auch nicht weit, übrigens stehen vor der Thüre zwei Linden, daß man weitum keine solchen sieht. Den Winter über blieb die Baronin auf der Post, stattete jedoch das Häuschen nach und nach wohnlich aus, so daß sie zu Lichtmessen frisch hineinziehen durfte. Der schwarze Hans war längst schon verschrieben und stellte sich am Lichtmeßtag zum Abendessen, der arme Teufel war gelaufen, was die Füße anbielten, um ja nicht die Einstandsgen zu versäumen. Er wohnte zu ebener Erde neben dem noch leeren Stalle, eine alte Dirne besorgte ihm Gesellschaft, den obern Stock bezieht die Baronin mit einer Magd, welche sie bekamen sollte. Morgens nach dem Frühstück wurde er gerufen. Den Hut in der Hand trat er darinn ein; denn die schwergenagelten Stube hatte er, um den Boden nicht zu verderben, vor der Thüre gelassen. Die Baronin hieß ihn sie holen. Er gehorchte unter tausend Entschuldigungen. Sie forderte ihn auf, mit ihr die Felder zu begehen, wegen der jetzigen Lage war der Schnee bereits geschmolzen, dann ihr Stückchen Wald anzuschauen, um ihr Bericht zu erstatten.

„Verwahrlost in jeder Beziehung!" lautete sein Urtheil. „Bis Georgi giebt es genug zu thun und dann noch mehr. Vor allem müssen die Zäune geflickt, der Stallboden neu gelegt, die Barren festgenagelt und die Fenster glaft werden. Ist Werkzeug da?"

„Was fehlt, kaufe."

„Dann sieht's auch im Tennen schlecht aus, da brauchst Du die Zimmerleut und zwar bald."

„Das ist Deine Sache, Du bist Schaffner."

„Die Aecker sind ausgemergelt. Die haben wir es mit dem Mist? Wenn wir auch gleich Kühe kaufen, bringen wir doch nicht so viel zusammen, die Aecker ertrinklich zu düngen."

Die Baronin lachte und sagte: „So bestellen wir Guano!"

„Das wird dasselbige künstliche Zeug sein, wie's der Pfreschner zu Jenbach anwendet. Kostet Geld! Wie haben wir es aber mit den Kühen? die sind vor allem nothwendig."

„Wie viel können wir halten?"

„Wenn mich das Augenmaß nicht betrügt, vier und etwa zehn Schafe. Diese kauft Du erst im Herbst, bis dort ist Heu aus dem Moos vorräthig."

„Samstag ist zu Miesbach Viehmarkt, geh' hin und hol' was wir brauchen."

Sie waren wieder nach Hause gekehrt.

Am nächsten Morgen um vier Uhr polterte es an die Thür der Baronin, erschrocken fuhr sie auf. Eine Stimme rief draußen: „Hoi! thu' auf, ich bin zum Markt gerüstet!" Sie antwortete: „Laß mir nur Zeit zum Ankleiden, dann geh' ich Dir Gelt. Wie viel etwa?"

„Ja, die Kuhkälen haben anig'schlagen, wenn Du leere Händ' willst, kriegt man das Stück etwa um neunzig Gulden. Erspart aber nichts dabei. Das Heu, welches Du verfüttern mußt, bis sie voll werden, ist mehr werth als der Zuschlag auf gutes Hornvieh abträgt."

„Kauf ertrinklich!"

„Dann muß Du Dich aber tummeln; denn die Bauern stehen früh auf und wollen früh heim."

Sie war angekleidet und öffnete. Hans hatte den schönsten Staat angelegt, denn der Kauf einer Kuh ist für den Aelpler fast so wichtig, wie die Ausstattung einer Tochter. Und nun gar vier! Da sollt' ihn Niemand über die Achsel anschauen und mocht' er eine noch so schwere Gelekage um den Leib tragen.

Die Baronin betrachtete ihn mit Wohlgefallen, wie er im grauen Lodenrock mit schneeweißen Strümpfen, den grünen Spitzhut mit dem keken Spielhahnstoß auf dem Kopf, trall vor ihr stand. Sie zählte ihm sechshundert Gulden auf, er schob die Thaler schmunzelnd in den breiten Bauchgurt, auf welchem die Anfangsbuchstaben seines Namens J. M. weiß eingestickt waren. Dann blieb er wartend stehen.

„Brauchst Du noch etwas?" fragte die Baronin.

„Du sollst mir sagen, wie viel ich verzehren darf. Ist schlecht sich ein Handel im Wirthshaus an leichtsinn."

„Ist und trink was Dir schmeckt. Rausch wirst Du keinen kriegen."

„Gewiß nicht! dann muß ich aber auch einen Buben anstellen, der mir, während ich sonst zu thun hab', das Vieh zusammenhält und treiben hilft. Was giebst dem zu Lohn?"

„Das ist alles Deine Sache, Du bist ja Schaffner!"

„Wär' schon recht! Schaffner, aber nicht Dein Mann. Also sollst Du befehlen."

Die Baronin kehrte sich um, die aufsteigende Röthe zu verbergen; dann sagte sie ruhig: „Ich vertraue ganz auf Deine Redlichkeit."

„Wenn das ist," erwiderte er, „dann geh' ich." Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um: „Wie sollen die Kühe heißen, was hast' für eine Leibfarbe?"

„Meinetwegen braun mit Bläßen auf der Stirn."

„Lang- oder kurzhörnig?"

„Geh' nur und schau, daß Du was Rechtes kriegst!"

Er wünschte guten Morgen und ging.

Von der Straße herauf hörte sie ihn noch pfeifen und singen.

Abends vor dem Gebetläuten zog er wieder ein, vier prächtige Kühe vorauf. Die Baronin war ihm, durch das Muhen aufmerksam gemacht, entgegengegangen.

„Bist' zufrieden?" fragte er mit strahlenden Augen.

„Ich danke Dir, Hans," erwiderte sie und streichelte die schönen glatten Thiere.

Er öffnete die Stallthüre, legte die Kühe an die Ketten und warf ihnen Heu in die Raufe. Dann ergriff er ein Stück Kreide und bezeichnete den Pfosten über dem Eingang mit einem lateinischen C + M + B + zu Ehren der heiligen Dreikönige, daß sie das Vieh vor Hexen und Zauber schützen sollten.

Bald begannen auf dem Felde die Arbeiten, wie sie die Jahreszeit bringt. Die Baronesse sah überall nach, ließ sich belehren und gab dadurch deutlich zu verstehen, wie sehr ihr die Sache gefalle und am Herzen liege. Dadurch kam sie fast stündlich mit Hans in Berührung; wegen der Lauterkeit seiner Sitten, der Anhänglichkeit und Treue, die er ihr bewies, gewann sie ihn von Tag zu Tag lieber, und er rückte vom Knecht allmählich zum Freund empor, mit dem sie nicht blos die Geschäfte des Feldbaues, sondern auch mancherlei andere Dinge besprach. Er wurde, ohne daß sie seinen Schulkeher machen wollte, auch immer gescheidter, indem ihn ihre Rede auf Manches hinleitete, was ihm früher entgangen war. An einem Feierabende überraschte er sie plötzlich mit der Bitte, sie möge ihn doch auch in einem der Bücher lesen lassen, durch welche die Herrenleute so gescheidt würden. Da gab sie ihm denn allerhand schöne und nützliche Bücher zu lesen von Land und Leuten und mit hübschen Geschichten. Ja selbst Verse gab sie ihm.

Hätt' ich nur mehr Zeit, ich wollt' auch Manches lesen, es waren meine vergnügtesten Stunden, als ich im Bücherkasten meines Vaters, des vielbeerufenen Chirurgen Hochmair, den Roos von Dasel, Hermann von Goethe, Uhs von Trukenstein und wie sie Alle heißen, entdeckte und, in einen Winkel des Stadels gekauert, heimlich lesen konnte. Jetzt muß ich Stauden backen und Salat machen, das trägt freilich mehr, aber die und da wieder man zum täglichen Brod auch noch was Anderes. — Als der Schnee von den Gipfeln der Berge geschmolzen war, stieg der Hans an einem Sonntag nach der Frühmesse hinauf, um mit das Land anzuschauen. Vergebens wartete die Baronesse, welche ihn ungern einige Stunden vermißte, er kam erst Mittags zurück. „Aber wo bist denn so lang gewesen?" sagte sie mit einem Anflug von Schmollen.

„Droben auf dem Berg," erwiderte er, „man sieht von München. Du hast mir so viel von großen Städten erzählt, daß ich dem Gelüst, auch einmal eine solche anzuschauen, nicht widerstehen konnte. Ich bin aber nicht gescheidt worden, vor mir lag an der Nar ein großer grauer Fleck, über den zwei Thürme fast wie Türken mit dem Turban emporragten. Aber das Flachland! Diese Wälder und Felder, da muß den Bauern das Geld vor der Thür wachsen!"

Wenige Tage später sagt Hans auf dem Bock einer Kalesche. Die Peitsche in der Hand, kutschierte er die Baronin nach München, wo sie Aeltres für den Handelsart einkaufen wollte. Bisher kannte er nur das Thal und die Dörfer seiner Heimath gekannt, Schwaz war die größte Ortschaft, welche er je besucht, zu München wußte er gar nicht, wo an und aus; den ersten Tag hatte er nur zu schauen und zu staunen und redete fast nichts. Als er den ersten Eindruck überwunden, nahm das Fragen kein Ende, er durfte die Baronin überall begleiten, und sie gab dem großen Kinde mit größter

Digitized by Google

Abgang des pneumatischen Depeschenzuges von der Hauptstation auf dem Bahnhofe von Euston-Road in London.
Originalzeichnung unseres Londoner Specialartisten.

Freude Aufschluß; ja sogar einen Tag länger blieb sie, als beabsichtigt war, um ihm auch die Bavaria zu zeigen.

Nachdem sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren, dankte er der Baronesse und sagte: „Diese Reise hat mich um zehn Jahre klüger gemacht, jetzt erst versteh' ich Vieles in den Büchern, was ich früher gar nicht begreifen konnte. Was man nicht gesehen hat, weiß man eben nicht."

So stand er zur Baronin. Auf dem Land ist es aber nicht, wie in der Stadt, wo sich die Leute, welche die gleiche Gasse, ja dasselbe Haus bewohnen, gar nicht um einander kümmern. Auf dem Land lebt man weiter auseinander und ist sich doch näher. Einer kennt den Andern, Eines guckt dem Andern in den Topf, und die Spatzen auf dem Dache zwitschern davon, wenn ein neuer Rock gekauft wird. Wäre die Baronin im Sommer gekommen, so hätte man sie unter der Menge von Gästen weniger beobachtet, aber so fielelte sie sich häuslich an und erwarb sich durch ihren Kauf ein Recht an die Gemeinde. Wer durfte bestreiten, daß auch diese vom reichsten Bauern bis zum Gänsehirten herab ein Recht auf sie habe? Die Baronin begegnete Allen friedlich und liebevoll, bald war sie bei den Nachbarn so heimisch und gern gesehen, als zu Gargan, ohne daß sie wegen ihres Glaubens einen Angriff zu besorgen hatte, denn die Leute waren hier durch den Fremdenverkehr aufgeklärter, und überdies sind ja in Baiern Lutherische und Katholiken gleichberechtigt. — Redlichkeit und Kenntniß des Landbaues erwarb unserm Haus bald die Achtung der ältern Bauern. Die Bursche, mit denen er hie und da im Wirthshause zusammentraf, kümmerten sich um den Tyroler wenig und verfolgten ihn auch nicht mit Sticheleien, durch die sich jeder Fremdling auf dem Land gewissermaßen erst einkaufen muß; er war älter als die meisten, und zu bescheiden, um sie herauszufordern. Ueber den gewöhnlichen

Digitized by Google

Schlag der Knechte erhob ihn seine Stellung als Schaffner. Nur ein wichtiger Mann war unzufrieden.

Der Landrichter, in dessen Bezirk das Gut der Baronin lag, glaubte sich beleidigt, weil sie es unterlassen, ihm die pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Diese Herrn in Baiern sind noch manchmal wie die Pascha; darum wenigstens fürsten wir Tyroler unsere Nachbaren gewiß nicht beneiden. Ueberdies hegte er einen Widerwillen gegen unsere Landsleute, selbst Kärntner und Hantwerksburschi tyrannisirte er; es war ihm daher ein Dorn im Auge, daß ein Tyroler, die er verachtete und haßte, den schönen Dienst bei der Baronin bekommen solle. Obwohl wollte er sie necken, ihr beweisen, wen sie beleidigt und hintangesetzt. Hans hatte aus Unkenntniß unterlassen, vorschriftsmäßig Paß und Heimathschein vorzuzeigen, ja er besaß nicht einmal einen solchen. Da kam eines Morgens der Gerichtsdiener und lud ihn vor. — Verdrießt kehrte er nach Hause. Der Landrichter, bei dem er seine Urkunden vorzulegen hatte, fuhr ihn barsch an, und stellte ihm die Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden, binnen der er Baiern zu verlassen habe, wenn er nicht mit Schub abfahren wolle.

Traurig kam er nach Hause und erzählte der Baronin alles gleich, was vorgefallen. „Schau, ich will Dir's gerad sagen, es ist mir nicht wegen dem Dienst, denn ich hab' zwei gesunde Arm und bring' mich leicht überall durch, aber Du bist mir so lieb worden wegen Deiner Unthelt, daß ich Dir lieber unrecht, als Andern nur doppelten Lohn arbeiten möchte." Sein Auge wurde feucht.

„Laß sein," antwortete die Baronin, „ich werde die Sache schon einrichten."

Der Herr Landrichter saß im Bureau, rings um ihn knackten die Federn in der Hand der Kanzleiknechte, welche sich tief auf die Acten niederbeugen. Er gähnte, steckte eine Cigarre in den Mund und faltete die fleischigen Hände über dem üppigen Bierwanst. Von Zeit zu Zeit flog aus den kleinen Aeuglein unter den buschigen Brauen hervor ein Blick auf die Schreiberknechte, die im Schweiße des Angesichts arbeiteten. Da klopfte es, und die Baronesse trat ein. Ohne den Stummel bei Seite zu legen, maß er sie vom Kopf bis zum Fuße.

Sie begann ruhig: „Mein Schaffner hat aus Unwissenheit die gesetzliche Form verabsäumt, ich bin hier, um mich für ihn zu verbürgen, bis er die nöthigen Papiere aus der Heimath erhält."

„Ich nehme meinen Befehl nicht zurück," fuhr er auf, „er hat das Land zu verlassen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum Sie hier in Baiern keine Leute für den Dienst finden!"

„Das ist meine Sache," erwiderte sie kalt, „für mein Gelt bestelle ich, wen ich will."

„Wen Sie wollen?" sagte er höhnisch lachend, „ja, ja, man weiß schon, wozu solche Tyrolerburschle bei Damen gut sind!"

Sie erblaßte; dann aber rief sie, sich stolz aufrichtend: „Keine Redseien, mein Herr, ich rufe das nicht!"

Das Kanzleipersonale war aufmerksam geworden. Erstaunt über diese Keckheit, setzte ein Praktikant die Brille auf und schaute nach dem Gerichtsdiener um, ob dieser nicht mit einem Satz auf die Verbrecherin losspringe und sie in den Abgrund stoße; der alte Actuar verzog höhnisch den Mund, und der Landrichter schwang sich auf wie ein Seiltänzer.

„Noch kein mit Schub fort!" donnerte er.

„Das werden Sie bleiben lassen," entgegnete die Baronin gemessen, „wohl aber will ich noch heut an den Gesandten meines Fürsten, mit dem ich persönlich bekannt zu sein die Ehre habe, schreiben, daß er mir bei Ihrem Minister Genugthuung verschaffe. Auf Wiedersehen!"

Sie verbeugte sich und ging. Die Kanzlisten wisselten über diesen ganz ungewohnten Auftritt durcheinander wie Ameisen, es war jedoch kein Beamter, der seinem Pascha die Demüthigung und die zu erwartende Nase nicht vergönnt hätte. Diese blieb auch nicht aus.

Die Baronin schrieb alsogleich dem Gesandten, und wie da eine Hand die andere wäscht, machte dieser dem Minister die Anzeige, der Landrichter wurde in einen Winkel des bairischen Waldes versetzt und dann, weil die Sache zufällig durch einen Correspondenten einer Zeitung verrathen wurde, gar pensionirt. — Als sie den betreffenden Brief geschrieben hatte, rief sie Hans.

„Du hast mir," begann sie zögernd, „gesagt, daß Du mich gern habest?"

„Gewiß, von Herzen," antwortete er, „Du glaubst nicht, wie, ich nan mir's gar nicht zu sagen."

„Nun gut," sagte sie rasch, die Stirn beheut, „dann wär es ja das Beste, wenn wir heiratheten!"

Dunkles Roth goß sich über ihr Gesicht, sie senkte den Kopf und faßte die Lehne des Sessels.

„Jesus Maria," rief er, „Du hast mich fast erschreckt! Schau, das hab' ich mir schon lang denkt, Du bist nicht mehr jung und ich auch nicht; wärst eine Bäurin, bät' ich Dich schon längst drum angesprochen, aber so — — Du bist gescheiter als ich, bring' Du's in Ordnung, — das will ich Dir auch noch sagen: Dich oder Keine! Zu Dir wagte ich nicht das Aug' zu heben, deswegen war ich darauf gefaßt: Keine! und wollte bei Dir bleiben mein Lebtag!"

„Du kannst mir das," sprach die Baronin nach dieser Ergießung, „nie gestanden, ich weiß es, allein gestern konnte ich in Deinem Herzen lesen. Auch ich würde stets geschwiegen haben, Du wurdest jedoch meinerwegen ernietrigt, so fühlte ich mich gedrungen, zuerst zu reden." Sie reichte ihm nochaufmahnend die Hand.

Es wurde über diese Sache kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt, fast schien es, als scheue sich Jedes, noch einmal darauf zurückzukommen.

Am nächsten Morgen in der Frühe waren sie auf dem Wege nach Tyrol. Sie saß in der Kalesche, Hans kutschirte vom Bock aus. Obwohl sie ihn eingeladen hatte, neben ihr Platz zu nehmen, weigerte er sich doch dessen: das sei vorläufig zu viel Ehre. Es schien ihm, als ob sie noch unermeßlich hoch über ihm stünde. — Sie reisten in seinen Geburtsort, um dort die zur Trauung nöthigen Documente zu holen. Der Pfarrer des Ortes suchte Hans bei Anstellung des Taufscheines von der Unbedenklichkeit wegen des ewigen Seelenheiles abspenstig zu machen, dieser verbat sich jedoch kurz und bündig jede Einmischung, da er nicht im Sinne habe, sich in Tyrol, wo man die Neger so entsetzlich fürchte, festzusetzen. Auf dem Rückweg kamen sie in's Achenthal. Bei diesem Anlaß sind sie schon auf dem See im Schiffchen begegnet."

„So wären wir also," unterbrach ich Benedicta's lange Erzählung, „glücklich bei der Hochzeit angelangt?"

„Allerdings," entgegnete sie. „Vor der Hochzeit, welche nach Peter und Paul, wo der Roggen bereits gelbwitzen ist, angesetzt war, trug sich aber noch ein merkwürdiges Ereignis zu, das auch zur Sache gehört, Sie müssen mich daher anhören lassen. Hans lebten sie ganz wie früher, er als Schaffner, sie als Herrin, so daß Niemand das Verhältniß von Bräutigam und Braut geahnt hatte und, wie sie der Pfarrer von der Kanzel verkündete, Jeder überrascht war. Er dachte, zum Lallen und Tratten sind wir bereits zu alt, und hätte auch nicht gewagt, sich irgend eine Vertraulichkeit zu erlauben; bei ihr, so sehr sie ihn liebte, überwog die weibliche Schüchternheit, sie wollte nicht noch einmal den Anfang machen. Es sollte jedoch anders kommen.

Hans hatte bereits seit einigen Tagen in der Dämmerung etliche Burschc bemerkt, welche um das Haus schlichen und sich, wenn sie ein Geräusch hörten oder Jemand sahen, alsogleich zurückzogen, fast als fürchteten sie, erkannt zu werden. Er hätte sie auch nicht zu nennen vermocht; denn dazu besaß er viel zu wenig Bekanntschaft in der Gegend. Endlich wurde ihm die Sache verdächtig, er legte sich einen derben Knüttel zurecht, um sie damit das nächste Mal um ihren Zweck zu fragen. Zufällig wußte er Nachts im Stalle wachen, weil eine Kuh kalben sollte. Da hörte er etwa um zwei Uhr im obern Stock Geschrei um Hülfe, welches plötzlich verstummte. Rasch ergriff er den Knüttel, sprang über die Treppe empor und horchte an der Thür der Baronin. Er vernahm lautes Gepolter, fast schien es, als falle ein schwerer Gegenstand auf den Boden. Da besann er sich nicht mehr länger, mit beiden Füßen sprang er an die verschlossene Thüre, daß sie, der Gewalt der schwergenagelten Schuhe weichend, mit lautem Krachen zerbarst. Ein Schuß blitzte ihm entgegen, aus dem Rauche erhob sich eine schwarze Gestalt und schwang den Kolben des Gewehrs. Nun schlug Hans zu, daß der Kerl heulend zu Boden stürzte. Der Zweite, welcher das Pistl der Baronesse zu erbrechen versucht hatte, wollte durch das Fenster flüchten, verfehlte jedoch jenes, dessen Sims die Lumpen durchlagt, am Bleh, während von unten noch zwei Schüsse krachten, eingeklemmt in der Luft hängen. Hans bearbeitete mit dem Knüttel den wüsten Streich so ausgiebig, daß er fürchterlich brüllte. Auf den Lärm liefen die Nachbaren mit Dreschflegeln und

Digitized by Google

Sensen zusammen, die Stalldirne öffnete ihnen die Thür und Alles eilte in die Stube. Dort nahmen sie den Schelm in Empfang, und während ihn Einige beim Waschel über die Treppe schleppten, trat Hans zum Bette der Baronin, welche ängstlich zitternd unter der Decke kauerte. „Haben sie Dir nichts than?“ fragte er voll Sorge.

„Mir fehlt nichts,“ erwiderte sie, „Nachbarn, ich danke Euch für Eure Hülfe. Bist Du nicht verwundet?“ setzte sie leise bei.

„Nein,“ erwiderte er, „weil nur Du g'sund bist!“

Sie bat jetzt die Versammelten, das Zimmer zu verlassen, und blieb mit ihrer Magd allein. Hans legte sich jedoch, um ja jedem Falle zu begegnen, mit dem Knüttel vor die Thürschwelle. Sie konnte nicht schlafen, tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe, endlich faßte sie wie auf höhere Eingebung einen Entschluß. Unterdeß war schon der Tag angebrochen, sie kleidete sich an und wollte das Zimmer verlassen. Da lag Hans ruhig schlafend auf dem Boden, in der Rechten den Knüttel, den linken Arm unter den Kopf gelegt; sie berührte sanft seine Stirn, er fuhr rasch empor.

„Hans,“ sagte sie, „ich vertraute Dir mein Leben und vielleicht noch mehr. Deswegen muß ich mit Dir aufrichtig sein. Vor zwölf Stunden konnte Dir meine Hand nicht ganz unerwünscht scheinen; besaß ich doch so viel, um Dir und mir ein sorgenfreies Dasein zu bereiten. Nun bin ich aber ausgeraubt; denn nur meine Staatspapiere zu retten, kamst Du zu spät; — die Schelme waren sie aus dem Fenster —, ich besitze nichts mehr, als dieses Gütchen, welches beim größten Fleiß nur ein Leben von der Hand in den Mund gestattet. Es wäre schlecht von mir, wollt' ich Dich halten, ich gebe Dir Dein Wort zurück.“

Hans starrte sie einen Augenblick an, dann stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Als er sich gefaßt hatte, sprach er mit tiefem Schmerz: „Wär's mir doch lieber, Dich auf der Todtenbahr zu sehen, als so zu verlieren. Daß Du mich für einen schlechten Kerl hältst, der sein Wort umstieht, das hat mir noch am wehesten gethan von all dem Leid, das ich erfahren. Schau, ich bin gesund und stark, Dich und mich kann ich noch ernähren, das Glückchen ist ja nicht so schlecht, und Du hast mittlerweile auch schon was gelernt. Zuerst hast Du mir die Hand geboten, jetzt thu' ich's, denn sey Du mir gleich!“

„Ja, gleich,“ rief sie freudig, „ich brauche nicht zu Dir herunter, Du bist zu mir emporgestiegen. Jetzt erst bin ich Dein für immer!“

So standen sie und zuckten sich fest in die Augen, da sagte Hans mit g'schämigen Backen: „Jetzt darf ich Dir aber auch ein Busserl geben!“ Früher hatte er sich kaum erlaubt, sie mit einem Finger anzurühren.

Ein Kuß beschloß den Bund für das ganze Leben. Daß die Baronin ihr Vermögen nicht verloren hatte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ihre Möbe war erfonnen, nicht um die Liebe ihres Bräutigams, an der sie ohnehin nie zweifelte, zu prüfen, sondern um die Schaale, welche zwischen Beiden bestand, für immer niederzureißen.“

Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben.

I.

(Mit Abbildung.)

Das Ungeheuere des Londoner Verkehrs. — Die nothwendig werdenden neuen Verkehrsmittel. — Achtzehn unprojectirte Eisenbahnen durch die Stadt, über und unter den Straßen. Eine mitten unter der Themse. — Die Untergrund-Eisenbahn. — Die Charing-Crossbahn mit ihrer abtrichterförmigen Straßenüberbrückung. — Die pneumatische Brief- und Packetbeförderung und ihre Hauptstation.

Wer weiß nicht, daß um das Jahr 4000 unserer Zeitrechnung der berühmte neuseeländische Tourist des seligen Lord Thomas Babington Macaulay auf seiner alterthumsforschenden Weltfahrt kommen wird, um auf dem meilenweiten Trümmerfelde, wo dereinst die Stadt der Städte, das Ungeheuer London, sich gebreitet hat, seine philosophisch-elegischen Monologe über das „Sic transit gloria mundi“ vom Stapel laufen zu lassen? Der hochcivilisirte und ungeheure auftralische Staatsbürger der Zukunft wird sich aber in die Lüfte aufschwingen oder unter die Wellen der Themse hinabsteigen müssen, wenn er die merkwürdigsten Ruinen der alten britischen Herrlichkeit, die Reste der kühnsten und gewaltigsten Stein- und Eisenschöpfungen aufstöbern will, welche die englische Riesenenergie mit ihren Millionen von Bewohnern und ihrem unerlöschlichen und unendlichen Verkehre dereinst zum Wunder der Welt gemacht haben.

Der Leser fühlt schon heraus, daß wir nicht eigentlich vom heutigen London sprechen, mindestens nicht von dem, wie es heute schon fix und fertig dasteht, wohl aber von einem London, zu dem der Plan auf's Papier geworfen und zum Theil bereits in Verwirklichung begriffen ist. Doch was sagen wir von Plan? Nein, Pläne, ein paar Dutzend Pläne in Eins mußt es heißen; denn volle dreiundzwanzig Projecte für die umfassendste Umgestaltung Londons, insbesondere der lebenwimmelnden City, — der Alt- und eigentlichen Großgeschäftsstadt, die politisch allein als „Commune London“ betrachtet wird, am östlichen Nordufer der Themse — liegen dem gegenwärtig tagenden Parlamente zur Begutachtung und Genehmigung vor. Die in den dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre ist John Bull mit einem Male von einem neuen tollen Eisenbahnfieber ergriffen worden; nur beziehen sich alle die Schienenwege, die er jetzt anlegt, lediglich auf London selbst. Daß, wie solcher auch in den größten anderen Städten, selbst in Paris, noch nicht zu geschehen brauchte, die einzelnen Theile dieser häuserbedeckten Provinz durch Eisenbahnen verbunden sind, welche die meilenlange Peripherie der Stadt umgürteln, weil sich trotz aller der unzähligen Omnibusse, Cabs, Frachtkarren und anderen Vehikel, die sich auf den Straßen zu einem permanenten Chaos zusammenstopfen, trotz der Menge von Dampfbooten, welche unablässig theufeuf und themsab schießen, das Bedürfniß neuer Verkehrsmittel dringend geltend machte; daß mehrere Bahnen ihre tosenden Züge hoch über die Dächer der südwestlichen und südwestlichen Vorstädte hinwegjagen; daß eine andere selbst in die geheimnißvolle Tiefe hinabgeklettert und in das noch geheimnißvollere Geflecht der Abzugs- und Wasserleitungscanäle gerungen ist, um halb London zu unterminiren: das ist schon nichts Unerhörtes mehr, wenn gleich uns, die wir an minder überschwängliche Verhältnisse und ruhigern Lebensflug gewöhnt sind, der Kopf schwindelt bei dergleichen Ungeheuerlichkeiten. Alles dies aber erscheint blos wie ein schüchterner Anfangsversuch gegen die fabelhaften Ungethüme von Unternehmungen, welche plötzlich in's Werk geschickt werden sollen.

Von den dreiundzwanzig Projecten, meist mit pompösen Namen, über deren Verwirklichung die Herren am Westminsterplatze entscheiden sollen, streben zwei Dritttel den Bau neuer Staatseisenbahnen an. Allerdings hat die mit der Prüfung dieser Pläne betraute Parlamentscommission davon einen und den andern als gar zu chimärisch und abenteuerlich ad acta verwiesen, einige sind von ihren mittlerweile ernüchterten Schöpfern selbst zurückgezogen worden, indessen mehr als anderthalb Dutzend, man denke sich weit über ein Dutzend neue Eisenbahnen in und über und unter der Stadt, sollen wirklich dem Parlamente zur Sanctionirung empfohlen werden, zum Schrecken manches guten Londoner Spießbürgers — denn auch in London giebt es Spießbürger — der im buchstäblichen Sinne des Worts sich den Boden unter den Füßen weggezogen sieht und nicht weiß, wohin er sich in Sicherheit bergen soll.

Wer während der eigentlichen Geschäftszeit, von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, wo der Verkehr zwei Mal zu seiner Fluthhöhe anschwillt, jemals nur einen einzigen Tritt in die City gethan hat, der begreift, wie man nachgerade darauf sinnen muß, dem mit jedem Jahre wachsenden Menschen-, Wagen- und Roßgewirr in Kreuzstreet und Lurgatehill, um den St. Pauls- rom herum, in Cheapside und namentlich auf Londonbridge, das mit seinen täglichen anderthalbtausend Omnibus und seinen 20,000 sonstigen Vehikeln schließlich jede Ortsbewegung paralysirt und immer lebensbedrohlichere Collisionen in Aussicht stellt, irgendwie einen Ausweg zu schaffen. Soll man etwa Compagnien klauftrágiger Constabler an jede Straßenecke und auf alle Plätze postiren, damit sie die in der Richtung der City heranbrausenden Menschenwogen stauen, indem sie dieselben sectionsweise abtheilen und immer nur ein wohlabgezähltes Menschen- und Wagenquantum auf einmal

Digitized by Google

passiren lassen? Wo in einer einzigen Straße und innerhalb nur dreier Stunden, von 1—4 Uhr Nachmittags, eine halbe Million, im Durchschnitt, auf verhältnißmäßig engem Raume, aber mannigfaltig eine volle Million Menschen tagtäglich, d. h. bloß in der eben angeführten Geschäftszeit, auf den Beinen ist, die gefährlichen Pferdefüße sammt ihren vollenden Anhängseln gar nicht gerechnet, — ein ungefähr ebenso erfolgverheißendes Beginnen, als wenn man die Wasser der Themse mit einem Theelöffel ausschöpfen wollte.

Wie also sollen dieser bedrohlichen Uebelfülle Schranken gezogen werden, — ohne dem Verkehr die freie Bewegung zu weiterer Ausdehnung zu hemmen? Es bleibt kein anderes Aushunftsmittel, als durch neue Eisenbahnen einen Theil der Verkehrsströmung über oder unter das Niveau der Straßen zu verweisen. Diese Ueberzeugung hat sich jetzt des Publicums bemächtigt. Und so ist plötzlich jener Wetteifer von Abhilfesprojecten angestachelt worden, die, wie Alles in London, sofort in's Ungeheure und Ungeheuerliche geschossen sind.

Man stelle sich vor, daß die für die City in Aussicht genommenen Schienenwege allein die Länge von mehr als vier deutschen Meilen erreichen werden. Ihr Bau berührt mittel- und unmittelbar ein Areal von mehr als vierzig deutschen Meilen und etwa dreihundert der hauptsächlichsten Straßen und Communicationen, so daß schwer abzusehen ist, wie er überhaupt ausführbar wird. Wohin in der Zwischenzeit, auf Jahre vielleicht, mit dem Menschen- und Wagenstrome? Doch der Brite, wenn er einmal ein Ding in's Auge gefaßt hat, pflegt nicht der Mann zu sein, der vor Schwierigkeiten oder Opfern zurückweicht. „Durch" ist seine Losung. Englischer Unternehmungsgeist, englische Willenskraft, das Genie englischer Ingenieure und Techniker sind bewundernswerth. Hier haben wir von den Briten noch unendlich viel zu lernen. Man darf daher mit Sicherheit behaupten, daß die meisten der dem Unterhause eingereichten Pläne in Angriff genommen und verwirklicht werden, überhaupt wie sie sind, welche kolossalen Geldmittel sie beanspruchen und ob dadurch auch die gesammte Physiognomie der Stadt eine derartige Umwandelung erfährt, daß man, nach Verlauf weniger Jahre, selbst die Lage der jetzt bekanntesten und meistgenannten Londoner Localitäten, die Plätze und Derilichkeiten, an welche sich die interessantesten und theuersten Erinnerungen knüpfen, nicht mehr zu bezeichnen im Stande sein wird. Mit einem Worte, noch nie ist eine Stadt in der Welt von solch einem radicalen Umsturze bedroht gewesen. Die Prachtbauten, die Anlage von Straßen, von Boulevards und ganzen Stadtvierteln, womit der dritte Napoleon ein neues Paris geschaffen hat, all das, an sich imposant und gewaltig, schrumpft in's Unbedeutende zusammen, der völligen Umgestaltung gegenüber, welcher die Merropole an der Themse entgegensieht. Und wie verschieden sind die Ursachen dieser Umgestaltungen der beiden „Hauptstädte der Welt", so verschieden wie Geist und Charakter der beiden Nationen selbst! An der Seine kommt die Metamorphose wesentlich nur auf Rechnung der Laune und Eitelkeit eines Autokraten, der das neue Paris nach dem Principe „tel est mon plaisir" entwirft und dabei auf das Streben nach Glanz und Luxus seiner Pariser nichts spendirt, — sondern des Canals ist's allein das bürgerliche Regen und Rühren, das gesundheitliche Gedeihen, die mit der Arbeit wachsende Ausdehnung der Stadt und umgekehrt der mit dem endlosen Umfange dieser letztern in's Endlose anschwellende mercantilische und gewerbliche Verkehr, die freie Vereinigung von Privatleuten, kein Impuls von oben, wo Tausen seine neue wunderbare Physiognomie verleiht. —

Es ist unmöglich, auch hier nicht am Orte, alle die Projecte aufzuzählen, die London zu oberst zu unterst kehren sollen; wir wollen nur einiger der hervorragendsten gedenken. Da machen sich unter andern zwei verschiedene Pläne zu einer Weiterbeförderung und nutzbringenden Ausdehnung des jetzt als trübselige Curiosität lediglich von den Fremden aufgesuchten, nie aber seiner Bestimmung gemäß als Verbindung von einem zum andern Ufer gebrauchten, völlig improductiven Themsetunnels anheilchig; zwei Compagnien erbieten sich zwischen dem Tower und Londonbrücke zwei neue grandiose Brücken über den Strom zu schlagen, jede von 800 Fuß Bogenspannung und das Hochwasser der Themse über mehr als 100 Fuß überragend; außerdem soll noch weiter oberwärts, in der Nähe der Westindia-Docks, eine dritte Brücke errichtet und das Bestend gar mit fünf neuen Brücken auf einmal beschenkt werden. Mehrere Bahnen werden dicht am nördlichen, einige andere dritten in Southwark und Borough längs des Südufers der Themse hinlaufen, eine als das Wunder der Wunder, gar mitten im Strombette in langem Tunnel unter den rauschenden Wässern! Belle Parks und zahlose Plätze werden durchschnitten, unterminirt oder überbrückt, so daß hoch über und tief unter dem Menschen- und Wagengetümmel zugleich und unaufhörlich die schweren Locomotiven schnauben und pusten werden. Kaum ein Winkel der City ist sicher vor der Revolution, die sich vorbereitet; nur die Kirchen wird man nicht anrasten. Sim sie zu schonen, sollen hier und da selbst die weitesten Curven nicht gescheut werden, während man dagegen den mitten in der Stadt noch immer nicht überall beseitigten Friedhöfen wenig Rücksicht zudenkt und somit endlich einmal aufräumen wird mit einem von Londons schreiendsten Misständen. So wird schließlich das eigentliche Herz Londons und des gesammten Großverkehrs der Erde überhaupt ein Gepräge erhalten, für das uns bis jetzt jedwede Vorstellung gefehlt, dem zu keiner Zeit irgendwelche Stadt auf diesem oder dem andern Continente Analoges an die Seite zu stellen gehabt hat. Ein Unicum, wie es eben nur London sein kann.

Der Anfang zu diesen neuesten Londen, das in seiner Vollendung das größte bauliche Wunder der Welt wie den Gipfelpunkt menschlicher Verkehrsthätigkeit repräsentiren wird, ist seit Jahren bereits gemacht. Schon sind viele Straßen zweien und dritten Ranges völlig andere und neue geworden, abermals Tausende von Wohnungen, die noch den Armen und Aermsten Obdach boten, von der Erde weggefegt und ihre unglücklichen Insassen auf's Neue in entlegene Winkel oder Gott weiß wohin verjagt, freilich aber auch durch Abbruch einer Menge von düstern unsaubern Gängen, Höfen und Gäßchen eine beträchtliche Anzahl von grausigen Schlupfwinkeln des Trunks und des Verbrechens beseitigt worden, und die Umwandelung dauert stetig fort und nimmt mit jedem Jahre kolossalere Dimensionen an, so daß sich der entsetzlichste Londoner oft schon mitten auf den ihm von Kindesbeinen an gefänglichen Gassen und Plätzen nicht mehr mit Sicherheit „auskennen" im Stande ist. Wer mag's ihm daher verargen, wenn er zu manchen dieser Wandelungen bedenklich den Kopf schüttelt und gern den sich vollziehenden Umsturz Halt gebote, welchem so viele seiner Anschauungen und Gewohnheiten zum Opfer fallen sollen?

Was britischer Unternehmungsgeist und britische Ausdauer in Verbindung mit britischem Capitale vermögen, beweist vor vielen Andern die oberwähnte Untergrund-Eisenbahn, die seit vierzehn Monaten als eine gelungene Thatsache dasteht und in nicht vollen zwei Jahren eine Strecke von ziemlich einer deutschen Meile mit täglichen 170 Zügen befährt. Ein nächstes unserer „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben" wird diesem Meisterstücke menschlicher Technik gewidmet sein und, nach einer trefflichen Originalzeichnung, an einem der interessantesten Knotenpunkte des Straßenverkehrs einen Einblick in die mit genialer Kühnheit dem Dienste der Oberwelt tributpflichtig gemachte Unterwelt gewähren. Wir begnügen uns also hier einfach mit der Bemerkung, daß die Weiterverpflanzung des unterirdischen Schienenstranges nach bis jetzt von ihm noch nicht berührten Stadttheilen auch unter den zwei Dutzend neuen Londoner Projecten figurirt.

Zwar nicht in die unheimlichen Regionen der finstern Tiefe tauchend, vielmehr, im diametralen Gegensatze, meist hoch in der Luft schwebend, doch durch Gedanken und Ausführung kaum minder grotzartig, ist ein anderes Actienunternehmen, das, ebenfalls dem alle Banden sprengenden Verkehrsdrange seine Entstehung verdankend, seit einigen Jahren das Londoner Publicum in Aufregung versetzt und den englischen illustrirten Blättern zum permanenten Ideenmagazine für Text und Bilder verhalten muß. Wir meinen die sogenannte Charing-Croß-Eisenbahn, die ihren Ausgang nimmt unweit dem alten Platze von Charing Croß, der heutzutage, nach Nelson's Siege, zum Trafalgar-Square avancirt ist und in seiner Einfassung von Statuen und Denksäulen eine wahre Blüthenlese englischen Ungeschmacks vorstellt. Die ganze Linie dieser Bahn ist zwar kaum eine halbe deutsche Meile lang, macht aber nicht weniger als einbunderr und neunzig Brückenbogen nothwendig, von denen allein achtzehn lebhafte Straßen überspannen, während sich ein eiserner Viaduct von über 400 Fuß Länge quer über einen vielbesuchten Marktplatz in den am Südufer des Stromes gelegenen industriereichen Stadttheil Lambeth schwingt. Schon folgen sich von sieben Uhr Morgens bis halb ein Uhr Nachts die Züge dieser luftigen Bahn in nur viertelstündigen Intervallen, um nach und von Greenwich allein 140 Mal des Tags ihre lebendige und todte Fracht ein- und auszuladen.

Digitized by Google

Noch bleibt uns in unserm heutigen allgemeinen Ueberblick über die theils sich anbahnenden, theils bereits in Anwendung gebrachten neuen Londoner Verkehrsmittel übrig, eines von jenen dreiundzwanzig Plänen zu gedenken, deßgleichen, auf den sich unsere Abbildung bezieht. Wir erwähnen deßselben zuletzt, nicht weil wir ihn die mindeste Wichtigkeit beimessen, sondern weil er auf absolute Neuigkeit keinen Anspruch machen kann und, nach stichhaltigem Versuche im kleinen Maßstabe, jetzt lediglich um eine Ausbreitung in's Größere und Große bittet.

Die Leser der Gartenlaube haben von der sogenannten pneumatischen Brief- und Paquetbeförderung schon gehört, als man in London vor einigen Jahren zuerst auf die Idee kam, durch den Luftdruck Frachtstücke und selbst Passagiere zu befördern und Versuche im Kleinen damit anstellte; nur wenigen aber wird es, wie dem Zeichner unsers Bildes, vergönnt gewesen sein, dem Abgange des pneumatischen Depeschenzuges auf der benutzten Hauptstation beizuwohnen, dem Bahnhofe von Euston-Road, jenem großen Ausgangspunkte Londons nach dem englischen Nordwesten, nach Manchester und Liverpool, beizuwohnen. Wir dürfen daher unsere Illustration wohl noch mit einigen erläuternden Worten begleiten.

Der Gedanke, den Luftdruck als Beförderungsmittel und Locomotor zu gebrauchen, ist kein neuer. Er stammt bereits aus dem siebenzehnten Jahrhundert, wo Papin, von dessen lustreich verschlossenem Topfe wir Alle in der Schule gelernt haben, auf den Grundsatz zuerst aufmerksam machte. Sowohl er aber, wie seine Nachfolger, gingen blos von der Idee aus, comprimirte Luft von hinten auf die zu bewegenden Gegenstände wirken zu lassen, dieselben also, wie eine Kugel aus dem Rohre, zu blasen. Erst Medhurst war es, der, vor ungefähr fünfzig Jahren, den Grundsatz aufstellte, die zu befördernden Dinge nicht durch verdichtete Luft vorzublasen, sondern durch ausgepumpte heranzuziehen, ganz ähnlich, wie das Wasser mittelst eines Strohhalmes oder einer Glasröhre unsern Lippen zugeführt wird. Eine Ausführung in größerem Maßstabe fand diese Idee, die unserer pneumatischen Depeschenbeförderung zu Grunde liegt, zunächst in der sogenannten atmosphärischen Eisenbahn, die im Jahre 1840 von Clegg und Samuda auf dem West-London'schen Schienenwege versuchsweise in's Werk gerichtet wurde. Indeß bewährte sich der Gedanke in der Praxis nicht, so daß man den Versuch bald fallen ließ und, wenn wir recht unterrichtet sind, das Princip nur noch auf einer Eisenbahn Irlands anwendet. Dagegen hat man den Grundsatz wieder aufgenommen, um ihn als Postboten zu verwerthen, für jetzt zwar nur zwischen einigen Bahnhofsstationen Londons, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Pneumatische Beförderungsgesellschaft, the Pneumatic Despatch Company, — eine Privatactienunternehmung, die jetzt das Parlament um Concession zu weiterer Ausdehnung ihrer Thätigkeit ersucht, — in kurzer Zeit ihre Stationen und Linien durch ganz London errichtet und eine totale Revolution der gesammten Postbestellung verursacht haben wird.

Sehen wir uns jetzt unser Bild etwas näher an. Wir befinden uns, wie erwähnt, auf dem Bahnhofe von Euston-Road. Derselbe liegt auf jenem großen Verkehrswege, der am Nordsaume des eigentlichen Londons die Verbindung zwischen den Westen und dem Osten der Stadt herstellt. Als End- und Anfangsstation der Hauptlinie von und nach Lancaster und Liverpool, gehört er zu den frequentesten Londons, und die Anzahl der von ihm abgehenden und auf ihm ankommenden Poststücke aller Art übersteigt unsere deutschen Vorstellungen.

Es ist eben Abgangszeit. Der eiserne Wagen, der einer Wiege nicht unähnlich ist, wird mit den Briefbeuteln gefüllt, die vor wenigen Augenblicken aus dem Norden und Nordwesten des Reichs angelangt sind. Sobald dies geschehen, zeigt es der dicht daneben befindliche Telegraph der nächsten Station an. Der Wagen gleitet in die Röhre, in die man mittelst einer Dampfmaschine die Luft einbläst, die Klappe schließt sich, und fort saust der Wagen mit einer Geschwindigkeit, welche in einer halben Minute die Entfernung von etwa einer Viertelstunde zurücklegt. Die nächste Station ist das Zweigpostamt von Eversholt-Street, etwa 1900 Fuß vom Euston-Bahnhofe entfernt. — Der Hauptheil des weltwerthigen Apparates stellt sich in Form eines großen flachen Gehäuses mit runden Obertheile dar, das, vier Fuß über dem Boden, von einer auf zuhgeeisernem Gestelle laufenden schmiedeeisernen Welle durchgogen ist und „Auswerfer" — pneumatic ejector — heißt. Er hat die Bestimmung, die Luft in Bewegung zu setzen, um auf der Euston-Station die Wagen durch Einblasen und zurück durch Aufsaugen von Luft zu befördern. Hinter diesem großen Gehäuse — rechts auf unserer Abbildung — mit seinem Ventilator von mehr als zwanzig Fuß Durchmesser, ist eine Hochdruckdampfmaschine von zehn Pferdekräften aufgestellt. Sie ist es, welche mittelbar die Function des Lufteinblasens und Luftaufsaugens zu versehen hat. Elektrische Telegraphen besorgen, wie wir schon erfuhren, zwar die Correspondenz zwischen den beiden Luftstationen; man kennt aber ohnedem die Ankunft an beiden Stationen so auf die Minute genau, daß die Klappe, welche die Röhre schließt, immer rechtzeitig vorher geöffnet und mit der wieder einströmenden Luft jedweder ungestüme Anprall des anlaufenden Zugs vermieden wird. Ueberdies sind die einzelnen Wagen, welche den Briefzug bilden, mit Gummipuffern versehen, so daß auch hierdurch der Stoß sich abschwächt.

Fünf jetzt werden täglich etwa zwanzig Briefwagenzüge auf der erwähnten Strecke hin- und herbefördert. Selbstverständlich erschöpft dies noch nicht die Leistungsfähigkeit des Apparates, so daß augenblicklich der Dampfverbrauch verhältnißmäßig noch ein viel zu großer ist. Trotzdem aber stellt sich der tägliche Consum von Brennmaterial immer nicht viel höher als sechs Schillinge oder etwa zwei Thaler, und mithin würden sich die Kosten für eine Doppelfahrt auf nicht mehr als ungefähr 5 Pence oder nicht ganz 4 Sgr. berechnen. Zieht man vollends die Zeitersparniß dieser Postbeförderung in Betracht und bedenkt, daß in London das englische Dictum „Zeit ist Geld" mehr als irgendanderswo seine Berechtigung hat, so scheint uns kaum noch zweifelhaft, daß die Luftpost, die ihre jetzige Vervollkommnung hauptsächlich dem Ingenieur Rammel verdankt, in nicht zu ferner Zukunft nicht blos durch London, sondern durch alle größeren Städte Großbritanniens und des Festlands zu jenen dauernden Errungenschaften zählen wird, die unabhängig sind von den jeweiligen politischen Windströmungen.

Auf der Rhede von Cuxhaven.

Eine Erinnerung an die deutsche Flotte.

Es war am 4. Juni 1849, als nach dem Seegefecht bei Helgoland die deutschen Dampfer Barbarossa, Hamburg und Lübeck, verfolgt von einem weit überlegenen dänischen Geschwader, gegen Abend der Elbe zusteuerten. Der Weg nach der Weser, von wo sie am Morgen ausgelaufen und wohin sie hätten zurückkehren sollen, war ihnen abgeschnitten. Obgleich fast uns Allen an Bord das Gefecht zu früh beendet schien und wir trotz der widrigen Umstände, welche eingetreten waren, gern dem Feinde noch näher auf den Leib gerückt wären, so machte unserem nur auf Unkenntniß und Tollkühnheit begründeten Unmuthe doch bald wieder die heiterste Laune Platz; es war ja das erste Gefecht, welches die junge Flotte bestanden, und Jeder an Bord, vom Capitain bis zum Schiffsjungen, hoffte mit Zuversicht, es werde nicht das letzte sein.

Ich war noch eine vollständige Landratte, denn erst am 3. Juni, also am Tage vor dem obenerwähnten Gefechte, hatte ich das erste Mal das Deck eines Seeschiffes betreten. Ich war Seejunker an Bord der Dampfcorvette Lübeck. Obgleich der zuletzt an Bord gekommene Seejunker, hatte ich doch von den Uebrigen meines Ranges wenig zu leiden, da die Meisten derselben gleich mir noch nicht auf See gewesen waren und ich auch zu den Aelteren und Stärkeren gehörte. Zum Lachen gaben wir Landratten aber Alle — hierzu gehörten auch der Doctor und der Zahlmeister — oft genug Veranlassung, am meisten natürlich diejenigen von uns, welche, nicht in der Nähe der See geboren, ganz vor Kurzem dieselbe zuerst gesehen und kennen gelernt hatten.

So war es am Morgen nach dem Gefechte bei Helgoland, daß unser Doctor, ein Rheinländer, der sich übrigens schon länger als einen Monat an Bord befand und bereits etwas auf seine maritimen Erfahrungen einbildete, seine Unkenntniß in See- und Schiffssachen bitter zu büßen hatte. Als er nämlich auf Deck kam, war er sehr erstaunt. Erstaunen nicht mehr auf derselben Seite der Elbe zu erblicken, auf welcher es seiner Ansicht nach am Abend

Digitized by Google

vorher gelegen hatte. Er versicherte hoch und theuer, Euxhaven habe gestern ihm zur Linken gelegen, wenn er, auf dem Hinterdeck stehend, das Gesicht dem Großmast zugewendet; heute lag es ihm, obgleich er ebenso stand, zur Rechten. Es wurde ihm nun eingeredet, er habe gestern wohl zu Ehren des glücklich überstandenen Gefechtes im ungewohnten Grog des Guten zu viel geleistet. Das wollte er aber durchaus nicht Wort haben und stritt auf Tod und Leben in der ihm eigenen lebhaften und lauten Weise und in seiner rheinischen, an Bord wenig bekannten Mundart über die besagte Erscheinung, die er sich schlechterdings nicht erklären konnte. Daß die anwesenden Officiere, der Commandant nicht ausgenommen, so herzlich lachten, wie es nur irgend die Etiquette auf dem Quarterdeck erlaubt, kann sich Jeder leicht denken, welcher die bezüglichen Verhältnisse kennt. Dem guten Doctor war es nämlich entgangen, daß das Schiff gewaltig hatte und, während es am Abend unserer Ankunft vor Anker gelegen, am nächsten Morgen zufällig vor Ebbe, sonach am Abend mit der Backbordseite, am Morgen dagegen mit der Steuerbordseite Euxhaven gegenüberlag.

Am selben Morgen war es ferner meine Wenigkeit, die den Stoff zum Tagesgespräch auf allen drei Schiffen des Geschwaders lieferte. Kurz vor Mittag wurde am Besanmaste des Barbarossa, auf welchem sich Commodore Bromny als Befehlshaber des Geschwaders befand, das Signal aufgehißt: „Der Seejunker Nr 4" — das war ich — „soll an Bord kommen!" Da ich speciell genannt war, so konnte es sich nicht um einen abzuholenden Befehl handeln, sonst wäre ein beliebiger Seejunker oder der Schiffssecretair gerufen worden. In weniger als fünf Minuten war ein Seeboot bemannt, ich saß darin und fuhr dem Commodoreschiff zu. Es war erbärmliches Wetter, ein steifer Südwest mit starkem Regen und hohem Seegang; dies focht mich aber wenig an, und ich merkte nicht einmal, daß ich bis auf die Haut durchnäßt wurde, da ich in der Eile ohne Regenmantel und Südwester (Kopfbedeckung) abgefahren war. All mein Denken concentrirte sich im Nachgrübeln über die Ursache meiner Berufung auf das Commodoreschiff. Die Mannichfaltigkeit durchkreuzte mein armes Gehirn! Vor Allem aber gnälte mich die an Bord noch im letzten Augenblick von meinen Cameraden ausgesprochene Vermuthung, ich sei gerufen worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, weil ich während des Gefechts, mit dem Beobachten der Signale betraut, das Signal „Umkehren", welches den Rückzug der Schiffe befahl, nicht — wie es auch wirklich der Fall war — augenblicklich gesehen und dem Commandanten der Lübeck gemeldet hatte.

Das Boot ging auf und nieder und die hohen Wellen verbargen mitunter den Barbarossa, auf welchen mein Blick gerichtet war. Ich glaube, ich wünschte damals, wir möchten ihn nie erreichen! Kriegsgericht, strenge Strafe oder gar Entlassung aus dem Flottendienst, das waren die Popanze, die mich bis unter Bord des Commodoreschiffes geleiteten. Nur mit Mühe konnte angelegt werden, nachdem man uns von Bord aus ein Tau zugeworfen hatte. Mit einem kühnen Sprung schwang ich mich, als das Boot durch eine Welle hoch genug emporgeworfen worden war, auf die Fallreepscrepe, im nächsten Augenblicke stand ich auf Deck. Zum Glück blieb ich ruhig stehen und wartete auf einen weiteren Befehl; denn ich wäre sicherlich, statt nach dem Quarterdeck, nach vorn gegangen, was übrigens auch einem weniger befangenen Anfänger begegnen kann, aber stets Spötteleien und Witze der Anwesenden nach sich zieht. Man führte mich schweigend hinunter zur Kajüte des Commodore; die Thüre öffnete sich, ich trat ein. Um einen schwarzbehangenen Tisch, o schrecklicher Anblick! saßen fünf oder sechs Officiere; am untern Ende Commodore Bromny, ihm zur Rechten der Commandant des Barbarossa, Capitain Ling, zur Linken ein Herr in mir fremder Uniform; die übrigen Officiere kannte ich nicht. Es herrschte eine feierliche Stille. Der Commodore winkte mir, heranzutreten. Ich glaube, ich habe damals gezittert; jedenfalls hätte ich mich viel behaglicher an Bord eines brennenden Schiffes, als in besagter Gesellschaft befunden. Doch ich faßte Muth und ging in militairischer Haltung auf den Commodore zu. Eine strenge Bewegung seiner Hand gebot mir Halt; ich war noch drei Schritte von ihm entfernt. „Herr Seejunker," begann er hierauf, „vermissen Sie keine Papiere, Briefschaften und dergleichen?"

„Daß ich nicht wüßte, Herr Commodore," war meine Antwort.

„Allerlei Zeichnungen, Bleistiftskizzen und dergleichen?"

„Nein, Herr Commodore."

„Treten Sie näher," sprach er nun und deutete nach einem Haufen Papiere, die, vorher in ein Paket zusammengebunden, auf dem Tische ausgebreitet waren. Sofort erkannte ich diese Papiere. Ein jäher Schreck fuhr mir durch die Glieder. Mit bebender Stimme antwortete ich auf die Frage des Commodore: „Kennen Sie diese Papiere?": „Ja, Herr Commodore, sie gehörten mir zu, ich warf sie gestern Abend über Bord, um sie zu vernichten."

Mit diesen Papieren hatte es aber folgende Bewandtniß. Nachdem ich mich eingeschifft hatte, war ich zu meinem Leidwesen gewahr geworden, daß es in der engen Seejunker-Kajüte keinen verschließbaren Raum für jeden Einzelnen gab, daß vielmehr daselbst Gütergemeinschaft in den Worts verwegenster Bedeutung herrschte. Ich besaß aber einige Briefe, Scripturen und Zeichnungen, die ich ungern den Augen meiner nichts weniger als discreten Cameraden ausgesetzt hätte und daher zu vernichten beschloß. Ich erbaschte hierzu, es war gerade vor dem Einlaufen in die Ebbe, einen freien Augenblick, band die der Vernichtung geweihten Papiere zusammen, und übergab sie der hochgehenden See, seit übergangt, diese werde meine kleinen Geheimnisse in ihrem dunklen Schooße am besten und auf ewig verbergen. Dem war aber nicht so: die See hatte vielmehr, wie ich sah, den schmählichsten Verrath an mir geübt. Unter den erwähnten Papieren befand sich nämlich nicht nur eine Anzahl rosarother Briefchen mit getrockneten Blümchen und Blättchen darin, sondern auch nebst andern ganz harmlosen Skizzen — und das war das Schrecklichste! — ein Blatt, auf welchem ich den Commodore in nicht zu verkennender Aehnlichkeit skizzirt hatte. Eine Caricatur konnte man zwar die Skizze nicht nennen, nur hatte ich Schnurrbart und Leib des Mannes nicht unbedeutend vergrößert, seiner Körperlänge aber unverhältnißmäßig Abbruch gethan.

Commodore Bromny war nämlich von mittlerer Statur, hatte einen etwas starken Leib und trug einen über die Lippen fallenden, ziemlich langen Schnurrbart. Die faltenreiche Stirn und das fistirtblickende Augenpaar schienen auf meiner Skizze ein nahes Donnerwetter zu verkünden. Aufgefallen hatte ich dem Hute einer der napoleonischen ähnliche Form und dem Säbel eine etwas mehr als türkische Krümmung beigelegt. Mit einem Worte, ich hatte meiner Phantasie freien Spielraum gelassen, um der Figur etwas recht Tyrannisches zu geben. Der Commodore konnte mitunter sehr heftig sein und fürchterlich poltern, zumal wenn er Verweise gab. Davon war mir schon einmal eine Probe geworden, als ich in Bremerhaven eines Tages versäumt hatte, einen höheren Officier zu salutiren.

Ueber den Grund meines Verfahrens hinsichtlich der Vernichtung jener Papiere befragt, machte ich dem Commodore eine kurze, aber genügende Mittheilung. Seine Stirn, die vorher in ernste Amtsfalten gelegt war, glättete sich plötzlich, und indem seine Züge jenen freundlichen Ausdruck annahmen, der ihm stets so gut stand, sprach er lächelnd zu mir, der ich wie neu belebt nun wieder aufathmete: „Sehen Sie, junger Herr, diese Papiere hat socben der Herr Amtmann hier" — er deutete auf den Herrn in der mir fremden Uniform — „an Bord gebracht. Ihm hat sie ein Fischer, der sie am Elbestrande, anderthalb Meilen stromaufwärts, gefunden hat, heute Morgen übergeben. Für die Zukunft rathe ich Ihnen, um die Leute nicht wieder unnöthigerweise zu beunruhigen und zu bemühen, Ihre entbehrlichen Papiere lieber zu verbrennen, als über Bord zu werfen. Auch lassen Sie sich über die Verhältnisse von Ebbe und Fluth an den Flußmündungen belehren, denn es scheint Ihnen merkwürdig vorzukommen, daß Ihre Papiere, die Sie vor der Elbemündung über Bord warfen, anderthalb Meilen stromaufwärts am Elbeufer gefunden wurden. Nicht wahr, so ist es?"

Ich verzog den Mund zu einem verschämten Lächeln. Der Commodore machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort:

„An der Adresse der Briefe hat man den unzweifelhaften Besitzer des Paketes erkannt; aber wer ist denn, wenn man fragen darf, der Künstler, der diese vortrefflichen, leider ein wenig durchnäßten Bleistiftskizzen verfertigt hat?"

Vertraunend auf die freundliche Sprache des Commodores erwiderte ich offenherzig: „Ich, Herr Commodore!"

„Nun," sagte dieser, „ich gebe Ihnen hiermit Ihre Papiere bis auf eines zurück; eine Ihrer Skizzen werde ich nämlich so frei sein, für mich zu behalten, das heißt dem Fischer abzukaufen, dem das Paket doch eigentlich jetzt zugehört, da er es am Strande gefunden hat. Denn, nichtwahr, Herr Amtmann, hier gilt ja noch

Digitized by Google

das alte Strandrecht, und es wird sogar auf der Kanzel jeden Sonntag gebetet: „„Gott segne unseren Strand,““ — nämlich mit gestrandeten Schiffen?“

Hierauf reichte der Commodore die ihn vorstellende Skize dem Amtmann, der mit offenbar großer Mühe sein steifes Actengesicht zu einem Lächeln zwang, und bat denselben, sie im Kreise weitergehen zu lassen. Dann stand er auf und holte eine verschließbare Briefmappe herbei, die er mit mit den Worten übergab:

„Hier haben Sie etwas zur Aufbewahrung Ihrer Papiere, und nun können Sie wieder an Bord zurückkehren. Guten Morgen!“

Ich war wahrhaft gerührt und machte eine tiefe, ich glaube, recht unmilitärische Verbeugung. Wer war aber froher als ich mit meiner Mappe! Wie beneidete man mich in der Seejunker-Kajüte um mein kleines Erlebniß! —

Das deutsche Geschwader sollte längere Zeit auf der Rhede von Cuxhaven bleiben. Obgleich kein Seehafen so wenig Unterhaltung bietet, wie dieser, und auch in jetziger Periode wegen des Krieges beinahe gar keine Badegäste erschienen waren, so unterhielt man sich doch mitunter vortrefflich am Lande; denn es durchwechte das junge Volk unserer Schiffe ein so froher, frischer Geist, wie ich ihn nicht leicht anderswo im Leben wiedergefunden habe. Auch der Commodore und die Commandanten schienen sich am Lande gut zu gefallen und folgten öfters den Einladungen der hamburger und hannöverschen Amts-Notabilitäten von Cuxhaven, Ritzebüttel und Umgegend. Als Revanche hierfür beschloß der Commodore denselben ein solennes Frühstück an Bord des Barbarossa zu geben. Dieses sollte am 14. Juni stattfinden. Schon einige Tage vorher ergingen die Einladungen und wurden Vorbereitungen dazu getroffen, deren Vielseitigkeit auf ein großartiges Fest schließen ließ. Am Lande wurden Bestellungen aller Art gemacht, und die letzten Tage vor dem Frühstück sah man Boote in Menge zwischen der Stadt und dem Barbarossa unaufhörlich hin- und herfahren. Sie brachten der Herrlichkeiten gar viele an Bord, Wildpret und Geflügel, Fische, Austern und selbst Schildkröten, Gemüse und Obst aus dem Süden, aber auch Körbe voll Flaschen, darunter zahlreiche Silberlöpfe und rheinische Langhälse. Die Boote fuhren alle unter der Lübeck her und gaben ihren kostbaren Inhalt den mitunter lüsternen Blicken der auf Deck Befindlichen preis.

Am Lande wurde von nichts Anderem gesprochen, als von dem Feste, welches der Commodore geben würde. Manchem wäßerte wohl schon der Mund nach den Leckerbissen und den köstlichen Weinen, die von Hamburg und noch weiterher angelangt waren. So waren der Abend und die Nacht des 13. Juni herangekommen. Mich hatte die Hundswache, d. i. die Wache von Mitternacht bis vier Uhr Morgens, getroffen. Eine Stunde dieser unangenehmsten aller Wachen war glücklich vorüber und ich beschäftigte mich, um mich einzuschlafen, damit, die Schritte des Decks von vorn nach hinten und wieder zurück zu zählen, als ich ein Geraffel, wie wenn auf einem der beiden anderen Schiffe des Geschwaders ein Boot in's Waßer gelassen würde, zu hören glaubte. Vom Wachofficier war dieselbe Wahrnehmung gemacht worden. Wir hatten uns nicht getäuscht. Kurz darauf löste sich ein schwarzer Körper von dem Commodorsschiff ab und bald sahen wir denselben der Lübeck zuschwimmen. Es war ein Boot, welches mit leisen Ruderschlag auf uns zusteuerte. Wenige Minuten später praiten wir dasselbe an und auf unserem Ruf: „Boot ahoi!“ ertönte darauf die Erwiderung: „Lübeck an Bord!“ Das Boot legte an, ein Seejunker sprang auf die Fallreepsstreppe und übergab eine versiegelte Depesche, welche augenblicklich dem Commandanten zu behändigen sei. Dann stieß der Ueberbringer wieder ab und steuerte der Hamburg zu. Noch war er nicht dort angelangt, als unser Commandant, den man sofort geweckt hatte, schon auf Deck kam. Fast gleichzeitig erschienen daselbst der erste Lieutenant, der erste Maschinen-Ingenieur und der Bootsmann, welche der Commandant bereits hatte rufen lassen. Er sprach einige Worte leise mit ihnen, worauf die beiden Letztgenannten nach vorn und hinab in das Zwischendeck eilten. Ohne daß die Bootmannspfeife und der Ruf: „Alle Mann an Deck!“ erschallt wäre, kam kurz darauf die Mannschaft, allerdings ein wenig verschlafen und verzieyt, an Deck. Rasch waren die Hängematten in die Finknetze gestaut, und in der Maschine wurde es hell und lebhaft. Die Feuer wurden angefündet. Inzwischen waren auch sämmtliche Officiere und Seejunker auf Deck gekommen. Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Alles fertig gemacht worden war, eilte auf einen halblaut ertheilten Befehl die Mannschaft zum Gangspill, welches sich alsbald, diesmal ohne die belebende Musik von Trommel und Pfeife, aber deunoch so rasch, wie nur jemals, zu drehen begann. Eben waren unsere Anker gehoben, als der Barbarossa seine Räder in Bewegung setzte und nach See zu dampfte. Unmittelbar darauf thaten wir das Gleiche, indem wir ihm in seinem Kielwasser nachsteuerten. Wenige Minuten nachher verließ auch die Hamburg ihren Ankerplatz und folgte der Lübeck. Der Leuchtthurm von Cuxhaven lag bald weit hinter uns, und das Geschwader befand sich auf hoher See. Dasselbe steuerte nun westlich und hielt sich den Watten so nahe, als dies nur irgend ohne Gefahr für die Schiffe möglich war.

Bald brach der Tag an, und wir eine riesige Glühhitze stieg im Osten die Sonne auf. Aber sehr bald außer ihr tauchten in der gleichen Richtung noch zwei andere Dinge aus der Fluth empor: es waren die dänischen Fregatten Thetis und Bellona, welche, wie man wußte, vor der Elbe kreuzten. Sobald diese uns wahrgenommen, änderten sie ihren südwestlichen Curs und steuerten uns bei frischer Ostbrise mit vollgebraßten Segeln nach. Unsere kleinen Dampfer hätten es alle drei nicht mit einer einzigen dieser Fregatten aufnehmen können, wie viel weniger mit beiden; denn während jede derselben über vierzig Geschütze trug, zählten wir deren zusammen nur dreizehn. Wir fuhren daher alle mit vollster Kraft, aber die Lübeck, welche die schwächste Maschine des Geschwaders besaß, blieb zurück. Nach Verlauf von zwei Stunden hatte uns die Thetis soweit eingeholt, daß wir den Standort des Commodore Steen-Bille am Vortop mit dem Fernrohr gut unterscheiden konnten. Einige Kugeln, welche sie mit ihren Jagdgeschützen uns nachsetzte, fielen indeß mehrere Kabellängen von unserem Deck entfernt in See. Wir erwiderten die Schüsse mit unseren weittragenden Zweiundzreißigpfündern, ließen aber gleichzeitig unter der Führung des trefflichen Weserlootsen zwischen zwei Watten hindurch. In dieses enge und niedrige Fahrwaßer konnten uns die tiefgehenden Fregatten, welche in näherer Distanz verderbenbringend gewesen wären, nicht folgen. Barbarossa und Hamburg waren schon weit voraus — unser kleines Geschwader war den Dänen glücklich entronnen. Als dies die Fregatten sahen, schlugen sie einen nordwestlichen Curs ein und verschwanden bald darauf unseren Blicken. Eine Stunde nachher ließen wir in die Weserumdung ein und gingen unweit der Bremer Baake vor Anker.

Wie mögen sich die Cuxhavener am Morgen dieses Tages gewundert haben, als sie sahen oder erfuhren, daß die deutschen Schiffe nicht mehr auf ihrer Rhede lagen, und wie schwer hat sich wohl Mancher der Eingeladenen über das zu Waßer gewordene Frühstück auf dem Barbarossa geärgert! Mit diesem Frühstück verhielt es sich aber folgendermaßen: Man wußte nur zu gut, daß es im Cuxhaven Leute gäbe, die es niedertrachtigerweise mit dem Feinde hielten, ja den Verrath am Vaterlande soweit trieben, daß sie den vor der Elbe kreuzenden feindlichen Schiffen alle Tage den möglichst genauen Rapport über Thun und Laßen der deutschen Truppen und Fahrzeuge, zumal unseres kleinen Dampfer-Geschwaders, erstatteten. Ganz natürlich mußten die Dänen auch von dem projectirten Frühstück hören. Dem Commodore Bromny war es aber vor Allem darum zu thun, mit dem kleinen Geschwader wieder in die Weser zurückzugelangen, wo die übrigen deutschen Dampfer, in ihrer Ausrüstung begriffen, lagen. In der Voraussetzung nun, die Dänen würden, wenn sie von den besagten großartigen Frühstücke vernähmen, wenigstens in einer oder der anderen Art durch Sorglosigkeit bei Ueberwachung der Elbemündung die Ausführung seines Vorhabens erleichtern, hatte er die Kriegslist gebraucht, in der offenbarsten Weise jenes Fest, welches niemals stattfinden sollte, vorzubereiten, um gerade an dem hierfür festgesetzten Tage die Elbe zu verlaßen. Ihm wurde die Genugthuung, daß was wirklich den glücklichen Erfolg des Unternehmens dieser Kriegslist zu danken hatten. Die Dänen waren, wie wir später hörten, in der That gerade am 13. Juni weiter nördlich gesegelt, als an irgend einem Tag vorher seit dem 4. Juni, und kamen Tags darauf erst wieder in die Nähe der Elbemündung, als wir dieselbe bereits verlaßen und hinreichenden Vorsprung gewonnen hatten.

Den für das unterbliebene Frühstück angekauften frischen Proviant ließ aber der Commodore derart vertheilen, daß auch die stets bedürftigen Seejunker-Kajüten einen, wenn auch nur kleinen, Theil davon erhielten. Und da klang denn manches: „Hoch Bater Bromny!“ „Pereant die Dänen!“ und „Hoch Deutschland zur See!“

Digitized by Google

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

5. Schloß Gottorp.

Es war ein ungewöhnlich stürmischer und kalter Maitag im Jahre 1849, wie man sie trotz des Nachtigallenschlages in den herrlichen Buchengehölzen nur auf der schmalen cimbrischen Halbinsel kennt, als ich allein in einer wenig comfortablen Postkutsche von Eckernförde aus mich zum ersten Male der uralten Schleistadt, dem historisch berühmten Schleswig, näherte. Wir hatten den Bustorfer Teich, den man auch See nennen könnte, erreicht, welcher sich vor der Vorstadt Friedrichsberg in die Schlei ergießt, da gewahrte ich gerade vor mir einen durch nichts Besonderes sich auszeichnenden Thurm von nur geringer Höhe.

„Schloß Gottorp!“ sagte der Postillon, ließ am Eingange der Stadt sein Horn erklingen und trieb die Pferde zu rascherem Laufe an. Zwischen den Häusern von Friedrichsberg verlor ich das berühmte Schloß, mit dessen Namen die Geschicke des Landes so eng verknüpft sind, schnell wieder aus den Augen, und bekam es erst in seiner vollen Ausdehnung auf dem breiten Dammwege zu Gesicht, welcher, Gottorp in kurzer Curve umgehend, nach der eigentlichen Stadt Schleswig führt.

Gottorp liegt auf einer Insel am äußersten Westende des Schleibusens, welcher durch den einen erwähnten Chausseedamm von dem eigentlichen Meerstrome abgeschnitten ist und nur einen kleinen, stillen, an manchen Stellen reich mit Schilf bewachsenen Teich oder See bildet. Der Bau des Schlosses fällt in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Architektonische Schönheiten wußte ich demselben nicht nachzurühmen; es imponirt jedoch durch seinen gewaltigen Umfang wie durch seine Höhe und macht einen bedeutenden Eindruck. Daß man dem abseit von der Stadt gelegenen ernsten Bau zuerst und immer gern wieder von Neuem seine Blicke zuwendet, dazu mag für denjenigen, welcher geschichtlichen Sinn hat, sowohl die Vergangenheit des Schlosses selbst wie sein Name viel mit beitragen.

Ursprünglich war das Schloß Residenz des Bischofs von Schleswig, auf dessen Befehl es erbaut ward. Noch heute macht es den Eindruck einer fürstbischöflichen Hofhaltung, an welche besonders auch die verhältnißmäßig geräumige Schloßkirche, in der Mitte des gewaltigen Bereichs gelegen, erinnert. Geistliches Eigenthum blieb indeß Gottorp nur reichlich hundert Jahre; denn schon 1268 erwarb es Herzog Friedrich II. durch Tausch und gestaltete es sofort zu einer Festung um, zu welcher es sich durch seine abgeschlossene Lage mitten in dem tiefen, schwer zugänglichen See vortrefflich eignete. Diesen Charakter, dem es in zahlreichen Kämpfen während des Mittelalters Ehre machte, hat es bis auf den heutigen Tag behalten, obwohl es schon seit dem Jahre 1544 zur Residenz für die Herzöge von Holstein-Gottorp durch den dänischen König Friedrich II. ausgestaltet ward. Bis zum Jahre 1713 blieb es fortdauernd Residenz dieser Herzöge. Später verlegte man den Sitz der Regierung für Schleswig-Holstein, sowie das schleswig'sche Ober- und Landesgericht in die umfangreichen Baulichkeiten des Schlosses, wodurch leider die Mehrzahl seiner Gemächer ihr fürstliches Aussehen verloren. Noch in den ersten Jahren nach der Erhebung war es Sitz der Regierung der Herzogthümer, wie denn vorzugsweise in der Stadt Schleswig sich die Intelligenz des ganzen Landes concentrirte.

Nach Einwilligung der Herzogthümer 1851 und dem darauf folgenden Wiedererlangen der Dänen in die ihnen verhaßte Schleistadt verwandelte man Gottorp in eine Caserne, die es bis auf die Gegenwart geblieben ist. Nur einige Zimmer wurden in wohnlichem Zustande erhalten, damit gelegentlich in Schleswig einreisende und daselbst kurze Zeit sich aufhaltende fürstliche Personen ein ihrem Range angemessenes Unterkommen finden möchten. Oft freilich ward Schleswig dieser Ehre nicht theilhaftig. Der verstorbene König Friedrich VII. wußte zu gut, daß die braven Bewohner dieser Stadt ihm und seiner Regierung zu grollen das wollste Recht hatten. Er vermied es daher, Schleswig zu besuchen, wenn nicht gerade ein besonderer Anlaß dazu vorlag. Die Herzöge aber aus dem Hause Glücksburg lebten theils in Kopenhagen, theils in Kiel oder traten in auswärtige Kriegsdienste. Der einzige Glücksburger, welcher als Oberhaupt der ganzen Linie wohl gern in Gottorp Hof gehalten haben würde, Herzog Carl, ältester Bruder des jetzigen Königs Christian IX. von Dänemark, durfte dies schon aus Klugheit nicht thun, um sich nicht den unversöhnlichen Haß der ganzen dänischen Nation, den er ohnehin schon besaß, in noch höherem Grade zuzuziehen. Er lebte im Winter auf dem Schlosse in Kiel, während er Frühjahr und Sommer auf dem ihm gehörenden Schlosse Louisenlund an der Schlei zubrachte. Herzog Carl von Glücksburg kämpfte nämlich während der Erhebungsjahre in den Reihen der schleswig-holsteinischen Armee als guter Deutscher gegen Dänemark und mußte sich später als Armeeführer möglichst ruhig verhalten.

Schloß Gottorp, das mit seinen Mauern, welche geräumige Plätze umschließen, ein unregelmäßiges Viereck bildet, ließe sich gewiß mit Leichtigkeit zu einem respectablen festen Platze machen, dem schwer beizukommen wäre. Da man jedoch neuerdings sich mit Belagerung und Berennung fester Plätze nur dann abgiebt, wenn sie den ferneren Kriegsoperationen durch ihre Lage hinderlich oder gar gefährlich werden können, so haben die Dänen wohl ganz recht daran gethan, daß sie von einer ernsthaften Befestigung des berühmten Fürstensitzes Abstand nahmen. Von den nahen Höhen des Thiergartens im Norden wäre das Schloß mit wenigen Bomben in Brand zu schießen, auch würde es sich leicht aushungern lassen. Jedenfalls lag es aber ursprünglich nicht in der Absicht der Dänen, Gottorp ohne vorhergegangenen Kampf in größter Eile zu räumen, sonst könnte die nächste Umgebung desselben unmöglich so aussehen, wie sie sich gegenwärtig darstellt.

Wie schon bemerkt, führt von der Südseite, welcher sich die Fronte des chrwürdigen Schlosses zukehrt, nach dem geräumigen Schloßhofe, in dem sich eine ganz stattliche Streitmacht versammeln ließe, ein breiter Dammweg durch den See, den früher zu beiden Seiten prächtige alte Lindenbäume umsäumten.

Von diesen malerischen Bäumen ist gegenwärtig kaum noch eine Spur vorhanden. Die Dänen hatten sie alle, wahrscheinlich erst nach dem Vorrücken der österreichisch-preußischen Truppen, umgehauen, aber so mit Balken gestützt, daß sie noch beim Einzuge der Oesterreicher in die Stadt aufrecht standen. Ohne Zweifel also wollte man im Fall eines Durchbruches der Deutschen auf irgend einem Punkte der so weit ausgedehnten Danewerkstellung sich im Schlosse selbst noch eine Zeit lang zu halten suchen, um den Rückzug der Armee zu decken. Mittelst der abgefällten Bäume war der Zugang zum Schlosse durch ein starkes Verhau leicht zu sperren, und unterhielten die Dänen aus den Fenstern Gottorps ein wohlgezieltes Musketenfeuer auf die ungestüm vordringenden Deutschen, so konnte es immerhin Blut genug kosten. Zwei Tage noch vor dem Abzuge der dänischen Armee aus dem so furchtbar verschanzten Danewerke gerade da, wo die stärksten Befestigungen sich befanden, wie er das Anblicken der feindlichen Geschütze nach der Erstürmung des Königsberges bei Ober-Selk gewahren mußte. Bis nahe an das Schloß rollten die Granaten der Deutschen, und das Eis der Schlei war mit gesprungenen Hohlgeschossen bedeckt. Nur Flucht, schleunige Flucht, konnte den ungeliebten König vor größeren Gefahren schützen.

Den siegreich vorgehenden Oesterreichern blieb keine Zeit, auf dem Schloßhofe aufzuräumen, weshalb man denselben noch mehrere Tage später fast ganz in demselben Zustande antraf, den er zur Zeit des nächtlichen Rückzuges der Dänen gehabt haben mochte. Da lagen neben einer Unmasse zerstampften Strohes ungeheure Stöße von Faschinen und Pfählen zu Palisaden, dort Schanzkörbe und jene abscheulichen spanischen Reiter, auf deren spitzen Eisenklingen bei nothwendig gewordenem und wirklich unternommenem Sturme auf die Schanzen mancher brave Soldat elendiglich seinen Tod gefunden haben würde. Kugeln endlich der verschiedensten Größe waren überall zu hohen Pyramiden aufgeschichtet.

Nachdem der Kriegsschauplatz weiter nach Norden verlegt wurde, trat in Schleswig wieder die alte Stille ein, die nur durch das

Digitized by Google

Oesterreichische Militärschenke im Keller von Schloß Gottorp.
Originalzeichnung unseres Specialartisten C. Wolperding.

kommen und Gehen von Truppen, welche der Armee nacheilten, unterbrochen ward. Einer starken Besatzung, damit nicht etwa die öffentliche Ruhe gestört werde, bedarf keine Stadt des Herzogthums weniger, als gerade Schleswig. Die Bevölkerung ist grundteutsch; die verhaßten dänischen Beamten wurden schon in den ersten Tagen der Befreiung in aller Ruhe entfernt, und nach ungeordneten Zuständen, welche die furchtbar verdrückten und in Folge dessen auch etwas gedrückten Schleswiger zur Genüge kennen lernten, trägt Niemand Verlangen. Mit den Oesterreichern aber, die Jeder als Befreier ehrt, die man mit der größten Zuvorkommenheit pflegt, wie dies die vielen Kranken und Verwundeten aus dem überaus blutigen Treffen von Oeversee bezeugen können, mit diesen Oesterreichern, die gar nichts Abstoßendes, nichts Gemachtes oder gar Hochfahrendes haben, steht sich Jung und Alt gut.

Es ist aber auch wirklich ein harmloses, dabei fröhliches und originelles Volk, das der Krieg aus den verschiedenen Provinzen und Kronländern der gewaltigen österreichischen Monarchie hier zusammengeführt hat. Wohl Keiner von Allen ließ es sich vor neunzehn Monaten träumen, daß er eines kalten Wintertages sein Roß an den Ufern der Schlei tummeln und nach dem Takt des feurigen Radetzkymarsches durch den Lollfuß marschiren werde!

Außer dem Dienste ist der österreichische Soldat, welcher Nationalität er auch angehören mag, ein unnterer Geselle, und was sehr für die österreichische Armee-Einrichtung spricht, das ist das traurliche, ja herzliche Zusammenleben der Officiere mit den Soldaten, der durchaus zwanglose Verkehr, welcher unter allen Truppengattungen herrscht, wenn nach Strapazen und schwerem Dienst die Stunde der Ruhe und Erholung schlägt. Früher mag das anders gewesen sein; auch heute noch herrscht ohne Frage die strengste Mannszucht im österreichischen Heere, aber es weht doch ein eigenthümlich belebender Geist durch diese in so vielen verschiedenen Zungen sprechenden Bataillone. Möglich, daß dieser Geist und der ungeunrte Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen eine Folge ist der heißen Kämpfe in der Lombardei im Jahre 1859. Von den französischen Truppen haben die Oesterreicher bei Magenta und Solferino jedenfalls mehr gelernt, als durch theoretische Studien, durch Märsche und Manöver in sehn Friedensjahren.

Im Schlosse Gottorp, das gegenwärtig zu Allem dienen muß, wie eben die Umstände es erheischen, hat man der geselligen Unterhaltung wegen auch eine Schenke in einem Kellerlocale errichtet. Hier nun trifft man immer militärische Gesellschaft; denn der österreichische Soldat, tapfer, unermüdlich, mit Ungestüm den Feind angreifend und dann gewöhnlich auch werfend, pflegt nach gethaner Arbeit gern der Ruhe und ist ein ebenso tapferer Trinker als leidenschaftlicher Tabakrancher und Tänzer.

Ein Bekannter, welcher in Geschäften auf Gottorp zu thun hatte, bot mir an, ich möge ihn begleiten, um zu sehen, wie es jetzt in dem alten Fürstenschloß zugehe. Es war ein rauhes, wildes Winterwetter. Der Oststurm jagte Wolken von Schnee und Hagel über die Schlei, deren brandende Wellen zischend ihre hochspritzenden Schaumkämme über den Chaussedamm peitschten. Ans dem Schloßhofe aber scholl aus Gelächter, Gesang, Gläserklang und Musik entgegen. . . Wie furchtbar greift Mars doch das Heiterzgemüth hart neben einander im Leben! Nie aber schlummer, schreiender, als in kriegerischen Zeitläufen . . . Gott weiß, wie Viele da oben auf ihrem Schmerzenslager seufzten, wie Manchem das Herz zitterte, wie die vom Todesengel schon berührte Lippe ein letztes Gebet sprach oder einen letzten Gruß der fern lebenden Mutter oder Geliebten sendete . . . Unten im Keller bei Wein, Bier und Grog forderte das Leben sein ganzes, volles Recht, und in vollen Zügen genoß es Jeder, der sich noch ungeschwächter Kraft und guter Gesundheit erfreute.

Ein sonderbares Bild, diese österreichische Militärschenke, romantisch, fesselnd, zu Ernst und Wehmuth stimmend und doch wieder unwiderstehlich mit fortreissend zu fröhlichem Genießen! . . Da saßen und standen, lehnten und deckten in dem weitgespannten bombensesten Gewölbe etwa dreißig Sokraten zusammen, fast alle ungarischen Regimentern angehörig, mit den enganliegenden blauen Beinkleidern und den niedrigen Schnürstiefeln, und rauchten und plauderten gemüthlich mit einander, als wenn es keinen nahen Kampf und keinen vielleicht eben so nahen Tod gäbe. Im Hintergrund hatte sich die Marketenderin postirt, eine stattliche, kralle Gestalt, und bemühte sich angelegentlich, den vor ihr sitzenden Officier, einen jungen Oberlieutenant, nach besten Kräften zu unterhalten. Als wir eintraten, fragte Keiner: wer ist's, der da kommt, ohne vorgestellt zu werden? nein, drei, vier Hände auf einmal streckten sich uns entgegen, und der bei den Oesterreichern vielgehörte Gruß, aus Ungarn stammend, ward auch uns zu Theil. „Servus, Miselsko!" so klang es von links und rechts. Dann ward Platz gemacht, hier eine Cigarre, dort eine Pfeife angezündet, angefüllen mit vollen und halbvollen Gläsern, und „Hoch lebe der Kaiser!" „Hoch Schleswig-Holstein!" „Tereutete Dänemart!" „Eljen Magyar!" schwirrte und summte es durcheinander, daß an ein verständliches Gespräch zuvörderst nicht zu denken war.

Später theilte wohl der Eine und Andere etwas von den persönlichen Erlebnissen der jüngst vergangenen Tage mit, nie aber in bramarbasirendem Tone. Als könne es gar nicht anders sein, so ward das Erlebte erzählt, unter Lachen und Scherzen besprochen. Es ist das Geschäft, die Pflicht des Soldaten, wenn der Befehl an ihn ergeht, sich in Kampf und Tod zu stürzen! . . Die Frage: wofür? ob sie wohl Vielen sich aufdrängt? . . Einzelnen gewiß, der Mehrzahl aber, wenigstens in den Reihen der Oesterreicher, sicherlich nicht. Sie kämpfen und sterben zunächst für ihren Kaiser, nicht für eine Idee! Und daß diese ungarischen Husaren von den Fluten der Theiß, diese dunkelängigen Polen und Czechen die schleswig-holsteinische Frage, welche Lord Palmerston elend und langweilig nennt, weil er sie nicht verstehen will, sindiren sollten, ist auch wirklich nicht zu verlangen. Es liegt einem aber nahe, diese Frage gerade an den Soldaten zu richten, der sein Blut dafür verspritzt, seine Gesundheit dafür opfert. Sollten diese herrlichen Güter des Lebens für ein leeres Nichts, für ein Phantom, für eine lockende Fata Morgana, die ein Windhauch verwehen kann, dahingegeben werden? Es ward sie jedoch Keiner auf, auch nicht die Schleswiger, welche schweigsam, lächelnd und mit Blicken des Dankes dies lustige Treiben ihrer Befreier betrachteten.

Da trat ein gelenker Jüngling, muskelkräftig, aber nur von mittler Größe, den Schnurrbart sich streichend: „Csardas!" (Czardas!). Augenblicklich wurden die Bänke zusammengerückt, uns es begann einer jener charakteristischen, leidenschaftlichen, das Blut erhitzenden und alle Zuschauer elektrisirenden Nationaltänze, an denen die Ungarn reicher sind, als jede andere Nation. Bald tanzte die Hälfte der Anwesenden in dem beschränkten Raume. Der Soldat, an Bequemlichkeiten nicht gewöhnt, weiß sich in Alles zu schicken. Aber der Reiz dieser Csardas mit ihren originellen Weisen, die von den ihrer Kundigen im raschem Tempo bald gesungen, bald gepfiffen werden, wirkt so ansteckend, daß Tanzlustige der Aufforderung, mit von der Partie zu sein, kaum widerstehen können. —

Es dunkelte schon, als ich den Rückweg über den Dammweg antrat. Eine Drehorgel leierte die bekannte Melodie: „O Tannebohm, o Tannebohm" ꝛc., die ja dem winterlichen Landschaftsbilde, das an die Weihnachtszeit erinnerte, wohl paßte. Als der Drehorgelmann aber seine Stimme erhob, war's ein plattdeutsches Lied, funkelnagelnen, das mit gutem, derbem niedersächsischen Humor die Flucht der Dänen aus Schleswig geißelt. Zum Ergötzen vieler Ohren leier mögen die bezeichnenden Verse dieses holsteinischen Volksliedes, dessen Verfasser sich bezeichnend Peter Klookfinne nennt, diese Skizze schließen.

O Hannemann, Du Hampelmann, wat heit Du wet to segzen,
Denn Schleswig-Hostein büst Du quitt, dat must Du förtiegen;
Denn ehne dat da büst Du nit, je bind die dannig ep de Büx;
O Hannemann, Du Hampelmann, wat hast Du wet to segzen.

O Hannemann, Du Hampelmann, Du hadst noch wet to kriegen,
Nu sünd de Bundestruppen da, de Rest wet di to swiegen;
Denn Schleswig-Hostein swelt to sehr, en mann di et ganz dannig lett.
O Hannemann, Du Hampelmann, Du hadst noch wet to kriegen.

O Hannemann, Du Hampelmann, nu gilt dat smale Happen (Bissen).
De Magen, gläf mi, ward di dat, as wie de Tüffelh (Kartoffeln) klappen;
Wien gere Jung, lep Du man to na Dänemark ep dellen Schoh (Holzschuh);
O Hannemann, Du Hampelmann, nu gilt dat smale Happen.

O Hannemann, Du Hampelmann, nu büst Du bald im Budrel,
Du schreist un haarst as wie en Bär, denn büst Du de düssen Kanteschuhdrel.
Denn krotz man nit, man bögser rep ehder binanst nit det di je nn je
nich ep.
O Hannemann, Du Hampelmann, nu büst Du bald im Budrel.

E. W.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Wiedereroberter Raub. Auf ihren Siegeszügen hatten bekanntlich die Franzosen in Deutschland und Italien, in Belgien und Holland die Museen und Galerien geplündert und die werthvollsten Kunstschätze nach Paris geschleppt. Nachdem aber die Verbündeten in der Weltstadt an der Seine siegend eingezogen waren, wanderten die meisten dieser Bilder und Statuen wieder in ihre alten Räume heim, zum bittern Verdrusse der Pariser, deren Eitelkeit diese Minderung ihres hauptsächlichen Glanzes empfindlich verletzte.

Mit der Rückkehr der geraubten Kunstwerke hat es aber eine eigenthümliche Bewandtniß gehabt, die bis jetzt nur wenig zur Kenntniß der größern Publicums gekommen zu sein scheint. Wir erzählen den Hergang der Sache nach den uns gewordenen Mittheilungen eines Beteranen, der, den obern Schichten der Gesellschaft entsprossen und heute in höherer bürgerlicher Stellung, damals als Freiwilliger mit in Paris eingerückt war und dem weiter unten geschilderten Scenen als Augenzeuge beigewohnt hat.

An der Rückkehr unserer Kunstschätze, sagt er, hing mit recht unschuldiger Weise getrommelt. Der Jubel darf nicht mit einem einzelnen preußischen Freiwilligen auf. Dem rust. General Thielemann nämlich war ein junger Kölner, E. de Groote, zugetheilt, der von seinem Chef mit einem Briefe in das Hauptquartier gesandt wurde, als sich Paris die während der Capitulation von Paris in St. Cloud befand. Der junge Mann, von warmer Liebe zu seinem Vaterstadt belebt, benutzte den Anlaß, sich an Gneisenau zu wenden, damit dieser seinen Einfluß geltend mache, daß die von den Franzosen aus allen entführten Kunstwerke ihrer ordnungsmäßigen Bestimmung zurückgegeben würden. Gneisenau hörte den Bittsteller wohlwollend an und verfügte sich ungesäumt mit ihm zum Feldmarschall Blücher. Dieser ermächtigte Groote, die demselben wohlbekannten Gemälde aus dem Louvre entfernen zu lassen und heimzuschicken.

Mit dem berühmten Bilde von Rubens, der Kreuzigung Petri, das noch heute alle reisenden Kunstfreunde nach den düstern Kreuzgängen der Peterskirche in Köln zieht, für die es gemalt ward, machte man den Anfang. Die Nationalgarde, welche den Baobhof vor und in dem Galeriegebäude versah, wollte das Gemälde nicht passiren lassen. Da mußten preußische Truppen vor dem Palaste aufmarschiren, welche dem Officier der Bürgerwehr zehn Minuten Bedenkzeit gaben. — Generalinspecteur der französischen Museen war Denon, der Napoleon auf den meisten Feldzügen begleitet hatte, um in den eroberten Städten die Kunstschätze auszuwählen, welche als Siegesbeute nach Paris gebracht werden sollten. Voller Bestürzung eilte er jetzt in die Tuilerien, um das Unerhörte zu berichten und Verhaltungsbefehle einzuholen. Ludwig der Achtzehnte schickte sich vor einem Conflicte zwischen den Truppen und der Nationalgarde und bestimmte, daß man den heiligen Petrus in Frieden ziehen lassen und kein weiteres Aufsehen machen sollte.

Nasch kamen nun andere Reclamationen in Betreff der Restitution der geraubten Kunstwerke. Allein mehr als vier Wochen verstrichen, bis nur die wenigen Gemälde, etwa zwanzig an der Zahl, weggeschafft waren, die ans Preußen hatten nach Paris wandern müssen. Nach uns meldeten sich die Hessen, um die aus Kassel entführten Bilder wieder zu erhalten. Ihre Wuth und ihren entrüsteten Stolz war in so guter Ordnung, in Disciplinatecipiße so beweiskräftig, daß man nicht umhin konnte, einzugestehen, was den Preußen recht gewesen, sei den Hessen mindestens billig. Das ließ nun schon mehr Lücken an den Wänden der Louresäle; denn Kassel's Galerie war gehörig geplündert worden.

Jetzt begehrten die Niederländer, namentlich Antwerpen, ebenfalls ihr Eigenthum zurück. Das aber ward Denon, der in seinen Museen lebte und webte, zu arg. Ingrimmig schloß er den Louvre. Allein Bestington sich sich zum Fürsprecher der Niederländer bereit finden, und so bald es möglich, die prächtigen Rubens und Rembrandte, die Van Dyks und Wouwermans und manche andere der ältern holländischen Schule angehörende Perle mußten aus dem Louvre entlassen werden.

Endlich machten auch die Florentiner und der Papst ihre Ansprüche geltend. Ihnen aber, die, wie man wußte, nichts beigetragen hätten zur Wiederherstellung der Bourbonen, setzte man offenen Widerstand entgegen. Der Tumult wuchs zu einem solchen Grade an, daß man alle zehn Schritte einen Wachposten in der Galerie aufstellen mußte. Denon selbst war vor Aerger und Kummer krank geworden und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Nun war von einem Auslesern nach Verzeichnissen und Katalogen nicht mehr die Rede. Die Franzosen gaben das Museum preis, und die Säle schatteten darin ganz nach Lust und Gutdünken. Binnen drei Wochen waren von 1500 Gemälden, welche die Sammlung der Louvre unter dem Kaiserreiche gehabt, nur die 250 noch übrig, welche die Galerie vor dem Ausbruche der Revolution besessen hatte.

Von der Besichtigung der Gemälde schritt man zu der der Statuen. Florenz hatte sich zuerst seine Mediceische Venus wieder; darauf ließ Canova den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon einladen, und so ging es lustig weiter, bis die Antikensäle sich auf ungefähr die Hälfte der Sculpturwerke reduciet sahen, die sie während des letzten Jahrzehnts gesehen hatten. Die Statuen, welche Napoleon in Italien hatte, insbesondere die aus der Villa Borghese in Rom, blieben ihrem gegenwärtigen Platze erhalten. „Gott im Himmel, man läßt uns ja nichts als die fahlen Mauern!“ jammerten die Pariser, wenn sie dem fröhlichen Hämmern und Wirthschaften, dem Losbrechen und Einfügen zusehen mußten, womit wir die Räume des Louvre erfüllten.

Mehr aber noch als die Ausräumung ihres Museums ging den Franzosen die Heimführung der Pferde zu Herzen, die, 1815 ihrem Platze auf dem Brandenburger Thore im Berlin entrissen, den Triumphbogen hatten schmücken müssen. Mit ihrer Wegnahme hatte man die Oesterreicher beauftragt. Diese betrieben indessen die Angelegenheit ziemlich lau, so daß uns Preußen schon die Angst kam, sie möchten die Quadriga mit ihrer Victoria am Ende ruhig stehen lassen, wo sie jetzt standen. Endlich erbolte jedoch der höchstcommandirende Fürst Schwarzenberg dem Gouverneur von Paris, General von Müffling, den Befehl, nunmehr die ehernen Rosse und ihre Wagen von dem hohen Postamente herunternehmen zu lassen. Müffling benachrichtigte dienstgemäß den Befehlshaber der Pariser Nationalgarde, General Treviles, von dem Bevorstehenden; dieser aber bat, man möge ihm das Geschäft übertragen. Um Ludwig den Achtzehnten zu schonen, wolle er die Pferde des Nachts entfernen lassen. Da die Oesterreicher keine Pionniere in Paris hatten, so wurde eine Compagnie englischer Pionniere zu dem Werke beordert. Diese stiegen des Abends auf den Triumphbogen, fingen an zu hämmern und die Pferde loszumachen. Das hörten die Nationalgarden und die Gardes du Corps des Königs. Sie hielten einen Kriegsrath und rückten gegen halb 12 Uhr mit Kanonen aus den Tuilerien aus, hatten statt der Pferde die Engländer bemerkt und schickten sie nach Hause.

Andern Tages herrschte großer Jubel in der Stadt. Man erzählte, wie die Engländer die Pferde dahin stehlen wollen, wie sie aber doch Furcht gehabt, es an hellem Tage zu thun, und wie man sie so schön ertappt habe. Les étrangers ont bon sens, war die allgemeine Meinung. Unter den Deutschen aber wurde diese Geschicht' um die Hälfte, ja selbst lieber zu blamiren, um Ludwig den Achtzehnten zu schonen, sehr laut leitfisiel und bemurrt.

Bald stieg nun gehessen, aber war man sonst in sich gegangen, der Beschl kam, die Pferde bei Tage herunterzunehmen. Zwei Bataillone österreichischer Grenadiere stellten sich auf dem Caroussiplatze auf und schlossen ein Viereck. Im Hintergrunde rückten vier Schwadronen Cürassirer an, und alle Zugänge zum Platze wurden mit Kanonen besetzt. Dann begann die Arbeit. Die Bürgerwehr aber hatte Patrouillen ausgeschossen, und kein Franzose durfte den Platz ferner übersehreiten. Nun begann ein fröhliches Leben. Alle Deutschen versammelten sich auf dem Caroussiplatze, um den schon Schaupiete anzusehen. Im Innern des Triumphbogens führt eine steinerne Treppe zur Höhe empor, und die österreichischen Officiere ertheilten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, hinaufsteigen zu dürfen.

Wie die Maueripechte kletterten die rothen englischen Officiere auf dem Monumente herum. Die Pioniere hieben die Steine hinweg, um die Pferde zu lösen, die unglaube einen Fuß tief eingelassen und von eisernen Stangen und Klötzen festgehalten waren. Dabei wurde recht leidlich gestritten. Die Engländer warfen die leeren Flaschen hinab und langen ihr Hoch-Hoch-Hoch, den Officieren tiefer Nationen nachgeben. Es war ein erhebendes Gefühl, heute auf der Triumphpforte zu stehen, die Napoleon für sich gebaut hatte, und von da aus die Franzosen hinabzudulden, die noch vor kurzer Zeit so voller Stolz und Uebermuth unsere Herren gespielt hatten.

Wie die Deutsche, die auf dem Triumphbogen standen, wollten ein Andenken an diesen Tag und an diese Stunde. Die schön vergoldeten Eisenornamente schienen dazu nicht unschicklich zu sein, und die englischen Pioniere waren sehr behilflich, sie abzureißen. Für den Rest des Tages nahmen wir ein großes N mit, Schien es uns doch billig, daß „le nommé Jabu“, der seiner Zeit so herrlich im Moniteur prangte, nicht vergessen werde. Wir selbst theilte sich ein Stück des ehernen Lorbeerkranzes zu, so groß, daß ich es nicht nach Hause zu bringen vermochte. So war in wenigen Stunden der Siegeswagen ganz kahl, bis auf den vorn angebrachten sie fixen Adler, der Jedermann ein zu gewichtiges Andenken dünkte.

Unter Officierlange und dem Jubel der Menge kam gegen 6 Uhr Abends das erste Pferd herunter, um 7 Uhr folgte das zweite. Da ist zwischen die Nacht hereinbrach, so blieben die beiden anderen bis auf den folgenden Morgen versteht. Als die Pferde entfernt waren, zogen die Oesterreicher ab, und die Franzosen strömten auf den Platz und belaben den Siegeswagen und die beiden Gespanne des Abends und des Morgens, die Pferde wurden jetzt in Ketten gelegt, damit sie nicht mehr zu thun hatten und recht kläglich an das „sie transit gloria mundi“ (so vergeht der Ruhm der Welt) mahnten.

Auch der große Adler war mittlerweile verschwunden, vermuthlich von einem Italiener Engländer oder Deutschen nach Hause transportirt.

Obschon die Pferde verhältnißmäßig nicht schwer sind, da jedes nur etwa 1500 Pfund wog, so war das Abnehmen doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, weil man sein Gerüst dazu aufgeschlagen hatte. Indessen gelüstete es keinen Franzosen, sich die Lebensgefahr dabei gelüsten zu lassen. Die Zeichnet des Wagens hatten sie abgeschnitten, damit sie ihnen nicht hinderlich werde. Die obere, etwa sechsfache Steinreihe des Triumphbogens war der kürze wegen ebenfalls weggebauen worden, und die Pferde waren nun ganz frei, da die letzte Strange, mit denen sie angebunden, sofort abgeschnitten wurden. Zeht stellten sie über das erste Roß einen Treibsig, in dem ein Flaschenzug hing, und zogen somit das Pferd in die Höhe. Darauf schoben sie einen zweiten Flaschenzug mit einem Balken über den Triumphbogen hinaus, und über diesen glitt das Pferd vom Triumphbogen hinweg, ohne das Gesimse zu berühren, worin eigentlich die Schwierigkeit der Aufgabe lag, weil ein der Triumphbogen übertragendes Gerüste vorhanden war. Die Franzosen hatten zur Anstellung jedes einzelnen Pferdes volle acht Tage gebraucht!

Als am andern Tage die Oesterreicher den Marcusslöwen abnahmen, der auf der Fontaine vor den Invalidern saß, rief ein Soll, der Löwe sei bernnter und brach ein Beim, natürlich zu großer Genugthuung der Franzosen.

Digitized by Google

Aus den Tagen des gemüthlichen Absolutismus. Zwar hat sich mit den Veränderungen, welche das gesammte Staatswesen Europa's im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts erfahren hat, auch die Polizeigewalt allmählich den moderneren constitutionellen Bedingungen des Staatslebens einigermaßen angepaßt, aber im Princips hat bei ihr doch das alte absolutistische Wesen bis auf unsere Tage ohne Weiteres fortgedauert. Namentlich aber hat Oesterreich seiner Zeit die polizeiliche Aufsicht über seine Bevölkerung mit unbedingter Folgerichtigkeit durchgeführt. Es gehörte zu den bevorzugten persönlichen Privilegien der Aristokratie, daß sie ihre Equipagen nur mit Hilfe des Polizeichefs, Schindler, die Polizeiaufsicht über seine liebe Stadt Wien zu führen. Jeden Morgen erhielt er deshalb zum Kaffee einen genauen Bericht von allem am vorigen Tage der Polizei gemachten Verstoß. Er konnte auf solche Weise z. B. auch die geheimen Liebesgänge der auswärtigen Diplomaten genau controliren, denn die Wiener Polizei scheute sich nicht, sogar die sogenannten „wilden Gräfinnen" als ihre geheimen Agenten zu benutzen, um auch noch bei der vollsten Toilette der Cavaliere einmalige unsittliche Zudringlichkeiten sich gefallen zu lassen. Jeder Reisende, welcher in der Wetterwinkeln Zeit zu Wien verweilte, hatte daher alle Ursache, sich wohl zu hüten, daß er nicht dem Neze der „Spitzeln", die leiser sich die „Wertrauten" nannten, verfiel. Diese politzeiliche Ueberwachung der Aeußerung, sofern dem Hofen treuen Staate zuträglich über neun Millionen Gulden, und dessenungeachtet hat sie es nicht vermocht, die naturgemäße liberale Entwicklung des Landes hintanzuhalten. In naher Verbindung mit der Polizei wurde dann die Postverwaltung in Wien gehalten. So genau den ängstlich besorgten Gemüthern des herrschenden Systems nicht, dies die äußeren Handlungen zu beobachten, sie wollten ebenfalls ihre geheimsten Gedanken aus ihren Briefen erfahren. Uebrigens belegte man in Preußen lange Jahre hindurch ganz das nämliche System, bis man sich über die Hoffen treiben Spiel vor der deutschen Welt eines Andeckte. Er hatte nämlich seit längerer Zeit in Erfahrung gebracht, daß seine an den Gesandten in Berlin gerichteten Briefe jedesmal unterwegs geöffnet wurden. Um nun diesen Betrieb den preußischen Behörden selbst zu überliefern, schickte er seinen Diener an der Spree insgeheim ein neues Siegelwappen, auf welchem die Löwen statt hängender stehende Schweife hatten. Ferner aber kamen seine Briefe noch mit Löwen von hängenden Schweifen bei dem Gesandten an, bis dann endlich dieser die Thatsachen den Ministern eines darlegte, die sie auch nicht weiter ableugnen konnten.

Wie man sich denken kann, machte die Geschichte in Berlin ein ungeheures Aufsehen und wurde an höchster Stelle nicht eben sehr gnädig verspürt, so daß man sich darüber manche piquante Anekdoten erzählte, die sich indeß hier nicht wiedergeben lassen.

Mögen diese Zustände für immer der Vergangenheit angehören!

Eine wahre Scene aus dem jetzigen polnischen Kriege. Eines Tages im Monat September vorigen Jahres, Morgens, als der Tag graute, hörte der mit der Patrouille an der polnischen Grenze sich bewegende litterirte Offizier Wibehm Fischer vom 12. ostpreußischen Ulanen-Regiment das Rothgeschrei gedrückter Stimmen in der russischen Sprache. Er ließ die Patrouille auf der Grenze halten und sprengte allein dem nahen Walde zu, in welchem er fünf Russen erblickte, die zwei junge Damen aufhängen wollten. Er gab ihnen, den Russen, zu verstehen, daß er den Befehl habe, Verbrechen an der Grenze zu verhindern, mithin sie aufforderte, die beiden Damen in Freiheit zu lassen. Sie opponirten sich, Fischer rief sein Commando herbei, ließ die Russen aufnehmen und lockerte die Russen nochmals auf, die beiden Damen freizugeben. Statt Absanen mit fertig gemachter Schußwaffe wirkten, und Fischer nahm die Damen in Empfang, die er vom nächsten Dorfe ab zu Wagen nach der Garnisonsstadt Willenberg bringen ließ. Sie erholten sich unterwegs von ihrem Schrecken und erzählten ihrem Retter, daß sie Polinnen seien und daß sie ihn preisen, welche die Russen in Scanestration genommen, weil ihre beiden Brüder sich den Insurgenten angeschlossen hätten. Um ihr leben auf preußisches Gebiet zu retten, hätten sie mit ihren Eltern am Abend vorher die Flucht ergriffen, wären aber von Russen verfolgt und von ihren Eltern getrennt worden. In der Nacht wäre es ihnen gelungen, sich im Dickicht des Waldes zu verbergen, der Morgens bei Tagesanbruch hätten jedoch die Russen, ihre Spur verfolgend, sie ergriffen und, da sie ihre Angriffe muthig abgeschlagen, die Absicht gehabt, sie aufzuhängen. Als sie die weitere Verhandlungen dazu gemacht, hätte ihr Rettgeschrei ihre Retter herbeigeführt. Fischer meldete den Vorfall seinem Rittmeister, der ihm auftrug, die Damen in der Stadt Willenberg unterzubringen.

Am andern Morgen trat Fischer auf seinem Patrouillegange ein belabtes Ehepaar höheren Standes, die Frau die Hände ringend und das Unglück ihrer Kinder beweinend. Ohne Paß und sonstige Legitimation mußten sie Fischer bis nach seiner Garnison Willenberg folgen und sich dort dem Rittmeister vorstellen, der Fischer befahl, auch sie unterzubringen. Im Glauben, sie würden wie in Polen nach dem Gefängniß abgeführt, folgten sie ängstlich bis in die Dachstube eines Gasthofes, wo die früher sicher aufgegebenen beiden Damen mit Freudengeschrei auf ihre Eltern stoßtürzten, die Thränen sich aber erst später nach Genuß erquickender Speise und Trank hatte. Eine Scene der Freude und Rührung, wie sie nur selten vorkommen kann, wurde Fischer bei der gegenseitigen Erkennung schildar. Der Vater ergriff den Lepteren beim Arme, und anderen er ihm für die Rettung seiner beiden 19 und 21 Jahre alten Töchter danke, sagte er, da seine jüngere Tochter noch nicht Braut sei, so solle sie ihm gehören. Die Verlobung folgte nach, und die flüchtige Familie, Namens Reich, hält sich zur Zeit noch in Willenberg auf und dort so lange auf, bis die durch die Vermittelung des preußischen Gouvernements bei der russischen Regierung behufs Rückgabe der Güter gethanen Schritte Erfolg haben werden.

Schmidt, Premier-Lieutenant.

Ueber die Sclaverei der cowsöderirten Staaten giebt der große medicinische Statistiker Boudin folgenden Aufschluß, welcher keines Commentars bedarf. Die Negerrace gedeiht in Nordamerika nur in jenen Districten, wo man sie für die Ausfuhr zum Verkauf züchtet, und auch da nur, indem sie fortwährend durch weißes Blut regenerirt wird, d. h. beständlicher, indem die Sclavenzüchter und deren Gehilfen ihre eigenen mit Negerinnen erzeugten Kinder in die Sclaverei verkaufen. — In den eigentlichen Hinter- und Baumwoll-Staaten aber lebt ein importirter Sclave im Durchschnitt nur sünf Jahre. Die jährliche Todtenzahl der Sclavenplantage in den Südstaaten beträgt 2½ Procent. In der Stadt Charleston, wo 22,640 Neger leben, starben jährlich 522, also 2½ Procent.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Wenn auch das Verbot unserer „Gartenlaube" in Preußen die Auflage derselben etwas zu gefährden schien, so ist doch der Absatz unseres Blattes seit Neujahr wiederum auf das Erfreulichste, um nahezu 11,000 Exemplare, gestiegen, was uns von Neuem anfeuert, auf unserm bekannten Wege unverrückt weiter zu gehen.

Außer den trefflichen Beiträgen eines Beck, Schulze-Delitzsch, Carl Vogt, Berlepsch, Beta, Max Ring, L. Storch, Guido Hammer, Franz Wallner, Levin Schücking, Alfred Meißner, Temme, Fr. Bodenstedt u. a. werden im nächsten Vierteljahre unter Anderm nachstehende interessante Artikel Aufnahme finden:

Der Schatten. Novelle von C. A. Heigel — Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England, von K. Härlin — Dorfanlage und Hausbau in Deutschland, von Wilhelm Jungermann, Verfasser der Artikel „der Fürstentag" und „Charakteristiken und den deutschen Abgeordnetentag". Mit Illustrationen — Die Tage des Schafsopfers und Zauberei, von Julius Rodenberg. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann — Der Decemberschreden. Ein Stück Zeitgeschichte, von Johannes Scherr — Ein kleines Nürnberg. Culturstudie — Auf Firn und Eis. Ein Besuch des Pavillon Dollfuß-Aufset auf dem Untersaargletscher. Mit Illustration nach einer Originalskizze von A. Wesengel — Ein Tag in Paris; zur Schreckenszeit von 1794, von Johannes Scherr — Eine Gletscherfahrt, von G. Stader. Mit Illustrationen — Bilder aus dem Frankfurter Verbrechen. Die Fleischdieb von Freitag Abend. Die Schuldpuppen und deren Sammlerbrigade; in der Unterwelt. Ein Stück der Untergrund-Eisenbahn — Deutsche Illustrationen nach an Ort und Stelle aufgenommenen Originalzeichnungen — Ein Besuch beim Altmeister Goethe in Weimar, von Ernst Förster — Alpenpflanzen und Meereselenthen, von Ferd. Stolle — Die grüne Insel, die Zustandsschilderung des deutschen Humorist, von Franz Wallner. Mit Illustration — Eine vornehme Gauneria — Aerztliche Hülfe für Vorzüglichere — Aus einem deutschen Schriftstellerleben, von Fr. Hofmann. Mit Portrait — Unterpfeifer Jahn — Das Zeltungswesen in der jüngendlichen Berbrecher in Paris — Der tolle Platen, von Ferd. Pfing — Der Fund des Buchdruckstöcher, von O. Lübbert in Bergen in Norwegen. Mit Illustrationen — Im Omnibus, von Alex. Löwenstein. Mit Illustration nach einer Originalzeichnung von Th. Hosemann — Die Kinderverziehung in Bildpoeten, von einem Schulmanne — Das Café de la Regence in Paris und seine Schachspieler. Mit Illustration — Die Geheimmittelwerthschaft — Eine Carrière im Ausland und zu Hause — Deutschland — Der Compositeur des Freischütz, von Lobe — Eine Perle deutscher Baukunst. Mit Illustration nach einer Originalzeichnung von Speckle — Bilder aus der Bergwelt, von Berlin: Die Bisamochsen. Mit Illustration nach Originalzeichnung von Leutemann — Der letzte Sickingen. Mit Abbildung — Der deutsche Eisenbahnkönig, von M. M. von Weber — Die St. Maximuskapelle in Salzburg, von Ernst Förster. Mit Illustration — Eine andere Stadt, von wo sicht ausging, von Prof. Dr. Richter. Mit Illustration — Bilder aus dem kaufmännischen Leben — Aerztliche Strafpredigt, von Beck — Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera, von Moritz Wiggers (schon in nächster Nummer) — Der Mensch denkt und Gott lenkt. Erzählung von Fr. Gerstäcker.

Daß wir den Ereignissen in **Schleswig-Holstein** nach wie vor die eingehendste Berücksichtigung angedeihen lassen werden, ist selbstverständlich. Bereits liegt uns eine Reihe der interessantesten Illustrationen von einem unserer Specialartisten auf dem Kriegsschauplatze vor, der durch ein Zusammentreffen besonderen günstiger Umstände im unmittelbaren Gefolge der operirenden Armeen dem Feinde bereits bis zu den östlichen Inseln und Seeen zu Gesicht bekam, wie dies während des jetzigen Kampfes noch keinem anderen Künstler und Berichterstatter vergönnt war.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im März 1864. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von **Carl August Heigel.**

1.

. . . . . Er stieg aus dem Sarge.

Angelo unterstützte ihn, mit seiner Linken das Wimlicht haltend, das auf die gewölbten grauen Wände und Metallsärge einen matten Schimmer warf.

Es war in der Familiengruft derer von Waldenburg. Eine Nacht und ein Tag waren verflossen, seitdem der Sarkophag mit dem letzten männlichen Sprossen des Geschlechts, dem Grafen Heinrich von Waldenburg, beigesetzt worden. Aber Graf Heinrich war nicht gestorben, er stand um Mitternacht auf von den Todten.

Er that einen tiefen Athemzug und blickte schaudernd auf die geheimnißvollen Mauernischen, die über einander geschichteten Truhen, auf den eignen Sarg.

„Hilf mir!“ sagte Angelo, bob mit des Andern Beistand den schweren Deckel auf den leeren Sarkophag, befestigte die Schrauben und verschloß ihn. Dann stiegen Beide aus der Gruft zur Capelle empor und gelangten von ihr in die Vorhalle.

Auch dort waltete die Einsamkeit und Stille der Mitternacht. Als sie an der mondbeglänzten Hauptpforte vorüber in den Corridor eines Seitenflügels bogen, hörten sie nichts, denn ihre eignen leisen Schritte. So erreichten sie ungestört Angelo's Thurmzimmer. . . . . Durch das breite Bogenfenster schien der Mond. Verblaßte Gobelins bedeckten die Wände; Bücherschränke und einige schwerfällige Möbel waren das Geräth, ein großes Crucifix in der Nische der Schmuck des Zimmers.

Schweigend verlangte Heinrich sein Sterbekleid mit dem Gewand eines katholischen Priesters, das für ihn bereit lag. Als dies gethan war, ließ er sich in einem Lehnstuhl nieder und senkte nachdenklich das Haupt.

Es war ein Mann von dreißig und einigen Jahren, aber ein schwermüthiger, trauervoller Zug um den Mund, eine gewisse Müdigkeit in der Haltung des Körpers, der Anlage zur Fülle hatte, ließen ihn älter scheinen. Das Haar braun und dünn, die Stirn hoch und schmal, die Augen von leuchtem Blau, die Nase leicht gebogen — so war das Gesicht des Grafen von sanfter Schönheit, ohne auffallen. Ganz anders dagegen waren Angelo's Züge, streng, fest, bedeutend. Das kurzverschnittene schwarze Haar mit der Tonsur des katholischen Geistlichen spitzte sich inmitten der Stirn, während die hohen Schläfe bloß lagen. Der fanatische Blick der tiefliegenden Augen, die dünnen Lippen, die blasse Gesichtsfarbe und der abgemagerte Körper in schwarzer Priesterracht, Alles an ihm verrieth herben, der Welt und ihren Freuden unbeldten Sinn.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Angelo.

„Müd, todesmüd,“ antwortete der Andere. „Wie lange schlief ich?“

„Vor drei Tagen nahmst Du meinen Trank. Seit drei Tagen ist Graf Heinrich von Waldenburg todt für seine Frau, für die Welt.“

„Todt!“ sagte Heinrich schaudernd; dann fragte er mit ängstlicher Spannung: „Wie trägt Stephanie den Verlust ihres Gemahls?“

„Wie ein Weib; sie jammert und weint.“

„Sie weint!“ seufzte der Graf und barg das Gesicht in beide Hände. „Ihre schönen Augen weinen. Und ich, ich nannte sie herzlos. Ach, Angelo, wozu hast Du mich überredet! Jetzt erscheint mir unsere That ein Frevel gegen Gott und Menschen. Mit den heiligsten Gefühlen, mit Liebe und Treue spielen wir.“

Der Priester zuckte verächtlich die Schultern. „Wenn Du Deinen Entschluß bereu'st, geh' hin, stürz Dich Deiner Frau zu Füßen, erzähle Deinen staunenden Leuten irgend ein Märchen von Starrkampf und Scheintod. Sie bewundern Dich drei Tage lang; dann bist Du zufrieden, schwacher, schwankender Mensch!“

Angelo schwieg, um den Eindruck seiner Rede zu beobachten. Aber Heinrich starrte schweigend vor sich hin. „Freilich,“ fuhr Jener fort, „wenn Du das jetzt thust, war unser Beginnen thöricht, vermessen und nutzlos, ein verächtliches Spiel, eine rohe Täuschung. Folgst Du aber auch fernerhin mir, handelst Du in meinem Geist, dann vollbrachtest Du eine große That, die Dich vom Stand der Welt zum Herzen Gottes trägt.“

„Heinrich,“ sagte er mit sanftester Stimme und legte die Hand auf des Grafen Schulter. „Erkennst Du noch immer nicht Dein besseres Selbst? lauschest Du noch dem Sirenengesang? Entschließe Dich! Entweder leere den Becher der Genüsse mit frohem Zug, sei wie die Andern ein eitler, gottvergessener, aber lachender Thor, ein ganzer Sünder; oder mach' es gleich mir, knechte die Sinne, verachte die Menschen und sieh die Welt als einen Traum an!“

„Ach, Freund,“ sprach der Andere schmerzlich lächelnd, „wenn die Welt ein Traum ist, warum schilt mich die Welt einen Träumer?“

„Weil Du Stunden hast, in denen Du wach bist. O daß sie dauern möchten! Denk' an mich! Wir wuchsen zusammen auf, wir hatten einen Lehrer, eine Erziehung; wenn Geschlecht ist so adelig wie das Deine, und wie Du könnte ich jetzt reich, angesehen und, was die Menschen so nennen, glücklich sein. Trotzdem mein Blut rascher fließt als Deines, bab' ich entsagt. Arm, namenlos, einsam stehe ich — und tausche doch mit Keinem Euer Glück.

liebsten. Oft, wenn Du mit Deinem Reichthum, Deiner schönen, allbewunderten Gattin, mit Deinen Ehren und Orden, im Zimmer Deines armen Schloßkaplans zusammenkrachst, von unbefriedigtem Stolz, eingebildeter Eifersucht oder Herzenselcrheit gefoltert, und mit Thränen ausreißt: „„Wo ist das Glück?““ hab' ich, Dein Untergebener, Dich bemitleidet; ich, bestklos, wunschlos — ich fand mehr als Glück, ich fand Glückseligkeit! . . . Heinrich, sei wie die Andern, oder gleiche mir! Für einen Hamlet ist weder auf Erden, noch im Himmel Platz!“

„Ich beneide Dich, Angelo, und, beim Himmel, gern ahmt' ich Dir nach!“ rief der Graf im heftigen Seelenkampf. „Aber Dir gewann die Welt niemals ein Lächeln ab, Du verachtetest sie immer; ich dagegen ließ mich in den Wirbel ziehen, meine Lippen haben geküßt, ach, so selig geküßt! Mein ist ein Weib; ich habe Freunde und treue Diener.“

Angelo lächelte triumphirend. „Prüfe dies Gold!“ rief er. „Gräfin Stephanie liebte in Dir die Freuden, die Dein Reichthum gewähren konnte. Durch Deinen Tod wird sie selber mächtig. Ihre Leidenschaften braucht nicht mehr die Klugheit zu bändigen — Ich bin ja frei! wird sie nach wenigen Monaten sich sagen, und die sanfte, blonde Stephanie wird ein stolzes, grausames, lustruntenes Weib sein — wie alle vom blauen Blut.“

Heinrich war mit wuthbebenden Lippen emporgesprungen und preßte krampfhaft den Arm des Höhnenden. „Niemals!“ stammelte er. „Den würd' ich tödten, der außer Dir von meinem Weib zu sprache!“

„Hast Du nicht selbst mir gestanden,“ fuhr der Andere unerbittlich und furchtlos fort, „daß zweifeln in Stephanien's Augen ein Feuer wie aus tiefstem Höllenabgrund emporschlage? In diesem Zimmer hingst Du an meiner Brust und klagtest, daß sie mit ihrem Blick und ihrer süßen Rede Dich zum Teufel mache. Und dann wieder warst Du zornerfüllt über ihre Kälte. . . Deine Freunde — ah, Keinen wird Dein und empfangener Wohlthaten Andenken hindern, Stephanie Dich vergessen zu lehren und Dein Erbe zu plündern. Und Dienerinnen — wer glaubt daran noch? . . . . Sei ein Jahr lang für die Welt todt und dann, rücksehrend in die Welt, erfahre, was für ein Nichts ein Menschenleben ist! Stirb als der mächtige, reiche Graf von Waldenburg und tritt als armer, namenloser Fremdling in Deine Kreise — und dann sage mir, was Menschen sind!“

„Ich will's,“ sprach Heinrich entschlossen. . . . „Ich weiß,“ fügte er bitter hinzu. „Ich kann nicht zurück. Himmel und Erde stritten sich von jeher in meiner Seele, und doch war sie von beiden verlassen. Am Stoffe hängend, nach Läuterung mich sehnend, flüchtete ich mich in Deine Arme. Von Dir überredet, vollbrachte ich den ungeheuren Betrug. Wenn das Lebensglück zweier Menschen darüber zu Grunde geht und Fluch das Ende des Frevels ist, wälz' ich die Verantwortung vor dem ewigen Richter auf Dich.“

„Glaubst Du,“ erwiderte ruhig der Andere, „ich hätte das kühne Spiel gewagt, wenn ich nicht gewiß wäre, Dich damit zu retten? Doch wegen Dein Gelübde nicht: wenn Du nach einem Jahr die Welt im wahren Licht erkanntest, der Welt für immer zu entsagen, Dich vom Weibe zu trennen und Dein Gut unserer Kirche zu geben!“

„O Freund,“ sagte der Graf, „wenn ich die Menschen treulos und das Leben eitel finde, werd' ich dann auf die Treue des Geliebten schwören? Nein, dann bau' ich meine Hoffnungen nur noch jenseits der Sterne auf.“

„So laß uns gehen!“

Sie verließen das Gemach. Eine Wendeltreppe hinab gelangten sie durch ein geheimes Pförtchen auf die Terrasse, welche sich längs der östlichen Front des Schlosses hinzog. Eine breite Steintreppe führte zum Park hinab, doch traten die Baumgruppen auf beiden Seiten zurück, so daß von der Terrasse der Blick auf den Fluß und das jenseitige Ufer frei blieb.

Dorf und Schloß Waldenburg lagen unweit der italienischen Grenze in einem waldigen Gebirgsthal, in einer Landschaft voll wilder Schönheit und ungebändigter Kraftfülle. Ein tobender Fluß theilt das Thal in zwei Hälften. Am linken Ufer zieht sich die Heerstraße südwärts, bald dem Wasser entlang geleitet, bald in's Waldesdickicht sich verlierend und dann wieder dicht an die senkrechte Felsenwand sich schmiegend. Sie führt mitten durch das Dorf Waldenburg, das hochgelegene Schloß zwischen sich und dem Fluß lassend. Am andern Ufer dehnte sich unabsehbarer Wald aus, über dessen Wipfel die Bergkegel riesig emporsteigen, uralte Bäume wie Blumenkränze und phantastische Bäche wie wallende Bänder an der Brust.

Als Heinrich mit seinem Gefährten in's Freie trat, stand der Vollmond über der Bergkette und wölbte sich der wolkenlose Sternenhimmel einer Juninacht darüber. Diese Fülle tiefster Schatten und mildweichen Lichts sänftigte die wilde Starrheit der Gegend und gab ihr einen schwermüthig feierlichen Charakter. Wohl rauschte der Fluß, aber das uralte Wüthen!ied: Fort! fort! fand kein Echo im schlafenden Wald und in seiner flugmüden Vöglein Brust. Selbst die unbewegte Bergluft war weicher durch den Duft, den die Orangenblüthen im Schloßpark ausstreuten.

„Ach, Freund,“ sagte Heinrich, während sie langsam die Terrasse hinabstiegen, „als ich Deinen Trank schlürfte, schwanden meine Sinne, schwammen meine Gedanken mädlich dahin. Eine süße Lethargie wiegte mich ein. Nie mehr erwachen! war der letzte Wunsch oder Traum, bevor ich ganz in kalte Nacht versank. Aber jetzt der dumpfen Gruft entstohen, athme ich Wollust unter diesem Sternenhimmel, in dieser herrlichen Natur!“

„Blinder Schwärmer!“ versetzte der Andere, „die Giftdünste des Grabes athmest Du auch in diesem schmeichelnden Aether; der Wurm nagt auch im grünen Baum, im Blumenkelch. Ein Kampf Aller gegen Alle, das ist die Losung der Natur, und ihre schönsten Blüthen treibt sie aus Verwesung.“

Aber der Graf hörte nicht auf Angelo; er hielt sein Antlitz dem Schloß zugewandt. Plötzlich blieb er stehen, ergriff hastig den Arm seines Begleiters und wies nach dem letzten Fenster des ersten Stocks. Dort erschien Licht. „Es ist Stephanie,“ flüsterte Heinrich.

„Du zitterst?“

„Es ist Stephanie,“ wiederholte Jener hoffnungslos.

„Was hat sie im Erkerzimmer zu thun?“ fragte Angelo verdrießlich.

„Horch! sie öffnet ein Fenster.“

„Glücklicher Weise eines auf der andern Seite.“

In diesem Augenblicke ließ sich aus der Ferne ein dumpfes Rollen hören. „Ein Wagen!“

„Ah, ich begreife jetzt,“ erwiderte der Priester. „Die Gräfin blickt nach der Heerstraße aus. Cousin Edgar kommt.“

„Edgar? Weiß er denn . . .?“

„Ich selber schrieb ihm auf Deiner Frau Befehl die Trauernachricht. Ich muß gestehen, daß er zu trösten sich beeilt. Aber fort, Freund, fort, bevor das Schloß wach wird! Beim Pavillon brach ich zwölf Steine aus der Parkmauer, daß Du bequem hinüber gelangst. Linkaab führt der Schmuggelerweg. Ich habe dafür gesorgt, daß er heute frei bleibt. Mit Sonnenaufgang kannst Du drüben im grauen Kloster sein. Der Prior hat meine Weisung; ungefragt wird man Dich zu den guten Vätern von Montevorte befördern. Dort erhältst Du deine drei Tagen meinen ersten Brief. Fort, es ist höchste Zeit! . . . Gott über Dir, entlaß ich Dich; kehre zurück, Gott in Dir!“

Sie umarmten sich. Bald darauf verschwand der Graf zwischen den Bäumen. . . . Am Pavillon blickte er noch einmal nach seinem Schloß zurück. Das Licht im Erkerzimmer war verschwunden. Er winkte mit der Hand . . . . „Leb wohl, Stephanie! auf Wiedersehen!“ . . . . Dann schwang er sich über die Mauer, überschritt die Straße und schlug den geheimen Waldweg ein, der zwischen Felsengeklüft aufwärts führte. Unsichtbar begleitete ihn der Fluß mit seinem Rauschen, das bald schwächer, bald stärker sich vernehmen ließ, zuletzt nur noch dumpf wie das geheimnißvolle Beben tiefster Waldgründe. Den jähen, grausigen Abhang entlang führte der schmale Pfad, ein Fehltritt war sicherer Tod; aber Heinrich's Fuß war fest; er kannte die wilde Bergnatur und ihre Gefahren seit seiner Knabenzeit. Vom scharfen Ost umweht, klomm der Todgeglaubte höher und höher.

Ein Jahr war seit Heinrich's Auferstehung und Flucht vergangen. Die Gräfin Wittwe war unbestrittene Erbin und Gebieterin von Waldenburg, denn Niemand außer Angelo wußte, Niemand ahnte das Geheimniß. Der jüngste Sarg in der Ahnengruft stand unberührt und vergessen, wie die andern. Der Grünspan nahm, wie der Staar dem Auge, dem Metall den glänzenden Blick; Staub lagerte sich auf den goldgestickten Sammet, und eine Spinne zog ihr Netz zwischen Sarkophag und Wand.

Digitized by Google

Drohen aber, im Lichte, hatte sich Alles verändert. Früher war das Schloß reich, aber altertümlich eingerichtet gewesen. Die Melancholie des Grafen lag auf den Gobelins und goldnen Stoffen, den Eichengeräfel und geschnitzten Geräth. Drei Monate nach seinem Begräbniß, während Stephanie in der Residenz weilte, kamen Möbelwagen, französische Arbeiter und Gärtner nach Waldenburg. Zum Entsetzen der älteren Diener und zum Erstaunen der Dorfbewohner wurde Tag und Nacht gehobelt und gehämmert, zerstört und geschaffen, verwirrt und geordnet. Als die Gräfin bald darauf selber kam, war der Character des ganzen Hauses umgewandelt. Die große Treppe glich einem Blumenhügel; die Gemächer, deren Holzwerk und Riesenkamine man verlässig verschonte, enthielten nur moderne Möbel, lichte Stoffe, zierliche Blumenstiche und chinesische Vasen. Sogar die altdeutschen Bilder hatten trotz ihres Kunstwerths wegen ihrer schwermüthigen Probleme und schwarzen Rahmen den modernen Frère, Diaz und Guillemin weichen müssen.

An einem schönen Sommerabend befanden sich Stephanie, ihre Gesellschaftsdame und der Priester Angelo in einem dieser Gemächer. Wegen seiner blaßgelben Verhänge und Divans hieß es das gelbe Zimmer. Die Decke sowohl, als die geräumigen Wände waren getäfelt und in entsprechende, erhaben gearbeitete Felder eingetheilt. Trat man vom Corridor in das Gemach, so führte rechts eine Thür in das Boudoir der Gräfin, das weiter keine Verbindung hatte, die Thüre links in das Zimmer der Gesellschaftsdame. Stephanie saß am offenen Fenster, Fräulein Fanny hinter ihr, Angelo ihr gegenüber.

„Und so wollen Sie mich wirklich verlassen?“ fragte die Gräfin. Ihre Stimme hatte einen weichen, schmeichelnden Klang.

„Ich muß,“ antwortete er. „Meine Bergesheiten rufen mich nach Rom. Ueberdies ist mein Freund Stein, der mich vollständig ersetzen wird, bereits eingetroffen.“

„Ah, an ihn dachte ich längst nicht mehr. Er ist schon im Schloß, sagen Sie? Seit wann?“

„Vor einer halben Stunde trat er in mein Zimmer. Er bittet, Ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Er ist willkommen . . . Einen Augenblick! Erwähnten Sie nicht einst seine große Aehnlichkeit mit meinem seligen Gemahl?“

„Allerdings sieht er dem Thenern ähnlich, und meine Wahl fiel auch deshalb auf meinen Freund Stein.“

„Warum deshalb?“ fragte Stephanie. Ihre stahlblauen Augen sahen Angelo starr an.

„Warum, Frau Gräfin? Liebt man nicht das Bild, den Schattenriß eines verlornen Freundes? Sie besitzen kein Portrait Ihres Gatten. Er hatte einen Widerwillen, sich im Bild zu sehen. Eines Andern Aehnlichkeit, denk' ich, ist immerhin eine Erinnerung an das Urbild selbst.“

„Die Erinnerung an einen Verlust, an so herben, plötzlichen Verlust ist traurig.“

„Sie ist ein Trost in neuem Unglück, eine Mahnung in der Versuchung.“

„Pater!“ fuhr die Gräfin empor, aber sie zwang sich zu einem Lächeln. „Das sollte doch keine Prophezeiung sein? Nein, lassen Sie uns heiter scheiden. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für die treue Freundschaft, die Sie meinem Heinrich bewahrten, und geben Sie mir Ihren Segen! Wenn Sie von Rom nach Deutschland heimkehren, werden Sie in Waldenburg stets der willkommenste Gast sein! — Und nun bitte ich Sie, mir Herrn Stein vorzustellen.“

Beide hatten sich unterdessen von ihren Sitzen erhoben. Angelo verließ mit einer stummen Verbeugung das Gemach. Stephanie sandte ihm einen Blick anfänglichen Hasses nach. „Endlich!“ rief sie, tiefaufathmend. „Heute erst werde ich Herrin. Dieser finstere, blasse, unheimliche Mann vergällte jede Freude, verdüsterte alle meine Gedanken. Nun, Fanny, findeln Sie nicht mit mir? Waren Sie Angelo's Freundin? Freilich, wie wenig wissen Sie von ihm! Sie hätten ihn sehen sollen, als mein Mann noch lebte! Wie er des Guten Seele Tag für Tag fester bannte und in eine Nacht höchst traurigen Gedanken senkte. Dieser Angelo stahl mir Stück für Stück von Herzen meines Mannes. Heinrich lebte noch, hätte Zeuer nie unsere Schwelle betreten.“

„Mir, gnädigste Gräfin,“ erwiderte das Fräulein, eine kleine, hübsche Blondine, „mir war Angelo — seinen Stand in Ehren! — immer ein Horreur. Ich wollte, sie machten ihn in Rom zum Papst, damit er in Rom bliebe. Und ich an der Frau Gräfin Stelle bedächte mich wohl, den neuen Kaplan zu nehmen, da ihn Pater Angelo empfiehlt.“

„Das kränkt mich ja,“ sprach Stephanie leise und mehr für sich, „daß ich diesem Manne nicht Nein zu sagen wage! So tief ich ihn hasse, so sehr fürcht' ich ihn. Wozu brauche ich überhaupt einen Kaplan? Ich bin nicht von Zweifeln geplagt, wie mein armer Heinz; ich lasse Gott in Ruhe die Welt regieren. Die Bibliothek? die ließ ich nach den Speicher schaffen, und meine Bücher möchten Herrn Stein wenig Mühe, aber viel Kopfschütteln machen. Die dummen Dörfler können Sonntags ihre Messe drüben in Wendelstein hören, und wenn ich einen Sommer lang nicht in die Kirche gehe — nun, man wird heuzutage nicht mehr in Acht und Bann gethan.“

„Das hätte ich dem Pater Angelo gründlich dargelegt.“

„Was hätten Sie?“ versetzte heftig die Gräfin. „Sie denken doch nicht muthiger zu sein als ich? Sie hätten geweint, wie Sie immer thun, wenn Sie nicht wissen, was Sie thun sollen. Sie hätten geweint und Herrn Angelo die Hand geküßt und ihm für seine zarte Fürsorge ihre ewige Dankbarkeit versichert. Das Letztere that ich auch. Doch still, sie kommen! . . . Wie lange mein Cousin wieder auf sich warten läßt! Was macht die Gräfin Asperg?“

„Sie schläft.“

„Die Glückliche!“

„Herr Stein,“ sagte Angelo, in's Zimmer tretend. Ihm folgte ein Priester mit kahlem Haupt, doch vollem, schwärzlich-grauem Bart; seine Stirn war tief gefurcht, seine Wange blaß und bohl, seine Gestalt zum Gerippe abgemagert, aber in seinen Augen brannte zehrendes Feuer, und diese Augen ruhten jetzt auf Stephanie, heiß und schwärmerisch anbetend und verlangend, wie der Wunsch eines Jünglings. Wie blühend, wie schön auch war sie gegen ihn! Ein schwarzseidenes Kleid verhüllte, aber verbarg nicht den Oberkörper, der auf breiten Hüften schmal, gleichsam sich zusammenfassend, ansetzte und dann zur herrlichen Brust aufschwoll und zum vollendeten Nacken sich wölbte. Wie ein Triumph stieg das Haupt empor, das Gesicht von edler Rundung und heller Farbe; der Mund mit leicht emporgezogenen Winkeln, lächelnd oder schmollend, liebeworte oder Flüche sprechend, erweckte immer Sehnsucht zum Küssen, wie Venus' ewig frische Lippen; die Augen unter dunkeln Wimpern blau, feucht, verlangend; die Stirn niedrig, aber fein geformt, und darüber eine Wucht lichtbraunen Haares — so war Stephanie jener sireuenbasten Schönen eine, mit denen man auf einem Zaubermantel im Sturmwind über die Welt hin und durch den Sternenwirbel brausen möchte.

Nach kurzer Begrüßung, die von Stein stumm erwidert wurde, begann die Gräfin: „Sie sehen auf den ersten Blick meinem seligen Mann ähnlich, allein bei längerer Betrachtung verliert sich diese Aehnlichkeit. Mein Heinrich hatte runde, weiche Züge, seine Augen waren sanft, während Ihre Augen — Vergebung, hochwürdiger Herr! — sehr streng und bedeutsam blicken.“

Angelo gab seinem Freund und unbemerkt ein Zeichen, sich zu fassen. Aber dieser war unfähig, zu antworten. Stephanie, die seine Verwirrung allein der Macht ihrer Schönheit zuschrieb, lehnte sich im Fauteuil zurück und sah in dieser halbliegenden Stellung, mit verschleierten Augen und einem leichten Lächeln um den Mund, so reizend aus, daß Heinrich — denn Er war Stein — der Allgewalt des Heimwehs und der Liebe gefolgt und seinem Weib zu Füßen gestürzt wäre, hätte sich nicht plötzlich ein Hermesi auf den Bergen vernehmen lassen. Stephanie sprang rasch empor und sagte zu Fanny „Sie kommen!“ und, von Purpur übergossen, mit fliegender Brust und glänzenden Augen, beugte sie sich aus dem Fenster und winkte mit ihrem weißen Tuch. Dann sich mäßigend, wandte sie sich an Heinrich. „Bergedung, Herr Stein! Ich habe einige liebe Gäste, die soeben von der Jagd zurückkehren. Die Jagd in den Bergen aber ist so gefährlich, daß ich die glückliche Heimkehrenden jedesmal wie Genettete begrüße. . . . . Sie sind gewiß müde, haben Viel und Jenes zu ordnen, Herr Stein? Ihre Gemächer kennen Sie bereits. Beschlen Sie dort ganz nach Ihren Herzenswünschen! . . . Ich hoffe, wir werden gute Freunde.“ Sie reichte ihm ihre feine Hand.

„Ich hoff' es,“ sagte Heinrich.

Beim Klang seiner Stimme zuckte Stephanie jäh zurück und starrte mit entsetztem Blick ihn an. „Das,“ sagte sie zitternd, „das war Heinrich's Stimme.“

Digitized by Google

Angelo trat schnell dazwischen. „Wunderlich!“ rief er, „ich finde gerade die Stimme nicht ähnlich. Mein unvergeßlicher Freund besaß ein weniger tiefes, aber weicheres Organ. . . . Doch, gnädige Frau, erkunden Sie mir, mich zu empfehlen. Schon geh die Sonne nieder, und ich habe noch einen weiten Weg vor mir.“

Da Stephanie ganz in Gedanken verloren schien, ergriff Fräulein Fanny das Wort und bot dem Scheidenden die Benutzung von Pferd und Wagen an. Aber Angelo lehnte es ab.

„Ich bin ein Feind aller Bequemlichkeit,“ sagte er. „Meine gnädigste Gräfin, ich empfehle Sie Gottes und der Madonna Schutz. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sprach die Gräfin und reichte Angelo ihre Hand, die eisig kalt war. Sowie beide Männer das Gemach verlassen hatten, warf sich die schöne Frau auf einen Divan und begann heftig zu weinen. Fanny trat erstaunt zu ihrer Gebieterin, kniete nieder und legte Stephaniens Haupt schmeichelnd, tröstend und liebkosend auf ihren Arm, an ihre Brust. Sie verwünschte Angelo und vor Allem ihn, der in Stephanie traurige Erinnerungen weckte. Sie an der Gräfin Stelle würde ihn nicht einmal noch sprechen, sondern ihn kurzweg dem Herrn Angelo nachsenden.

„Nein, nein!“ rief die Andere heftig, „er soll bleiben. Ich will ihn sehen, ihn sprechen hören. Die Heinrich's Schatten will ich ihn beraichen. O, diese Stimme, mein Gewissen erwachte bei ihrem traurigen Klang und rief mir zu, welch' ein leichtsinniges, treuvergessenes Weib ich bin.“

„Mon Dieu,“ versuchte Fanny zu scherzen, „welch' ein verkennderisches Gewissen! Kommen Sie, gnädigste Gräfin, lassen Sie uns Ihrem Cousin und dem Grafen Asperg entgegengehen. Wie würde Herr von Montigny erschrecken, Sie hier in Thränen und Verzweiflung zu finden, und wie würde er lachen, wenn er die Ursache davon erführe! Die Aehnlichkeit, die unbedeutende Aehnlichkeit eines armen Bettelmönchs mit dem Grafen Heinrich von Waldenburg! Und vielleicht würde Ihr Cousin auch nicht lachen, vielleicht sich tief verletzt fühlen, denn er bildet sich ein, gewisse Erinnerungen eines Herzens verdrängt und dies schöne Herz für sich erobert zu haben.“

„Glaubst Du, Montigny wäre — würde . . .?“

„Eifersüchtig,“ ergänzte die schlaue Schmeichlerin die Erröthende, die sich emporgerichtet und mit offenbarem Behagen Fanny's Worten gelauscht hatte. „Gewiß ist er eifersüchtig auf Alle, die ihm seine Dame freundig machen, seien sie nun lebendig oder todt.“

„Todt, wie traurig das klingt!“

„Aber Montigny lebt, Montigny liebt, die kleine Fanny bittet für Montigny.“

Stephanie legte dem schelmisch lächelnden Mädchen die Hand auf den Mund. „Still,“ sagte sie, „Du bist ein verzogenes, unartiges Kind! . . . . Wir wollen Etzgar — Herrn von Montigny entgegengehen.“

Unterdessen hatte Angelo in Heinrich's Begleitung das Schloß verlassen. Sie gingen durch das Dorf, das zu beiden Seiten der Landstraße sich hinabzog. Wohl war die Sonne hinter den Bergen, aber noch ergoß sich eine Fülle goldenen Lichts durch den reinen Aether. Schimmernd lag es auf der breiten, festgepflasterten Straße, an den weißen Häusern mit vorspringendem Giebeldach und hinten Schildereien, an den grauen Kalkfelsen dahinter. Auf der Bank neben der Hausthür saßen muntre Mütterchen und Greise mit Gesichtern, die vom der Zeit verklärt schienen, und tierten in das lärmende Gewirbe der flachshaarigen Kinder, die Ringelreihen tanzten, dort sich haschten, hier sich balgten. Kräftige Männer und Frauen standen auf den steinernen Stufen, die zum Eingang führen, und plauderten mit einander. Aus manchem Erdgeschoß klang die Cither, und drohen an der Balustrade der hölzernen Galerie, welche jedes Haus umgiebt, lehnte zwischen Nelkentöpfen und aufgehangter Wäsche eine sonnengebräunte Maid, den Kopf auf beide Arme gestützt, und sah ernst und nachdenklich aus wie ein ägyptisches Sphinxgesicht. Wo Angelo und Heinrich vorbeigingen, grüßten die Männer und knixten die Frauen, aber kaum daß der Eine oder Andere ihnen nachblickte. „Niemand erkennt mich,“ sagte Heinrich wehmüthig.

„Du hast die Feuerprobe bestanden,“ sprach der Andere. „Verstorben, vergessen.“

Ein offener Korbwagen kam ihnen entgegen, zwei Herren in Jägerracht saßen vorn, zwei Forstmänner auf dem Rücksitz. Angelo's Gruß wurde kalt erwidert; der eine von den Herren kutschierte und peitschte unbarmherzig auf die schönen Braunen los, die den Wagen zogen. Sie fuhren in's Schloß.

„Montigny und Graf Asperg,“ sagte Heinrich finster. „Gehört Asperg auch zu den „lieben“ Gästen meiner Frau?“

„Er und sein Weib.“

„Sein Weib?“ rief der Andere heftig. „Die berüchtigte Gräfin Wanda Asperg ist in meinem Schloß, in Stephaniens Nähe? Ich habe vor Jahren schon meiner Frau diesen unwürdigen Umgang untersagt. Stephanie gab mir damals Recht; sie verabscheute das alles Scham und Tugend bare Weib. Und jetzt würdigt sie es ihrer Freundschaft?“

„Die Asperg ist witzig, amüsant. Die Geschichte von damals ist in der Gesellschaft vergessen. Nichts wird auf der Welt leichter vergessen als ein Scandal, ein Versprechen und ein Todter.“

„Wer waren die zwei jungen Burschen hinter meinem Cousin?“

„Der neue Förster mit seinem Gehülfen.“

„Ist denn mein alter, guter Reblich todt?“

„Nein, aber entlassen. Cousin Montigny fand Reblich zu alt und den Alten zu reblich. Als auf Herrn von Montigny's Rath, Wunsch oder Befehl — nenn's wie Du willst! — der Jerningerforst abgeholzt werden sollte, that der Förster Reblich Einsprache. Das zog ihm der gnädigen Frau Unwillen zu, und er wurde entlassen, der Forst aber abgeholzt.“

„Den treuen Diener kann ich belohnen,“ sagte Heinrich schmerzlich, „aber der schöne Forst, die Krone meiner Wälder! Ihn zu zerstören, anstatt stolz darauf zu sein, daß wir einen solchen Forst hegen und halten können!“

„Hoh ist baares Geld, und da es sich jetzt zuweilen ereignet, daß Mangel an Baarem ist —“

„Träumst Du?“ unterbrach ihn stammend der Graf. „Meine Frau ist reich.“

„Gewiß, aber sie hat ihre Ideen, die viel, sehr viel Geld kosten. So bildet sie sich ein, Herrn von Montigny's verschwörerisches Unglück im Spiel paralysiren zu können, indem sie sein Bankier beim Spiele ist. Da war Baron Ormian jüngst zu Gast. Er kam mit einem einzigen Koffer, aber das war ein Wunderkoffer, denn als der Herr Baron abreiste, trug er den ganzen Jerningerforst darin fort. Leider glaube ich, daß auch die Asperg's ähnliche Wunderkoffer haben.“

„Aber was sagt denn der Verwalter?“

„Der neue Verwalter? O, das ist ein gefälliger Mann und ein Taschenkünstler, ein wahres „Tischlein deck dich.“ Die Gräfin braucht nur zu sagen: Geld! so schafft er Geld. Und wie bequem ist er! Er bringt fünfzig, und die Gräfin schreibt hundert; abgemacht! Keine Schwierigkeit, kein Gerede, keine langweilige Ueberlegung. Alles glatt und geschmiert und doch in bester Form!“

Der Andere seufzte. Ein kleiner, schmutziger Junge trat in diesem Augenblick an sie heran und bettelte. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem deutschen Schriftstellerleben.

Erinnerungen an Hermann Marggraff.

Von Friedrich Hofmann.

In den letzten zehn Jahren konnte man in Leipzig, früher auf dem Wege nach Gohlis, in jüngster Zeit auf der belebten Straße zwischen den Brockhaus'schen Geschäftsgebäuden und dem äußersten Ende der Koblenstraße am bayerischen Bahnhofe, tagtäglich in den Abendstunden einem Mann begegnen, dem manches Auge mit Wohlgefallen nachblickte, denn nie sah man ihn allein, immer umgab ihn ein Kranz köstlich lachender blonder Lockenköpfchen. Ein Knabe und drei bis vier Mädchen, Alle mit ihren Schulränzchen behängt, bildeten seine regelmäßige Begleitung, sie hielten sich an seinen Händen, an den Kleidern fest, umschwärmten ihn mit der liebkosenden Kinderlust, die mitunter den Augen lachen nur ihn, und wie die Gruppe so dahinzog, erkannte man leicht, daß es ein Stückchen von einem Familienbilde war, das auch auf der Straße ein um die Umgebung unbekümmertes Ganzes blieb.

Digitized by Google

Hermann Marggraff.

Wir folgen der jubelnden Schaar auf dem Fuße nach. Es ist nicht schwer, das Haus zu erkennen, dem der Mann zueilt. Da küßt es mit lautem „Papa! Papa kommt!“ aus der Thür ihm entgegen, wiederum lauter blonde Lockenköpfchen, und oben aus den Fenstern drängen sich noch ein Paar Gesichtchen hervor, ganz so fröhlich und lieblich, wie die den Vater unten umjubelnden, und so tritt er endlich in den vollen Kreis, wo ihm das Jüngste, von der Mutter gestützt, entgegenzappelt und mit lallendem „Papa“ die Händchen entgegenstreckt. — So feiert unser Mann jeden Abend ein Freudenfest des Wiedersehens, und wenn in seinem Auge ein so ganz besonderer Zauber der Liebe glänzt, so ist das nicht blos der natürliche Ausfluß eines warmen Vaterherzens, sondern ebenso das Werk der Kinder, die mit ihren Augen in die des Vaters die Immerfrische der Jugend hineinzaubern.

Nun wird der Tisch gedeckt, denn erst jetzt, wo der Vater daheim, ist's Mittag im Hause geworden; und nun zählt es sich auch leichter, als vorher im Obernimmel, jetzt sehen wir, daß zehn liebe, prächtige, gesunde Kinder, ein Knabe und neun Mädchen, um Vater und Mutter am Tisch versammelt sind.

Ein Abend im Familienkreise Hermann Marggraff's war für Jeden, der ein Herz für Kinder hat, so anmuthend, wie er für den, welcher mit Marggraff's Charakter und seiner Stellung in der Literatur vertraut war, belehrend sein konnte. Sämmtliche Kinder zeigten ein ebenso vielgetheiltes Spiegelbild des Vaters. In jedem Einzelbildchen konnte man, je nach der Entwickelung des Kindes mehr oder weniger hervortretend, irgend eine Besonderheit angedeutet finden, die sich am Original in voller Ausgeprägtheit zeigte. Hier ein vorherrschender Hang zum ernsten Denken, dort zum dramatischen Gestalten, hier zu lyrischen Ergüssen, dort wieder der neckende Humor, die Liebe zur bildlichen Darstellung, die Lust am Fabuliren, und Allen gemein die Herzensgüte, die der Vater so vielfach durch die That bewährt hat, die bei den Kindern unter sich durch wahrhaft rührende Geschwisterliebe, und gegen Andere durch die verzeihendste „Zuthunlichkeit“ sich äußerte. — Wir dürfen jedoch nicht zu lange bei ihnen verweilen, wir schicken sie zur Ruhe. Da kommt Einer um das Andere, gute Nacht zu sagen, in der Schlafstube wird's nun so munterer, bis durch die Bemühung der Größeren die Kleineren nach und nach beschwichtigt werden, und dann hilft jeden Abend am besten ein Gesang. Heute hören wir das „Hobellied“ erschallen, erst von allen Stimmen, dann immer einsiedler, bis endlich das kleine Volk schon süß schlummert, wenn die Großen den Schlußvers singen:

„Dann hört' ich meinen Hobel aus
Und sag' der Welt adel!“

Es ist Ruhe ringsum. Auch die Mutter hat sich zu den Kindern begeben. Nun beginnt in der stillen Nacht des sorgenvollen Vaters und des genußreichen Schriftstellers schwerer Tagewerk.

Wir folgen ihm in seine Arbeitsstube. Sie ist so einfach ausgestattet, so verlassen von allem Luxus, ja selbst von den wohlthätigen Erfindungen des Comfort, daß wir uns in frühere Zeiten

Digitized by Google

versetzt glauben, wo diese Einfachheit noch allgemein Sitte war. Nicht einmal eine stattliche Bibliothek paradirt an der Wand; nur schmucklose, aber vielgebrauchte Bücher füllen die Breter. Und der Arbeitstisch zeugt davon, daß der Mann „seine Feder" nicht vergeblich besungen, daß sie in der That „ein arbeitsames Werkzeug, sein Rüstzeug und seine Ehrenwaffe".

Eines erkennen wir auf den ersten Blick: daß in diesem Raume mancher stille schwere Kampf gekämpft wird zwischen äußerem Beruf und innerem Sehnen. Hier Briefe, Manuscripte, neue Bücher, Broschüren und Zeitschriften, alle auf Beurtheilung, Prüfung und Beurtheilung wartend, und dort aufgeschaffte Skizzen zu eigenen Versen, Anfänge von Dichtungen aller Art, halb verdeckt, wie um sich nicht zu sehr zu zeigen und doch nicht ganz vergessen zu werden. Zu diesen zieht es das Herz, zu jenen die Pflicht. Da ist oft mancher Gang der Beruhigung durch das Zimmer nöthig, bis gewöhnlich die stärkere Sorge siegt; schwerauffeufzend weicht der Dichter nun überlästigt dem Kritiker den Platz am Tisch allein.

Von aller schriftstellerischen Thätigkeit ist diejenige, welche Hermann Marggraff's Lebensberuf wurde, die schwerste und die undankbarste zugleich. Sie erfordert ein ausgebreitetes Wissen, einen gestählten Charakter und ausdauernde Arbeitskraft. Es gilt nicht blos, Buch zu führen über alle bemerkenswerthen Erscheinungen der vaterländischen Literatur und durch Lob und Tadel einfach die Schafe von den Böcken zu scheiden; der Kritiker, dem die Nationalehre am Herzen liegt, wird die Literatur nie anders, wie als den Ausdruck des Nationalgeistes auffassen, und wie er in allen Mittelmäßigen und Schlechten nur Krankhaftes erkennt, gegen das er mit der Entschiedenheit eines gewissenhaften Arztes zu verfahren hat, so wird er alle guten Werke mit der Freude des Patrioten begrüßen, der ein Nationalgeschenk in Empfang nimmt. Nur auf diesem Standpunkt ist ein Urtheil ohne Ansehen der Person möglich, nur ein solches Urtheil ist befähigt, veredelnd auf die Entwickelung des Nationalgeistes einzuwirken. Auf dieser Höhe stand Marggraff und von ihr aus leitete er namentlich die Redaction der allbekannten „Blätter für literarische Unterhaltung", denen in den letzten zehn Jahren seines Lebens seine Thätigkeit vorzugsweise gewidmet war und die ihm allein ihre stets würdige und edle Haltung und dadurch ihre hohe Geltung in Deutschland verdanken.

Indeß wird es Zeit und ist es zum Verständniß der literarischen Bedeutung dieses Schriftstellers nothwendig, seine Vergangenheit an uns vorüberziehen zu lassen.

Hermann und der Münchner Kunsthistoriker Rudolph Marggraff sind die Söhne eines Obersteuereinnehmers zu Züllichau, wo sie eine glückliche Kindheit und Beide ihre Gymnasialjahre verlebten. Hermann, am 11. Septbr. 1809 geboren, kam 1829 nach Berlin, um Philologie und Philosophie zu studiren und später den akademischen Lehrstuhl zu besteigen. Bald zogen ihn jedoch die damaligen beiden einzigen Kampfgebiete der Journalistik, die Literatur und das Theater, in ihre anregenden Kreise, so daß er sich ihnen mit Leib und Seele verschrieb: er war „unter die Journalisten gegangen", unter die geistigen Streiter der Tagespresse, und ward bei ihrer Fahne festgehalten, bis er sie, aus Liebe und Noth, selbst festhielt und mit ihr in der Hand fiel. Daß die Rührigkeit seiner Feder ihm so früh, im Jahre 1836, die erste Redaction („Berliner Correspondenzblatt") einbrachte, war verhängnißvoll für sein ganzes Leben. Es liegt ein hoher Reiz in der selbstständigen Leitung eines Blattes, es ist eine Ehrsamkeit, die dem Manne voll Thatkraft und Strebekraft schmeichelt, es ist ein Amt voll Macht und Einfluß. In den glücklichen Tagen der geistigen Elasticität der Jugend wird das rastlose Drängen und Gedrängwerden der von der Zeit geborenen Thätigkeit nicht als Last gefühlt, das Aufreiterne der vielseitigen Arbeiten nicht empfunden und selbst die von Zeit zu Zeit auftretende Sehnsucht nach eigenem freierem Schaffen leichter besiegt. Aber die Jahre ändern den Menschen, der Reiz der Redactionssphäre schwindet, die Last wird schwerer, die Sehnsucht stärker, die Elasticität schwächer, und wenn äußeres Glück den ermatteten Kämpfer nicht vom Schlachtfeld zu einer fremdlichen Stätte des Friedens führt, so ist ein stilles Hinschmachten in innerer Zerrissenheit das traurige Loos des einst so wackern Streiters.

Hermann Marggraff war ein solcher wackrer Streiter, und zwar einer, der von einem Kampffelde zum andern zog, immer mit demselben ritterlichen Anstand und bürgerlichen Fleiß, aber auch immer fern davon, seine „Ehrenwaffe" in einem Conventrenzlumpf literarischer Geschäftsvortheile zu führen. Wie ein echter Ritter verwechte er es nie, sein Schwert zu einem Handwerkszeug der Speculation für sich zu machen, er führte es stets nur für die gute Sache, die er verfocht, und für den Stand, dem er angehörte; ihm weg alleyeit die Ehre schwerer, als der Mammon, der sich freilich deshalb um so gemeiner an ihm rächte. — Nachdem Marggraff 1837 Züterdenschland bereist hatte, finden wir ihn im folgenden Jahre in Leipzig. Hier betrieb er die Herausgabe der „Münchner Blätter für Kunst" und bethätigte sich eifrig an der rasch blühenden Journalistik. Hier schloß er damals auch seinen Ehebund. Dennoch setzte er auch von da seinen rastlosen Stab wieder weiter; er siedelte 1843 nach München über und arbeitete hauptsächlich für die süddeutsche Presse. Dies veranlaßte 1845 seine Eintarung nach Augsburg zur Redaction der „Allgemeinen Zeitung" und 1847 nach Heidelberg, wo die „Deutsche Zeitung" dem damals in Deutschland erwachenden freien national-politischen Geiste als Organ dienen sollte. Das Blatt, wie ganz Deutschland, vom Jahre 1848 überrascht, theilte das Schicksal des deutschen Parlaments, und nachdem die eigenen Begründer es verlassen, führte Marggraff allein es, von Frankfurt aus, noch bis zum Herbst 1849 fort. — Die unermüdlichste von allen seinen Arbeiten, die ihm die unsäglichsten Anstrengungen sittlichsich noch die eigenen Beruhen lohnte. — Nachdem er noch einige Zeit das „Frankfurter Volksblatt" redigirt, ward ihm im Sommer 1851 die Mitredaction des „Altonaer Mercur" angetragen. Da er jedoch 1850 ein Hestchen Verse zum Besten der Schleswig-Holsteiner unter dem Titel: „Trug Dänemark" herausgegeben hatte, so war er dasür aus dem dänischen Reiche ausgewiesen. Er übernahm nun 1852 das Feuilleton von „Dannbrugs Correspondenten", folgte aber schon im Jahre 1854 der Einladung der Brockhaus'schen Buchhandlung nach Leipzig, wo er die Schelle fand, die ihn endlich festbiet und schließlich bezeichnete.

Zehn Jahre lang, die Zeit seiner höchsten Mannskraft, von seinem 45. bis zum 55. Jahre, hat er den Blättern, für die er berufen worden war, den „Blättern für literarische Unterhaltung" seine beste Kraft gewidmet, und zwar „mit jener Pflichttreue und jenem ausdauernden Fleiß, der wie Robert Prutz es ausspricht, überhaupt einen so hervorstechenden Zug seines Charakters bildete." Ehrenwerthe Anerkennungen, wie eine Einladung nach Köln, hat er, den Blättern zu Liebe, ausgeschlagen; ebenso noch 1861 einen Ruf als Professor nach Kiel. Die rasch anwachsende Familie ward zum schweren Anker seines ordnen so leicht beweglichen Lebensschiffs. Aber warm, zum Ankommen warm ist er in Leipzig nicht geworden, die immer tiefer nagenden Sorgen für die Seinen ließen ihn in seiner Zeit manchen schmachtigen Blick in die Ferne thun, — aber dabei blieb's. Ein Wunsch seines Lebens war es, nur einmal die Schweiz zu sehen, aber die Mittel zu einer solchen Reise waren für ihn zu unerschwinglich; ein Ausflug von Leipzig bis zur Wartburg, vier Stunden Eisenbahnfahrt, nur ein paar Tagen der Erholung in Thüringen, das war das Höchste, das er in diesen zehn Jahren für sich erringen konnte.

Kehren wir zurück zu dem edlen Ringer in seine Arbeitsstube, um sein Wirken in der Werkstatt seines Geistes zu betrachten. Da ist der einsige Raum mit seinem täglich frischstrahlenden Auge, mit dem zutheilich hastigen Wesen, mit dem nur allzu offenen Herzen, in das auch ein Schurke sich einschleichen konnte und das oft so häßlich verrathen ward. Hätte er Alles, was er geschrieben, wie manche Andere von geringerem Werth, in einer Ausgabe seiner gesammelten Werke vor sich stehen, es würde eine imposirende Bändezahl sein; aber die Mehrzahl würde nur die Zeugnisse seines unbaubaren Berufs enthalten, jene massenhaften kritischen Aufsätze, die vielleicht oft nur von einem einzigen Menschen, dem Verfasser der kritischen Bücher, gewürdigt wurden und die doch die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt haben.

Es ist, aber leider erst seitdem Hermann Marggraff im Grabe ruht, von Blatt zu Blatt die Anerkennung für sein Wirken als Kritiker und hauptsächlich als Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung" gerungen; ebenso das Lob seiner fast grenzenlosen Gefälligkeit und Uneigennützigkeit Jedem gegenüber, der sich ihm mit einem literarischen Anliegen nahte; aber auch seine unerbittliche Strenge gegen jede unredliche Zumuthung gebirt zu den Tagesten, wegen deren er den deutschen Kritikern als Muster aufgestellt werden darf. Und wenn sie jetzt an allen seinen kritischen Arbeiten im vollen Chor preisen „gediegenes Wissen, sittlichen Ernst, künstlerischen Geschmack, unparteiischen Urtheil, vor Allem aber —

Digitized by Google

als für Maggraff ganz besonders charakteristisch — eine herzgewinnende Milde und Toleranz", — so ist nur zu beklagen, daß letztere schöne Tugenden im Leben gegen ihn selbst so wenig geübt worden sind — namentlich in der Beurtheilung und Behandlung seiner eigenen selbstständigen Schöpfungen.

Maggraff's erste Werke „Bücher und Menschen" (1837) und „Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche" (1839) sind zwar aus einer Sammlung früher veröffentlichter Journalartikel entstanden, haben aber bleibenden Werth als treffende Charakterstiken der damaligen literarischen Zustände in Deutschland und sind unerlaßliche und oft angebeutete Quellen für die Literaturgeschichte jener Zeit. Von gleichem Werthe ist seine kritische und literarhistorische Einleitung zu seinen „Politischen Gedichten aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock bis auf die Gegenwart" (1843) und seine Einleitung zu dem „Hausschatz deutscher Humoristik"; seine Biographie von Ernst Schulze und die von Goethe. In Gemeinschaft mit Robert Blum und Carl Herloßsohn gab er ein „Allgemeines Theaterlexikon" heraus. Zu seinen gediegensten Schriften gehört ferner „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund" (1859). Ueber seinem jüngsten Werke, der Einleitung zu einer Anthologie aus Shakespeare's Werken, übertraschte ihn der Tod.

Aber sich, nach dem Schiffbruch rief, von dem Maggraff sich leider nicht befreien konnte, ein Bild von einem ewig trüben und zerrissenen Innern desselben wach, ist in Irrthum. Ihm hatte die Natur ein starkes Gegengift gegen die Bitterkeiten des Daseins in einem trefflichen Humor mitgegeben, einem so lebenstüchtigen Humor, daß er bis an das Ende seiner Tage den Mann aufrecht erhielt. Zeugnisse desselben sind, außer vielen lyrischen Ergüssen, besonders seine komischen Romane „Juste und Chrysostomus Pech, Zeit- und Lebensbilder" (2 Bände 1840), „Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen, aber doch ehrlichen deutschen Haut" (2 Bände, 1841) und „Fritz Bantel. Eine Münchhausiade" (1856).

Mit unpreiselhaftem Beruf, aber mit viel zu viel Beschäftigkeit, um durch Vorträngen in die Nähe des Glücks zu kommen, betrat er das dramatische Feld. Sein Erstlingswerk, „Die Maler von Florenz", ein Trauerspiel, ist wohl ungedruckt geblieben; erschienen sind: „Kaiser Heinrich IV. Historisches Trauerspiel" (in Wilkomm's Dramaturgischen Jahrbüchern, 1835), „Elfride, Trauerspiel" (in Gubitz' Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1841) und „Das Täubchen, von Amalie Winter" (1839). Der rauschende Beifall, mit dem letzteres in Leipzig, wo die blühende Begeisterung in der Rolle der „Dübele" (Täubchen) entzückte, über die Bühne ging, versprach dem Dichter eine glänzende dramatische Laufbahn, aber auch diese Hoffnung hat ihm nicht Wort gehalten.

Die wärmste Anerkennung hätte Hermann Maggraff für die lyrischen Gaben verdient, die er dem deutschen Volke bot, und wenn unsere „gebildeten Stände" schon so gebildet wären, bei den Genuß, den ihnen schöne Dichtungen bringen, auch an die Dichter zu denken, ein wenig Dankgefühl zu empfinden und bis zu der Idee emporzuschwingen, wie edel es sei, für Freuden wieder mit Freuden zu lohnen, so hätte in Hermann Maggraff's Haus für die vielen gehobenen und heiteren Stunden, die er Anderen bereitete, wiederum, und war's nur durch ein freundliches Wort, einen herzlichen Gruß, gar manche erquickende Stunde einkehren müssen. Aber wer kann an so etwas denken? Man hat ja das Buch oder das Lied ja bezahlt, was geht Einen da noch der Dichter an? — Von Maggraff's ersten Gedichten, die er 1830 zusammen mit denen seines Bruders Rudolph herausgegeben, hat er nur wenige in die Sammlung aufgenommen, welche 1867 erschienen ist. Im Jahre 1862 erschien seine „Balladenchronik"; eine besondere Ausgabe seiner sämmtlichen „Lieder für das Haus und die Familie", die er im Plane hatte, sollte nicht unterbleiben. Die Ballade, das Familienlied und die humoristische Lyrik hat er am glücklichsten gepflegt und unsern poetischen Nationalschatz in allen drei Arten um wahre Meisterstücke bereichert. Die humoristischen Gedichte Maggraff's gehören zu den besten Ergüssen unserer modernen Dichtung; „es liegt," sagt R. Gottschall, „oft eine reizende Schalkheit und eine Laune von glücklichster Wirkung in ihnen", wie in „Der Deutsche an der Himmelsthür", in „Was thut man nicht aus Liebe" und noch in seinem letzten komischen Bildchen, mit dem er mich für meinen „Weihnachtsmann für arme Kinder" erfreute, in der köstlichen Philisterschilderung: „Wir bleiben bei unserem Oele."

Als eine theure Reliquie werden wir Hermann Maggraff's letztes Lied in der nächsten Nummer folgen lassen.

Wir stehen am Ende und blicken zurück auf Das, was der Mann geleistet, und das Auge wird uns trübe vor dem, was er errungen hat. Erfüllt von der Würde des Schriftstellerstandes, suchte er um so schmerzlicher den Abstand zwischen der geistigen Höhe, auf der er stehen, auf der er sich erhalten mußte, um seinen hohen Beruf zu erfüllen, und der bürgerlichen Beränanzig, in die ihn tief unter jenen untern, jenen materiellen Erwerbszweig niederdrückt. Darum war es ihm eine Herzensangelegenheit, die Schriftsteller in ihren eigenen Interesse näher zusammenzubringen, daher seine Bemühung für die Gründung eines Schriftstellervereins und ebenso sein Eifer für die Förderung der Schillerstiftung, die wenigstens verhüten sollte, daß nicht, zur Schande für Deutschland, für die Hinterbliebenen jedes in Dürftigkeit gestorbenen Schriftstellers öffentlich gebettelt werden müsse. Er hat redlich für diese letzte Ehre des Schriftstellers gerungen, und nun? — Darf nicht verschwiegen werden, daß die Schillerstiftung sich ihm dankbar erwies; sie sicherte ihm einen Ehrensold von je 300 Thaler auf drei Jahre zu, nur die erste Auszahlung der ersten Jahresbälfte von 150 Thalern war Maggraff's letzte Lebensfreude. Als diese langersehnte Schillerhilfe endlich kam, da war es des strengrechtlichen Hausvaters erste Sorge, sich von den nach und nach angehäuften Schuldpfächen zu befreien, deren Druck ihm von je der schmerzlichste war. Mit inniger Freude siegelte er Packchen um Packchen, bis endlich von der ganzen „Schillerhilfe" noch — 17½ Ngr. übrig blieben. Für diese kaufte er eine Flasche Rothwein, die erste, die seit langer, langer Zeit den Tisch des Dichters schmückte, und auch die letzte!

Hermann Maggraff starb am 11. Februar dieses Jahres. Sein Tod war der bitterste, — drei Tage lang, im Bewußtsein des nahen Endes und mit dem Gefühl im Herzen, alle seine Lieben hülflos der Barmherzigkeit der Welt überlassen zu müssen — war ihm das letzte Glück des Menschen, die Seele durch die Rede zu erleichtern, versagt, er konnte nicht mehr sprechen, rang vergeblich darnach, sich verständlich zu machen, nur die unaufhörlich rinnenden Thränen zeugten von seinem brennenden Schmerz und die Unruhst, mit welcher er alle seine Lieben an sich drückte und küßte, bis ihn der letzte Hauch entfloh.

Am kalten trüben Nachmittag des 13. Februar geleiteten ihn etwa fünfzig Männer, die Mehrzahl Schriftsteller Leipzigs, zu Grabe, still und trunken, wie er gelebt hatte.

Wir können jedoch unmöglich so schließen. Die Kinder haben uns in ihres Vaters Wohnung geführt; dort wollen wir auch von ihnen scheiden. Wir wollen die letzte Weihnacht mit ihnen verleben, wir wollen Hermann Maggraff's letztes Weihnachtsfest in seiner Familie mit feiern. Bereiten wir noch einmal das liebe Haus.

„Guten Abend, Kinder! Es sieht ja noch recht dunkel bei Euch aus! Wo ist denn Papa?" — „In seiner Arbeitsstube," antworten sie ziemlich kleinlaut. — Da saß er, bei ihm seine Gattin, Beide Thränen in den Augen. „Liebe Frau, es geht nicht, es geht nicht! Der Vorschuß aus der Buchhandlung muß herunter und wir müssen mit den Paar Thalern bis zu Ende des Monats ausreichen, ich kann den Kindern kein Christfest bereiten; es thut mir weh, sehr weh, aber es geht nicht! Verröthe sie auf die beste Zeit, wenn die ersten 150 Thaler von der Schillerstiftung angekommen sind, da sollen sie sich retten können, da will ich Alles wieder gut machen. Nur jetzt keine Ausgabe, die uns in Verlegenheit bringen könnte! S., es ist traurig, es ist sehr traurig! Meine armen, armen Lieblinge!" — „Lieber Mann, Du weißt ja, wie bescheiden die Kinder sind, gieb nur zu einer kleinen Stolle und zu einem Bäumchen, das sie sich selbst anputzen. Den drei Kleinsten habe ich ihre alten Püppchen ein wenig hergeputzt, das ist Alles. Nur damit sie nicht neiden, wenn sie nicht einmal ein Christbäumchen sehen!" — „Nun ja, jawohl, das geht, wir müssen und eben dann darnach einrichten." — Und da kam die eine kleine Christstolle für die 10 Kinder und ein kleines ärmliches Bäumchen, und daran hingen die größeren Mädchen fünfzig Pfennig Zuckerstückchen und steckten drei Lichtchen darauf. Sie hatten nicht mehr. Und als die drei Lichtlein brannten, wurden die Kleinen gerufen, und da stürmten die blonden Lockenköpfchen herein, und wie strahlten die Augen und wie groß ist die Freude, wie klatschen sie in die Händchen und tanzen um den Tisch und sind so glücklich! — Aber der Vater schleicht sich hinaus, hinüber in seine Arbeitsstube, um sich auszuweinen.

Das war Hermann Maggraff's letztes Weihnachtsfest.

Digitized by Google

Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England.

Die Proceſſe Townley und Wright in England.

„Ein Mörder begnadigt und ein Todtſchläger gehängt," — „Zweierlei Recht für den Armen und für den Reichen", — ſo las man im Januar dieſes Jahres in den Londoner Blättern, und drauſſen drang der Biedererlaß dieſer Anklage durch die Straßen der Weltſtadt.

Im December vorigen Jahres waren nämlich vor den engliſchen peinlichen Gerichtshöfen zwei Criminalfälle verhandelt worden, die ein ganz außerordentliches Aufſehen auf ſich gezogen und das Publicum in fieberhafte Aufregung verſetzt hatten.

Der eine dieſer Proceſſe führt uns einen modernen Othello vor, der, den beſſeren Sünden der engliſchen Geſellſchaft angehörig, unter einem geſetzten Aeußeren und feinen Manieren einen unbeugſamen Willen und unerbittliche Rachſucht bergend, mit kalter Berechnung und entſetzlichem Vorbedacht die Erinnerung ſeiner ihm untreu gewordenen Desdemona beſchließt und ausführt, während im andern Proceß ein armer Arbeiter, der immer für einen gutartigen Geſellen galt, in einem Anfalle ungezügelter Leidenſchaft die mit ihm in wilder Ehe lebende Geliebte ergreift und in augenblicklicher Wuth tödtet. Beide Verbrecher wurden des Mordes angeklagt und dieſer Anklage nach den Geſetzen für überführt erklärt, der Erſtere durch das Verdict der Jury, der Zweite auf ſeine eigene Schuldigerklärung hin; — gegen Beide mußten Todesurtheile ausgeſprochen werden; aber nur einem derſelben wurde vollzogen, das gegen den armen Arbeiter, während der Reichere dem Vollzug dieſer Strafe entging. Beide Proceſſe ſind von höchſtem pſychologiſchen Intereſſe und werfen ſo charakteriſtiſche Streiflichter auf die engliſche Juſtiz, daß wir nach den ſkizzographiſchen Aufzeichnungen unſeren Leſern das culturgeſchichtlich merkwürdige Bild zu zeichnen verſuchen wollen. —

Die Verhandlungen des erſten Proceſſes, die am 11. und 12. December vor der Jury zu Derby vor ſich gingen und denen mit höchſter Spannung eine dichtgedrängte Menge lauſchte, gaben folgendes Reſultat:

George Victor Townley, 25 Jahre alt, der älteſte Sohn eines Commiſſionshändlers von Hunthamwale bei Manchester, ein Mann von guter Erziehung, ſanftem Charakter und angenehmen Manieren, der in der Schule mit Leichtigkeit fremde Sprachen lernte und durch eine bedeutende muſikaliſche Begabung ſich auszeichnete, hatte vor etwa vier Jahren in Manchester Miß Elizabeth Goodwin, die damals neunzehnjährige Tochter des Herrn Henry Goodwin und Enkelin des nunmehr vierundachtzig Jahre alten, angeſehenen Capitains Goodwin zu Wigwellhall in Derbyſhire, kennen gelernt, bei welch Letzterem das Fräulein wohnte.

Die jungen Leute liebten ſich und verlobten ſich miteinander trotz der Warnungen der Freunde und Verwandten des Mädchens, denen nicht unbekannt war, daß der begabte Muſiker weder Geſchick noch Luſt hatte zu einem ernſten praktiſchen Beruf und eben darum keinen feſten Fuß im Leben faſſen konnte. Vier Jahre dauerte das Verlöbniß, vier Jahre lang ſchrieben ſich die Verlobten die zärtlichſten Briefe, — noch immer aber war keine Ausſicht da, das erſehnte Ziel zu erreichen, George hatte weder eine Anſtellung, noch Hoffnung auf ſolche. Da, am Mittwoch den 12. Auguſt 1863, wurde er von einem Briefe ſeiner Geliebten überraſcht, in welchem ſie ihm mittheilte, ſie habe vor einigen Wochen in Wigwellhall einen Geiſtlichen kennen gelernt, „den liebenswürdigſten Mann, den ſie je geſehen; der Großvater meine, dieſer Geiſtliche wäre eine paſſende Partie für ſie, aber das gebe ja nicht . . ." Der Brief ſchließt mit der Verſicherung ihrer unveränderten Zärtlichkeit. Schon am Samstag, den 15., erhielt George Letzterer einen neuen Brief von Elizabeth, in welchem ſie ſagt: „ſie habe ihm Vieles zu ſchreiben, der Großvater habe ihre Correſpondenz mit ihm entdeckt und ſei ungehalten darüber, daß ſeinem Plan etwas im Wege ſtehe; George ſollte ſie deshalb ihres Verſprechens entbinden, kaum ſie ſagen könne, ſie ſei frei. Sie werde trotzdem nicht berathen, wenn ſie anders dem entgehen könne . . ."

Dieſer Brief verſetzte George in die höchſte Aufregung. Er „erſchütterte", wie ſeine Mutter vor den Geſchworenen ausſagte, „das Gebiet meines Sehnes". George nahm den ganzen Tag ſo gut wie nichts zu ſich und ging am Samstag Nacht nicht in's Bett. Am Sonntag, den 16., aber ſchrieb er an „ſeine theuerſte Beſſie": „er ſei furchtbar niedergeſchlagen, werde ihren Wünſchen aber nicht im Wege ſtehen; nur wolle er noch aus ihrem eigenen Munde vernehmen, was ſie beſchloſſen. Er habe einen Antrag erhalten, England zu verlaſſen, wolle ihr aber vorher, zum letzten Male, ſehen, ſie möge beſtimmen, wo." „Dein Dich ſtets liebender George."

Nachdem er den Brief abgeſchickt, legte er ſich auf's Sopha, fand aber keine Ruhe. Seine Hände und Füße zuckten krampfhaft, ſo daß ſeine Mutter ihm etwas Morphium gab. Am Sonntag ab George wieder nichts zu Mittag, ſchrieb aber nach Tiſch einen zweiten Brief an ſeine Geliebte, in welchem er den Wunſch ausſprach, daß die Zuſammenkunft am Donnerstag, den 2⁰., Abends, oder Freitag, den 21., Morgens ſtattfinden möge, — „nach der letzten Zuſammenkunft werde es Beiden beſſer zu Muthe ſein."

Am Dienstag Vormittag ging George Townley nach einer ſchlafloſen Nacht nach Manchester, wo er eine franzöſiſche Stunde gab. Schweigſtrieſend kam er zurück. Am Mittwoch erhielt er einen Brief von Beſſie, in welchem ſie ihm „unwahrer Weiſe" „in größter Eile" mittheilte, ſie reiſe heute ab von Wigwellhall nur wiſſe nicht, wann ſie zurückkehre, ſie wolle ihn nicht mehr ſehen; ſo ſei beſſer für Beide, auf dieſem Wege ſich Lebewohl zu ſagen. Nach Verfluß von drei Tagen könne er ihr nicht mehr ſchreiben, da von dieſer Zeit an Briefe an ſie abgefaßt und erbrochen würden.

Dieſes letzte Schreiben ſeiner Braut empfing George am Donnerstag. An nämlichem Tag reiſte er mit der Eiſenbahn nach Derby, um daſelbſt zu übernachten und am andern Tag Beſſie in Wigwellhall aufzuſuchen. Am Freitag Morgen, den 21., fuhr Townley von Derby nach Bhaſtinwell, der letzten Station vor Wigwellhall, ging an jenem Ort in ein Wirthshaus, trank nach einander zwei Glas Branntwein mit Waſſer, beſtellte ein Bett für die Nacht und machte ſich dann auf den Weg. Dieſer führte ihn nach Birkswerth, 1½ engliſche Meilen von Wigwellhall, wo er den Pfarrer, den Hausfreund und Vertrauten ſeiner Beſſie, aufſuchte und ihm bemerkte: „Elizabeth habe ihm geſchrieben, ſie wolle ihn nicht mehr ſehen, er aber müſſe aus ihrem eigenen Munde hören, daß ſie von dem Verlöbniß zurücktrete; er wiſſe wohl, daß er keine gute Partie ſei, nur wolle ihr daher nicht im Wege ſtehen." Der Pfarrer, welchem George „ganz ruhig und gefaßt" erſchien, gab ihm den Rath, Miß Goodwin zu Hauſe aufzuſuchen. Auf das Begehren Townley's ihm den Namen des Geiſtlichen mitzutheilen, der vor drei bis vier Wochen in Wigwellhall geweſen ſei, ging der Pfarrer nicht ein.

Abends gegen fünf Uhr verließ George Townley den Pfarrer. Zwanzig Minuten vor ſechs Uhr kam er in Wigwellhall an und wurde daſelbſt von der Dienerin in's Wohnzimmer zu Miß Goodwin gewieſen. Beide gingen miteinander in den Garten und ſetzten ſich auf eine Bank nahe beim Hauſe. Nach einer halben Stunde holte das Dienſtmädchen Miß Goodwin in's Haus. Hier blieb dieſelbe bis ein Viertel vor ſieben Uhr, wo ſie ſich wieder zu George in den Garten begab. Wiederum ſaßen die Beiden beiſammen auf der Bank. Was ſie aber miteinander verhandelten, iſt Geheimniß geblieben. Ein Viertel nach ſieben Uhr wurde Miß Goodwin zum Thee gerufen. Die jungen Leute ſaßen noch immer am gleichen Ort. Beſſie erwiderte, ſie werde gleich kommen. George Townley benahm ſich ruhig und gefaßt, „wie andere Leute".

Elizabeth aber kam nicht zum Thee. Sie verließ vielmehr mit ihrem früheren Geliebten den Garten, und Beide ſpazierten miteinander auf die Landſtraße und in einen engen Hohlweg. Hier ſah ſie um halb neun Uhr in eifriger Unterhaltung ein Arbeiter. Gleich darauf vernahm in derſelben Richtung ein anderer Arbeiter einen Jammerruf, eilte darauf zu und — welch' ſchrecklicher Anblick! — Miß Goodwin, mit einer furchtbaren Halswunde, Geſicht, Hände und Kleider mit Blut überzogen, taſtete ſich an der Mauer Wigwellhall zu. Das Mädchen bat den Mann, ſie nach Hauſe zu führen, und ſagte, „es ſei ein Gentleman da, der ſie umgebracht habe." Townley war etwa ſechzig Schritte hinter ſeinem Opfer, kam jetzt heran und erwiderte auf die Frage des Arbeiters, wer Miß Goodwin ermordet habe: „Ich habe ſie erſtochen." Von dem Arbeiter um den Leib, von ihrem Mörder am Kopfe geſtützt, wurde das verblutende Mädchen weiter dem Hauſe zu geführt. George Townley nannte Elizabeth mehreremale ſeine arme Beſſie und ſagte zu ihr: „Du hätteſt mir nicht untreu werden ſollen." Beſſie gab

Digitized by Google

keine Antwort. Endlich legten die Zwei das Mädchen nieder. Townley bat seinen Gefährten um irgend Etwas, das er um den Hals der Verwundeten legen könne, das Blut damit zu stillen, und sandte ihn fort, um Hülfe zu holen. Als der Arbeiter nach vier bis fünf Minuten zu der Gruppe zurückkam, hatte Townley seine Weste verbunden. Er rief dem Ankömmling zu, sie lebe noch; sie aber wimmerte: „Bringt mich nach Hause." Wiederum ging der traurige Zug ein wenig weiter. Da kamen zwei Nachbarn und fragten: „Wer hat es gethan?" Townley erwiderte: „Ich habe es gethan." Einem dritten Nachbar entgegnete er auf die gleiche Frage: „Ich habe es gethan und werde dafür gehängt werden." Immer kälter und starrer wurde der Körper der armen Elisabeth, die endlich mit den Worten: „Ich sterbe jetzt," — den letzten Athemzug that. Jetzt hört man die Worte ihres Mörders: „Ich fürchte, sie ist todt," und George Townley beugt sich über

Vorposten bei der Räbler Wassermühle auf der Sonderburger Chaussee.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

die Leiche und küßt sie. Die Leiche wird in's Haus getragen, der Zug stößt auf den greisen Großvater. Derselbe fragt, was es gegeben habe, worauf Townley ganz gleichgültig antwortet: „Es ist Eure Enkelin Bessie, ermordet, und ich bin der Thäter." Der Captain fragt weiter: „Wer sein Ihr?" Townley antwortet: „Ich heiße George Townley," — und auf die Frage des Alten, warum er den Mord verübt habe," erwiderte Jener: „Sie hat mich betrogen, und das Weib, das mich betrügt, muß sterben. Ich sagte ihr, daß ich sie tödten werde; sie kannte mein Temperament." Darauf ging George Townley mit dem Greis in's Besuchzimmer und händigte ihm daselbst zwei Pakete Briefe der Ermordeten ein mit dem Bemerken: „der Captain könne dieselben lesen, verbrennen, damit thun, was er wolle; er, Townley, wolle die Briefe nicht mitnehmen in den Gerichtshof." Der Captain verbrannte dann die Briefe ungelesen.

Als ein Polizeibeamter kam, ging ihm Townley mit den Worten entgegen: „Ich wünsche mich als den Mörder der jungen Lady binden, unter dem rechten Ohr, einen solchen vorn, unbedeutend, noch weiter vorn aber, drei Zoll lang und fast bis zum Kinn reichend, eine schreckliche Wunde, welche die äußere Carotis und die innere Drosselader durchschnitt. Sie war absolut tödtlich. Auf diesen Belastungsbeweis hin beantragte der Ankläger, der in den Fällen von absichtlicher Tödtung auch im englischen Verfahren immer ein öffentlicher ist, gegen Townley das Schuldig des Mordes, indem er beifügte, die Vertheidigung werde wahrscheinlich die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten behaupten, der Rechtsschutzig plaidirt hätte. Um aber mit dieser Behauptung aufzukommen, müßte bewiesen werden entweder, daß der Angeklagte in einem Zustande des Wahnsinns gehandelt habe, in welchem er die Natur und Beschaffenheit seiner Handlungsweise nicht kannte, oder daß er, wenn er die Natur seiner That kannte, nicht gewußt habe, daß er rechtswidrig handle.

Die Vertheidigung brachte zwei Aerzte vor die Schranken. Dieselben deponirten, sie haben den Angeklagten zweimal im Ge-

fängniß besucht, das erste Mal am 18. November (also drei Monate nach der That) und das zweite Mal unmittelbar vor dem Gerichtstage. Bekennal sei das Benehmen des Angeklagten ganz natürlich, nicht erkünstelt gewesen. Derselbe bestreite, ein Verbrechen verübt zu haben, und fühle wetter Schmerz, noch Reue, noch Zerknirschung über seine That. Miß Goodwin, so behaupte er, sei sein Eigenthum gewesen, das man durch einen Act der Gewalt ihm habe entreißen wollen; er habe seine Braut angesehen wie seine Gattin, die einen Ehebruch begangen und über deren Leben er eben darum habe verfügen dürfen wie über das Gelt in seinem Beutel. Um das ihm gestohlene Eigenthum wieder zu gewinnen, habe er Elisabeth getödtet; er würde es gerade so mit einem Thier machen, der ihm ein Gemälde stehle. Er gestehe Niemandem das Recht zu, über ihn zu Gericht zu sitzen, denn er sei ein freier Mann; da er sich nicht selber in die Welt gesetzt, so könne er denken und handeln, wie es ihm beliebe, ohne Rücksicht auf irgendwen. Der Angeklagte, so fürden die Aerzte, habe ganz falsche Moralbegriffe, verstehe sei auch Anderes, ja mehr als das, er leugne Gott und Unsterblichkeit. Zudem stehe er im Wahn, schon einige Wochen vor dem 21. August das Opfer von sechs Verschwörern geworden zu sein, die sein Verderben beschlossen hätten, eine Verschwörung, welche ihren Fortgang genommen habe während seiner Verhaftung; er wolle deshalb, sobald er wieder frei, das Land verlassen. Aus alledem schließen die Aerzte, daß George Townley, der zumal „wild und wahnsinnig" anstehe, wenigstens seit dem November v. J. geisteskrank sei.

Nachdem die drei Vertheidiger, mit denen der Angeklagte erschienen war, darzuthun versucht hatten, daß George Townley, immer ein liebenswürdiger und sich selbst beherrschender Mann, durch den „furchtbaren Schlag, den seine Gefühle erlitten," verrückt geworden sei, entgegnete der Ankläger: sämmtliche Handlungen des Angeklagten, seine Briefe an die Erwerbte, das Benehmen auf der Reise nach Wigwell, seine Aeußerungen nach der That seien die eines geistig Gesunden. Allerdings möge Townley gewisse von denen der übrigen Menschen abweichende philosophische Ansichten haben, die aber unverträglich seien mit dem Wohlbestanden der bürgerlichen Gesellschaft; das Gesetz dulde es wohl, solche Ansichten zu hegen, allein es verbiete, daß sie zu Handlungen werden; genug wäre es sehr gefährlich, Denjenigen, der das Stehlen nicht für unmoralisch halte, umgestalt rauben zu lassen. Die von den beiden Aerzten nennenteste Species von Geisteskrankheit, „die allgemeine moralische Zerrüttung", wäre unverträglich mit der Existenz der bürgerlichen Gesellschaft.

Der vorsitzende Richter erläuterte den Geschworenen: „Der Angeklagte habe gewiß durch die Untreue seiner Geliebten so viel gelitten, als je ein Mann litt, sein Gemüth sei wahrscheinlich krank gewesen am 21. August; daraus folge aber noch nicht die Unzurechnungsfähigkeit für seine That. Wenn George Townley wußte, daß seine Handlungsweise wahrscheinlich den Tod der Miß Goodwin zur Folge haben werde und daß er dabei gegen das Gesetz Gottes handle und gesetzliche Strafe zu erwarten habe, so ist er für seine Handlung criminell verantwortlich. Die Geschworenen haben diese Fragen zu beurtheilen und zu entscheiden nach den Aeußerungen und Handlungen des Angeklagten zur Zeit der That; eine solche Aeußerung sei: „Das Weib, das mich betrügt, muß sterben," hierin liege das Motiv zur That, nun in der weiteren Aeußerung: „Ich werde dafür gehängt werden," das Bewußtsein von der Strafbarkeit dieser That. Miß Goodwin möge den Angeklagten betrogen haben, deshalb aber dürfe er ihr nicht die Kehle durchschneiden. Der Angeklagte beanspruche zwar jetzt ein mit seinen eigenen brieflichen Aeußerungen im Widerspruch stehendes Recht, über sein Weib und seine Verlobte zu verfügen wie über ein Stück Vieh, — das sei aber keine zur Unzurechnungsfähigkeit führende Sinnestäuschung, sondern nichts als eine von den gewöhnlichen Ansichten abweichende und den gesetzlichen Gesetzen widersprechende Ansicht." Nach dieser vortrefflichen Belehrung zogen sich die Geschworenen zur Berathung zurück. Schon nach fünf Minuten verkündete der Chmann das Schuldig. Der Richter aber setzte die schwarze Kappe auf, erklärte sich einverstanden mit dem Wahrspruch der Geschworenen, da eine Freisprechung in ihren Folgen gefährlich gewesen wäre für die Gesellschaft, forderte den Angeklagten auf, seinen Frieden mit Gott zu machen, und verkündigte mit bewegter Stimme das Todesurtheil.

Kann man dem Angeklagten, der in verzweifelnder Liebeswuth zum Mörder seiner Geliebten wurde, auch die Theilnahme nicht versagen, so wird man doch den Spruch der Geschworenen gerecht finden müssen. Auch der berühmte Mohr von Venedig hätte nach menschlichen Gesetzen zum Tode verurtheilt werden müssen.

Vier Tage nach dieser interessanten Verhandlung, am Mittwoch, den 16. December 1863, wurde vor dem Central-Criminal-Gerichtshof in London ein ähnlicher Fall verhandelt, bei dessen Erzählung wir uns kürzer fassen können.

Samuel Wright, dreißig Jahre alt, dessen Herkunft uns indeß die Londoner Blätter nicht melden, ein fleißiger und ordentlicher Maurer, wohnte seit vier Monaten in London, im Süden der Themse mit der zweiundvierzigjährigen Anna Green friedlich zusammen. Beide galten, ihrer ruhigen und geregelten Lebensweise wegen, für Mann und Frau. Sie waren aber nicht verheirathet. Am Samstag, den 12. December 1863, Abends acht Uhr waren sie noch in ihrer Wohnung, „glücklich und zufrieden". Hernach gingen sie mit einander in's Wirthshaus. Hier soll es Streit und das Weib dem Wright zwei Streiche gegeben haben, wovon aber Letzterer selber nichts sagt. Sonntag, den 13. December, Morgens zwischen drei und vier Uhr kam das Paar nach Hause, das Weib, wenn nicht betrunken, so doch in sehr erregtem Zustand. Um vier Uhr erwachte durch einen starken Lärm in dem Zimmer über ihr eine im ersten Stocke wohnende Schneiderin. Bald darauf hört sie lautes Stöhnen. Sie wird von Angst befallen, steht auf, macht Licht und geht die Treppe hinauf, um nachzusehen, was es gebe. Auf der Treppe begegnet sie dem Wright, der nur halb angekleidet ist. Seine Hemdärmel sind aufgekrämpelt, Gesicht und Arme blutig, sein Blick verstört. Auf die Frage der vor Angst fast ohnmächtigen Schneiderin: „Was giebt's?" erwidert er: „Sieh selber nach!" Sie tritt hinein in die Stube und sieht hier — Anna Green, völlig angekleidet, auf den Händen und Knieen kauernd, mit einem schrecklichen Schnitt in der Kehle. Das Blut floß in Strömen auf den Fußboden. Auf dem Heerd brannte frisch angezündetes Feuer. Auf den Ruf der Schneiderin: „Um Gotteswillen, Frau Wright, was giebt's?" erwidert diese in schwachem Ton: „er hat mir den Hals abgeschnitten." Auf den Hinzugekommenen schien hervorzugehen, daß ein Kampf zwischen den Beiden stattgefunden hatte.

Als die sofort herbeigerufene Polizei und ein Arzt kamen, war Anna Green, der die Hauptarterien auf beiden Seiten des Halses durchschnitten waren, todt. Hinter der Stubenthür aber stand Samuel Wright, der auf die Frage des Constabel: „Was hat es gegeben?" vortrat und antwortete: „Ich hab's gethan und es ist aus." Auf dem Tisch lag ein blutiges Rasirmesser. Wright deutete darauf hin und sagte: „Mit dem hab' ich's gethan." Ein großes Tischmesser mit Elfenbein-Handhabe lag in der Nähe der Todten. Als der Constabel auch dieses zur Hand nahm, rief Samuel Wright aus: „Das ist das Messer, das sie gegen mich aufhob." Dann bat der Unglückliche, man möge ihn abführen, er könne es hier nicht länger aushalten, die Schneiderin aber möge seinen Fremden mittheilen, in welcher Lage er sich befinde.

Am andern Tag, Montag den 14. December, wurden in Gegenwart des Wright die Zeugen vom Friedensrichter des Southwarkbezirks vernommen. Auf seine Frage, ob Wright über die Aussagen derselben etwas zu bemerken habe, erwiderte dieser mit schwacher Stimme: „Ich habe nichts zu bemerken," worauf der Beweis für vollständig erklärt und Samuel Wright wegen Ermordung der Anna Green in's Gefängniß von Newgate geschickt wurde. Tags darauf, am Dienstag, nahm der gerichtliche Todtenbeschauer, der Coroner, die Leichenschau vor: die Geschworene hatte zwei schrecklichen Wunden am Hals, die eine auf der rechten Seite desselben war fünf, die andere auf der linken Seite neun Zoll lang. Zufällig saß gleichzeitig die große (Anklage-) Jury des Londoner Central-Criminal-Gerichtshofes, der Coroner überwies ihr den Fall; dieselbe versetzte Samuel Wright in Anklagestand, und schon am folgenden Tag, Mittwoch, den 16. December, stand derselbe, ehe noch die Leiche seines Opfers begraben war, vor dem Lord Oberrichter des Central-Criminal-Gerichts; dieses, um sein Urtheil zu empfangen. Samuel Wright erschien aber nicht, wie George Townley, von drei Vertheidigern begleitet vor der Jury, — der arme Mann, der keinen Vertheidiger bezahlen konnte, erschien ohne einen solchen! Man eröffnet ihm, daß er angeklagt sei, am 13. December die Anna Green mit Vorbedacht und aus bösem Vorsatz ermordet zu haben.

Digitized by Google

Der Angeklagte erklärt sich schuldig.

Es ist in den Annalen der englischen Strafjustiz fast unerhört, daß Jemand, der capitalen Verbrechens angeklagt ist und darum nicht einmal einen Alaunverjuch gemacht hat, sich unbedingt schuldig erklärt. Der Richter sah sich deßhalb zu der Frage veranlaßt: „Habt Ihr auch vollständig verstanden, weßen Ihr Euch schuldig erklärt, und kennt Ihr die Folgen dieser Erklärung? Mit dem „Schuldig" gestehn Ihr nicht nur zu, der Anna Green die tödtlichen Wunden zugefügt, sondern auch, dieß mit Vorbedacht und ohne Entschuldigungsgrund (without excuse) gethan zu haben. Es ist nicht Sache des Richters, den Angeklagten zum Widerruf einer Schuldigerklärung zu bewegen, falls derselbe weiß, was er thut; überzeugen aber möchte ich mich, ob Ihr die Bedeutung Eurer Erklärung verstehet?"

Angeklagter: „Ja, Mylord, ich verstehe sie."

Der Ankläger: „Der Angeklagte ist soeben erst den Assisen überwiesen worden und hat wahrscheinlich noch keine Zeit gehabt, sich nach gesetzlichem Rath oder Beistand umzusehen. Ich habe die weder ihn abgelegten Zeugnisse gelesen und es scheint mir, der Angeklagte könnte, wenn er gut berathen würde, geneigt sein, seine Erklärung zurückzuziehen." Diese Bemerkung des Anklägers war nun so mehr begründet, als ja der Angeklagte unmittelbar nach der That bekannte, die Gebrüder habe ihm mit einem Messer gereizt.

Der Richter: „Es scheint mir, wenn der Angeklagte die Bedeutung und die Folgen seiner Erklärung kennt, und darüber ist er allein Richter, so bleibt nur übrig, daß er sein Urtheil empfange. Es liegt nichts in dem Beweise, was mich bestimmen könnte, seine Schuldigerklärung umzustoßen. (Zum Angeklagten:) Verstehet Ihr vollständig die Natur und Bedeutung der Schuldigerklärung?"

Angeklagter: „Ja, Mylord."

Der Gerichtsschreiber: „Ihr seid auf Euer eigenes Geständniß hin des Mordes überwiesen. Habt Ihr einen Grund dafür anzuführen, warum etwa der Gerichtshof die Todesstrafe gegen Euch nicht aussprechen sollte?"

Der Angeklagte gieb keine Antwort.

Der Richter setzt die verhängnißvolle schwarze Kappe auf, bemerkt, der Angeklagte habe Schuldig plaidirt, sein Verbrechen eingestanden und darin recht gethan, sofern er wirklich die Wirkung seiner Erklärung gekannt habe. Der Angeklagte möge daher seinen Frieden mit Gott machen, denn in dieser Welt sei nicht die geringste Hoffnung auf Gnade für ihn. Darauf erfolgt die Verurtheilung zum Tode, und der Angeklagte, der sich kaum aufrecht halten konnte, wird abgeführt.

Am Sonntag früh die verbrecherische That, am Mittwoch darauf das Todesurtheil. Das ist eine unerhört schnelle Justiz! Unerhört ist aber auch die Verurtheilung eines Menschen zum Tode ohne vorangegangene Vertheidigung durch einen Anwalt. Zwar gilt im englischen Verfahren der Satz: der Richter ist der Vertheidiger des Angeklagten; aber dieser Satz hat seine Grenzen, und es widerspricht den ersten Geboten des Rechtes, der Humanität und des criminalistischen Anstandes, den eines todesmürdigen Verbrechens Angeklagten ohne Vertheidiger zu lassen, weil er einen solchen aus eigenen Mitteln nicht zu bezahlen vermag, ja es ist geradezu empörend, die Todesstrafe über einen Menschen auszusprechen und zu vollziehen, der nicht den Schutz eines Vertheidigers genossen hatte. Wer bürgt denn dafür, daß Samuel Wright den Unterschied zwischen Mord und Todtschlag kannte? Und doch beruht dieser Unterschied den Kopf!

Erst nach seiner Verurtheilung zum Tode erfuhr man im Publicum, Wright habe erzählt: „An der verhängnißvollen Nacht habe Anna Green gerufen, ihn zu verlassen. Deshalb sei zwischen ihnen Zank ausgebrochen. Darauf habe er sich schlafen gelegt, Anna aber ihn geweckt, geschüttelt und erklärt, sie lasse ihn nicht schlafen, sie werde ihm ein Messer in den Leib stechen; da sei er aus dem Bette gesprungen, habe das Raßmesser ergriffen, das auf dem Tisch gelegen, und ihr damit den Hals abgeschnitten. Ihr letztes Wort sei gewesen: „O, Samuel, ich wollte das nicht thun!" (d. h. mit dem Messer Dich nicht verwunden.)

Spricht diese Erzählung nicht eher für Tötung im Affect, also für Todtschlag, denn für Mord? Spricht nicht der friedliche Charakter des Verurtheilten gegen vorbedachten Mord? Hätte nicht ein Vertheidiger diese für Todtschlag sprechenden Momente hervorheben und den Angeklagten bestimmen müssen, seine Schuldigerklärung für Todtschlag anstatt für Mord abzugeben? Wäre es in einem Falle, wo es sich um einen Kopf handelt, nicht zum Mindesten geathen gewesen, die Frage der Zurechnungsfähigkeit, in welcher der Angeklagte gehandelt, der Entscheidung der Jury zu unterbreiten?

Townley und Wright waren zum Tode verurtheilt. Ein Todesurtheil darf in England nicht vollzogen werden ohne ausdrückliche Ermächtigung des Ministers des Innern. Die Königin kann nicht begnadigen ohne vorhergegangenen auf Begnadigung gerichteten Antrag dieses Ministers. Nur in seltenen Fällen stellt aber der Minister einen solchen Antrag. Die Engländer lieben das Schauspiel des Hängens wie die Spanier die Stiergefechte. Der Vollzug der erkannten Todesstrafe bildet die Regel, nicht wie in andern Staaten die Ausnahme.

Am Tage nach der Verurtheilung Townley's machte der vorsitzende Richter von diesem Urtheil Mittheilung an den Lord Grey, den Staatssecretair des Innern, und lenkte dabei, ohne indessen einen Antrag zu stellen, die Aufmerksamkeit des Lords auf die Thatsache, daß vor der Jury zwei Aerzte den Beurtheilten für **derzeit** geisteskrank erklärt haben. Sir George Grey ließ nun den Geisteszustand Townley's im Gefängniß durch eine Commission von Sachverständigen untersuchen. Diese erklärten, nach sorgfältiger Prüfung, am 28. December, der Geisteszustand des Verurtheilten habe sich seit seiner Verhaftung am 21. August **nicht** verändert: Townley habe extravagante Ansichten und verkehrte Moralbegriffe, seine Begriffe von Recht oder Unrecht aber, ob falsch oder nicht, seien zusammenhängend und der Angeklagte ihrer Tragweite sich bewußt; insbesondere aber wisse derselbe, daß seine Ansichten abweichen von den gewöhnlichen. — Die Commission hatte also keinen **neuen** Thatbestand gefunden, welcher der erkennenden Jury nicht vorgelegen hätte, denn gerade so hatten die Aerzte in der Verhandlung vom 11. und 12. December den Geisteszustand des Angeklagten beurtheilt und trotzdem die Geschworenen, in ausdrücklicher Uebereinstimmung mit dem Lord Oberrichter, das Schuldig ausgesprochen. Die Todesstrafe hätte also jetzt wenigstens vollzogen werden sollen. In der That drang auch die Presse von dem Standpunkt des Ansehens der Jury aus, und zwar schon **vor** dem Ausspruch der Commission, auf den Vollzug der Todesstrafe; „der Delinquent," so riefen die Blätter aus, „sei nach Ordnung und Recht verurtheilt worden. Der Ausspruch der Geschworenen müsse respectirt werden."

Die Presse fand eine mächtige Unterstützung in dem Auftreten der Richter der Grafschaft Derbyshire. In einem in der Times abgedruckten Memorial an Sir George Grey erklärten mehr als vierzig Friedensrichter dieser Grafschaft: „Townley's Geisteszustand sei vollständig **und öffentlich** untersucht worden, der Verurtheilte sei Mörder mit Vorbedacht und mit dem Bewußtsein der Gesetzesverletzung; nie habe früher seine Familie ihn für geisteskrank gehalten. Jetzt nehme man eine **geheime** neue Untersuchung seines Geisteszustandes vor, dabei werden keine Zeugen beeidigt, kein Kreuzverhör mit denselben angestellt. Ueber dieses einseitige Verfahren herrsche große Unzufriedenheit und die beklagenswerthe Meinung, es gebe in England ein Gesetz für den Reichen und ein anderes für den Armen, die Macht des Geldes vermöge den Lauf des Gesetzes zu hemmen, und Townley wäre, wenn er nur seine Freunde arm gewesen wären, hingerichtet worden. Auf diese Weise werde die Achtung vor der Justiz tödtlich untergraben."

Auf diese Demonstration erwiderte, freilich erst **nach** dem Ausspruch der Commission, der Minister: „Es sei ihm soeben ein **neues** Separat-Gutachten dreier Aerzte und zweier Friedensrichter aus der Grafschaft Derby übergeben worden, in welchem behauptet werde, Townley sei **gegenwärtig** geisteskrank; da nun eine Parlamentsacte von 1840 bestimme, „daß, wenn immer ein zur Deportation, zum Gefängniß oder zum Tod Verurtheilter von zwei Aerzten und zwei Friedensrichtern innerhalb des Bezirks, da er gefangen, für geisteskrank erklärt werde, ein solcher vom Minister des Innern in eine Irrenanstalt zu versetzen sei", so bleibe ihm nichts übrig, als den Delinquenten Townley in eine Irrenanstalt bringen zu lassen."

Während die Presse nicht nur den Minister zu tadeln fortfuhr, der schon **vor** dem Eingang jenes Separat-Gutachtens die Vollstreckung des Todesurtheils gegen Townley geheimnt habe, sondern auch die „absurde" Parlamentsacte geißelte, die es vier Privatpersonen möglich mache, jenen Verbrecher von der Todesstrafe zu be-

Digitized by Google

freien, sofern ein verunglückter Verurtheilter immer zwei beliebige Aerzte finden werde, welche zwei sentimentale Friedensrichter bestimmen können, ihn für geisteskrank zu erklären, und das um so eher, je gräulicher ein Mörder sei; * während die Presse also in dieser Weise zum Theil mit großer Bitterkeit, gegen den verunglückten Townley auftrat, wurde in entgegengesetzter Richtung für den armen Wright agitirt. An der Spitze dieser Agitation stand der Advocat der Anklage selber, Herr Sleigh. Derselbe war rastlos in seinem Bemühen, Sir George Grey zu bewegen, bei der Königin den Gnadenact zu befürworten, indem er seine Ueberzeugung aussprach, „daß der Angeklagte, hätte er einen Vertheidiger gehabt, von den Geschworenen nur des Todtschlags schuldig befunden worden wäre." In gleicher Weise verwendeten sich bei dem Minister die das Gesängniß besuchenden Richter. Eine Monstreversammlung von Arbeitern bat in einer motivirten Eingabe, unter Hervorhebung der unerhörten Ueberstürzung der Untersuchung, um Begnadigung des Verurtheilten; ebenso sechshundert Handelsleute in Lambeth, dem Hauptbezirke Londons, in dem Wright gewohnt hatte. Sir George aber erwiderte: „Hätte Wright sich nicht selber schuldig erklärt, so würde eine ihrer Pflicht bewußte Jury dies gethan haben. Nichts spreche für eine von Seiten des Weibes gegen den Delinquenten verübte Gewaltthätigkeit, wodurch derselbe gereizt worden sei. Allerdings sei die Ermordete „von heftigem Charakter und bösartig" gewesen, dies sei aber kein Beweis dafür, daß sie am Sonntag, den 13. December, in der Zeitbe den Verurtheilten angegriffen habe. Der gleichen Ansicht sei der vorsitzende Richter." Sir George bedauert, einen Mann von „bisher gutem Charakter" zum Tode verurtheilt zu sehen, kann sich aber, im Hinblick auf die bisherige Praxis (!), nicht entschließen, bei Ihrer Majestät die Begnadigung zu beantragen. Eine Petition an den Prinzen von Wales wurde abgewiesen, weil jedes Einschreiten seinerseits „unconstitutionell" wäre, und eine der Königin direct übergebene Bittschrift mit der Antwort abgefertigt, „daß Ihre Majestät es nicht unternehmen könne, ihren Räthen zu rathen."

Auf Dienstag, den 12. Januar 1864, wurde die Hinrichtung festgesetzt. Die Regierung befürchtete Unordnungen und traf deswegen Vorsichtsmaßregeln in großem Maßstabe. Dieselben waren jedoch überflüssig, denn das Volk demonstrirte in anderer Weise, friedlich, aber ergreifend. Am Montag, den 11., circulirten im südlichen Stadtheil Londons, wo die Execution vor sich gehen sollte, Zettel mit Trauerrand, des Inhalts: „Feierlicher Protest gegen die Hinrichtung Samuel Wright's. Männer und Frauen von London, halten Euch fern von dem traurigen Schauspiel der Ungerechtigkeit! Nur der Himmel soll auf das Verbrechen schauen, das der Henker begeht. Schließet und verhüllet alle Fenster! Engländer, wenn Wright gehängt wird, dann giebt es zweierlei Recht in England: eines für den Armen, und eines für den Reichen!" Die Protestation wirkte. Nur Gesindel der niedrigsten Art sammelte sich am Dienstag vor dem Horsemongerlane-Gefängniß, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Das berüchtigte Gesindel jauchzte und verhöhnte den „Hängeminister" Sir George. Alle Läden und Fenster in den umliegenden Straßen waren geschlossen und verhängt. Arbeiter besetzten die Zugänge, die Neugierigen beschworend, den „Platz der Schande und des Justizmords" zu meiden. Während sonst mehr als 20,000 Menschen dem traurigen Schauspiel einer Execution in London beizuwohnen pflegen, waren diesmal kaum 3000 erschienen, darunter wenigstens 1000 Constabler.

Um neun Uhr wurde Wright auf's Schaffot geführt. Gefaßt und festen Schrittes ging der Mann zum Tode. Er wurde mit furchtbarem Zuruf empfangen. Das Volk sah in ihm nicht den Mitschuldigen, sondern nur das Opfer eines sträflichen Bureaukratismus. Wright dankte für die Anstrengungen, die das Volk gemacht habe, sein Leben zu retten. Dieses aber schrie und brüllte: „Schande, Schande, Justizmord! — Wo ist Townley?" Wright verbeugte sich tief. Zwanzig Mal drang zu ihm der Zuruf allgemeinen Mitleids; zwanzig Mal verbeugte er sich, selbst als ihm schon die weiße Kappe über die Augen gezogen war. Eine Minute später hing er leblos am Galgen, während wahnsinniges Gezisch, Pfeifen und das Geschrei: „Wo ist Townley?" durcheinander tobte.

Das entmenschende Schauspiel einer solchen Hinrichtung giebt kein vortheilhaftes Bild von dem Culturzustande des „freien" Volkes von England. Am 13. Januar aber erfolgten in London neue Monstreversammlungen, welche Arressen an's Parlament beschlossen für Abschaffung der Todesstrafe, zugleich erklärend, Sir George Grey habe sich des Pöbels eines britischen Ministers unwürdig gemacht. In den Londoner Blättern geht intessen der Streit über die Bedeutung der Parlamentsacte von 1840 fort. Die Einen behaupten, in Folge des „Separat-Gutachtens" müsse Townley lebenslänglich in einem Irrenhause verwahrt werden, während die Anderen anführen, sobald die Geisteskrankheit desselben gehilt, worüber die Irrenärzte zu entscheiden haben, sei Townley wieder wie zur Zeit der Verurtheilung und müsse dann der Spruch vollzogen werden.

Die Freunde der Humanität und die Gegner der Todesstrafe werden aus beiden Fällen, aus dem Fall Townley sowohl, wie dem Fall Wright, bedeutenden Capital machen für Abschaffung dieser Strafe, allen aber liefern die merkwürdigen Processe den schlagendsten Beweis, daß die Handhabung der Gerechtigkeit sehr übel bestellt ist in einer Nation, die sich in ihrem Uebermuthe gern in jeder Beziehung für die Musternation der modernen Zeit hält.

* Der berühmte Criminalist Köstlin äußerte: die Aerzte geben sich nie mehr Mühe, das Leben eines Menschen zu retten, als wenn ihm die Justiz dieses Leben abgesprochen hat.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

6. Ein Brief unsers Specialartisten.

Flensburg, am 12. März 1864.

„Was lange währt, wird gut." Möchten Sie, verehrter Herr Herausgeber der Gartenlaube, und die Riesenarmee Ihrer Leser dazu, dess alte Sprüchwort auch stichhaltig finden, wenn Ihnen die Zeichnungen zu Gesichte kommen, die ich heute als einer Ihrer wohlbestallten „Specialartisten vom Kriegsschauplatze" südwärts dirigire! Wohl hätten Sie schon früher Schöpfungen meines Bleistifts haben können, aber, was die englischen, französischen und südeuxischen illustrirten Blätter anstischen, Phantasiegebilde, die man zu Hause ganz gemüthlich selbst componiren und auf der Berliner und Wiener Wachtparade in aller Bequemlichkeit besthauen kann, wollten Sie nicht haben und mochte ich noch weniger Ihnen geben. So mußte ich denn erst wirklich auf dem Theater der Ereignisse und so recht im dichten Getümmel sein, um Motive zu meinen Skizzen zu gewinnen. Daß aber die Künstlerfahren Ihres Specialartisten einen ganz ordentlich militärischen Charakter gehabt und sich nicht allzuweit hinter den einprasselnden blauen Bohnen gehalten haben, das wird Ihnen schon aus meinen neulichen Zeilen ersichtlich gewesen sein.

Wahrhaftig, an Strapazen und Anstrengungen fehlt es nicht in diesem Winterfeldzuge bei dem anhaltenden scharfen Ostwind, dem ewigen Schneegestöber, dem selten nebelfreien Horizonte und einer Kost, die auch für den allergefühlendsten und ausgepichtesten Magen eine harte Nuß wird. Das unaufhörliche Einerlei von dicken Linsen und Erbsen will auf die Länge gar nicht „rutschen", und doch ist's ein Glück, daß von Kost überhaupt noch die Rede sein kann. Dazu grundlose Morastwege, in denen man bis zum Knie einsinkt, wochenlang nicht aus den Kleidern und nur ausnahmsweise einmal ein menschliches Bett. Alles Das hat Ihr tapferer Specialartist pflichtschuldig und berufsmäßig mit durchgemacht und segar neulich mit auf Vorposten gelegen, in der vordersten Bedettenkette bei der Rüdler Wassermühle, dicht dem Feinde gegenüber hinter demselben Verhau, welches die eine seiner beutigen Skizzen bis auf jede Einzelheit getreulich darstellt. Mit dergleichen, meist aus Reisig und Holzhäufen gebildeten Verhauen oder Barricaden schützen sich hier unsere Vorposten überall, damit der Feind sie nicht ohne Weiteres überrumpelt. Ganz ähnlich verbarricadiren die Feldwachen auch die von ihnen besetzten Häuser und Gehöfte, um im Nothfalle selbst einem numerisch überlegenen Angriffe mit Erfolg Widerstand leisten zu können.

Indeß alle diese Beschwerden lassen sich ertragen und werden von den Truppen mit Selbstverleugnung, ja mit Freudigkeit überstanden; dürften sie doch danach, jetzt vor den Düppeler Schanzen zu zeigen, wie der alte preußische Muth, die Tapferkeit aus den Schlachten des siebenjährigen Krieges und von der Katzbach und von Dennewitz, von Leipzig und von Belle-Alliance als Erbtheil forterben im heutigen Geschlechte, — wenn man nur auch von

Digitized by Google

Im preußischen Hauptlazareth zu Flensburg.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

oben ernsthafte Anstalten machen wollte, diesen Geist der Welt offenbar werden zu lassen! „Ohne Tüppel genommen zu haben, können wir mit Ehren nicht heim," bade ich aus dem Munde von Musketieren und Füsilieren, von Kanonieren und Bombardieren, von Genieuren und Ulficieren mehr als einmal vernommen, und kein Einziger hebt vor den Gedanken zurück, daß vielleicht über seinen in blutiger Verstümmelung zuckenden Leichnam die Stürmenden sich Bahn brechen müssen zum endlichen Siege.

Es liegt etwas merkwürdig Fortreißendes in dieser Begeisterung, dieser Kampfesluft, dieser Siegesbefriedigung, und auch Ihr sonst höchst civiler Specialartist fühlt sich bereits angesteckt von denen kriegerischen Gelüsten und betrachtet zu Zeiten den schmucken Revolver, mit dem er sich den Gürtel geziert hat, mit einem ganz eigenthümlichen Appetite. Aber wenn's ihm ab und zu gar zu militärisch zu Muthe wird, da drängt sich ihm immer im rechten Moment die Lehrseite dieses flotten Kriegsbildes vor die Augen, jene Lehrseite, welcher er die größere seiner heutigen Zeichnungen gewidmet hat, — der Jammer und Schrecken des Lazarethe, wie er ihn vor wenigen Tagen im hiesigen Hauptspitale der Preußen zu Gesichte bekam.

Das preußische Hauptlazareth befindet sich augenblicklich in der ehemaligen dänischen Commandantur, im de Meza'schen Hause zu Flensburg. Ich wollte einen armen Landsmann besuchen, der darin, wie ich hörte, an schwerer Verwundung, mit amputirtem rechten Oberschenkel, darnieder liegt. Zwar hatte man Hoffnung, daß ihm das Leben erhalten bliebe, aber welchem Leben und welcher Aussicht geht der Unglückliche entgegen? — Es war am Vormittage, während der gestatteten Besuchsstunden von 11—2 Uhr, als ich mich nach dem Hause des Elends auf den Weg machte. Mit einem erklärlichen Gefühle von Beklommenheit und Angst trat ich in den mir bezeichneten Saal ein, da zeigte sich mir ein durch seine Contraste so charakteristisches, gewissermaßen exotisches Bild, daß ich's sofort für Sie auf's Papier warf. An ersten der reihenweise aufgestellten und von beiden Seiten zugänglichen Betten, das ich zu passiren hatte und in welchem ein schwer Kranker stöhnte, sah ich einen Mann und eine Frau beschäftigt, der Erstere offenbar in Ulsterlichem Gewande, in langem schwarzem Talare mit einem schwarzen runden Käppchen auf der Tonsur des Kopfes, die Dame in vollem Putz der heutigen Mode. Jener war ein sogenannter Alexianer, einer an Ihrem heimischen geistlichen Brüderschaft angehörig, die sich die Krankenpflege zur Lebensaufgabe gemacht hat und ihre Mitglieder überallhin sendet, wo man, natürlich gegen Bezahlung, ihre Dienste begehrt.

Bekanntlich hat man einige Alexianer aus Köln und eine Anzahl barmherziger Schwester von Niederbreine in das preußische Hauptlazareth nach Flensburg berufen und ihnen die Pflege von Blessirten und Kranken übertragen. Wie ich allgemein höre, versehen Beide ihr beschwerliches und oft genug auch für die stärksten Nerven kaum erträgliches Geschäft zur vollsten Zufriedenheit der Aerzte und der armen Leidenden selbst. Ueberhaupt aber verdient die Einrichtung der preußischen Lazarethe in Schleswig alles Lob: die Verwaltung ist vortrefflich, an tüchtigen Aerzten jetzt kein Mangel, die Ventilation der Zimmer, welche allwöchentlich gründlich gereinigt werden, läßt wenig zu wünschen übrig und die Kost darf eine den verschiedenen Körperzuständen der Kranken wohlangemessene genannt werden, wie man auch sich die geistige Unterhaltung und Erholung der dazu fähigen Pfleglinge nach besten Kräften Sorge trägt, ihnen Bücher und Zeitungen verschafft und die für sie eingehenden Spenden und Gaben aus der Heimath pünktlich zustellt. Daß die Kost auf das Genußfreudigste bereitet wurde und wohlschmeckend war, überzeugte ich mich mit eigenen Augen und eigener Zunge. Damit Sie selbst jedoch ein Urtheil über das in dieser Beziehung Gebotene haben, lege ich Ihnen ein Exemplar des „Speisereglements" bei, wie es in den in Flensburg bestehenden preußischen Lazarethen maßgebend und in jedem Zimmer angeheftet ist.*

Daß auch der hochadelige und urchristliche uralte oder altneue Johanniterorden ein Lazareth etablirt und Diaconissinnen von Bethanien zur Pflege der siechen Leiber und Seelen herbeigeritt hat, wissen Sie. Dieses fromme Lazareth hat von einer sehr freundlichen Localität, der sogenannten Bellevue, Beschlag genommen.

Das österreichische Hauptlazareth in Flensburg hat sich in der früheren dänischen Kaserne eingehaust. Wie mir erzählt wird, soll die österreichische Lazarethverwaltung erst in der allerjüngsten Zeit die den berechtigten Anforderungen entsprechende Sorgfalt und Pünktlichkeit entwickeln, doch immer noch hinter den preußischen Leistungen zurückbleiben. Dagegen darf ich, so sehr auch auch landsmännische und Freundschaftsbande an die preußischen Truppen fesseln, Ihnen nicht verschweigen, daß sich, wie dem österreichischen Militär überhaupt, so den österreichischen Verwundeten insbesondere, die Sympathien des schleswigschen Publicums weit mehr zuwenden, als unsern Preußen. Die anspruchslose Gemüthlichkeit der Mannschaft, das allem Junkerhaften und Windigen fremde Wesen der Officiere, namentlich aber das taktvolle, liebenswürdige und bürgerfreundliche Benehmen des Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz hat die Oesterreicher zu großen Lieblingen der hiesigen Bevölkerung gemacht, welche Art und Zung, Vornehm und Gering sörmlich bestichelt, während man oft genug Ursache hat, sich von der preußischen dünkler und exclusiven Officiermanier ebenso abgestoßen zu fühlen, wie von den Erlassen des Hochfreemaurerbruders und seines Civilcommissars, in denen das neupreußische Gebahren und das ganze nullare Spiel dieses Krieges ihren Ausdruck finden. †

Eben wollte ich nach einer trostlosen Viertelstunde am Bette meines in hiesigem Bundesheer liegenden jungen Landsmannes den Krankensaal wieder verlassen, als ein Paar feingekleidete Damen eintraten, denen eine Dienerin einen schweren Korb nachtrug, welcher mit mancherlei Labsal und Erquickung für die Kranken gefüllt zu sein schien.

„Haben Sie häufig solchen Besuch?" frug ich den neben mir stehenden Assistenzarzt, indem ich auf die still an uns Vorüberschreitenden deutete.

„O ja, ziemlich oft," war die Antwort. „Die Flensburger Damen interessiren sich recht lebhaft für unsere Patienten, — doch hauptsächlich nur für die verwundeten Dänen."

„Wohl nicht möglich?"

„Gewiß. Die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß hier in Flensburg noch ein gut Theil von dänischen Sympathien vorhanden ist. Zum großen Theile aber verhält sich das hiesige Publicum vorläufig so meinungslos wie möglich und betrachtet zunächst den Krieg als eine herrliche Chance, sich Taschen und Beutel zu füllen."

Bisher war der Gesundheitszustand der verbündeten Truppen im Allgemeinen ein durchaus befriedigender, abgesehen davon, daß im österreichischen Heere Fälle leichter acuter Augenentzündung ziemlich häufig vorkamen. Allmählich aber beginnen die großen Strapazen, die mit einer Wintercampagne in ungewohntem rauhen Klima verbunden sind, ihre schlimme Wirkung zu äußern. Tag für Tag treffen Krankentransporte aus Jütland bei uns ein, meist Oesterreicher, und schon hält der Tod in unsern Flensburger Lazarethen, deren wir zusammen achtzehn zählen, eine reiche Ernte.

Uebermorgen marschire ich wieder mit in den Krieg, mit Zeichenmappe und mit Revolver wohlausgerüstet. So ein vierzehn Tage werde ich wohl bei meinen soldatischen Freunden unterkommen können und abermals getreulich die Beschwerden und Mühen, das Strohlager und die Erbsensuppe mit ihnen theilen. An Stoff zu weiteren Bildern soll mir's da nicht fehlen, und befand ich wieder in civilisirte Herberge heimgekehrt bin, werden Ihnen neue und, ich hoffe, interessante Zeichnungen zugehen — wenn nicht etwa vor den Düppeler Schanzen eine vorwitzige dänische Granate allen künstlerisch-kriegerischen Bestrebungen Ihres Specialartisten ein frühes Ziel setzt.

* Wir werden unter den „Blättern und Blüthen" unserer nächsten Nummer diese Küchenvorschrift gütigst mittheilen, da sie unsern Lesern also ein Anrecht an eine immerhin seltene und nutzgereiche Zeit sicher nicht eines Interesse ist. D. Red.

† Auch noch von mancher andern Seite sind uns Mittheilungen geworden, welche den Gegensatz des österreichischen und preußischen Wesens, wie er sich im Benehmen der beiderseitigen Truppen ausspricht, grell beleuchten. Allein im Interesse der guten Sache, und um nicht einen schon so tiefen Riß noch zu erweitern, glauben wir auf Veröffentlichung jener Mittheilungen verzichten zu müssen. D. Red.

Digitized by Google

Das Unglück am Haut de Cry im Wallis.

Ein Winterbild aus den Schweizer Alpen.

Von Abraham Roth.

Wer auf der Eisenbahn von Martigny nach Sion, der Hauptstadt des Cantons Wallis, fährt, gewahrt links, unmittelbar hinter dem Dorfe Ardon, einen ziemlich isolirten, 2056 Meter (9755 par. Fuß) hoch in die Luft strebenden Kalkkegel, auf den Karten als Haut de Cry verzeichnet, im Munde des anwohnenden Volkes aber Pic d'Ardon genannt. Es ist ein vorgeschobener Posten der vergletscherten Kette, welche von den Diablerets bis zur Dent de Morcles den westlichen Ausläufer der Berner Alpen bildet. Zwischen dem Haut de Cry und ihr in gerader Linie nördlich von ihm liegenden Diablerets hindurch führt der Cheville Paß, welcher nicht selten von Touristen begangen wird, die durch das Gebirge von dem vielbesuchten Bex nach Ardon und weiter nach Sion gelangen wollen. Der Haut de Cry ist gletscherfrei und zeigt während des Sommers nur in der Tiefe seiner verdeckten Schluchten etliche Schneegruben; er kann daher in der schönen Jahrszeit ohne Gefahr bestiegen werden. Allein die Berge dieser Gattung sind just die gefährlichsten im Früh- und Spätwinter: sie sind hoch genug, um, wenn die Novemberstürme durch die Alpen brausen, gewaltige Schneelabungen an ihren Hängen und in ihren Schluchten aufzunehmen, diese luftigen Massen aber finden nicht Halt genug, um jene compacte Verbindung einzugehen, welche das Gletschereis oder der über dem Gletscher festgefrorene Schnee zeigt. An solchen Bergen gehen auch meist die Gemsenjäger zu Grunde, welche im Sturme der Waidmannsleidenschaft vergessen, daß der lose Schnee an Berghängen und in Tobeln das allergefährlichste Element in der Alpenwelt ist.

Daß die Expedition, welche am 28. Februar dieses Jahres sich die Besteigung des Haut de Cry zum Ziele gesetzt hatte, diesen, obgleich durch die Erfahrung genugsam erhärteten Satz nicht gehörig beachtete, muß als die Hauptursache ihres Unglückes bezeichnet werden, — eines Unglückes, von dem die Mehrzahl unserer Leser bereits durch die Zeitungen erfahren haben werden. Doch sei zugleich bemerkt, daß die Urheber des Unternehmens, die beiden jungen Schweizer Ingenieure G. und B., daneben nichts weniger als blindlings in die Sache hineintappten und noch weniger blos zur Befriedigung einer touristischen Eitelkeit ihr Vorhaben in's Werk setzen wollten. Ihr Zweck war ein wissenschaftlicher, insofern sie beabsichtigten, thermometrische und barometrische Beobachtungen anzustellen, wie G. mit Glück in einem Winter auf dem Riesen im Berner Oberlande und nicht minder B. im vergangenen November und December auf dem Aeggischhorn im obern Wallis gemacht hatte. Bei ihren vorgängigen Erkundigungen in Ardon mußten sie vernehmen, daß am Haut de Cry niemals Lawinen vorkämen, und obwohl Beide tüchtige, G. ein erprobter Bergsteiger, wollten sie nicht ohne einen Führer vom ersten Rang vorgehen. Zu dem Ende beschieden sie, außer drei Mann aus Ardon selbst, vom Obermalliser Dorfe Lax herab den bewährten Johann Bennen, welcher schon beinahe alle höchsten Gipfel der Berner und Walliser Alpen betreten hatte, auf mehreren der schwierigsten, wie z. B. auf den Weißhorn, der Erste gewesen war und am gesichteten, noch unbetretenen Matterhorn mit englischen Kletterern bis dahin am weitesten vordrang. Jetzt freilich, nachdem das Unglück erfolgt ist und der Arme schwer gebüßt hat, muß man es wohl gelten lassen, was ihm hier und da ein Berner Oberländer Führer nachsagte: Bennen sei zu keck, er nehme es mit seiner Verantwortlichkeit zu leicht oder er kenne die Beschaffenheit des Schnees und Firns nicht genug; man werde erleben, daß es ihm einmal schlecht gehe. Gleichwohl wird man auf der nachfolgenden Erzählung ersehen, daß Bennen gerade diesmal nicht der Fehler der Tollkühnheit vorgeworfen werden kann, sondern umgekehrt der der Schwäche, insofern er seine Autorität und Erfahrung als Hauptführer zu wenig geltend machte und sich allzusehr auf die specielle Ortskenntniß der Führer aus Ardon verließ.

Doch nun zur Sache.

Die Expedition brach am Morgen des 28. Februar sehr frühzeitig, kurz nach zwei Uhr, von Ardon auf. Es war eine klare Nacht und der Himmel versprach einen schönen Tag, wie er auch wirklich erfolgte. Nur die Temperatur der Luft war für diese Jahreszeit zu warm: das Thermometer zeigte beim Aufbruche ein bis zwei Grad Réaumur unter Null.

Da der Haut de Cry nach Süden ungangbar steil nach dem Rhonethal abfällt, so muß man ihn von hinten anpacken. Die Karawane bog deshalb in das Thal der Lizerne ein und hielt links an, hoch über dem rechten Ufer des entgegenströmenden Waldbaches, der in der Sohle des Tobels sich durch die Felsen wühlt. Es war ein sehr beschwerlicher Marsch wegen des vielen und weichen Schnees, welcher beständig und tief durchwatet werden mußte. Schon während dieser ersten Etappe äußerte G. Zweifel über die Thunlichkeit der Unternehmung, und Bennen schien ihm beizustimmen, allein die Männer aus Ardon verstreiten auf die höheren Lagen, wo der dem Südwind (Nordwind) ausgesetzte Schnee fester sein werde, und sie behielten mit ihrer optimistischen Meinung die Oberhand.

Nach etwa fünf Stunden anhaltenden Marsches, um sieben Uhr herum, erreichte die Expedition eine Sennhütte, deren Höhenlage die barometrische Messung auf circa 7000 Fuß heraushielte und die sich am Ausgange der ersten Schlucht des Haut de Cry befindet. Zur Spitze dieses Berges führen nämlich von Nordosten her, vom Hochplateau des rechten Ufers der Lizerne, drei Felsengrate: ein mittlerer, in ziemlich gerader Richtung ungangbar steil; zur Linken ein zweiter, fast parallel mit jenem und kurz vor dem Erreichen der Spitze in scharfem Winkel nach Süden abbiegend; zur Rechten endlich der dritte, in weitem Bogen ausholend, so daß er der höchsten Höhe von Nordwesten zustrebt. Auf dem Gipfel des Berges begegnen sich alle in spitzem Dreieck und erzeugen damit die schmale und steile Spitze. Die Zwischenräume zwischen den drei Graten bilden zwei tiefe Tobel oder Schluchten, in welchen sich des Winters der Schnee massenhaft ansammelt. Einer dieser Tobel, der zwischen dem erst- und zweiterwähnten jener Grate liegende, ist der Schauplatz unserer Katastrophe, und an seinem Ausgange liegt die oben erwähnte Sennhütte.

Die Temperatur der Luft war an dieser Stelle und zu dieser Stunde auf + 0,5° R. gestiegen. Dies machte natürlich den Schnee nicht fester. Schon vorher, wo der Weg durch einen Wald führte, hatte der Sennhütte etwa eine Stunde lang im Zickzack zugestreift werden müssen, und von der Hütte aufwärts war wieder der Zickzack geboten, bei welchem die Mannschaft beständig einsank, mindestens bis an die Kniee, sehr häufig noch tiefer. Man bewegte sich bereits inmitten der Schlucht. Als die Beschaffenheit der Bahn immer nicht günstiger werden wollte, lenkte die Karawane endlich nach der linksseitigen Felsenkante ab, in der Hoffnung, durch Klettern am Gestein rascher vorwärts zu kommen. Sie gewann dadurch einen Punkt, welcher sich bei der Messung als circa 8000 Fuß hoch erwies. Um diese tausend Fuß Distanz von der Sennhütte weg zurückzulegen, waren drei Stunden nöthig gewesen. Es war also bereits zehn Uhr des Vormittags.

Auf dem Felsengrate ließ sich wegen seiner Steilheit doch auch nicht viel weiter kommen, die Rückkehr nach der Schlucht wurde bald wieder als räthlicher erachtet; und merkwürdiger Weise, obschon das Thermometer mittlerweile auf + 1,5° R. gestiegen war, fand sich auf der neuen Bahn eine lange Strecke festen, leicht gangbaren Schnees. Dann aber ging er in raschem Wechsel wieder in weichen über, und es war von da an nur in ganz kleinen Zickzacks hinanzusteigen. Die Leute sanken häufig so tief ein, daß von Schreiten keine Rede mehr sein konnte: den Alpstock mit den ausgestreckten Armen quer in den Schnee vorgeschoben, kletterte man gleichsam an ihm empor, während von unten die Kniee statt der Füße nachschoben.

Dies ging so bis Mittags zwölf Uhr, indeß auch die warme Sonne ihren höchsten Stand erreichte, und schon befand sich die Expedition auf ungefähr 9400 Fuß, also nur noch wenige hundert Fuß von der Spitze. Allein von da war wegen der zu steil ansteigenden Kehle der Schlucht in bisheriger Weise nicht zum Gipfel zu gelangen, das leuchtete Allen ein. Entweder noch einmal nach links den Felsengrat gewinnen oder — umkehren, das war hier die Frage. Obschon die noch übrige Strecke bis zum Grat nicht so weit reichte, als das zurückgelegte Stück, so erhoben sich doch ernste Bedenken gegen den Vorschlag, überzuhören; denn gerade bei diesem Uebergange sah der Schnee am gefährlichsten aus und drohte am leichtesten zu brechen. Nicht nur G., auch Bennen bezeugte die Neigung zur Umkehr, und B., der als weniger Erfahrener bisher die drohenden Gefahren geringer geschätzt hatte, als sein Freund, war doch seit ungefähr einer Viertelstunde in eine auffallend ernste, melancholische Stimmung gerathen, gleich als

Digitized by Google

hätte ihn eine Todesahnung beschlichen. Es ist sicher, daß, wenn Bennen an dieser entscheidenden Stelle seine Autorität als Hauptführer geltend gemacht und nach eigenem Instinct befohlen hätte, das Wagniß nicht unternommen worden und das daraus entstandene Unglück nicht geschehen sein würde.

Die Mänier und Ardon waren es, welche auch jetzt noch an keine Gefahr glauben wollten und mit ihrer Sicherheit das Urtheil Bennen's verwirrten. Zwei derselben wagen sich auch sogleich in die gefürchtete Stelle hinein und zielen in horizontaler Linie gerade nach dem etwa 20 Fuß entfernten Felsengrat. Der Erste sinkt über die Hüfte ein und schreitet nicht mehr, sondern drückt mit der ganzen Vorderfläche seines Körpers eine Bahn, gleich einem Pflugschlitten, so daß in dem Schnee eine tiefe Furche entsteht. Der Zweite folgt nach und sinkt noch tiefer ein. Da protestirt Bennen: „Es geht nicht! kehrt um!“ Mittlerweile aber hat der Vorderste schon den Grat erreicht, er glaubt damit sich und die ganze, an ein und dasselbe Seil gebundene Gesellschaft geborgen und erwidert dem Bennen: „Es geht; machet nur, daß Ihr schnell herüberkommt!“ Bennen sieht, daß in der That keine Zeit zu verlieren ist, wenn nicht die weiche Masse unter der andauernden Last der Männer in Bewegung gerathen soll, er giebt sich in Gottes Namen darein und klettert zur Vorsicht nun hurtig ein paar Schritte höher, als jene Schneefurche, setzt sich an einer weniger bedenklichen Stelle fest und ersucht G., zu folgen. G. schreitet vor, von Bennen oben am Seil gehalten, aber sinkt nach wenigen Schritten bis an die Schultern ein. Neues Stutzen, neue Neigung zur Umkehr. Aber schon ist's zu spät! Eben folgt B. dem Freunde nach, und die schwerere Körperlast des neu Ankommenden giebt der letzten Tragkraft des Schnees den Stoß; B. sinkt stürzend in die Tiefe. Bennen, der ihn mit ganzer Kraft zurückhalten will, fühlt, daß er selbst hinunterzugehen wird, daß der Grund unter seinen eigenen Füßen rutscht. Mit stoischer Ruhe und Kaltblütigkeit spricht er nur noch das resignirte Wort: „Jetzt sind wir Alle verloren!“ — — im gleichen Augenblick reißt es ihn kopfüber, an Nn liegen fünf Mann weit durcheinander im langsam gleitenden Schnee, und der Sechste, der bereits auf sicherem Felsen stand, wird mit herabgerissen. Da erfolgt auf den allgemeinen Prall krachend ein gewaltiger Schneeriß längs des Felsengrats, und — die Lawine ist fertig. Wenige Secunden reichen hin, das erst langsam schleichende Ungeheuer in rasche Bewegung zu bringen. Was nicht fest in der Erde wurzelt, bricht los. Die Wucht der sinkenden Masse, der vorausbrechende Luftdruck, die überall sich öffnenden Klüfte bewirken, daß von allen Seiten immer neue Schneemassen, Eisschollen, Steinblöcke in den tollen Gischt stürzen und die Gewalt der Lawine immer furchtbarer aufschwillt. Rascher, immer rascher, zuletzt blitzschnell stürmt der entfesselte Strom zu Thal, es kracht und dröhnt und wiederhallt an den Felsen wie ein wildes Wetter. Und mitten in diesem Strudel rollen sechs Menschen mit, in eine Tiefe von gut 2000 Fuß! — — G. ist es gelungen, sich aufzurichten und aufrecht zu erhalten, er arbeitet mit den Armen, wie wenn er in einem Wasserstrom schwämme, und in der That wälzt sich die Lawine über die abschüssig schiefe Ebene in Gestalt aufschäumender Wogen. Mehr als einmal taucht G. unter, wird gleich darauf von einer Welle hoch in die Luft geschleudert und sinkt wieder unter, bis er sich zuletzt vollständig vergraben fühlt, als die Lawine steckt.

Das Unglück war geschehen, und es war das Werk kaum einer Minute. Doch, wie so manches Mal selbst beim gräßlichsten Unheil gräßliche Zufälle mitspielen, die an das Wunderbare streifen, so auch hier. Einer der drei Führer aus Ardon war während des Lawinensturzes weit aus dem Strom hinausgeschleudert worden und blieb eine Zeitlang auf sicherem Fort besinnungslos liegen. Ohne diesen glücklichen Zufall wären Alle unrettbar verloren gewesen, denn Keiner hätte sich selbst, geschweige Andere aus den eisgen Banden der erstarrten Lawine zu befreien vermocht; wer nicht schon todt in die Tiefe gelangte, wäre erfroren. Daß Einer frei geblieben, verhalf drei Andern zur Rettung.

Als der bei Seite Geschleuderte wieder zur Besinnung gekommen, herrschte Todesstille ringsumn, wo eben noch ein Aufruhr der Elemente getobt. Als ein ungeheures Leichentuch lag die Lawine über der Ausmündung des Tobels gebreitet. Keiner der Gefährten um den einsam Erwachten. Sie liegen Alle im Schnee, todt oder mit dem Tode ringend. Der Gedanke, daß Einer oder der Andere vielleicht noch zu retten wäre, giebt dem Manne plötzlich wieder neues Leben, und wie er sich aufrafft und die Glieder recht — o Wunder, o Glück! — bemerkt er erst, daß er krampfhaft noch in der Faust das Gletscherbeil hält. Wie ist diese Waffe jetzt so nöthig!

Nachdem der Führer erst der gepreßten Brust durch laute Rufe nach seinen Gefährten Luft gemacht — keine Antwort! — schritt er eilends der Lawine zu. Noch einmal rief er nach allen Seiten. Keine Antwort. Er spähte umher, wo das Auge Einen fände. Da auf einmal sieht er in einiger Entfernung etwas an der Oberfläche krabbeln — dort ist Einer, ein Lebender! Und in der That fand er einen Lebenden, einen Cameraden aus Ardon, und gleich darauf den Zweiten. Er befreite sie mittelst des Beiles, nicht ohne große Anstrengung; denn der mächtige Druck der stürzenden Massen hatte den ursprünglich lockeren Schnee fest zusammengepreßt, und die compacten Massen froren bereits ineinander.

Nun spähen die drei Gerretteten nach den Uebrigen aus und gewahren an einer Stelle weiter oben zwei aus dem Schnee ragende Hände. Es sind die Hände G.'s. Er lebt noch. Er fühlte, nachdem die Lawine zur Ruhe gekommen, daß seine Hände über dem Kopfe im Freien schwebten, aber er kann sie wieder zusammenbringen, noch zurückziehen. Die Arme wie der Leib sind wie eingemauert. Das Einzige, was ihm gelingt, ist, daß er von oben gegen das Gesicht herabkrabbelt, um sich einen Luftgang zum Munde zu graben, da die Lunge nach Athemhohle seufzt. Aber es gelingt nur so weit, daß das Auge nach einiger Zeit den Tag matt durch die harte Schneedecke dämmern sieht; das Uebrige muß der Athem thun, den der Bergrabene heiß gegen das Licht ausbläst. An dieser Arbeit wird er endlich — endlich unterstützt von den geretteten Führern, die aber wieder mit dem Beil hantiren müssen, bis sie nur den Kopf G.'s freigemacht haben.

Das Erste, was dieser erblickt, ist, ganz in seiner Nähe, ein Fuß des Freundes, dessen Körper köpflings im festgepreßten Schnee steckt. „Retter ihn! rettet ihn!“

Aber B. war todt.

Es kostete die selber hart mitgenommenen Führer eine schwere Arbeit, den Körper G.'s vollends aus der eisgen Kruste loszuschälen. Während sie eine granfam lange halbe Stunde dachten mit dem Beil, und mit den Händen scharrten, fühlte der Eingemauerte immer deutlicher von den Extremitäten herauf seine Glieder erfrierben. Endlich ward er doch erlöst.

Nun aber reichten die Kräfte der Männer kaum mehr aus, den Leichnam B.'s auszugraben, der bis zu diesem letzten Augenblick durch das Seil an den Freund gefesselt geblieben. Nachdem dies vollbracht, waren sie erschöpft. Bennen mußte preßgegeben werden. Auch kann bei Allen die Ueberzeugung fest, daß er todt sei; er lag tief begraben, und Einer hatte ihn während des Sturzes gesehen, wie er von einer Welle ausgespeiset worden, bleich und starr, die Arme leblos an den Hüften hängend. Anderdem war es zur vollständigen Rettung G.'s dringend nöthig, daß er die erfrorenen Füße durch Bewegung wieder belebe. Wenn er heute, gestlob, nach zweiwöchigem Krankenlager wieder ordentlich in seinem Zimmer herumhumpelt und binnen Kurzem ganz genesen sein wird, so hat rasch wesentlich beigetragen, daß er von der Unglücksstätte bis Ardon hinunter noch vier volle Stunden marschiren mußte.

Etwas nach 1 Uhr Nachmittags brach der traurige Rest der Karawane vom Morgen wieder auf und erreichte Arbon Abends 5½ Uhr. Hier waren sie mit Angst und Bangen erwartet, denn die Lawine und ihr Wiederhall hatte weit über das Rhonethal hin gedröhnt.

Tags darauf brachen 25 Mann aus Ardon auf, um die Leichname der Verunglückten in das Dorf heraufzuholen. Sie fanden jedoch nur B. und brachten ihn für die folgende Nacht in der Kirche unter. Seine bleibende Ruhe hat B. auf dem Friedhof in Vex Dudyn, an den Gestaden des Leman, gefunden. An seinem Grabe weint eine Mutter um den einzigen Sohn und gibt wohl alle ihre reichen Schätze hin, um dieses theuerste Kleinod wieder zu gewinnen. Seine Freunde betrauern in ihm einen jungen Mann von ganz vortrefflichen Geistes- und Charaktereigenschaften, der es verschmähte, nach Art so vieler seiner Standesgenossen auf faulem Erbe zu liegen, der mit ganzem Eifer sich einer Fachwissenschaft hingab und es nach menschlicher Berechnung zu sehr tüchtigen Leistungen gebracht haben würde, wäre sein Leben nicht so grausam in der Blüthe geknickt.

Bennen konnte sich nach dreitägiger Arbeit an's Tageslicht gefördert werden und er ist seitdem auf dem Kirchhofe von Lax beerdigt. Dort finde der brave Mann den ewigen Frieden. Der alte Berggeist aber, wenn er noch umgeht auf Gletschern und Firnen, wird ihm auf der leuchtenden Zinne des Weißhorns ein Denkmal setzen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Fortsetzung.)

„So lange Graf Heinrich lebte," sagte Heinrich mit einem beredtsamen Blick zu seinem Begleiter, „ward in Waldenburg nicht gebettelt."

„Es ist des dunkelnden Robert Sohn," erwiderte Angelo, „Dein Vater ward in Ungnade entlassen und nagt nun am Hungertuche."

„Der Jäger Robert? Allerdings ein plumper Gesell, aber —"

„Er hinkt. Die Frau Gräfin hat einen ausgeprägten Schenkelfinn. Die Leute in ihrer Umgebung müssen bübsch nur gewandt sein. Man will mit seinem Staat doch Staat machen. Und dann benahm sich Robert grob gegen Herrn von Montignn . . . Ist Dein Vater zu Hause?" wandte er sich an den Knaben, der neben ihnen her lief und unermüdlich „Bitt' schön! bitt' schön!" sagte.

„Ja, Vater und Mutter sind daheim," erwiderte der Junge. „Vater hat einen Rausch, und die Mutter schimpft. Bitt' schön!"

„Laß uns einkehren," sagte Heinrich entsetzt. „Der Mann muß gerettet werden." Sie traten in eine elende Hütte, die am Ausgange des Dorfes lag. Die einzige Stube, durch eine Bretterwand vom Stall getrennt, war nur schwach erhellt, die Luft darin dumpf und schwül. Am Herd glimmten einige Kohlen und verbreiten eine Hand voll roher Kartoffeln. Eine häßliche Frau mit wirrem Haar mit ungeordneter Kleidung saß am Tische und säugte ein Kind. Ein älteres Mädchen balgte sich auf dem schwarzen Fußboden mit einem Dachshund; der Vater, ein bärtiger, wild aussehender Gesell, lag auf dem Bett. Als Heinrich und Angelo hereintraten, schrie das Kind, der Hund bellte, die Frau zerrte keifend ihren Mann empor, und dieser fluchte.

„Vater Angelo ist da, siehst Du denn nicht?" schrie das Weib. „Vater Angelo vom Schloß. Du Trunkenbold!"

„Hol' der Teufel das Schloß und Alle, die drin sind!" lallte der Mann.

„Er weiß nicht, was er redet," wandte sich die Frau entschuldigend an Angelo. „Zeitlem ihn die Frau Gräfin entlassen hat — was sie vor Gott nimmer verantworten kann — ist er ein Säufer. Schnaps ist Brot, Trost und Recht, sagt er. Ach, ich bin die unglücklichste Frau auf der Welt! Wir müssen Kraut zu Grunde gehen, aber die Gräfin soll auf ihrem Sterbebette an uns denken."

„Gieb mir die Angelbüchse 'runter," stammelte der Jäger, als er seine Frau schluchzen hörte. „Ich schieß' ihn todt, den Hund, den Montignn. Gieb mir die Angelbüchse . . . ."

Seine Frau sprang auf ihn zu und rüttelte ihn wütend an der Schulter. „Aufstehen sollst Du," schrie sie, „nur Deine dummen Reden lassen! Der muß wird Euch auf's Landgericht bringen und einsperren. Ach, Sie sagen's nicht weiter, Doktorissen? Er ist so betrunken. Und Herr von Montignn ist an allem Unglück schuld. Sehen Sie, der selige Herr Graf war ein guter, aber ein wenig verworrener Herr. Er hätte in seinem Leben keine Gnade getroffen. Wenn ihm nun ein Stück Wild in den Schuß kam, hatte mein Mann zugleich mit dem Grafen los, und der Herr Graf hat nichts gemerkt und sich über seinen ungeübten guten Schuß gefreut. Wie nun im Frühjahr mein Mann zum ersten Mal hinterm Herrn von Montignn auf der Heimkehr mit Anstand steht und ein Gamsbock drüben vorbeisetzt, schießt Herr von Montignn und mein Mann schießt auch. Es lag ihm in der Hand vom Zeitigen her. Was aber thut der Andere? So wie der Gamsbock gefallen ist, tritt er sich mit und dann den Robert mit seinem flachen Zaunfänger. Mein Mann verschlucht's, holt den Gamsbock, werft ihn aus, nimmt die Angel 'raus — es war keine Angel — und sagt: wenn Sie allein gejchossen hätten, hätte der Bock noch hundert Jahr' leben! . . . Da war's aus; nach Hause kommen mit seinen Affichen hregen, war eins."

„Beter hin den seligen Herrn," sagte Angelo. „Vielleicht schickt er Euch Hülfe."

„Ach, todt ist todt. Ein lebendiger Bettelmann kann uns mehr nützen, als ein todter König. Ich wollte, Herr von Montignn wäre uns gnädig, denn der ist jetzt Herr auf Waldenburg."

„Recht hast Du, Frau," brummte der Jäger, der sich unterdessen emporgerichtet hatte. „Ich will zum Herrn von Montignn. Er war der Herr von Montignn!"

„Komm!" flüsterte Heinrich, „ich erkenne hier." Er legte ein Goldstück auf den Tisch und eilte, bevor die überraschte Frau Worte fand, in's Freie.

Schweigend schritten sie nebeneinander her. Schon walteten liebe Schatten, vom Flug fliegen Rebel auf und am schwarzblauen Himmel traten Mond und Sterne hervor. „Begleite mich nicht weiter," sagte Angelo am Eingang eines finstern Fichtenwaldes „Kehre in Dein unglückliches, einweihes Haus zurück! Morgen Nachmittag treffen wir uns in der Zeminitte hinter der Heimlichwand. Gute Nacht!"

Sie trennten sich. Langsam ging Heinrich nach Waldenburg zurück. Als er über den stillen Schloßhof schritt, sprang aus einem dunklen Winkel ein angekettet großer Hund heulend empor

Digitized by Google

„Diana!" sagte Heinrich für sich und trat an den Hund heran. Dieser aber stieß plötzlich einen fast menschlichen Schrei aus, richtete sich an Heinrich empor, umarmte ihn mit seinen Vorderpfoten, leckte ihm Gesicht und Hände, sprang wieder herab, wedelte mit dem Schweife und bellte, heulte, winselte und schluchzte. „Du kennst mich noch, du treues Thier," sagte Heinrich.

Ein Diener erschien mit einer Peitsche und drohte Dianen. „Willst du ruhig sein, Köter!" sprach er. „Hochwürden haben wohl Hunde gern? Die Frau Gräfin mag sie nicht. Kommen Sie, Hochwürden! Ich habe Ihnen auf Ihrem Zimmer den Thee serwirt. Ruhig, Köter! —"

Der Gräfin Stephanie Schlafgemach stieß — wie schon erwähnt wurde — an das gelbe Zimmer. Die Corridorthür im letzteren wurde Nachts von innen zugeschlossen, dagegen die Flügelthür des Boudoirs weit geöffnet. Das Himmelbett der Gräfin stand dem Eingange gegenüber, so daß sie erwachend in das gelbe Zimmer und die Thür, die zu Fräulein Fanny führte, sehen konnte. Das Boudoir hatte verschlossene Läden und lag völlig dunkel, während im gelben Zimmer allnächtlich eine Lampe brannte. Diese Lampe stand seitwärts auf einem Tische, so daß Stephanie den lichten Raum, nicht aber das Licht erblickte.

Mitternacht war noch nicht lange vorüber, als Stephanie aus bangen Träumen erwachte. Sie richtete sich seufzend empor; dabei streifte ihr Blick das helle Gemach und den Parkettboden, auf dem das Licht weiß wie Schnee lag. Ein jäher Schrecken durchzuckte Stephanie; sie wollte einen Schrei ausstoßen und nach dem Klingelzug über dem Kissen greifen, aber das Entsetzen lähmte ihren ganzen Körper. Im gelben Zimmer war Jemand. Der Schatten eines in einen Mantel oder ein Laken verhüllten Mannes zeichnete sich auf dem Parket ab. Stephanie konnte nicht den Mann selber sehen, nur seinen Schatten sah sie, undeutlich, aber darum auch unleugbar, bestimmt, schrecklich deutlich. Der Todesschweiß trat auf Stephanies Stirn; ihr Herz begann schnell und schneller, zuletzt hörbar zu pochen . . . . mit halbem Leib aufgerichtet, starrte sie auf den finstern, drohenden, unbeweglichen Schattenriß . . . . Sie saß sie eine Ewigkeit der Hölle, bis ihr Gehirn sich drehte, ihre Augen sich schlossen und sie ohnmächtig mit einem leisen Stöhnen zurücksank. Als sie erwachte, war der Schatten verschwunden; Stephanie rief am Klingelzug, und Fanny erschien.

„Hörtest Du nichts?" fragte lastig die Gräfin. „Jemand war im gelben Zimmer!"

Erschrocken eilte das Mädchen in's anstoßende Gemach, kam aber bald lächelnd zurück. „Unmöglich," sagte sie, „der Schlüssel steckt in der Thür . . . ."

2.

Heinrich schlief in Angelo's Thurmzimmer. Er hatte von vergangenen Tagen geträumt und, frühe am Morgen von Schritten geweckt, fragte er halb im Traume noch: „Sind Sie es, Joseph?"

„Bitte, Titus, mein Herr!" sagte der Bediente, der ohne Umstände eingetreten war und ein Kaffeebret mit Heinrich's Frühstück auf den Tisch stellte.

Der Graf richtete sich auf, rieb sich die Augen und erblickte einen zwerghaften Burschen in weißer Livree. „Ist Joseph nicht da?" fragte er, noch verwirrt.

Der Groom drehte das runde, dummdreiste Gesicht von rätselhaftem Alter nach dem Fragenden. „Meinen der Herr Kaplan des verstorbenen Grafen Kammerdiener?"

Des verstorbenen Grafen! Dies Wort riel Heinrich in die Wirklichkeit. „Ja, den mein' ich," sprach er mit gleichgültigem Ton. „Hieß er nicht Joseph?"

Der kleine stellte sich breitbeinig vor Heinrich's Lager, steckte seine Rechte in die Hosentasche, grinserte mit den Augen und grinste: „Der Joseph ist nicht mehr da. Er steht jetzt bei einem Herrn von Specht in Condition. Nicht viel los mit dem Herrn von Specht! 's ist ein halbes Jahr her — ich war noch nicht lange bei der Frau Gräfin, und wir wohnten damals in der Stadt . . . . Famoses Leben in der Stadt! . . . . Abends spielten ich, Fanny und Joseph im Vorzimmer unser Tarok. Natürlich kam's dabei jedesmal zwischen den beiden Kammerdienern zum Streit. Und eines Abends haut der Joseph den Franz, aber derb. Was thut der Franz? Er steckt der Gräfin, Joseph habe die goldene Uhr des seligen Herrn gestohlen. Richtig war's; der Kammerdiener wollt' ein Andenken und behielt die Uhr, die bei der Inventur vergessen worden. Bei Tisch fragt die Gräfin: wie viel Uhr ist es? und der Dummkopf Joseph zieht, ohne weiter zu denken, des Grafen Uhr und sagt: halb Vier. Nun wußte die Frau Gräfin freilich, wieviel es geschlagen hat, und Abends hatte der Joseph seinen Abschied. Aber auch der Kammerdiener Franz ging bald darauf ab."

„War auch er ein Dieb?"

„Hm, das weiß ich nicht. Er ging freiwillig, denn der Baumeier Levy bot ihm als Tafeldecker zwanzig Gulden mehr, als er bei uns hatte."

Der Graf blickte finster vor sich hin. Sein ehrlicher Joseph — ein Dieb! Franz, den Waltenburg's Vater aus bitterer Noth riß, der zwanzig Jahre lang des Grafen Brod aß, verläßt um eines kleinen Vortheils willen seine Herrin . . . . „Ach, Angelo!" seufzte Heinrich in seinem Herzen.

„Zu des seligen Grafen Zeit," fuhr der Groom sich aufblasend fort, „waren nur vier Diener im Schloß. Der Graf soll ein Filz gewesen sein. Jetzt haben wir sechs. Ich und Banks, der Neger, bedienen die gnädige Frau. Seit einigen Wochen brachte ich Pater Angelo das Frühstück, denn Lassern hat den Herrn von Montigny, die beiden Jäger warten den Appery's auf, und Schramm putzt die Stiefeln. Ein strenger Herr, der Herr Pater! Um vier Uhr steht er auf, um fünf mußte seine Milch auf dem Tische stehen. Beim Sie das Frühstück künftig später wünschen, mir ist's recht. Ich schlafe je länger, je lieber."

„Ich werd' es wie Pater Angelo halten," sagte Heinrich kurz. „So?!" versetzte der Groom gedehnt. „Sonst nichts zu befehlen?"

„Nein. Wie ist doch Dein Name, Kleiner?"

Dieser schleuderte auf Heinrich einen empörten Blick, und sich in die Brust werfend, entgegnete er: „Die Frau Gräfin nennt mich Titi, den Uebrigen heiße ich Herr Titus; die Frau Gräfin sagt Du zu mir, Fremden aber bin ich Sie! . . . Und übrigens bin ich Intherich, Herr Kaplan."

Damit kehrte er dem Letzteren gravitätisch den Rücken und verließ das Gemach. Heinrich wußte über die komische Indignation und den unverschämten Hochmuth des Däumlings lächeln. Er stand auf und öffnete, nachdem er sich angekleidet, das Fenster der frischen, würzigen Morgenluft. . . . . Vom Thurmzimmer aus konnte man in die Fenster von Stephanies Gemächern sehen. Die Jalousien waren herabgelassen. „Sie schläft noch," sagte sich Heinrich, „schläft nach dem bösen Traum sicher Nacht." Er trat zurück und schrie langsam, mit gesenkter Stirn auf und nieder. Er gedachte der Zeit, wo er in früher Morgenstunde am Lager Stephanies saß, den sanften Athemzügen ihrer Brust wie einer Musik lauschte und unverwandt in das liebliche Gesicht starrte, als sähe er den süßen Schlaf auf den geschlossenen Lidern liegen. Und wenn sie dann erwachte, lächelte sie ihm zu und sagte: „Du böser Heinz!"

. . . . Plötzlich flog ängstlich zwitschernd eine Schwalbe am offenen Fenster vorüber, gleich darauf krachte ein Schuß. Heinrich eilte in die Nische und sah hinab.

Auf der Terrasse stand sein Cousin Montigny, die noch rauchende Flinte in der Hand. Umweit davon zuckte der kleine Vogel auf der Erde, aber Jener hatte seines Erfolges nicht Acht, sondern blickte in die Höhe, wo hinter einer hastig geöffneten Jalousie ein weißes Kleid schimmerte, schwenkte lachend seinen Hut und rief: „Guten Morgen, Vielliebchen! Gewonnen! gewonnen!"

Der Fensterladen wurde bald wieder geschlossen, aber einige Secunden später fiel eine Rose hinunter. Montigny bob sie auf und drückte sie an seine Lippen.

Heinrich wankte vom Fenster zurück. „Vergessen, wie ein Schatten!" stöhnte er.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Die Stube ward ihm zu eng; er eilte hinab in's Freie, durch den Park, durch das Dorf. Vor dem Wirthshause zum Adler saßen Mägde und wanden Kränze aus Eichenlaub. Der Hausknecht stand auf der Leiter, um über der Thür einen Transparentrahmen zu befestigen, während sein Herr, der dicke Adlerwirth, in Hemdärmeln und schneeweißer Schürze, das Lederkäppchen keck auf's Ohr gedrückt, am Fuß der Leiter mit wichtiger Miene „Mehr rechts! mehr links!" commandirte.

Heinrich wollte mit turzem Gruß vorübergehen, aber nicht so dachte der Wirth. Der wollte die eigene Neugierde befriedigen und andrerseits seinen Leuten zeigen, wie wohl er in allen Schlofige-

Digitized by Google

schickten Bescheid wisse. „Hab' die Ehre, Herr Kaplan!" rief er Heinrich entgegen und zog tief seine Mütze. „Freut mich die Bekanntschaft Euer Hochwürden zu machen. Ich bin der Adlerwirth. Ja, ja, der Pater Angelo hat uns verlassen. Das war ein Mann! Der hörte das Gras wachsen! Haben der Herr Kaplan in der ersten Nacht gut geschlafen? Wie gefällt Ihnen das Transparent?"

Waldenburg war näher getreten. Die Dirnen hielten in der Arbeit ein und stierten ihn an; auch der Hausknecht hörte zu hämmern auf. Aber kein Gesicht drückte mehr als Neugierde aus. „Man feiert wohl ein Fest heute?" fragte Heinrich mit einem flüchtigen Blick auf die Guirlanden.

Des Adlerwirths glattrasirtes Antlitz glänzte im Vorgenuß von Freude, Ruhm und Gewinn. Er rieb sich die Hände, schloß vergnüglich die Augen mit schnalzte mit der Zunge. „J, ein koppeltes, ein trefflaches Fest," rief er, „ein Fest, wie's Waldenburg noch nicht erlebte! Für's Erste feiern der Rentmeister und seine Ehebällfte die silberne Hochzeit, und zweitens führt heute ihr Sohn, der schöne Toni, die Silberbanerin Afra heim. Was? Das nenn' ich ein Dauerium! Eine Doppelhochzeit von Vater und Sohn. Das junge Paar das schmuckste im ganzen Dorf, und die Alten die Reichsten! Im Bureeisten werden sie getraut, dann geht's zurück, zum Adlerwirth. Huiha! Meine Frau hat gestern und die ganze Nacht Kuchen gebacken, und jetzt brennen schon wieder fünf Feuer in der Küchel und wird gesotten und gebraten wie für den König Pharao. Aber nun bleibt der Hauptspeckaet: Weil das Trauerjahr um unsern Herrn — Gott hab' ihn selig! — um ist, kann die Frau Gräfin heute zur Jubelhochzeit kommen. Herr von Montigny hat's dem Silberbauern zugesagt, daß sie kommt, mit ihren Gästen zum Adlerwirth kommt. Denn auch im Schloß ist große Tafel und jede Gutsherrschaft im Umkreis von zehn Stunden geladen. Das wird ein Jubel heute, daß die alten Berge wackeln. Sie schenken uns doch auch die Ehre, Herr Kaplan?"

Heinrich's Antwort kam eine Frauenstimme zuvor, welche aus dem Hintergrunde des Hausflures „Nazi!" rief; eine Stimme, die wie ein elektrischer Schlag den Wirth und seine Leute durchzuckte; die Mägde begannen plötzlich mit erneutem Eifer zu flechten und zu binden, der Hausknecht aus Leibeskräften zu hämmern. „Oleich, Frau, gleich!" rief der Adlerwirth in's Haus. „Denk," sagte er zu Waltenburg, „führt sie das große Wort. Wie finden Sie das Transparent? Ein Mythenkranz und zu beiden Seiten flammende Herzen. Der Hubervin Joseph hat's gemalt, ein blutjunger Bursch'. Der selige Graf wollt' ihn Maler werden lassen, und das war sein Unglück. Denn nun unser Graf tot ist, hat der Bub' nicht das Geld, um in der Stadt zu studieren, und keine Lust, Bauer zu werden. . . ."

Wieder unterbrach ihn die Stimme: „Nazi! Blitzerl! Wo schwatzest Du denn wieder? Willst Du gleich den Keller —"

„Adlerwirth," sagte auf der Leiter ängstlich der Hausknecht, „die Frau will den Kellerschlüssel. . . ."

„O.eich, Frau, gleich!" rief der Gerufene. „Sehen Sie, Herr Kaplan," fuhr er gegen Heinrich gewandt, aber den Blick unruhig nach der Thüre gerichtet, fort, „im Kram, selbe ein Spruch stehen, der auf die Herrschaft sich bezieht, aber mir fällt nichts ein. Wissen Sie keinen Vers, Herr Kaplan?"

„Ei," erwiderte der Andere nach kurzem Besinnen, „nehmt den Wahlspruch der Waldenburg, der in der Schloßkapelle steht."

Der Adlerwirth schlug sich vor die Stirn. „Richtig! das ist's! der Wahlspruch muß draus! Nimm den Rahmen nur wieder ab, Stoffel; nimm ihn ab und lauf' zum Huber-Joseph! Er soll den Spruch hineinmalen; beeil Dich, den Spruch, der in der Schloßkapelle steh. . . ."

„Nazi!" tönte die Stimme heftiger. „Nazi! Kreuzelement. . ."

„Adlerwirth, die Frau Toni!" mahnten die Kranzwindrinnen.

„Herr Jesus, ich komme ja. . . . Nichts für ungut, Hochwürden! — Ich will meine geplagte Frau heute nicht ärgern, sonst sollte sie sehen. . . . Na, tausend Dank für den guten Rath. — Spute Dich, Stoffel! — Hab' die Ehre, Herr Kaplan!" Und mit den Schlüsseln rasselnd, stürzte er sich eilig in den Hausflur. Heinrich aber setzte seinen Weg fort.

Er ging zum Alpf hinab, um sich an's andre Ufer fahren zu lassen. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte der alte Fährmann, der, seine Pfeife rauchend, im Kahne saß.

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte Waldenburg den frommen Gruß.

„Schönes Wetter heute," begann der Alte, während der Nachen einer Kette entlang glitt und vom Ruderschlag verwirrte getrieben wurde. „Ihr kommt wohl vom Schloß, hochwürdiger Herr?"

„Ja."

„Da geht's heute wieder hoch her," sagte der Schiffer schmunzelnd. „Sonntag ist dort alle Tag'. Ein lustig Haus, seit der Graf todt ist! Mir kann's recht sein. Ist das Schloß voll, wird mein Fischkasten leer."

„Kannst Ihr den Verstorbenen?"

„Freilich; hab' ich doch die gräfliche Fischerei und Fähre seit zwanzig Jahren in Pacht! Fuhr ihn oft genug über, ihn und seinen Fuchs, den jetzt der Silberbauer hat. Er stieg im Kahn immer ab vom Gaul und schaute während des Fahrens in's Wasser — gerade wie Ihr jetzt."

Heinrich sah betroffen empor, aber der Alte verfolgte seinen Vergleich nicht weiter, sondern lachte still vor sich hin. „Ja, ja," sagte er, „sein Vetter, der Montigny, macht's anders. Eins, zwei, drei, setzt er in den Kahn, daß ich oft meine, er und sein Gaul müßten Nase und Bein brechen. Und dann reckt er sich im Sattel halb links, halb rechts, huschelt mit der Peitsche, pfeift und kann nicht schnell genug trüben sein. . . . Aber ich seh' den Bilzfang gar zu gern, und wenn ich ihn ansehe, werd' ich fast selber wieder jung. Der Selige war ein stiller, guter Herr, und ich wünschte ihm hundert Jahr zu leben; aber todt ist todt, und wenn unsere Gräfin wieder heirathet, soll ein Hudeu groß wie ein Waldsich auf den Hochzeitstisch. . . ."

Wieder lachte der Alte und stieß den Kahn an's Land. „Ihr bleibt wohl nur eine Pfeife lang, Hochwürden?" fragte er.

„Ich komme bald wieder," erwiderte Waldenburg und verließ das Fahrzeug.

„S ist rattenkahl geworden, hier drüben," meinte der Schiffer. Heinrich schlug den Waldweg ein. Dieser führte durch junges Nadelholz, plötzlich dann stand man vor einer ungeheuren Lichtung. Soweit Heinrich's Auge reichte, sah er links und rechts einen schattenlosen Grund sich dehnen, mit Wachholdergestrüpp und Haidekraut bewachsen. Zahllose Baumstrunke waren die traurigen Ueberreste eines stolzen Waldes. Gegenüber stieg die ernste Gebirgswand empor. Die Sonne schien in die Tannen auf ihrem Gipfel, daß sie wie ein zierliches Asbestgewebe durchsichtig golden schimmerten. Aber Heinrich's Blick haftete auf dem Boden. Er blieb, die Hände gefaltet und Thränen im Auge, stehen.

„Hierher lenkt' ich einst den Schritt," dachte er, „Tag für Tag sei meiner Knabenzeit. Hoch wölbten sich die Bogen, und ich ging unter ihnen dahin wie in einer Kirche. In warmen Nächten wandelte ich hier mit Stephanie Hand in Hand. Wir ließen uns am Fuß von Stephanens Eiche nieder, sahen den Mond wie ein Freundesantlitz durch's Gezweige grüßen und flüsterten im gedämmerlichen Beben der Bäume von den süßen Schauern der Einsamkeit. Dahin, dahin, wie der Traum einer Sommernacht; das grüne Reich geftürzt und vergeudet wie meine Hoffnungen! Habt Ihr keinen Schatten mehr für mich? Die Lerche hör' ich schmettern, aber wo sind die andern Sänger?"

Der Anblick der sinnlos beraubten Gründe, wo nirgends eine Spur neuer Umwandlung und künftiger Schöpfung sich zeigte, that ihm zu weh. Er kehrte zum Alpf zurück.

Während der Kahn an's andere Ufer trieb, sagte der Fährmann mit einem schlauen Blick auf Heinrich: „Da war einmal ein schöner Forst. Aber auch die Art, die ihn umhieb, hatte einen schönen Silberklang. Vor Alters sah man so 'nen Kalb ehrlich= tig wie ein Tabernakel an und rührte nicht dran. Heutzutage ist man klüger. Auftatt Geld für den Wald auszugeben, macht man den Wald zu Geld. Ja, solang Einer nicht todt ist, kann er jeden Tag Neues lernen. Der Graf wollte nicht klug werden, drum starb er so früh. . . . Wir Fischer, Hochwürden, haben Zeit zum Denken. Manchmal denk' ich Lustiges, manchmal Traurigos, und zuweilen kommt mir das Klage und das Einfältige, kommt mir Alles wie Kaub vor." Er blies eine Dampfwolke aus der Pfeife, die er zwischen den Zähnen hielt. . . . .

Fünf Stunden später führte Banks, der Neger, den Kaplan zur Frau Gräfin. Sie saß mit ihren Gästen und Fanny auf der Terrasse unter einem Zeltdach. Die Baronin Alpreza lehnte in einem indischen Schaukelstuhl, eine magere Gestalt mit einem Kopf, der nie schön, aber immer noch „interessant" war, das Gesicht von gelblicher, doch durchsichtiger Farbe, die Nase lang und schmal,

Digitized by Google

die Augen dunkel, die Stirn niedrig und von schwarzem Haar umrahmt. Der Mund war groß, aber wenn sie lachte, zeigte er tadellose Zähne. Ihr Gemahl, dessen verblühtes Gesicht nichts Auffallendes hatte, als einen unmäßig langen Backenbart, saß der Gräfin zur Linken; Montigny hatte zwischen der Baronin und Fräulein Fanny Platz genommen.

Als Waldenburg sich näherte, schälte Stephanie mit ihren schönen Händen einige Orangen, riß die Scheiben geschickt von einander und überreichte die Krystallteller mit der zurechtgelegten Frucht den beiden Herren, welche die süße Kost von ihrer Hand bereitet sich erbeten hatten.

„Jedenfalls eine wilde Art, Bielliebchen zu gewinnen, Cousin!“ hörte Heinrich die Gräfin sagen. „Meine arme Fanny wecken Sie aus dem Schlaf und mir bereiteten Sie den zweiten Schrecken heute.“

„Den zweiten, meine Gnädigste?“ fragte Asperg.

„Ja, mein erster war nichts mehr und nichts weniger als ein Schatten. . . . Bon jour, Herr Stein!“ unterbrach sie sich, mit einer leichten Kopfwendung Heinrich begrüßend. „Mein Kaplan, Herr Stein! — Frau Baronin Asperg — Baron Asperg — Herr von Montigny.“

„Man grüßte den Fremden, der sehr schüchtern erschien, vornehm kalt. „Nehmen Sie Platz, Herr Stein!“ lud Stephanie ein.

„Ein Schatten? schrecklich! ein Schatten war in Ihrem Zimmer?“ fragte die Baronin.

„Nicht in meinem, sondern im anstoßenden Gemach.“

Montigny that lächelnd die Frage: „Was für ein Schatten? Der Schatten eines Lebhstüdls oder des Kaminschirmes?“

„Halten Sie mich für kindisch, Herr von Montigny?“ entgegnete Stephanie gereizt. „Ein menschlicher Schatten, den ich wachend sah, der kam und verschwand. O, wenn ich jetzt ruhig davon erzähle, glauben Sie dennoch, daß diese Erscheinung mitten in der Nacht entsetzlich, beinahe tödtlich war.“

„Ich wäre gestorben,“ sagte die Baronin.

„Aber, theure Cousine,“ wandte Montigny ein, „nur feste Gegenstände werfen Schatten. Der fragliche also mußte Fleisch und Blut haben, einem Jemand angehören. Sie schlafen aber bei wohlverschlossenen Thüren. Wenn er ging, mußten Sie auch das Schloß drehen und die Thür gehen hören.“

„Fragen Sie Fräulein Fanny!“

Fanny berichtete, was sie vom Ereigniß wußte, daß sie tief in der Nacht vom Klingeln der Gräfin geweckt worden und augenblicklich in das Boudoir geeilt sei; daß sie die Gräfin halb ohnmächtig vor Schrecken über einen Schatten, im gelben Zimmer aber Alles unverändert und verschlossen gefunden habe.

„Mein Gott, am Ende spukt es in diesem Zimmer!“ sagte die Baronin. „Wählen Sie ein anderes Boudoir, liebe Stephanie!“

Diese wandte sich an Heinrich, der bisher sein Wort gesprochen hatte. „Was ist Ihre Meinung, Herr Stein? Glauben Sie an Gespenster?“

„Ich will die Todten ruhen lassen,“ erwiderte dieser langsam, „aber ich glaube an Gespenster unserer Seele. Gedanken, die uns beunruhigen, nehmen gleichsam Gestalt an und fallen wie Schatten auf unsern Weg . . . . . Erinnerte Sie das Schattenbild nicht an irgend eine bestimmte, Ihnen bedeutende Person, Frau Gräfin?“

Beim Klang von Waldenburg's Stimme überfiel Stephanie wieder ein leises Zittern. Ihr Auge hing an seinen Lippen, ihr Gesicht ward plötzlich ernst und nachdenklich.

Edgar Montigny, dem der trübe Eindruck von Heinrich's Rede auf seine Cousine nicht entging, sagte wegwerfend: „Sie nehmen das sehr feierlich, sehr poetisch, Herr Stein. Meine arme Cousine wird nun so lange sinnen und grübeln, bis sie einen Menschen zu diesem Schatten gefunden hat, und dann gute Nacht, süßer Schlaf! Nein, theure Gräfin, sehen Sie das Ding als das an, was es war, ein Schatten, ein Nichts!“

„Ganz meine Meinung,“ bemerkte Baron Asperg.

Stephanie faßte sich gewaltsam und versetzte mit schwachem Lächeln: „Sie haben Recht, Montigny. Am Ende war's nur eine Wolke, die über den Mond ging . . .“

Fröhliche Musik unterbrach sie. Ueberrascht lauschten Alle, und Stephanieens Antlitz erheiterte sich dabei mehr und mehr. „Die Leute spielen nicht schlecht,“ sprach sie nach einer Weile. „Es ist das Musikcorps des Regiments Cranien, das in der Festung Rain liegt. Ich habe sie mir vom Commandeur erbeten, damit wir heute Abend gute Musik haben . . . .“ Sie summte einige Takte der rauschenden Weise. „Eine allerliebste Polka,“ sagte sie und warf einen schelmischen Blick auf ihren Cousin. „Wollen wir nicht tanzen, Montigny?“

„Au bal!“ jauchzte dieser und sprang empor. „Liebe Cousine, Frau von Asperg — beginnen wir das Fest!“ Die Damen lehnten lachend ab.

„Montigny, Sie sind unverwüstlich,“ sagte der Baron, sich im Stuhl dehnend. „Heute Nacht bis zwei Uhr Eearté mit mir gespielt; um fünf Uhr eine Schwalbe geschossen — ein verwünscht schwerer Schuß, meine Damen! — und nun denken Sie schon wieder an's Tanzen! Unverwüstlich, auf Ehre!“

Hurrah's schallten vom Dorfe her, Schüsse krachten und wiederhallten in den Bergen. „Die Hochzeit!“ sagte Fanny. „Sie ziehen nach Wendelstein.“

Banks erschien und meldete, daß Gäste den Schloßberg heraufgefahren kämen. Alle erhoben sich. „Wir wollen die Ersten mit Blumen und wehenden Tüchern empfangen,“ rief Stephanie, glühend jetzt vor Auftregung und Lebenslust. „Kommen Sie, meine Freunde! kommen Sie! O, dieser Tag soll ein Tag der Musik, der Freude und des Uebermuthes werden!“

Der Baron bot ihr den Arm. Sie nahm ihn an und drehte sich nur noch flüchtig nach Heinrich um. „Ich sehe Sie bei Tisch, Herr Kaplan. Adieu!“ Sie gingen.

Heinrich sah schwerbewegt seiner Gattin nach, bis sie um die Schloßecke verschwand. Dann sank er auf einen Stuhl, barg sein Gesicht in die Hände und flüsterte: „Todt! vergessen! . . . In der Verbannung von ihr ergraute mein Haar; mein Körper siechte, mein Herz brach vor Sehnsucht nach ihr — und sie, sie — — wollen wir nicht tanzen, Montigny?“

Die Tafel war glänzend. Der Fürst und die Fürstin Stauff befanden sich unter den zahlreichen Gästen; er ein alter, bald tauber Mann, aber mit dem Brillantstern des L . . . .-Ordens auf der Brust und mit seinem Titel Durchlaucht für die Gesellschaft ein kostbarer Schmuck. Seine Gemahlin, mit flachsblondem Haar und weißen Wimpern, war ziemlich jung und leidlich hübsch. Sie imponirte durch ihren unmäßigen Stolz. Die Uebrigen waren Grundnachbarn in Begleitung ihrer Frauen und einige Officiere aus der Festung Rain.

Außer Fräulein Fanny galt nur Heinrich als Bürgerlicher. Man beachtete ihn daher nur wenig, und er, mit Allen bekannt, von Allen einst als Graf Waldenburg ausgezeichnet, erfuhr als „der arme Priester“ jetzt, daß jene Verehrung nur seinem Rang und Reichthum gezollt worden.

Vor Tische flüsterten sich Einige die Bemerkung zu, daß der Kaplan mit dem verstorbenen Grafen eine entfernte Aehnlichkeit habe. Ein Lieutenant zog auch Montigny bei Seite und sagte mit ironischem Lächeln: „Du, der Schwarzrock dort hat etwas von den Waldenburgs. Er bekam wohl auf besondern Gründen diese Sinecure? Ein linker Bruder vom Seligen, was?“

Montigny bestritt lebhaft jede Aehnlichkeit. „Parbleu,“ schloß er, „sage von meinem Vetter, was Du willst; er war nervös, monbsüchtig, überspannt, aber er hat doch immer wie ein Aristokrat aus, während ich diesen Herrn Stein niemals für Einen von Geblüt und ohne seinen Pfaffenkittel für einen ausgedungenen Schulmeister halten würde.“

Montigny sprach dies mit einem verächtlichen Blick auf den einsam stehenden, blassen Mann, sprach's im übermüthigen Bewußtsein, daß ihn die Blicke aller Damen suchten, ihn alle Männer beneideten. Er war so hübsch, so geschmeidig und beredt. Zwar nodegültig und elegant gekleidet, doch nur im schwarzen Gesellschaftsanzug, besiegte er gleichwohl selbst die Uniform. Gewachsen wie ein Antinous, hatte Montigny den Kopf eines schönen Provençalen. Das blauschwarze Haar, kräftig sich ringelnd, duftete kaum den Scheitel. Die glänzenden Augen, die aufgeworfenen Nasenflügel, die vollen Lippen, über welchen der keckaufgedrehte, schwarze Schnurrbart saß, verriethen Gesundheit, Temperament und sinnliche Kraftfülle. Man konnte ihn nicht ansehen, ohne auf einem feurigen Roß ihn dahinjagend sich zu denken. Er hatte außer dem Cavalier etwas Zigeunerhaftes in seiner Erscheinung, aber gerade dieser wilde Zug hob ihn in den Augen der Frauen, und er wirkte mit fast dämonischem Zauber auf sie.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Erfurter Dom.
Nach der Natur aufgenommen und auf Holz gezeichnet von Sprosse.

Der große Zug der Reisenden nach dem schönen Thüringer Lande und seinem frischen grünen Walde berührt zwischen Weimar und Gotha die preußische Festung Erfurt, deren umfangreiche Werke den Wanderer nicht zur Einkehr auffordern, obwohl ein freundliches, mit schönen Waldungen und reichen Blumen-, Frucht- und Gemüsegärten geschmücktes Hügelland die altehrwürdige thurmreiche Stadt umgiebt, welche auch an sich dem Freunde der alten Städtegeschichte und der Kunstdenkmäler erhebliches Interesse bietet.

Die Chronisten nennen sie „die große, gedächtnißwürdigste, die volkreiche Hauptstadt Thüringens“, und in der That bestätigen noch viele Spuren, daß Erfurt im Mittelalter zu den größten und ansehnlichsten Städten Deutschlands gehörte. An der Hauptverbindungsstraße zwischen den Norden und Süden des deutschen Reiches gelegen, bildete es zugleich einen Knotenpunkt für den Verkehr nach Osten und Westen. Handel und Gewerbe standen in höchster Blüthe, als es sich dem Bunde der Hansestädte anschloß. Aber auch eine bedeutende, bewegte Geschichte füllt die Annalen der kaiserlichen oder Reichsstadt. Ein sich fühlendes Bürgerthum lag fortwährend mit mächtigen Nachbarn in offener Fehde oder stritt mit der kaiserlichen oder Mainzer Stadthalterschaft um alte Rechte. Gegen landadelige Patrizierkasten, die sich zu räthlicher Aristokratie ausbildeten, brachen blutige Empörungen aus; kurz, es war ein unaufhörliches, muthiges, zu Zeiten tolles Treiben der stolzen Bürgerschaft außer- und innerhalb der Ringmauern. Aber auch ungeheure, sich öfter wiederholende Feuersbrünste legten große Theile der Stadt in Asche, und peststarke Epidemien rafften viele Tausende der Bewohner hinweg.

So erhielt der alte Glanz; doch heute noch zeugen von ihm viele Patrizierwohnungen, die aus der schönsten Zeit mittelalterlicher Baukunst herrühren. Von sechshundertdreißig Kirchen, welche Erfurt früher besaß, sind noch viele und darunter prächtige Meisterbauten wohlerhalten. Die große Anzahl der Glockenthürme, der Stadt ein wahrer Schmuck, ragen weithin sichtbar über die Ziegeldächer der Häuser hervor.

Ueber alle Bauten hinaus aber erhebt sich majestätisch der Dom mit der an seiner Seite gelegenen Stiftskirche St. Severus, die wetteifernd mit der Höhe der kolossalen Kathedrale ihre drei kupfergedeckten schlanken Thurmspitzen in das helle Firmament steckt. Von einem anfgerordentlich großen Platze aus führt die freie Riesentreppe, nach welcher der Platz noch immer vom Munde des Volks „vor den Graden“ genannt wird, zum Domberge empor. Zehn mächtige Bogen tragen einen sehr breiten, sich nun den ganzen Chor liebenden Vorsprung, welcher nach den aus diesen Bogen gebildeten Nischen mit dem seltenen Wort Cavate benannt ist. Man denke sich nun diese Cavate, die Treppe und den Platz von einer prunkvollen, mit wehenden Fahnen dahinziehenden Procession belebt, von einer bunten, mittelalterlichen Volksmenge umgeben, und es giebt ein Bild, der Arbeit des besten Künstlers würdig.

Die gewaltigen architektonischen Massen beider Kirchen werfen von ihrer hohen und freien Lage aus mächtig auf den Beschauer, der mit Bewunderung von der Großartigkeit des Daubaues erfüllt wird. Betreten wir mit ihm die fünf Mal vierzehn Stufen der breiten Treppenflucht, so eröffnet uns zunächst an einem Pfeiler ein Denkmal der Dankbarkeit für die reichen Gaben zu diesem Bau in lateinischer Inschrift des 14. Jahrhunderts, die übersetzt lautet: „Im Lobe Christi jauchze, glückliches Thüringen, durch dessen Gnade du dich so hoher Männer erfreuen kannst.“

Oben angelangt, stehen wir vor dem Hauptportal, einem vorzüglich schönen Bau- und Bildhauerwerke. Es ist ein seltsam herausgebeugtes Dreieck am Quergebäude, zwischen Chor und Schiff, das zwei Eingänge von Osten und Westen bildet, über denen sich mit Kunstgewerk reich verzierte Spitzgiebel, deren Füllung aus gothischen Rosen besteht, erheben. Auf dem Mittelpfeiler des vorderen östlichen Portals steht die Schutzpatronin der Kirche, die Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem Arme, an den inneren Wänden sind die zwölf Apostel, am westlichen Eingange die zehn klugen und thörichten Jungfrauen und zwei andere weibliche Statuen zu sehen. An der äußeren abgestumpften Ecke befindet sich eine vergoldete Nische in Kapellenform, welche eine weibliche Statuette der heiligen Anna birgt, die wahrscheinlich früher das Ziel frommer Wallfahrer und somit eine ergiebige Quelle für die Buccasse war. Ueber diesen Kapellchen schmücken drei prächtige Bildsäulen von Bonifacius, Adolar und Eoban den ausspringenden Eckpfeiler, den würdigen bedeutungsvollen Platz für die ersten Lehrer des Christenthums in Thüringen, welche auch die ersten Erbauer eines Kirchleins an derselben Stelle waren. Der Pfeiler geht in einer merkwürdigen steinernen Laterne von zierlicher Form aus, die gewiß nicht nur als bloßes Symbol des Lichtes, das von hier ausstrahlte, sondern zu wirklichem Leuchtkreuer gedient, ihre Helle weithin gesendet und den wunderbaren Steinbau mit magischem Lichte übergossen haben mag.

Dieses herrliche Portalwerk, das durch seine überreichen Verzierungen das höchste Interesse erregt, ist besonders wegen des hohen Alterthums der Bildsäulen wichtig, die vielleicht schon den ersten Dom, der im 12. Jahrhundert hier auf dem Felsen stand, schmückten. Die Restauration hat sich diesem kanlichen Schatzkästlein mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft zugewendet und alle Lücken und Verwüstungen, welche Zeit, Unglück und barbarische Mißhandlung vielfach angerichtet hatten, auf das Beste ergänzt und beseitigt.

Nahebei steigen von einem riesigen Unterbau, dem ältesten Theile des Domes, die kolossalen Thürme empor. Die einfachen Rundbogen des Frieses und der Fensteröffnungen bekunden den byzantinischen oder romanischen Baustil, der im 13. Jahrhundert dem gothischen oder altdeutschen Spitzbogen weichen mußte. Noch in den oberen Stocken zeigen die Fenster bald Rund-, bald Spitzbogen.

Wir befinden uns auf dem sehr geräumigen, mit Sandsteinplatten belegten Umgange der Cavate und betrachten den Chorbau, der nach Osten aus auf der vortrefflichen Abbildung entgegensieht, in seiner großartigen reinen Schönheit. Emporbis zu enormer Höhe sich emporstrebende Fenster mit zierlichem, unerschöpflich mannigfaltigem Steinbauerwerk und zwischen ihnen die noch höher in Spitzen auslaufenden Pfeiler, mit trefflichen Bildnerwerken geschmückt, bilden diesen Haupt- und schönsten Theil des Gotteshauses.

Die schöpferische Kraft der Erfindung, der Thaten- und Opferreichthum des christlichen Mittelalters, die Herrlichkeit der altdeutschen Baukunst, „der großen harmonischen Massen, zu unzähligen kleinen Theilen belebt“, treten uns da mit hoher Gewalt vor die Seele. Die erste Bestimmung aller Baukunst, einen Raum einzuschließen, scheint hier am Chor aufgehoben zu sein, denn es giebt keine Wände, sondern nur Fenster und Pfeiler nach oben strebend, wie der sichtvolle Gedanke des Christenthums. Wir werden an F. Schlegel's schwärmerischen Ausspruch erinnert: „Die Kunst kann das Unendliche gleichsam unmittelbar darstellen und vergegenwärtigen.“

Das Lichtmeer, welches sich durch die überaus großen Fenster in das hohe Gewölbe des Innern ergießt, würde kaum zu ertragen sein, wenn es nicht durch Glasmalereien gedämpft würde. Fabeln aber immer noch neuere Romantiker von mystischem Dunkel in gothischen Tempeln, so ist diese poetische Licenz als ein Irrthum entschieden zurückzuweisen; denn es giebt keine lichtreichere Baukunst, als die altdeutsche. Die zum größten Theile ausdrucksvollen Bildsäulen der Pfeiler sind nach der Anschauung der christlichen Baukunst so aufgestellt, daß von diesen Wächtern des Gotteshauses die männlichen Heiligen die Ost- und Südseite, die weiblichen die Nordseite einnehmen, gemäß der nochvorhandenen Sitte, nach welcher Männer abgesondert von den Frauen in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnten. An der Spitze der Statuen steht, symbolisch gerechtfertigt, die Patronin des Stifts, die Mutter Gottes, Maria.

An den Pfeilern und ihren untern Verbindungen sind noch schwache Ueberreste von mit Gold belegten Malereien und Aufschriften, deutlich aber die Jahreszahl 1436 zu erkennen. Unter dem Chor hin zieht sich eine geräumige Krypta. Am Ende der Cavate beim südlichen Eingange zur Kirche beurkundet eine Inschrift, daß der Bau des Chors am 25. März 1349 begonnen. Von dieser Seite des altanartigen Vorsprungs, von dem eine zweite schmälere Treppe nach Osten zum Platze hinabführt, ist eine reizende Aussicht über einen großen Theil der Stadt, in das anmuthige Gerathal, die blauen Berge des Thüringer Waldes im fernen Hintergrunde und nach den grünen Höhen des Steigers eröffnet. Von der schwindelnden Höhe der Thürme herab wird die Aussicht außerordentlich erweitert, auch durch den Anblick auf Erfurts Umgebungen mit den bekannten Gütervillen, der Gruftkirche und dem Petersberge, eine ganz herrliche. An derselben Seite führen zu beiden Seiten einer Kapelle zwei Eingänge zu dem einen Garten umschließenden Kreuzgange. Dieser in seiner düstern Stille ist ein höchst interessanter und anziehender Theil des Doubaues.

Wenn man sich im Anschauen der ruhigen Größe, von der stummen Sprache des wunderbaren Steinbaues berührt fühlt, und wenn plötzlich, an einem Ostermorgen, die gewaltige laute Sprache der ehernen Zungen zu reden beginnt; wenn die großen weithintönenden Glocken den Ambrosianischen Lobgesang „Herr Gott Dich loben wir“ intoniren, so giebt es kein Menschenherz, in dem solche Klangschwingungen nicht nachzittern.

Digitized by Google

Das weitberühmte Geläute der Domkirche besteht aus zehn Glocken. Im mittleren Thurme befinden sich die sogenannte große Glocke; sie ist Maria gloriosa getauft, wiegt 286 Centner, hat 15 Ellen im Umfange bei 6 Zoll Dicke und 5 Ellen Höhe. Die lateinische Aufschrift lautet übersetzt: „Zum Preise der Gönner töne ich rundherum, verjage die Wetter und bösen Geister, verkünde mit heiligem Gesange den vom Volke zu begrüßenden Gottesdienst. Ehrb. Bon v. Kempen goß mich. 1497."

Im südlichen Thurme hängen drei Glocken von 66, 28 und 19 Centner, im nördlichen zwei von 82 und 38 Centner Gewicht. Ferner sind noch vier sogenannte Silberglocken vorhanden.

An den Hauptfesten ertönen alle Glocken der zahlreichen Thürme der Stadt ihre Stimmen zu einem Gelaute, wie wir es in Deutschland kaum schöner hören. Ueber alle die lauten Klänge hinweg herrscht natürlich die Maria gloriosa mit ihrem energischen, tonreichen tiefen F, das, obgleich es die Luft auf Meilen durchzittert, von wundersamer Zartheit erklingt.

Wie durch sein Glockengeläute so ist Erfurt auch durch Orgelspiel weithin berühmt. In einem langen Zeitraume bis heute hat die Stadt, wie Thüringen überhaupt, namhafte Organisten gezogen, deren Meisterschaft überall bekannt ist. Auch der Altmeister Joh. Sebast. Bach und sein Schüler Joh. Ludw. Krebs („der beste Krebs in meinem Bache", sind in Thüringen geboren. Ein großes Orgelwerk ertönt im Dom. Wir treten durch den westlichen Hauptzugang, von dem wiederum zwei Treppen zum Tonberge hinabführen, in das Schiff, um von dem Innern des Doms sogleich den mächtigsten Eindruck zu empfangen. Es eröffnet sich vor uns eine fast unabsehbare Ferne von den buntesten Lichtern erhellt. Die ungemein hohen Gewölbe werden im Schiffe von acht Pfeilern getragen, so daß ein Mittel- und zwei anschließende Seitenschiffe gebildet werden. Das Quergebäude dehnt sich noch vor dem Chor aus, welchen ein schönes Eisengitterwerk abschließt. Einige Stufen führen zum hohen Chor, dessen Unterbau der Hebaltar bildet.

Der Chor mit seinem hängebogigen Gewölbe ohne alles Stützwerk, mit den farbigen alten Glasmalereien, welche die Architektur durch lichtes Farbenspiel beleben, gewährt den erhabensten Anblick. Die Höhe der Gewölbe ist noch weit beträchtlicher als die des Langhauses. An beiden Seiten laufen Reihen von Chorstühlen, vortrefflich Holzschnitzarbeiten, hin; nur der Altar macht, abgesehen von guten Gemälden, den Gesamtmaß seines Erbauers wenig Ehre. Die sämmtlichen Fenster sind durchaus mit eingebrannten, zusammengesetzten Malereien erfüllt, welche in ihren figürlichen Darstellungen zwar mangelhaft, aber mit naiver und inniger Empfindung gezeichnet, prachtvoll colorirt und ein Schatz von höchstem Werthe sind. In der Mitte des Chors steht der sogenannte Wolfram, die metallene Gestalt eines fast lebensgroßen Mannes, in den ausgestreckten Händen Leuchter haltend. Es ist dies ein werthvolles Werk des 12. Jahrhunderts und wahrscheinlich die von einem Bürgersohn zur Sühne dargebrachte Gabe. Ein anderes Kunstwerk der neuesten Zeit, von dem rühmlich bekannten Erfurter Buchbinder Schropp aus Holz und Pappe gefertigt und der Kirche verehrt, ist der 18 Fuß hohe Kronleuchter, ein im reichsten gothischen Styl sich aufbauender Thurm mit einer Menge Statuetten. Die Kanzel nach Schinkel's Entwurf und der Taufstein, ein vorzügliches Werk des 16. Jahrhunderts, ziehen im Schiff unsere Aufmerksamkeit auf sich. Tafelbst ist ein riesiges Bautgemälde von 1499, den heiligen Christoph darstellend, wie er das Christkind durch die Fluthen trägt, eine Art Wahrzeichen von Erfurt. Darunter steht das interessante bemalte Denkmal des Grafen Ernst von Gleichen († 1227), dreifachen zwischen seinen beiden Frauen dargestellend. Unter mannigfachen bemerkenswerthen Bildern ist das vorzüglichste, eine Madonna von Lucas Cranach, in der Sacristei geborgen. Unter den Denkmälern zeichnet sich ein von Peter Visscher gegossenes aus. Von den vorhandenen zehn Altären sind mehrere schöne Werke der Sculptur und Malerei. Den Boden des Schiffes bedecken überall Leichensteine mit metallenen Epitaphien.

Zur Geschichte des Domhauses haben sich außer den kleineren Urkunden am Bau selbst nur dürftige Nachrichten in Annalen und Chroniken erhalten.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen, errichtete um die Mitte des achten Jahrhunderts in dem damals noch kleinen Erfurt eine Kirche, welche er zum Sitz eines Bischofs in der Person seines Amtsgenossen Adolar zwar bestimmte, die aber nach dem Märtyrertode beider Heiligen in Friedland 755, erst in ein Kloster, dann in ein Collegienstift verwandelt wurde, nachdem Thüringen dem Erzstift Mainz in geistlichen Dingen unmittelbar untergeben worden war. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts stürzte der Bau theilweise zusammen, der Rest wurde niedergerissen, und ein neuer weit größerer Bau begann wahrscheinlich 1153; denn das folgende Jahr wurden die Körper Adolar's und Eoban's beim Ausgraben der Fundamente feierlich erhoben und ausgestellt. Von den für diese Reliquien erlangten Ablaßbriefen mag der Kirchenbau langsam weitergeführt worden sein. Die Oeffnung beider Heiligen wurden in silbernen Särgen in einer Kapelle des Domes beigesetzt; im Bauerkriege bewahrte sie zu größerer Sicherheit der Rath der Stadt auf dem Rathhause, ließ jedoch später zur Zeit einer Hungersnoth aus dem edeln Metall der Särge Münzen schlagen, die den Namen „Sargpfennige" bekannt sind.

Im Jahre 1225 wurde bereits die erste Orgel aufgestellt, und 1236 feierte man die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen während zehn Tagen in festlicher Weise unter dem Zuströmen unzähligen Volkes. Eine der größten Glocken Europas, 300 Centner schwer, wurde 1251 auf den Thurm gezogen. Das Schiff der Kirche stürzte wiederum 1452 zusammen, und zwanzig Jahre später ereignete sich bereits ein neues schweres Unglück. Ein aus politischer Rachsucht an mehreren Stellen der Stadt angelegter Brand erreichte auch den Tonberg, entzündete das Ballenwerk der Thürme und das Langhaus; die Glocken schmolzen, und das glühende Metall soll die breiten Stufen herabgeflossen sein.

Beim sogenannten Pfaffenthürmen und im Bauerkriege litt hauptsächlich der äußere Schmuck der Kirche; 1717 endlich zerstörte der Blitz die Thurmspitzen. Einen größeren Ruin aber brachte das Jahr 1813. General d'Alton, der französische Commandant der Festung Erfurt, zog die beiden Stiftskirchen wegen der hohen Lage und der Nähe der Citadelle Petersberg zur Befestigung der letzteren und ließ sie durch Palisaden mit ihr verbinden. Schon hierbei wurde rücksichtslose Zerstörung geübt; im Laufe der Belagerung aber sind beide Gotteshäuser zu Ställen, Magazinen und Casernen entwürdigt, und das Innere derselben mit raubalischer Rohheit gänzlich verwüstet worden.

Das Domcapitel begann 1829 die Restauration des Innern, und 1842 wurde die neue Orgel des Meisters Hesse, aus Dachwig bei Erfurt, aufgestellt.

Wir dürfen diese Mittheilungen nicht schließen ohne ein Wort der Anerkennung für die Männer, welche seit einer Reihe von Jahren die Restauration des Aeußeren des herrlichen Domes leiten. Je langsamer diese gründliche Herstellung nach dem Maße der vom Capitel mit unermüdlicher Opferwilligkeit aufgebrachten Geldmittel vorschreitet, um so solider, geschmackvoller und harmonischer treten die neuen Theile in die Reihe der alten ein. Wir müssen uns über das bisherige glänzende Ergebniß freuen und nicht am wenigsten darüber, daß es besonders heimathliche Talente sind, die hier schaffen und wirken, und ein neues unwidersprechliches Zeugniß für die Tüchtigkeit unsers thüringischen Volksstammes ablegen. Letzteres, wir dürfen wohl mit Recht sagen, inspirirende Behörde von ausdauernster und sinnigreichster Thätigkeit ist der Regierungs- und Baurath Trewitz; unter ihm arbeiten Pabst und Mengelacher im Bureau; dem Bildhauer Rölling und seinen Gehülfen verdanken wir die schönen Bildhauerwerke.

Mögen sie fortfahren die alten Bunden des schönen Tempels zu heilen, der mit vollem Rechte einst an der Spitze der Prachtbauten stehen wird, die anderwärts nur durch fürstliche Opfer und Beihülfe von Millionen ihrer Vollendung entgegengeführt werden konnten! Möge Thüringen den Dom als einen der ältesten Zeugen seiner bedeutenden Geschichte und die alte Hauptstadt hoch in Ehren halten, deren Ruhm noch vielen Jahrhunderten Erfurts Dom durch Glockenklang und Orgelton verkünde!

Digitized by Google

Eine ungewöhnliche Frau.

Von Schmidt-Weißenfels.

In Sanssouci war eins der kleinen Sommerfeste, die Friedrich Wilhelm IV. in der ersten glänzenden Zeit seiner Regierung zu veranstalten liebte und zu denen, außer den Mitgliedern der königlichen Familie, stets eine Anzahl von Personen eingeladen war, die sich durch Ruhm, Talent oder Geist auszeichneten.

Der kunstliebende Monarch hatte erst kurz zuvor eine Sendung antiker Sculpturen und Kunstwerke erhalten, die noch in einem Zimmer des neigenden Landhauses Charlottenhof aufgestellt waren. Ein Theil der Gesellschaft besichtigte dieselben; sie umstand den chrwürdigen Alexander von Humboldt, welcher in der heitersten Laune über einzelne der Antiken plauderte. Der alte Bildhauer Rauch kam mit einem der Sculpturstücke, um Humboldt eine darauf befindliche griechische Inschrift zu zeigen. In dem nämlichen Augenblicke trat der König herein, gefolgt von einem stattlichen Herrn, der an jedem Arm ein schönes Mädchen führte.

Der König beschäftigte mit seiner Lorgnette das von Humboldt gehaltene Sculpturstück. „Was ist dies für eine Inschrift?“ rief er neugierig und sichtlich erfreut. „Was heißt das?“

„Majestät, wir haben hier eine der besten Kennerinnen des Griechischen“ — und indem Humboldt sich an die ältere jener beiden jungen Damen wendete und auf die Inschrift deutete, fuhr er in seiner liebenswürdigen Weise fort: „Durchlaucht, deuten Sie uns dies Orakel?“

Die junge schöne Dame errötete, aber sie gab die Uebersetzung der Inschrift schnell in französischer Sprache, hinzufügend, daß Herr von Humboldt so galant gewesen sei, sich unwissend zu stellen.

Der Alte lächelte; der König sagte der Ueberseperin eines seiner liebenswürdigsten Complimente; dann verließ er mit dem Herrn und dessen beiden Damen wieder das Zimmer.

„Wer ist diese junge Dame?“ fragte Rauch den Nester der Wissenschaft. „Sie ist eine Schönheit.“

„Sie kennen sie noch nicht?“ erwiderte Humboldt und ging dabei mit dem greisen Künstler hinaus in die duftervüllten Rosengänge. „Sie ist eine Fürstin Obita, die Tochter des Herrn, der sie und ihre Schwester führte, des Fürsten Michael Obita, Banus von Krajowa. Die Familie ist, wie Sie wissen werden, die erste der Donaufürstenthümer und lieferte seit zweihundert Jahren die meisten Hospodaren und Minister der Moldau und Walachei, ein uraltes rumänisches Geschlecht, welches das vor einigen Jahrzehnten noch stolz war, von der abendländischen Cultur nicht beleckt zu sein. Aber die Eltern der Prinzeß Helene, deren Schönheit Ihnen mit Recht auffiel, überhaupt die letzte Generation der Obita, hat die orientalische Bojarenmanier abgelegt und ist als die gebildetste Familie in unserem Sinne unter dem türkischen Scepter anzusehen. Eine eigenthümlich literarische Neigung herrscht in ihr. Die Mutter schrieb zum ersten Male in rumänischer Sprache die Uebersetzung eines Werkes von Madame Campan; der Vater ist eine Art Gelehrter, Archäolog, und reist, seitdem er seinen Ministerposten 1841 niedergelegt hat, in Europa mit seinen Töchtern umher, ‚Studien halber‘, wie man auf ihre Pässe setzen mußte, um sie unserer Polizei nicht verdächtig zu machen.“

Der greise Humboldt lächelte dabei schalkhaft zu Rauch hinüber. „So halten sie sich wohl auch hier in Berlin ‚Studien halber‘ auf?“ fragte dieser.

„Ja,‘ si ist so etwas,“ entgegnete Humboldt. „Sie lebte eine Zeit lang in Wien, dann in Benedig, in Dresden und nun hier. Ueberall sorgt der Fürst Michael Kaiser, daß seine Töchter die besten Gelegenheiten finden, ihr Wissen und ihre Bildung zu bereichern. Ich versichere Sie, die älteste namentlich, die Prinzeß Helene, besitzt ein bei ihren einigen zwanzig Jahren überraschendes Wissen; man kann mit ihr discutiren, wie mit einem Gelehrten, und so oft ich auch schon das Vergnügen hatte, mich mit ihr zu unterhalten, stets entdecke ich neue glänzende Seiten ihres reichen Geistes. Denn sie hat etwas Ursprüngliches; es ist mir oft, als schlummere eine Mission in ihr, und wäre sie kein Weib, ich sagte ihr eine große Laufbahn voraus. Man möchte es bedauern, daß so viel Bildung und Anlage nur bestimmt sein soll, an einen Mann gegeben zu werden, der es vielleicht gar nicht zu würdigen weiß. Sie haben, lieber Rauch, als Künstler ihre Schönheit sogleich in's Auge gefaßt, und in der That, sie ist griechischer Art; man könnte das Modell zu einer Statue nicht vollkommener finden. Diese Stirn, dies Auge, die Nase, alle Linien ihres Gesichts, die ganze Büste, sie sind alle nicht gewöhnlicher Art. Aber ich meinerseits lebe noch mehr die überraschenden Eigenschaften ihres Geistes hervor. Ihre Sprachkenntnisse sind ein wahrer Schatz. Und dabei ist sie nichts von dem, was man eine Gelehrte, einen Blaustrumpf nennt, sie ist weiblich in Allem, und anderseits doch auch mit einer männlichen Energie und Charakterstärke begabt. Sie schießt vortrefflich mit der Pistole, und obgleich ich leider noch keine Probe ihrer Schwimmkunst mit ansehen konnte, so rühmt man dieselbe doch, und sie soll einmal in Gegenwart des ganzen Ghika'schen Hospodarenhofes der Walachei ein wahres Forceschwimmen im Schwimmen geleistet haben. Auch malt sie. Ja, ja, lieber Rauch — sie gehört Ihrer Sphäre nicht minder an, wie der meinigen, und Sie werden ihre Bekanntschaft mit Vergnügen machen. —“

Der Fürst Michael Obita kehrte mit seiner Familie erst Ende des Jahres 1848 nach der Walachei zurück. Die Revolution in der Hälfte des abendländischen Europa wurde von seiner Tochter, der Fürstin Helene, sonach geistig mit durchgemacht. Sie konnte den Athem dieser Zeit fühlen; sie mußte den Ruf der Völker nach Freiheit hören; sie hatte Gelegenheit, zu sehen, wie der Besten Europa's sich genialisam aus der Schale mittelalterlicher Einrichtungen riß.

Bald nach ihrer Heimkehr verheirathete man sie mit dem Prinzen Alexander Kotzoff-Massalsky, einem Sproß der ältesten echt russischen Geschlechter. Der Gemahl der Prinzeß Obita war aber eben nur ein Mann, ein Russe, der in den Anschauungen des Großrussenthums und der griechischen Pietisterei lebte. Seine Gemahlin war aber mehr als eine Frau; sie fühlte sich weder glücklich, daß sie eine der ersten russischen Aristokratinnen geworden, noch daß sie am Hofe Nikolaus des Ersten einen ausgezeichneten Empfang und einen der bedeutendsten Ehrenposten bei der Großfürstin Olga erhielt.

Etliche Jahre vergingen. In der Fürstin Helene Kotzoff-Massalsky war, was längst als Keim in ihr gelegen, aufgegangen, und der große russische Kerker des Czaren Nikolaus ward ihr zu enge. Die im Besten Europa's eingelegten Ideen entfalteten sich in ihrem Kopfe unter dem halborientalischen Himmel Moskau's; der Gegensatz der Bestrebungen der civilisirten Menschheit und des in Sclaverthum und Barbarei versunkenen Orients, den sie gerade deshalb am besten zu würdigen wußte, weil in ihrer Heimath an der Donau die Ströme abendländischer Cultur und morgenländischen Lebens aufeinander stoßen, versetzte ihr innerstes Wesen in eine Disharmonie, unter welcher Geist und Körper gleichmäßig litten. Sie verstand ihr Unglück als Kran, indem sie die Gewalt begriff, mit welcher ein wahrhaft männlicher Geist sie fortriß, eine Mission zu übernehmen. Die Idee der Civilisation wollte sie in die Völker des Orients tragen, mit dem sie sich durch ihre alte Familie verwandt fühlte; der Geist der Freiheit, der in dem Westen nach Herrschaft rang, sollte Breche auch in die verrunnste Welt des Orients legen und aufstellen zum Leben, was hier noch lebensfähig war. Sie hielt sich für fähig, eine solche Mission zu übernehmen; es war eine Art leidenschaftlicher Patriotismus in ihr, als Rumänin, als eine Tochter des Volks, welches zwischen dem Europa der Fortschrittsbestrebungen und dem in Auflösung begriffenen Morgenlande steht, der Civilisation und der Freiheitsidee der Völker eine Gasse nach dem noch schlummernden Osten Europa's zu brechen. Ihre Erfahrungen in Rußland belehrten sie gerade, daß auch hier die Ideen der Zeit einen fruchtbaren Boden finden konnten.

Der Kaiser Nikolaus hatte Manches von der Fürstin Kotzoff vernommen, was sie ihm des verhaßten Liberalismus verdächtig machte. Der Fürst Kotzoff selbst mußte manches ungnädige Wort des despotischen Czaren hören, so daß er, in soldatischer Ergebenheit gegen seinen Herrn, seine Gemahlin mit einem gewissen Unbehagen betrachtete. Diese selbst kannte ihre Lage nicht länger ertragen. Man verständigte sich sonach beiderseits, und der Fürst verschaffte selber seiner Gemahlin einen Paß und gab ihr die Freiheit als Frau zurück. Nichts fesselte Emeo an das Andere, weder Liebe, noch Kinder, noch Geistesverwandtschaft.

Am 26. April 1855 reiste Prinzeß Helene Kotzoff, geborne Obita, aus Rußland. Sechs Wochen zuvor war Nikolaus gestorben, und sie konnte noch bemerken, daß unter seinem Nachfolger Alexander II. eine liberale Bewegung in dem gehemmten Rußland

Digitized by Google

begann. Sie reiste, wie heißhungrig nach der Luft der Freiheit, nach der Schweiz, „Zum ersten Mal seit langer Zeit," schrieb sie über ihre Gefühle, als sie den Boden Helvetiens betrat, „fand ich mich angesichts meiner selbst, ohne mich von den Gewichten der Langeweile und Erschlaffung bedrückt zu fühlen. Die Luft ist hier so rein! Die Stimme der Natur, die uns in ihrem Schooße wiegt wie eine Mutter in ihren schützenden Armen, ist hier so tröstend! Alles was mich umgiebt ist so friedlich wie mein Gemüth. Ich fühle, daß mein wohlthätiger Genius mich in diese gewaltigen Berge geführt hat. Werde ich hier andere Leiden oder einen gesegneten Boden finden? Was thut's — diese Sonne, welche in goldenen Nebeln untergeht, kann nicht der Verkünder eines traurigen Morgens sein. Das Glück muß hier sein, wo es so schön strahlt."

Die Frucht ihrer Reise nach der Schweiz und ihres Aufenthalts daselbst war das später erschienene Werk: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönches". Sie hatte diesen selten erklommenen Berg, einen der Trabanten der Jungfrau, mit einer ihre Führer in Erstaunen setzenden Energie erstiegen und auf dem Gipfel desselben die Fahne der Walachei wie ein Siegeszeichen ihres Volkes aufgepflanzt. Ihr Werk über die Schweiz machte den Namen Dora d'Istria, welchen sie als Schriftstellerin angenommen hatte, sogleich berühmt; es war überraschend, ein Weib mit solcher Gründlichkeit und mit so philosophischem Geist gelehrte und historische Stoffe behandeln zu sehen, wie es von Dora d'Istria geschah. Besonders reich an Gedanken ist das Capitel über das Concil zu Constanz und die Märtyrer der Freiheit im 15. Jahrhundert, eine Apotheose von Huß, „dessen Scheiterhaufenflamme über den Häuptern der Generationen geflackt hat, gleich einem heiligen Lichte, glänzender als die Sonne. Seine Asche, in alle Winde verstreut, hat den Boden des alten Europa befruchtet und Reformer, Zwingli und Luther daraus hervorgebracht." Auch die Geschichte des Sonderbundes athmet diesen Geist der Freiheit und des Fortschritts, als deren Apostel sie seitdem sich bei Gelegenheit wie bei Völkern einen Ruhm seltener Art erworben hat.

Ein paar Jahre Aufenthalt in der Schweiz gaben ihr Muße zu großen Studien und zur Sammlung ihrer eigenen Erfahrungen über die Sitten und Einrichtungen des Orients. Die Resultate derselben liegen in starken Bänden vor, Zeugnissen eines erstaunlichen Fleißes und eines überreichen Geistes. Im Jahre 1858 erschien ihr gediegenes und Aufsehen erregendes Werk über das Klosterleben in der orientalischen Kirche, in dem sie als eine energische Widersacherin der Klöster auftrat und durch zahllose Beispiele diese längst überlebte Einrichtung in ihrer Schädlichkeit und Nutzlosigkeit darstellte. Nach einem geschichtlichen Abriß der Entstehung des orientalischen Mönchthums, seiner Fortschritte, Leistungen und seines Verfalls, werden die Klosterregeln und Gebräuche der einzelnen Länder aufgeführt. Am interessantesten ist das Capitel über Griechenland. Dies an sich arme Land wird durch zahllose Klöster ausgesogen; ein einziges besitzt 2 Mill. Franken Revenüen und hat in seinem Keller 50,000 Flaschen Wein. Auf dem Berge Athos in Macedonien befinden sich 23 Klöster mit 6000 Mönchen, die Nichts thun als ihr Leben in Essen, Trinken und Beten, man weiß nicht weßhalb und wofür, verbringen.

Berühmter noch als dieses Werk machte den Namen Dora d'Istria das 1860 veröffentlichte: „Die Frauen im Orient". „Der Westen," schreibt sie darin, „erinnert sich heut nicht Alles dessen mehr, was der Orient für ihn gethan hat; er vergißt gern die Erinnerungen alter Zeiten und die Wunder der Renaissance. Es existirt sogar eine Schule, welche sich systematisch auf die Erniedrigung der Orientalen und ihrer religiösen Einrichtungen, ihrer Traditionen, Ideen und Gesetze legt. Die Frauen sind dabei nicht geschont. Ich versuche in meinem Werke diesen übelwollenden Stimmen zu antworten, wie ich anderwärts versucht habe, die Freiheiten unserer (griechischen) Kirche zu vertheidigen." Nation um Nation wird nun in den Verhältnissen, in denen sich ihre Frauen befinden, mit geistreichen Parallelen auf abendländische Verhältnisse beschrieben, die Griechen, die Albanesen, die Russen, Armenier, Polen, Slaven, Kosaken, Samojeden, Mandschuren, fast alle Völker Ost-Europas und Asiens. Das Werk mit ungemeinem Reichthum an Wissen ist aber nichts weniger als eine Apotheose des Orients und der dortigen Frauenwelt. Aus seinen Endstellungen kann man erkennen, in welcher Idee Dora d'Istria ihr Buch geschrieben hat. Sie resumirt, daß in den Gesellschaften, in denen die Religion die Rechte des Herzens, die Bedürfnisse des Geistes und das heilsame Princip der bürgerlichen Gleichheit von Mann und Frau nicht heiligt, weder Achtung noch Liebe für das schwache Geschlecht existiren kann. Die Frau wird dort Sclavin und sinkt zum Thier herab; sie bleibt ein Werkzeug der Lust, ein Gegenstand der Handels, nichts weiter. Die Frau ihrerseits entschädigt sich dadurch, daß sie nur Eitelkeit befriedigt. Bei den Völkern, wo die Frau dem Manne gleichsteht, aber die Sclaverei noch existirt, bringt dieselbe ähnliche Wirkungen hervor wie die Polygamie der Asiaten. Religion und politische Einrichtungen tragen also die Schuld am Loose der Frauen. Der Islam behandelt die Frau als Dirne, das Christenthum hat sie auf eine höhere Stufe gestellt. Aber der Katholicismus seinerseits behandelt sie mit Mißtrauen und sucht sie niedrig zu halten; die Concilien hielten das Weib mit der Bezeichnung der Griechen stets für etwas Schwaches, für nichts Ehrenvolles. Erst die moderne Philosophie hat die Frau dem Manne völlig gleichgestellt, ihr Rede, Freiheit, Würde und Vertrauen gegeben; der Protestantismus ist vom Geist dieser Philosophie am meisten erfüllt. In die uncultivirten Völkerstämme des Ostens eine aufgeklärtere Religion zu tragen, das sieht Dora d'Istria deshalb als eine dem Westen zustehende Mission an. —

Nach Erscheinen dieses Werkes reiste sie nach Griechenland, wo sie einen enthusiastischen Empfang fand und sogar zum Mitglied der Academie von Athen ernannt wurde. Ihre Studienreise dehnte sich dann über ganz Rumelien aus, dessen Sitten und Verhältnisse sie erst neuerdings in zwei starken Bänden beschrieben hat. Ihr ständiges Domicil nahm sie seitdem im nördlichen Italien.

Dora d'Istria ist, wie aus dem kurzen Abriß der Gedanken in ihren Hauptwerken wohl ersichtlich geworden sein wird, eine Frau, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat. Sie hat für das gelehrte und gebildete Europa die Welt des Orients wie nie zuvor erschlossen; sie hat den lebensfähigen Orient auf die reformatorischen Ideen Europas hingewiesen, damit jener sich auffrische; ja sie weiß, wo diese Ideen ihre Wurzeln haben: in der Revolution von 1789, die das feudale Gebäude des Mittelalters zusammenriß, auf dessen Ruinen die Freiheit der Nationen und die Freiheit des Einzelnen trotz Umtrunks und trotz aller Stürme und Angriffe immer kräftiger emporstreben. Noch hat die Idee der Freiheit, welche die Revolution entfesselte, in Europa mit ihren Feinden zu kämpfen, und fußbreit muß sie sich ihr Terrain and., was mehr werth ist, ihr Verständniß erobern; noch langsam und schwer richtet sich die europäische Gesellschaft in die neue Ordnung ein, welche die Folge der Ideen von 1789 sein wird. Aber sie schreitet fort; ihren Marsch hält der Egoismus einzelner Menschen nicht auf. . . Schon sehen wir, wie sie in den weiten Rußland die Schläfer erweckt und die Ketten der Leibeigenschaft löst, und ein Weib ist es, welches ihr die Thüren zu der bisher geistig abgesperrten Welt des europäischen Morgenlandes einschlägt.

Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera.

Von Moritz Bigglers. *

Schon in Frankfurt a. M. hatte ich gewichtige Empfehlungen an Garibaldi erhalten. Andere empfing ich in Turin durch die Güte der Marchesa Pallavicine Trivulzio, der Gemahlin des Marchese Pallavicine, des alten Patrioten und Leidensgefährten Silvio Pellico's, der unter Garibaldi Prodictator von Neapel und später Präfect von Sicilien war, und so konnte ich hoffen, mit den Zutritt zu dem Helden von Italien zu bahnen. Es war nicht die Neugierde, die mich zu ihm zog. Ich wollte ihm die Zustände

* Die vorstehende Schilderung ward uns schon im Laufe des verflossenen Herbstes zur Veröffentlichung mitgetheilt. Da aber damals bereits alle Blicke sich ausschließlich der Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig zuzuwenden begannen, fanden wir immer keinen Raum, den Artikel zum Abdruck zu bringen. Jetzt hingegen, wo Garibaldi's plötzliche Abreise nach England darauf hindeutet, daß derselbe vielleicht schon in der nächsten Zukunft wieder eine bedeutende Rolle in der Zeitgeschichte spielen werde, glauben wir unsern Lesern den interessanten Einblick in die Häuslichkeit des großen Parteigängers nicht länger vorenthalten zu dürfen. D. Red.

Digitized by Google

in Deutschland und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer engeren Vereinigung des deutschen und italienischen Volkes darlegen.

Wer von Genua nach Caprera geht, spart Kosten, wenn er in ersterer Stadt ein Billet direct nach Maddalena nimmt, mit welcher nur eine Stunde von Caprera entfernten kleinen Insel die italienische Dampfschiffahrtsgesellschaft Rubattini eine Verbindung unterhält. So that auch ich, als ich mich am 10. October Morgens 8 Uhr auf das Dampfschiff l'Italia begab, das um $10^1/_2$ Uhr die Anker zur Weiterfahrt lichtete.

Das Wetter war prachtvoll. Tiefe Bläue spülte und ein blauer italienischer Himmel über uns. Nach Osten zu das italienische Ufer mit den Wellenlinien seiner bläulichen Berge. Bald erhob die Insel Gorgona ihre steilen Klippen aus dem grünen Meere. Dann kam die Insel Capraja mit ihren gewaltigen Felsenmassen, an denen wir dicht vorbei schifften. Weiter erschien Corsica.

Nach einem einstündigen Aufenthalt auf der Rhede von Bastia, von wo wir die weißen Häuser der Stadt und auf dem Marktplatze die colossale Statue Napoleon's I. erblicken konnten, welche in neuerer Zeit die Bewohner von Bastia ihrem ehrgeizigen Mitbürger gesetzt haben, fuhren wir weiter nach Süden und sahen noch in der Ferne die durch Alexander Dumas berühmt gewordene Insel Monte Cristo. Dann aber ward's dunkel. Die Luft blieb warm wie am Tage, und die vom Schiffe durchschnittenen Wellen strahlten elektrische Funken. Bis gegen Mitternacht weilte ich noch auf dem Deck im einfachen Oberrock.

Es waren noch drei andere Personen, die mit mir nach Maddalena und Caprera sich einschiffen wollten. Zwei Brüder, Alpinolo und Teodoro Sgaralino aus Livorno, Söhne des Major Sgaralino, welcher unter Garibaldi als Officier der freiwilligen Cavallerie alle Feldzüge desselben mitgemacht hatte. Ich sah ihn, als er seine Söhne nach dem Dampfschiffe begleitet hatte. Er trug noch die Uniform der freiwilligen Reiterei mit dem kurzen dunklen Halbrock. Er hinkte: ein Schuß war ihm durch die Hüfte gegangen. Nach der Lebhaftigkeit seiner Bewegung zu schließen, war dies indeß kein Hinderniß für ihn, noch einmal der Fahne Garibaldi's als Freiwilliger sich anzuschließen. Sein ausdrucksvolles und kühnes Gesicht schien diesen Augenblick herbeizusehnen. Die Söhne waren ein Paar liebenswürdige junge Leute. Der Eine derselben, welcher erst kürzlich aus Californien zurückgekehrt war, wo er mehrere Jahre in einem kaufmännischen Geschäfte angestellt hatte, sagte mir: „Ich werde auch noch einmal Soldat. Aber ich diene nur unter Garibaldi," setzte er, sich stolz aufrichtend und augenfunkelnd, hinzu. Der Dritte, welcher nach Caprera wollte, hieß Ercole Magherini. Er diente mit dem Grade eines Lieutenants auf der königlich italienischen Kriegscorvette Magenta als erster Maschinist und war ein aufgeweckter muntrer Mann von dreißig Jahren, begabt mit gesundem Verstande, der mit großer Gewandtheit und Energie die „natürlichen Menschenrechte" zu vertheidigen wußte. Er stammte aus Livorno und hatte jetzt einen kurzen Urlaub erhalten. In vier Wochen wollte er mit seinem Schiffe nach Amerika gehen. Sein Vater war früh gestorben, und er nun die männliche Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister.

Bereits in der Nacht waren wir in der Nähe der Insel Maddalena, welche sich dicht am nördlichsten Theile der Insel Sardinien aus dem Meere erhebt. Die Einfahrt nach dem auf derselben belegenen Städtchen gleichen Namens windet sich zwischen Klippen durch: eine enge Straße und ist bei Nacht nicht zu passiren. Deshalb kreuzen wir bis Tagesanbruch auf hoher See, und dann erst fuhren wir in die von festigen Inseln umgebene Meerenge. Die Insel Caprera ist von der Insel Maddalena durch diesen schmalen Meeresarm getrennt, welcher einen vortrefflichen Hafen bildet. In demselben hat einst die ganze Nelson'sche Flotte Zuflucht gefunden. Nicht weit von dem Städtchen Maddalena eröffnet sich die Aussicht auf Caprera, welches ganz aus Felsen und Klippen besteht und zu einer Höhe von vielleicht 2000 Fuß emporsteigt. Im Vordergrunde auf einem Hügel von einigen 100 Fuß erhebt sich ein kleines Häuschen mitten in unwirthbarer Gegend, wo alles vegetabile Leben erstorben zu sein scheint, umgeben von gigantischen Felsentrümmern und Felsmassen. Es ist die Wohnung Garibaldi's.

Um 7 Uhr ankerten wir in Maddalena. Es giebt dort nur ein Wirthshaus, und in diesem ist nur ein geräumiges Fremden-Schlafzimmer mit zwei Betten, welches von mir und Signor Ercole, dem Maschinisten, occupirt ward. Dem Wirth, Rasso Lorenzo, steht aber noch ein anderes ihm gehöriges, von seinem verheiratheten Sohne bewohntes Haus zu Gebote, in welches die überzähligen Fremden placirt werden konnten. Es lebte sich übrigens bei der Rasso'schen Familie sehr angenehm. Das Essen war nicht schlecht, der Wein von Maddalena und Sardinien nicht übel, die Seefische waren gut und die sardinischen Trauben ganz vortrefflich.

Jedesmal nicht lange nach der Ankunft des Dampfschiffes kommt Menotti Garibaldi mit seinem Boot von Caprera herüber, um die angemeldeten Freunde, die Post und die angekommenen Sachen in Empfang zu nehmen. Natürlich ist für die einsamen Bewohner von Caprera die Ankunft des Dampfschiffes ein Gegenstand von hoher Bedeutung. Auch diesmal war der junge Mann nicht ausgeblieben. Er stand nicht weit von der Thür meines Wirthshauses zusammen mit seinem jüngeren Bruder Ricciotto, als ich mich ihm vorstellte und meine Empfehlungen an seinen Vater vorzeigte. Er hat eine hohe, markige und breitschultrige Gestalt, die zusammen mit dem stolzen und trotzigen Gesicht seinen Muth und seine Riesenkraft verräth. „Er ist ein wahrer battikerro (wörtlich: Eisenschlager), wie wir Italiener sprechen," sagte mir mein Freund, der Maschinist. Dem Ansehen nach hat er die Mitte der Zwanziger nicht überschritten. Ricciotto, der kaum zwanzig Jahre alt sein mag, sieht nicht weniger kräftig aus, aber er macht nicht den Eindruck eines kühnen Soldaten, wie sein Bruder. Er hat sich bisher nur mit den Wissenschaften, namentlich mit der Mathematik, beschäftigt, und den größten Theil seiner Jugend in England, wo er erzogen ward, zugebracht, weshalb er noch jetzt das Italienische mit englischem Accent spricht. Dort hat er einen unglücklichen Sturz vom Pferde gethan und hinkt daher ein wenig. Er sah mir aber nicht so aus, als würde dies ihn zurückhalten, seinem Vater zu folgen, wenn dieser wieder zum Schwerte greift. Menotti blickte mich erst etwas barsch und forschend an, als ich ihn anredete. Als ich aber mit meinen Empfehlungen hervorrückte, wurde seine Miene freundlicher und er sagte mir, daß sein Vater mich gewiß jederzeit gern annehmen würde. Die Empfehlungsbriefe wirkten mir persönlich zu übergeben.

Ich miethete mir nun mit Signor Ercovdo ein Boot, welches von Giuseppe Rasso mit einem rothhaarigen Vetter desselben geführt ward. Der Wind war ziemlich stark und conträr. Wir mußten daher kreuzen und brauchten anderthalb Stunden, um nach Caprera zu gelangen. Dornan liegt das Haus einer amerikanischen Dame, Namens Hull, welche dort schon länger als dreißig Jahre gewohnt und ihrem Manne, der auf der Insel verstorben ist, in der Nachbarschaft ihrer Wohnung ein Denkmal gesetzt hat. Von ihr hat, nach Giuseppe's Erzählung, Garibaldi sein Besitzthum auf Caprera im Jahre 1848 gekauft. In der Nähe unseres Landungsplatzes fuhr sie in einem kleinen, von einem Schiffer gesteuerten Boote an uns vorüber.

Es war halb zwölf Uhr, als wir über die am Landungsplatze verstreuten Felsblöcke mühsam hinwegkletterten. Menotti war dicht hinter uns mit seinem Boot, aber er schlug einen weiteren Weg ein, der zu einer bequemeren und für den Transport von Sachen benutzten Landungsstelle führte. Ein steiniger Fußweg schlängelte sich zu dem hinteren Theile der Wohnung Garibaldi's hinauf. Wir hatten verschiedene Einfriedigungen zu passiren, welche zur Absperrung des Viehes dienten. Die Kühe und Kälber, denen wir begegneten, hatten mit Schweizer Kühen nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit; ihr Ansehen entsprach vielmehr den dürftigen Futterkräutern, welche innerhalb dieser Einfriedigungen wuchsen. Durch ein Thor traten wir in den Hof und schritten über denselben zu einem kleinen hölzernen Lagergebäude, worin sich ein kleines Zimmer mit einem Schreibtisch befand, zu welchem die Thür offen stand. Es war aber Niemand darin. Wir gingen darauf in die Seitenthür des Hauses, wo wir endlich einen Bedienten im rothen Garibaldihemd trafen. Die Marchesa Pallavicine hatte die Güte gehabt, mir, außer an Garibaldi, auch an meinen Secretair, den Major Basse, durch den alle Anmeldungen gemacht werden und der daher auf die Zulassung zu Ersterem einen großen Einfluß hat, einen Empfehlungsbrief mitzugeben. Ich erkundigte mich bei dem Diener nach dem Major Basse. Zuvorkommend erwiderte der Mann, der Major sei auf den Fischfang gegangen, werde aber bald zurückkehren, und dann solle ich sofort gemeldet werden.

Wir hatten nun Zeit, uns etwas umzusehen. Der Hof ist geräumig und von einer hohen Mauer umgrenzt. Zu denselben führen an den Ecken vier Eingänge. In der Mitte des Hofes

Digitized by Google

sind kleine Einfriedigungen, in welchen sich zahlreiches Federvieh befand. Ein mit Laub bedeckter Gang führt zum mittleren Theile des Hauses. Dieses besteht aus zwei Etagen mit kleinen Fenstern und sieht in seiner hellen Farbe recht freundlich und einladend aus. Dicht an den hinteren Theil des Hauses lehnt sich ein Hügel, der eine kleine Mühle trägt. Von dem Hügel hatten wir eine imposirende Aussicht rechts über's Meer, geradeaus auf Mandalena, und links auf die Bucht, welche man dort den See nennt. Rundum Klippen, Felsmassen und Wasser. Wir stiegen eben den Hügel wieder herab, als ich plötzlich einen Mann auf Krücken und in der Garibaldimütze in der Entfernung von etwa zwanzig Schritt von uns gewahrte. „Garibaldi!“ flüsterte ich zu meinem hinter mir gehenden Begleiter. Wer anders konnte das sein, als Garibaldi selbst? Wir blieben stehen, nahmen ehrfurchtsvoll unsere Hüte ab und verbeugten uns. Mit großer Leichtigkeit bewegte er sich auf seinen Krücken und ging noch einige Schritte auf uns zu. Dann blieb er stehen. „De l'autre côté, Messieurs, s'il vous plaît; après je vous attends,“ rief er uns mit kräftiger und vollkönender Stimme und mit dem feinsten französischen Accent freundlich zu, indem er auf den ersten Eingang zum Hofe zeigte.

Bald darauf kam der Major Basse, der treue Freund des Generals, den er schon nach Amerika begleitet hat. Das erwähnte Zimmer im Quergebäude war sein Studirzimmer. Er führte uns in's Haus, wo wir über die Diele, durch die Küche und einen Gang in ein kleines Gemach gelangten. Es war Sitte, daß man im ganzen Hause die Kopfbedeckung aufsetzte, der Major erinnerte mich wiederholt daran. Er öffnete den an ihn gerichteten Brief, fand darin einen zweiten Brief an Garibaldi und ging mit diesem und dem andern Empfehlungsschreiben, das mir die Marchesa Pallavicino eingehändigt hatte, in das nebenan befindliche Zimmer des Generals. In der Stube, in der wir uns befanden, stand das Bett Garibaldi's, das, in Heidelberg angefertigt, ihm zum Geschenk gemacht wurde. Er hat sich desselben so lange bedient, als seine Wunde noch nicht geheilt war. Ich erkannte es sofort nach der Abbildung, welche davon in der „Gartenlaube“ gegeben worden ist. Nachdem wir eine kurze Zeit gewartet hatten, erschien Garibaldi. Er wandte sich an mich und fragte: „Parlez-vous français ou italien?“

„Italiano, un poco, signor Generale.“

„Ah, è meglio“ (das ist besser), erwiderte der General mit dem ihm eigenthümlichen, gewinnenden Lächeln und nöthigte uns zum Sitzen. Basse stieß hinter uns und sieben. Zuerst erkundigte sich Garibaldi angelegentlich nach dem Marchese Pallavicino und der Marchesa. Ich überbrachte ihm die mir mündlich aufgetragenen Grüße. Dann händigte ich ihm die noch in meinem Besitz befindlichen Empfehlungsbriefe ein, auch ein Gedicht und ein Briefchen der Enkel des verstorbenen Patrioten Wirth, zweier Kinder, von denen der Knabe Corporal bei der Bürgerwehrjugend in Frankfurt ist. Er zog sein Augenglas hervor und las die ihm von mir übergebenen Schreiben aufmerksam durch, dann und wann beifällig lächelnd. Besonders schien es sich über einen mir in Frankfurt eingehändigten Brief des Generals Haug zu freuen, der im Jahre 1849 in Rom unter ihm gefochten hatte. Als er an eine Stelle kam, worin dieser ihn von meiner fünfjährigen Gefangenschaft geschrieben, drückte er mir lebhaft die Hand und sagte herzlich: „Tenetemi per un vostro amico!“ („Zählt mich zu Euren Freunden!“) Ich konnte ihn inzwischen aufmerksam betrachten. Ohne die Krücken hätte man ihn für einen völlig Hergestellten gehalten. Sein Aussehen war kräftig, frisch und gesund und entsprach den Bildern, die vor seiner Gefangenschaft aufgenommen sind.

Demnächst ging er über auf die Politik und fragte mich nach meinen Ansichten und Hoffnungen in Bezug auf Deutschland. Ich setze ihm die dortigen Verhältnisse in Kürzen auseinander, die Sympathien, welche in einem großen Theile von Deutschland für ihn und das italienische Volk vorhanden wären, und das gemeinsame Interesse, welches beide Völker mit einander verbände. Er erwiderte darauf mit großer Gewandtheit im Ausdruck, mit tiefem und heiligem Ernst und mit seinem stolzen, vollönenden und zum Herzen dringenden Organ. Ich füge hier die Antwort, welche ich bald darauf notirte, in wörtlicher Uebersetzung bei, weil sie, von Garibaldi kommend, für Deutschland nicht ohne Bedeutung ist. Natürlich kann ich nicht für jedes einzelne Wort einstehen, aber im Wesentlichen gebe ich seine Worte richtig wieder:

„Wir Italiener,“ sprach er, „sind in derselben Lage, wie Ihr Deutschen Euch befindet, indem Ihr für Eure Unabhängigkeit kämpft. Wie Ihr ein einziges Deutschland gründen wollt, so wollen auch wir ein einziges Italien haben. Deshalb ist zwischen Deutschen und Italienern eine Verständigung nöthig, um sich als Brüder zu vereinigen, damit wir es moralisch verständlich machen, daß wir frei sein wollen, und um uns von dem Joche zu erheben, in welchem wir uns befinden. Sodann ist beiden Nationen gemeinsam der mächtige Feind, Louis Napoleon, der Verräther aller Nationen, schändlich für die Welt, der nicht existiren sollte. Nie, der ich in Nizza geboren bin, nie hat er mein Vaterland geraubt! Wäre er nicht mehr auf dem Throne, so würden die Völker ruhig, zufrieden und frei sein und ihre Regierungen nach ihrem Willen wählen.“ Garibaldi sprach dies mit großer Ruhe und Würde. Als er aber auf Louis Napoleon und sein geraubtes Vaterland kam, da drängten sich ihm die Worte in der Hast des Eifers über die Lippen, und Feuer des Zornes sprühte aus seinen wunderbar schönen Augen. Hierauf fügte er noch hinzu: „Die deutsche Nation ist eine edle Nation, welche, freilich langsam und bedächtig, aber immer vorwärts geschritten ist. Die Franzosen dagegen haben viele Revolutionen gemacht, aber sie sind eher rückwärts als vorwärts gegangen.“

Große Freude machte es Garibaldi, als ich ihm erzählte, daß meine Vaterstadt die erste Stadt in Deutschland gewesen sei, in welcher eine Beisteuersammlung für seine denkwürdige Expedition in Sicilien und Neapel veranstaltet worden wäre. Ich zeigte ihm die Nummer des damaligen officiellen Blattes von Palermo, in welcher mir über den Empfang von 107 Thlr. Pr. Crt. als Geschenk für die Nationalcasse quittirt ward, um ihm zu beweisen, daß meine Sympathien für ihn und die italienische Sache nicht erst jetzt entstanden wären. Das Concept eines Briefes, den ich am 22. Juli 1860 an ihn gerichtet hatte, der aber nicht an seine Adresse gelangt war, las ich ihm vor, und er gab zu der folgenden Stelle seine lebhafte Zustimmung zu erkennen: „Auch im Norden Deutschlands ist die Zahl derer groß, welche Ihren Waffen den besten Erfolg und dem italienischen Volke die Freiheit und die Unabhängigkeit wünschen. Vergessen Sie niemals, daß die Völker sich immer lieben und daß nur die Regierungen aus egoistischen Absichten den Haß und die Zwietracht unter die verschiedenen Völker säen.“

Wir kamen auch auf die venetianische Frage zu sprechen. Der General sagte mich, wie man über dieselbe in Deutschland denke. Ich erwiderte ihm, daß allerdings eine Partei in Deutschland existire, welche Venedig nicht aufgeben wolle; daß aber die liberalen Fractionen im übrigen Deutschland zum bei weitem größten Theil sehr wohl einsehen, daß Venedig eine italienische Stadt sei und deshalb Italien gehöre, und daß sie mit sich in Widerspruch geriethen, wenn sie das ganze deutsche Volk als ein einheitliches Ganzes constituiren und Italien, nehme es das Gleiche für das italienische Volk in Anspruch, dies Recht beschränken wollten. Ueberdies sei Venedig für Oesterreich nur eine Quelle von Verlegenheiten, deren Ende nicht abzusehen wäre, so lange es einen Theil des Kaiserstaates bilde. Wir hätten daher überall kein Interesse, Venedig den Italienern vorzuenthalten. Aber wir müßten auch die Garantie haben, daß Venedig den Italienern und nicht unserem gemeinschaftlichen Feinde, Louis Napoleon, zu Gute komme. Aus diesem Grunde glaubte ich versichern zu dürfen, daß unser den deutschen Patrioten Niemand wäre, der wünschte, daß Venedig im gegenwärtigen Augenblick, wo Louis Napoleon mit seiner bewaffneten Macht noch Rom im Schach halte und folglich das italienische Volk nicht Herr seiner selbst wäre, an Italien abgetreten würde. Erst wenn die Zeit gekommen, wo kein französischer Soldat mehr auf italienischem Grund und Boden stände und Rom die Hauptstadt Italiens sei, hätten wir die Garantie, daß Italien sich selbst gehöre, und dann würde ein Krieg Oesterreichs für die Erhaltung Venedigs den Keim der liberalen Partei in Deutschland zum Gegner haben. Deshalb aber erscheine es mir wichtig, daß Italien in erster Linie Rom zu gewinnen suche. Der General hörte meine Auseinandersetzung aufmerksam an und ließ der Folgerichtigkeit dieser Politik alle Gerechtigkeit widerfahren.

Nachdem Garibaldi noch einige Worte mit meinem Begleiter gewechselt, sagte er zu uns: „Passeremo al pranzo e poi parleremo di più“ („gehen wir zum Mittagessen und dann sprechen wir weiter“).

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jütisches Land und jütische Leute.

I. Kolding.

Bei uns im Norden erweckt das Wort Jütland eigenthümliche Empfindungen, von denen man sich im südlichern Deutschland schwerlich eine richtige Vorstellung machen kann. Wir denken dabei an klümmerliche, schmutzige Wohnungen, an allerhand Unsauberkeit jeder Art, an Zimmer und Lagerstätten, in welchen Individuen, die das Unglück haben, mit leicht reizbarer Haut begabt zu sein, wenig Ruhe finden, und endlich kann man das Wort Jütland nicht aussprechen hören, ohne sich gleich von ganzen Stößen kohlschwarzer Töpfe umringt zu wissen, zwischen denen gleißzahnige, tückisch blickende, breitköpfige Menschen sitzen, von welchen mancher ganz das Ansehen hat, als habe er seit der Taufe keinen Tropfen Wasser mehr über sich laufen lassen.

In Folge dieser Annahmen und Voraussetzungen dürfte, auch wenn sie sich spätterhin nicht bewahrheiten sollten, eine Reise nach Jütland nicht zu den Genüssen des Lebens gehören. Kommt dazu noch kaltes, regnerisches Winterwetter und das wilde Getöse des Krieges mit seinen Fatzinen, seinen Schreckschüssen, seinen möglichen Verhaftfällen, so wird Jeder begreifen, daß unter so bewandten Umständen sich die Reiselust leicht zur Qual umgestalten kann.

Schon in Flensburg wurde es allen dem Norden zustrebenden Reisenden einleuchtend, daß es mit der Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit hier ein Ende habe. Straßen und Plätze waren nicht nur mit Wagen aller Art überfüllt, sondern so vollgepfropft, daß es einiger Entschlossenheit bedurfte, sich in dies Gewühl hineinzuwagen. Es gehört aber mit zu den charakteristischen Erscheinungen kriegerischer Zeitläufe, daß mehr oder weniger jeder Einzelne, sobald er den Rayon des Kriegstheaters erst überschritten hat, gleichgültiger wird und das eigene liebe Leben nicht mehr so hoch anschlägt, als daheim in der stillen, aber gesicherten Ruhe bürgerlicher Häuslichkeit. Es erklärt sich dies durch die Allgemeinheit der Gefahr, der sich Keiner ganz entziehen kann und die dem Furchtsamen oder Schüchternen weit eher auf den Leib rückt, als dem Beherzten.

Die Stunden lang währenden Durchzüge von Proviantwagen aller Art, denen im raschen Trabe eine Munitionscolonne folgte, die wie ein vorüberrauschendes Gewitter über das holprige Straßenpflaster fortpolterte, bestätigten die Behauptung, die wir allseitig aussprechen hörten, daß auf der großen, nach Norden führenden Straße für Privatpersonen nicht mehr Durchpassirt sei. Jene ungeheuren metallenen Brummer, die man gezogene Vierundzwanzigpfünder nennt, waren eben unterwegs theils nach Düppel, theils nach Fridericia, und spielten der Chaussee, die vom Thauwetter aufzuweichen begann, übel mit. Wagen und Pferde in dieser Richtung waren für schweres Geld nicht aufzutreiben. Mithin blieb nur einer der Seitenwege übrig, die westlich über die Haiden der Westküste laufen. Nach diesen abgelegenen Gegenden hatten sich Truppentheilungen der verbündeten Armeen nicht verirrt. Es wäre auch überflüssig gewesen; denn der eiligst zurückweichende Feind hatte ganz Schleswig mit Ausnahme von Düppel vollständig geräumt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung aber bedarf es auch im Norden Schleswigs, dem jetzt noch mancher beunruhigte Diplomat so gern dänische Gesinnung einimpfen möchte, keiner bewaffneten Macht. Wir sollten alsbald erfahren, daß selbst an den idyllischen Ufern der Schlei und an der wegenumbrauchten, fast ausschließlich von

Chaussee vom Süden nach Fridericia.

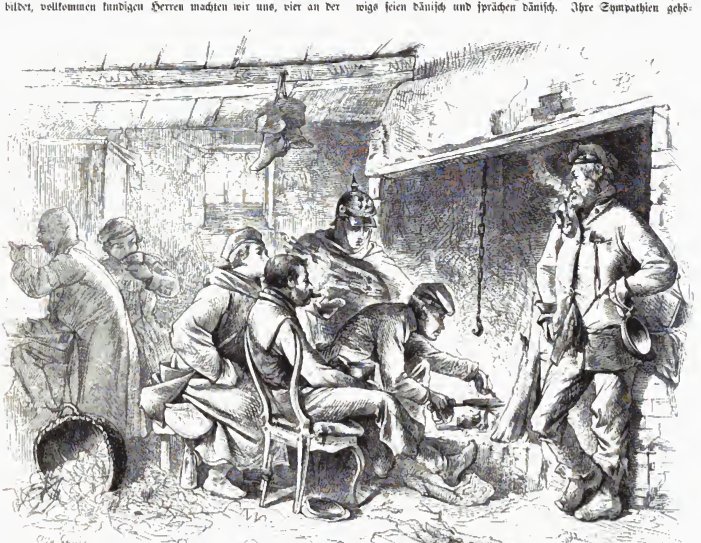
Kolding.
Ruine des Königsschlosses.
Originalzeichnung unsers Specialartisten E. Wolperding.

Hafen.

Digitized by Google

Friesen bewohnten Küste der Westsee keine besseren Deutschen leben, als nördlich von Tondern und westlich von Christiansfeld, bis hart an die jütische Grenze.

Durch Vermittelung Befreundeter ward alsbald eine Gelegenheit ausgekundschaftet, die unter den gegebenen Verhältnissen nicht besser sein konnte. Zwei Geschäftsreisende wollten, trotz Krieg und Kriegsgefahr, die nämliche Straße ziehen. Sie hatten sich bereits in den Besitz eines Fuhrwerkes gesetzt und warteten nur einen Moment eintretender Ruhe ab, um rascher vorwärts zu kommen und zunächst die nach Bau, dem alten Schlachtfelde von 1848, führende Straße zu erreichen. In Compagnie mit diesen des Landes und der etwas verzwickten Sprache, die im Norden Schleswigs zum Theil das herrschende Idiom bildet, vollkommen kundigen Herren machten wir uns, vier an der



Einquartierung in der Küche.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

Zahl, schleunigst auf den Weg. Um unterwegs nicht aufgehalten zu werden, ward für gute Proviantirung Sorge getragen. Es fehlte uns weder an Brod und Fleisch, noch an Rum und Wein. Mußte alles gerafft werden, so war unsere Tafel überall, auch in der sämmerlichsten Hütte unter den „schwarzen Bauern", ohne Schwierigkeit leicht gedeckt.

Im Sommer oder Herbst ist eine Reise über die endlosen Moore und Haideflecken der Schleswigschen Geest auf offenem Stuhlwagen interessant und vielfach belebend. Die Monotonie der Landschaft erhält gerade durch ihre eigenthümliche melancholische Oede, durch das röthliche Braun der Haide und durch die zahllosen tiefen, dunkeln Wassertümpel, zwischen denen hier schwarzer Torf hoch aufgeschichtet liegt, dort die einsamen konischen Hügel alter Heldengräber aufsteigen, einen fesselnden Reiz. Jetzt heulte der Weststurm über verdorrtes, hie und da noch mit Schnee bedeck-

tes Gestrüpp, und Schnee und Regen peitschten uns entgegen. Wir waren aber allesammt guten Muthes und heitersten Humors, und daß wir es blieben, das hatten wir ganz allein dem Kriege zu verdanken. Jeder von uns war ja höchst neugierig, wie sich die Dinge in unmittelbarster Nähe der kämpfenden Heere anlassen würden und mit welchen Augen jenseits der Königsau das Volk harmlose Reisende, die nicht einmal einen versteckten Revolver bei sich führten, ansehen würde.

Im westlichen Theile des Amtes Hadersleben geht es auf dem Lande mit der deutschen Gesinnung. Es ist ein Irrthum, wenn von vielen Seiten behauptet wird, die Einwohner der Nordhälfte Schleswigs seien dänisch und sprächen dänisch. Ihre Sympathien gehö-

verstehen wolle. Ich bin vielmehr fest überzeugt, daß es wenige größere Höfe auch noch unmittelbar an der Grenze Jütlands giebt, wo nicht entweder der Besitzer selbst oder doch ein im Hause Lebender der deutschen Sprache soweit mächtig ist, daß er sich wenigstens gebrochen darin verständlich machen kann.

Unmittelbar nach Ueberschreitung der Grenze umschwirrten uns die unharmonischen Laute des jütischen Dialekts, der auch eine Art jenes Wasserkäuisch ist. Wir hielten vor einem Dorfkruge, in dem sich viele Menschen drängten. Er lag abseits von der Straße, welche von Ripen kommend über Gistrup nach Kolding führt. Die ganze Umgebung hatte für Deutsche etwas überaus Unheimliches. Man merkte an Allem und Jedem, daß man sich unter Feinden befand, die nur aus Furcht vor der siegreichen Armee, welche wenige Tage früher in Sturmesseile die Dänen wieder nordwärts gejagt hatte, mit ihren wahren Gesinnungen zurückhielten. Trüb, murrend und mit feindseligen Blicken, in denen man lesen konnte, daß sie jeden Deutschen am liebsten zur Hölle fahren sähen, wurde den geringen Forderungen, die wir zu machen genöthigt waren, genügt. Und so, wie in diesem ersten Daikdrage, zeigten sich alle Jüten, so viele wir deren später zu sehen bekamen.

Tiefstirn der Königsau lebt ein ganz anderer Menschenschlag, dessen rein germanischer Ursprung sich auf den ersten Blick erkennen läßt. Schlanke Leiber, klar und offen in die Welt blickende Augen, ovale Köpfe mit hohen Stirnen und fast immer anmuthsvollen Gesichtszügen, begegnen uns in jedem Orte. Jenseits dieses vielgenannten Grenzflusses wohnt dagegen ein ganz anderer Volksstamm, der mit dem germanischen Typus nichts als die blonde Farbe des Haares gemein hat. Der Jüte ist selten schlank und hoch gewachsen. Ein ziemlich breiter Rumpf ruht auf dünnen Beinen, und zwischen den breiten Schultern auf kurzem Halse steht der gewöhnlich runde, dicke Kopf. Die Bekleidung, für welche der Jüte eine große Vorliebe zu haben scheint, ist ganz dazu angethan, die geringen Reize, die ihm etwa die Natur in's Leben mitgegeben hat, vollkommen verschwinden zu machen. Dunkelblaue Beinkleider von grobem Tuch, meistentheils im Schnitt etwas zu kurz, so daß sie die Knöchel nicht bedecken, und eine kurze, weite Jacke von gleichem oder doch ähnlichem Stoff trägt mit seltenen Ausnahmen jeder Mann aus dem Volke. Das häufig lange und gewöhnlich struppige Haar bedeckt eine runde Mütze ohne Schirm von unsörmer Form, die tief in die Stirn gedrückt wird. Nebenan Sie dazu noch die teilweise Fußbekleidung aller Jüten, den kohnartig geformten plumpen und schweren Schuh aus Buchenholz, der auf der Sohle ein paar kurze Querhölzer hat, um ihm beim Gehen wenigstens eine Art Beweglichkeit zu geben, so können Sie sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von einem jütländischen Adonis auf dem Lande machen. Hat er nichts zu thun, so steckt er gewiß beide Hände entweder in die weiten Taschen seiner blaukuchenen Jacke, oder in die kurzen Unaussprechlichen und glotzt jeden Vorübergehenden tückisch an. An ihn gerichtete Fragen werden entweder gar nicht oder nur grinsend und in einem bellenden Nasalton beantwortet. Es ist möglich, daß in Friedenszeiten die Jüten einen weniger unangenehmen Eindruck auf den Fremden machen; als jetzt, wo die Kriegsfurie entfesselt ist und der Nationalhaß zwischen Deutschen und Dänen eine Höhe erreicht hat, die sich kaum schildern läßt und von der man erst in unmittelbarster Nähe der Ereignisse einen Begriff bekommt, jetzt wird auch der unbefangenste Deutsche in jedem Jüten nur einen fanatischen, unversöhnlichen Feind deutschen Wesens und deutscher Gesittung erblicken müssen.

Bei Gistrup gelangt man an die Koldingau, die vielfach getrümmt durch Wiesen und Bruchland ostwärts fließt. Hier waren überall die Spuren des Krieges zu bemerken, wie denn auch das Durcheinander kriegerischen Lebens immer lärmender ward, je mehr wir uns der Oststifte näherten.

In Deutschland glauben Viele, wo nicht die Meisten, Jütland sei ein steriles, wüstes und unwirthbares Land, das zu besuchen oder gar näher kennen zu lernen, sich nicht der Mühe verlohne. Diese weit verbreitete Ansicht ist sehr irrig. In Schleswig gehören die Landschaften Tänisch-Wohld, Schwansen, Angeln und Sundewitt zu den fruchtbarsten, die man sich denken kann. Die breiten und tiefen Einbuchtungen der blauen Ostsee und die sanft geschwungenen Hügellande, oder die schönen Buchenhaine, welche ihre Küsten umsäumen, sind bekannt und verleihen dem ganzen Lande den Charakter eines angebauten Parkes. Die Oststifte Jütlands bis über Veile hinaus ist nur eine Fortsetzung dieser parkartigen, an landschaftlichen Schönheiten überreichen Gestaltung des Landes. Im Sommer, wenn die Erde sich mit Blüthen und Blumen bedeckt, wenn diese prächtigen Laubholzhaine zu grünen beginnen und sich mit tausend besiederten Sängern bevölkern, muß die Umgegend von Kolding, ganz besonders aber das ungemein romantisch gelegene Veile mit seinen zwar niedrigen, aber stark bewaldeten Höhenzügen ein wahres Paradies sein.

Die Lage der Stadt Kolding am westlichen Ende einer schönen Thalmulde, welche von dem Kolding-Fjord, der gewiß eine gute deutsche Meile lang ist, bespült wird, gewährt ein sehr freundliches Bild, läßt aber auch augenblicklich erkennen, daß sie für kriegerische Operationen ein äußerst wichtiger Punkt sein muß. Schon im Jahre 1849 ward dies von dem Oberbefehlshaber der damaligen schleswig-holsteinischen Armee oder — was vielleicht richtiger ist — von Oberst Delius, dem Chef des Generalstabes, erkannt. Die mit großen Opfern gewonnene Schlacht bei Kolding brachte die Stadt selbst in den Besitz der Schleswig-Holsteiner und ebnete ihnen die Wege nach Veile und nach der Festung Fridericia. Kolding ist nämlich durch seinen tiefen Fjord der Schlüssel zu Fünen, welches letztere freilich nur mittelst Schiffen zugänglich wird. Wer Kolding besitzt, der schützt auch Schleswig, indem er einen Feinden-Einfall vom Norden her unmöglich macht. Es war daher nur Selbstschutz, daß auch in dem gegenwärtigen Kriege die Besetzung dieses wichtigen Punktes von den Truppen der Alliirten sofort in Aussicht genommen wurde. Auch wenn es in dem Feldzugsplane der deutschen Heerführer unfreundlich nicht gelegen hätte, weiter nordwärts vorzudringen und Fridericia zu bezwingen, so würde doch ein Heer, welches Düppel einnehmen und Alsen erobern will, sich Kolding's um jeden Preis haben bemächtigen müssen, weil nur dadurch der Feind in kräftiger Vertheidigung der Düppelstellung gestört und ungestraft beunruhigt werden kann.

Die große von Süden nach Norden ziehende Chaussee führt durch die südlichen Hügelgelände, welche im Osten die Bucht, die Thalmulde selbst und die Ufer der von Westen durch sumpfiges Bruchland herabfließenden Koldingau umfassen, hinab in's Thal und gerade durch die Stadt. Aus nördlichen Bucht- und Thallande steigen die Hügel noch höher empor und gipfeln hier in zwei Punkten, die für militärische Operationen von großer Wichtigkeit sein müssen. Der eine dieser Punkte sind die Ruinen des alten Schlosses von Kolding, im äußersten Westen der Stadt auf einem Hügel gelegen. Die verwitterten Mauern von Koldinghus, wie man die Ruine nennt, sehen weit in's Land hinein. Der Erbauer dieser ehedem wahrscheinlich starken Veste, die sich misowner in ein ganz Kolding beherrschendes Castell verwandeln ließe, war Herzog Abel. Damals hieß es Oernsberg und ward von mehr als einem der dänischen Könige als Residenz benutzt. Christian III. wählte es zu seinem Lieblingsaufenthalte und starb daselbst 1559. Bei dem Brande von Koldinghaus 1808, der es gänzlich einäscherte, ward auch der berühmte, von Christian IV. erbaute Rittersaal mit zerstört, der, wie Chroniken erzählen, ein plattes Dach hatte und in jeder Ecke ein sieben Fuß hohes Steinbild trug. Es ist zu verwundern, daß die Dänen, welche die letzten zweiß Jahre dazu benutzten, ganz Schleswig mit zahllosen Schanzen zu bedecken, diesen zur Vertheidigung so günstig gelegenen Punkt ganz unbefestigt lassen konnten.

Wichtiger noch möchte der im Norden von Kolding gelegene Windmühlenberg sein, der höchste Punkt der Hügelkette auf dem Nordrande der Bucht. Er beherrscht die aus der Stadt nordwärts durch die Hügel führende Chaussee vollkommen und dürfte, tapfer vertheidigt, einem vordringenden Heere schwere Verluste beibringen.

Gleich Holland, sind auch Schleswig-Holstein und Jütland sehr reich an Windmühlen. Die hübschen Formen dieser Mühlen — sie sind rund und gewöhnlich mit Schilfstroh von oben bis unten auf allen Seiten bekleidet — verleihen dem Lande ein freundliches Ansehen, besonders wenn sie ihre mit weißem Segeltuch überspannten Flügel rasch bewegen. An der Oststifte Jütlands giebt es an allen geeigneten Punkten solche Windmühlen, die, wie sich schon beim Sturme auf Veile ergab, von ihren Besitzern oder von andern fanatisirten Eingeborenen des Landes als optische Telegraphen benutzt wurden, um die Dänen von den Bewegungen der deutschen Truppen zu unterrichten. Dem militärischen Scharfblicke des Feldmarschall Lieutenants von Gablenz konnte diese eigenthüm-

Digitized by Google

liche Art, unbemerkt durch Zeichen sich mit den abziehenden Landsleuten zu unterhalten, nicht lange verborgen bleiben, weshalb alles Mahlen am Tage sämmtlichen Wundmühlenbesitzern bei strenger Ahndung verboten ward. Seitdem bewegen sich auf jütischem Grund und Boden die Windmühlenflügel nur nach des Rachts. Am Tage stehen sie allerwärts, auch bei dem allerschönsten Winde, still.

Kolding ist weder groß noch schön und kann selbst im tiefsten Frieden als Stadt für Fremde keine Anziehungskraft haben. Die Straßen sind ärmlich, die Bevölkerung blickte, soweit man ihrer ansichtig ward, mißtrauisch und giftigen Auges auf jeden ihr unbekannten Civilisten. Deutsch sprachen die Gebildeteren nur, weil ihnen unter dem Druck der Einquartierung etwas Anderes nicht übrig blieb. Sobald sich aber ein paar Menschen unbeobachtet glaubten, machten sie durch Worte und Blicke ihrem Herzen Luft und verfluchten die gehaßten Deutschen in den tiefsten Abgrund der Hölle. Der Fanatismus dieser Menschen geht häufig so weit, daß sie die eigene Sicherheit hintansetzen, nur um ihrem Ingrimm freien Lauf lassen zu können. Ja ich bin überzeugt, daß sich schreckliche Dinge zutragen würden, fürchteten sie nicht die Rache der alliirten Truppen und namentlich der hagern, braunen, katzengewandten Oesterreicher, die ihnen einen sehr heilsamen Schrecken eingejagt haben. Dem bewaffneten Feinde, der diesen fanatischen Jüten bereits gezeigt hat, daß er nicht gesonnen ist, sich ungestraft Trotz bieten oder beleidigen zu lassen, bengen sie sich zähneknirschend, bestemehr hat der unbewaffnete Deutsche von ihnen auszustehen, seis auch nur in Worten. Wir glauben aber, daß gerade dieses feindselige Gebahren der Jütländer, das auf den dänischen Inseln ein billigendes Echo findet, den Truppen der Alliirten und namentlich den intelligenten Führern derselben die Ueberzeugung beibringen wird, daß ein ferneres Zusammenwohnen zweier Nationen, die einander in Folge eines vierhundertjährigen Kampfes so tödtlich hassen, wie Dänen und Deutsche es thun, eine moralische Unmöglichkeit sei. Ein Machtspruch kann freilich die Eidbergessenheimer mit ihren urdeutschen Bewohnern noch einmal an Dänemark festschmieden, vorausgesetzt, daß das deutsche Volk ruhiger Zuschauer bei einem solchen politischen Selbstmorde bliebe; Friede zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein würde aber durch eine so unklug politische Handlung nicht geschlossen, sondern nur der Keim gelegt zu neuen, blutigeren und erbitterteren Kämpfen, die nie enden werden in diesen Landen, so lange die Königsau nicht wirklich die Grenzscheide bildet zwischen deutschem und dänischem Lande.

In der mit Einquartierung überfüllten Stadt war nur mit großer Mühe ein ärmliches Unterkommen für schweres Geld zu finden — und zwar in einer Art von Küche, die von preußischen Soldaten in Beschlag genommen war. Da herrschte denn ein munteres Leben bis tief in den Abend hinein, da kochte und wärmte sich einer nach dem andern von der ab- und zugehenden Mannschaft, ein stattlicher Füsilier schleppte Holz zu, die meisten nicht eben in parademäßigem Anzuge, ganz so wie es der Künstler auf seinem netten Genrebildchen dargestellt hat. Von Bequemlichkeit freilich war nicht groß die Rede, und doch hatten wir immer noch Glück gehabt, überhaupt unter Dach und Fach zu sein und auch nicht, wie schon Mancher, die Eroberung eines elenden Stuhles für ein paar Nachtstunden mit einem dänischen Species (1¹/₂ Thaler pr. Cour.) bezahlen zu müssen. Unerträglich, obrbetäubend aber war das entsetzliche Rädergerassel der unzähligen Fuhrwerke, die in ihr endlosen Reihen unter Schreien und Fluchen der Trainsoldaten bald im Schritt, bald im Trab, mitunter sogar in vollem Galopp von Süden her durch die Stadt jagten. Einer Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze, die nach Fridericia gingen, folgte eine ewig lange Munitionskolonne mit hart polternden Bombenkarren. Dann kam wieder ein nicht enden wollender Zug von Proviantwagen für die österreichische Armee, die ihre Posten bis über Aarhuus vorgeschoben hatte. Dazwischen sprengten schwere preußische Kürassiere, mit ihren klirrenden Pallaschen Alles bei Seite treibend, hindurch, und einzelne ungarische Husaren, die wohl als Ordonnanzen von Beile hereingekommen sein mochten, tänzelten auf ihren grazösen, muthigen, mit rothen Bändern geschmückten Pferden, deren lange Mähnen in Zöpfe geflochten waren, courbettirend an den Häusern entlang, als wollten sie all dem Volke, das sie anstarrte, die schönsten Reiterkunststücke zum Besten geben.

Am späten Abend ließ der Lärm des Tages wenigstens zeitweise etwas nach. Die Luft war ruhiger geworden und der Himmel klärte sich auf. Da ballte in weiter Ferne dumpfer Kanonendonner von Fridericia oder Snoghoi herüber, und als die Nacht völlig hereinbrach, spiegelte sich neben dem Silberschimmer des Mondes die düstere Gluth einer irgendwo an der Meeresküste aufloderden Feuersbrunst in dem tiefen Gewässer des pittoresken Kolding Fjord.

Blätter und Blüthen.

Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England. Nachtrag. — Nachdem unsere letzte Nummer bereits geschlossen war, ging uns vom Verfasser des Artikels „Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England" das folgende Nachwort zu, aus dem allerdings ersichtlich wird, daß die englische Justiz die begangene Ungerechtigkeit einigermaßen zu sühnen versucht hat, — aber freilich bleibt das Maß, womit man den rechten Mörder und den armen Todtschläger gemessen hat, noch immer ein sehr verschiedenes. D. Red.

Im Verlaufe des Monats Februar d. J. lief bei dem Minister des Innern in London eine neue Protestation der Richter von Derbyshire ein, welche sich auf die Thatsachen stützte, daß einer der Aerzte, welche in dem Memorial an den Minister den Beurtheilten für wahnsinnig erklärt hatten, den Sinn dieser Erklärung dahin erläuterte, er habe damit nur eine neue Untersuchung bezwecken wollen, während der andere Arzt, als „nicht zum königlichen Collegium der Aerzte gehörig", unberechtigt erschien, den Arzt zu unterzeichnen, und einer der Richter erklärte, er habe die Tragweite seines Zeugnisses nicht gekannt!

Bald darauf gaben auch die vier von dem Minister zur Untersuchung des Geisteszustandes Townley's abgeordneten Experten ihr Gutachten ab. Dasselbe, außerordentlich klar und einfach, erklärte den Beurtheilten für geistig gesund. Derselbe sei ruhig, vollkommen Herr seiner selbst, sein Zeichen von Geistesstörung in Sprache, Blick, Benehmen, Unterhaltung wahrnehmbar. Die Ansicht Townley's, die Menschen, als Geschöpfe des Zufalls, werden mit Unrecht verantwortlich gemacht für ihre Handlungen, sei ein Product persönlicher Schlußfolgerungen. Daß er für die Ermordung der Miß Goodwin sich verantwortlich gewußt, gehe hervor aus seiner Aeußerung zu den Aerzten: „Ich erwartete, für den Mord gehängt zu werden, denn ich bin nicht so thöricht, um nicht zu wissen, daß das Gesetz den Mord mit dem Tod durch Hängen bestraft. Ich dachte allerdings nicht daran, während ich die That verübte, sonst hätte ich sie unterlassen." Seine Aussage „er habe seine Braut geächtet, um sie wiederzugewinnen", habe Townley anerkannermaßen erst nachher erfunden, um seine That zu entschuldigen. Er suche dieselbe jetzt als das Resultat eines plötzlichen Affectes hinzustellen, allein dem widersprechen seine eigenen Zugeständnisse, daß er seine Braut vor der That wiederholt betreht habe. Seine klare Erinnerung an die Einzelnheiten der That und die Versuche, seinen Geisteszustand zur Zeit derselben in einem falschen Lichte darzustellen, beweisen die Gesundheit dieses Zustandes. Unter den gegen ihn „Verschworenen" verstehe Townley Niemanden anderes, als die Verwandten seiner Braut.

Indem der Minister dieses Gutachten den protestirenden Richtern mittheilte, sprach er sein Bedauern aus, daß „die Justiz durch die Anstrengungen des Vertheidigers, seinen Clienten von dem Vollzug der Todesstrafe zu retten, ihre größter worden sei", bemerkte aber zugleich, die Regierung habe es, nachdem einmal Zweifel über den Geisteszustand Townley's erhoben und in Folge dessen der zum Vollzug des Todesurtheils bereits angesetzte Termin wieder aufgehoben worden sei, — „nicht mehr für recht gehalten", das Urtheil vollziehen zu lassen, weshalb dasselbe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt und Townley aus der Irrenanstalt Bedlam in's Gefängniß von Pentonville abgeführt worden sei. Außerdem aber halte es die Regierung für ihre Pflicht, eine Verbesserung der Parlamentsacte von 1840 zu beantragen.

Diesen Worten folgte die That auf dem Fuße. Wenige Wochen darauf hat im Parlament der Minister des Innern, unter ausführlicher Darlegung der Verhältnisse des Falles Townley, um die Erlaubniß, eine Bill einbringen zu dürfen des Inhalts: „daß nur noch die das Gefängniß besuchenden Richter und

Digitized by Google

die in der Medical-Registrations-Acte eingetragenen Aerzte Certificate an den Minister ausstellen dürfen über den Geisteszustand eines verurtheilten Gefangenen, und daß auf den Grund eines solchen Certificats der Minister des Innern nur befugt, nicht aber gezwungen sein solle, vor dem Vollzug der über den Gefangenen ausgesprochenen Strafe die Versetzung desselben in eine Irrenanstalt anzuordnen behufs weiterer sachverständiger Untersuchung seines Geisteszustandes."

Das Parlament gab die nachgesuchte Erlaubniß zur Einbringung dieser Bill, und zwar sowohl das Unter- als das Oberhaus, — das erstere nachdem, ohne daß einzelne Mitglieder desselben ihre lebhafte Unzufriedenheit darüber aussprachen, daß der Minister durch die Anwendung eines „Kniffes" sich habe bewegen lassen, die wohlverdiente Todesstrafe Townley's in Gefängniß zu verwandeln.

Hermann Marggraff's letztes Lied.
Mein Stern.

Aus des Himmels tiefsten Falten
Flammt's wie tausend Funken auf;
Ungezählte Gluthen halten
Ihren nächtlich stillen Lauf.
Unter vielen tausend Sternen
Ach, wo sucht' ich meinen Stern?
Nah ist mir in vielen Fernen,
Und das Mächtige selbst ist fern.

Dennoch glaub' ich ihn zu schauen,
Meinen Stern treu mir nah;
In des Luftmeers dunkeldunen
Tiefen ist er plötzlich da. — Täglich
Schleife seine Fläche;
Grüne Wälder rauschen dort;
Murmelnd rieseln klare Bäche
Durch die Blumenwiesen fort.

Doch ein Wetter bricht mit argen
Schlägen unverhofft herein,
Und die dunkeln Wolken jagen
Das Gebild der Schönheit ein.
Um der Berge Marmorspitze
Tobt der Sturm mit wildem Zorn,
Und im grellen Strein der Blitze
Leuchtet jedes Alpenhorn.

Durch der Höhlen Finsternisse
Tönt es plötzlich wie ein Schrei,
Und mit einem jähen Risse
Bricht mein Stern, mein Stern entzwei;
Er zerbricht und fällt in Splitter —
Ach, es war ein Weltenmord! —
Und es todt das Ungewitter
Selbst noch auf den Trümmern fort.

Sollt' ein Stern erstehen, klagen
Schmerzlich dann die andern mit?
Sterb' ich, wird die Menschheit fragen,
Was ich war und was ich litt?
Ach, im unermeßnen Raume
Ist der Einzelne der Welt,
Was ein kleines Blatt vom Baume,
Das in Frühlings Tagen fällt;

Was dem ganzen Strom die Welle,
Die im Augenblick zerrinnt,
Während an derselben Stelle
Schon die zweit' ihr Spiel beginnt;
Was der ganzen Wolkenmenge
Nur ein einz'ger Tropfen ist,
Der mit andern im Gedränge
Fällt und stirbt zu gleicher Frist.

Das Speisereglement in den preußischen Lazarethen in Flensburg. Dem in letzter Nummer gegebenen Versprechen gemäß, lassen wir hier den in den preußischen Lazarethen in Flensburg geltenden Küchenzettel wörtlich folgen. Unsere Leser werden sich daraus überzeugen, wie jetzt die Verpflegung der Kranken mit Verwunderten nach dieser Richtung hin mindestens kaum etwas zu wünschen übrig läßt:

Volle 3 Sgr. Frühstück: Jeden Morgen 50 Ct. Roggenbrod mit 3 Ct. Butter, sowie 1 Pegel warmer Milch. — Mittagessen: Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Freitag: 1 Pott Fleischsuppe, gekocht auf $62^1/_2$ Ct. Ochsenfleisch, welches nach dem Kochen mit 32 Ct. schwerm Fleisch ohne Schnen und Knochen ausgewogen wird. In der Suppe $^1/_{16}$ Abtheilung Graupen, $^1/_{16}$ Schipp Kartoffeln. Kraut und Salz nach Bedarf. — Montag, Mittwoch und Sonnabend: $^3/_4$ Pott Wasserzuthe mit 3 Ct. Butter und 1 Pegel Milch oder Bier; als Nachspeise 25 Ct. gekochtes Fleisch, gebraten mit 3 Ct. Butter, mit Kartoffeln. — Zu jeder Mittagsmahlzeit $37^1/_2$ Ct. Roggenbrod. — Beoper 4 Uhr Nachmittags: 50 Ct. Roggenbrod mit 3 Ct. Butter, sowie $^1/_2$ Pott Bier. — Abendbrod 7 Uhr: $^1/_2$ Pott Grütze mit 3 Ct. Butter.

Mittelkost. Frühstück: Jeden Morgen 20 Ct. ausgeschnetes Brod mit 3 Ct. Butter, sowie 1 Pegel warmer Milch. — Mittagsessen: Sonntag und Donnerstag: $^3/_4$ Pott Hafersuppe mit $^1/_{16}$ Pott Weinessig und 5 Ct. Puderzucker; als Nachspeise frische Fische mit 3 Ct. Butter. — Montag, Mittwoch und Sonnabend: $^1/_2$ Pott Fleischsuppe, gekocht aus 50 Ct. Ochsenfleisch, mit Graupen, Kartoffeln und Kraut, ohne Fleisch. (Das Fleisch wird für die Patienten auf voller Kost verwandt.) — Dienstag und Freitag: $^1/_2$ Pott Biersuppe von ausgeschietem Brod mit 5 Ct. Puderzucker. — Zu jeder Mittagsmahlzeit 20 Ct. ausgeschietes Brod, wenn Dienstag und Freitag 3 Ct. Butter gegeben werden. — Beoper 4 Uhr Nachmittags: 20 Ct. ausgeschietes Brod mit 3 Ct. Butter, sowie $^1/_2$ Pott Bier. — Abendbrod 7 Uhr: $^1/_2$ Pott Grütze mit 3 Ct. Butter.

Leichte Kost. Morgens: 1 Pegel Tee mit Milch und Zucker, oder 1 Pegel warmer Milch. — Mittags: $^1/_2$ Pott süße Milch oder Fleischsuppe mit, wenn es gewünscht wird, $^1/_2$ Pott Weineßig mit 5 Ct. Puderzucker, abwechselnd mit $^1/_2$ Pott Gersten-Wasserzuthe mit 3 Ct. Butter und 1 Pegel Milch oder Bier; und als Nachspeise: Frische oder anonahmsweise Fische mit 3 Ct. Butter. — Abends: 1 Kranzbrod und 2 Zwiebacke.

Frische Haferuppe, Reggenmehlsuppe oder durchgeschlagene Gerstensuppe wird den Patienten geliefert, wie der Arzt es für gut befindet.

Die Patienten, welche nichts von den obengenannten Speisen genießen können, werden auf den Tagzettel unter einer neuen Rubrik „Ohne Kost" aufgeführt.

Im übrigen fällt jede Ordination von bereiteten Extrapeisen weg, so daß die Extra Artikel, welche requirirt werden können, sich einschränken auf: Wein, Bier, Weinwasser, Milch, Häringe, Citronen, Aepfelsinen, Eitig, Eier und Weizenbrod, unter was für den medicinischen Gebrauch erforderlich wird. —

Die Zeichner und Berichterstatter auf dem Kriegsschauplatze. Das Generalcommando der preußisch-österreichischen Truppen in Schleswig hat bekanntlich in der letzten Zeit alle Zeitungscorrespondenten und Special-artisten auf dem Kriegsschauplatze unerbittlich zurückgewiesen und fürwärts hinaus. Nur mit einigen Wenigen, die sich bekanntere Unterstützungen und Verbindungen zu erkennen hatten, sind Ausnahmen gemacht worden; so mit dem Correspondenten der Times und der Londoner Illustrated News, dem Berichterstatter der Nationalzeitung, einem ebenfalligen Artillerieoffizier, Namens Weth, der verschiedenen militärischen Blättern mit seiner Feder thätig, und mit dem Specialartisten der Gartenlaube, dem talentvollen Maler Otto Günther aus Weimar. In den jüngsten Tagen hat sich dieser kleinen Schaar von Auserwählten noch der im Auftrage des Königs von Preußen nach dem Kriegstheater entsandte Maler Kaiser aus Berlin beigesellen dürfen, der auch für die Illustrirte Zeitung Zeichnungen liefern wird.

Erklärung. Seit Anfang d. J. giebt Herr Friedrich Gerhard in New-York (früher in Danzig) eine deutsche Wochenschrift unter dem Titel „Atlantische" heraus, in welcher Erzeugnisse der deutschen Journalistik, mit oder ohne Bewilligung der betreffenden Verfasser und Blätter, ab- und nachgedruckt werden. Es war bisher meine Absicht, in dieser jedenfalls etwas befremdlichen Namenswahl des neuen Unternehmens stillschweigen, weil ich glaubte, daß schon die oberflächliche Vergleichung genügen würde, den hinmelweiten Unterschied der beiden Namensbrüderschaft erkennen zu lassen; nachdem mir aber von jenseit des Oceans wiederholte Aufforderungen zugehen, gegen eine möglicher Verwechslung meiner Zeitschrift mit der New-Yorker zu protestiren, erkläre ich, im Interesse meiner zahlreichen transatlantischen Leser, daß das von mir herausgegebene allbekannte und bewährte Journal mit dem New-Yorker Nachahmungsoberfläche nach das Mindeste gemein hat.

Leipzig, April 1864. **Ernst Keil.**

Deutsche Blätter.

Literarisch-politisches Beiblatt zur Gartenlaube.

Wöchentlich $^1/_2$ Bogen. Für die Abonnenten der Gartenlaube nur 6 Ngr. pro Quartal.

Die bereits in ihrem zweiten Jahre erscheinenden „Deutschen Blätter" werden fortan die Tendenz, welche bei ihrer Begründung in's Auge gefaßt wurde, entschiedener zum Ausdrucke bringen, als es bisher geschehen ist: sie werden in jeder Beziehung eine Ergänzung der Gartenlaube bilden, welche bei ihrer sehr getrennenden Herstellung von vornherein auf eigentliche Artikeln aus dem Gebiete des Lebens und Wissens verzichten mußte. Ganz besonders werden sie sich daher die Zusammenstellung eines anregenden, frischen und interessanten Artikelstoffes zur Aufgabe machen, das in der Gartenlaube bei der Ueberfülle von Stoff und wegen der erwähnten langsamen Durchredenung jeder einzelnen Nummer leider nicht zu ermöglichen ist. Wir glauben daher die deutschen Blätter Allen, welche einen regen geistigen Antheil nehmen an der Zeit, in der sie leben, auf das Angelegentlichste empfehlen zu können.

Nr. 14 enthält: Die Schrecken des Schlachtenruhms. Die Wahlstatt nach der Schlacht. I. — Umschau: Wiederbelebung des Adels in der Schweiz. — Ein Proletariertrick (Alexander Calame). — Ein Gast aus dem Geisterreiche bei einem Zuderbäcker.

Leipzig, April 1864. Die Verlagshandlung von **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Fortsetzung.)

Sogar das frostige Herz der Durchlaucht schmolz unter Montagny's jugendlicher Wärme, seinem Schwatzen und Schmeicheln. Sie ließ sich von ihm zu Tische führen und hörte schon nach dem ersten Gang nur noch auf ihn, vor Vergnügen mit den weißen Wimpern zwinkernd und ihres Nachbarn zur Linken ganz vergessen. Stephanie, die ihnen gegenüber zwischen dem Fürsten und einem siebenzigjährigen General wie eine Elfe zwischen zwei Erdvätern saß, bemerkte die Fürstin und mußte sich Gewalt anthun, um nicht immer nach ihrem Cousin zu blicken.

Musik spielte während der Tafel. Als Eis serviert wurde und der Champagner in den Gläsern perlte, ward das Gespräch lauter und allgemeiner. Heinrich, der weitab als Schlußherr an diesen Unterhaltungen hatte Theil nehmen müssen, nun aber als stummer Gast sie genauer verfolgen und prüfen konnte, erschrak über die Leerheit der Gespräche, die Unwissenheit, welche Manche dabei verrieth, und die Herzenskohlheit, die nicht selten unter gewähltem Ton hervorjüngelte.

„Alexandrine, horche doch!“ lief der taube Fürst seiner Gemahlin zu. „Die spielen das Terzett aus der Zauberflöte.“

„My dear, Du irrst Dich,“ erwiderte die Fürstin, zerstreut hinhorchend. „Sie spielen Verdi; Verdi!“ wiederholte sie lauter. „Oh, comme mobili sono le donne. . .“

„Lieben auch Sie Verdi, Durchlaucht?“ fragte Montagny. „Verdi ist mein Componist, Meine mein Poet.“

„Dann haben wir Einen Geschmack,“ erwiderte sie. „O ich liebe und schwöre in Musik! Der Fürst hat eine exclusive Kapelle. Wenn Sie uns endlich einmal auf Stauff besuchen, soll sie nur Verdi spielen.“ Und sie versenkten sich wieder in ein leise geführtes Gespräch, während dessen die Fürstin manchmal scheu nach ihrem Gatten und auf die übrige Gesellschaft blickte. Aber der Letztere suchte die Gräfin für das neue Trainirungsexperiment seines Gästedirectorats zu interessiren, die Andern schwatzten wirr durcheinander. Montagny's Lippen zuckten immer übermüthiger.

Waldenburg sah Stephanien unmuthige Erröthen, sah ihr Auge bald auf die Fürstin, bald auf Edgar blitzen und verstand sie. Sie war eifersüchtig. Kurz nach dem Dessert erhob sie sich und gab damit das Zeichen zum Aufbruch nach der Terrasse. Dort theilte sich die Gesellschaft sofort in verschiedene Gruppen. Einige gingen auf der Terrasse plaudernd auf und nieder, Andere lehnten am Treppengeländer, die Mehrzahl lustwandelte im Park. Man trank Kaffee, die älteren Herren rauchten, die jüngeren schlossen sich den Damen an.

Waldenburg verfolgte mit den Augen seine Gattin. Sie streifte an Montagny vorüber und flüsterte ihm dabei einige Worte zu; Edgar antwortete lachend. Heinrich erreich ihn; er machte sich über die Fürstin lustig. Aber Stephanie ließ sich so schnell nicht verführen, sie ging in den Park hinab, wohin ihr Montagny mit vertraulichem Gesicht folgte; dem wurden sie von einem heitern Schwarm umringt und festgehalten.

Fräulein Fanny hatte Heinrich in's Auge gefaßt. Fühlte sie Mitleid mit dem verlassenen Mann oder fand sie es an der Zeit, dem immer teckern Drängen eines jungen Officiers, ihres Begleiters, zu entrinnen, sie trennte sich von Letzterem und trat zu Waldenburg.

„Sie wohnten wohl nie einer so großen Tafel bei, Herr Kapitän?“ begann sie in ihrer resoluten Weise. „Mehrigens sollte ich Ihnen gratuliren, denn während des Diners haben Sie mich grausam vernachlässigt und ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Gräfin und Herrn von Montagny gewidmet. Allerdings das einzig Interessante der ganzen Tafel! Ich wette, Sie dachten an den nahen Tag, an dem Sie Beide trauen werden.“

„Liebte die Gräfin ihren Gemahl so wenig, daß sie ihn so bald vergessen könnte?“

„O ja, ich glaube, sie liebte ihn. Kurz nach dem Todesfall erschien ich meine Stelle und fand die Bäume wie Nieder, ganz in Thränen. Aber kaum man denn immer an Leichen denken? Und sagen Sie selbst, bilden Stephanie und Edgar nicht das schönste Paar der Welt? Auch hörte ich von einem alten Pfarrergarn, romantische Montagny, sobald er ihre Hand und das Schloß erhält, in den Grafenstand erhoben würde. Sie blicke alle Grämen.“

„Ist Schönheit die einzige Bedingung einer glücklichen Ehe? der Vorbehalt eines Theile die einzige Absicht?“

„Zu meine! ich es nicht. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin jetzt ihren Cousin liebe, während vielleicht als ihren ersten Gemahl. Ich kannte diesen nicht, aber was ich von meiner Gebieterin, von Herren von Montagny und Andern über ihn hörte, machte mich den unruhen, daß es für Stephanie nicht der rechte Mann war. Ein unpraktischer Träumer, der sich über Gott und Welt, Menschenbestimmung und was weiß ich den Kopf zerbrach; die Gräfin aber träumt niemals am Tag und Nachts gewiß nur von Bällen und Soireen. Zu gefallen, hält sie für ihre einzige Bestimmung, und ihr Ideal ist vielleicht die Fürstin Metternich in Paris. Ich sah aus den Wolken, als sie sich heute von einem grauschwärzlichen Schatten etwas entfernte. Bisher sah sie nur Sonnenschein auf ihrem Wege. Zu

dieser lebensfrohen, reizenden Weltdame denken Sie sich nun jenen melancholischen, „von des Gedankens Bläße angekränkelten“ Mann! Ich fürchte, der gute Graf hat Stephanie mit seinen gewichtigen Discussionen oft entsetzlich gelangweilt. Montigny dagegen paßt seiner Gemüthsart und — seinen Fehlern nach vollkommen zu Stephanie.“

„Sie thun ihr Unrecht!“ fuhr Heinrich empor.

„Kennen Sie denn die Gräfin schon?“ fuhr Fanny, die Schultern zuckend, fort. „Ihres Cousins Charakter mag sich wohl auf den ersten Blick errathen lassen, von Männern wenigstens. Aber sie lernt sich nicht so bald ausweinig. Ihre Augen verstehen so sanft zu blicken, ihre Lippen so himmlisch zu lächeln, aber — Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen! — ich, die Dienerin, vor der man sich giebt, wie man ist, sah dieselben Augen so böse funkeln, daß ich vor ihnen zitterte. Montigny ist leichtsinnig, flatterhaft; die Gräfin ist es auch. Montigny kann aus Laune Menschen zu Thränen quälen; die Gräfin kann es auch. Heute bin ich ihre süße, liebe Fanny, morgen läßt sie mich, weil es regnet oder ihr neues Kleid nicht ankam, fünf Stunden lang eine politische Abhandlung vorlesen, von der wir Beide nichts verstehen, die uns Beide langweilt; unterbricht mich, nur um meine Aussprache zu tadeln, und quält sich, blos um mich noch mehr zu quälen, bis mir die Stimme versagt und ich halb ohnmächtig vor Brustweh werde. . .“

„Sie ist launisch wie ein Kind.“

„Sie kann grausam wie ein Teufel sein,“ versetzte das Mädchen mit gesteigerter Leidenschaft. „Vergebung, Herr Kaplan, daß ich solch' böse Zunge führe, aber ich litt zu viel in diesen Kreisen, um sie zu lieben. Man machte mich zur Heuchlerin; lassen Sie mich Ihnen gegenüber wieder einmal wahr sein. Nach einem Jahre werd' ich Sie fragen, ob ich Recht hatte; nach einem Jahre werden Sie wissen, was Zurücksetzung, Verdächtigung, Kränkung heißt — jene glatten, schmeichelnden, schönen Wesen haben ja Zeit genug, um unser Herz langsam, mit feinen Nadelstichen zu töten! Sie werden sie fühlen, diese zierlichen Dolche, denn Sie sind bürgerlich bescheiden, still und wahrscheinlich arm. . . .“

Heinrich betrachtete mit tiefem Mitleiden das Mädchen, das ihm vor einer Stunde noch das fröhlichste, sorgloseste Wesen schien. Die lang verhaltene Bitterkeit war ihr, einem entfesselten Strome gleich, entstürzt. Thränen standen in ihren Augen, und von den aufgestürmten Empfindungen, die sie einem Leidensgenossen zu bekennen wähnte, wogte noch ihre Brust. „Ach,“ dachte Heinrich, „nun verstehe ich das Lächeln dieser armen Geschöpfe, die ein unseliges Geschick an unsere Launen kettet. Weil wir ihnen nicht erlauben, Empfindungen zu äußern, halten wir sie für unempfindlich.“

Unterdessen hatten sich nach und nach alle Gäste um Stephanie versammelt. Fanny blickte hinab, trocknete sich die Augen und sagte mit flüchtigem Lächeln: „Ich ließ mich zu leidenschaftlichen Aeußerungen hinreißen, welche Sie wahrscheinlich für thöricht und grundlos halten. Es geschieht mir selten, und beinahe glaube ich nun selbst an eine besondere Gewalt Ihrer Stimme. Die Gräfin sprach davon, während sie zum Diner sich ankleiden ließ, und versicherte, Ihre Stimme klänge wie aus dem Grabe. Nun, Todte sind verschwiegen. Vergessen Sie meine Worte und lassen Sie uns dem Triumphzug der Grazie und Freude folgen. Kommen Sie! Man begiebt sich tiefer in den Park. Dort wird man sich auf dem schattigen Rasen lagern, scherzen und spielen. . . Wenn wir nicht selbst kommen,“ setzte sie ironisch hinzu, „einladen mit holen wird man uns nicht.“

Waldenburg lehnte die Theilnahme ab. Er wolle nach der Sennhütte über der Heinrichswand. Angelo habe ihm soviel von der wilden Schönheit des Weges erzählt, daß er darnach brenne.

„Ja,“ erwiderte sie, „der Weg soll sehr schön, sehr romantisch, aber auch lebensgefährlich sein. Wenn Sie im Berasteigen nicht sehr geübt sind, unternehmen Sie das Wagniß nicht! Ein falscher Tritt ist sicherer Tod.“

„Ich bin im Gebirge geboren. Mein Fuß geht nicht fehl.“

Fanny zuckte die Schultern. „Gott behüte Sie dann auf Ihrem Wege! Auf Wiedersehen!“ Sie eilte die Terrasse hinab, um der Gesellschaft zu folgen, welche im grünen Wirrsal des Parks langsam verschwand.

Die mondhelle Nacht lag über der Landschaft, als Heinrich von der Sennhütte, von Angelo zurückkehrte. Schon von Weitem klang ihm der Hochzeitsjubel entgegen. Als er durch die Dorfstraße ging, waren nur wenige Fenster an den Häusern erhellt, wo Kranke lagen oder altersschwache Leute wohnten. Vor gesunde Beine hatte, war im Adler, und die im helleuchteten Gasthaus nicht Platz fanden, drängten sich vor den Hause oder waren auf die abgeschirrten Fuhrwerke der Gäste aus der Nachbarschaft gestiegen, eine günstige Gelegenheit abwartend, wo sie durch den dichtbesetzten Hausflur nach dem Tanzsaal schlüpfen konnten. So empfing Heinrich im Freien schon ein lustiges Gewühl. Die Dirnen gingen Arm in Arm zu Dreien und Vieren auf und nieder. Die jungen Burschen standen in Haufen beisammen, stießen sich und jodelten übermüthig in die Tanzweise hinein, die von oben durch die geöffneten Fenster rauschte. Dazwischen drängten sich Livrebediente mit Windlichtern; Equipagen kamen vom Schloß gefahren und nahmen die Herren und Damen auf, die, in Tücher eingemummt, aus dem Adler traten, um nach ihrem Gut zurückzukehren. Hoch über dem Eingang aber leuchtete aus Tannenreisig das buntfarbige Transparent mit dem flammenden Herzen, dem Myrthenkranz und dem Wahlspruch der Grafen Waltenburg.

Heinrich kannte den Weg, der zur Hinterthür des Gebäudes führte. Er ging über den Hof an den Stallungen vorüber. Durch einen kleinen Garten gelangte man dann in's Haus.

Der angrenzende Felsen warf einen breiten Schlagschatten über die Blumenbeete. In diesem Schatten sah Heinrich ein einsames Paar stehen, Mann und Frau. Er hielt ihre Hand und flüsterte hastig, bewegt; sie schluchzte. Als Heinrich den niedrigen Gartenzaun gerauschvoll öffnete, fuhren sie scheu von einander. Sie huschte in eine nahe Laube; der Mann verschwand rasch durch die Hausthüre. Aber beim Oeffnen derselben fiel — freilich nur einen Augenblick lang — der Lichtschimmer vom Flur auf ihn, und Heinrich glaubte die Gestalt Montigny's zu erkennen.

Der Ueberraschte zögerte; da schallten Schritte hinter ihm. Ein hochgewachsener Bauernbursche, mit einem mächtigen Blumenstrauß auf der Brust, näherte sich eilig. Mit einem flüchtigen Blick maß er den Fremden und murmelte, als er dessen Priesterkleid erkannte, einen Gruß. Dann ging er vor Heinrich rasch in den Garten, sah sich um und trat zulegt in die Laube.

„Toni, Du bist's?!“ sagte die Frauenstimme erschrocken.

„Ja, ich, Dein Toni, der glückliche Bub' heut' auf der ganzen Welt!“ antwortete es. „Und Du hast Dich davon geschlichen, stehst hier und — ich glaube gar, Du weinst! Afra! mein Goldherz, mein liebes, liebes Weib!“

Heinrich schauderte. Das Märchen, das an Montigny's Seite gewirrt hatte, war die Braut, war Afra, die Tochter des reichen Silberbauers, „der jetzt den Fuchs des seligen Grafen hat.“

Heinrich floh vor seinen eigenen Gedanken in das Gewühl des Festes. In der großen Wirthsstube des Erzgeschoßes standen die gedeckten Tische der Hochzeitsgäste. Dort saßen am Ehrenplatz das Jubelpaar und die Eltern der Braut, in buntem Gemisch Bauern und Bäuerinnen, Bürger aus Wendelstein und Forstleute, Alle festlich geputzt, vor sich Wein und Speisen im Ueberfluß. Draußen auf der Treppe ging's hinauf, hinab. Die Tänzerpaare eilten zum Saal empor oder kehrten erhitzt, mit rothen Gesichtern, von dort zurück. Der Raum, in dem getanzt wurde, lag von der Treppe links. Da summten und sangen die Geigen, dröhnten die Bäße und schmetterten zu Clarinetten und Flötenläufen die Trompeten. Die Paare schwirrten und wirbelten durcheinander, schwangen und drehten sich. . . . Rechts befand sich das geräumige, mit Tannen und Birken ausgeschmückte Gemach für den vornehmen Beschuß, für die Gräfin und ihre Gäste. Heinrich, der zahlreichen Neugierigen vor der weitgeöffneten Thür Platz machten, trat hastig vor die Schwelle und überblickte den hellerleuchteten Raum. Um eine gedeckte Tafel mit dem silbernen Theeservice der Gräfin saß und stand man in losen Gruppen umher. Die Mehrzahl der Gäste, unter ihnen das Fürstenpaar, hatte sich bereits entfernt. Einige Herren und Damen hielten Stephanie umringt, die schön wie eine Fee aufsah, und Montigny redete seiner Cousine eifrig zu. Unweit davon stand schmunzelnd der Adlerwirth. Die Gräfin blickte verlegen zur Erde und schien zu schwanken. Dann schlug sie die Augen zu Ergar auf und erhob sich tief erröthend. Die Herren klatschten in die Hände, auch die Uebrigen drängten sich fröhlich hinzu; der Adlerwirth aber rief Hurrah! und stürmte aus dem Gemach in den Tanzsaal. Der stieß er links und rechts um sich, gewann die Mitte und schrie, seine Mütze schwenkend, zu

Digitized by Google

den Musikanten empor: „Einen Extrawalzer für die Frau Gräfin! . . . Platz, Platz für die Herrschaften!“

Waldenburg fuhr, in's tiefste Herz getroffen, zurück. Unter den aufrührenden Landleuten stehend, sah er mit stierenden Augen sein Weib am Arme Montigny's und ihr glänzendes Gefolge an sich vorüberschreiten, sah sie dann am Arme Montigny's tanzend dahinschweben, langsam erst, belebter, feurig, trunken dann von der langentbehrten Lust. Er fühlte, daß er diesen Anblick nicht länger ertragen könnte, ohne sich auf das schöne, bewunderte Paar wie ein Tiger zu stürzen. Gewaltsam faßte er seinen Entschluß und floh. . . .

Eine Stunde später verließ die Gräfin in Montigny's, der Baronin und Fanny's Begleitung das Haus. Die noch anwesenden Herren gaben ihr bis an ihren Wagen das Geleit.

„Das Transparent, Ihro Gnaden!“ sagte der Ackerwirth, bevor Stephanie in den Wagen stieg. „Das Transparent haben gräfliche Gnaden noch nicht gesehen; es ist erst um Neun trocken geworden.“

Sie drehte sich um und las über der Thüre:

„Treu dem Fürsten, wie dem Knecht;
Treu als Gatten:
Ans der Waldenburg Geschlecht
Fällt kein Schatten.“

Tief in der Nacht hörte Fanny einen entsetzlichen Schrei aus dem Schlafgemach ihrer Herrin. Sie eilte hinüber. Stephanie saß gespenstergleich, mit weitgeöffneten, starren Augen auf ihrem Lager. „Der Schatten,“ sagte sie von Schauern geschüttelt, „der Schatten war wieder da!“

3.

Montigny hatte die Damen bis zu ihren Zimmern begleitet und war dann in den Adler zurückgekehrt, wo Baron Asperg mit den noch anwesenden Officieren am Spieltisch saß. Er verlor und schaltete dem Baron, als man beim Anbruch der ersten Frühröthe endigte, eine bedeutende Summe. Lasseur, der das Frühstück servirte, fand Herrn von Montigny auf dem Divan ausgestreckt und eine Zeitung lesend. „Man ist nicht bei Laune,“ sagte sich Lasseur, während er den Tschibuk für Etgar in Stand setzte. Er präsentirte die Pfeife.

Montigny gab mürrisch zu verstehen, daß er nicht rauchen wolle. Lasseur nahm den Auftrag tiefster Verzweiflung an. „Haben der gnädige Herr nicht gut geschlafen? Befehlen der gnädige Herr Brausepulver?“

„Nein.“

„Wissen Euer Gnaden schon die Neuigkeit? Der Schatten ist heute Nacht wieder erschienen.“

„Wer?“

„Der Schatten im gelben Zimmer.“

„Dummes Zeug!“

„Das Fräulein erzählt' es der Kammerjungfer. Er soll heute schon bedeutend größer als gestern gewesen sein. Die Frau Gräfin ist krank vor Schrecken.“

„Liegt sie zu Bett?“

„Nein, seit einer Stunde ist sie auf, aber Tati findet sie sehr blaß und melancholisch. An der Frau Gräfin Stelle schliefe ich keine Nacht länger neben dem gelben Zimmer, und wenn ich was zu sagen hätte, so würde das ganze Schloß umgebaut, ohne Schlupfwinkel, geheime Thüren und Gänge.“

Montigny hob den Kopf empor. „Was für geheime Thüren und Gänge?“ fragte er aufmerksam.

„Ja, das weiß man eben nicht. Als der grüne Saal zum Gewächshaus gemacht wurde, fand man hinter dem Getäfel eine Treppe, die zum rothen Zimmer im ersten Stock führte. Nun, solcher Treppen kann es mehrere geben. Die Kammerjungfer behauptet, der selige Graf und Pater Angelo hätten sie gekannt, Vielleicht kennt sie aber auch ein Anderer, den wir nicht kennen. Vielleicht lebt Einer im Schloß und mitten unter uns, den Niemand sieht und hört . . .“

Montigny sah den Bedienten wie Jemanden an, der uns eine neue Idee giebt. Lasseur lächelte voll Genugthuung über seine eigene Schlauheit. „Der dumme Mohr,“ fuhr er fort, „Titi und alle Andern im Vorzimmer schwören darauf, daß der Schatten der Geist des seligen Herrn sei. Noch einfältiger aber schwatzt seine Amme, die Kreisleria. Die Alte ist seit Jahren verrückt. Wenn Unterricht sie besucht — wir thun's der Merkwürdigkeit wegen — und fragt sie nach dem seligen Herrn, sagt sie, ihr Heinz wäre gar nicht todt, ihr Heinz lebte noch. Und fragt man sie weiter, woher sie denn das wisse, legt sie die Hand auf den Brustlatz und antwortet: dahert! . . . Na, das ist purer Unsinn, denn ist Einer 'mal eingefarzt, kommt er nicht wieder raus. Aber daß Jemand im Schloß ist, der nicht hinausgehört, das glaub' ich.“

„Lasseur, Sie sind so einfältig, wie die Andern.“

„Ach, Herr von Montigny,“ grinste der Diener, „das meinen Sie doch nicht im Ernst. Uebrigens habe ich noch eine Bitte —“

„Rasch, rasch! Sie sind ein unerträglicher Schwätzer.“

„Der neue Kaplan war grob gegen mich.“

„Sie werden es verdient haben.“

„Bitte, Euer Gnaden, dem ist nicht so. Wie ich das Frühstück für Euer Gnaden aus der Küche holen will, hält mich der Kaplan an und fragt nach der gräflichen Bibliothek. — Die ist in Körbe verpackt, sage ich, und nach dem Speicher gebracht. — Was? schreit er, die seltdare Bibliothek! — Ich zucke die Achseln und sage, daß ich weder den Herrn Grafen, noch seine Bibliothek gekannt hätte. — Schaffen Sie augenblicklich die Bücher nach meinem Zimmer! spricht Herr Stein. — Ich habe keine Zeit, antworte ich. Herr von Montigny wartet auf sein Frühstück. — Erst geborchen Er mir, knirscht er. — Das werd' ich bleiben lassen, sag' ich. Ich gehorche hier nur Herrn von Montigny und der Frau Gräfin . . . . Was thut er? Weiß der Geier, woher die alte Vogelscheuche auf einmal soviel Kraft bekam! Er faßt mich am Kragen und zerrt mich die Treppe hinauf bis in den Speicher. Ich raisonnirte und wehrte mich, aber es half nichts. Korb für Korb mußt' ich ihm nach dem Thurm schleppen . . . Ja, erst gehorcht man mir und dann Herrn von Montigny, hat er gesagt. Wenn also der Kaplan mich bei der Frau Gräfin verleumden sollte, bitt' ich, daß Euer Gnaden —“

„Genug davon,“ unterbrach ihn Montigny. „Gehen Sie jetzt zum Baron. Ich lasse ihn bitten, mich auf der Terrasse zu erwarten.“

Lasseur verbeugte sich und ging. „Ich bin gerächt,“ triumphirte der Bediente. „Der Pfaffe muß aus dem Haus,“ dachte Montigny. „Ich will nur Leute um mich, die Respect vor mir haben.“

Der Tag war heiß. Als die Sonne im Mittag stand, machte Heinrich einen Gang durch den Garten. Im Vorüberschreiten hörte er aus einer Laube die Stimmen Etgar's und Aspera's. Sie sprachen französisch. Waldenburg wollte vorbeigehen, aber der Klang seines eigenen Namens bannte ihn.

„Mein Vetter Heinrich dreht sich im Sarge um,“ sagte Montigny.

„Diese Rücksicht hindert Sie doch nicht?“ versetzte der Baron.

„Doch, doch! Der Graf war ziemlich gut gegen mich; er ließ mich reisen und bezahlte zweimal meine Schulden . . . . Freilich war unser Verhältniß kein zärtliches. Wir paßten zusammen, wie — wie ein Gebetbuch und Heine's Romanzero. Auch stand ich nicht in der Gunst seines Herzbruders und Gewissensrathes Angelo. Ich nehme daher ohne Bedenken von meiner Cousine Herz und Hand Besitz, aber kein Schloß, keinen Stammsitz veräußern — Pest! Meine Mutter war eine Waldenburg; es empört sich mein Blut gegen diesen Handel.“

Heinrich zuckte zusammen; er konnte den Platz nicht mehr verlassen.

„Gut,“ hörte er den Baron sagen. „Das ist recht rührend, recht gewissenhaft. Nur schade, daß Sie nicht noch einen Cousin haben, der Ihnen zum dritten Male Ihre Schulden bezahlt. Schulden, die wohl das Sechsfache Ihrer frühern Verpflichtungen betragen.“

„Herr Baron!“ brauste Montigny empor.

„Recht so, spielen Sie den Beleidigten, weil ich Ihr Freund bin und Ihr Retter werden will, weil ich Ihnen den Abgrund zeige, an dem Sie stehen. Kein Wort weiter! Wenn ich nicht Ihr aufrichtiger Vertrauter sein darf, will ich gar nicht Ihr Vertrauter sein.“

„Nun, in Henkers Namen, seien Sie aufrichtig! Halten Sie mir den Spiegel vor, machen Sie mir die Hölle heiß! Ich kann nicht mehr Kopfweh bekommen, als ich schon habe.“

Digitized by Google

„Ich bin ja kein Angelo, mache Ihnen keine Vorwürfe wegen Ihrer tollen Wirthschaft. Sie sind nun einmal ein Lebemann, ein Cavalier, echtes Vollblut mit allen nobeln Passionen. Wie Sie leben, leben müssen, beträgt Sie mindestens zwölftausend Thaler Renten. Das finde ich durchaus lobenswerth; der Mensch steigt um so höher in meiner Achtung, je mehr er braucht. Leider wirft Ihnen Ihr eigenes Vermögen nur zweitausend ab. Zwar hege ich eine hohe Meinung von Ihrer Liebenswürdigkeit, Grazie und Ueberredungsgabe — wie Sie dem Silberbauer einen Wechsel in die Hände spielten, war ein Meisterstück! Aber das geht nicht immer. Eines Tages werden Sie nur noch Gläubiger und keine Creditoren haben. Sie müssen sich also zu verheffern suchen —"

„Wenn ich meine Cousine heirathe —"

„Nun, wenn Sie Ihre Cousine heirathen, was dann? Dann werden Sie ihr am Morgen nach der Hochzeit ein Sündenbekenntniß machen und von Wucherern Geld auf das Schloß aufnehmen müssen, um Ihre Schulden zu bezahlen. Und dann, da Sie kein Hans Träumer wie Ihr Cousin sind, sich nicht in Bücher vergraben, nicht Milch statt Sect trinken, werden Sie sich in diesem alten Culennest sehr bald langweilen, werden mit der Gräfin ein Hôtel in der Residenz beziehen und also doppelte Rechnung machen. Grund und Boden hier werfen eine hübsche Summe ab, aber sie wollen auch klug verwaltet und ausgenützt sein, und Sie sind kein Landwirth."

„Mit der Zeit kann ich es werden."

„Nie! Sie haben Ihre Seele der Gesellschaft, dem Spieltisch und dem Ballet verschrieben. Diese drei Teufel geben Einen nicht los, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Andrerseits werden Schloß, Land und Wald an Ihnen zehren, denn man hat auch das Mittelalter nicht umsonst. Kurz, ich sehe Ihren sichern Ruin, durch die Heirath zwar verzögert, aber dann rapid, schrecklich, hoffnungslos."

Es entstand eine kurze Pause. Montigny pfiff leise vor sich hin. Dann hörte Waldenburg den Baron mit gedämpfter Stimme fortfahren: „Ich zeigte Ihnen den Rettungsweg. Herrn von Strauzau's Schwiegervater, der Jud' Levy, will sein Töchterchen, die gnädige Frau, durchaus in einem Ritterschloß sehen. Levy kann ein Fürstenthum bezahlen .... Sie wissen, Stranzau thut nichts ohne mich. Gesprächsweise ließ ich einmal ein Wort von Waldenburg fallen. Das ist ja meiner Schwiegermutter Ideal! schrie Stranzau. — Unter Levy's Lenten befindet sich ein alter Waldenburger. Dieser scheint die Bankiersfrau auf die Romantik der Burgschlösser gebracht zu haben. Denn sie schwärmt für nichts mehr, als für ein thurmgeschmücktes, verwittertes Schloß in pittoresker Landschaft, für lange Corridore, hohe Säle und geheimnißvolle Treppen. Ich, immer in Gedanken, in Sorgen um Sie, lasse einen Schimmer von Möglichkeit blicken, Schloß Waldenburg zu erwerben. Stranzau überschlug sich vor Freude, und seit jener Stunde bin ich bei Levy's bon enfant."

„Levy ist ein Geldmensch, ein Speculant. Er wird mich beim Kauf übervortheilen."

„Bah, diese Börsenhelden haben ihre schwachen Seiten. Nach Ihrer Hochzeit machen Sie sobald als möglich Levy's Bekanntschaft. Sie laden Stranzau und Schwiegereltern nach Waldenburg ein und spielen hier den liebenswürdigen Wirth. Das weibliche Israel wird entzückt sein, die Männer bearbeite ich, und — heißen Sie mich einen Schwätzer, wenn Sie nicht ein brillantes Geschäft machen! Dann sind Sie das alte Gemäuer los, haben ein baares Capital und können in der Residenz die Stellung einnehmen, die Ihnen gebührt."

„Wenn aber Stephanie in den Verkauf nicht einwilligt?"

„Montigny?! Muß ich das von Ihnen hören? Eine Frau, die uns liebt, nicht einwilligen? Sie scheinen sich heute vorgenommen zu haben, naiv zu sein . . . . ."

„Meine Cousine liebt mich jetzt; sie wird mir auch ihre Hand reichen; wenn sie mich aber besitzt, fürchte ich eine Wandlung. Denn ihre Seele hat Schmetterlingsflügel, wie die meinige. Das Errungene reizt nicht mehr. Sehr bald wird es Scenen geben. Ich habe manchmal hundert Teufel in mir. Diese Scenen werden uns abkühlen, und dann — ah, Asperg, wir sind doch Alle Träumer! Mein schneller Sieg über Stephanie, anfangs mein Triumph, meine Wonne, ruht jetzt Becken in mir nachhin. Sie wird dem zweiten Gatten nicht treuer sein als dem ersten . . ."

„Also sehen Sie sich vor!"

„Ich habe eine dunkle Ahnung, Stephanie wird nach der Hochzeit sich Rein zu sagen angewöhnen, wie sie jetzt zu Allem Ja spricht."

„Also sehen Sie sich vor, mein Lieber! Machen Sie einen klugen Contract! Sichern Sie sich in gewissen klingenden Fragen vor diesem Rein!"

„Parbleu, das werd' ich. Ich will wenigstens goldne Fesseln tragen."

„Und was Waldenburg betrifft —?"

„Waldenburg wird verkauft . . . Still! Wer geht da?" Montigny sprang empor und schlug das Gezweig auseinander. Er sah Heinrich mit einem ernsten Blick verübergehen. Erblassend taumelte er zurück und rief: „Himmel, mein Cousin!"

„Sind Sie toll?" sagte Asperg, durch die Oeffnung blickend. „Es ist der Kaplan."

„Ganz recht," erwiderte Montigny, der mit Mühe sich fasste. „Gestern betrübt ich selbst jede Aehnlichkeit, aber in diesem Augenblick — in diesem Augenblick, schwör' ich Ihnen, erschien er mir wie Heinrich's Gespenst."

Der Baron maß Ergar mit bedeutungsvollem Blick. „Unglücklicher," sagte er, „Sie haben noch ein Gewissen."

„Wenn der Schleicher uns belauscht hat?"

„Das werd' ich sofort erfahren," sprach Asperg und verließ den Laubengang. Nach wenigen Minuten kam er zu Heinrich zurück. „Beruhigen Sie sich," lächelte er zutrieten. „Herr Stein versteht kein Wort Französisch."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Shakespeare's London.

Zur dreihundertjährigen Shakespeare-Feier.

Von **Julius Rodenberg.**

1. Von Whitehall bis zur Meermaid.

Obwohl London im 16. Jahrhundert nicht viel mehr Einwohner zählte, als Köln, und nicht ganz so viel, als Hamburg heute besitzt, so galt es doch schon damals für eine der größten Städte in der Christenheit, und unser deutscher Tourist Hentzner, welcher 1598 dort war, berichtet dahin mit aufrichtigem Staunen, daß der Umfang dieser Stadt „beinahe eine ganze Meile beträgt". Damals, wie heute, gab es eine City von London und eine City von Westminster, aber die Vorstädte, deren Häusermassen heute das Stein- und Mörtelmeer von London schwellen, waren damals noch grüne Felder und blumige Wiesen, und die City von Westminster selber war nicht viel mehr als eine Vorstadt von Palästen, der Sitz des Hofes und der Orden von England. Hier war die damals schon alte Abtei und Kathedrale von Westminster, die Halle des Parlamentes und York-Place, eine prachtvolle Residenz, erbaut von Cardinal Wolsey, aber von Heinrich VIII. seinem ehemaligen Günstling nach dessen Sturz geraubt und darauf „mit ihrem reichen Vorrath von Kostbarkeiten, ihren Tapeten von Gold- und Silberstoff, ihren Tausenden von Stücken feiner holländischer Leinwand und ihren Vorräthen von Silber«, ja sogar schönem Goldgeschirr, welches zwei große Tafeln bedeckte," von dem Monarchen in höchsteigenen Gebrauch genommen. Seitdem hieß diese Residenz „Whitehall", und hier, im Glanze von Englands glorreichsten Tagen, saß Elisabeth, „von Gottes Gnaden Königin von England, Frankreich und Irland, die Beschützerin des Glaubens", auf dem Throne.

Wo jetzt das Gewirr dunkler Höfe und die übelberüchtigten Seitengassen des „Strand" bis an die schlammigen Ufer der Themse reichen, da standen damals die Stadthäuser der Bischöfe, der Gesandten und der großen Lords. Schöne Gärten umgaben sie und an

Digitized by Google

Shakspeare. Tarlton. Burbage. Ben Jonson. Decastle.

Shakspeare mit seinen Freunden in der Taverne „zur Meermaid".

ihren Mauern plätscherte das Wasser der in jenen Tagen noch „silbernen" Themse dahin. Hier war Berkeley House und Devereux House und Essex House — jetzt verschwunden von den Straßen, wo sie gestanden, und nur in den Straßen, Plätzen und Quartieren des neuen Londons ihre alten Namen hinterlassend. Hier war auch Durham-House, und da, in einem kleinen Studirzimmer, welches die Themse überblickte, saß Sir Walter Raleigh, der Kriegsheld, der Entdecker ferner Länder, der Gelehrte und der Hofmann. Ein Kranz berühmter Namen schloß sich um den Thron von Elisabeth; es war das Jünglingsalter und die Heldenzeit von England. Philipp von Spanien, welcher aus einem Bewerber um ihre Hand ein Feind Elisabeth's geworden, hatte England zu vernichten gedroht mit einem furchtbaren Heere von Schiffen, der sogenannten Armada. Aber „Gott blies und sie waren zerstreut." Dieses Gottesgericht war der Anfang von Englands Macht zur See. Die Blüthe der Colonien begann, und im Innern, von der Freiheit des Glaubens getragen, regte sich mit dem wachsenden Wohlstand zugleich das geistige Leben der Nation.

Ein massives Stemdor, schwarz vom Ruß der Jahrhunderte, nennt heute den Strand von Alexstreet, die Gin vom Wolfsgate, damals that es ein Schlagbaum von Holz, frisch bemalt und mit farbigem Tuch behangen, die Tempel Barre, Temple Bar genannt, nach der benachbar

Digitized by Google

ten Juristeninnung vom Tempel. Hinter Temple Bar begann die City, das eigentliche London jener Tage. Hier, mit ihrem selbstgewählten City-Monarchen, dem Lord-Mayor, welcher seinen Hof und seinen Hofgarten so gut hatte wie die Königin auf der andern Seite der Barre, wohnten alle die guten Bürger von London. Hier hausten die reichen Kaufleute, deren fast fürstlicher Luxus gleichen Schritt hielt mit dem Wachsthum der Colonien, des Handels und der ostindischen Compagnie. Ihre Häuser, aus eichenen Balken gezimmert, mit gothischen Fenstern und Giebeldächern, gaben den Straßen, obgleich sie eng waren, eine malerische Perspective. Nur noch sehr wenige von diesen Elisabeth'schen Häusern sind übrig geblieben in der City von London, um uns einen Begriff zu geben von der reichen Bauart und dem festen Geschmack jener Zeit. Das große Feuer von 1666 hat sie fast sämmtlich zerstört. Aber damals standen sie noch in all ihrer pittoresken Schönheit, mit ihren geschnitzten Balkenenden und ihren Blumen von Eichenholz über der Thür und an den Fenstern. Ein jedes Haus hatte, ganz ebenso wie zu jener Zeit in Deutschland und heute noch vielfach in der Schweizer Städten, sein besonderes Zeichen, nach dem es hieß; denn Hausnummern gab es damals noch nicht. Da waren Zeichen nach den Gewerben und Künsten, und da waren Zeichen, die auf den Handel und die Schifffahrt und die seinen Länder Bezug hatten. Da war ein Mohrenkopf und ein Griechenkopf in seinen natürlichen Farben (oder wenigstens, was man dafür hielt), und da war ein goldener Ball und ein goldenes Kreuz. Dieses Haus hieß „zum schwarzen Bullen" und jenes Haus hieß „zum rothen Löwen". Alle diese verschiedenen Marken und Figuren und Kennzeichen mit ihren bunten Farben und starken Vergoldungen waren auf den Straßen zu sehen. Es muß ein sehr fröhlicher Anblick gewesen sein. Und auch die Brücken hatten ihre Häuser auf beiden Seiten, und in der Mitte von London-Bridge stand sogar eine Kirche.

Und so malerisch wie die Straßen selber war auch das Treiben der Menschen darin. Da war nicht der eiserne Lärm von tausend Rädern in Bewegung: „da war (wie der alte Chronist Stowe sagt) allerweg ein lustiger Lärm von gastlichen Zubereitungen. Die Köche riefen heiße Rippen von gerösteten Rindfleisch, wohlgebackene Pasteten und andere Lebensmittel aus; da war ein Klingen von zinnernen Krügen, von Harfe, von Flöte und Psalter". Die Namen von Pudding-lane, Weinstraße und Hahn- und Pastetengäßchen im heutigen London erinnern noch an die leckeren Bissen von ehedem. Und so wenig, als an den Häusern, war unsere Monotonie von Braun und Grau in den Trachten jener Zeit. Das war damals Alles phantasie- und farbenreich, angenehm und unterhaltend für das Auge. Es war mehr Individualität und mehr Heiterkeit in der Welt und in den Kleidern. Das Zeitalter, welches die erhabene Pracht der Münster aufzuführen und die stattlichen Säller der Edelsitze, die traulichen Erker der Bürgerhäuser zu bauen verstand, hat auch eine stammenswerthe Erfindung für das Costüm. Welch' ein ungeheurer Reichthum von Phantasie war auf die Schuhe, die Hüte, die Hosen und die Mäntel verschwendet! Auf jene Schuhe, deren Spitzen sich bald aufwärts drehten, wie ein Widderhorn, bald ausbreiteten, wie ein geöffneter Fächer; auf den Kopfputz, welcher variirte von dem Barett bis zu dem Hut mit thurmartiger Spitze; auf die Mäntel, welche sich von dem kurzen normännischen Spenser bis zu dem weiten und faltenreichen spanischen Mantel abstuften. Lustige Cavaliere in Sammet, Seide und seinem Tuch, welches von Gold- und Silberstickerei funkelte, paradirten durch die Straßen, und ebenso wie der Adel, hatte auch der Bürgerstand seine Farbe und seinen Putz, und jede Gilde, jedes Handwerk, jede Profession ihre Wappen und Zeichen. Schwarz war ganz aus der Mode; und inmitten dieses fortwährenden Gepränges von Spitzen und Atlas, von grünen, scharlachen, nelkenrothen oder himmelblauen Röcken, von pflaumenfarbenen Mänteln und gelben Ueberwürfen bezeichnete ein Anzug von dunklem Stoff den Kopfhänger, den Augenverkreter, den Frömmler, den Puritaner. —

In diesen London, so lebenslustig damals, so kräftig in dem Gefühl des nationalen Aufschwunges, so schimmernd von den neuen Reichthümern, so rauschend von den Festen des Hofes, den Aufzügen und Vergnügungen der Bürger, in dieses London kam um das Jahr 1586 William Shakespeare aus seiner ländlichen Heimath in Warwickshire. Er war dreiundzwanzigjährig und hatte daheim eine Frau, welche acht Jahr älter war, als er, und drei Kinder gelassen. Ob er aus Stratford am Avon geflüchtet, der Wilddieberei und der Abfassung eines Spottgedichtes auf den Friedensrichter Sir Thomas Lucy beschuldigt, oder ob er ausgewandert, mit der Absicht, in London sein Glück zu versuchen, das wissen wir so wenig, wie es uns bekannt ist, ob er seine dramatische Laufbahn damit begonnen, vor dem Theater die Pferde zu halten oder auf das Theater die Stühle zu stellen. Aber sehr, da ist er; sein Genius hat ihn zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt. Aus den Händen der Zünfte und Gewerbe, welche das Drama Jahrhunderte lang, in der Gestalt von Mirakelspielen und Mysterien, auf den Straßen und dem offenen Marktplatze aufgeführt hatten, war es nun endlich in die Hände der Dichter und der Künstler, in den Palast der Königin und die Halle der Edlen gelangt. Die Kunst, zu spielen und Schauspieler zu sehen, ward allgemein. Jeder große Lord hatte seine Truppe von Schauspielern, welche sich seine „Komödianten und Diener" nannten und die Provinzen durchzogen, wenn sie in der Hauptstadt keine Beschäftigung fanden. Das erste Ständige Theater in London, das Blackfriars-Theater, ward 1576 eröffnet; zu Ende des Jahrhunderts gab es schon siebzehn Theater, auf welchen täglich gespielt ward. Außerdem spielten die Studenten auf den Universitäten, die Juristen in ihren Innungsgebäuden, sogar die Lehrknechten von London spielten, so daß es wahr wurde, was das Sprüchwort sagte und was man später als Inschrift an das Globe-Theater setzte: „Totus mundus agit histrionem". (Die ganze Welt macht den Schauspieler.) Shakespeare trat in die Truppe von Blackfriars ein, welche, ursprünglich im Dienste des Grafen von Leicester, später von der Königin patronisirt ward und den Namen der „Schauspieler der Königin" annahm. Dieser Titel hat sich erhalten und es führen ihn gegenwärtig die Schauspieler von Drurylane, welche sich immer noch „Ihrer Majestät Diener" nennen. Das junge Mitglied der Blackfriarstruppe zeichnete sich sehr bald aus: schon 1589 war er zum Mitbesitzer, zum „sharer" des Theaters gemacht, welches, wie es der Zeit nach das erste war, so auch dem Range nach, hinsichtlich seines Vertrieb, das erste der Hauptstadt blieb. „Shakespeares's dramatische Unterhaltungen wurden," wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrückt, „die größte Unterstützung unseres Haupt-, wenn nicht ersten Theaters in London." Er hatte noch sein dreißigstes Jahr nicht erreicht, da war „unser freundlicher Willy", der „honigzüngige Shakespeare", ein populärer und ein berühmter Mann. „Er ist unser Plautus und unser Seneca, der beste Mann in England für das Lustspiel und die Tragödie," sagt Francis Meres im Jahre 1598.

Wo aber haben wir ihn zu suchen in diesem London, das für die Begriffe jener Zeit schon so groß war? Nun, es gab drei Plätze in dem damaligen London, wo man sicher sein konnte, im Verlaufe eines bürgerlichen Tages einen jeden Mann, der zur guten Gesellschaft gehörte, wenigstens einmal zu treffen, entweder im St. Pauls-Dome, oder in der Taverne, oder im Theater.

Die St. Paulskirche war damals die große und fashionable Promenade von London. Was gegenwärtig der Reitweg Reiten-Row im Hydepark ist und im 17. und 18. Jahrhundert der Mall war, das war im 16. Jahrhundert St. Paul, die alte Metropolitankirche von London, nicht der Platz vor der Kirche, sondern die Kirche selber. Es gingen überhaupt wunderbare Dinge in den Kirchen vor; sie waren die Theater, die Gerichtshöfe, die politischen Kampfplätze und die Lotteriehäuser jener Tage. Das alte Drama, das Mirakelspiel, bevor es auf die Straßen gewandert war, hatte Jahrhunderte lang seinen Sitz in den Kirchen gehabt, und noch aus dem Jahre 1592 hören wir, daß bei einem Besuch der Königin Elisabeth in Oxford der Gottesdienst in der Universitätskapelle nicht so bald vorüber war, als man auch die Kapelle schon in ein Theater für die Vergnügungen des Nachmittags verwandelte. Um dieselbe Zeit verbot die akademische Obrigkeit derselben Universität das Rauchen in den Kirchen „wegen der zu großen Masse des Dualmes". Die Gemeindewahlen wurden fast überall in den Kirchen vollzogen und sehr häufig, besonders in Zeiten von ansteckenden Krankheiten, wurden auch die Assisen daselbst gehalten. Am Ungeeignetsten jedoch benahm man sich in der genannten Metropolitankirche von London, derjenigen, welche, im großen Feuer gestürzt, auf derselben Stelle stand, wo jetzt der Dom von St. Paul sich erhebt. Das St. Pauls des heutigen London ist ein Kuppelbau, nach dem Muster der Peterskirche in Rom; St. Paul in Shakespeare's London war ein gothischer Dom, mit einem schmalen Thurm, der aber durch Feuer im Jahr 1561 halb zerstört war, mit Kreuzgängen und einem Todtentanz an den Außenwänden. Im Innern

Digitized by Google

waren Kapellen und Schreine, welche von kostbaren Steinen und Gold und Silber schimmerten; die Glasmalereien der Fenster waren ein vielfarbiges Licht auf das prachtvolle Silbergeräth des Hochaltars und den Schrein des heiligen Erstenwald, an welchem ein großer Sapphir funkelte, von dem man glaubte, daß er die Krankheiten der Augen heilte. — So oft Königin Elisabeth mit ihrem hohen Gefolge nach St. Paul kam, um dem Gottesdienste beizuwohnen, wurde sie fast unverändert begleitet von „zwei weißen Bären". Aber dieses war nicht das Aergste. Schon seit der Reformationszeit war das Schiff des Domes ein ganz allgemeiner Durchgang geworden für die Lastthiere mit Bierfässern, Bordsörben, Fisch, Fleisch und Früchten; beladene Maulesel, Pferde und andere Thiere zogen unaufhörlich vor der einen Thür zur andern, die Marmormosaiken mit Stroh, Abfall und Schmutz jeder Art bestreuend. Durch die hohen Filigel des Domes klang Roßgewieher und auf den Bänken im Chore schnarchten die Trunkenbolde. An die Säulen wurden Zettel geschlagen und an der sogenannten „Si quis"-Thür drängten sich die Dienstboten, welche eine Herrschaft suchten. Die Advocaten hatten ihre Stände, an denen sie ihre Clienten empfingen. In den Seitengängen standen die Bücherer, und das Taufbecken ward als Comptoir bei den Zahlungen benutzt. Der Lärm war sehr groß, und während in einem Theil des Domes die Orgel ging und die Predigt gehalten ward, wurde in dem andern gestuchtet, geschworen und betrogen. Das Mittelschiff aber war für die fashionable Promenade reservirt; es war der Platz für die Neuigkeiten und das tägliche Rendezvous für die geistreichen und galanten Herren der Stadt.

Dieser mittlere Theil der Kirche hieß im Jargon jener Tage „das mittelländische Meer", oder „Herzog Humphrey's Promenade", nach dem Grabmonumente des Herzogs Humphrey genannt, welches sich darin befand. „Mit Herzog Humphreys zu Mittag speisen", hieß in der damaligen Redeweise so viel, als kein Geld haben, um ein Mittagessen zu bezahlen. Ein Diarist jener Zeit, Francis Osborn, giebt uns folgende Beschreibung: „Es war damals die Mode für die bessern Classen, für Lords und Hofleute und Männer von allen Beinsarten, sich in St. Paul gegen elf Uhr Morgens zu treffen und in dem Mittelschiff bis zwölf zu promeniren, nach dem Mittagessen aber von drei bis sechs, während welcher Zeit Einige von Geschäften, Andere von Neuigkeiten sprachen. Nun, in Rücksicht auf den Weltverkehr ereignete sich wenig, was nicht zuerst oder zuletzt hierher gekommen wäre. Und ich, als ich jung war, mischte mich um diese Stunden unter die auserlesenste Gesellschaft, die ich aufzutreiben konnte." Hierher, in diese seltsame Versammlung der Laster, Thorheiten, Moden und Launen des damaligen Londons, ist auch Shakespeare oft genug gekommen. Hier fand er die Modelle für seine Komödien und die Zielscheiben für seinen Witz. Hier fand er Pistol und Bardolph, Junker Tobiad von Bleichenwang und Junker Schwächig. „Hier (in St. Paul) habe ich ihn mir gekauft," wie Falstaff von Bardolph sagt. —

Wo aber fand er ihn selber, ihn „den alten, fetten Ritter", diese Blume aller Kneipgenies? Nun, ich denke der Ort ist nicht zu verfehlen, wo der sich aufhält, dessen Wort ist: „Soll ich meine Bequemlichkeit nicht haben in einem Wirthshaus?" Die Tavernen „zur Meermaid", „zur Mitra", „zum Horn" oder „zum Eberkopf" sind nicht weit, und in einer davon werden wir ihn finden, denn, wie es in dem Codex der Modeherren von damals hieß: „sein Essen muß in einer von den berühmten Tavernen sein."

Aber ehe wir noch diese Stätten fröhlicher Geselligkeit, gefüllter Krüge und sprudelnder Witze erreichen, haben wir noch, grad beim Austritt aus St. Paul, einen merkwürdigen Anblick. Hier, auf dem Kirchhof von St. Paul, am eines jener Straßenkreuze, an welchen das alte London reich war, sitzt eine Versammlung von Andächtigen in freier Luft, und unter dem Kreuz steht ein Mann in Schwarz, welcher predigt. Es ist ein Puritaner, welcher gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, gegen ihre Vergnügungen und ihre Theater nicht am wenigsten donnert. Dieser Mann und seine Partei werden auch ihren Tag haben, um die Kirchen zu säubern und die Theater zu schließen!

Man sagt, daß Shakespeare die Bekanntschaft von Sir John Oldcastle (denn so hieß das Original unseres bewunderten Freundes Sir John Falstaff) in einer Taverne von Eastcheap, im „Eberkopf" gemacht habe. Diese Taverne erfreute sich noch sehr lange eines großen Ruhms in der Nachbarschaft des Fischmarktes von Billingsgate, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der damalige Besitzer, vielleicht auf Neue über die Sünden seiner Vorgänger und Vorgängerinnen, diesen Aufenthalt der „Dame Hurtig" der Kirche vom heiligen Michael vermachte, um einen Kaplan aus dem Einkommen zu unterhalten. Aber der Eber wollte unter dem Kirchenregiment nicht recht mehr floriren; zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde das alte Nest zwischen einem Barbier und einem Flintenschmied getheilt, über deren annonirenstoßenen Läden bis zum Jahre 1831 noch der in Stein gehauene Eberkopf zu sehen war. Da aber wurden auch diese letzten Insassen des Eberkopfs expropriirt, das Haus wurde niedergerissen, am Raum für die neue London-Bridge zu machen, und genau auf der Stelle, wo der „alte Jad" gesecht und, als er seine Schulden nicht bezahlen konnte, mit einem Schwur auf seinen vergoldeten Becher der Wirthin die Ehe versprochen, steht nun die Bildsäule eines Mannes, der seiner Zeit nicht weniger corpulent, aber viel weniger witzig war: die Reiterstatue Wilhelm's IV.

Die Taverne, welche Shakespeare meistens frequentirte und wo er mit seinen Freunden die längsten und berühmtesten Sitzungen hielt, war die Taverne „zur Meermaid", deren heisere Hechstube unsere Abbildung zeigt. Sie stand in Bread-street, einer Nebengasse von Cheapside, zwischen der heutigen Southwark-Bridge und London-Bridge. Das Haus, wie fast das ganze Shakespeare'sche London, wurde von dem großen Feuer hinweggenommen; indessen zeigt man noch heute den Platz, wo es gestanden, und eine gute Reihe von Tradivionen hat sich erhalten. Der Name des Wirthes war Dan. Seine Gäste versammelten sich entweder zum Mittagessen, welches gleich nach zwölf eingenommen wurde, oder zum Abendbecher, gegen sechs, wenn das Theater aus war. Speisezettel gab es damals allerdings nicht. Aber doch haben sich einige Kochbücher aus jener Zeit erhalten. Vielleicht interessirt es die Leserinnen, zu erfahren, was Mr. Dun's Küche für Shakespeare und seine Freunde thun konnte. Hier sind einige Delicatessen: gekochte Tulpenstengel; marinirter Puter, in Weißwein und Essig gesotten und mit Fenchelsauce servirt; gepfefferte Gans mit Nelken und Ingwer; Gelée von Kleeblumen und Omeletten von Malvenstengeln mit Rosenwasser.

Aber wir glauben, daß der feiste Herr am obern Ende der Tafel, der, welcher von sich zu sagen scheint: „Du siehst, ich habe mehr Fleisch als andere Menschen und also auch mehr Schwachheit," — wir glauben, daß der es mit dem „Roast-beef von Alt-England" gehalten, und daß er mehr Sect als Rosenwasser zu sich genommen. „Ich wollte den festen Jack nicht für die Hälfte der großen Männer in den Ehrenlisten aufgeben!" ruft Washington Irving aus. „Was haben sie für mich oder meinesgleichen gethan? Die haben Länder erobert, von denen ich keine Ahnung besitze; oder sie haben Lorbeeren errungen, von denen ich kein Blatt geerbt; oder sie haben Thaten verrichtet, welche ich ihnen nachzumachen weder die Kühnheit noch die Gelegenheit habe. Aber der alte Jack Falstaff! — der freundliche Jack Falstaff! — der süße Jack Falstaff! — hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert; er hat große Gebiete des Witzes und der Laune hinzugefügt, in welchen der ärmste Mann sich ergehen mag, und er hat eine unfehlbare Erbschaft von fröhlichem Gelächter hinterlassen, um die Menschheit lustiger und besser zu machen bis in das spätste Geschlecht." — Darum Heil dem edlen Sir John Falstaff! Und Heil dem edlen Sir John Oldcastle, der des vortrefflichen Bildes vortreffliches Original gewesen!

Zwischen dem Essen und Trinken wurde scharf gedampft, denn seit Sir Walter Raleigh den ersten Beutel voll Tabak aus Westindien mitgebracht, war das Rauchen in den exclusiven Kreisen jener Tage Mode geworden. Shakespeare's Collegen vom Globe- und Blackfriars-Theater, Lawrence Fletcher und John Taylor und Richard Burbage, die Originalschauspieler von Hamlet, Lear und Othello, rauchten. Shakespeare selber scheint der neuen Mode nicht gehuldigt zu haben, da er derselben in keinem seiner Stücke Erwähnung thut; aber Ben Jonson muß ein Freund von dem „Schwefeltopf" gewesen sein, wie man die Pfeife damals nannte. In seinen Komödien ist sehr oft die Rede davon. Richard Burbage war der erste Schauspieler seiner Zeit. „Der wird sir keinen Gentleman gerechnet, der Dick Burbage nicht kennt; es giebt kein Landmädchen, das nicht von Dick Burbage sprechen könnte," heißt es in „Klotzkerl vom Parnaß", einem Schauspiel aus dem Jahre 1602. Richard Burbage muß auch ein sehr schöner Mann gewesen sein. Einmal, als er Richard III. gespielt

Digitized by Google

hatte, verliebte sich eine schöne Bürgerin von London so sehr in ihn, daß sie ihm ein Rendez-vous unter der Parole „Richard III." bewilligte. Der Dichter des Trauerspiels, Shakespeare, hörte die Verabredung und beschloß, das Abenteuer selber zu bestehen, ging und fand unter der ausgemachten Parole wirklich Einlaß. Später kam Burbage. „Richard III. ist vor der Thür!" ließ er hinaussagen. „William der Eroberer war vor Richard III.," ließ William Shakespeare hinunterfagen und behauptete das Feld.

Shakespeare war der liebenswürdigste und eleganteste Gesellschafter; etwas schwerer und schwerfälliger war Ben Jonson. Ben Jonson, nach Shakespeare der berühmteste Dramatiker jener Zeit, hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt. Zuerst hatte er studirt, dann war er Soldat gewesen, ferner Schauspieler geworden, darauf hatte er einen seiner Collegen erschossen und war zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Aber er wurde begnadigt und benutzte den Rest seines Lebens, um für die Bühne zu schreiben. Eine gute Cameradschaft, nur ein- oder zweimal durch Eifersüchteleien vorübergehend getrübt, verband ihn mit Shakespeare. Beide waren witzig, Beide waren geistreich und erfahren in den Dingen der Welt. Ihr Gespräch belebte die Unterhaltungen in der Meermaid und ihre Witz- und Wortspiele wurden in London colportirt. —

Aber es schlägt zwei Uhr von der Bow-Kirche, und nun müssen wir die Sitzung aufheben, „wir müssen uns über die See begeben," wie es in der Sprache jener Zeit heißt, d. h. ein Boot nehmen und uns nach einem der Theater rudern lassen, welche diesseits oder jenseits der Themse dicht am Ufer liegen. Denn Schlag drei Uhr Nachmittags beginnt die Vorstellung.

Bilder aus der Kinderstube.

Von Gustav Steinacker.

2.

Der Schulrath F., den ich vor einer hübschen Reihe von Jahren in T. kennen lernte und öfters besuchte, war ein ganz wackerer, daneben auch ein gelehrter Mann. Er stand als Pädagoge in großem Ansehen, hatte manches Schul- und Erziehungsbuch geschrieben, und ich trat, damals noch ein ziemlich junger Ansänger, mit einer Art von scheuer Ehrfurcht in sein Haus und seine Kinderstube, weil ich da das Muster einer guten Erziehung zu finden und praktisch studiren zu können hoffte. Aber in dieser Erwartung — das ward mir allzubald klar — hatte ich mich recht gründlich getäuscht. Eine gewisse Eiternkrankheit, an welcher der gute Mann nicht viel weniger, als seine Gemahlin, die Frau Schulräthin, litt und die mir später auch noch in andern als schulräthlichen Kreisen sehr häufig begegnete, machte alle seine Erziehungswissenschaft und Erziehungspraxis im eigenen Hause zu Schanden. So hatte denn auch ich in seiner Kinderstube allerdings Gelegenheit, gar viel zu lernen, nur in umgekehrter Weise, nämlich nicht wie man's machen, sondern wie man's nicht machen muß, um mit glücklichem Erfolge zu erziehen. Daneben ward mir auch von Neuem klar, daß die Geist- und Gemüth so schwer verwundenden Kinderkrankheiten, die in so vielen Kinderstuben herrschen, fast durchgängig nur die natürliche Folge von eben so vielen pädagogischen Eiternkrankheiten sind, welche, je weniger sie allgemein gekannt und beachtet werden, um so größeres Unheil anrichten.

Mein guter Schulrath hatte damals ein allerliebstes fünfjähriges Söhnchen, Namens Hermann. Schön, blühend und schwarzäugig wie ein Liebesgott, pausbäckig wie ein Raphael'scher Engel auf dem Bilde der Madonna della Sedia und voll lebendigen Muthwillens, wie er Knaben in jenem Alter so wohl kleidet, stahl er nicht nur unwiderstehlich allen Freunden und Bekannten des Hauses das Herz, er hatte es, was weit schlimmer, offenbar schon längst seinen Eltern gestohlen, und — was das Schlimmste von Allem, der Kleine wußte das ganz genau und war darum im besten Zuge, auch ihnen gegenüber seinen Namen immer mehr mit der That zu führen.

Schulrath F. war ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Er sah dabei gern Gäste in seinem Hause und an seinem Tisch, und diese folgten auch sehr gern der schulräthlichen Einladung, denn die Frau Schulräthin war, was sonst nicht allen Schulrathsfrauen eigen sein soll, als treffliche Köchin und liberale Wirthin bekannt. Ebenso verdauchaulichte auch der Keller des Herrn vom Hause, oder vielmehr dessen gewählter Inhalt, auf das Einleuchtendste den Unterschied zwischen einem Schulrath und einem — Volksschullehrer. Bei derlei Gelegenheiten speisten nun die älteren Kinder gewöhnlich nicht bei Tische, sondern erhielten ihr Contingent in der Nebenstube. Hermannchen aber nahm bei einer jener mir unvergeßlichen Veranlassungen alsbald seinen Sitz in nächster Nähe der bereits aufgetragenen Suppenschüssel als einen ihm von Gott und Rechtswegen gebührenden Vorzug in Beschlag, und wehe dem, der es verfuchen wollte, ihn von da zu vertreiben. Die Mama versuchte es wirklich einmal, als ich gerade mit anwesend war. „Hermännchen," sprach sie, „stehe auf und mache dem Herrn da Platz!" Doch mein Hermännchen hatte dafür keine Ohren. Er blieb ruhig sitzen und begann gemüthlich sein Spiel mit den bereit liegenden Messern und Gabeln. „Das schickt sich nicht, Kind, leg' gleich Messer und Gabel an ihren Ort und steig' vom Stuhl." Hermann schüttelte ruhig den Kopf und blieb sitzen. Die Mama benutzte in ihrer Verlegenheit den Eintritt eines Gastes, um das pädagogische Zwiegespräch mit ihrem Söhnchen abzubrechen und die Aufmerksamkeit der Anwesenden davon abzulenken.

Hermann hatte sich's unterdessen bequem gemacht und von den aufgelegten Brodschnitten eine Wagenburg zu bauen angefangen. Das war der Mama denn doch zu viel. Sie begann von Neuem: „Hermann, sei doch artig! was werden die fremden Herren von Dir denken!" Das schien jedoch Hermann ebenso wenig zu kümmern, als die hinzugesetzte Drohung: „Wenn Du nicht gleich artig bist, so sage ich es dem Papa, und Du bekommst Eins ab." Als auch das nichts fruchtete und Hermann mit einer Entschiedenheit, die manchem deutschen Minister dem Auslande gegenüber sehr zu wünschen wäre, dabei verharrte: „Ich gehe nicht und ich fürchte mich nicht!" als selbst die dem kleinen in's Ohr gestüsterten Versprechungen und Drohungen ebenso wenig verfangen wollten, wie die Lock- und Schreckkünse einer Russell'schen diplomatischen Note an die deutschen Cabinete: da blieb freilich zuletzt gegen den renitenten Kleinen nichts übrig, als die lang verzögerte und höchst ungern in Anwendung gebrachte gewaltsame Maßregel der — Execution. Die Frau Schulräthin faßte also, kraft ihrer mütterlichen Autorität, das unfolgsame Söhnchen unter den Armen und hob es vom Stuhle.

Aber Hermännchen wußte alsbald Hannemännchen zu spielen. Er kannte aus Erfahrung die schwache Seite seiner Frau Mama, und wie man es anzufangen habe, um ihr gegenüber seinen Willen durchzusetzen. Er fing ein klägliches Zetergeschrei an und möthigte dadurch Mama zur Nachgiebigkeit und zum Rückzuge — natürlich nur aus Rücksicht auf ihre lieben Gäste. Der Kleine behielt also seinen bevorzugten Platz an der (europäischen) Tafel, mit der nachträglichen Drohung: „Warte nur, Du ungezogenes Kind, Du sollst Deine Strafe schon bekommen!" und der Gast, dem der Ehrenplatz an Mama's Seite zugedacht war und von Rechtswegen gebührte, ward gebeten, dem kleinen Eigensinne zu weichen und weiter hinabzurücken. Ich war durch diesen Austritt um eine pädagogische Studie reicher geworden und höchst begierig zu erfahren, was denn der Herr Schulrath dazu sagen würde, der noch mit einigen Gästen im Nebenzimmer verweilte und soeben in ihrer Begleitung eintrat. Er ignorirte indeß auf gut diplomatisch, was er doch nicht zu ändern vermochte, und erging sich dafür später mit seinem Tischnachbar in einem eifrigen Gespräch über die Principien der neuern Pädagogik, wobei seine Gelehrsamkeit einen glänzenden Triumph feierte. Aber auch Hermännchen errang zwischen Mama und dem zuvorkommenden Gaste, der die Achilleesferse der mütterlichen Eitelkeit sehr wohl zu kennen und zu benutzen schien, einen Triumph und einen guten Bissen nach dem andern. Dies erhöhte seine Siegeszuversicht so sehr, daß er sich zuletzt Alles erlaubte, von Allem haben wollte, höchst ungenirt in alle Compot- und Dessertschüsseln langte und seine Kirschkerne dem

Digitized by Google

fremden Gaste auf den Teller warf, seine von Bratenfett triefenden Hände am Tischtuch abwischte und ähnliche Kurzweil trieb, die, anfangs mehrfach belacht und dadurch unterstützt, zuletzt doch alle Schranken des Zulässigen so sehr überschritt, daß der Schultrath genöthigt war, seine väterliche Autorität geltend zu machen. Aber selbst diese brachte es zu nichts weiter, als zu leeren Drohungen, die denn auch ziemlich wirkungslos verhallten.

Ich hatte dann nach Tische und bei späteren Anlässen noch öfters Gelegenheit, diese schlimme Elternkrankheit näher kennen zu lernen, und konnte es dem Knaben, aber verzogenen Kinde nicht gerade verdenken, daß es sich durch derlei Drohungen nicht einschüchtern ließ, sich das Papier zu seinem Spielzeug, statt aus dem Papierkorb, lieber von dem Arbeitstisch des Vaters holte, den ihm mit dem Stocke drohenden Papa durch seine entgegengesetzte Drohung, ihm dann den Stock zu zerbrechen, zum Lachen brachte und die Ruthe hinter dem Spiegel vollends wenig respectirte, weil sie meist nur hinter dem Spiegel oder als Demonstration in der Hand des Vaters oder der Mutter blieb, ohne je mit dem Rücken des Kindes in allzunahe Berührung zu kommen.

Ich lernte daraus, daß in der Pädagogik, wie in der Politik, das viele Drohen eben so wenig taugt, als das viele Verbieten, da beides den Eigensinn und die Lust am Verbotenen methodisch groß zieht. Darum hüte man sich, einen Wald voll verbotener Früchte um das Kind zu pflanzen, man entziehe es vielmehr so viel wie möglich der Versuchung; dagegen bestehe man mit ruhiger, aber unerbittlicher Strenge auf Gehorsam im Betreff des wirklich Verbotenen. Jeder Drohung folge im Nichtbeachtungsfalle unnachsichtlich die Strafe, und zwar ohne lange Strafpredigten, die gleichfalls in das Capitel der Elternkrankheiten gehören. Die rechte Elternliebe beweist sich eben in jener Selbstüberwindung des schwachen Vater- oder Mutterherzens, das nur zu geneigt ist, sich durch Bitten, Thränen und Geschrei entwaffnen, oder im Interesse der Ruhe um jeden Preis zu einer Nachgiebigkeit verleiten zu lassen, die Niemand sicherer zu bemerken und schlauer auszubeuten versteht, als ein kluges Kind. Auf diese Weise wird recht systematisch jener Eigensinn gezeitigt, der keineswegs, wie viele verblendete Eltern sich einzureden lieben, ein Zeichen von Charakterstärke, sondern blos von Selbstsucht und Egoismus ist, dem es an der zügelnden Schranke der Zucht, des Gehorsams und der Selbstüberwindung fehlt.

So wie der Eigensinn als eine der verbreitetsten Kinderkrankheiten namentlich durch Schuld der Eltern und ihrer verkehrten Erziehung sich in vielen Kinderstuben zeigt, so begegnen wir daselbst häufig auch einer andern, nicht minder verhängnißvollen, ja, in ihren Folgen und Wirkungen noch weit verderblicheren: der Lüge, und auch hier trifft Eltern und Erzieher oft ein noch viel begründeterer Vorwurf, als das Kind selbst. Jede Lüge, als bewußte und vorsätzliche Verleugnung der Wahrheit, ist zunächst immer ein Kind der Noth und das Capitel der Nothlügen darum ein unbegrenztes. Die Noth, die zur Lüge führt, wird dem Kinde aber nur allzu oft gerade von Denen bereitet, die den Beruf hätten, es davor zu bewahren. Das Erstere geschieht, wenn sie durch ihr eigenes, unbewachtes Beispiel in Wort und That, so wie durch eine Menge unüberlegter, unpädagogischer Verbote, Vorstellungen in dem Kinde wach rufen, welche bei eintretender Versuchung die Lust ihr zu folgen erregen. Eltern, die sich in Gegenwart des Kindes keinen Zwang anthun, ja vielleicht regelmäßig manchen guten Bissen genießen, der dem Kinde versagt ist, dürfen sich nicht wundern, wenn dadurch in diesem ein Keim der bösen Lust gepflanzt wird, die bei vorkommender Gelegenheit den verbotenen Genuß in ganz anderer Weise zum Gegenstande ihrer Uebertretung macht, als die kleine Hedwig, welche einmal ihrer mit betrauerten Mutter die offene Zuckerdose unter Thränen brachte, mit der Bitte, sie zu verschließen, und auf die ernste Frage der Mutter: „Hast Du daraus genascht?“ mit rührender Treuherzigkeit antwortete: „Nein, aber ich habe gewollt!“

Das „führe uns nicht in Versuchung!“ des Vaterunsers sollten sich daher auch in dieser Beziehung alle Eltern und Erzieher recht angelegentlich zur Pflicht machen. Nicht, als ob damit dem Kinde jede Versuchung überhaupt erspart bleiben solle; dafür sorgt schon das Leben hinlänglich, und ohne Kampf und Sieg auch keine Tugend; wohl aber ist es die Pflicht der Eltern, das Kind nicht muthwillig Versuchungen auszusetzen, ehe noch die Kraft des Widerstandes in ihm genährt und gepflegt worden ist. Gesellt sich dann bei dem Erliegen zu dem Gefühl der Schuld und Uebertretung auch noch die durch Erfahrung mehr oder weniger begründete Furcht vor der Strafe, so ist im Betretungsfalle der kleine Nothlügner fertig, der dann nur zu leicht zum Gewohnheitslügner werden kann. Die rechte Liebe, die das Vertrauen im Kinde weckt und nährt und bei allem Ernst jede sonstige Uebertretung mit Milde, dagegen jede wirkliche Lüge, denn meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß bei besonders lebhaften, phantasievollen Kindern sich häufig ein halb unbewußtes Verleugnen der Wahrheit findet, das der Lüge ziemlich ähnlich sieht, aber doch keineswegs als solche betrachtet werden kann. Es besteht vielmehr in jenem unwillkürlichen Vermischen von Dichtung und Wahrheit, in jener „Lust zu fabuliren“, die bekanntlich schon den deutsche Altmeister Goethe von seiner Mutter, der Frau Rath, die darin selbst ziemlich stark war, gerügt hat. So hatte auch ich vor einiger Zeit einen Knaben in Erziehung, der mit dieser Gabe in hohem Grade bedacht war. So oft er irgendwo zum Besuch gewesen, wußte er seinen Cameraden mit der ernsthaftesten Miene Dinge zu erzählen, die er alle gesehen und erfahren haben wollte, welche aber für jenen Unbefangenen so ziemlich das Gepräge der Aufschneiderei an sich trugen. Mir erschien die Sache nicht ganz unbedenklich, aber ich überzeugte mich, daß es wirklich nur ein Uebermaß von dichterischer Phantasie war, welches den Knaben bei seinen naiven Erzählungen unwillkürlich mit sich fortriß. Er liebte überhaupt die Hyperbeln und die Superlative, sah leicht auf gut Don Quixotisch eine Windmühle für einen Riesen an und trug durchaus kein Bedenken, einige harmlose Reiter, die ihm auf dem Wege begegnet, in ein Regiment Husaren zu verwandeln. Ich hielt darum für's Beste, ihn bei seinen Erzählungen so viel als möglich im Auge zu behalten und mit aller Ruhe jede unterlaufende Dichtung in Wahrheit umzusetzen und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, ohne ihm weiter Vorwürfe über seine hyperbolische Ausdrucksweise zu machen. Das ließ sich denn der Knabe — der beste Beweis, daß es ihm nicht eigentlich um's Lügen zu thun war — auch ruhig gefallen, und als so verschiedene Male durch mich der Gellert'sche oder vielmehr der Frip'sche große Hund, ohne Anwendung der Brücke, von Pfert und Kuh und Kalb zum gewöhnlichen Hunde reducirt worden war, verlor sich allmählich jener poetische Lügenanfatz ohne Nachtheil für die poetische Begabung, welche sich später zu meiner Freude auf's Glücklichste geltend machte und der Pflege nicht unwerth erschien. Ein strenges und plumpes Zulahren hätte hier leicht verschlechternd oder erbitternd gewirkt und weit mehr Schaden angerichtet, als verhütet; ein völliges Ignoriren dagegen die Lust und Gewohnheit „zu fabuliren“ leicht zum Hang für wissentliche und vorsätzliche Wahrheitsverletzung, also — zur Lüge steigern können.

Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera.

Von Moritz Biggers.

(Schluß.)

Auf dem Wege zum Eßzimmer hatten wir wieder die Küche zu passiren. Hier hatte sich die Gesellschaft des Hauses aufgestellt, um den General zu erwarten. Unter derselben befanden sich auch die beiden jungen Sgaralinos, welche ihm dort vorgestellt wurden. Wir gingen darauf zusammen in's Eßzimmer, wo ein Tisch für etwa sechszehn Personen gedeckt stand. Der General setzte sich an das eine Ende desselben. Rechts von ihm nahmen seine beiden Söhne Platz, links von ihm der Dr. Giuseppe Guerzoni, ich und mein Freund, der Maschinist. An den eingeladenen Fremden gehörten noch die beiden Sgaralinos. Außerdem bestanden die Tischgenossen aus dem Major Basso, einem Calabreser, Namens Aquilo Barsani, und einigen Anderen, deren Namen ich nicht kannte.

Die tiefe Ehrfurcht, welche dem General von allen Seiten

Digitized by Google

bezeigt ward, drückte sich bei Tische auch darin aus, daß Niemand von selbst zu einem neuen Gegenstande des Gespräches die Veranlassung gab. Garibaldi leitete vielmehr die Unterhaltung durch eine Frage oder Bemerkung ein, und erst dann betheiligten sich die übrigen Tafelgenossen an dem von ihm angeregten Gegenstande. Er gab, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Disposition zu den Tischgesprächen. Dies machte übrigens nicht den Eindruck des Künstlichen und Steifen, es hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der an den Höfen obwaltenden Etiquette. Der Verfasser, den man dem General ließ, war das Ergebniß einer heiligen Ehrerbietung, welche man für die Größe des Mannes im Herzen trug. Auch Garibaldi selbst war keineswegs steif in seinem Wesen oder in seiner Unterhaltung, im Gegentheil sprach sich darin eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit aus, welche Aller Herzen gewann. Er knüpfte manches ernste Gespräch an, unterbrach es aber oft durch allerhand scherzhafte und humoristische Bemerkungen.

Das Essen war auf das Einfachste bestellt. Den Anfang machte eine Suppe mit verschiedenen Gemüsen darin, welche man, wenn ich nicht irre, in Italien zuppa romana nennt. Dann kam ein Gemisch von mehreren Arten gebratener Seefische, ohne jede weitere Zuthat. Der Diener mußte mir davon, auf Befehl des Generals, eine zweite Portion auffüllen. Hierauf ward ein mächtiger Käse aufgetragen, zu welchem ich von Garibaldi mit dem Bemerken genöthigt ward, daß er in Caprera fabricirt sei. Der Wein war auf Maddalena gewachsen. Nachdem die Tafel schon beendigt schien, trat der Diener noch mit einer großen Schüssel gekochter Quittenäpfel ein, präsentirte sie dem General und sagte zu demselben mit freylockender Miene: „Hier sind einige Aepfel für den General.“ Garibaldi war über diesen unerwarteten Luxus ganz überrascht und erfreut und erwiderte: „Ah, brave, wie gefallen mir diese Aepfel!“ Mit triumphirendem Blick reichte er dann die Aepfel weiter. Diese Einfachheit der Lebensweise machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Wenn ich den Verhang ein wenig lüfte, der die Häuslichkeit Garibaldi's umgieht, so geschieht es nicht, um die Neugierde der Leser zu befriedigen, sondern um auch in Deutschland die Kunde von der erhabenen Uneigennützigkeit dieses Mannes zu verbreiten. Er, der Alles für sein Vaterland eingesetzt hat und über Millionen hätte gebieten können, ist arm und lebt so einfach wie ein Arbeiter. Begreifen wir damit den Luxus, welchen sein Feind an der Seine auf Kosten des französischen Volkes entfaltet. Wie schneidend contrastirt diese cäsarische Pracht Napoleon's mit der republikanischen Einfachheit Garibaldi's! Der große Haufe mag sich durch jene imponiren lassen; aber diese erfüllt den wahren Patrioten mit unaussprechlicher Ehrfurcht. Kein Wunder, wenn der Vertreter des modernen Cäsarenthums in Paris vor der antiken Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit des Heroen auf Caprera erzittert!

Der General erkundigte sich auch nach dem Ausfall der am Morgen auf Caprera veranstalteten Jagd. Einer der Tischgenossen erzählte ihm, daß die Jagdgesellschaft zwei kleine Vögel geschossen hätte. „Ei, so viele?“ erwiderte er herzlich lachend.

Er fragte mich, wie viele Fürsten wir denn eigentlich in Deutschland hätten. „Ich glaube 31,“ antwortete ich, wobei ich in Anschlag brachte, daß Bernburg kürzlich zu existiren aufgehört hatte. Eine allgemeine Sensation entstand in der Gesellschaft. Ebenso erkundigte er sich, wie man in Deutschland über die polnische Frage dächte. Ich antwortete, daß die Meinungen darüber sehr getheilt wären und daß eine Lösung wegen der polnisch-preußischen Provinzen für uns sehr schwierig sei, daß aber die von den Russen verübten Barbareien den Polen in Deutschland allgemeine Sympathien erworben hätten.

Der General forschte auch speciell nach den Zuständen in Preußen und was man in Bezug auf den Ausfall der Wahlen für Hoffnungen hätte. Ich erwiderte, daß es wohl nicht zu bezweifeln stände, daß die früheren Elemente zum größten Theil wieder gewählt und durch einzelne radicale Abgeordnete noch verstärkt würden. Darauf erörterte ich die Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes in Preußen. Es sei der letzte Kampf des Bürgerthums und der feudalen Aristokratie, die in dem Ministerium Bismarck gipfelte. Diese kämpfe um ihre Existenz als solche. Die Junker hätten die meisten Officier- und hohen Beamtenstellen in Händen. Der vierte Theil des Adels bezöge allein aus dem Militairetat eine Summe von jährlich mehr als acht Millionen Thaler. Würde dem Adel diese Einnahme fehlen und er nicht mehr im fast ausschließlichen Besitz der Officierstellen sein, so würde er nicht allein den wesentlichsten Theil seiner Macht verlieren, sondern er müßte auch, um existiren zu können, in's bürgerliche Leben einreten. Das Junkerthum in Preußen kämpfe für seine Privilegien, wie die Pflanzer des amerikanischen Südens für die Aufrechterhaltung der Sclaverei. Es weiße sehr wohl, daß, wenn es unterliege, seine Macht für immer gebrochen sei. Darauf erkläre sich die Hartnäckigkeit, mit welcher die Junkerpartei dem ganzen Volke Widerstand leiste. Demnächst sprach ich meine Ansicht aus, daß zwischen der nobilità italiana und der aristocrazia prussiana ein großer Unterschied existire. Diese sentere sich vom Volke und von dem bürgerlichen Leben ab und bekämpfe die Einheit und Freiheit der deutschen Nation aus Rücksicht auf ihre Privilegien. Jene aber habe mit dem Volke für die Einheit Italiens gekämpft, stehe mit im bürgerlichen Leben und pflege Wissenschaften und Künste. Garibaldi wollte dies nicht zugeben, namentlich bestritt er, daß der italienische Adel den Wissenschaften obliege; es seien nur einzelne Ausnahmen da, wie z. B. Pallavicino Trivulzio. Als ich ihm indeß entgegnete, daß der italienische Adel doch die feudalen Vorrechte nicht mehr habe, wie der Adel im Norden Deutschlands, gab er dies mit der Bemerkung zu, daß alle dinge die feudale canaglia in Italien schon lange vernichtet sei. Aber die moderirte Partei, welche alle Stellen für sich besitze und alle andern ausschließen wolle, wäre jetzt an die Stelle der aristocrazia feudale getreten.

Die Zahl der Bevölkerung auf Caprera gab mir der General auf 56 Personen an, worunter 34 Arbeiter. Menotti corrigirte und sagte, daß augenblicklich die Zahl 60 betrüge, wozu Ersterer die scherzhafte Bemerkung machte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Bevölkerung in so kurzer Zeit so bedeutend gestiegen wäre.“

Beim Aufstehen von der Tafel wandte sich Garibaldi an mich und sagte: „Schließlich übergebe ich Sie meinem Doctor, der mit Ihnen über unsere politischen Angelegenheiten sprechen wird. Ich will auf mein Zimmer gehen und bitte Sie später noch einmal zu mir zu kommen.“ Der General entfernte sich darauf, und ich machte mit dem Doctor Guerzoni einen längeren Spaziergang, wobei mir mein Begleiter sehr interessante Aufschlüsse über die politischen Parteien in Italien und die gegenwärtige politische Situation gab. Nachher ließ ich mich bei dem General melden, um Abschied von ihm zu nehmen. Ich ward in sein Wohnzimmer geführt, das zugleich Arbeits- und Schlafzimmer und auf das Einfachste möblirt ist. Ich wollte nur einen Augenblick verweilen, um den General, dessen Zeit durch die Ankunft der Post, welche ihm eine Menge Briefe und Zeitungen gebracht hatte, sehr in Anspruch genommen war, nicht länger zu stören. Aber ich mußte mich setzen, eine Cigarre bei ihm rauchen und ihm eine Menge von Fragen beantworten, die er für mich noch in Bereitschaft hatte. Bei dieser Zusammenkunft war nur noch Guerzoni gegenwärtig. Eine Einladung Garibaldi's, am andern Tage wiederzukommen, schlug ich seinetwegen aus: lange genug schon hatte ich seine Gastfreundschaft genossen. Wir schieden auf das Herzlichste von einander. Aus meinem tiefsten Innern that ich ihm die Sympathien kund, die ich für ihn hege, und sagte ihm, daß diese lang ersehnte persönliche Bekanntschaft mir stets unvergeßlich sein werde. Auf meinem Gesichte mochte er es wohl lesen, daß ich keine leeren Worte machte. Er drückte mir warm die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen hätten.

Guerzoni und Basso begleiteten mich noch eine Strecke, worauf ich mich auch von diesen verabschiedete und mit Magherini nach Maddalena zurückfuhr, wo wir spät am Nachmittage wieder anlangten. Ich machte noch einen längeren einsamen Spaziergang an den klippenreichen Ufern von Maddalena, und sah dort noch den röthlichen Schein der untergehenden Sonne. Der Eindruck, den die Persönlichkeit Garibaldi's auf mich gemacht hatte, war ein gewaltiger gewesen, und ich verstand es jetzt, wenn Moritz Hartmann in einem in den Waldesrauschen Stürmen und Kritiken veröffentlichten Aufsatze über Italien von dem unwiderstehlichen Zauber spricht, den jener Mann auf Alles ausübt, was in seine Nähe kommt. Aber wodurch übt er diese Anziehungskraft? Ich glaube, die Natürlichkeit, Einfachheit, Bieberkeit und Geradheit, welche aus seinem ganzen Wesen, aus jedem Zuge seines Gesichts hervorleuchten, die Liebe zu seinen Mitmenschen, die in ihm gleichsam verkörpert ist und in seinen Karen, liebreichen Augen sich abspiegelt, die durchaus wahre Natur dieses Heroen, dies Alles macht ihn so unwiderstehlich.

Den größten Theil des andern Tages war ich mit einer Arbeit

Digitized by Google

für Garibaldi beschäftigt. Derselbe hatte mir nämlich verschiedene in deutscher Sprache an ihn gerichtete Briefe mit dem Ersuchen übergeben, ihm den wesentlichen Inhalt derselben in italienischer Sprache auszugsweise mitzutheilen. Natürlich ergriff ich mit Freuden diese Gelegenheit, Garibaldi den kleinen Dienst zu erzeigen. Ich theile dieses Factum nur mit, um meinen Landsleuten zu empfehlen, daß sie in ihren etwaigen Schreiben an ihn sich der italienischen, französischen oder englischen Sprache bedienen mögen; denn mit Ausnahme des Lochs im Garibaldischen Hause, eines Stütztwerkes, der mir auf meinen Wunsch aus dem Küchenfenster etwas Feuer zum Anzünden meiner Cigarre hinausreichte und bei dieser Gelegenheit zu unserer beiderseitigen Freude und Ueberraschung eine längere deutsche Unterhaltung mit mir anknüpfte, versteht Niemand auf ganz Caprera die deutsche Sprache. Zu gleicher Zeit möchte ich aber auch dringend rathen, mit gleichgültigen Briefen dem General nicht beschwerlich zu fallen. Derselbe erhält mit jeder Post einen Stoß von Briefen, und seine Zeit ist kostbar. Man würde daher gut thun, ihn mit Absendung seines Bittnisses, mit Zustellung von Photographien seiner unbekannten Pathen in Deutschland, die mit langen Beschreibungen des Neußern derselben und Erklärungen begleitet sind, warum das Bübchen nicht ganz natürgetreu geworden sei, mit Ersuchen um Mittheilung über sein Befinden und dergleichen Dingen zu verschonen, wie ich sie un'er den mir eingehändigten Briefen gefunden habe.

Am 13. begab ich mich wieder auf die Italia, um nach Livorno zurückzukehren. Zuvor traf ich im Raffe'schen Wirthshause Meneiti und hänzigte ihm die für seinen Vater überseten Briefe ein. Auf dem Schiffe, wo ich in Begleitung Barsani's, der beiden Sgaralinos und Mangherini's anlangte, sah ich Jenen noch ein letztes Mal. Ich fragte ihn, ob es nicht etwas einsam für ihn in Caprera wäre. — „O, nein," erwiderte er, „Madddalena ist ja so nahe." — „Aber in Maddalena leben auch nicht viele Leute." — „Gewiß, aber mein Vater ist so gern in Caprera."

Auf dem Dampfschiffe ward ich von den Officieren und Passagieren auf das Zuvorkommenste behandelt, nur weil man wußte, daß ich auf Caprera gewesen war. „Wie geht es dem General?" fragte man mich von allen Seiten. Der erste Lieutenant nöthigte mich zu seiner Zajüte zum Kaffee, die beiden Maschinisten zeigten mir die Maschine und führten mich nachher zu ihren Cojüten, um eine Flasche Borreaux mit ihnen zu leeren. Ich mußte ihnen von Garibaldi und allen Erlebnissen auf Caprera erzählen. Unterwegs machte ich noch die interessante Bekanntschaft eines Maurers, der bei Garibaldi in Diensten stand und zu einem kurzen Besuche bei Frau, Kindern und Mutter nach Livorne reiste. Er arbeitete das ganze Jahr auf Caprera und machte nur von Zeit zu Zeit einen Ausflug zu den Seinigen nach Livorne. Er heißt Pasquale Manueli und ist einer der Tausend, welche am Zuge Garibaldi's nach Marsala Theil genommen haben. Außerdem hatte er in den Jahren 1859 und 1862 unter Garibaldi gedient. Ich unterhielt mich stundenlang mit diesem munteren Burschen, der seine Feldzüge mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit schilderte, die mich in Erstaunen setzten. Mit Mund und Gesticulationen wußte er alle kriegerischen Situationen zu copiren. Wenn er von Garibaldi und seinen Kriegsthaten sprach, dann leuchteten ihm ordentlich die Augen. Wie einen Gott verehrte er ihn, und Thränen standen ihm in den Augen, als er von dem Heldenmuth von Garibaldi's Frau und deren tragischem Ende erzählte. Bekanntlich war dieser nach Beerdigung des Kampfes in Rom mit seiner im Sterben liegenden Gattin gefloben, die er vor sich auf's Pferd gesetzt hatte. In der Nähe von Bologna hatte er sich in eine einsame Hütte geflüchtet. Dort sah er, wie Pasquale erzählte, einen Bauern auf der Diele liegen, anscheinend im Schlafe. Er weckte diesen und fragte ihn, ihr wer er wäre. „Ich bin ein armer unschuldiger Bauer, Herr, Ihr werdet mir doch Nichts zu Leide thun?" erwiderte dieser. „Schlafe ruhig weiter, mein Freund, Dir wird Nichts geschehen," sagte Garibaldi und legte seine sterbende Frau auf einen Strohsack in der an die Diele stoßenden Kammer. Während er über sie gebeugt ist, steht er zurück und bemerkt durch eine Spalte in der Thür, daß der Bauer eine brennende Laterne aus dem obern Fenster hält. Es war ein Spion, der Garibaldi erkannt hatte und die Oesterreicher herbeirufen wollte. Der General stürzt aus dem Zimmer. „Verräther," ruft er, feuert sein Pistol auf den Bauer ab und streckt denselben todt nieder. In dem nämlichen Augenblick haucht die Kranke ihren Geist aus. Garibaldi reitet sich mit dem Leichnam seiner Frau im Arm durch's Fenster vor seinen Verfolgern. — Mit gleicher Lebendigkeit wußte Pasquale von der Tapferkeit Menotti's und seiner Schwester zu erzählen, die ihrem Vater nach Sicilien gefolgt war und ihn während des ganzen Feldzuges zu Pferde begleitet hatte. Sie ist jetzt in Genua verheirathet. Pasquale ist drei Male schwer verwundet worden. Er brannte vor Begierde, noch einmal unter Garibaldi zu fechten und mit ihm in Rom einzuziehen. „Ein schlechter Kerl, welcher sein Leben nicht für sein Vaterland freudig hingiebt," sagte er. Wenn tausend Leute von solchem Schlage unter einem Garibaldi vereinigt sind, dann kann man sich vorstellen, daß mit ihnen Etwas auszurichten ist! Als einer der Tausend erhält Pasquale, wie er mir erzählte, vom Staate eine Pension von täglich 1 Franc und 40 Centimes (etwa 11 Sgr.). „Nicht zuviel, wenn man zwei Königreiche erobert hat," bemerkte ich. Von jenen Tausend sind nur noch 400 am Leben.

In einem Buche, welches die medicinische Geschichte der Verwundung Garibaldi's enthält, hat der Doctor Bipari ein interessantes Bild von diesem entworfen. Einen Auszug davon las ich kürzlich in der in Mailand erscheinenden politisch-literarischen Zeitschrift l'Alleanza. Das Bild von Garibaldi ist darin so treu wiedergegeben, daß ich mit nachstehender Uebersetzung desselben meinen Artikel schließen will.

„Der General Garibaldi ist von Körper mehr proportionirt als groß. Er hat breite Schultern, einen schönen Hals, eine schöne Brust, schöne Arme, und seine schöne Gestalt ist wie aus Marmor gemeißelt. Seine Musculatur ist fest und pronocirt, seine Sehnen sind stark; sein Knochenbau enthält keine hervorstehende Ecke, welche die allgemeine Harmonie seiner Glieder stören könnte, wodurch er so wunderbar geeignet ist, jede Art von körperlichen Strapazen zu ertragen, — seine Hüften und Beinröhren sind geschmeidig, was ihn zu einem so unermüdlichen Fußgänger macht. Sein Kopf wäre vielleicht ein wenig zu stark, wenn nicht die Breite seiner Schultern dies verdeckte. Seine Stirn ist hoch und breit; seine Augen sind lebhaft und nehmen einen beredten Ausdruck an, wenn sie nach den Regungen seiner Seele verschieden reflectiren, sein Gesicht ist sehr scharf — es ist eine Eigenthümlichkeit an ihm, daß, wenn er den Blick horizontal auf den Raum heftet, wie wenn er nach irgend einem Gedanken hascht, der Augapfel sich zusammenzieht und ein Flämmchen zum Vorschein kommt, welches aus dem Centrum der Hornhaut hervorleuchtet. Es lebt kein menschliches Wesen, welches dann die Tiefe seines Gedankens zu durchdringen vermöchte. Menotti ähnelt hierin seinem Vater. Garibaldi's Gesicht erinnert an Christus, wie wenigstens das Bild uns diesen vorstellt. — Seine Haut ist weiß und wird durch die Sonne nicht braun, sondern rosenfarben.

Er hat das glücklichste Temperament, welches die Natur einem Sterblichen schenken kann, denn es besteht aus dem nervösen, dem sanguinischen und dem kaltblütigen (linfatico) zusammen. Auf diese Weise sind so zu sagen drei verschiedene Menschen in ihm — der Mann des Gedankens, der Mann der Handlung und der Mann der ruhigen und sicheren Festigkeit in der Ausführung seiner Pläne. Das nervöse Temperament setzt ihn in den Stand, jeden Gedanken zu begreifen und die Tragweite desselben in einem Augenblick zu verstehen: vermittelst einer Art von Divinationsgabe faßt er sofort den Kern jeder Frage. Er ist ein wahrhaftes Genie, denn obgleich in seiner Jugend nicht zu tiefen Studien angehalten, hat er von Natur Gedanken, durch welche die alten Weisen groß wurden. Begabt mit einem großen Gedächtniß, kann er weise sein, wie und wie sehr er will, wenn, wie Tullius sagt, die Weisheit im Gedächtniß besteht.

Wenn er entschlossen ist, eine Sache auszuführen, dann wiegt das sanguinische Temperament vor. Seine Befehle sind Blitze, wie ein Blitz folgt die That dem Gedanken. Ihn hält nicht auf und nicht zurück die Ermüdung, sei er zu Fuß oder zu Pferde, nicht Sonne oder Regen, nicht Hunger oder Durst, bis daß er seinen Entschluß zur Ausführung gebracht hat. Deswegen verabscheut er im Kriege die Hindernisse Cäsar's (impedimenti di Cesare), und operirt so rasch wie möglich. In der Schlacht ist Niemand ruhiger als er. Dann wiegt offenbar in ihm das kaltblütige Temperament vor. Ich habe gekannt und kenne sehr tapfere Soldaten, aber die feierliche Ruhe Garibaldi's, den höchsten Grad der Unerschrockenheit, habe ich bei Niemandem gesehen.

Er zieht die Krempe seines Hutes über die Augen, um besser

Digitized by Google

den Blick concentriren zu können. Ganz unbeweglich auf seinem Pferde, beobachtet er Alles und trifft Vorsorge für Alles in der Nähe. Bomben, Kugeln, Raketen, Bei hüllen ihn bisweilen wie in eine Wolke, und er scheint es nicht zu gewahren, indem er die Haltung und das Ansehen Jemandes hat, der ein vorzügliches Kunstwerk in aller Seelenruhe betrachtet. Wankt aber eine Compagnie im Bataillon, dann sieht man ihn vorwärts stürzen und, sein Kriegsgeschrei erhebend, die weichenden Soldaten zum Angriff zurückführen. — Das Gefühl, welches in ihm vorherrscht und in dem alle anderen Gefühle wie die Strahlen im Centrum sich zusammenfassen, ist die Liebe. Er liebt den Menschen als Einzelnen und als Ganzes, die ganze Menschheit wie sie ist, er liebt das Geschaffene — die Natur, erfreuet sich an der Schöpfung, an dem Wiehern des Pferdes, an dem Fluge der Vögel, an dem Fortschießen der Fische, an dem Duft der Blumen, am Grün der Pflanzen, an der Klarheit der Gewässer und an der Majestät des Meeres. Seine ganze Seele athmet Liebe. Die Schlechten beklagt er, indem er sagt, man müsse ihnen die Wege bahnen, um gute Menschen zu werden. Mit Zorn redet er nur von den Mächtigen, welche, anstatt die Völker glücklich zu machen, sie aus Niederträchtigkeit, aus Grausucht oder Herrschsucht beständig in Angst und Schmerz erhalten."

Vom Kriegsschauplatz.

Veile und das Gefecht vom 8. März.

Nach dem ewigen Schneesturme und den eisigen Regenschauern war endlich einmal ein Tag gekommen, der das Nahen des Frühlings ahnen ließ, als ich in einem unter unsäglichen Schwierigkeiten aufgetriebenen gliedermarterden hohen bosteiner Stuhlwagen von Kolding gen Veile fuhr. Die jütische Oststäte ist ein reizender Fleck Erde und wird's immer mehr, je weiter man sich von der einförmigen flachen nordschleswigschen Landschaft entfernt. Der Boden erhebt sich zu ganz stattlichen Hügeln, die mannigfache höchst anmuthige Thäler und Thälchen durchschneiden, und wird in der Umgebung von Veile selbst wahrhaft romantisch. Wie ein Eiland stieg tief zu meinen Füßen der an sich unbedeutende Ort aus einem kleinen Landsee auf, welcher durch Canäle mit der materischen Bucht der Ostsee, dem Veiler Fjord, in Verbindung gebracht ist.

Wie blau, wie friedlich lag das Meer; wie still und heimelig lockte der See; wie anmuthig waren die Linien der freilich noch unbelaubten Buchengehölze und der dunkelen Fichtenbestände, die aus dem Grunde bis zu dem Rücken der Höhen aufsteigen, welche den Thalkessel einfassen; — wie schön mußte es hier erst sein, wenn ringsum das junge saftige Sommergrün die freundlichen Landhäuser und Gehöfte umrahmt und umflüstert! Einen Augenblick hatte ich vergessen, wie entsetzlich diese liebliche Idylle aus ihrer träumerischen Ruhe geschreckt worden war, welches blutige Schauspiel sich vor wenig mehr denn acht Tagen hier inmitten des „jütischen Paradieses" abgespielt hatte, — aber nur einen Augenblick. Die Erinnerungen an das Gefecht vom 8. März drängten sich immer mehr und immer schauerlicher zusammen auf der Straße, die ich dahin rumpelte; das dumpfe Gedröhn, das von Osten, von Fridericia, her an mein Ohr schlug, mehr als Alles aber das finstere, mißtrauische, feindselige Gebahren der Menschen, denen ich unterwegs begegnete oder die ich in den ärmlichen Schenken traf, vor denen unsere Gäule auf der drei Meilen langen Tour verschnaufen mußten — für uns selbst war an Verpflegung und Erquickung in diesen elenden schmutzigen Herbergen nicht zu denken — mahnten mich eindringlich daran, daß es keine Lustfahrt war, auf der sich der pflichtgetreue Berichterstatter der Gartenlaube befand, den vielmehr lediglich sein Beruf, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, was er schildert, weiter nordwärts im verheerten, ungastlichen jütischen Lande trieb.

Welches furchtbare Bild aber bot sich mir erst, als ich von dem letzten steilen Hange in die Stadt hinabkam! Da standen viele Häuser ohne Dach, anderen fehlten große Stücke der Vorderwand, fast in keiner der nördlichen Gassen war noch ein Fenster zu bemerken, die Schornsteine überall herabgerissen, — so hatte das dänische Geschütz hier gewüthet, das die heranbrausenden Sturmcolonnen der Oesterreicher begrüßte.

Der Tag von Veile ist einer der blutigsten des gegenwärtigen Feldzugs gewesen, doch abermals zum glänzenden Triumphe der österreichischen Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit geworden, wie es überhaupt scheint, als seien die kaiserlichen Truppen bestimmt, überall da in den Vordergrund zu treten, wo es gilt, im Kampfe mit der blanken Waffe, Mann gegen Mann, den eigentlichen Heldenmuth an den Tag zu legen, während die Preußen ihre Erfolge bis jetzt fast ausschließlich der Ueberlegenheit ihrer schnellfertigen und weittragenden Gewehre verdanken.

Das Gefecht vom 8. März mit seinem in heller Nachmittagsstunde entbrannten grausigen Straßen- und Barrikadenkampfe, an denen sich die fanatischen Bürger, ja halbschürige Buben betheiligten; das endliche Erstürmen der nördlichen Hügel, von wo aus, hinter Gräben und Holzverhauen, eine dänische Batterie ihre explodirenden Shrapnels dem von den südlichen Höhen anrückenden und die Stadt stürmend durchrennenden neunten österreichischen Jägerbataillon und den Regimentern Hessen und Belgien entgegensandte; wie eine Abtheilung der letzteren selbst eine Stelle des Fjords durchwatete, um dem Feinde von rechts in die Flanke zu fallen und ihn in seiner stärksten Position, in einem Hohlwege, anzugreifen, durch welchen sich die Straße nach Horsens zieht, — das Alles haben die Tagesblätter weitesthohe bereits mehr oder minder ausführlich und mit größerer oder geringerer objectiver Treue berichtet; ich will also in weitere Einzelheiten dieses unter der persönlichen Führung des verehrten „Vater Gablenz" errungenen neuen Sieges der österreichischen Waffen nicht eingehen. Nur die Bemerkung sei mir verstattet, daß der kriegsschauplätzliche Künstler diesen tiefgenannten entscheidenden Act des blutigen Werkes, das Gemetzel in der Schlucht auf der Horsenser Chaussee, zum Gegenstande seines schmerzlich lebensvollen und traurig wahren Bildes gewählt hat.

Es war ein schwerer Moment, als die österreichischen Bataillone über einen den gedeckten dänischen Kanonen völlig offenen morastigen Anger in diese Schlucht eintraten, von einem unaufhörlichen Kleingewehrfeuer umwettert, welches der Feind aus seinen Verhauen auf sie niederhageln ließ. Doch vorwärts geht es, immer vorwärts, achtlos der Cameraden, die ringsum stürzen; plötzlich erschallt ein donnerndes Hurrah und das Bajonnet beginnt zu arbeiten. Abermals Hurrah und wiederum Hurrah, die Kanonen schweigen, mit in tollen Sätzen, immer um sich hauend und stechend, springen die Löwenmuthigen rechts und links die steilen schlüpfrigen Abhänge hinan, wo sich hinter Erdwällen und Barrikaden die dänischen Schützen gebergen hatten. Da hielt der Feind nicht länger Stand und begann eiligst Fersengeld zu geben. Er hatte schwere Verluste gehabt, obschon den Oesterreichern, die nur 4000 Mann zählten, fast um die Hälfte überlegen und in einer ausserordentlich günstigen Stellung, die er für unnehmbar gehalten haben mochte. Welchen heilsamen Schrecken die kühnen, unermüdlichen und blitzschnellen Oesterreicher dem „tappern Landsoldaten" abermals eingejagt haben, läßt sich denken. „Alles in der Welt, nur nicht wieder diesen Weisröcken gegenüber, die den hellen Gottseibeuns im Leibe haben!" — so haben sich mehrfach gefangene Dänen geäußert. — Leider war inzwischen die Nacht hereingebrochen, so daß die Verfolgung des unaufhaltsam fliehenden Feindes nicht energisch betrieben werden konnte; sonst dürfte kaum ein Mann des dänischen Corps entkommen sein.

Beim Eintringen in den beschriebenen Engpaß war es auch, wo im gegenwärtigen Kriege der erste Schleswig-Holsteiner sein jugendliches Heldenleben im Kampfe gegen den verhaßten Unterdrücker zum Opfer brachte. Bei Veile fiel der Oberlieutenant im österreichischen Regimente „König von Belgien" Hugo Rathlev, ein Sohn des verzeitigen Amtmanns in Kiel, des Justizraths Rathlev.

Zwar noch zu jung, um sich an der ersten Erhebung der Herzogthümer im Jahre 1848 thätig betheiligen zu können, fand er sich doch durch dieselbe in seiner von Kindheit an genährten Neigung zur Kriegerlaufbahn bestärkt und entlich 1856 die Gewährung seiner langgehegten Wünsche. Der damals achtzehnjährige

Digitized by Google

Das Gefecht in der Schlucht auf der Horienser Chaussee bei Velie.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

Jüngling trat als Cadet in das österreichische Heer ein, um 1859, als eben zweiter Lieutenant, den zweiten italienischen Feldzug mitzumachen. Am Tage von Solferino war es ihm vergönnt, einen besonders wichtigen Punkt, den Meierhof von San Martino, ohne dazu befehligt zu sein, mit Sturm zu nehmen, eine große Anzahl Gefangener zu machen und mit dieser Position den linken Flügel der Benedek'schen Truppenaufstellung vor Umgehung durch die Franzosen zu bewahren. Der sichere militärische Blick und die That des jungen Officiers blieben nicht unbeachtet; der Orden der eisernen Krone wurde sein nächster Lohn. 1863 zum Oberlieutenant befördert, sah er 1864 das heißeste Sehnen seines deutschen Herzens gestillt, als er mit seinem Regimente, demselben, welches der tapfere Herzog Wilhelm von Württemberg befehligte, in der Brigade Rostiz zum Kampfe ausziehen durfte gegen den niederträchtigen Bergewaltiger seines schönen Heimathlandes.

Im Gefechte von Oeversee, am 6. Februar, an welchem das Regiment „König von Belgien" bekanntlich einen so ruhmvollen Antheil nahm, stand Rathleb zum ersten Male dem Landesfeinde gegenüber. Aber leider sollte seinem Thatendurst vorerst ein energisches Halt! geboten sein. Wie seinem Commandeur, den Herzog Wilhelm von Württemberg, so verwundete eine dänische Kugel auch den kühn vorausstürmenden Jüngling. Sie drang in den rechten Oberschenkel ein, traf aber zum Glück das in der Hosentasche verwahrte Portemonnaie, worin sich merkwürdiger Weise ein dänischer Reichsthaler befand. An diesem prallte das Geschoß ab und verursachte somit nur eine Contusion, die freilich ziemlich schwerer Art war. Einige seiner Leute wollten ihn vom Schlachtfelde nach dem Verbandplatze tragen. „Nehmt zunächst die dort fort," rief Rathleb mit matter Stimme, indem er auf mehrere neben ihm hingestreckte gemeine Soldaten wies. „Seht Ihr denn nicht, daß sie schwerer blessirt sind, als ich es bin?" Und der uneigennützigen Officier harrte troß der heftigsten Schmerzen ruhig aus auf dem Platze, wo er lag, bis jene armen Verwundeten in Sicherheit gebracht waren.

Erst kurz vor dem Treffen bei Beile war Rathleb wieder zu seinem Regimente gestoßen. Die sorgenden Eltern, in deren Hause er gepflegt worden war, wollten den kaum geheilten und noch nicht völlig erstarkten Sohn nicht schon wieder aus ihrer Obhut entlassen; allein die heilige Sache, der sein ganzes Denken und Trachten galt, trieb ihn unwiderstehlich fort zu neuem Strauß wider den glühend gehaßten Dänen.

Schon auf dem Marsche nach Beile scheint ihn eine bei dem Soldaten so oft sich erfüllende Todesahnung beschlichen zu haben. Einem Cameraden machte er seine Uhr zum Geschenke und einem andern trug er auf, nach der Affaire sofort seine Eltern von seinem Befinden zu unterrichten, da er selbst es wahrscheinlich nicht mehr können werde. Wahrhaft ergreifend und rührend aber war der Abschied von seinem treuen Diener. Er führte diesen hinter eine am Wege stehende Scheune, händigte ihm die ganze Baarschaft ein, die er bei sich trug, und küßte ihm mit den Worten: „Diesen Kuß bringst Du meinen geliebten Eltern und Geschwistern, wenn ich nicht mehr bin."

An der Einnahme von Beile selbst hatte das Regiment „Belgien" keinen Theil gehabt. Erst gegen vier Uhr Nachmittags erhielt es Befehl, durch die Stadt vorzurücken nach dem vom Feinde besetzten Norrande des Thales. Kaum aus dem Orte, wurden die „Belgier" von einem mörderischen Feuer empfangen. Eine offene sumpfige Wiese mußte, wie oben erwähnt, zuerst passirt werden, bevor man das Defilé erreichte, und hier, dicht am Eingange des letztern, stürzte Rathleb, immer an der Spitze seines Zuges, lautlos zu Boden. Ein Camerad bückte sich zu dem Gefallenen nieder und entdeckte, daß eine Kugel durch den Kronenorden geschlagen und diesen in die linke Brust des heldenmüthigen Officiers gedrückt hatte. Man hielt ihn, der sich nicht mehr regte, für todt und ließ ihn daraus liegen, um im entschlossten Zuge, regen weiter zu stürmen. Nachdem aber die Abtheilung sich eine etwas gedeckte Stellung erobert hatte, liefen zwei Grenadiere — Saffran und Tschatter sind die Namen dieser Braven — aus eigenem Antriebe nach der „Hospitalwiese" zurück, um nach ihrem geliebten Oberlieutenant zu sehen. Sie hörten sein leises Athmen und trugen ihn, mit ihren Leibern ihn deckend, durch das heftigste Feuer langsam und vorsichtig in ein unfernes Haus. Der Schwerverwundete, der, ungeachtet seiner Leiden und seines Blutverlustes, sich noch lebhaft für den Gang des Gefechtes interessirte und erst, als er von dem glücklichen Ausgange desselben vernommen, in's Verbandhaus schaffen ließ, lebte noch bis zum Morgen des andern Tages, wo er, um neun Uhr, umstanden von treuen Waffengenossen, den letzten matten Odemzug that. — Am zehnten März wurde die theuere Leiche nach Kolding geführt, von hier aber durch zwei von Rathleb's Brüdern nach Kiel gebracht, wo man sie am 15. März neben einem im letzten Kriege für Vaterland gefallenen Officiere, welcher der Familie verwandt gewesen war, in ihr sinftres Bett legte.

Es war ein endloser Zug, welcher dem blumengeschmückten Sarge des Tapfern folgte, den Grenadiere und Kürassiere abwechselnd zur Ruhestätte trugen. Officiere, Magistratsmitglieder, Bürgerdeputationen, die Professoren der Universität, die Liedertafel mit ihrer roth-blau-weißen Fahne, die Studenten mit ihren verschiedenen Bannern und unzählige Andere gaben, trotz des schrecklichen Sturms und Regens, dem für das Vaterland gebliebenen jungen Landsmanne das Geleite. Wohl blieb kein Auge thränenleer, als der schwarze Schrein in die dunkle Gruft gesenkt wurde, wohl ward selbst da und dort ein lautes Schluchzen vernehmbar, als die üblichen Ehrenschüsse in dreimaliger Wiederholung über das Grab knatterten, und doch will es mich dünken, ist er glücklich zu preisen, der vorzeitig dahingerafft junge Held, daß ihm erspart bleibt, das leider kaum mehr zweifelhafte Endziel des Kampfes zu sehen, in dem er mit der vollen Begeisterung seines frischen patriotischen Herzens das Schwert geschwungen hatte, — daß er nicht, gleich uns Andern, gewahren muß, wie trotz all' des vergossenen Blutes, trotz der Hunderte und Aberhunderte von Opfern, die sich fortan mit verstümmelten Gliedern und zerfetzten Leibern durch ein armes Leben schleppen müssen, trotz der Millionen, die aus den Taschen des Volkes für den Krieg genommen worden sind, trotz des unzweifelhaft und energisch genug ausgesprochenen Willens der ganzen Nation, trotz alledem vielleicht erst französische Diplomatenkünste sein urdeutsches Heimathland deutschen Mächten zum Trotz befreien müssen.

Blätter und Blüthen.

Geldmacherei. Es giebt unachener viel verschiedene Arten, den Mitmenschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Einige davon, wie Straßenraub, Erpressung, Taschendiebstahl, werden im Allgemeinen für sehr unanständig gehalten; andere, wie Lotteliederei, Abbergen und Nichtwiedergeben, Geschäftsunger Bankrott ꝛc., erfahren in nach der Größe der in Frage kommenden Summe eine bald mehr bald minder unglückige Beurtheilung. Handelt es sich um fünf Thaler, so ist es die allermiederträchtigste Lumperei, die man sich denken kann, bei fünfhundert Thalern spricht man von „offenbarem Betrug", bei fünftausend Thalern findet die öffentliche Meinung die Sache „nicht in Ordnung", bei fünftzigtausend erhaunt sie, bei fünfmalhunderttausend bewundert sie butzjehend. Endlich giebt es gewisse Arten des Geldmachens, die, obwohl durchaus nicht besser als offenbare Beutelschneiderei, nicht nur oft genug vom Gesetz geschützt sind, sondern zum Theil sogar bei einer gewissen Klasse des Publikums für anständig gelten. Spekulanten und damit zusammenhängende falsche Spieler — Zuduist und Fögling — sind in der sogenannten „besten" Gesellschaft accreditirt und der Humbug aller Art blüht üppig unter der Haut der Gauner auf seinem von der Tummheit gedüngten nielengrellen Felde.

Die göttliche Freiheitsluft Amerikas ist dieser Pflanze eine kräftige Nährerin gewesen.

„Thu' die Augen auf" ist das erste Gebot des transatlantischen Vergiebt, gebohren Theil gehabt. Erst gegen vier Uhr Nachmittags erhielt es Befehl, durch die Stadt vorzurücken nach dem vom Feinde besetzten Norrande des Thales. Kaum aus dem Orte, wurden die „Belgier" von einem mörderischen Feuer empfangen. Eine offene sumpfige Wiese mußte, wie oben erwähnt, zuerst passirt werden, bevor man das Defilé erreichte, und hier, dicht am Eingange des letztern, stürzte Rathleb, immer an der Spitze seines Zuges, lautlos zu Boden. Ein Camerad bückte sich zu dem Gefallenen nieder und entdeckte, daß eine Kugel durch den Kronenorden geschlagen und diesen in die linke Brust des heldenmüthigen Officiers gedrückt hatte. Man hielt ihn, der sich nicht mehr regte, für todt und ließ ihn daraus liegen, um im entschlossten Zuge, regen weiter zu stürmen. Nachdem aber die Abtheilung sich eine etwas gedeckte Stellung erobert hatte, liefen zwei Grenadiere — Saffran und Tschatter sind die Namen dieser Braven — aus eigenem Antriebe nach der „Hospitalwiese" zurück, um nach ihrem geliebten Oberlieutenant zu sehen. Sie hörten sein leises Athmen und trugen ihn, mit ihren Leibern ihn deckend, durch das heftigste Feuer langsam und vorsichtig in ein unfernes Haus. Der Schwerverwundete, der, ungeachtet seiner Leiden und seines Blutverlustes, sich noch lebhaft für den Gang des Gefechtes interessirte und erst, als er von dem glücklichen Ausgange desselben vernommen, in's Verbandhaus schaffen ließ, lebte noch bis zum Morgen des andern Tages, wo er, um neun Uhr, umstanden von treuen Waffengenossen, den letzten matten Odemzug that. — Am zehnten März wurde die theuere Leiche nach Kolding geführt, von hier aber durch zwei von Rathleb's Brüdern nach Kiel gebracht, wo man sie am 15. März neben einem im letzten Kriege für Vaterlandsstadt gefallenen Officiere, welcher der Familie verwandt gewesen war, in ihr sinftres Bett legte.

Es war ein endloser Zug, welcher dem blumengeschmückten Sarge des Tapfern folgte, den Grenadiere und Kürassiere abwechselnd zur Ruhestätte trugen. Officiere, Magistratsmitglieder, Bürgerdeputationen, die Professoren der Universität, die Liedertafel mit ihrer roth-blau-weißen Fahne, die Studenten mit ihren verschiedenen Bannern und unzählige Andere gaben, trotz des schrecklichen Sturms und Regens, dem für das Vaterland gebliebenen jungen Landsmanne das Geleite. Wohl blieb kein Auge thränenleer, als der schwarze Schrein in die dunkle Gruft gesenkt wurde, wohl ward selbst da und dort ein lautes Schluchzen vernehmbar, als die üblichen Ehrenschüsse in dreimaliger Wiederholung über das Grab knatterten, und doch will es mich dünken, ist er glücklich zu preisen, der vorzeitig dahingerafft junge Held, daß ihm erspart bleibt, das leider kaum mehr zweifelhafte Endziel des Kampfes zu sehen, in dem er mit der vollen Begeisterung seines frischen patriotischen Herzens das Schwert geschwungen hatte, — daß er nicht, gleich uns Andern, gewahren muß, wie trotz all' des vergossenen Blutes, trotz der Hunderte und Aberhunderte von Opfern, die sich fortan mit verstümmelten Gliedern und zerfetzten Leibern durch ein armes Leben schleppen müssen, trotz der Millionen, die aus den Taschen des Volkes für den Krieg genommen worden sind, trotz des unzweifelhaft und energisch genug ausgesprochenen Willens der ganzen Nation, trotz alledem vielleicht erst französische Diplomatenkünste sein urdeutsches Heimathland deutschen Mächten zum Trotz befreien müssen.

Blätter und Blüthen.

Geldmacherei. Es giebt unachener viel verschiedene Arten, den Mitmenschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Einige davon, wie Straßenraub, Erpressung, Taschendiebstahl, werden im Allgemeinen für sehr unanständig gehalten; andere, wie Lotteliederei, Abbergen und Nichtwiedergeben, Geschäftsunger Bankrott ꝛc., erfahren in nach der Größe der in Frage kommenden Summe eine bald mehr bald minder unglückige Beurtheilung. Handelt es sich um fünf Thaler, so ist es die allermiederträchtigste Lumperei, die man sich denken kann, bei fünfhundert Thalern spricht man von „offenbarem Betrug", bei fünftausend Thalern findet die öffentliche Meinung die Sache „nicht in Ordnung", bei fünftzigtausend erhaunt sie, bei fünfmalhunderttausend bewundert sie butzjehend. Endlich giebt es gewisse Arten des Geldmachens, die, obwohl durchaus nicht besser als offenbare Beutelschneiderei, nicht nur oft genug vom Gesetz geschützt sind, sondern zum Theil sogar bei einer gewissen Klasse des Publikums für anständig gelten. Spekulanten und damit zusammenhängende falsche Spieler — Zuduist und Fögling — sind in der sogenannten „besten" Gesellschaft accreditirt und der Humbug aller Art blüht üppig unter der Haut der Gauner auf seinem von der Tummheit gedüngten nielengrellen Felde.

Die göttliche Freiheitsluft Amerikas ist dieser Pflanze eine kräftige Nährerin gewesen.

„Thu' die Augen auf" ist das erste Gebot des transatlantischen Verkehrs. Es gebören allerdings zu jeder Betrügerei, wie zur Liebe, allemal zwei, und da jeder Kauf auf einer freiwilligen Vereinbarung des Käufers und des Verkäufers beruht, so hat schließlich der Betrogene nur sich selbst anzuklagen.

Es giebt allerdings Betrügereien, vor denen sich das Publicum selbst bewahren kann und muß; andere aber wieder kann es nicht durchschauen. Wenn sich Jemand einen falschen Gulden aufdrängen läßt, so ist er an seinem Berufe selber schuld, denn Jeder muß Blei von Silber zu unterscheiden wissen; ob aber ein theuer erkaufter Apparat oder ein kostspieliges Präparat die angepriesene Wirkung hat, das kann das Publicum nicht eben Weiteres erkennen. Dazu gehören sehr häufig physikalische und chemische und mechanische und allerhand andere Kenntnisse, die nur den Wenigen verausgesetzt werden können. Die große Menge wird bei Allem, was ihr angeboten wird, immer auf das Probiren angewiesen sein, wenn sie nicht von sachverständiger Seite vorher belehrt, respective verwarnt wird. Und auf dies Probiren rechnen sehr häufig die elebaften Marktschreier auch nur. Sie wissen, daß sie für ihre angebich neuen Erfindungen keinen dauernden Absatz erlangen werden, aber wenn ihre nichtsnutzige Waare von Tausenden und wieder von Tausenden probirt worden ist — dann haben sie ihr Schäfchen in's Trockne und beginnen das alte Spiel mit etwas Neuem.

Sie ziehen mit ihren Reclamen wie Remedien herum. Wenn eine

Digitized by Google

Gegend abgetrag ist, hören die Anzeigen und die selbstfabricirten Zeugnisse in den betreffenden Zeitungen allmählich auf; dafür tauchen sie an weiter entlegenen Orten wieder empor.

Als die Gartenlaube dem Laurentius'schen „persönlichen Schutze" die Maske abgerissen, zog sich derselbe aus den größeren Städten auf das flache Land zurück und begleitete mit seinem Grüßeinen Gegenden, die von der großen Heerstraßenströmung abliegen. Wenn daher auch solch ein sauberer Geist manchmal seine Nase ausgesteckt zu haben scheint, so ist er bemessen nicht allemal schon vollständig verschwunden. Bei der Heimlichkeit, mit welcher manches derartige Handel getrieben wird, und bei der sorrwährenden Wiedergeburt des Publicums werden „Pillen" und „Tropfen" vertrieben, die schon vor dreißig Jahren verkauft wurden. —

Da nun das Weit diese Blutsauger, die sich wie das Ungeziefer anbeten und mästen, von selbst in ihrer oft mit vieler Kunst kaschirten Frayde nicht so leicht durchschaut, so ist es Pflicht jedes Einzelnen, der etwas dazu beitragen kann, dieselben zu demaskiren und für unschädlich weite Kreise zu brandmarken. Die Gartenlaube glaubt bei ihrer Verbreitung in dieser Hinsicht auch großen Nutzen stiften zu können, wenn sie die Betrügereien aufdecken hilft, denen das Publicum durch die fortwährenden sich vermehrende Zahl von Geheimmitteln ausgesetzt ist. Sie wird deshalb von Zeit zu Zeit eigene Erfahrungen sowohl, als auch die Enthüllungen mittheilen, welche in dieser Beziehung manche technische und wissenschaftliche Journale geben, die aber immer nur einen verhältnißmäßig kleinen und gewöhnlich gerade den am wenigsten bedürfenden Leserkreis haben. Dabei sesst sie auf die Unterstützung aller Rechtdenkenden.

Der Anfang dieser Demaskirung sei mit einigen ganz besonders frappanten Beispielen gemacht.

Der sogenannte Schweizer Gebörtlauger wird von einem Doctor Raubuty verkauft, und zwar fester in Glas mit Gebrauchsanweisung 20 Ngr. Das ist zwar an und für sich nicht viel, wenn man aber erfährt, daß man für das Geld nichts Anderes erkauft hat, als destillirtes Wasser, dem der Herr Dr. Raubuty weiter nichts zugesetzt hat, als einige Tropfen spirituösen Branntwein, und daß der ganze Quark mit Glas und Gebrauchsanweisung auf höchstens 1 Ngr. zu stehen kommt, so bekommt die Sache einen bedeutlichen Beigeschmack von Beutelschneiderei. Was von der Wirkung zu erwarten ist, kann sich Jeder selbst sagen. —

Aus Paris kommt ein Cosmeticum in Flaschen in den Handel, welche 6 Unzen halten und 5 Franken kosten, es heißt: Lait antéphélique contre les taches et boutons du visage etc. Paris, Candis et Comp. Es soll alles gegen Blüthchen, Hautflecken, Flechten, kurz gegen Alles helfen, was man nicht gern in der Physiognomie haben möchte. Wirklich hat dieses Mittel unterdeß, nach seiner Analyse besteht es in 1000 Gewichtstheilen aus etwa 10 Theilen Cuecksilbersublimat, 1 Salmiak, 140 Eiweiß, 7 schwefelsaurem Bleioxyd, 2 Kampher und 840 Wasser; wahrscheinlich ist es durch Verlegen einer salmiakhaltigen Auflösung mit Quecksilbersublimat und schwefelsauren Bleioxyd dargestellt worden; gewiß aber kostet die Herstellung einer Quantität, wie sie für vierzig Ngr. verkauft wird, noch nicht 1 Ngr.!

Aus England angeblich stammt das sogenannte Krystall-Pulver. Es wird tassenweise in Päckchen von 1 Ngr. mit Gebrauchsanweisung verkauft, soll anstatt der Seife zum Waschen benutzt werden und ganz unvergleichliche Dienste leisten. Gegen alles dies ist nichts einzuwenden, nur teilte das Paket nicht zu 12 Ngr. (40 Kr.) verkauft werden, denn man kann es sich für 15 Pfennige herstellen, man kaufe sich das Salz nicht Krystallpulver heißen, sondern Soda, denn es ist nichts Anderes.

Wir enden für heute hiermit unsere Schwindelentmaskirung, haben aber noch Material in Fülle zur Hand, um sie demnächst fortzusetzen.

Ein Fisch, der sich einpuppt. Dem unerklärlichen Menschen, der unbefriedigt seine Blicke zu dem Meere und anderen Weltkörpern erhebt, möchte ich jene Thierchen, die in den Dachrinnen leben, vergrößert vor Augen führen, um ihm zu zeigen, daß man nicht unsern Hilfsreis zu verlassen braucht, will man Neues erfahren und Wunder sehen.

Der Regentropfen, der soeben vom Himmel in die Dachrinne glasten, hat ein Thier, das bis dahin vertrocknet und todt dagelegen, von Neuem in das Leben zurückgerufen. Räderthierchen und Bärenthierchen, Infusorien, die unser Auge nur unter dem Mikroskope zu erkennen vermag, tauchen ein, sobald alles Wasser in ihrer Umgebung verdunstet ist, ein und bleiben in diesem Zustande lebensfähig, lange Zeit hindurch aber wie todt, liegen, bis neue Feuchtigkeiten ihre Lebensfunktionen wieder wach rufen, oder Winde diese leichten Körperchen weit mit sich fortragen, um das eine oder andere wieder in sein Element zu senden. Dieser Vorgang, obwohl schon längst erkannt, hat in drehenden Blättern noch wenig die Runde gemacht, noch weniger aber möchte die Geschichte des Lepidosyren, eines Naked, dem Leserkreise bekannt sein, der ähnlich, wie diese Infusionsthierchen, sich einpuppt, sobald er sich von seinem Elemente verlassen sieht. Es ist dies eine Aalart, die an den Ufern des Nils lebt und an den seichten Stellen auf ihre Beute lauert. Würmer und kleine Fischchen sind seine Nahrung; er ist nicht viel dicker als eine gewöhnliche Federspuhle und nicht viel länger als einen Fuß; es kommen jedoch wahrscheinlich auch größere Exemplare vor.

— Bekanntlich hat der Nil zu verschiedenen Zeiten, seine Ufer, bezw. seine Ufer bedeckt, dann in einigen Wochen, wenn der Strom zurückgetreten ist, mit den herrlichsten Fruchtfeldern prangen. Die Steile, wo der Lepidosyren noch vor Kurzem dem kleinen Gewässer nachjagte, liegt trotz trocken, und der Aal ist zurückgeblieben auf der von der Sonne ausgebrannten Scholle. An einer übrigen Erdmasse, die, wie wir wissen, die Feuchtigkeit zurückhält, liegt nun, von einem braunen dünnen Beutel umgeben, dieser sonderbare Fisch; er ist saft ganz abgetrocknet von der Anstrengung, sein Opfer nicht mehr zu schlagen, und seine Eigenwärme ist auf das Minimum herabgesunken, wie bei Thieren, die den Winterschlaf begehen. Der häutige Beutel steht auf wie die Hülle eines Bohnenkernes und hat da, wo der Kopf des Thieres gedacht werden muß, eine runde thalergroße Scheibe von demselben Stoffe als Verschluß. Won dieser Scheibe geht ein röhrenartiges Häpchen einwärts in den Mund des Thieres. Im zoologischen Garten zu Frankfurt wurde durch Weinlaub ein eingepuppter Lepidosyr veranlaßt, seine Hülle zu zerreißen, indem er ihn in das Wasser setzte, wenn die Hülle unterstanden. In dem soeben erwähnten Röhrchen kann sich Schleim vor, welcher zu der Ansicht führen könnte, daß während des Schlafes keine Respiration vorhanden war; wenn nicht die Eigenwärme des Thieres, höher als die umgebende Luft nunmehrige war, den Beweis des Gegentheils einer, wenn auch sehr geringen Respiration angeben würde. Der Schleim ist wahrscheinlich erst in den letzten Momenten hier abgelegt worden. In diesem schleimigen Zustande liegt der Aal viele Monate, ja vielleicht Jahre lang, bis neue Fluthen sich den Weg zu seinem Kerker bahnen; dann spreugt er seine Fesseln und er ist den Neuem das, was er war, ein Pfeil in den Gewässern.

Die Kunst in der Industrie. Der neuesten Zeit, ähnlich wie in der Blüthezeit nach den Griechenthum und dem Aufgange des Mittelalters, als Städtethum und Bürgerthum ihre höchste Entwickelung erreicht hatten, ist es vorbehalten gewesen, Kunst und Handwerk wieder zu nähern, auf das Söhne in der Industrie ein Hauptgewicht zu legen und bei allen Erzeugnissen von Gewerbsfleiß nicht blos den unmittelbaren praktischen Zweck im Auge zu haben, sondern auch Mannigfaltigkeit und Reinheit der Form thunlichst anzustreben. Alle die großen Industrieausstellungen der beiden verflossenen Jahrzehnte, namentlich die zwei Weltausstellungen in London, sowie die zu Paris, legten Zeugniß von dem in dieser immer allseitiger und glücklicher zur Geltung kommenden Tendenz.

Das gleiche Ziel, die Vermählung von Kunst und Technik, hat sich auch die seit Beginn v. J. im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart in monatlichen Lieferungen zu 7½ Ngr. erscheinende Werk W. Bäumer und J. Schnerr herausgegebene „illustrirte Zeitschrift für Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie" gesteckt, und nach den bis jetzt vorliegenden Heften dürfen wir mit Recht behaupten, daß sie ihre Aufgabe mit entschiedenem Verdienste verfolgt. Die Gartenlaube ist nicht der Ort, um diese und verwandte Journal ausführlicher zu besprechen, aber wir glauben mit vollem Grunde, es nicht nur den Gewerbetreibenden selbst als ein vortreffliches Bildungsmittel und Ideenmagazin, sondern Allen, die sich für die Entwickelung unserer deutschen Industrie interessiren, auf das Wärmste empfehlen zu dürfen. Text und Abbildungen sind gleich gelungen und umfassen das gesammte Gebiet der Technik, die Wohnung, das Geräthe und die verschiedenen Bekleidungsgegenstände und Stoffe. Auch wird Neu in der Erfindungsgabe, wo dem Einfluß auf Kunstindustrie sind, eine flüchtige Aufmerksamkeit gewidmet und schließlich ein Modebild und Nachweis darüber mitgetheilt werden.

Briefkasten.

M. in M. Ein tiefer Schmerz geht durch Ihre Zeilen, mein armes Fräulein, und die Thränen, unter denen Sie den Brief schrieben, werden nach alledem, was Sie mir mittheilten, nicht die letzten sein, die Ihnen Ihr Herzenskummer auspreßt. In Ihrem Leid wenden Sie sich an mich, als ob ich Ihnen Hülfe oder doch Trost senden könnte! Wer hat für diese Wunden noch den rechten Balsam entdeckt? Wie heiß auch Ihre Herzen ineinanderflammen und wie sehr eine Liebe zu ihm hinzog, Sie haben sich eben nicht verstanden, und erst als die Hand den Abschiedsgruß winkte, erkannten Sie, wie unendlich theuer Ihnen der Mann war und wie kalt und liebetos sortan Ihre Lebenssphäre vor Ihnen liegt. Es ist die alte Geschichte, die der Dichter so mahr und schön in den einfachen Worten schildert:

O sage nicht, wer sich vergangen,
Ob sich die Schuld, ob Du sie trägst;
Was bilf's, wenn weiß die Kränze hangen,
Das Du nach jener Blüthe schlägst.
Wir sind uns kalt und fremd geworden,
Das Scheid' winkt, die See geht hoht,
Nach Süden ich und Du nach Norden,
Verlornes Herz, leb wohl! leb wohl!

R. in R. An Ihren Folgerungen ist nur das Eine auszusetzen, daß die letzte Frage — nach der Kraft zur Regierung der Flügel — darin doch nicht ganz am Platze ist. Sobald Sie diejelbe in der Art beantworten, daß Sie mit Ihrem Apparat wirklich gestiegen sind, werden Sie mit dem größten Vergnügen dem Publicum Mittheilung machen.

L. in B. Urtheilen Sie nicht zu schnell. Ich will den mir geschilderten Mann nicht vertheidigen oder seine üble Umwandlung gutheißen — wer könnte das auch — aber der Stand des Lebens drückt oft Übermüthigen schwer auf das Haupt des Einzelnen und zwingt uns zu entschuldigen, wo wir nicht verurtheilen können. Erlauben Sie mir Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen.

Vor Kurzem traf ich wieder mit einem Freunde zusammen, den ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen. Damals konnte ich ihn als einen begeisterten Verkämpfer der Volkssache, als einen unserer gewogensten Publicisten und als den besten Redner, der mit überzeugender Kraft alle Gegner der Freiheit zur Ruhe bannte. Er that es ohne Eitelkeit und ohne persönlichen Vortheil — aus inniger Liebe zur die Heiligkeit der Sache, für deren Rettung er, selbst noch in den Zeiten der bereinbrechenden Sündflutb, Alles

* Wiederholt bitte ich, alle Briefe für die Redaction an mich zu adressiren, da mir allein die Pflicht der Beantwortung obliegt.

Ernst Keil.

Digitized by Google

wagte. Jetzt wurde er mit als die rechte Hand des Ministers bezeichnet, als die seinste und, wie man bezüglich hinzusetzte, auch die anständigste Feder der Reaction. Seit fünfzehn Jahren, wie gesagt, hatten wir uns aus den Augen verloren und keine Zeile gewechselt, nun stand ich dem politischen Gegner gegenüber und sprach nach langer Zeit zum ersten Male wieder mit ihm — allein auf seiner Stube.

Ich werde diese verlegenen Minuten, diese ängstlichen Gebehrden des sonst so gewandten Mannes, dieses Haschen nach lebhafter Unterhaltung niemals vergessen. Er kam mir mit der alten Liebe und Herzlichkeit entgegen, und die Erinnerung an jene Zeit schien ihn mit Freude zu erfüllen, aber schon nach einer halben Stunde wurde unser Gespräch stiller, der Arme sinken sichtlich nach Steif, um etwaigen Eröterungen vorzubeugen, und schwieg endlich ganz, als ich auf seine jetzige Stellung überging. Was ich ihm zu sagen hatte, war wenig, und ich that es mit Schonung und ohne Verwürfe. „Sie sind nicht glücklich, lieber Herr," sagte ich schließlich.

Er sah mich lange mit großen Blicken an, plötzlich stürzten Thränen aus seinen Augen, er bedeckte sein Gesicht beiden Händen und weinte bitterlich. Niemand sprach ein Wort.

„Ja, Herr," sagte er endlich und im Tone seiner Stimme lag eine unendliche Wehmuth und Bitterkeit, „ja, ich bin sehr unglücklich. Sie wissen nicht, welche qualvollen Stunden, welche schlaflosen Nächte mich dieser Entschluß gekostet hat, und wie ich ihn endlich nur gefaßt, als mir nichts als das Elend der Meinen oder eine Kugel übrig blieb. Fünf Kinder und sein Brod — Sie kennen das nicht . . . es hat sein recht! Ich müßte Ihnen erzählen, wie ich, durch meine Verheirathung an den 48er Ereignissen aus aller Carriere gerissen, umsonst an allen Thüren und Thoren nach Arbeit klopfte und, überall abgewiesen, an dem Tage aller meiner Hoffnungen, am Abende der Vergweiflung, ohne einen Ausweg, eine rettende Hand zu finden. Ich müßte Ihnen weiter auseinandersetzen," fuhr er fort und seine Stimme zitterte vor Erregung, „wie dem Parteimann von 1848 mit böhmischem Anhängsel überall der Stäcken gelehrt und die bitterste Verwürfe nachgeworfen wurden, wie ich gearbeitet um Beschäftigung und mich zu den niedrigsten Handarbeiten gedemüthigt . . . es ist ein dürftes Stückchen Brod, lieber Herr, Jahr aus Jahr ein gegen seine Ueberzeugung zu schreiben, aber ich nahm es um meiner armen Kinder willen — sehr lieber, guter Kinder — und jetzt bin ich unglücklich, aber meine Kinder sind gerettet . . ."

Es kann mir nicht einfallen die Handlungsweise des armen Mannes zu vertheidigen, diesen Jammer gegenüber aber hatte ich keine Worte und ein schweigend gezogenen. Hinter Austern und Champagner und mitten im Tumult des Glückes ist es sehr leicht den Stab über einen Unglücklichen zu brechen, der mehr ohne Verschuldigung zu Grunde gerichtet wurde. Der Hunger eines Kindes aber wiegt so schwer in den Handlungen eines Vaters, daß kein Dritter das Recht hat, ein endgültiges Urtheil darüber zu sprechen.

G. M — y in Paranagua (Brasilien, Provinz Parana). Es ist mir gewiß erfreulich, daß man auch in so fernen transatlantischen Landen die Gartenlaube eifrig liest und werth hält, aber daß der hohe Preis Ihres Briefes ist weniger erfreulich, zumal Ihr überschwänglicher Panegyricus auf Mr. John Bull, von dem wir hier in Deutschland gut ein anderes Lied zu singen wissen, zur Aehre in den Papierkorb verdammt ist.

F. L. in W. Lassen Sie uns nicht näher auf dieses Parteiwesen eingehen. Der Leipziger Dichter O. zeichnete neulich diesen unglücklichen Zustand sehr richtig:

Großeutschth, kleindeutschth ist gleich zu unterscheiden:
Germania hängt am Kreuze zwischen Beiden!

A. R. in . . . G. Ihre Erzählung zeugt von Talent und einem warmen, begeisterungsfähigen Herzen, ist aber zum Abdruck doch noch zu jugendlich.

K. in G. Sie spötteln über die Turnerei und fragen höhnisch nach den gerühmten Erfolgen des Leipziger Turnfestes. In den Büchern der Geschichte werden allerdings bestimmte Thatsachen als Erfolge dieses Festes nicht verzeichnet, aber Niemand kann an den süßen Nachwirkungen eines solchen Festes, der Vereinigung einer so großen Anzahl der besten Männer des Vaterlandes zu einem gemeinsamen Zwecke und die wahrhaft überwältigende Begeisterung in allen Schichten der Bevölkerung zweifeln. Ob unser Fest nach außen und innen gewirkt hat, mag Ihnen im Kleinen der nachfolgende Brief beweisen, den der Schreiber dieses Briefstellens kurz nach Beendigung des Festes von einer ihm unbekannten Dame aus Brandenburg empfing:

„Als mein lieber Alter heimkehrte vom Leipziger Turnfeste," schrieb die Dame, „unmittelbar nach der Ankunft, wie sie mir sagte, da erzählte er auch mich in meinem stillen Zimmer, daß in Folge einer Vereinigung so vieler tüchtiggesinnter Menschen wurde mir klar, und die Gedanken eilten zu den Männern, welche eine solche Vereinigung hervorgerufen und zu leiten verstehen. Wenn ich diesem meinem innersten Denken nur zu Ihnen Worte fand, dessen Name in unserem Lieblingsblatt* so oft vor Augen tritt, so stürmen Sie mir wohl nicht. War es doch Ihr Blatt, dessen warme Schilderungen meinen Gatten und so viele Andere nach dort zu gezogen; übrigens ist es lediglich Schuld des Turnfestes und meines guten Alten, daß ich so schreibselig zu Ihnen eile, da der Letztere im Eifer gleich zu dem Sammelplatz der Intelligenz, auf Deutsch: in die Bierstube geeilt ist, eine Eindrücke frisch wiederzugeben, mich somit mit meiner Erregung allein gelassen hat. Mögen Sie nun über meinen Einfall lachen oder sich ärgern, diese Zeilen sein

* Dieses Lieblingsblatt, das selbst von den Gegnern mit Interesse gelesen wurde, ist seit Ende December in Preußen verboten.

oder in den Papierkorb werfen, gleichviel, wir bleibt doch die Genugthuung, Euch Lieben, wackern Männern gelagt zu haben, wie sehr wir Frauen Euer Streben zu schätzen wissen, wie auch unsere Herzen für Euch Partei ergreifen. Ihr treuen Kämpfer für Freiheit und Recht, haltet fest an Eurem Streben, unbeirrt um die Gunst oder Ungunst der Machthaber; der Segen des Volkes, die Liebe der Mitter Eurer Kinder zeichnen Euch auf Eurer mühevollen Laufbahn. Wie Euch jetzt im freien Versammelnlein Tausende umstehen, so tritt täglich gewiß das Heer derer, die mit Euch einer Meinung sind, als moralische Macht zur Seite, und es ersteht ein Geist, frisch, fremm, treu und frei, der sich nicht zermalmen läßt und mit deutscher Zähigkeit abwartet, wo er nicht handelnd eingreifen kann. Diesen Geist zu erwecken, wollen wir Frauen Euch treulich helfen. Wir wollen unsere Söhne ziehen im Geist der Freiheit, damit sie anshauen lernen das Werk, das Ihr begonnen! Gut weiß Euch

Eine deutsche Mutter.

Am — hu in Florenz. Gut gemeint, — aber unklar gedacht und darum unverständlich. Es giebt in der Gegenwart genug zu schaffen; lassen wir die graue Tagesnacht darum in Ruhe.

B. in C. Ueber die Rückkehr Ihrer Annahme habe ich mich bereits geäußert. Etwas Erschöpfendes über das Auftreten der Krankheit in Heiligstadt, wie sich bekanntlich die Trichinenepidemie in ihrer furchtbarsten Ostheit zeigte, können Sie in der so eben erschienenen Schrift eines dortigen Arztes: Kupprecht, die Trichinenkrankheit. Nach der Mittheilung dieses Herrn erkrankten bort und wurden von ihm behandelt 163 Personen und zwar 11 nach dem Genusse von Rehfleisch, 9 nach Rindfleisch, 33 nach Kälberwurst, 7 nach Bratwurst und Fleischklößchen, 14 nach Schwartenwurst, 1 nach Blutwurst, 1 nach Schweinebraten, 8 nach gekochtem Fleisch, 2 nach trichinisirtem Rindfleisch, 27 nach verschiedenen wiedergekochten Genüssen. Davon starben 16 Personen. Uebrigens verweise ich Sie auf den betreffenden Artikel unseres verehrten Mitarbeiters, Prof. Bock in Nr. 7 unserer Blätter.

Cfg. in Pthg. Sie klagen über die unwahrscheinlichen Entwickelungen vieler Romane und Erzählungen, die Sie nur mit Aerger und Verdrießlichkeit lesen können, und meinen, das wirkliche Leben biete keine derartigen Verkettungen und romantische Zufallsverhältnisse. Das ist nur halbwahr. Wir wollen die Ertravaganzen mancher unserer Novellisten nicht vertheidigen, aber das wirkliche Leben bietet so große und seltsame Zufälle und eine Fülle, die in das Gebiet des Romantischen zu gehören scheinen, daß man nur keine hineinzugreifen braucht, um das schönste Sujet für eine Novelle, für ein Trauer- oder Lustspiel zu finden. Ich will Ihnen heute eine ganz einfache Thatsache aus dem Leben mittheilen und mir dabei nur die Kürze erbitten, da Sie dieses Sujet, wenn Sie es in einer Erzählung künstlerisch ausgeformen fänden, nicht auch für ein unwahrscheinliches und übertreibendes bezeichnen würden.

Der junge Herr v. . . . , aus einer angesehenen Familie stammend, bekam sich im Jahre 18 . . als Freiwilliger in ein Husaren-Regiment, stieg es bald zum Offizier und verlebte mit seinen Cameraden in einer großen Garnison eine recht lustige Zeit, als er sich wohl bewußt war, daß er nicht zu denjenigen gehöre, die ihre Zugehörigkeit so angewandt und sich einen solchen Schatz von Kenntnissen erwerben, daß sie der Zukunft ruhig entgegensehen können; die Sorge für seine Zukunft überwog daher bald den Genuß, den ihm das Leb des Vaters.

Nachdem er seinen Abschied erhalten und vergeblich hier und da um eine kleine Stelle angesprochen hatte, wandte er sich endlich entschlossen nach Essen, hatte sich dort einen kleinen Wagen mit zwei Hunden, und von dem bekannten Hausiren ward ein schwarzer Aschenschimmel. Von früh bis Abends spät fuhr er Kohlen von den Zechen nach der Stadt und verdiente für sich und seine Hunde sein, wenn auch oft recht kärgliches, tägliches Brod. Aber seine Kohlen waren gut, sein Maß recht und die Bestellungen wurden regelmäßiger, so daß er bald der Arbeit seiner Hunde sich nicht mehr erweiterte. Unter seinen Abnehmern befand sich auch die Familie von H., und die einzige Tochter des Hauses, der das stille, bescheidene Wesen des Kohlenmannes aufgefallen, sorgte stets, daß derselbe eine Portion Essen oder ein Butterbrot zu Theil bekam, wenn er seine Kohlen abgeliefert hatte. So vergingen Monate, und in die Brust des Jünglings hatte sich unbemerkt neben dem Gefühle der Dankbarkeit auch noch ein anderes eingedrängt, das er aber, seine Lage bedenkend, still bei sich trug. Das junge Mädchen war auch einige Jahre älter als der Arme, das aus dem Armen Theil zu nehmen schien; was Wunder, wenn er ihr eines Tages seine Schicksale und seine Abstammung anvertraute. Seit dieser Zeit entspann sich zwischen Beiden ein Verhältniß, das nun so stärker werden mußte, je gehäufter die Liebenden den Gefahr ihres Herzens zu halten gezwungen waren. Es dauerte lange, bis der Eltern ihre Neigung mit allen Nebenumständen offenbarte und diese nach einigem Hadern dem Glück des einzigen Kindes nichts mehr in den Weg zu legen versprachen.

Der Aschenschimmel verschwand und der schwarze Kittel vermandelte sich in die Kleidung eines Gentlemans, deren Träger bald der glückliche Gatte seiner Angebeteten wurde. Das glückliche Ungefähr wollte aufgeboten, daß reiche Verwandte der jungen Frau zu dem neuen Ehepaare zogen und den Gatten ehrenlich gestaltet wurden, wollte es doch, daß bald darauf erledigten Tode der Alten als Erbe eines großen Vermögens sah.

Herr von . . . . lebt noch. Das Glück hat ihn ebenswenig stolz gemacht, als das frühere Unglück ihn zu Boden zu drücken vermochte, und gern erzählt er ihm befreundeten Freunden seine Schicksale. Sein Kohlenkittel hängt wohlverwahrt in seinem Zimmer.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Fortsetzung.)

Stephanie lag Nachmittags im weiten weißen Hauskleid auf einer Causeuse des gelben Zimmers. Aus dem lose geschneitelten Haar blickte ein blasses, leidendes Gesicht voll Angst auf die Baronin Afterg. Diese saß Stephanien gegenüber.

„Und Sie glauben in Wahrheit an Gespenster? in allem Ernst, Josephine?"

„Certainement. Wir haben auch das vor den Bürgerlichen voraus, daß es auf unsern Schlössern spukt."

„Ich danke für dies Vorrecht."

„Strambergs z. B. haben eine schwarzgekleidete Dame. Auf Schloß Stauff zeigt sich zuweilen ein großer Hund mit feurigen Augen. Bei meinem Vetter in Warchin gehen unsichtbare Tritte und ein leises Aechzen um Mitternacht durch einen gewissen Corridor. Hier erscheint der Hausgeist als Schatten."

„Aber mein seliger Mann," sagte Stephanie, „mein Mann, der mich mit alten Familiengeschichten und wunderlichen Anekdoten leidlich quälte, erwähnte niemals eines Schloßgespenstes."

„Vielleicht ist es ein junger Schatten und in Sie verliebt. Wie rührend: ein schmachtender Schatten allnächtlich vor der Schwelle Ihres Boudoirs! Man wird künftig von „kühlen" Schatten gar nicht mehr reden können."

„Ah, Josephine, erst ängstigen Sie mich, und dann behandeln Sie die Sache lächerlich."

„Pardon, ich finde das im Gegentheil sehr tragisch . . . doch, Scherz bei Seite, liebe Gräfin, verlassen Sie dies alte, unheimische Schloß so bald als möglich. Und wenn der Schatten nichts weiter bedeuten sollte, als daß er Ihre Wangen blaß wie heute färbt, fliehen Sie! In der Residenz giebt es keine Gespenster. O, und dort sehnt man sich so sehr nach Ihnen. Prinz Ferdinand fragte mich neulich so angelegentlich nach meiner schönen Freundin, so angelegentlich —"

Stephanie erröthete. „Seine Hoheit waren immer sehr gütig gegen mich."

„O, das war mehr als die Sprache der Güte, das war —" die Baronin unterbrach sich mit einem bedeutungsvollen Lächeln, sah Stephanie mit ihren schwarzen Augen forschend an und fuhr dann, in den Schooß blickend, fort: „Wunderbar, wie sich das trifft! Während der Prinz für meine schöne Freundin schwärmt, scheint seine Gemahlin Herrn von Montigny —"

„Montigny?" rief Stephanie und fuhr aus ihrer bequemen Stellung auf.

„O," sprach die Baronin ruhig, „hören Sie das heute zum ersten Mal? Es ist allgemein bekannt, daß Ihr Cousin von jener Seite mit besonderer Auszeichnung behandelt wird."

„Und ahnt, weiß mein Cousin —?" fragte die Andere voll Ungeduld.

Die Baronin, ohne in die brennenden Augen ihrer Freundin aufzusehen, spielte mit einer Seidenquaste. „Ich denke, Herr von Montigny ist in der Deutung von Blicken nicht blöde. Man spricht von seiner Ernennung zum Kammerherrn . . ."

Stephanie stand rasch auf und durchschritt das Gemach. Der starre Blick, die zuckenden Lippen, die tiefathmende Brust verriethen den Kampf in ihrem Innern. Zuletzt siegte die Leidenschaftlichkeit des Weibes über den Stolz und die Zurückhaltung der Aristokratin. Weinend warf sie sich Josephinen in den Schooß und rief: „Ach, ich bin grenzenlos unglücklich, verrathen und verlassen!"

Jene umarmte und küßte die Schluchzende, streichelte ihr Haar und gab ihr zärtliche Namen. „Fassung, Fassung, meine Liebe!" sagte sie. „Ich ahnte nicht den Pfeil in Ihrem Herzen. Warum auch zogen Sie mich nicht in Ihr Vertrauen? O, längst dann hätt' ich Ihnen entdecken können, daß Edgar Sie liebt, Sie anbetet. Die Wahrheit zu gestehen, fand ich Sie bisher sehr kalt, sehr grausam gegen Edgar."

„Ich kalt, ich grausam gegen ihn? O, wo waren Ihre Augen?"

„Im Vergleich mit ihm schienen Sie fühllos. Er konnte sein Herz nicht verleugnen. All sein Denken und Reden waren Sie, immer Sie. Aber, theure Stephanie — man muß den köstlichen Paradiesvogel halten und binden, sonst flattert er wider Willen in ein anderes Nest."

Die schöne Frau erhob sich. „Sie haben Recht, Josephine," sagte sie sinnend. Dann, in ihren eignen Gedanken erglühend, fuhr sie fort: „Wer kann, wer darf mich hindern, den Mann, den ich liebe, vor der Welt mein zu nennen? Ich bin ja so jung, ich liebe das Leben, den Frohsinn. Freudlos legte ich an Heinrich's Arm den ersten Frühling zurück. Soll ich auch die Rosenzeit vertrauern? Meinen vorteilgen Schwur hat der Tod gelöst; frei bin ich vor Gott und Menschen. Und diese Freiheit geb' ich hin, um Freude dafür einzutauschen!"

„Endlich!" rief Josephine und zog die Freundin an ihr Herz. „Endlich denken und sprechen Sie, wie ich an Ihrer Stelle längst gesprochen und gehandelt hätte. Wie beneid' ich Sie um Ihre Empfindung! wie lacht Ihnen die Zukunft! Und wer ist, der Ihre Wahl schmähte? Man braucht Sie und Edgar nur zu

Digitized by Google

sehen, um zu wissen: Sie mußten sich wählen! Er schön und liebenswürdig, ein Ereignam, und Sie — womit beginn' ich, wann würd' ich aufhören, die Sie zu loben? Und bei allen diesen Götergaben sind Sie so reich, daß seine Armuth nicht in Rede kommt."

„O, was ich besitze, soll sein Eigenthum werden. Man soll ferner nicht sagen: der arme Montigny! Ich lege mein Schloß, mein Gold und mich selbst ihm zu Füßen."

So schwärmte die junge Frau, entwarf Pläne künftigen Glückes und schwelgte im Jubel ausgesprochener Liebe. Während dessen kniete Waldenburg, ein elender, hoffnungsloser Mann, vor dem Crucifix im Thurmzimmer.

„Herr! Gott!" rief er. „Aus den Tiefen der Verzweiflung schrei' ich nach dir. Wo ist der Zug deines Antlitzes in ihrem Antlitz? wo dein Finger in diesen Schicksalen? Was ist dein Werk, wenn jene Creaturen Gottes Werk sind! . . . Vergieb, daß ich mit meinem endlichen Leid dir nahe; du bist ja der Unfaßbare, der Unendliche. Aber der Schmerz, der mich durchwühlt, ist mein höchster Schmerz; was ich besaß, war mein Himmel auf Erden; was ich verlor, mein All! Und wenn ich auch der ganzen Welt und deiner Milliarden Sterne gedenke, mein Leid und mich kann ich über dem Ungeheuren nicht vergessen. Du liebst Nichts, wenn du Einen verzweifeln lässest! . . . Du dort, mit dem menschlichen Angesicht, du Dornengekrönter, rieffst du nicht: Mich dürstet!? Neige dich zu mir! Nur einen Tropfen deiner Menschenliebe stoße mir wieder in die lechzende Seele! Denn mein ganzes Wesen ward in Bitterkeit und Haß verwandelt . . . ."

Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, er zitterte. „Mein Gebet ist vergebens," sagte er sich, „denn ich bin ein Frevler vor dem Ewigen. Ich habe das Geheimniß des Todes entweiht. Das Buch mit den sieben Siegeln versucht' ich zu lesen und konnte doch nur dies entziffern: Alles eitel . . . . . Nun führe ich, am Tod und Leben rechtlos, eines Schattens Leben, der vom Baume fällt, indeß die Sonne schon unter ist . . . ."

„Und wenn ich jetzt vor mein Weib, unter die Menschen träte und in alle Welt ausriefe, daß ich Heinrich bin — ich gewänne mein Weib und die Welt nicht mehr. Alle würden scheu vor mir zurückweichen, Alle mich fliehen und fliehend verdammen. Ich trüge den Fluch auf der Stirn, Jedem leserlich: Meine Sünde war Selbstmord!"

Eine Nachtigall schlug im Garten. Ihre schwermuthsvollen Töne zogen wie Trösterworte in das Ohr. Schmeichelnd trug der Abendwind den Duft von Rosen in's Zimmer, und vom blauen Himmel nieder grüßte der Liebesstern.

Langsam legte sich der Sturm in Heinrich's Brust, und er begann zu überlegen, was ihm zunächst zu thun. Mit dem Vorsatz, Stephanie zu warnen, begab er sich dann hinab und ließ die Gräfin um eine Unterredung bitten.

Diese saß, Edgar's Heimkehr von der Jagd erwartend, im gelben Zimmer und ließ sich von Fräulein Fanny aus einem französischen Roman vorlesen. Als Titi den Kaplan meldete, flog das Buch unter die Sophakissen, und Fanny ergriff ein reichgebundenes Gebetbuch, das als Schaustück zwischen Albums und Illustrationswerken auf dem Tisch lag. Stephanie streckte sich auf den Divan und empfing Heinrich mit leidender Miene.

„Sie entschuldigen mich, Herr Stein," sagte sie, „ich fühle mich sehr schwach, sehr elend. Uebrigens," setzte sie mit einem Blick auf Waldenburg's blasses, gramentstelltes Gesicht hinzu, „finde ich auch Sie krank aussehend. Sind Sie nicht wohl?" Ich habe seinen Arzt mehr im Schloß, denn meines Mannes Leibarzt nahm räthselhafter Weise unmittelbar nach Heinrich's Tod seinen Abschied und lebt, wie ich höre, gegenwärtig in Amerika. Ich fürchte, er hat den theuern Todten auf dem Gewissen. Aber in Wendelstein wohnt ein trefflicher Arzt; ich werde ihn holen lassen, er mag uns Beide behandeln."

Waldenburg lehnte die Hülfe ab; diese Blässe sei seine natürliche Farbe. „Sie denken, Sie flutiren zuviel, Herr Kaplan," ergriff Fanny das Wort. „Es ist bereits verrathen, daß man heute am frühen Morgen Ihre Lampe brennend und Sie noch wach und in Kleidern bei den Büchern fand."

„O, das müssen Sie nicht thun," versetzte Stephanie lebhaft. „Mein Mann dachte und las auch soviel des Nachts, und das untergrub seine Gesundheit, zerstörte seine Nerven. Folgen Sie hierin nicht dem Rath Pater Angelo's, den ich für keinen Menschen, für einen Dämon halte. Ich will heitre Wesen um mich sehen . . . . . Doch, ach! ich predige Fröhlichkeit und bin selbst zum Sterben betrübt. Der Schatten, der furchtbare Schatten erschien auch in der vergangenen Nacht."

„Vereinigen Sie Ihre Bitten mit den meinigen, Herr Kaplan!" sagte Fanny. „Die gnädigste Gräfin muß in einem andern Zimmer schlafen."

„Umsonst!" entgegnete Stephanie, welche die Erinnerung an das Phantom jetzt wirklich traurig machte. „Er wird mir auch dahin folgen."

„So löschen wir wenigstens die Lampe vor dem Schlafengehen und schließen die Thür Ihres Boudoirs."

„Nein, nein," rief die Gräfin, „er würde in mein Gemach selbst, würde auf mein Lager fallen. Ich würde ihn fühlen die ganze Nacht, wie Eis, wie den kalten Tod auf meinem Herzen."

„Dann bin ich rathlos, um so mehr, da er für mich durchaus nicht sichtbar sein will. Er war auch heute wieder verschwunden, als ich der Gräfin zu Hülfe eilte."

„O," sagte Stephanie nachdenklich, „Niemand wird ihn sehen, Niemand an ihn glauben, außer mir. Ich aber werde ihn Nacht für Nacht schweigend kommen und gehen sehen, wie einen Arzt an's Lager einer Hoffnungslosen. Er wird kommen und gehen, bis ich selbst in's Reich der Schatten sinke . . . . . Ich habe über Ihre Worte von gestern nachgedacht, Herr Stein, doch sind' ich keinen Ausschluß durch sie. All mein Denken war bisher einem sorglosen Blick in's Blaue gleich, und die Menschen, die ich liebe, die mir werth und wichtig sind, leben noch, sind frisch und froh und nächtlichem Spukwerk fremd."

„Leben Alle, die Sie lieben?" fragte Heinrich leise.

„Alle. — Außer meinem Gemahl," setzte sie leicht erröthend hinzu. „Aber Heinrich war so sanft, so gut. Er wird mich auch im Tod nicht kränken und schrecken."

Waldenburg senkte sein Haupt.

„Der Schatten wird wohl nicht wieder kommen," sprach er nach einer Pause . . . „Doch, gnädigste Gräfin, bevor Ihre Gäste Sie beanspruchen, theilen sich in einer Angelegenheit, die — die Angelo mir an's Herz legte, um kurzes Gehör!"

Fanny entfernte sich auf einen Wink ihrer Herrin. Sobald sie allein waren, schwand der ruhige Ausdruck, den Heinrich in Haltung und Gesicht mühsam bewahrt hatte. Stephanie's Wort, daß er sie auch im Tode nicht kränken könne, hatte ihn tief erschüttert. In leidenschaftlicher Art sprang er auf und that einen Schritt gegen seine Gattin hin. Stephanie, von Staunen, von Furcht ergriffen, legte unwillkürlich die Hand an die Klingelschnur. Diese Bewegung gab dem Manne die Selbstbeherrschung wieder. „Ich will Sie weder kränken noch schrecken," sagte er bittet.

Stephanie zog langsam den ausgestreckten Arm zurück, aber ihre Augen beriethen Heinrich mit Angst und Sorge.

„Ich werde mich kurz fassen," begann er. „Gott hat es gefügt, daß sich die Wege Ihres Schicksals mir klar enthüllten. Ich stehe hier als Warner, als Ihr einziger Freund. Vorher jedoch empfangen Sie mein Bekenntniß, das mich in diesem Fall nicht erröthen macht: Ich belauschte ein Gespräch zwischen Ihrem Cousin und Baron Aspera."

„Ich hoffe, unfreiwillig?" erwiderte die Gräfin, deren Schrecken sich in Ungeduld und üble Laune verwandelte.

„Nein, denn es handelte sich um Ihr Wohl und Wehe, um das Glück Ihrer Zukunft . . . . Gräfin, denken Sie wirklich Ihre Hand diesem Montigny zu reichen?"

„Mein Herr," fuhr Stephanie empor, „wenn Sie diese Vermuthung hegen — die ich nur gleich beschlagen will — bitte ich, mit geziemenderem Wort und Ausdruck von meinem künftigen Gatten zu sprechen."

„Sie reichen ihm Ihre Hand?!" rief Heinrich außer sich.

„Und warum nicht? Ist es denn unerhört, daß Wittwen sich zum zweiten Male verheirathen? O, ich weiß, Sie sind ein heiliger Mann; Sie werden mir zum Kloster rathen. Aber ich sehne mich nicht nach der Märtyrerkrone, nach dem Heiligenschein; ich will kein Engel, will ein Weib sein, das liebt und geliebt wird!"

„Verzeihung, aber ich glaubte an Treue, die über Gräber währt . . . durch Angelo kenne ich Sie von Ihrer Kindheit an. Unfreundlich und stürmisch war Ihr Lebenshimmel, trüb der Blick

Digitized by Google

in Ihre Zukunft. Da nahm sich Graf Waldenburg des armen, bedrängten Mädchens an. Er rettete Ihre Eltern vom Untergange, er erhob Sie aus Schmach und Dunkelheit zu seinem Glanz empor, er war Ihnen mehr als Bruder und Vater. Auf den Händen trug er Sie, und was sein Gattenrecht war, jeden freundlichen Blick, jedes Liebeswort von Ihnen nahm er als eine Gnade hin. O, Sie fühlten seine Zärtlichkeit nicht einmal nur gelobten Sie ihm Treue über's Grab, Treue, ewige Treue. Und nun?! Nach einem Jahr sein Bild und Ihr Gelübde ausgelöscht in Ihrem Herzen! nach einem Jahr tanzen Sie auf seinem Grab!"

Heinrich's Stimme besaß seine Gewalt mehr über Stephanie. Die bittere Wahrheit in seinen Worten verwirrte ihre Sinne und erfüllte sie mit Grimm und Haß.

„Mein Herr," erwiderte sie, und ihre Lippen zuckten, ihre Stimme klang hart, „ich höre Sie an, weil ich graue Haare zu achten pflege, weil — weil Indiscretion zu Ihrem Beruf gehört. Nun hören Sie mein letztes Wort! Ich fühle mich nicht an Gelübde gebunden, die man als thörichtes Kind gethan. Ich verletzte niemals die Pflichten der Gattin, solang der Graf lebte; nie werd' ich aufhören, ihm eine dankbare Erinnerung zu bewahren; genug der Thränen weinte ich an seinem Sarge. Doch da er in das Grab sank, verlor ich einen Freund, nicht meine Welt in ihm!"

„Weh ihm!" rebte Heinrich vernichtet.

Der Hornruf, den er am ersten Abend gehört hatte, erklang wieder aus der Ferne. Bei diesem Ton fuhr Stephanie mit der Hand nach dem Herzen. Dann, zu Heinrich gewandt, fragte sie herrisch: „Und nun, was haben Sie gegen Montigny?"

„Er ist frivol, leichtsinnig, ein Spieler."

Stephanie biß sich vor Wuth in die Lippe. „Haben Sie auch das von Pater Angelo?"

„Nein. Ich beurtheile Herrn von Montigny nach seiner eignen Rede."

„Die Sie belauschten," fiel die Gräfin verächtlich ein. „Mein Cousin ist fröhlich, das nennen Sie frivol; grausig schelten Sie leichtsinnig, und was das Spiel betrifft, nun ja, ein Cavalier kann sich nicht mit gelehrtem Wust die Zeit vertreiben!"

„Don Juan war ja auch ein Cavalier, ein echter, rechter! Beweisen Sie Donna Elvira's Geschick? Auch wäre Jener nur das! Aber ein Werber, der den Reichthum seiner Geliebten berechnet, ist selbst für eine Theaterfigur zu schlecht. Wissen Sie, was der erste Schritt Herrn von Montigny's in der unseligen Ehe sein würde? Dies schwärzige Schloß, die Wiege und den uralten Besitz der Waldenburge, will er verschachern, um einige Jahre lang in Gold und Tollheit wühlen zu können! Nach dieser Spanne Zeit werden Sie dachlos, hülflos, bankerott sein an Gold und Liebe. Denn was sind Sie Montigny, was kann er Ihnen bieten, wenn Sie arm sind!"

Bei diesen Worten, die Heinrich fassungslos, hastig, grimmig hervorstieß, sprang Stephanie auf. „Genug!" rief sie empört. „Fluch diesem Haus, das mich an die Schwäche meines Mannes selbst nach seinem Tode erinnert! Die Tortur, die ich litt, Angelo in meiner Nähe dulden zu müssen, wollen Sie fortsetzen! Eine einsame, verlassene Frau in einem melancholischen, abgeschiedenen Schloß, o, die ist bald überredet, der Welt zu entsagen und das Büßerkleid zu wählen. Aber ich durchschaue Eure Pläne. Ich weiß jetzt, warum Angelo gerade Sie zu meinem Umgang ertor; Ihre Aehnlichkeit mit meinem Gatten, Ihre Stimme — ha, welche Wirkung versprach er sich davon! Aber lehren Sie zurück zu Ihrem Freund, Herr Stein, und sagen Sie ihm, daß ich am Arm Montigny's seiner Schreckensitz rache!"

Im Gemach über dem gelben Zimmer wurden Schritte laut, und Montigny's Stimme, eine Chansonnette trällernd, tönte von oben:

Il faut, sans crolre
Aux sots discours,
Très-souvent boire,
Aimer toujours!

Stephanies Aufregung glich einem Fieber, das die Gedanken wirbelnd emporjagt und überstürzt. „Aimer toujours!" rief sie und klatschte in die Hände. „Immer, ewig lieben! — O, was sprach ich doch, Herr Stein? Ich hieß Sie gehen? Nein, Sie müssen bleiben; ich befehle Ihnen, zu bleiben. Sie sollen Zeuge dieser Gräuel sein; sollen zusehen, wenn ich über Gräber lache. Ich befehl' es Ihnen und entlasse Sie erst an dem Tag, an dem ich dies Schloß, von dem' an Montigny's Schloß, für immer verlasse!"

Die Thür öffnete sich. Montigny trat in's Zimmer, schön, lächelnd und glühend, wie ein Gott der Freude, der Jugend.

Stephanie schritt ihm hastig entgegen. „Gegar," sprach sie, mit fliegender Brust. „Sie richteten gestern eine Frage an mich, die ich heute erst beantworte: Ja, ich will, ich will Ihr Weib sein."

„Stephanie! Meine Stephanie!" jubelte Montigny und riß sie stürmisch an sein Herz. . . .

Heinrich that einen Schritt gegen das Paar hin und streckte den Arm aus, wie Einer, der ein letztes, entscheidendes Wort sprechen will. Der Aufruhr seiner Seele wetterleuchtete aus den Augen. Aber er sprach die Losung nicht; schlaff sank seine Rechte an der Seite nieder, sein Haupt neigte sich wie vor einem unsichtbaren Höheren, und schweigend verließ er das Gemach. Die Lieblenden, Seligen achteten seiner nicht. Traulich sich umschlungen haltend, saßen sie, stammelten süße Namen und tauschten Küsse, bis der letzte Tagesschimmer schwand und sie im tiefsten Schatten ließ.

Als Heinrich sein Thurmzimmer erreicht hatte, brach er in die Kniee, streckte die Arme aus und rief: „Was noch?! Wenn mein Beginnen ein Frevel gegen Gott und Himmel war, so ist dies Ende eine Buße, die Er! und Himmel befiegt und mir ihre jehnsuchte Vergebung sichert! . . . Mir dieser Stunde hab' ich mir das Recht des Fluchs, das Recht zu richten erkauft. Ich will — —" Der Gedanke erstarb auf seinen Lippen; Heinrich stürzte besinnungslos mit dem Gesicht zur Erde.

So lag er lange — starr, unbeweglich, wie todt. Der Mond ging auf, und ein Schatten ruhte dann neben dem ausgestreckten Körper. Als Waldenburg aus der Ohnmacht erwachte, war sein Kopf dumpf und schwer. Er suchte die Gedanken zu sammeln, allein sie verwirrten sich. Es erschien ihm Alles wie ein Traum.

„Ein Traum des Todesschlafs," sagte er. „Aller Welt bin ich todt. Aber muß Sterben Vergessen sein? Die Kräfte des Gehirns, die Sinnesverrichtungen, können sie nicht nach dem Tode fortdauern, trügerisch, traumhaft, wie sie im Leben waren?"

Er stieß ein irres Lachen aus.

„Erinnerung, das ist das rechte Wort! All' die schmerzlichen Vorgänge waren und sind nur Metamorphosen der fortdauernden Erinnerung. Mein Sehen und Hören, mein Sprechen und Handeln sind nur die nichtigen Schöpfungen der Phantasie im Tode, indessen mein Leib stumm, blind, regtes im Sarg seine Verwandlungen feiert."

In dieser sieberhaften Verwirrung, in der Ironie dämmernden Wahnsinns nahm Waldenburg die Grufsschlüssel und Brechwerkzeuge aus Angelo's Hade, wo sie vom vergangenen Jahr noch unberührt lagen. Er wankte die Treppen hinab, trat in die kühle Kapelle und stieg in die Gruft.

Durch die vergitterte Mauerluke fiel ein schwacher Schein auf den Sarkophag, dessen Sammetbehang Heinrich's Wappen und Namensung trug.

Waldenburg blickte mit Grauen auf diesen düstern Schrein. „Todt!" flüsterte er. Hastig dann begann er — vom Fieber zu riesiger Kraftanstrengung, durch diese zur Alarbeit reo Bewußtseins getrieben — an den Schrauben, an den Nägeln, am Schloß zu arbeiten. Der Schweiß brach ihm aus, seine Hände bluteten; zuletzt stieß er den Metalldeckel ungestüm hinweg, daß dieser trühnend auf die Steinfliesen fiel, und klirrte in den leeren, schmalen Raum.

„Wahr!" schrie er auf. „Alles wahr! Nur Glück, Liebe, Treue sind Lüge! Der Fluch des Todes bannt mich noch."

Er schlug die Hände über das Gesicht. Dann sah er mit wildem Blick auf die Särge, die, als schwärzere Massen denn die Dunkelheit, rings um ihn sich thürmten.

„Euch Todten hier," rief er, „Euch, meinen Ahnen, meinen Eltern, geb' ich, als des Maskenreigens Letzter, die Grabschrift für uns Alle: Wir täuschten und wurden getäuscht!"

„Gute Nacht, mein Lieb!" sagte Montigny zum dritten Mal und küßte sie auf Stirn und Mund.

„Gute Nacht, du lieber, herziger Mann!" erwiderte Stephanie.

Sie standen an der Thür des gelben Zimmers. Der Baron und Josephine waren längst in ihren Gemächern, aber das glück-

Digitized by Google

liche Paar riß sich ungern los. Fanny lehnte schlaftrunken an einem Spiegeltisch, die Kammerjungfer ging vom Zimmer in's Boudoir ab und zu, während Jene sich die Hände drückten, zusammen flüsterten und sich Gute Nacht sagten, nur um sich zu küssen.

„Wenn nun der Schatten wieder kommt?“ begann Montigny auf's Neue.

„O, er kommt nicht,“ sagte Stephanie. „Er kommt heute ganz gewiß nicht. War's ein Omen, so ist das Ereigniß eingetroffen, und war's ein Gebilde meiner Phantasie, ein Traum, so hab' ich heute süßere Träume.“

„Wenn aber der Schatten —“ Montigny unterbrach sich, legte den Arm um Stephanie und bat: „Verschließe Dein Boudoir und laß mich hier im gelben Zimmer wachen.“

Sie schlug ihm mit einem Kuß, aber bestimmt die Bitte ab. „Wenn Du so bedenklich davon sprichst,“ schloß sie, „erwacht meine Angst wieder.“

„Verzieh, mein Herz!“ erwiderte Edgar, „ich will ja nur auch den leisesten Schatten Dir aus dem Weg schaffen. . . Doch lassen wir die Todten —“ er biß sich ärgerlich auf die Zunge, „die Schatten, will ich sagen, den Schatten ruhen. Ich glaube wirklich, daß frühe Zubettgehen verwirrt mich.“

„Wir wollen in der Residenz uns bessern. O, mein Leben beginnt mit dem Heute erst.“

Ein tiefsinniger, nachhallender Schall durchdröhnte das Schloß, ähnlich dem Schlag auf eine Metallplatte oder Glocke.

„Was war das?“ sagte die Gräfin erschreckt.

„Eine Eisenthür krachte in's Schloß,“ antwortete nach einigen stummen Secunden Montigny.

„Im ganzen Gebäude ist keine Eisenthür. — Der Schall kam von der Capelle her.“

„So fiel dort ein Leuchter oder Crucifix auf den Steinboden.“

„O, wie sehn' ich mich, dies alte, unheimliche Gemäuer zu verlassen!“

„An Dir nur liegt's, es bald zu verlassen.“

Stephanie drohte schelmisch mit dem Finger und sagte: „Davon sprechen wir morgen. Ich habe Herrn von Montigny eine sehr ernste Lehre zu geben — daß in solchem verwunschenen Schloß die Wände Ohren haben.“

„Was meinst Du damit?“

„Himmel! es geht auf Zwölf. Nun kein Wort mehr! Gute Nacht, Du schönster, geliebtester Mann! Gute Nacht!“

Sie trennten sich. Edgar begab sich nach seinem Zimmer, wo er Lafleur im Lehnstuhl eingeschlafen fand.

„Vergebung, Euer Gnaden,“ stammelte der unsanft geweckte Diener; „die Landluft macht Einen zum Murmeltier. Erst zwölf Uhr, und das ganze Haus schläft schon.“

Montigny entließ ihn und warf sich angekleidet auf den Divan. Es erschreckte ihn ein unfaßbares Etwas in der Luft, eine unerklärliche Schwüle in seinem Innern, ein noch ungeborener Gedanke. Ja, dies Unbehagen war stärker als die Freude über Erfüllung seines höchsten Wunsches. Mit halbgeschlossenen Wimpern lag er schlaflos da. Gedanken kamen ihm und gingen, tasteten hierhin, dorthin, jeder in scheuer Furcht vor dem nächsten. . . . .

Die Schloßuhr schlug Eins, und immer noch sand Montigny nicht Schlaf. Er stand auf. Die Lampe war so gestellt, daß in Folge dieser Bewegung sein Schatten auf die Wand fiel. „Das ist's,“ sagte er plötzlich, ergriff eine Schutzmasse und schlich leise, vorsichtig aus dem Gemach; leise, vorsichtig hinab bis vor die Thür des gelben Zimmers. Er legte das Ohr an — Alles still.

Die Nacht triefte von Mondlicht, und der Corridor war grell erleuchtet. Edgar lehnte sich mit dem Rücken an ein Fenster, das der Thür gegenüber lag. Im Zimmer, im ganzen Schloß kein Laut. . . Doch horch! Es raschelte in der Mauer. Neben der Thür befand sich eine flache Nische mit einer Marmorbüste. Bon dort kam das Geräusch, und plötzlich sah Montigny zu seinem Entsetzen die Nische sich langsam, langsam drehen, und dann stand Heinrich ihm gegenüber. . . . Im ersten Augenblick stürzte Edgar vorwärts auf Jenen los, wollte ihn zu Boden schmettern, aber der Blick, die Ruhe des Mannes lähmten ihn. „Mensch,“ bebte er, „gestehen Sie oder ich vergesse mich — Was wollen Sie von uns? Wer sind Sie?“

Heinrich trat aus der Nische und sah Edgar mit einem drohenden, vernichtenden Blick fest in's Antlitz. „Ich bin nur noch der Schatten dessen, der ich war,“ antwortete er, „aber Du, Edgar von Montigny, bist mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele ein ganzer Schurke.“

Edgar drückte die Waffe in seiner Hand nicht ab, riß den langsam Hinweggeschreitenden nicht zurück. Leichenblaß, mit starren Augen sah er ihm nach und stammelte:

„Er war's — Heinrich lebt!“

(Schluß folgt.)

Ein Tag in Shakespeare's London.

Zur dreihundertjährigen Shakespeare-Feier.

Von **Julius Rodenberg.**

2. Die Bretter, die die Welt bedeuten.

Der Stutzer und der Mann von gutem Ton, der zu Elisabeth's Zeit seine Morgenpromenade in St. Paul macht, kennt bereits die Titel der Stücke, welche heut in den Theatern von London aufgeführt werden: denn unter den andern gottesfürchtigen Ankündigungen an den Wänden dieser Kathedralkirche befinden sich auch die Theaterzettel. Für die profane Menge jedoch und das Publicum im Großen werden sie an die Pfähle geschlagen, welche man hier und da in den Straßen errichtet hat, um die Pferde daranzubinden. An ihnen erblicken wir die sieben Theaterzettel der sieben Haupttheater von London: der Rose, des Schwans, des rothen Ochsen und des Vorhangs, wahrscheinlich nach einem Bilde, ferner des Globus, der Fortuna und der Hoffnung, wahrscheinlich nach einer Figur so genannt, welche an einer besonders sichtbaren Stelle dieser Gebäude als das „Zeichen“ derselben angebracht war. Die Theaterzettel damaliger Zeit enthielten nur die Namen des Stücks, des Dichters, der Truppe und ihres Patrons; aber kein Personenverzeichniß. Leider besitzen wir kein Original eines solchen Zettels mehr; jedoch geben uns die Titelblätter zu den ersten Ausgaben Shakespeare'scher Stücke vielleicht eine Idee von dem Styl, in welchem jene abgefaßt wurden. Hier ist ein Beispiel:

Ihrer Majestät Diener werden heut aufführen:
Eine sehr amüsante und ausgezeichnet erfundene Komödie,
genannt:

Syr John Fallaff und die lustigen Weiber von Windsor,
untermischt mit sententiös abwechselnden und vergnüglichen Einfällen des Syr Tuby, eines wälschen Ritters, des Friedensrichters Schaal, und seines weisen Cousins, Herrn Schmaatig, nebst den Aufschneidereien des alten Pistol und Corporals Nym,
von
Wm. Shakespeare,
wie sie verschiedentlich aufgeführt worden ist von des Sehr Ehrenwerthen, des Mylord Oberkammerherrn Dienern sowohl vor Ihrer Majestat als anderweit.

Shakespeare's Truppe, die vornehmste und bedeutendste jener Zeit, hatte zwei Theater: ein Wintertheater, Blackfriars genannt, und ein Sommertheater, den Globe. Das Blackfriarstheater, das älteste in London, und das erste, in welchem überhaupt je gespielt worden ist (seit dem Jahr 1576), stand in der Nähe der heutigen Blackfriarsbrücke. Genau da, wo jetzt die vier kolossalsten Schnellpressen von London arbeiten und finstere Speicherhöhlen unausgesetzt die bedruckten Zeitungsballen der „Times“ ausspeien, da spielte einst Shakespeare den Geist von Hamlet's Vater. Das Blackfriarstheater war ein sogenanntes Private-Theater, d. h. es war kleiner, als die andern, welche im Gegensatz dazu die öffentlichen Theater hießen, hatte ein vollständiges Dach, hatte Sitze

Digitized by Google

Die Bühne zu Shakespeare's Zeit.

im Parterre (pit) und man spielte darin vor einem gewählteren Publicum und bei Kerzenlicht, indem man das Tageslicht künstlich ausschloß. Das Globetheater dagegen, das Sommertheater der Compagnie, war ein öffentliches; es lag schräg gegenüber, auf der andern Seite der Themse, und um es zu erreichen, mußte man daher eine der Brücken kreuzen, oder man mußte sich „ein paar Ruder" miethen. Kutschen gab es im damaligen London nur erst ganz vereinzelt. Sie waren zugleich mit dem Tabakrauchen aufgekommen und wurden zugleich damit verspottet. Die Herren vom Hofe und die Cavaliere ritten in das Theater, begleitet von ihren irischen Pferdejungen, welche neben ihnen herliefen, und von ihren französischen Pagen, welche ihnen zu Pferde folgten. Die Mehrzahl der Zuschauer aber kam zu Wasser, in kleinen Ruderbooten. Dieses Mittel, sich von einem Punkt der Stadt an den andern zu begeben, war das beliebteste. Das damalige London, die City, lag fast ganz am Wasser und hatte weniger Brücken, als das heutige. Mehr als 40,000 Menschen lebten von ihrem Ruder und Fahrzeug und zwischen 3 und 4000 Personen ließen sich täglich allein zu den Theatern fahren, welche sämmtlich sich entweder auf dieser oder auf jener Seite des Stroms nicht am Wasser befanden.

Aber das Theater hatte auch seine Feinde. Schon haben wir unter dem Kreuz von St. Paul jenen Mann gesehen, jenen Geistlichen, den Ehrwürdigen John Stockwood, welcher vor seiner Gemeinde von Puritanern gegen diesen neuen Mißbrauch der Zeit eifert. „Ich sage Nichts," ruft er, „von verschiedenen andern Sünden, welche Tausende mit sich fortreißen und zuletzt in dem Strome der Eitelkeit ertränken. Aber seht auf die öffentlichen Schauspiele in London und seht auf die Menschenmenge, die ihnen zuströmt und die ihnen nachläuft. Betrachtet die prachtvollen Theatergebäude, ein beständiges Denkmal für Londons Verschwendung und Thorheit." Dann, nachdem der Prediger die Schrecken der Schauspielaufführungen in feurigen Worten geschildert, bringt er die Krankheit, welche fast jedes Jahr wüthete, damit in Verbindung und schließt mit der Behauptung: „Die Ursache der Pest ist die Sünde,

und die Ursachen der Sünden sind die Schauspiele; daher sind die Ursachen der Pest die Schauspiele."

Der Magistrat von London, Lord-Mayor und Aldermen, nahmen dieses Argument auf. In einem sehr gelehrten Actenstück dieser Körperschaft wird versichert, daß während der Pest zu spielen Ansteckung verbreite, und daß außer der Pest zu spielen die Pest erzeuge. Es ward demgemäß angeordnet, daß die Schauspieler — mit Ausnahme derjenigen, welche in Ihrer Majestät Diensten ständen — nur dann Erlaubniß haben sollen, zu spielen, wenn „die Stadt gesund sei", d. h. wenn während dreier Wochen nacheinander nicht mehr als 50 Leute in der Woche gestorben wären. Dann sollte am Sonntag überhaupt nicht und an den Wochentagen nicht früher gespielt werden, „als daß ein Jeder von den Zuschauern in seiner Wohnung vor Sonnenuntergang oder wenigstens vor Dunkelwerden zurück sein kann." — Diese sehr weisen Verordnungen eines hochtöblichen Magistrats hatten keinen andern Effect, als daß die Schauspielhäuser nicht in der City, sondern an den Außenräntern derselben, meistens am Wasser gebaut wurden, und daß Ihre Majestät und Ihrer Majestät große Lords die armen verfolgten Schauspieler in ihren „Dienst" nahmen und mit ihrer Schärpe gegen die Weisheit und Vorsicht der Väter der Stadt deckten. In dieser ihrer Eigenschaft trugen die Schauspieler jener Zeit, gleich den andern Dienstleuten derselben, die Wappen und die Farben ihrer Patrone; wer sich nun an ihnen vergriff, der bekam es mit den Lords von Ihrer Majestät Haushalt zu thun! Die Mitglieder von Shakespeare's Truppe und Shakespeare selber trugen als „Diener Ihrer Majestät" scharlachfarbene Mäntel mit Sammtaufschlägen.

Die Königin Elisabeth war eine große Freundin und Beschützerin des Schauspiels. Sie und ihr Hof hielten es für keine Sünde, nachdem sie am Vormittag ihren gebörigen Kirchgang gehabt, die Sonntage in einer Komödie zu beschließen, und in ihrer Sorge für das Vergnügen der niedrigern Classen ermunterte sie dieselben, ihrem Beispiele zu folgen. Damals war der Sonntag noch nicht jene Wüste von Scheinheiligkeit und Langeweile, die der heutigen Bevölkerung von London nach der Woche Last und Mühe keine andere Erholung gönnt, als die Kirche und das Gasthaus. Damals war der Sonntag der beste Tag für die Theater in London, und das Volk strömte hinein, um Shakespeare zu sehen und Shakespeare zu hören. — Die Königin für ihre Person ging zwar niemals in die Theater, aber in ihren Palästen zu Whitehall, in Richmond und in Windsor fanden beständig Vorstellungen statt, und einige von Shakespeare's Stücken wurden zuerst vor Ihrer Majestät aufgeführt. Eine ziemlich glaubwürdige Anekdote versichert uns, daß wir „die lustigen Weiber von Windsor" nur dem Wunsche der Königin zu verdanken hätten. Sie, die, wie alle Welt damals, eine große Bewunderung und Freundschaft hegte für Sir John Falstaff, wäre sehr neugierig gewesen, das Benehmen des „festen Ritters", nachdem sie ihn immer nur unter Männern, beim Becher und in der Schlacht gesehen, nun auch einmal in einem Liebesverhältniß und bei Damen kennen zu lernen. Dieses war eine Aufgabe für Shakespeare's Humor! Man sagt, daß er nicht länger als vierzehn Tage gebraucht habe, um sie auszuführen. Und so ging, kurz vor Elisabeth's Tode, Ende des Jahres 1602, die neue Komödie in Scene, wahrscheinlich im Schlosse von Windsor, in welchem die Königin damals vorzugsweise residirte und nach welchem auch der Dichter mit seiner Courtoisie sein Stück nannte. Eine freilich weniger glaubwürdige Anekdote fügt hinzu, die Königin habe über die Streiche der lustigen Weiber und das Mißgeschick ihres ritterlichen Galans, der unter einem Haufen schmutziger Wäsche in die Themse geworfen wird, so stark gelacht, daß sich in Folge davon ein Krampf und ein Husten einstellte, der tödtlich für sie geworden sei.

Aber noch steht die Sonne hoch und unser Schiffsein schwimmt auf der Themsewoge. Dort auf dem rechten Ufer ist Banksite, in Shakespeare's Londen der Sitz des Vergnügens, bunt von Wirthshauschildern und lustig von Musik. Dort ist der Bärengarten und dort sind fünf von den sieben Theatern Londons. Da, wo hinter Southwark-Bridge in unserm London ein gigantisches Heer von Schornsteinen Tag und Nacht schwarzen Qualm ausstößt, welcher die Atmosphäre verfinstert, wo ein immerwährendes Dröhnen ist von Frachtkarren und ein beständiger Geruch von Hopfen und Malz und wo an rußbedeckter Mauer ein Brei die Inschrift trägt: „Barclay's und Perkins's Brauhaus" — an derselben Stelle, dreihundert Jahre früher und unter dem blauen Himmel von Shakespeare's London steht sein Theater, welches den Herkules mit der Erdkugel zum Zeichen hat und nach demselben das Globe-Theater heißt. Es ist ein sechseckiges Gebäude von Holz, fast wie ein Belagerungsthurm mit vielen Fenstern ringsum, die wie Schießscharten aussehen, mit zwei Bretterhäuschen oben und einer Flaggenstange. Aus dem einen Bretterhäuschen tritt jetzt, wo die Glocken von London dreiviertel drei schlagen, ein phantastisch gekleideter Mann mit einer Trompete, um das erste Signal zu geben. Von allen Theatern in der Runde schmettern die gleichen Töne, die sich in der Luft begegnen und die Schiffe, von denen der Themsespiegel bedeckt ist, und die Reiter, welche sich über die Brücken bewegen, zu größerer Eile treiben. Aber bis es drei Uhr ist, wird der Trompeter noch zweimal blasen, und dann mit dem Vollschlag und dem letzten Tusch wird die Vorstellung beginnen und an dem Flaggenstock wird ein rothseidenes Bannertuch erscheinen.

Inzwischen hat Boot um Boot am Ufer angelegt, das Gewieher und Gestrappel zahlreicher Rosse ist rings um das Theater, und Alles drängt dem Eingang und der Casse zu — der junge Cavalier mit Degen und Federhut, der grabitätische Citymann, die sittig-schöne Bürgerin, der Gelehrte und der Bücherwurm von Klein-Britannien, der Raufbold aus den Schlupfwinkeln des Strandes, der Jurist vom Tempel, der Land-Gentleman, dessen Halle daheim voll ist von Falken und Dachshunden, der Lehrjunge, der Werkstatt entlaufen, und der Matrose, frisch noch vom Theer- und Seegeruch: sie Alle sind Shakespeare's Publicum.

Die Eintrittspreise sind sehr verschieden. Die billigsten Plätze, damals wie jetzt, sind auf der Gallerie: sie kosten nach unserm Geld etwa einen Silbergroschen. Die eigentliche Masse des Publicums drückt sich im Parterre zusammen, welches im Globe- wie in den übrigen öffentlichen Theatern der „Hof" (yard) heißt. Der „Hof" hat kein Dach und keine Sitzplätze: hier herrscht unbegrenzte Freiheit. Regen und Sonnenschein kommen nach Belieben, und für zwei Silbergroschen hat jeder britische Unterthan die Befugniß, hier zu sehen, zu drängen und sich drängen zu lassen, Aepfel zu essen, Nüsse zu knacken, Bier zu trinken, Karte zu spielen und das Schauspiel auszupfeifen. In dieser Beziehung, wenn auch in keiner andern, standen die „Gründlinge" in großem Ansehen: ihr Beifallsklatschen entschied über den Erfolg der Stücke. Aber sonst galten sie weder für respectabel, noch für fritisch zurechnungsfähig, und der eigentlich gebildete Theaterbesucher nahm sich wohl in Acht, unter sie zu gerathen. Für etwa 10—20 Silbergroschen nahm er seinen Sitz in einem von den „Zimmern", wie die Logen im Shakespeare's Theater hießen. Zuweilen miethete er sein „Zimmer" für die ganze Saison und hatte den Schlüssel in seiner eigenen Tasche.

An Taschendieben war auch in den damaligen Schauspielhäusern kein Mangel; aber die Art ihrer Bestrafung war originell: wenn man sie auf frischer That ergriff, so wurden sie ohne Weiteres auf die Bühne gebracht und an einen Pfahl gebunden, und dort boten sie sowohl dem Spotte als den Nußschalen der „Gründlinge" ein würdiges Ziel. Ueberhaupt war damals die Bühne weit mehr als in unsern Tagen für das Mitspiel des Publicums berechnet. Sie war nur zum kleinsten Theil für die Schauspieler bestimmt; mehr als die Hälfte diente den Dandies, den Schöngeistern und den Männern von Fach und Bildung zur Schaustellung ihrer eigenen Person oder ihrer weißen Hand oder ihrer seidenen Mäntel. Für ein kleines Trinkgeld hatten sie hier ihren dreibeinigen Stuhl oder sie warfen sich, so lang sie waren, auf den mit Binsen bestreuten Boden. Der vollendete Stutzer erschien niemals, bevor die Trompete zum dritten Male geblasen, dann, wie ein Zeitgenosse beschreibt, „schritt er sogleich zu dem Thore zur Bühne, ich meine nicht in die Herren-Zimmer (die Logen), welche Nichts mehr sind, als die Vorplätze der Bühne, sondern direct auf die Binsen, auf welchen die Komödie spielen soll." Die Zeichen des Beifalls und des Mißfallens waren in Shakespeare's Theater wie in den unsern. Das erste Beispiel des Hervorrufs freilich sollte erst mehr als hundert Jahre später und Einem begegnen, der es sich herausnahm, Shakespeare mit einem „betrunkenen Wilden" zu vergleichen, nämlich dem „Herrn von Voltaire" bei der ersten Aufführung seiner „Merope" im Jahre 1743.

In Shakespeare's Theater gab es weder einen Hervorruf, noch eine Kritik, der unmittelbare Beifall entschied Alles. Zwar hatten die Moderherren, welche auf der Bühne saßen, ihre Notizbücher,

Digitized by Google

„Tafeln" genannt, in welche sie während der Vorstellung eifrig nachschrieben, aber nur die Blüte, die ihnen am besten gefielen, um sie hernach bei Hof und in der Taverne nachzuerzählen, oder gelegentlich in das Gespräch zu mischen. Solch' ein Buch bei sich zu haben und mit dem Beginn des Schauspiels hervorzuziehen, galt für ein Zeichen literarischer Bildung und guten Geschmacks. Außerdem hatte der galante Mann jener Zeit sein Spiel Karten, seine Pfeife und seine drei Sorten Tabak bei sich, von denen „der wirkliche Trinidado" am meisten geschätzt wurde. Sich die Pfeife zu stopfen, war das Erste, was der Cavalier that, nachdem er seinen dreibeinigen Stuhl auf der Bühne eingenommen; dann zündete er sie an, wobei er die brennende Lunte auf der Spitze seines Degens umherreichte oder von seinem Nachbar sich ausbat. Das Rauchen war damals eine vollkommene Kunst; man nahm Unterricht im Rauchen, wie man heute Unterricht im Tanzen nimmt, man hatte die verschiedensten Manieren, um den Dampf zu „nehmen" und wieder auszublasen, nämlich den „Whiff" und den „Sniff" und den „Curipus", und für den besten Ort, um zu zeigen, was man bei seinem Professor gelernt, hielt man die Bühne.

Dies also war Shakespeare's Theater, von dem die nach authentischen Vorlagen auf jener Zeit entworfene Abbildung eine deutliche Vorstellung giebt; eine Bühne, 53 Fuß breit und 27½ Fuß tief; ein Raum von 12½ Fuß Breite rings um den Rest des Gebäudes für Logen, Galerien, Garderobe und Gänge, so daß der eingeschlossene „Hof" etwas wie 55 Fuß zu 40 maß, die Wände von Holz und Tünche gegen 32 Fuß hoch — Alles voll von rauchenden, lärmenden, trinkenden, essenden, liegenden, sitzenden und stehenden Menschen und über ihnen des Himmels Dach, blau und sonnig heute, trüb und regnerisch morgen.

Nur die Bühne war gegen den Wechsel der Witterung durch ein Strohdach geschützt, und der Raum auf derselben, wo gespielt werden sollte, von demjenigen Raum, welchen die Stuper und Schöngeister einnahmen, durch eine Gardine von gewirktem Stoff getrennt. Sie hing, wie jede andere Gardine, in Ringen an einer Stange und ward in der Mitte nach beiden Seiten auseinandergezogen. —

Jetzt schlägt es drei, und der dritte Trompetenstoß erschallt von oben. Sogleich bewegt und theilt sich der Vorhang. Der Prolog tritt auf: in einem schwarzen Mantel und ein Lorbeerreis um die Stirn geschlungen. Er ließt seinen poetischen Gruß an die Zuhörer, mit dem er sie gleichsam bewillkommt und zu dem Schauspiel vorbereitet, von einem Blatt ab, welches er in der Hand hält. Sobald er geendet hat und abgetreten ist, beginnt das Spiel. Nach dem Ende desselben erscheint der Epilog, gewöhnlich (in Shakespeare's Stücken fast regelmäßig) eine von den Personen des Drama's, welche die Zuschauer einlädt, mit dem Beifall nicht zu kargen. „Nun gute Nacht," sagt der Epilog des „Sommernachtstraums",

Das Spiel zu enden,
Begnügt uns mit gewogenen Händen!

Nach dem Epilog kam der „Jig" ein Duodlibet von Rede, Gesang und Tanz, zugleich Couplet und Ballet, voll von Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages, ausgeführt von den „Clowns" der Gesellschaft und begleitet von Musik. Der Schluß der ganzen Vorstellung wurde damit gemacht, daß alle Mitglieder der Truppe noch einmal erschienen, vorn am Rand der Bühne niederknieten und ein Gebet für die Königin sprachen — eine Sitte, die sich im heutigen England erhalten hat, wo man kein Schauspiel, keine Oper und kein Concert verläßt, ohne daß vorher die Nationalhymne angestimmt würde.

Wie aber sah es nun auf Shakespeare's Bühne während der Vorstellung aus? Sehr primitiv, die Leser können sich darauf verlassen! Da war keine Decoration und keine Scenerie, da war Nichts als ein großes Brett im Hintergrund, mit der Inschrift: „France", wenn die Scene in Frankreich lag, oder „Venetia" und „Verona", wenn der Dichter uns in das Land versetzen will, wo Othello sein Weib aus Eifersucht erwürgt, wo Romeo und Julia geliebt haben und gestorben sind um ihrer Liebe willen. So rasch wie dieses Brett gewechselt wird, wechselt auch der Schauplatz: Puck selber kann nicht schneller fliegen; in einem Act sind wir zuweilen an sechs verschiedenen Ecken und Enden der Welt, und Alles durch ein Brett! Dieses daher, in Shakespeare's Sinne, sind „die Breter, die die Welt bedeuten." — Wie in jedem guten Hause damaliger Zeit ist auch der Boden der Bühne mit Binsen bestreut, die Wände sind mit Teppichen behängt, ein Balcon ist da und mehrere Vorhänge im Hintergrund. Der Balcon ist für die Belagerungen, wenn die Bürger „auf den Mauern", oder die Soldaten „auf den Thürmen" erscheinen; die Vorhänge, „Traversen" genannt, sind für die Herstellung eines zweiten Zimmers auf der Bühne, wo es erfordert wird, oder wo, wie in „Hamlet", ein Spiel im Spiele vorkommt. Man half sich in Allem so gut es anging. In einem Stücke soll ein muselmännischer Held begraben werden; das Einzige, was der Dichter thut, um der Einbildungskraft des Zuschauers zu Hülfe zu kommen, ist die Notiz: „Man stelle sich den Tempel Mahomet's vor." In einem andern Stücke soll ein Bauer seinen Nachbarn einladen; um die Zuschauer zu unterrichten, daß die Einladung angenommen sei und daß die Beiden in die Hütte treten, lautet die Bühnennotiz: „Hier bellt ein Hund," und der scenische Effect ward dem Schauspieler überlassen, welcher am besten bellen konnte. Zuweilen war auch nicht einmal so viel gethan, um das Publicum über das Wo? und Wie? der Handlung zu unterrichten. Aber doch war das Shakespeare-Theater nicht ganz ohne Vorrichtungen für eine bescheidene Art der Effecte. Es hatte z. B. Fallthüren, welche die Stelle unserer Versenkungen einnahmen. Der Hexenkessel in „Macbeth" versank durch eine solche Fallthür. In einem andern Stücke heißt es: „Die Magier schlagen mit ihren Stäben auf den Grund und von unten herauf kommt ein praver Baum." Es gab auch Mittel, die Figuren nach oben entschweben zu lassen; aber diese waren von einer etwas derberen Substanz, als die unsichtbaren Drähte unserer Zauberstücke. So erhebt es in einem Stücke jener Zeit: „Venus geht ab; oder, wenn man es einrichten kann, lasse man von oben eine Kette herab und ziehe sie heraus." —

Von Shakespeare's Theatern stand das in Blackfriars eine lange Zeit, bis es vor Altersschwäche in sich zusammenstürzte; aber der Globe hatte nur ein kurzes Leben. An einem Abend, im Jahre 1613, als Shakespeare's „Heinrich VIII." aufgeführt ward, fiel ein brennender Spahn auf die ausnahmsweise mit einer Strohmatte bedeckte Bühne. Die Flammen griffen reißend um sich in dem hölzernen Gebäude, und es war bald zu Asche verbrannt.

Drei Jahre darauf starb auch Shakespeare; die Asche des Globe-Theaters sollte symbolisch werden für das Schicksal seiner Dichtungen. Denn nun kam der Tag, welchen der Puritaner am Kreuz von St. Paul vorhergesagt — Carl I. ward enthauptet und Cromwell's eisernes Regiment begann. „Jene Flaggen des Trotzes gegen Gott", welche von den Theatern geweht hatten, wurden eingezogen; „jene Trompeten, die geblasen worden waren, um die Leute zur Sünde zu rufen", verstummten. Ein langer Bußtag wurde verkündet, und England saß in Sack und Asche. Die Schauspieler wanderten aus und die Theater wurden geschlossen.

Als diese in dem tollen und kurzen Fasching der letzten Stuarts wieder geöffnet wurden, da waren es andere Theater — Theater, die Shakespeare nicht mehr kannten. Lustige Zänker und Musikanten aus Italien, schöne Schauspielerinnen und bunte Decorationen aus Frankreich kamen mit dem zweiten Carl aus der Verbannung; aber Shakespeare war vergessen.

Und er blieb es, wohl an die hundert Jahr, bis unser Lessing kam und ihn der Welt zurückgab, bis Schiller und Goethe kamen, die ihn den Unsrigen nannten, und Schlegel und Tieck, die ihn zu dem Unsrigen machten. Und so, als den Unsern, wollen wir ihn feiern, dankbar dem Lande, das ihn uns gegeben, aber vor Allen auch denen, die ihn aus hundertjähriger Vergessenheit wieder emporgehoben und dem Gold seiner Dichtung die Zeichen deutscher Arbeit, deutschen Ernstes und deutscher Gründlichkeit aufgeprägt haben!

Aerztliche Winke für Badegäste.

Zur Beherzigung für die herannahende Curzeit.

Das Frühjahr kommt, und wieder werden Tausende von Menschen, wie alljährlich, in die verschiedensten Bäder wandern, um die Heilung ihrer Leiden zu suchen, welche sie in der Heimath nicht fanden. Viele der armen Kranken kehren mit getäuschter Erwartung zurück, die Einen, weil sie mit falschen Hoffnungen hingingen, die Anderen, weil sie die Cur nicht zu brauchen verstanden. Das Letztere

Digitized by Google

mag auffällig scheinen; denn Jeder meint, bei der großen Zahl von Badeschriften, Badeführern und Badeätetiken sei es leicht sich zu belehren. Diese Belehrung ist gewiß sehr nothwendig und nützlich — nichtsdestoweniger aber ungenügend, und es läuft der Kranke noch Gefahren, welche in jenen Büchern nicht beschrieben stehen. Es sind dies die Gefahren, die dem Kranken durch mangelhafte technische Einrichtungen an den Badeorten, schleuderhaft betriebene Bäder und lässige Badeverwaltungen drohen.

Dem jüngeren Curgaste bleiben derlei Mißstände gewöhnlich verborgen, der Badeveteran hat ihre Kenntniß oft mit Opfern an Gesundheit und Geld erkauft. Wir wollen jetzt einmal auf Grund eigner vielfältiger Anschauung und Prüfung versuchen, diese Gefahren kurz darzulegen. Viele lassen sich hier nur andeuten, die wenigsten so vollständig besprechen, wie es nothwendig wäre — wir hoffen aber dennoch Diesem und Jenem ein nützlicher Wegweiser werden zu können.

Wir beginnen mit den Gefahren, welche für die Kranken aus mangelhaften technischen Einrichtungen in den Bädern entstehen. So glänzend die meisten Beschreibungen und Berichte klingen, welche die Badeverwaltungen über die letzte „Saison“ und die neuen verbesserten Einrichtungen veröffentlichen, so selten sieht der aufmerksamere Beobachter seine gerechten Erwartungen erfüllt. Welchen zahlreichen anzenfälligen Mängeln begegnen wir selbst noch in den ersten Badeorten Europas! Da finden wir in gar vielen noch alte Badehäuser mit halbunterirdischen Badezimmern, in welche Luft und Licht nur spärlich dringen, wo beständig eine naßkalte, mobrige Atmosphäre lagert und das Mauerwerk nie austrocknet. Gewöhnlich fehlt es da an jedem Comfort, ja der Kranke entbehrt des nothwendigsten Schutzes — es giebt keine geheizten Wartezimmer, keinen Abschluß vor Zugwinden. Vielfältig finden sich auch noch zu kurze, zu schmale oder zu hohe Badewannen; das Material derselben ist häufig durchlässig oder kältet; die Stufen bei eingelassenen Wannen sind schlüpfrig; die Wasserhähne laufen. Sehr zu rügen ist, daß man an einzelnen Badeorten das heiße Wasser noch ohne Ansatzrohr einströmen läßt, wodurch sich das ganze Cabinet mit belästigenden Wasserdämpfen füllt, für deren Abzug selten Fürsorge getroffen ist. Dabei ist die Zahl der Badecabinete, zumal in den besuchtesten Badeorten, noch so unzureichend, daß die Kranken während des größten Theiles der Saison genöthigt sind zu den unpassendsten Stunden zu baden, ja häufig die zugemessene Badezeit über Gebühr eingeschränkt werden muß. Nur selten findet sich die nöthige Badebedienung, sodaß es deshalb für dieselbe gradezu unmöglich wird, die Bäder mit dem Zeitaufwand und der Umsicht zu bereiten, welche die Herstellung eines Bades von vorschriftsmäßiger Mischung und Temperatur erfordert.

Die Nachtheile, welche den Kranken schon hieraus erwachsen, sind naheliegend. Was nützen die sorgfältigsten ärztlichen Verschriften gegenüber solchen Mängeln? Lassen sich bei einiger Umsicht auch diese und jener überwinden, so ist es unmöglich alle zu vermeiden. Dein Arzt hat Dir z. B. gesagt, Du sollst Deine Soole- oder Stahlbäder allmählich kühler nehmen und bei den kühleren Bädern Dich mehr bewegen. Du bist so vorsichtig selbst Dein Bad mit nachzumessen und erreichst wirklich eine allmähliche Abstufung der Temperatur, wie wird es Dir aber möglich sein, Dich in einer kurzen und schmalen Wanne zu bewegen? — Noch drohen andere Gefahren, welche ihren Grund in der Unwissenheit des Badepersonales, der mangelhaften ärztlichen Instruction und Ueberwachung beizelben haben. So pflegte in einem weitberühmten Soolbade die Bademeisterin ohne specielle ärztliche Vorschrift dem Bade an jedem dritten Tage fünf Maß Soole mehr zuzusetzen, so daß der Kranke binnen Kurzem mit einem Zusatze von dreißig Maß Soole und mehr badete. Nun regen bekanntlich starke und warme Soolbäder sehr auf, und so bleibt dem Kranken sein verändertes Befinden gänzlich unerklärt, wenn er nicht vielleicht zufällig den Grund erfährt. Es ist das ein Stück des Badeschlendrians, welcher das ärgste Gift des Curlebens ist und welchem kein Badegast ganz entfliehen kann. In allen Bädern herrscht ein gewisser Badestyl, die Bäder werden nach einer gewissen Regel verstärkt, man verlängert seinen Aufenthalt in denselben stufmäßig, man badet gewissenhaft die Zahl der achtundzwanzig Bäder ab. Das klingt recht vernünftig und doch hat es seine großen Gefahren. Der Schlendrian ist der geborne Feind jeder Beobachtung, jeder Rücksicht auf eine Verschiedenheit der Individualität und des Krankheitscharakters. Es ist ein arger Irrthum vieler Kranker, daß sie blind diesem Herkommen folgen. Die Badeweise hat sich dem Krankheitscharakter unserer Zeit anzupassen, nicht umgekehrt.

Kommen wir jetzt zu einem andern Uebelstande, wir meinen die Unsitte der sogenannten Hausbäder, welche sich noch in den bedeutendsten Bädern findet. Man verabreicht Bäder in der Mehrzahl der Privatwohnungen, theilweise eine natürliche Folge der mangelhaften Einrichtung der öffentlichen Badeanstalten. Solche Bäder entziehen sich jeder ärztlichen Controle und bieten keinerlei Gewähr einer richtigen Bereitung, abgesehen von der gewöhnlichen Mangelhaftigkeit der dazu verwendeten Locale.

Die Einrichtung der Dampfbadeanstalten ist gleichfalls an vielen Orten höchst primitiv.

Von größter Wichtigkeit in der neuen Badetherapie sind die Einathmungen. Ein so vorzügliches Heilmittel diese in zahlreichen Krankheitsfällen sind, so finden sich hinsichtlich solcher Inhalationen die widersinnigsten Einrichtungen und drohen den Kranken die größten Gefahren. Beginnen wir mit den Einathmungen in den sogenannten Dunstbädern. Ein derartiges Dunstbad sahen wir an einem sehr besuchten Soolbade aus einem kleinem Cabinet bestehen, in welches die Soolstufte — hauptsächlich Wasserdämpfe mit Beimengung von Salzsäure, Brom ?, und Salmiakdämpfen — aus einem hölzernen Schlot, durch welchen sie vom Sudhause herbeigeleitet wurden, einströmten. Die Temperatur der einströmenden Dünste betrug bei unserer Messung + 35° R. An diesen Schloten, welche mit einer Art Mundstück versehen sind, athmen die Kranken ein. Man kann aber nicht genug besonders Brustkranke vor solchen gefährlichen Versuchen warnen: die unausbleiblichen Folgen sind heftiger Blutsturz zu den Lungen und dem Gehirn. Auch die Promenaden in den Salzdörrsälen der Soolbäder erheischen große Vorsicht. Man folgt gewöhnlich dem Arbeiter, welcher das Salz auf der Dörre umrührt, um den sich hierbei entwickelnden durch die Zersetzung der Chlormagnesia stark chlorhaltigen Salzstaub einzuathmen. Wir fanden die Temperatur dieses Dunstes + 32° R. Wenn man nun bedenkt, daß die Kranken hier in der gewöhnlichen Bekleidung umherwandeln, die Temperatur an diesen Dörren bei heißen Tagen oft auf 40° R. steigt, so ist es leicht erklärlich, wenn Patienten bei diesen Promenaden von Lungenblutungen befallen wurden, wie uns mehrfach versichert ward. Diese Einathmungen, denen eine wichtige Einwirkung auf den Organismus nicht abzusprechen ist, wären nur dann zu gestatten, sobald die betreffenden Badedirectionen dafür Sorge trügen, daß die Kranken, gleich den Salinenarbeitern, auf das Leichteste bekleidet, daß also bestimmte Stunden für Herren und Damen angeordnet wären, daß durch eine Ventilationsvorrichtung die Temperatur dieser Räume nach Bedürfniß ermäßigt werden könnte und daß endlich durch zweckmäßig angelegte Wartezimmer für einen allmählichen Uebergang der äußeren und inneren Temperaturverhältnisse gesorgt und der Comfort der Kranken durch Anstellung von Stühlen und Sophas in den Sinträumen bestmöglichst wäre.

In neuester Zeit fängt man vielfach an, nach dem Muster der Inhalationsäle in den Pyrenäenbädern (zuerst 1856 in Pierrefonds) Säle für Einathmung zerstäubter Mineralwässer einzurichten. Diese Methode ist jedenfalls viel richtiger, weil hierbei keine Zersetzung der Mineralwasserbestandtheile stattfindet. Auch dies erfordert jedoch Vorsicht und eine gewisse Kunst. Während die Kranken bei den meisten Dunsteinathmungen die Gefahr laufen, sich durch eine zu hohe Temperatur des eingeathmeten Dunstes zu schaden, fällt man hier gewöhnlich in den entgegengesetzten Fehler, zu kalt einzuathmen. Letzteres ist ebenso schädlich, als Ersteres, indem es die Schleimhaut der Respirationsorgane reizt und den Katarrh vermehrt, welchen es beseitigen soll. Das haben alle Brustkranken, besonders Tuberculöse, zu beherzigen! Es ist unglaublich, mit welchem Leichtsinn oft Kranke hierin verfahren. Man sieht sie sich nach einem Spaziergang erhitzt vor den Inhalationsapparat stellen, hastig einathmen, bald schwatzen u. s. w. Wir gehen deshalb auf Grund einer vielfachen Erfahrung die wichtigsten praktischen Regeln*:

Der Kranke, welcher Einathmungen mit Nutzen gebrauchen will, prüfe sein Befinden jedesmal vorher sorgfältig. Körperliche, geistige oder gemüthliche Aufregungen dürfen nicht vorhergegangen sein, der Organismus muß sich in dem Zustande der möglichsten Ruhe befinden. Keine engen Kleidungsstücke, insbesondere keine

* Es wäre jedenfalls zweckmäßig, gedruckte Verhaltungsregeln in den Inhalationssälen anzuschlagen.

Digitized by Google

Halsbinden und Corsets, dürfen den Blutkreislauf hemmen, während die Kleidung im Allgemeinen der Temperatur entsprechen muß. Der Kranke setze sich bequem vor den Einathmungsapparat, er darf weder den Hals strecken müssen, noch darf seine ganze Stellung ihn leicht ermüden. Ist nun der Kranke in seiner Weise aufgeregt, erhitzt oder beengt, so beginne er einzuathmen und achte zunächst auf das Gefühl, welches der eingeathmete Wasserstand erregt. Der Eindruck dieses Staubes darf weder vorwiegend warm noch kühl sein, derselbe muß angenehm berühren, dann hat er die richtige Temperatur. Um den Staub wirklich in die Luftwege einzuführen, öffne der Kranke den Mund so weit als möglich und halte sich die platt herausgestreckte Zunge mit seinem Taschentuche fest. Dann athme er langsam und tief ein und ebenso aus, nach einigen Athemzügen pausire er, um dann in derselben Weise fortzufahren. Kein Kranker athme anfangs länger als zehn Minuten ein und nur zweimal des Tages; bei längerer Gewöhnung darf er täglich drei bis viermal je zehn Minuten einathmen. In einer Sitzung länger als zehn bis höchstens fünfzehn Minuten einzuathmen, ist durchaus nicht räthlich, wir sahen davon nur Nachtheil. Während des Einathmens hat sich der Kranke alles Sprechens streng zu enthalten und nach beendigter Sitzung jede Verkühlung zu meiden. Dieselben Grundsätze gelten auch bei dem Gebrauch der jetzt viel verbreiteten tragbaren Arzneimittelzerstäuber, der sogenannten Pulveriseteurs.

An die Einathmungen zerstäubter Wässer schließen sich die Einathmungen von Gasarten, besonders Kohlensäure, Stickstoff und Schwefelwasserstoff. Sobald diese Gasarten nicht als besondere Gasquellen der Erde entströmen und sich sofort in eigene Gasbinete leiten und zu Gasbädern und Gastouchen verwenden lassen, erfolgt die Entbindung derselben aus den Mineralquellen am zweckmäßigsten auf dem Wege der mechanischen Zerstäubung der Mineralwässer. Es kann nun das entbundene Gas für sich als sogenanntes trockenes Gas oder mit beigemengtem Wasserstaub als feuchtes Gas eingeathmet werden. Beides geschieht vielfach. Die Einathmungen des trockenen Gases in den sogenannten Gascabineten scheinen uns am wenigsten wirksam. Das Gas hat sich schon mit atmosphärischer Luft verdünnt, ehe es ausströmt. Die Hauptsache ist das Gas im Augenblicke seines Entstehens einzuathmen. Diesen Zweck erfüllt am vollkommensten der Apparat des Dr. Spengler in Ems, wovon sich Jeder leicht überzeugen kann und was zur Nachachtung hier bemerkt sei. Einathmungen von feuchtem Gas erfolgen jetzt am besten mittels der neueren Zerstäubungsapparate, und es gelten hierfür die obigen Vorsichtsmaßregeln. Größere Zerstäubungsvorrichtungen finden sich noch in verschiedenen deutschen Schwefelbädern, sie beruhen im Wesentlichen auf demselben Principe, wie die neueren Apparate. Nicht genug erinnern können wir, daß man diese Inhalationsräte mit Doppelthüren und Doppelfenstern und geschlossenen Vorzimmern versehe. Es ist besser, es hat ein Badeort keinen Inhalationssaal, als einen schlechten.

Noch ist endlich hier der Einathmungen an den Gradirhäusern zu gedenken. Dieselben sind oft so frei und zugig gelegen, daß deren Besuch nur an sehr schönen und windstillen Tagen gerathen ist. Häufig fehlen noch an denselben Ruhesitze für die Kranken.

Auch die Trinkeinrichtungen bieten Uebelstände. In vielen Bädern ist die Schöpfmethode mangelhaft und unappetitlich — wir empfehlen die Einführung des Hebeapparates am Kreuz- und am Ferdinandsbrunnen in Marienbad; — die Schenkmächen sind nicht sauber genug gekleidet; die Spülung der Gläser ist besonders bei grossem Zudrang an den Quellen mangelhaft, das Becherwag ungleich. Zugfreie, zugedeckte Trinkcolonnaden fehlen noch an vielen Orten.

Die Kräuterstäfle sollen nur von den Apothekern bereitet werden, da nur dann einige Gewähr dafür geleistet ist, daß die richtigen Kräuter gesammelt und in zweckmäßiger Weise ausgepreßt werden.

In der Molkenbereitung ist die Zulassung der Concurrenz nicht statthaft, es ist Sache der Badeverwaltung, für die gute Bereitung derselben unter ärztlicher Controle Sorge zu tragen.

Wir schließen hiermit — der Gegenstand ist zu umfassend, als daß wir hier mehr als Bruchstücke geben können. Absichtlich haben wir keinen Ort, in welchem sich die besprochenen Mängel finden, genannt; wir wollen Niemand verletzen und Niemand gegen dieses oder jenes Bad einnehmen. Wer sich getroffen fühlt, möge dahin wirken, daß mangelhafte Einrichtungen der Anforderungen der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Kranken gemäß umgestaltet werden! Diese Fortschritte werden sich nur dann sicher erzielen lassen, wenn die Badeverwaltungen der Stimme der Aerzte den entsprechenden Einfluß gestatten, welcher denselben in diesem Punkte gebührt, und wenn das Publicum selbst, als leidender und zahlender Theil, seine gerechten Forderungen dabei geltend macht.

G. Seifert.

Bilder von der deutschen Landstraße.

I. Der Fuhrmann von Dazumal.

„Kein Kaiser und kein König kann ohne Fuhrmann sein." — Der Kärrner, der „Stiefelknecht" und der große Frachtwagen. — Die Krämwinkler Kärrner mit der höchsten Leiter. — Der Wirth in Futterdorf und seine Hennühnde. — Die Fünfeburger Hengste. — Der weiße Kittel und die Ausrüstung des Kärrners; der „finkende Balsam" und die Salzsunger Tropfen. — Die Geleitsreiter und das Geleitszeichen. — Des Kärrners „getreuer Gefährte und Helfer", ein Fuhrmanns-Vademecum und Fuhrmanns-Gebeter. — Die fröhliche Fährdite für den ausfahrenden Kärrner. — Fuhrmannsglaube. — Das Ceremoniel des Kärrnerritterschlags in Nürnberg.

Wir stehen auf dem Perron eines Bahnhofes, in welchen mehrere Eisenbahnen ihre Schienenstränge einmünden; eben brausen von verschiedenen Seiten drei mächtige Güterzüge heran. Welch' eine Masse von Frachtgütern ist hier in wenigen Augenblicken zusammengebracht! Der Fall ist denkbar, daß jeder Wagen durchschnittlich mit 80 Centnern beladen ist. Nehmen wir jeden der eben angekommenen Züge zu 36 Wagen an, so ergiebt dies die Summe von 8,640 Centnern. Um diese Lasten selbst auf ebener Chaussee fortzuschaffen, würden dennoch 108 vierspännige Frachtwagen mit 432 Pferden von mittlerer Zugkraft nothwendig sein. Billige Tarifsätze gestatten, auch solche Dinge auf den Eisenbahnen zu befördern, an deren Versandt „per Achse" früher nicht zu denken war. Neben der Wohlfeilheit der Frachtsätze ward aber die große Geschwindigkeit, mit welcher der Schienenweg Güter transportirt, Ursache, daß das Fuhrmannswesen, welches früher die Stelle der Eisenbahn als Verkehrsmittel vertrat, nach und nach zum Erliegen kam und in unseren Tagen geradezu als der Vergangenheit angehörig betrachtet werden muß. Wir meinen hier natürlich das große Frachtfuhrwesen, wie sich dasselbe auf den alten Handelsstraßen Deutschlands bewegte, scheiden also das sogenannte Botenfuhrwerk, welches gleichfalls als Binnenverkehr den Güterverkehr zwischen nicht allzu entfernten Orten in regelmäßigen Zwischenräumen vermittelte und zum Theil noch vermittelt, selbstverständlich aus, wie ja auch der frühere Fuhrherr, selbst wenn er sich von dem sogenannten Fuhrmannsstolze frei wußte, solch' Botenfuhrwerk stets als zum eigentlichen Frachtfuhrwesen nicht gehörend betrachtet hat. Die äußerst wenigen Fuhrleute, welche uns gegenwärtig noch hie und da und namentlich zur Zeit der größeren Handelsmessen begegnen, können dem früheren Fuhrmannswesen gegenüber in gar keinen Vergleich gestellt werden. Die Besitzer dieser wenigen Wagen beschaften sich meist selber, indem der ehemalige Fuhrmann sich in einen Handelsmann verwandelt hat. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß der Rest ein eines uralten Fuhrmannsliedes:

Kein Kaiser und kein König
Kann ohne Fuhrmann sein!

seine Bedeutung gänzlich verloren hätte; denn die Reglements der Eisenbahnen schließen gewisse Güter, wie z. B. Pulver, vom Transporte aus, und Kaiser und Könige können ohne Pulver leider doch nicht gut sein. —

Digitized by Google

Die folgenden Skizzen wolle man als Bausteine einer späteren Monographie über das deutsche Fuhrmannswesen betrachten, da dieses, trotz seiner Bedeutung für das Culturleben, noch in keinem culturhistorischen Werke eine eingehende Beachtung erfahren hat.

Betrachten wir zuerst die Art der Fuhrmannswagen und ihrer Bespannung, so haben wir drei Perioden zu unterscheiden, von denen diejenige der Kärrner Jahrhunderte umfaßt und noch in das erste Decennium dieses Jahrhunderts hereinreicht, die zweite aber, diejenige der „Stiefelknechte", nur von kurzer Dauer war und mehr als Uebergangsstadium zu betrachten ist, während die dritte die Zeit des großen Frachtfuhrwesens umfaßt, welches in seiner weitesten Entfaltung und in seiner schönsten Blüthe durch das Entstehen der Eisenbahnen plötzlich einen tödtlichen Schlag erlitt, um alsdann unter Krämpfen und schmerzhaften Zuckungen sein kümmerliches Dasein auszuhauchen.

Die Periode der Kärrner reicht offenbar bis in die früheste Zeit zurück, als in verschiedenen deutschen Städten Handel und Gewerbfleiß blühten und das Bedürfniß nach Ein- und Ausfuhr erzeugten. Die Karren, welche der Kärrner fuhr, und von welchen er seinen Namen empfing, waren breite, zweiräderige Gestelle mit hölzernen Achsen. Auf dem Gestelle waren die beiden langen Karrenbäume und die breiten Wagenbrete befestigt, während die niedrigen, senkrecht stehenden Karrenleitern nur beim Beladen mit Getreide, Salz, Glas und Mineralwassern gebräuchlich waren. Eine Ausnahme hiervon machten nur die Krahnwinkler Kärrner aus dem Gothaischen, welche den Kienruß vom Thüringer Walde nach Norddeutschland fuhren und dabei die höchsten Leitern führten, welche bei einem deutschen Kärrner gesehen wurden. Statt der Deichsel hatten die Karren die gabelförmige Barre, in welche ein starker, kräftiger Lüneburger Gaul gespannt wurde, vor welchem die übrigen Pferde, oft sechs bis zehn, in langer Reihe einzeln im Zuge gingen. Von dieser Art der Bespannung nannte man das Fuhrwerk Einzel- oder Einzuhrwerk im Gegensatz zu dem späteren Stangenzuhrwerk. Die Pferde hatten tiefe breite Kummete, und auf dem zunächst vor der Barre gehenden Gaule lag ein Reitsissen. — Die Räder der Karren waren in früherer Zeit unbeschlagen, weshalb sie ihre Ankunft schon von Weitem durch dumpfes Rollen ankündigten. Unter dem Karren hing der kleine Schmiereimer, dessen Inhalt aus Oel und Pech bereitet wurde; denn den aus alten Lieferstücken gewonnenen Theer benutzte der Kärrner nur im Nothfalle.

Da man in jener Zeit — wenigstens auf dem Gebiete des Fuhrmannswesens — weder den Hemmschuh noch das Schleifzeug kannte, so führte jeder Kärrner zwei Bündel von gegen zwei Zoll starken eichenen oder auch jungbuchenen Stecken mit sich, welche unter dem Gestelle der Karren so befestigt wurden, daß sie, sobald der Karren einen Berg oder Abhang hinab zu fahren war, in die Speichen der Räder eingriffen und vermöge ihrer Elasticität das Gefährt unter einem monotonen Klipp-Klipp zu hemmen im Stande waren. Von dieser drolligen Musik, die dadurch, daß oft zehn bis zwanzig Karren hinter einander fuhren, eine nicht geringe Verstärkung erhielt, ist der Name jenes uralten Hemmungsapparates — „Klippsteden" — herzuleiten. War der Berg, welchen der Karren hinabzufahren war, sehr steil, wie u. A. die von jedem Fuhrmann gefürchtete, sogenannte Steinpflaster, zum Theil mit wilden Felspartien bedeckte Anhöhe zwischen Münden und Lutterberg, so wurden außerdem an beiden Seiten des Karrens Schleifbäume befestigt, welche das schnelle Herumdrehen der Räder verhinderten. Beispielsweise erwähnen wir, daß oben in Lutterberg hölzerne Hemmschuhe verfertigt wurden, wovon der Wirth (Ellerip) das Stück mit zwei Groschen an den Kärrner verkaufte. Kam der letztere unten am Berge an, so gab er die Hemmschuhe in der Einnahme ab. Hier wurde sortirt; diejenigen Hemmschuhe, welche auf der gefährlichen Tour Schaden gelitten hatten, wurden zu Brennholz verurtheilt, diejenigen aber, welche so ausfahen, als ob sie eine zweite Partie wagen könnten, hatten die Ehre, von dem Wirthe in einem Wägelchen wieder hinauf geholt und stückweise mit zwei Groschen von Neuem verkauft zu werden. Bei der äußerst lebhaften Passage war es kein Wunder, wenn oft in wenigen Tagen sich ein Wägelchen voll brauchbarer Hemmschuhe angesammelt hatte. Zuweilen aber reichten alle bis jetzt genannten Hemmungsmittel nicht aus, um den Karren im Gleichgewichte zu erhalten, so daß häufig einige Pferde mit der Brust an den hinteren Theil des Karrens gespannt werden mußten, um im entscheidenden Augenblicke von dem „hinteren Kärrner" zum Aufhalten zurückgezogen zu werden. — Kam der Karren zum Stehen, so dienten zwei Stühpel dazu, den Karren im Gleichgewichte zu erhalten; der eine dieser Stühpel war während der Fahrt an dem vorderen Theile der linken Gabel der Barre wagrecht befestigt, während der andere hinten am Karren an dem Verbindungsgliede der beiden Karrenbäume frei schwebte. Auf dem Kreuze des Barrenganzes lag über dem sogenannten Futter ein kleiner Sattel, von welchem in früherer Zeit breite Leder, später aber Ketten nach der Barre herunterführten, mit der sie durch die sogenannten Schellen, starke eiserne Ringe, in Verbindung standen. Mittels dieses Apparates mußte der Barrenganl den Karren in waagrechter Richtung erhalten.

Das Geschirr war äußerst einfach und schmucklos. Was zum Zuge diente, war von Eisen; Stränge und andere Theile des Geschirres von Hanf gab es früher nicht. Der Kärrner gab den Lüneburger Hengsten aus mehr als einem Grunde den Vorzug; man rühmte diesen Thieren nach, daß sie äußerst klug und von großer Ausdauer seien. Deshalb waren die Pferdemärkte in Uelze in Hannover, später auch in Celle immer sehr besucht. Diese Karrengäule wurden drei-, auch vierjährig gekauft und zu Anfang dieses Jahrhunderts das Stück schon mit 12—16 Pistolen bezahlt. Daß die Lüneburger Gäule gelehrige Thiere waren, geht schon daraus hervor, daß ein und derselbe Kärrner gleichzeitig oft 4—6 beladene Karren mit sich führte, die dem ersten Karren nachfolgenden Geschirre also ohne besondere Leitung waren, so lange der Weg es zuließ. An schwierigeren Stellen mußte der Kärrner jeden Karren einzeln selbst weiter befördern. Waren aber Weg und Steg in leidlichem Zustande, dann schritt der Kärrner, aus einem holländischen Thonpfeifchen, oder aus einem mit Silber beschlagenen Ulmer, noch später auch wohl aus einem Meerschaumkopfe mächtige Rauchwolken vor sich her dampfend, vor dem vorderen Gaule gemächlich einher, mit dem Dreispitz oder Dreimaster auf dem Kopfe und mit der Aftelder Peitsche in der Rechten dem Gaul im Rücken winkend und ihn bedeutend. Wer hätte damals ahnen können, daß später eine ganz andere Pfeife und ganz andere Rauchwolken den fortzuschaffenden Frachtgütern voranziehen würden!

In Alfeld in Hannover wurden die gedrehten Peitschenstiele schon seit alter Zeit aus Maßholderholz verfertigt, und es wurde das Stück um 6—7 Mariengroschen verkauft. Den Griff und den oberen Theil des Peitschenstieckens umzog der Riemer mit Leder.

Die Kleidung des Kärrners bestand in kurzen schwarzledernen Hosen, an welche sich bis zum Knie lange blaue oder auch weiße linnene Strümpfe anschlossen. Schwere derbe Schuhe bedeckten die Füße. Im Winter gewährten sogenannte halblange Gamaschen Schutz vor der Kälte. Außerdem trug der Kärrner über der langen, mit einer stattlichen Reihe großer versilberter Knöpfe verzierten Weste und dem tuchenen blauen Koller oder der langen Jacke einen langen weißen Kittel, zu welchem die Frau daheim an langen Winterabenden in ihrer Einsamkeit den selbstgebauten Flachs spann. Es versteht sich von selbst, daß die Ehefrau des Kärrners diese Kittel auch selbst nähete; wobei sie nie vergaß, den Vor- und Zunamen sowie den Wohnort ihres „Herrn", wie sie den Gatten nannte, außen auf der Stelle, welche die Brust bedeckte, mit rothem Garne in etwas strammen Schriftzügen den Augen der Welt entgegenzutreten zu lassen. Endlich leistete ein weiß- und schwarzgestreifter Barchentkittel als Ueberzug noch einigen Schutz gegen Näße und Kälte.

Sein Geld, welches natürlich in klingender Münze bestand, sowie die Briefstasche verwahrte der Kärrner in einer langen Geldtasche, die er unter dem Kittel um den Bauch geschnallt trug und auch in der Nacht auf der Streu umbehielt, während er in der linken Hosentasche ein ledernes Geldbeutelchen verbarg, um die kleineren Ausgaben am Tage zu decken. Aus der rechten Hosentasche aber stinkte, so oft der Kittel aufgeboben wurde, ein mit Silber ausgelegtes Besteck Messer und Gabel hervor, dessen sich der Kärrner beim Einnehmen der „Mundportion" stets bediente. Ein Ranzen nahm alles Uebrige auf, was dem Kärrner auf der Reise nothwendig war: einige Hemden und Strümpfe, Pfriemen, Nadel und Riemzeug, Papier, Geld und das später zu besprechende Reisehandbuch, das Frühstück, ein in hölzerner Büchse verwahrtes Glas Bergöl oder sogenannten stinkenden Balsam, von Lanitzern auf der Leipziger Messe gekauft für den Fall, daß ein Pferd verschlagen sollte; in späterer Zeit auch ein Gläschen Salzunger Tropfen, die dem Kärrner im Erkrankungsfalle als Universalmittel galten „und ür-

Digitized by Google

gut waren"; selbst die Geldkatze mußte im Ranzen ein Plätzchen finden, wenn der Kärrner sich unwohl fühlte, denn in diesem Falle wurde der Ranzen dem Wirthe zum Aufbewahren übergeben. Das Beschlagzeug endlich — Hammer, Zange, Nägel und Hufeisen enthaltend — wurde in einem besonderen ledernen Beutel verwahrt.

Unsere älteren Leser werden aus eigener Erfahrung wissen, wie grundlos, namentlich in etwas abgelegenen Gegenden, noch vor wenigen Jahrzehnten Straßen und Wege waren, so grundlos, daß der Kärrner täglich nur wenige Meilen, oft selbst nur wenige Stunden zurücklegen konnte. Ja, es kam gar oft vor, daß er erst am späten Abend von nächsten Krug oder das nächste Dorf zu erreichen vermochte. Deshalb war es wohlbegründete Sitte, beim Aufbahren am Morgen einen Laib Brod und eine Flasche Schnaps mitzunehmen, womit der Kärrner nicht nur sich selbst, sondern auch die Pferde stärken konnte. Auf ein Pferd wurden drei, im Sommer auch wohl vier Schiffspfunde Gut gerechnet, sodaß ein mit drei Pferden bespannter Karren mit 9—12 Schiffspfunden oder mit 27—36 Centnern beladen wurde, über welche sich das grobleinene, grauweiße Plantuch legte. Auf fortwährende Unterstützung durch sogenannte Vorreiter, wie dies beim späteren großen Frachtfuhrwerk der Fall war, wurde nicht gerechnet. „Vorspanne" — dies war die Bezeichnung zur Zeit der Kärrner — wurde nur an hohen steilen Bergen begehrt, und auch selbst da wurden nie mehr als zwei Pferde verlangt. Die Kärrner hafften einander selbst; deshalb fuhren immer mehrere zusammen aus. In Gegenden, wo ganz besonders schlechte Wege zu passiren waren, sah man oft eine Reihe von 10—20 Karren hintereinander angespannt kommen. Man denke sich z. B. jenen berüchtigten Hohlweg zwischen Witzenrode und dem hessischen Barchfeld im Werragrunde; hier war im Herbst und Frühjahre der Schlamm bei vorherrschendem Boden in solcher Höhe vorhanden, daß neben der langen Reihe des Einspännerwerks häufig noch eine Windbahn zur Seite angelegt werden mußte, welche durch Hestzäget mit den eigentlichen Karrenspferden in Verbindung gesetzt wurde und auf der schmalen, erhöhten Seite des Hohlweges ging. Da waren oft dreißig Pferde nöthig, um einen mit 40 Centnern beladenen Karren durchzubringen. Wie hätte hier ein einzelner Mann fortkommen können! — Manchen Tag wurde trotz aller Vorsicht zwei bis drei Mal umgeworfen, weshalb der Kärrner außer Hacke und Beil stets auch die Winde mit sich führen mußte. Hierzu kamen die Plackereien durch die Geleitsreiter, welche, wenn sie die Angaben des Geleitsscheines mit den Celli des Wagens nicht in Uebereinstimmung vermutheten, das Recht hatten, zu verlangen, daß auf offener Straße abgeladen wurde. An jedem Thore wurde Brücken- und Pflasterzoll verlangt, bei den damaligen vielen kleinen Reichsgebieten oft jeden Tag Geleitsgeld erhoben.

Die bestimmte Lieferzeit mußte bei Verlust der Fracht eingehalten werden; denn die Messe stand vor der Thür, oder das Schiff, welches die Güter weiterbefördern sollte, ging am festgesetzten Tage ab. Da mochten Wetter und Wind noch so fürchterlich wüthen, — der Kärrner mußte weiterzukommen suchen. Bei so vielen Hindernissen der verschiedensten Art — wollen wir uns wundern, wenn so mancher Kärrner das Fluchen lernte? — Was das Wetter anlange, so mußte es schon schlimm kommen, ehe der Kärrner sich beschwerte. Die Gewohnheit hatte ihn abgehärtet; zudem stammten die bei weitem meisten Kärrner aus Gebirgsgegenden, wo ein kräftiger Menschenschlag von Haus aus wohnte, welcher mit der Rauhheit des Klimas und den Wechselfällen des Wetters von Kindheit an vertraut war. Wir werden weiter unten wahrnehmen, wie die berühmtesten Kärrner- und Fuhrmannsorte meist in Seitenthälern der Gebirge zu suchen sind, am Harze, am Thüringer Walde, im Fichtelgebirge, am Abhang der pfälzer und westphälischen Gebirge ꝛc. Alle diese Gegenden boten dem Kärrner, wenn er daheim blieb, ebenso zu wenig Beschäftigung, wie zu wenig Unterhalt; denn der Gebirgsboden gewährte nur kümmerliche Ernten, und die Bauernsitter in Gebirgsgegenden sind immer von geringem Kompler. Zu alter Zeit war der Verdienst des Kärrners auch durchaus nicht gering anzuschlagen; daher denn auch die Thatsache, daß das Kärrnergewerbe durch viele Generationen in einer und derselben Familie forterbte. Von Lüneburg nach Nürnberg wurden vor hundert Jahren für das Schiffspfund (à drei Centner) 36 Thaler Fracht gezahlt, während noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von Lüneburg bis Nürnberg 19 Thaler, von Lüneburg bis Coburg 14—15 Thaler pro Schiffspfund die Regel waren.

Als ständigen Begleiter auf seinen Kreuz- und Querzügen im Innern Deutschlands sowie auf den weiteren Touren nach Dänemark, Ost- und Westpreußen, nach Polen, nach Ungarn und den Donaufürstenthümern, wie auch nach Tyrol hatte jeder Kärrner ein Büchlein bei sich, welches seit alter Zeit ohne Angabe der Jahreszahl in Waldenburg gedruckt wurde und den Titel führte: „Der getreue Gesährte und Helfer". Es zerfiel in zwei Abtheilungen oder in den geistlichen und den weltlichen Theil. Jener enthielt eine Sammlung von Gebeten, wie sie die verschiedenen Lagen des Fuhrmannslebens erforderten, dazu als Anhang eine Reihe von Gesangsliedern, unter welchen die Rubrik „Reiselieder" natürlich ganz besonders vertreten war. Es ist mir von hochbetagten ehemaligen Fuhrleuten, welche in ihrer Jugend noch als Kärrner fuhren, vielfach bezeugt, daß frühmorgens in jedem Fuhrmannsgasthofe, ehe die Morgensuppe und in späterer Zeit der Kaffee eingenommen wurde, aus diesem „getreuen Gesährten" ein Lied gesungen und hierauf von dem ältesten der anwesenden Kärrner oder Fuhrleute ein Morgensegen und demselben Büchlein laut vorgebetet wurde. Die Alten hielten streng darauf, daß ihre Söhne und Knechte an dieser Morgenandacht Theil nahmen. Auch ist mir aus sicherer Quelle die Mittheilung geworden, daß der Kärrner in älterer Zeit, sobald er eine große Reise unternahm, die vielleicht durch die Unsgunst der Jahreszeit oder wegen zufällig größerer öffentlicher Unsicherheit mit besonderen Gefahren verbunden war, bei dem Pfarrherrn seiner Parochie um eine öffentliche Fürbitte am nächsten Sonntage seines Vorhabens wegen bat. Ein solches Bedürfniß mag dem Kärrner nun so näher gelegen haben, als Jahr aus Jahr ein gar viele Unglücksfälle „auf der Straße" sich ereigneten. Kam er dann wohlerhalten von der Reise zurück, dann schlich sein Weib an einem der nächsten Abende freudvestrahlend zu des Pfarrhaus, um zu melden, daß „Er" glücklich heimgekehrt sei, indem sie ihre Mittheilung durch einen handgreiflichen Beweis zu stützen suchte, der bald in einem Fäßchen Kieler Sprotten, bald in frischen Austern oder in einer Büchse Kaviar, bald auch in einem Säckchen Sago oder Reis und dergleichen Dingen bestand.

Der weltliche Theil des „getreuen Gesährten" enthielt „allerhand nützliche Nachrichten und brauchbare Kupfer", z. B. Zinstafeln, Einnahme- und Ausgabetafeln, Münz-, Maß- und Gewichtsvergleichungen, „allerlei nützliche Erinnerungen für Reisende", namentlich auch ein Verzeichniß der dem Kärrner nöthigsten Wörter und Redensarten in spanischer, französischer, italienischer, schwedischer, polnischer, ungarischer und türkischer Sprache. Von besonderer praktischer Bedeutung scheint mir für den Fuhrmann der sogenannte „Wegweiser" in dem Büchlein gewesen zu sein, welcher alle nur erdenklichen Reiserouten in Deutschland und den angrenzenden Ländern in der Weise aufführt, daß nicht nur die einzelnen Orte, in welchen sich Fuhrmannsgasthöfe befanden, der Reihe nach verzeichnet stehen, sondern auch die Entfernung derselben von einander nach Meilen für jede einzelne Route genau angegeben ist. Auch ein Bericht über das Postwesen ist beigegeben, aus welchem wir beiläufig erwähnen, daß man zu Ende vorigen Jahrhunderts für eine Person zahlte: von Hamburg nach Leipzig 8 Thlr. 12 gGr., von Hamburg nach Nürnberg sammt freier Kost 20 Thlr., von Hamburg nach Erfurt ohne Kost 9 Thlr., mit Kost 12 Thlr., von Hamburg nach Berlin im Sommer und Winter 6 Thlr. 9 gGr. — Außer dem Kalender bot der „getreue Gesährte" auch eine Abhandlung über die Frage: „Was ist ein Wechsel?" Ferner fanden wir in diesem jetzt äußerst seltenen Büchlein ein Verzeichniß der Brücken über die hauptsächlichsten Flüsse Deutschlands, aus welchem wir beispielsweise entnehmen, daß daxumal über die Donau 25, über den Main 13, über die Elbe 12, über den Rhein, den Neckar und die Iser je 8, über die Weser 7 und über die Mosel 4 Brücken führten.

Wie reich und mannigfaltig der Inhalt dieses kleinen Gefährten war, mag auch darans hervorgehen, daß er unter der Ueberschrift: „Arzneibüchlein" eine Reihe Recepte bietet. Neben sonst wohl Verständigem findet sich doch auch wunderliches Zeug, und da im neunzehnten Jahrhunderte in Sachen medicinae auch der größte Bödsinn seine Berehrer findet, so wollen wir im Interesse jener skarfzländigen leidenden Menschheit folgendes Mittel „für (?) die Schwindsucht" hier notiren: „Siede in des Patienten Urin ein Ei und lege es geschält in einen Ameisenhaufen, die Schale auch dazu. Wenn die Ameisen das Ei gefressen, so wird der Patient wieder gesund." —

Daß man auch in alter Zeit das Nützliche mit dem Ange-

Digitized by Google

nehmen, das rein praktischen Zwecken Dienende mit dem Belehrenden und Unterhaltenden zu verbinden wußte, davon giebt der „getreue Gefährte“ ebenfalls Kunde, — nur daß die Form in unseren Tagen etwas davon abweicht. Um nicht gegenüber den Erben des seligen Christian Gottlieb Hofmann in Waldenburg in den Geruch eines Plagiarius zu kommen, will ich, so leid es mir thut, mich nur auf die Mittheilung eines zu dem unterhaltenden Theile gehörenden kleinen Satzes beschränken, welcher die Ueberschrift trägt: „Besondere Thürme“. „Der Ulmer Münsterthurm ist 234 Fuß hoch, das Fundament ist 464 Schuhe tief, dabei 69 Schuhe breit. Zu Meißen ist ein bis zum Knopf ausgebauener. Zu München ist einer, so oben und unten spitzig. Zu Bingen im Rhein ist der Mäusethurm. Zu Jena der berühmte Fuchsthurm. Zu Scharfsseld will das Gespenst kein Dach darauf leiden. Zu Greim ist der Teufelsthurm.“ —

Den wenigen Exemplaren, welche ich von dem „getreuen Gefährten“ auftreiben konnte, war merkwürdiger Weise jedesmal am Schluß noch ein aus ein paar Blättern bestehendes Büchlein besonders beigebunden, wie man dasselbe ganz in derselben Art und Form heute noch auf den Jahrmärkten zu kaufen bekommt, — ein sogenanntes Punktirbüchlein. So hätten wir denn in unmittelbarer Nähe christliche Erbauung und Punktirerei nebeneinander. Unwillkürlich wird man an die fratzenhaften Gestalten des Teufels an den Kirchen des Mittelalters erinnert. Allein die tiefsinnige Idee der deutschen Baumeister hatte sich bei unserem Waldenburger in eine Speculation der Neuzeit umgewandelt. Er ließ jedem Exemplare seines „Gefährten“ das Punktirbüchlein beibinden, um jenen um einen Groschen theurer verkaufen zu können. Es ist wahr, in Landstädten oder auf Stapelplätzen, wo viele Kärrner zusammenkamen, hat sich junges Fuhrmannsvolk zuweilen mit Punktiren einen Scherz erlaubt. Das Fuhrmannswesen selbst aber stand in keiner Beziehung zum Punktiren. Der Sinn des Kärners war viel zu nüchtern und zu verständig, um der Punktirkunst Glauben zu schenken. Damit soll freilich nicht gesagt sein, als ob nicht auch im Kärrner und später Fuhrmann ein Stück Aberglauben gesteckt habe. War der Kärrner im Begriff, die Reise anzutreten, und war er, wie jeder „richtige Fuhrmann“ heute noch thut, mit den Worten: „Mit Gott!“ unter einem einmaligen Schnalzen oder Klatschen mit der Peitsche abgefahren, dann sah man es gern, wenn das Erste, was über die Straße kam, ein Mannsbild war; denn das bedeutete Glück und Segen. Kam aber eine schwarze Katze über den Weg gelaufen oder — ein Frauensbild und namentlich ein Weib, welches mit einer Butte Wasser vom Brunnen zurückkehrte, so verstunterte sich das Gesicht des Kärrners; denn nun war's unabwendbar, daß die Reise nicht zum Wohle gedeihen konnte. Wie man beim Abfahren wohl schnell nach einem Stein griff, um der vorüberlaufenden Katze den Weg abzuschneiden, so geschah dies auch draußen im Freien, wenn der unschuldige Lampe über den Weg setzte. Ja, es wurde selbst von einem gewissen Peitschenrechte gemunkelt, vermöge dessen der Kärrner oder Fuhrmann eine Frauensperson, die dicht vor dem Geschirre beim Abfahren den Weg überschreiten wollte, etwas handgreiflich zurückweisen durfte. Doch gab es auch Personen, welche „Verstand“ genug hatten, so lange mit der Ueberschreitung des Weges zu warten, bis der Karren oder der Wagen vorüber war. —

Es ist bekannt, daß diejenigen Seeleute, welche zum ersten Male die Linie passiren, unter gewissen Ceremonien in die Geheimnisse Neptuns eingeweiht werden und daß dabei der alte Satz gilt: Auf ein Leid folgt ein' Freud'. Für die Kärrner wie für die spätern Fuhrleute Deutschlands war die Linie „Nürnberg“. Hier, in dieser alten Metropole des Fuhrmannswesens, wo Schwank und Scherz in derber Weise seit alter Zeit im Flor waren, wurde an dem jungen Fuhrmann, der zum ersten Male durch die Thore der alten Reichsstadt seine „Rößlein“ führte, der Ritterschlag vollzogen. Auch geht jetzt noch in alten Fuhrmannsorten die Sage, daß nach Vollzug der uralten Ceremonien ein weiblisches Tournier stattgefunden habe, bei welchen gar mancher Kumpan in den Sand gestreckt worden sei. Die Sache selbst aber verhielt sich also:

Wer zum ersten Male als Fuhrmann nach Nürnberg kam, gleichviel ob er im schwarzen Krug oder im weißen Roß, im Engel oder im Schlüssel, im Sternhof oder im grauen Wolf oder in einem anderen der vielen Fuhrmannsgasthöfe ausspannte, mußte, altem Herkommen gemäß, sobald das gemeinschaftliche Abendessen für die Fuhrleute aufgetragen war, den untersten, nach der Stubenthür zugekehrten Stuhl an der Tafel einnehmen. War das Essen so ziemlich zu Ende, so legten sich um den Hals des höchstkommen Neulings urplötzlich zwei hölzerne Ringe in der Form eines Halseisens, die sich als die vorderen Glieder einer mehrere Ellen langen hölzernen Zange erwiesen, welche der Wirth oder in Ermangelung desselben ein junger älterer Fuhrmann, der sich hinter dem Delinquenten verstohlener Weise aufgestellt hatte, unter schallendem Gelächter der bis dahin ernsten und stummen Fuhrleute gewandt zu handhaben wußte. Hierauf wurde dem Gefangenen in wohlgesetzten Worten zu verstehen gegeben, daß man sich freue, ihn in Nürnberg zu sehen, wo bis jetzt jeder richtige Fuhrmann durch die Taufe in die Geheimnisse des Fuhrmannswesens eingeführt worden sei. Es stehe auch, so wurde weiter fortgefahren, soweit nichts im Wege, auch an ihm, den Umhalsten, die Taufe zu vollziehen und ihm besagte Wortheile zuzuwenden, und es komme nur auf ihn an, ob er nach altem Brauche einen Kinntausschmaus anrichten und verhalten sich Pathen erwählen wolle. Unterstützt von seinen Landsleuten, unter denen sich wohl selbst der Vater und auch Brüder und Vettern befanden, bat der noch Uneingeweihte um Aufnahme in die große Brüder- und Cumeradschaft deutscher Kärrner und Fuhrleute und erwählte sich unter den anwesenden Gästen drei Pathen, von denen ein jeder ihm zu immerwährendem Andenken einen auf seinen Beruf bezüglichen Spruch erhielte, welcher, wenn er von älteren Fuhrleuten aufging, meist ernsteren Inhaltes war, während jüngere Pathen unter Beobachtung ernster Gesichtszüge gern eine Zweideutigkeit mit untertaufen ließen. Nunmehr verkündigte der immer noch in der Zange Gehaltene, wie viel Flaschen Wein er zum Besten geben wolle, und lud seine sämmtlichen „Pathen und Collegen“ zu seinem Ehrentage ein. Nachdem die Pathen hierauf der Reihe nach ihre Pathengeschenke, in so und so viel Flaschen Wein bestehend, ebenfalls den Versammelten bekannt gegeben hatten, löste sich das Halseisen der Zange und gab dem jungen Fuhrmann seine Freiheit wieder. Deshalb sagte man: „Er muß sich lösen.“

(Schluß folgt.)

Der Kaisersoldat.

Die Alpe ragt schweigend hinaus in die Nacht,
Nur der Hütte unten das Leben noch wacht,
Es knistert und prasselt der Feuerbrand,
Die Dirnen spinnen mit emsiger Hand.
Nur Eine säumt das schweige Linnen
In traumverlor'nen brautlichen Sinnen;
Der Rite in grauem Haar und Bart
Schnigt ein Gebilde kunstfert'ger Art,
An seinen Händen, an seinem Munde
Hängt stumm und lauschend der Kinder Runde.
Dazwischen ertönt der Zither Klang,

Bald fröhlich rauschend, bald schwermuthbang.
Da schleicht die Mutter still auf dem Kreis
Hinweg an's Fenster und bettet leis
Für einen so Lieben und, ach! so Fernen
Hinauf zu den ewigen funkelnden Sternen.
Da schwellt und bebt es den Busen der Braut,
Und Tropfen auf Tropfen vermieder thaut;
Da funkelt des Alten Auge voll Glanz,
Vom treuen Hofer, vom Kaiser Franz
Anstimmt er wuchtig die heimische Weise,
Doch leiser weicht sie, und leise, leise
Erstirbt sie in Jodlern und Schlenchen wohl —
„Ade, mein treues Land Tirol!
Ade, mein Land Tirol!“

Digitized by Google

Da verblich Aar, umbrandet die See.
Am hellen Deck auf dem hellen Schnee
Liegt hart gebettet der Aare Sohn,
Die Nacht und der Tod umhüllen ihn schon.
Ihm eilt das sächsische königliche Blei
Des Kaisers Reich und das Herz entzwei,
Und Meiner ist, der Kunde ihm bringt,
Daß des Siegs Fanfare schmetternd erklingt.
Verlassen stirbt er in fremder Rund',
Und Weiner drückt ihm die Augen zu.
Sein Kaiser rief ihn zum fernen Strande
Zu Deutschlands Ehre, zu Deutschlands Schande?
Weiß er gefallen, er weiß es nicht,
Er folgte geborsam dem Ruf der Pflicht,
Im Herzen die Ehre und nicht den Verrath,
Der tapfre, der treue Kaiserrath.
Ein Zeuge ringt aus der Brust sich hervor,
Noch einmal schlägt er die Augen empor,
Umarmt zu den ewigen funkelnden Sternen,
Da grüßen ihn Ahn, die Lieben und Fernen:
Er fühlt, wie der Mutter Frommes Gebet
Mit stärkendem Segen ihn kräftigt umweht;
Die Thräne der Braut thaut ihm ins Herz,
Und lindert den brennenden tödtlichen Schmerz;
Des Vaters denkt er, da mählt ihn sein
Die treue, die traurige heimische Weide;
Sanft sinkt er zurück — die See grüßt wohl —
„Ade, mein treues Land Tirol!
Ade, mein Land Tirol!"

Albert Traeger.

Eine russische Carriere. *

Im Jahre 1822 suchte die russische Regierung einen deutschen Forstmeister für die Umgebung Petersburgs an sich zu ziehen, um junge Leute praktisch in der Forstwissenschaft auszubilden. Der Auftrag wurde einem hohen deutschen Beamten in russischen Diensten gegeben, und dieser empfahl aus seiner eigenen Heimath, einem der kleinsten Fürstenthümer, einen erfahrenen, ihm wohlbekannten Mann. Der Forstmann war nicht wenig überrascht von solch einem Antrage, der seinen bisherigen Gehalt von 300 Thalern auf 2000 erhöhte, aber ihn auch 300 deutsche Meilen von seiner Heimath entfernte. Ein Mann von 47 Jahren, Wittwer, Vater von zwei Söhnen, konnte er sich nicht sofort zur Annahme des sonst so verlockenden Anerbietens entscheiden; namentlich beunruhigte ihn das Schicksal seiner beiden Kinder. Endlich entschloß er sich doch nach Rußland zu gehen, den ältern seiner beiden Söhne, Gustav, einen siebzehnjährigen Jüngling, dem man, als einem ausgezeichneten Lateiner, ein glänzendes Loos, das des ersten Geistlichen des Fürstenthums oder gar eines Professors, prophezeite, aber in der Heimath zu lassen und nur den jüngern, Eduard, über dessen classische Befähigung der Corrector des Gymnasiums sich minder günstig aussprach, mitzunehmen.

So erreichten denn Vater und Sohn Ende September die große nordische Hauptstadt, fanden bei dem freundschaftlichen Vermittler eine gastfreie Aufnahme, waren aber Beide recht niedergeschlagen, ja von der Größe der neuen Verhältnisse fast erdrückt und sehnten sich ernstlich nach Hause zurück. Vor Allem, meinte der treue Landsmann, gälte es nun, Russisch zu lernen und zwar wo möglich im Laufe eines Jahres. „Nur nicht die Zeit mit der Grammatik verloren," sprach der Landsmann, „sondern sort mit Eduard auf ein Jahr in ein Dorf, wo er nicht einen andern Laut hört. Wenn er so gut Russisch spricht, wie ein Bauer, so spricht er es besser, als der größte deutsche Philolog je das Latein gesprochen hat; denn in Rußland giebt es keine verschiedenen Dialekte, auch keine Volks- und höhere Mundart, wie in Deutschland, sondern Bauer und Fürst, Herr und Diener, Nord und Süd reden vollkommen dieselbe Sprache." Beide waren über den Vorschlag bis zu Thränen entsetzt, doch es konnte eben nichts helfen.

Nach Ablauf eines Jahres sahen sich Vater und Sohn wieder, und Eduard war gewachsen und sprach Russisch, zwar noch nicht vollkommen, aber mit großer Leichtigkeit und Verständlichkeit. „Jetzt in ein Cadettencorps," mahnte der treue Landsmann, „und zwar in das der Ingenieure." — „Aber um Gotteswillen," entgegnete der Forstmeister, „wir sind ja nicht adligen Ursprunges!" — „Für die russische Regierung," fiel der Landsmann ein, „giebt es weder Adlige noch Bürgerliche, sondern nur brauchbare oder unfähige Staatsdiener."

Der Vater widersprach diesem Vorhaben anfangs auf das Entschiedenste, ließ sich doch aber allmählich durch den Landsmann aufklären. „Legen Sie," sprach derselbe, „in unserm Weltstaate Ihre deutschen kleinstaatlichen und kleinstaatischen Begriffe von Adel und Bürger, von Militär und Civil ab. Freilich dürfen Sie nicht darauf rechnen, daß Eduard hier in Petersburg sein Leben ruhig verbringen wird. Von Archangelsk bis Tiflis, von Kalisch bis nach Nordamerika ist hier ein ebenso lebhafter Verkehr, wie zwischen Weimar und Gotha, und der brauchbare Officier muß immer darauf gefaßt sein, einige Tausend Werst weit verschickt zu werden."

Nach einigen Wochen trat denn Eduard in das Ingenieurcorps, in derselben Zeit, wo sein Bruder Gustav die Universität Jena bezog. Er fühlte sich nicht so fremd, wie er gefürchtet hatte; mit ihm traten gegen zwanzig junge Männer ein aus den verschiedensten Theilen des großen Reichs, aus Moskau, Kiew, Kasan, Simbirsk, aus den deutschen Ostseeprovinzen, Fürsten und Grafen, Adlige und Bürgerliche, und er merkte, daß hier kein Standesunterschied gelte. Alle Wissenschaften wurden in russischer Sprache vorgetragen, nicht ohne Schwierigkeiten für ihn in den ersten drei Monaten; aber nach einem Jahre war ihm die neue Sprache fast geläufiger, als die deutsche, weil alle neuen Kenntnisse in der ersten in seinem Kopfe Platz nahmen. Er verwandte die Sonntage dazu, französisch zu lernen, und zwar nur durch den Umgang mit einem jungen Franzosen, der sein Mitschüler war. Den alten Vater sah er wenig, aber auch dieser hatte sich besser in die neuen Verhältnisse gefunden, als zu erwarten stand.

Alle Monate kam ein Brief aus Jena von Gustav, und dann überfiel Vater und Sohn eine Art Heimweh, wenn sie in dem Briefe von deutscher Gemüthlichkeit, von geselligen Eichenwäldern und deutscher Freiheit hörten. Beide machten den stillen Plan, den Candidaten der Gottesgelahrtheit doch vielleicht nach Rußland kommen zu lassen. Auf eine leise Anfrage, die der Vater in einem Briefe that, antwortete aber Jener mit Widerwillen und sprach aus, wie glücklich er sich unter gelbledernen Folianten, rothen Mützen und deutschem Himmel fühle.

Drei, vier Jahre gingen jetzt pfeilschnell an der Saale, wie an der Newa vorüber, und 1827 erschien Eduard als Officier vor seinem Vater, und zwar mit der goldenen Medaille, d. h. nicht allein als der Fähigste und Ausgezeichnetste, sondern als einer, der gleich beim Beginn seiner Laufbahn einen Rang überspringt und von der Regierung sechs Jahre auf Reisen geschickt und währenddem jährlich mit tausend Thalern unterstützt wird. Das ging über die kühnsten Träume des Vaters hinaus, und er sing leise an, das richtige Urtheil des Correctors seiner Vaterstadt über die beiden Söhne in Zweifel zu ziehen; denn Gustav hat im Gegentheil noch um ein Jahr Zeit, um sein Examen machen zu können, während der Vater von ihm Wunderdinge erwartet hatte. Im nächsten Jahre sollte Eduard seine Reise antreten und hoffte, den jüngern Bruder selbst zu besuchen, da brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus, und Eduard mußte Petersburg im Gefolge eines Generalmajors noch früher verlassen, als die Garden ausgegen. Furcht und Hoffnung pochten in dem Herzen des Vaters, und er konnte die Zeit kaum erwarten, wo der erste Brief des jungen

* Den vorstehenden Artikel verdanken wir der Feder eines Mannes, welcher, Deutscher von Geburt, im Hause des verstorbenen Kaisers Nikolaus eine der hervorragendsten und einflußreichsten Stellen bekleidete und auch als Schriftsteller eines wohlverdienten Ruhes genießt. Wir äußerten dem Verfasser unsere Bedenken über die parteiische „Verherrlichung Rußlands", die wir dem deutschen Vaterlande gegenüber, in dem heute solche inflammativen Aufsätze mit Recht zu erblicken glaubten und an der wir unsererseits uns nicht betheiligen mochten, am allerwenigsten in einem Augenblicke, wo das russische Verladen gegen das unglückliche Polen die ganze civilisirte Welt mit Unwillen erfüllt.

Darauf wurde uns von dem Einsender des Artikels eine zwar ebenfalls ziemlich russophilistisch gefärbte, doch im Ganzen so interessante und vielfach den Nagel auf den Kopf treffende Antwort, daß wir, mit Autorisation ihres Schreibers, uns nicht versagen können, einige der charakteristischsten Stellen seines Briefes wörtlich zu veröffentlichen:

„Eine Verherrlichung Rußlands fällt mir dabei ebenso wenig ein, als das Lob des Herkules zu singen. Die Zustände Deutschlands Rußland gegenüber verherrlichen sich ja in diesem Augenblick ganz von selbst, so daß, wenn die europäischen Großmächte nicht dadurch erschüttert werden, jedenfalls das Zwecklose des Unternehmens in Bewegung gesetzt wird. Was die russische Politik betrifft, worauf es Polen behandelt, so kommt sie nicht derjenigen gleich, mit welcher einst der erste Napoleon auf Deutschland lastete, wenigstens nicht der dritte Napoleon das große Frankreich auslaugt, oder mit welcher einst Ludwig XIV. die Pfalz verwüstete. Der Deutsche hat immer Thränen für fremdes Unglück, nach dem seinigen fragt er nicht. Ist es einer Zeitung eingefallen, sich zu erkundigen, mit welchem Muthe die Großfürstin Alexandrine, eine deutsche, sachsen-altenburgische Prinzessin, ein Jahr lang den Leichen, Gräbern, Verwesern und andern Mörderwerkzeugen ausgesetzt war? Jener englische Staatsmann hatte vollkommen Recht, als er 1814 zum Kaiser Nikolaus in London sagte: „Die Deutschen glauben an ihre Hirngespinnste und ihre Bibliotheken; sie werden weder Ihnen noch uns schaden." Rußland wird in meinem Artikel insofern verherrlicht, als es zu jeder Zeit verstanden hat, das Talent aus der Menge herauszufinden, zu fördern, zu belohnen. Die Wittwe Karamsin's erhielt 50,000 Rubel Pension; vergleichen Sie das mit unsern Historikern, deren Ruhm und Wirksamkeit unendlich größer ist und die sich leider oft schon sehr gedrückt fühlen, wenn ein Oberst oder Hofmarschall mit ihnen spricht.

In Rußland ist der Mensch in einem ewigen Kampfe und er fällt oder siegt; in Deutschland endigt er ganz sicher als Pedisser, und würde er Bundespräsidialgesandter. Nehmen Sie diese Zeilen nicht für Kinder meiner Galle, sondern nur als eine rein deutsche Ansicht, freilich ohne jede Spur von Provinzialismus."

Unseren Lesern anheimstellend, sich selbst ein Urtheil über die in diesen Mittheilungen, wie in den Aufsatze selbst documentirte, mehr als realistische Anschauung zu bilden, müssen wir doch bekennen, daß der Brief uns viel zu denken giebt und daß jedenfalls auf Beachtung Anspruch machen kann, was ein Mann über die Zustände Deutschlands urtheilt, der nach so langer Wirksamkeit im Auslande in die Heimath zurückkehrt.

D. Red.

Digitized by Google

Kriegers anlangen würde. Endlich nach länger als zwei Monaten findet er einen Brief unter seiner Adresse vor, aber von fremder Hand; er öffnet ihn und bleibt starr stehen. Der Brief ist nicht von, nicht über Eduard; er ist von einem Professor in Jena, der dem Vater anzeigt, daß sein Sohn Gustav durch das Examen gefallen sei; der Sohn habe nicht den Muth, den Vater selbst zu benachrichtigen, der Professor bitte aber noch um ein Jahr Unterstützung, zur Fortsetzung der Studien und um die gewöhnliche Prüfung eines Candidaten bestehen zu können. Der Professor deutete zugleich an, daß es dem Sohne zwar nicht an Fleiß und guter Führung gefehlt habe, wohl aber an Fähigkeiten, und an eine Universitätsprofessur sei bei so mittelmäßigen Anlagen nicht zu denken.

Der Alte war nahe daran, seinen Verstand zu verlieren; ein solcher Irrthum, ein solches Verkennen seiner beiden Söhne wäre dem Vater noch zu verzeihen gewesen, aber dem Corrector! Das schien ihm zu toll. Er konnte seinen geeichten Kummer Niemandem anvertrauen, als dem vortrefflichen Landsmann, der achselzuckend den Brief durchlas und dem Vater zum Troste sagte: „Ein wahres Glück, daß Sie den dummen Jungen nicht mit nach Rußland gebracht haben. Lassen Sie ihn so lange studiren, bis er sein Examen gemacht, und dann Gott befohlen; eine Dorfpfarrerstelle wird er doch gelegentlich bekleiden, und dahin mag er passen, aber nicht hierher. Todte Kenntnisse haben hier besonders keinen Werth, aber lebendiger, schnell fassender, durchringender Verstand, Geistesgegenwart und vor Allem Menschenkenntniß. Ich habe selbst in Jena studirt, allein meine Hefte von dort nie wieder geöffnet und zu Rathe gezogen. Alles todter Kram! lebende Sprachen, lebende Menschen kennen lernen, Länder bereisen, Staatsverfassungen studiren, Natur und Kunst, und vor Allem Mathematik."

Sehr niedergeschlagen ging der Forstmeister nach Hause, schickte das nöthige Geld an Gustav und fing an zu fürchten, daß Eduard gar nicht zurückkomme und Jener zur Berühmtheit und Schande des Vaters fortleben werde. Es vergingen sechs Monate, der Krieg hatte ernstlich begonnen und manche Schlacht war geliefert worden; von Eduard war nichts zu hören. Da kam eines Tages der Landsmann zum Forstmeister mit einer Zeitung in der Hand und sagte: „Lesen Sie!" Zitternd nahm Jener das Blatt in die Hand; aber wie verklärte sich sein Gesicht, als er Eduard's Namen unter 17 Officieren genannt sah, die sich beim Sturme von Brailow ausgezeichnet hatten und vom Kaiser belohnt wurden. „Sehen Sie," sprach der Landsmann, die Vorzüge eines großen Weltstaates, wo jedes Talent seinen Platz findet, während in dem kleinen Fürstenthum so manches verkümmert! Setzen wir den Fall, einer Ihrer Söhne sei selbst Minister des Fürsten geworden, so käme sein Wirkungskreis noch nicht einem Sectionschef in hiesiger Bedeutung gleich, ja das ganze Fürstenthum würde hier nur der fünfzehnte oder sechszehnte Kreis eines Gouvernements sein." Der Forstmeister stand sprachlos vor dem Zeitungsblatte und hatte kaum gehört, was der Landsmann sagte; aber sein thränendes Auge verrieth Alles, was in ihm vorging. Er kaufte zwei dieser Zeitungsblätter und schickte eins nach Jena an Gustav; das andere schloß er sorgfältig bei sich ein als das kostbarste Papier in seiner ganzen Habe.

Wieder schwanden mehrere Monate ohne Nachricht; unterdessen floß Blut in Strömen, und viele Familien in Petersburg hatten Väter und Söhne zu beweinen. Endlich kam ein Brief von Eduard's Hand, der nur folgende Zeilen enthielt: „Lieber Vater, ich schreibe Dir am Abend nach einer blutigen Schlacht in einer Scheuer, wo über zwanzig Verwundete um mich winseln; statt eines Tisches auf einem Fasse, statt eines Lichtes hält mein Diener einen brennenden Holzspahn. Mein Arm ist vollständig geheilt. Eduard." Er war also verwundet gewesen, aber ob schwer, ob leicht, vor kurzem oder schon seit lange, ob die Wunde der Grund seines langen Schweigens, das waren alles Fragen und Zweifel, die den Alten in einer fieberhaften Unruhe erhielten. Das Frühjahr 1829 kam heran, Schmula war gefallen, die Russen gingen über den Balkan, da zeigte Gustav dem Vater an, sein Examen sei glücklich überstanden und er würde nach vier Wochen als Hauslehrer zweier Knaben eines Justizrathes in der Vaterstadt auftreten, mit 150 Thaler Gehalt und der Aussicht durch den hohen Gönner später zu einer Pfarrerstelle empfohlen zu werden. Diese Mittheilung machte den Vater weder warm noch kalt, während er von Eduard Tag und Nacht träumte; ja als schon die Rede vom Frieden, der zu Adrianopel geschlossen werden sollte, durch die Hauptstadt lief, da zweifelte er an Eduard's Rückkunft. Der treue Landsmann versicherte, daß er jede Woche die Liste der Gebliebenen zu lesen bekomme und daß Eduard dort nicht genannt sei. „Keine Nachrichten sind immer die besten," sagte er hinzu. „Ich erfuhr es nach vierzehn Tagen, als mein Schwager bei Brailow geblieben, aber es verginnen sechs Wochen, ehe von Eduard's Belohnung die Rede war. Es kann indeß ein halbes Jahr verstreichen, ehe die Garden nach Petersburg zurückkommen, denn der Weg zählt über 2000 Werst."

Den 17. Januar 1830 feierte der Forstmeister in Gesellschaft des Landsmanns seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag still in Nachdenken und traulichen Gesprächen verloren; ein Brief von Gustav war schon Tags zuvor angelangt. Plötzlich hält in der öden Straße, wo der Forstmeister in einer entlegenen Vorstadt wohnte, ein Schlitten von zwei in Mäntel gehüllten Officieren besetzt. Es klopft an die Thür, mehr aber an das Herz des Alten; ein General tritt herein und mit ihm ein junger Officier, dessen Brust mit zwei Orden geschmückt ist. Dieser wirft sich sprachlos an des Vaters Brust; es ist der langersehnte Eduard, der als Stabscapitain zurückkehrt. „Ich muß den Vater eines so braven Officiers kennen lernen," spricht der General, „daher führe ich Ihren Sohn selbst zu Ihnen." Beide erzählen nun um die Wette, und der Alte kann nur zuhören. Beide sind seit vorgestern gegen drei Wochen Werst gereist, um den Vater an diesem Tage zu begrüßen. Für den Alten ging ein Abende seines Lebens noch eine neue Welt auf; Eduard hatte in nicht ganz zwei Jahren mehr erlebt, als das ganze Fürstenthum seit fünfzig Jahren. Und doch war es eben nur der Anfang einer Laufbahn, deren Ende in einem Weltstaate nicht vorauszusehen ist.

Im nächsten Sommer wollte Eduard seine Reise antreten, aber die Zustände in Frankreich ließen eine Revolution voraussehen, die im Juli ausbrach, im November die polnische nach sich zog und die russischen Truppen von Neuem in's Feld rief. Anfangs Januar des Jahres 1831 verließ Eduard von Neuem seine stille Wohnung und den alten Vater, ohne zu ahnen, daß er denselben das letzte Lebewohl sage. Der Feldzug in Polen beförderte den jungen deutschen Officier zum Range eines Hauptmanns, zum Adjutanten des geschickten Generegenerals Sch . . ., aber hielt ihn auch nach dem Ende des Krieges in Polen zurück, wo eine Menge Festungsarbeiten begannen und die Thätigkeit Eduard's in vollen Anspruch nahmen.

Im Jahre 1834 starb der alte Forstmeister in Petersburg, und sein Sohn erhielt die Nachricht davon nur durch den gefälligen Landsmann. Sein Aufenthalt dauerte in Polen bis zum Jahre 1837. Dann schickte ihn die Regierung auf jene Reise durch ganz Europa, welche ihm schon früher mit der goldenen Medaille zugedacht war; aber er kam nicht als Hauptmann, sondern als Oberstlieutenant nach Deutschland. Natürlich besuchte er die Heimath, die Residenz seines Fürsten, dessen Minister nicht glauben wollten, daß er Oberstlieutenant sei, und deshalb seinen durch die russische Gesandtschaft in Paris mit dem neuen Range ausgestellten Paß auf eine lächerliche Weise zu Rathe zogen. Es wurde ihm die außerordentliche Ehre zu Theil, an der fürstlichen Tafel zu speisen mit den sechs Ministern des Landes; auch besuchte er seinen Bruder, der schon seit zehn Jahren als Candidat der Theologie sein Leben fristete, theils von väterlichen und brüderlichen Unterstützungen lebte und selbst allmählich die Aussicht auf eine gute Dorfpfarrerstelle verlor, weil ihm, dem ehemaligen Cicero, die Kanzelredekunst in der deutschen Sprache vollständig abging. Auch den Conrector, jetzt Rector des Gymnasiums, der trotz der Beförderung ihm nicht mehr so wohlgesinnt zu sein schien wie vor achtzehn Jahren, besuchte Eduard; allein auch dieser machte auf den beschränkten Philister einen andern Eindruck als damals.

So schied Eduard in einem gewissen Mißmuthe von der lieben Heimath und wurde, kaum an der Newa angelangt, zum Grafen Woronzow verlangt. Dieser war eben vom Kaiser Nikolaus zum Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee und Generallieutenant in Tiflis ernannt worden und suchte mehrere geschickte Ingenieure mit sich dahin zu nehmen. Woronzow sei ein junger Oberstlieutenant aus einander, daß am Kaukasus eine einseitige Fachkenntniß nicht hinreichend sei, ein guter Stabsofficier müsse vielmehr eben so gut Artillerist als Cavallerist sein und das Militärhandwerk im vollsten Umfange praktisch kennen. Er rieth Eduard an, ein Jahr lang nach Pawlowsk (bei Petersburg) zu gehen, in die sogenannten Musterregimenter zu treten und sich mit dem Militärdienst nach allen

Richtungen hin vertraut zu machen. Nach achtzehn Monaten langte Eduard am Kaukasus im Hauptquartiere Woronzow's an, und von hier verfolgen wir seine Carriere nicht mehr im Einzelnen.

1852 verließ Schreiber dieser Zeilen Rußland für immer. Wenige Tage vor seiner Abreise ließ sich der Generallieutenant Eduard K. anmelden. „Seit sieben Jahren bin ich ohne Nachricht von meinem Bruder," sprach er; „hätten Sie wohl die Gefälligkeit, ihn in Deutschland aufzusuchen und ihm diese tausend Rubel in Gold zu überreichen?" Ich begab mich nach der Kleinen Residenz und traf den Bruder des Generallieutenants K. als — Schreib- und Rechenlehrer an der Mädchenschule daselbst.

Zum Schlusse fügen wir noch hinzu, daß der General Eduard durch richtig getroffene Vorkehrungen im Jahre 1860 so glücklich war, den Plagegeist Rußlands, Schamyl, gefangen zu nehmen. In der Heimath ist sein Name vergessen, in Rußland aber glänzend in die Annalen des Krieges am Kaukasus eingeschrieben. — Wie viele seiner besten Kräfte hat Deutschland an Rußland verliehen, von Münnich, Ostermann, der großen Katharina an bis auf Diebitsch, Canrin und den General Eduard, die in der Heimath vielleicht nie zu ihrer Entfaltung gekommen wären; wie unendlich viel ist Rußland dem deutschen Geiste, der deutschen Kraft und der deutschen Bildung schuldig geworden! —

Die Bombe kommt! Auszug aus dem Briefe unseres Specialartisten. — Gut, daß der grausame Ernst des Krieges doch auch seine gemüthlichen und ergötzlichen Intermezzos hat, daß ich Ihnen nicht immer nur Katastrophen und Kampfepisoden zu zeichnen brauche, sondern ab und zu auch einmal ein heiteres Stücklein schicken kann, wie meine heutige Skizze eines ist.

Es war bei Wenningbund. Die Dänen drüben erwiderten das feurige unserer Preußen so kräftig und lustgiam, daß wir uns etwas weiter vorwagten und sehen hätten, zu welcher grotesken Gruppe sich unser kühnes Kleeblatt hinter einer kleinen Bodenerhebung zusammengetanzt hatte, wenn Sie vollends bemerkt, mit welchem freiwenweisen Ansitz College Journalist an sich schielte und wie er doch nicht lassen konnte, nach dem Frühstückskorbe mit dem verlockenden Flaschenhalse zu blinzeln, ob auch dieser wichtige Begleiter gehörig in Sicherheit war, — Sie hätten trotz Bomben und Granaten aus vollem Halse gelacht. Und summ! summ! sauft das Mordgeschoß heran

Die Bombe kommt.

Nach der Natur gezeichnet bei Wenningbund von unserm Specialartisten Otto Günther.

einige Schritte von den sogenannten Blendagen entfernten. Dies sind in die Erde gegrabene Löcher, in die sich Alles, so gut es eben gehen will, vor den feindlichen Kanonenkugeln verkriecht. Wir waren unser fünf, ein Bataillonsarzt mit seinem Assistenten, ein Artilleriehauptmann, der Berichterstatter einer bekannten großen Zeitung und ich, Ihr kriegsbaumlastischer „Sonderkünstler" — das „Specialartistchen" singt an, abgedroschen zu werden —; wir sahen uns bald die Augen aus dem Kopfe, aber Hannemann drüben blieb still und ruhig, und so gaben wir Order, uns den Morgenimbiß verabreichen zu lassen und uns in neuen Thaten stärken zu können. Mit einem Male ruft der Unteroffizier, der das Pferd des Doctors hält, „Bombe!" Wärter, das schreckt uns zusammen! Und richtig, jenseits steigt aus der Schanze Nr. 2 der dicke weiße Rauchball auf, der uns schon so wohlbekannt geworden ist. Da hat's kein Zaudern mehr! Genau in 3½ Secunden kam das Unglethum herangedonnert, das hatten wir gründlich studirt, und nun keine Blendagen zur Hand, und hinein, hineinrutschen! Aber gedonnert auf die Erde geworfen! Ach, wenn Sie es und schlägt uns zur Linken in den Boden, daß wie aus einem Krater ringsum Erde und Raten aufsprühen, aber glücklich doch über unsere Köpfe wegfliegen. Gott sei Dank, auch die Rumpfsalbe und Schinken und Wurst sind unversetzt geblieben, — und Roß und Bursche dazu, obschon das erstere noch an allen Gliedern zittert und sich doch aufbäumt.

Erst nach länger als einer halben Minute erleichtert das gedämpfte Dröhnen des Schusses, dem wir glücklich entgangen sind und der auch kaum keinem der Unseren ein Leides getan hat.

Zurück sausen wir, nach hurtig verschlagem Frühstück, doch für gut, vor einem ähnlichen zweiten Intermezzo das Feld zu räumen und uns in gedeckere Positionen zurückzuziehen. Da im Dorfe Gammelmark in einer von Offizieren und Dampf erfüllten elenden Bauernstube erobere ich mir ein Eckchen, wo ich die eben erlebte Scene frühwarm für Sie skizzire, und nun können Sie und alle Ihre Leser unsere klassische Attitüde, Ihren „Sonderkünstler" in seinem Urwaldtrecorfüme mit den gewaltigen Lederstiefeln und den deutschen Berichterstatter in seiner vollen Glorie bewundern.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 18. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Schluß.)

I.

Bleifarbige, schwere Wolken zogen am andern Tag über den Bergen auf. Ein scharfer Wind jagte sie rudelweis von Gipfel zu Gipfel, wühlte den Fluß auf, packte und bog die Bäume im Park, stürzte sich heulend durch die Kamine im Schloß. Die Diener saßen mißmuthig und mit geheimnißvollen Gesichtern im Vorzimmer. Der räthselhafte Schatten war gigantisch angewachsen und lagerte über dem ganzen Haus, über allen seinen Bewohnern.

„Merkwürdig," sagte Timo, „daß das Gespenst just bei der Verlobung sich zeigt. Das bedeutet nichts Gutes."

„Ist's denn mit der Verlobung richtig?" fragte der schüchterne Schramm. „Ich hab's der schwarzen Marianteel nicht glauben wollen, als sie mir's beim Stiefelputzen erzählte. Mir ist's, als wäre der Herr Graf erst gestern gestorben. Sein Begräbniß war schauerlich. Und jetzt in die Gräfin schon wieder verlobt!"

„Schramm, Sie sind ein Esel," bemerkte Lafleur verächtlich, der auf dem Lederkoffer lag und sich die Zähne reinigte. „Sie hören und sehen nichts. Wen von den Herren, außer Ihnen, nimmt das Ereigniß Wunder; ich frage, wen? Niemanden von uns. Ich war in bestürzniger Attentien. Ich hätte mit Jedem zwei Flaschen Rothspon darauf gewettet. Es ist so zu sagen eine alte Neuigkeit, nicht werth, daß man noch ein Wort darüber spricht. Bah!"

„Sehr richtig, mein Herr," schnarrte Timo der Kleine. „Für mich ist der Schatten viel interessanter, als die Verlobung. Hr. Herr Banks, wie denken Sie heute darüber?"

Der Schwarze zeigte grinsend seine glänzenden Zähne. „Oh, yes!" sagte er, „I think —"

„Teufel, wenn ich heute nur, Mr. Banks," unterbrach ihn Lafleur kalt. „Wir sprechen nur in England englisch. Apropos, gestern Abend war ich wieder mal bei der verrückten Kreisterau."

Die Aufmerksamkeit Aller richtete sich auf Lafleur.

„Was meint denn die von dem Schatten?" fragte einer der Jäger.

„O, das ist merkwürdig. Sie sagt — " Eine der Klingeln im Zimmer begann heftig zu läuten.

„Lafleur, das gilt Ihnen," sprach Tim.

„Ja," antwortete Jener nach einem Blick auf die rekurrende Glocke. „Dann nimm dich hinauf; solange Herr von Montigny Bräutigam ist, darf man ihn nicht warten lassen."

Montigny hatte seinen Verlobtheil an's Fenster gerückt und sah, mit aufgestützten Haupt und finsterem Gesicht, dem Aufruhr am Himmel zu.

„Ist die Gräfin zu sprechen?" fragte er den eintretenden Lafleur, ohne den Kopf zu wenden.

„Verzeihe, Euer Gnaden," antwortete der Diener. „Die Frau Gräfin haben den Auftrag gegeben, sie zu entschuldigen. Sie fühlen sich sehr krank; der Schatten —"

„Zum Teufel mit Eurem Schatten!" zürnte Montigny. „Wer noch einmal mir von diesem Unsinn spricht, ist entlassen!"

„Ganz nach Euer Gnaden Befehl," versetzte Lafleur.

Rubigeren Tones dann gab Edgar dem Bedienten den Auftrag, sich zu erkundigen, ob die Gräfin auch für ihn nicht zu sprechen sei.

Nach einer kurzen Weile kam Lafleur mit einem Briefchen von der Gräfin Hand zurück. Montigny überflog die Zeilen. Sie waren voll der Bleibeter flüchtig hingekritzelt. Ihr Inhalt lautete:

„My dear! Tausend Küsse vorher! Ich bin sterbenskrank. Der Schatten — er mundirt Gespenst — war im gelben Zimmer, als ich aus einem Traum — Du erräthst doch, von wem ich träumte? — erwachte. Ist das nicht schrecklich? Jetzt kann ich Dich nicht sprechen, ich sehe gräulich aus. Aber Abends wollen wir unsere Verlobung feiern und mit Champagner die ganze Nacht durchschwärmen. Hörst Du, die ganze Nacht! Den Schluß deiner wir morgen im Wagen nach, denn wenn Du mein Leben lieb ist, so verlassen wir morgen schon dies entsetzliche Schloß und reisen mit Champagner nach Baden-Baden. Es küßt und umarmt Dich

Deine Stephanie."

„Sie können gehen," sagte Montigny zum Bedienten. Allein, warf er das Papier auf den Tisch und starrte wieder in die gährenden Wolken. Manchmal suchten sie sich tief an den grauen Felswänden nieder, als wollten sie das Thal erdrücken, dann riß sie der Wind wieder wie einen Vorhang empor.

Die Gedanken Edgar's wogten wie das Gewölk. Dunkle, abenteuerliche Gestalten sie zu ihm auf, und legten sich verführerisch, so daß den dunkelste Rahmen. Einmal trat er an den Tisch, um eine Cigarre anzuzünden. Eine Wachskerze brannte dort. Edgar betrachtete die kleine Flamme am Docht und warf das flackernde Papier auf den kostbaren Fußteppich. Einige Secunden lang betrachtete er die kleine Flamme am Boden und trat dann heftig mit dem Fuß darauf. „Aus!" sagte er und einem sonderbaren Aufseufzen seiner Augen.

Es schritt im Zimmer auf und nieder und versuchte zu singen, aber die Stimme versagte ihm; auch am Rauchen fand er

Digitized by Google

sein Behagen. Die Cigarre flog bald zur Erde. Er warf sich wieder in den Lehnstuhl.

„Alles in Allem," sagte er sich nach tiefem Sinnen, „ist eine grelle Wahrheit erträglicher, als dumpfer Verdacht; Gewißheit erspriesslicher, als zagende Ungewißheit. Man kann sich einrichten — man handelt. Eine merkwürdige Geschichte! Todte werden lebendig, oder vielmehr Lebendige gelten für todt. Nun, wie immer die Sache zusammenhängen mag: ich ward betrogen und beschimpft, jedes von Beidem Grund genug, mich zum Aeußersten zu treiben. Und so denn, theurer Cousin, sey' ich Deinen unpässlichen Launen mein ganzes Sein entgegen: Jugend und Hübnheit, Stephaniens Liebe und meinen Haß. Ich denke, ich bin ein respectabler Gegner. Gieb Acht, daß Du, mit dem Tode spielend, nicht den Teufel an die Wand malfest!"

Wieder zog ihn der Anblick am Himmel an. „Pest!" dachte er, „was ich nur immer nach den Wolken inge?! . . . . Wie sie wachsen und wallen! Es ist mir, als sollte ich dort eine Wahrheit für mich entdecken, als wollte das tolle Gebräu mir etwas sagen . . ."

Später begab er sich auf die Terrasse und fand dort Fräulein Fanny mit wehenden Kleidern an der Balustrade stehen. Sie sah aufmerksam in den Park hinab.

„Ei, meine kleine Mignonne," redete Montigny sie an. „Bei diesem Wind wagen Sie sich ohne Hut und Shawl in's Freie? Wie leichtsinnig!"

Fanny kehrte flüchtig das angstvolle Gesicht ihm zu, nahm wies sie mit der Hand auf den Grafen Heinrich, der langsam einen Gartenpfad hinabwandelte. „Dort!" sagte sie, „dort, sehen Sie Herrn Stein?"

„Ich sehe ihn."

„Denken Sie, er geht in die Berge, geht bei diesem Wind und Wetter nach der Heinrichswand, will auf die Alm und vor Abend wieder zurück."

„Woher wissen Sie das?"

„Von ihm selbst. Ich traf ihn im Corridor, und weil er einen Gebirgsstock trug, fragt' ich ihn, wohin er denn wolle. Ich bin des Todes erschrocken über seine Absicht; ich sind und beschwor ihn, doch heute nicht das Wagniß zu unternehmen, aber er ließ es sich nicht ausreden."

„Der Teufel ohne dir deine Gutmüthigkeit!" dachte Edgar, aber laut sagte er: „Das war recht, das war hübsch von Ihnen, mein Fräulein. Sie haben ein gutes Herz. Der Kaplan ist toll. Ich hätte dem Bücherwurm das Wagstück gar nicht zugetraut. Was will er denn auf jener Alm? Die Sennerin dort ist alt und häßlich."

„Pfui, Herr von Montigny," versetzte das Mädchen unwillig. „Der arme Mensch ist ein Sonderling. Er dauert mich. Am ersten Abend mocht' ich ihn gar nicht leiden, weil Pater Angelo ihn und brachte. Aber jetzt fühle ich anders. Ich habe eine Ahnung, daß er sehr unglücklich ist."

„O, das sollte mir leid thun!" sagte der Andere und verwünschte innerlich das Ahnungsvermögen der Weiber.

„Wenn Herr Stein nicht schwermüthig wäre, würde er bei solchem Wetter nicht so schaurige Spaziergänge wählen. Der arme Mann, er wird verunglücken!"

Montigny zuckte. „Er kann verunglücken," erwiderte er langsam, und plötzlich schien sein Körper die gewohnte Elasticität zu gewinnen, seine verdrüsterten Züge heiterten sich auf; er ward beredt und lebendig. Mit unsäglicher Genauigkeit, fast Schritt für Schritt, begann er Fanny den Weg zu schildern, den sein Todfeind jetzt ging. Erst den Pfad an den Bergen hinter Waltenburg empor, nicht bequem, aber ungefährlich. Schlanke Lärchen schießen empor, und Alpenrosen trifft man in Hülle und Fülle. Den senkrechten Felswänden entlang windet sich der Steig hinan, zuweilen führt er über schiefeinstreichende Lagen. Plötzlich kann steht man auf der gegenannten Teufelsmauer, auf einer schmalen Felsenplatte vor einem tiefen Abgrund, durch dessen Rinnsal der wildbrausende Fluß dahinschießt. Gegenüber steigt die graue Heinrichswand himmelhoch empor.

„Aber wie kommt man hinüber?" fragte Fanny.

„Auf zwei rohen Baumstämmen, die quer über den Abgrund gelegt und an beiden Enden mit Eisenklammern in das Gestein festgefügt sind. Eine derbe, sichere Brücke, nur darf man nicht zu schwindelt leiden. Wer in den Schlund fiele, würde rettungslos am Gestein zerschellen und vom Fluß verschlungen werden."

„Und ist man glücklich drüben?"

„So beginnt die eigentliche Gefahr."

„Ich dächte —"

„Nun, den lustigen Steg nennen Sie doch nicht gefährlich? Deren giebt's hunderte im Gebirg. Ich will über ihn tanzen. Aber jenseits heißt es vorsichtig und doch fest die Füße setzen, den Pfad hinan, der kaum für Einen Platz hat; immer aufwärts, daß der Fluß drunten zuletzt nur ein dünnes Milchstraht erscheint. Aufwärts! aufwärts! . . ."

„Sie schildern mit solcher Lebhaftigkeit!" sagte Fanny zum Erzähler, der eine Weile starr vor sich in's Leere blickte. „Ich stehe auf der Teufelsmauer und sehe gegenüber unsern armen Kaplan emporklimmen."

„Bald nur als einen schwarzen Punkt. Dann verschwindet er um die schroffe Ecke der Heinrichswand. Die Gefahr ist vorüber. Man hat noch eine breite Schieferlage zurückzulegen; durch wildes Gezad kann geht es eine Weile wieder abwärts, und endlich tritt man aus diesem unfruchtbaren, rauhen Klippenwirrsal auf eine schöne, grüne Matte, wo die Sennhütte steht."

„Mögen alle Engel und Heiligen Herrn Stein beschützen," rief inbrünstigmend das Mädchen.

„Alle Engel und Heiligen," sagte Montigny.

Sie wechselten noch einige Worte und trennten sich dann. Und jetzt sang und pfiff Edgar, während er im Park sich erging, lustig mit dem Wind um die Wette. Stephanie, die in ihrem Schlafzimmer am Fenster stand und ihn zwischen den Bäumen sich tummeln, über Beete springen und andere jugendliche Kraftübungen vollführen sah, lachte aus voller Seele über den lustigen, ausgelassenen, übermüthigen Mann. Aber in Wahrheit barg sich unter Edgar's scheinbarer Lustigkeit nur die Aufregung seiner Seele. Er wußte jetzt, was ihm die Wolken sagen wollten.

Beim Diner, das er mit den Aspergs einnahm, war er von hinreißender Liebenswürdigkeit. Die Baronin konnte keinen Blick von ihm verwenden, ihr Gemahl strich sich vergnügt den Backenbart, und die aufwartenden Diener nichten sich hinter seinem Rücken beifällig zu. Nachdem der Kaffee serwirt war, stand Edgar auf und küßte Josephinen die Hand. „Wohin wollen Sie denn?" fragte Aspserg. „Bei diesem Wetter denken Sie doch nicht auf die Jagd zu fahren?"

„Nein, ich will nur einen kleinen Streifzug nach dem Wendelsteinerwald unternehmen, einen Spaziergang, weiter nichts."

„In einer Stunde haben wir ein Gewitter."

„Um so besser. Ein Gewitter im Gebirge, das ist ein Schauspiel!"

„Das Sie aber von meinem Zimmer aus, bei einer ausgesuchten Havanna, viel bequemer haben können."

„Ein nahes Gewitter bringt mein Blut in Wallung. Ich habe zu Hause keine Ruhe; ich muß in's Freie, muß mich austoben wie der Sturm."

„Arieu denn, junger Roland! Kommen Sie vor Abend noch zurück?"

„Gewiß, denn heute Abend heißt es:

Le vin dans tous les verres,
L'amour dans tous les yeux."

Es soll eine Götternacht werden! Die Damen sollen uns mit bekränzen, und wir wollen dagegen zärtlich und galant sein, wie die Ritter aus des „Minnesangs Zeiten". Schloß Waltenburg soll wie eine Burg von Sternen strahlen, und im Herz Keiner sein, der nicht, in Wonne tammelnd, ein Hurrah auf Josephine und Stephanie, als die Schönsten aller Schönen, ausbringt. O, ich komme; heute käme ich als Tortor!" Er empfahl sich.

Als er, die Flinte über die Schulter gehangen, aus dem Schloß in den Vorhof trat, hatte sich der Wind gelegt. Im Süden stauten sich die schwarzen Wolken dicht und rückten langsam näher.

Diane, der Lieblingshund des Grafen, stand vor seiner Hütte, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, den Kopf erhoben und heulte jämmerlich. „Machen Sie doch den dummen Hund los," rief Montigny ärgerlich dem Thorwärter zu, der seine Nachmittagspfeife schmauchte. „Das Vieh fürchtet sich vor dem Wetter."

„Das muß wohl so sein, Euer Gnaden," sagte der Diener, während er die Kette löste, „denn er heult wohl seit 'ner Stunde schon."

„Geben Sie ihm die Peitsche. Ich will kein Hundegeheul."

Digitized by Google

Nach dieser kurzen Verzögerung trat Ergar den Weg nach Wendelstein an. Sobald er aber Dorf und Schloß hinter sich hatte, verließ er die Landstraße und kehrte auf Seitenpfaden die zurückgelegte Strecke wieder zurück.

Einen großen Theil seines gefahrvollen Weges mußte Heinrich von der Dunkelheit umfangenommen und eingehüllt zurücklegen. Bei der Biegung um die, den Heinrichsmund fast ein endlich in freiere Atmosphäre und sah nun, den ganzen Wolkenweg unter sich, die fahlfarbige Säule noch gebunnenen Lichts über dem Thale wallen.

In der Sennhütte, einem dumpfen, durch das Heerfeuer rauchigen Raum, erwartete ihn Angelo.

Graf Waldenburg, in Schweiß gebadet und doch von Frost durchschauert, nahm in der Ecke Platz, wo die Bank der vorgefügten Balkenwand entlang lief, und der Tisch stand. Dort hing auch der künstlerische Schmuck der Almhütte, ein grellbemaltes Crucifix und ein eingerahmter Holzschnitt der „wunderthätigen Madonna von Wendelstein". Darüber kreuzte sich der geweihte Zweig einer Palmweide mit einer Pfauenfeder.

Trotz seiner Erschöpfung begann Heinrich sofort, dem Freunde die Ereignisse des vergangenen Tags zu erzählen. Angelo blieb vor dem Tische stehn und unterbrach den leidenschaftlichen Erguß des vielgeprüften Herzens mit keinem Wort.

„Und so ist eingetroffen, was Du prophezeitest," schloß Waldenburg. „Die Welt meiner Träume versank. Schiffbrüchig sehe ich nach den letzten Felsen aus, der mich aus diesen ewig schwankenden, falschen Wogen, ich will nicht sagen retten, sondern zerschellen will."

Er sank ächzend zurück.

„Du bist blaß, angegriffen, erschöpft," begann der Priester und gab seiner Stimme den sanftesten Ausdruck. „Laß uns nicht jetzt weiter sprechen, nicht in der Aufregung und voreilig einen Entschluß fassen! Ich will überlegen. Schlaf Du unterdessen; Du bedarfst der Ruhe, der Erquickung! Thu's mir zu lieb: spricht nicht mehr, sondern strecke Dich aus und schlaf!"

Heinrich fühlte selbst seine Schwäche und Hinfälligkeit zu sehr, um sich diesem wohlgemeinten Rath zu widersetzen. „Ach, Freund," sprach er mit einem schwermüthigen Lächeln, das selbst Angelo's Augen feuchtete, „warum weckest Du mich damals?!"

Er streckte seine müden Glieder, schloß die Augen und sank bald in wohlthätigen Schlaf. Lange betrachtete Angelo das stille Dulderantlitz des Schlummernden, riß dann sich mit einem Seufzer los und trat in's Freie vor die Hütte.

Vom Wiesenabhang, der hinter dem Hause lag, klang das Geläut der Leitkuh und der Lockruf der Schweizerin, die zum dritten Mal molk. Wunderbar klar und frisch war die Luft. Die Schneeberge, welche ringsum über schwarzen Waldgebirgen lagen, glänzten im Sonnenschein, aber hinter der Heinrichswand rollte und grollte es; fernab, in der Richtung von Waldenburg, ging die donnernde Wolkenschicht nieder.

Angelo setzte sich auf die Fensterbank nieder und stützte das Haupt in die Hand.

„So stünde ich doch nicht über den Gewittern?!" dachte er. „So wanderte ich immer noch im Nebelthal und könnte der Sturmwind mich ergreifen? Wie klar schien der Weg, den ich mit Heinrich wandeln wollte, vor mir zu liegen! und jetzt ist mein Blick verwirrt; ich sehe plötzlich hundert Pfade sich vor uns kreuzen. Leidenschaften, die ich abgethan wähnte, schlagen plötzlich die Flügel auf — und schlimmer als dies Alles: ein Zweifel faßt mich, ob ich auch recht gethan?!"

Er sprang jählings empor. „War ich denn fromm, gläubig, rein bisher? Wohl entsagt' ich allen Genüssen, die Menschen begehren, schwelgte in meiner Erniedrigung und schritt, wie ein Triumphator über eine königliche Leiche, über meine Erwartungshoffnung hin. Aber wem nützte ich durch mein Beispiel? Wer ward besser und frömmer durch mich? Siegreich ist die Wahrheit! Wo sind meine Schüler? Und was ist ein Sieg, der nur den Kämpfer befreit, nicht seine Brüder?"

„Die Menschen nannten mich einen Mystiker. Wenn mystischen Sinn Der hat, den diese Welt Nichts, aber jene Welt beste größer und wichtiger ist — was war mir denn jene Welt? Ein Aufgehen in Gott. Aber mit Entsetzen sehe ich jetzt, daß die Sonne, dieser winzige Theil des Weltalls, größer, herrlicher, fruchtbarer ist als mein Gott."

„Weltgeist!" rief er aus und sank, von seinen eignen Gedanken zerschmettert, in die Kniee. „Dich glaubte ich zu begreifen, Dir ähnlich zu sein. Meine Ohnmacht schien mir Deine Kraft, meine Blindheit Dein Auge. Die Zügel eines Menschenschicksals ergriff ich und muß, unseliger als Phaëthon, den eignen Sturz überleben, den Untergang des mißgeleiteten Freundes sehen."

„Und wenn in dieser heiligen Stunde, die meine eingebildete Größe wie Schaum schmitzt und mit dem bloßen Ahnungsschimmer der ewigen Majestät wie einen Baum mich hinwegkrümmt, wenn in dieser Stunde der Wahrheit und Erkenntniß Heinrich mich fragt, warum ich ihn dahin brachte, kann ich nichts Anderes erwidern, als: Wenn ich unglücklich war, warum wollest Du glücklich sein!"

So, zerknirscht und reuevoll, ruhte er lange Zeit. Geläuten erhob er sich. Seine hohe Stirn erschien reiner, edler, glänzender: der Hauch der Liebe hatte sie berührt. Als er zu Heinrich zurückkam, fand er diesen bereits wach.

„Der Schlaf that wohl," sagte Waldenburg dem Eintretenden. „Ich fühle mich neugestärkt und zum Handeln muthig. Ich bin wieder, der ich heute Morgens war."

„So hast Du einen Entschluß schon gefaßt? weißt, was Du Stephanien, Ergar und den Andern gegenüber zu thun hast, daß Alles sich ordnet, und Du makellos vom vollbrachten Werk zurückkehren kannst?"

Heinrich lächelte bitter. „O!" sprach er, „ich habe einen trefflichen Gedanken, der Alles in sich faßt, ausgleicht und endigt. Um kurz zu sein: Ich bin entschlossen, mich zu rächen."

Angelo erblaßte.

„Du staunst, Du verstummst. Nicht wahr, das hast Du von Deinem Heinrich nicht erwartet? Er ist ja so sanft, so gut, kann Niemanden schrecken noch quälen! Wie sie Alle staunen werden: Heinrich Waldenburg rächt sich! Abel erschlägt den Kain!"

„Ich hoffe, Du rächst Dich edel."

„Wie ein Mann," sagte Waldenburg stolz. „Einsam begrub nach Delila's Verrath sich und seine Feinde unter Trümmern, und die Bibel sagt: Er rächte sich in der Kraft des Herrn."

„Denk' an Dein Gelübde!"

„Der Welt zu entsagen und nur noch Gott zu denken? Freund, das will ich. Auf Flammenstiftigen, heiß wie meine Sehnsucht, will ich mich aufschwingen. Aber sie sollen mir vor den Richter!"

„Welchen wahnsinnigen Gedanken birgst Du?" fragte Angelo in steigender Angst.

„Weißt Du eine andere Lösung, als unsern Tod?"

„Ja, die Buße!" rief Angelo. — „Auch wir haben zu bereuen, Freund," fuhr er bewegt und dringend fort, „ich mehr als Ihr Alle. Unsere Saat war Lüge, wir ernteten Verrath. Wir wappneten uns mit dem Grauen des Todes, doch nur der Lebende behält Recht."

„Und so redest Du? Muß ich Dich an jene Nacht erinnern, als ich mich zögernd vom Leben losriß? Wer rieth mir zu dieser Prüfung des Lebens und seines Werths? Wie sprachst Du, da ich schwankte?"

Der gerechte Vorwurf des Unglücklichen zerriß Angelo's Herz. Er warf sich vor Heinrich nieder und rief: „Fluche mir, Du mein einziger und letzter Freund! Fluche mir, und wenn Erd' und Himmel Dein Echo werden, ich habe den dreifachen Fluch verdient! Sieh, auf meinen Knieen lieg' ich vor Dir und bekenne: meine Freundschaft war Dein größter Feind. Ich bin schuld an Deines Weibes Schuld; ich machte Dich namenlos unglücklich. Vergieb mir nicht! Setze Deinen Fuß auf meinen Nacken und verdamme mich. Aber lasse auch mir die Sühnung! Laß mir die Sühnung! Und wenn Dein Weib, wenn Ergar Kiefelbergen hätten, ich will sie heute schmelzen. Meine Stimme soll wie einer Mutter Stimme sein, fremd und mild, unabweisbar und unwiderstehlich. Meine Reue soll so bereit sein, daß ihnen nur noch Reue begehrenswerth, Reue Seligkeit erscheint. Heinrich, Ihr sollt mich, den stolzen, harten, selbstsüchtern Mann, weinend, gebrochen, verzweifelnd sehen, und jede Thräne, die ich weine, möge Höllenglueth für mich und Balsam für Deine Wunde sein! . . . Heinrich — schließe mich aus von der Buße; heiß' mich Hand an mich legen, ehe ich büßte! aber vorher laß mich Euch verföhnen, Euern Irrthum sühnen!"

Der Anblick, die Leidenschaftlichkeit des reuigen Mannes war erschütternd. Einen Augenblick zögerte Waldenburg, doch dann

Digitized by Google

wandte er sich düster ab und sprach: „Es ist zu spät. Wunden giebt's, die nie vernarben, Kränkungen, die nie vergessen werden. Ich wie Jene, wir können einander nie verzeihen. Wir können auch nicht leben fürder. Deine Schuld am Vergangenen vergeb' ich Dir. Das Künftige kommt nicht auf Dich . . . Lebwohl!"

„Ich folge Dir," sagte Angelo fest und erhob sich. „Darf ich nicht Dein Retter sein, so will ich Deinen Untergang theilen."

„Freund, bleibe zurück! Ich gehe den Todesweg."

„Ich folge Dir wie Dein Schatten."

„Angelo, hoffe nicht, mich zu überreden, mich zu erschüttern! Wenn Gott selbst vom Himmel mir riefe — ich bin zu tief im Abgrund, ich höre Keinen mehr."

„Ich hoffe Nichts."

Sie traten aus der Hütte. Die Schneegipfel schienen feuerdampfende Pyramiden; die Felsen rings standen in dunkelrother Gluth.

„Nun füßte mein schönes Waldenburg die Sonne zum letzten Mal," sagte Heinrich leise vor sich hin. „Denn heute werfe ich statt des Schattens rothen Schein. Ich will das Schloß zu ihrem Verlobungsfest hell erleuchten."

Sie traten die Wanderung an. Durch die die Wildniß nackter Klippen und Felsenmauern kletterten sie mühsam bergab, bergan. Dann legten sie die weite Strecke grauer Lagen zurück, die mit Geröll bedeckt und von Rinnsalen durchfurcht waren. Rechts ab, jenseits des Strombetts, wie zur Linken sah das Auge steile Gesteinswände, reich an Geklüft und schneigen Schluchten. Vor ihnen starrte die gigantische Felsenmasse, die Heinrichswand, und nach überkletterten Gerümmern mit Kiefernbüschen standen sie auf dem Steig zur schwindligen Höhe.

Unterdessen war der Abendschein verglüht, nur auf den höchsten Gipfeln zauderte noch ein leiser Farbenhauch; aber schon wölbte am Himmel die milde Kraft der nächtlichen Gestirne.

Beide Wanderer hielten jetzt auf einem breiträckigen Steinblock kurze Rast. An ihre Stäbe gelehnt, richteten sie den Blick prüfend empor.

„Kehre zurück, Angelo!" wandte sich Heinrich nach einer Weile zum Gefährten. „Das Wetter ging über Waldenburg nieder. Trüben an der Thalwand wird der Felsen feucht und schlüpfrig sein. Mich stählt, mich hält meine wilde Sehnsucht."

Der Andere schüttelte das Haupt. „Ich gebe mich in Gottes Hand," erwiderte er.

Ihre Blicke begegneten sich. In ahnungsvoller Bewegung sanken sich Beide an die Brust; doch wechselten sie keine Worte mehr.

Dann stieg Waldenburg voran, und da ein trotziger Gedanke seine Kraft und Kühnheit verdoppelte, ließ er Angelo weit hinter sich. Mit weitgeöffneten Nüstern und wildem Blick klomm er den schmalen Pfad, den der Fels gewährte, empor. Aber trotz seiner Anstrengung kam er auch nur langsam vorwärts. Oft glitt sein Fuß auf dem glatten Gestein zurück, und seine ganze Wucht hielt dann der getreue Stab. . . .

Wo nur noch der Gipfel wie eine Titanenwarte überhing, wand sich der Steig um die Ecke und senkte sich dann steil die Felsenbrust hinab. Die Brücke zur Teufelsmauer erschien dort oben noch ein schwaches Reis, über den entsetzlichen Abgrund gelegt, in dessen tiefster Tiefe der Fluß wühlte.

„Wenn ich zu spät käme!" dachte Heinrich, als er in der unermeßlichen Einsamkeit der Gebirgsnacht das dumpfe Gezisch des Gewässers vernahm. „Wenn sie geflohen wäre mit Edgar!" Dieser Gedanke krampfte ihm das Herz zusammen. Aber Angelo's Wort ging ihm durch den Sinn: „Ich folge Dir wie Dein Schatten."

„Fort! fort!" stachelte er sich selber an und klomm, ohne eine Secunde zu rasten, den Hang hinab. . . .

Gerinnsel, das aus allen Spalten des Berges hervorzubrechen schien, machte den Stein glatt, wie geschliffenen Marmor. Jeder Schritt trug Heinrich aus Todesgefahr in neue; ein Fehltritt des vorwärtslastenden Fußes, ein Abgleiten des stemmenden Beins stürzte hier in den Abgrund, in den Tod.

Und schon entdeckte Heinrich, daß die Nervenerregung, während sie ihn Anfangs beseuert hatte, mit der ungeheueren Muskelanstrengung verbunden, in Erschöpfung endigte, die sein ganzes Selbst zu verändern beginnt. So hatte er ungefähr die Hälfte des Wandsteigs hinter sich, als von irgend einer der nächstliegenden Almen ein weiblicher Jodelruf durch die Nachtstille und das Flußrauschen klang. . . .

Ein kurzgestoßenes, vom Echo schwach erwidertes Aufjauchzen! Aber auf Heinrich bewirkte es einen Druck des Bluts in den Füßen, wie der donnernde Niedergang einer Lawine. Er stieß plötzlich still — er fühlt das Erblassen seiner Wangen, vor den Augen stirrt und kreist es, seine Gelenke werden schlaff und schlotternd, der Stab entsinkt ihm — Er schwindelt! . . . Verloren! durchzuckt es ihn, und er besitzt nur noch so viel Besinnung, sich langsam auf ein Knie niederzulassen — —

Dann schließt er die Augen.

Aber ein wohlthätiger Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Anwandlung von Ohnmacht ging vorüber. Mit ruhiger kreisendem Blut und rückkehrender Kraft erhob er sich und begann, nun ohne Stab, die letzte Wegesthätte zurückzulegen. Das Tosen des Bergwassers schlug lauter und lauter an sein Ohr. Doch Heinrich konnte jetzt wieder ohne Schwindel auf den milchweißen Gischt und die Lärche, die aus einem Felsenriß emporschoß, hinabsehen.

„Gott will's," flüsterte er. . . . Er hatte den Steg erreicht, der von Frischtigkeit im Mond wie Silber glänzte.

Schon setzt er den Fuß auf die geländerlose Brücke, als drüben laut sein Name gerufen wird und Edgar aus dem Fichtengebüsch der Teufelsplatte aufsprang.

„Graf Heinrich Waldenburg," wiederholt dieser mit schneidender Stimme. „Denkst Du zum zweiten Mal vom Tode aufzuerstehen?!"

Ein kalter Schauer packt Waldenburg, da er seinen Todfeind so nah sich gegenüber gewahrt. Einen Moment zögert er unschlüssig, aber dann hebt er warnend seine Rechte empor und betritt den schlüpfrigen Steg. Langsam setzt er Fuß für Fuß. . . . In der Mitte hält er und blickt wieder hinüber. Da reißt plötzlich Montigny seine Flinte empor, legt an — Heinrich sieht den blinkenden Lauf auf seine Brust gerichtet, sieht den gewissen Untergang — blitzschnell biegt er sich zur Seite, aber dabei glischt sein Fuß — er schreit auf und stürzt kopfüber in die Schlucht.

Edgar, der unwillkürlich zurückprallte, hörte unmittelbar nach dem Entsetzensschrei und dem Verschwinden des Mannes ein Knacken im Gesäll der Lärche, dann einen dumpfen Fall in's Wasser, ein kurzes Aufrauschen der Wellen. . . . Der tödliche Schuß schlüft noch in seiner Waffe, dennoch stieß Edgar, stieß entsetzt hinweg, ein Wörder mit unbütiger Hand.

Aber sieh vom Felsen wandelt Angelo, sieht das Opfer, sieht den Fliehenden. Der Stein unter ihm löst sich nicht, sein Fuß gleitet nicht aus; den Berg hernieder und über die Schlucht schreitet er, feierlich, fest, unaufhaltsam, vom Sternenlicht beleuchtet, hinter dem Fliehenden her, wie der Engel der Nemesis. — —

Lustig! lustig! Die Waldenburger schlafen nicht! Hurrah! Am Aber rufen wieder Flöten und Geigen zum Tanz. Wer eintritt, der hat auf Montigny's Kosten Essen und Trinken umsonst. Ein Prachtkerl, der Montigny! Der wird ein anderer Schloßherr, als der Selige. Leben und leben lassen! Da wird's zu verdienen geben, im Schloß, an den Gästen, die zahlloß kommen werden wie nach dem gelobten Land! Die goldene Zeit bricht an.

Die Männer tummeln vor Vergnügen über den Prachtkerl, die Verlobung und den Verlobungswein. „Das gräfliche Brautpaar soll leben, Vivat hoch!" tönt es bald da, bald dort, an allen Tischen, und die Gläser klirren. Kein Waldenburger, vom reichen Silberbauern bis zum armen Wegmacher herab, der nicht auf Montigny heute schwört, trinkt und hofft. Und wenn die verrückte Kreszlerin, die in der Küche sitzt und ein Weinspfyplein bekommt, hin und wieder verstiert, daß ihr Heinz noch fehl, lacht die Alterwirthin, lachen die Mägde, lachen alle Gäste; das ganze Haus lacht.

Und die Dirnen im Tanzsaal denken an Montigny, während sie mit ihren Burschen, Brust an Brust, sich wiegen und drehen.

Im Schloß sind alle Fenster glänzend erleuchtet, und im Erdgeschoß tanzen die Jäger und Bedienten, Zofen und Hausmägde. Lasicur hält eine „famose" Rede und trinkt auf das Wohl der Braut, auf das Wohl des gnädigen Herrn. Hurrah Montigny, und Montigny für immer!

In einem Salon, den ein Blumenflor durchduftet und der Kerzenschein von Girandolen und Armleuchtern tagheli erleuchtet, sitzen die Gräfin, Baron Aspera mit seiner Gemahlin und Fanny am silberstrotzenden Tisch. Das Souper ist vorüber — Montigny ließ auch gar zu lange auf sich warten. Die lästigen Diener sind verabschiedet. Die Braut, die Freunde, der Champagner warten

Digitized by Google

auf Montigny. Endlich kommt er, heiß und erregt, jedenfalls lustig erregt. Er entschuldigt sich: das Wetter hat ihn überrascht, der Bentelsteinerwald ihn in die Irre geführt — man muß ihn abholen, den verwünschten Wald!

Stephanies Unwille verwandelt sich sofort in Liebe, Freude, innigste Theilnahme. Sie streicht ihm das feuchte Haar aus der Stirn und sagt: „Du Aermster!“ Er soll das Souper nachholen, aber Montigny dankt, er will nur trinken. Zwei, drei Gläser des goldigen, perlenden Weines stürzt er hinab. Ah — das erfrischte! Nun ist er wieder der alte, fröhliche Montigny, nein, fröhlicher, lauter, als man ihn je gesehen.

Seine wilde Lust steckt die Andern an; das Gespräch wird ausgelassen, man klatscht in die Hände und lacht unbändig. Die Gläser klingen; die Damen müssen trinken. Asperg improvisirt einen Toast. Er wird dafür mit Blumen geschmückt. Stephanie steckt auch ihrem Gelichten eine Rose an die Brust.

„Rosen! Rosen statt Wunden auf der Brust!“ ruft Edgar.

„Keine Wunde, kein Blut, das ist die Hauptsache.“

„Treulose! ist Dein Herz nicht verwundet?“

„O, mein Herz siehe. Liebe aber ist ein Kuß, ein Tanz, ein Flug in's Blaue! Verwünscht seien die Poeten, die vom Pfeil der Liebe und blutenden Herzen sprechen! Ich will mit dem häßlichen Blut nichts zu schaffen haben.“ Er sprang empor und öffnete weit die Fensterflügel. Musik klang vom Erbgeschoß herauf; aber die Musik im Dorfe klang nicht mehr.

„Musik!“ rief er. „Auch wir wollen Musik.“

Fanny setzte sich an den Flügel und spielte eine tauschende Weise.

Montigny wollte Asperg um den Hals fallen und umarmte statt dessen die Baronin. Stephanie rief ihn zur Ordnung und erhielt ein Dutzend Küsse dafür.

„Herch!“ sagte plötzlich der Baron, der sich dem Fenster genähert hatte. Vom Dorf her klang ein verworrenes Rufen, ein wüster Lärm.

„Das Pack prügelt sich,“ erwiderte Montigny, dessen Lippen leise zu zucken begannen. „Trinken wir! Liebstes, bestes Fräulein, noch einen Walzer!“

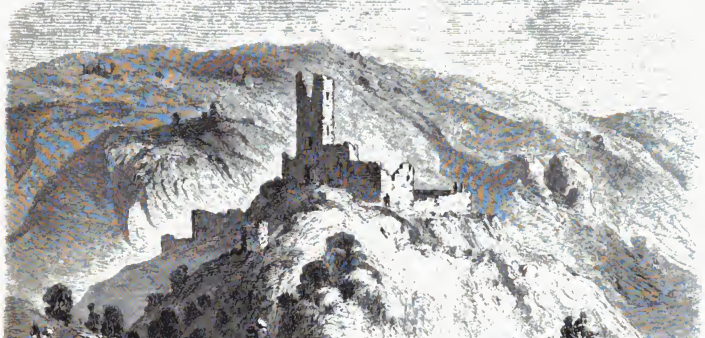
„Still,“ sagte Asperg. „Der Lärm nähert sich; die Musik drunten bricht plötzlich ab.“

„Man wird uns ein Hurrah bringen,“ versetzte der Andere ungeduldig. „Bitte, mein Fräulein!“

Das Mädchen beginnt zu spielen, doch bald unterbricht sie sich, denn jetzt hören sie Alle ein dumpfes Stimmengewirr und wiederhallende Schritte, dazwischen das kurze Gebell eines Hundes.

Die Damen werden ängstlich, Montigny blickt leichenblaß. Es ist, als ob er sich Muth zu trinken hätte, so hastig füllt und leert er sein Glas.

Sie sind nun im Schloßhof, den murmelnden Stimmen, den tappenden Schritten nach viele, viele Leute.



Die Sauerburg im Wisperthal.

„Man bringt einen Verunglückten,“ sagt Asperg, den Kopf aus dem Fenster zurückziehend.

„Jesus! Der Kaplan!“ schreit Fanny in Ahnung auf.

„Wie unangenehm!“ spricht die Baronin ärgerlich, und Stephanie ist noch mehr empört, als erschrocken darüber, daß man ihr einen Todten in's Haus bringt. Montigny sitzt stumm. Er weiß es: sie bringen Ihn . . . .

Und jetzt schreitet's und tönt's die Treppe herauf. Die Flügelthüre wird weit geöffnet; Männer und Frauen drängen sich auf der Treppe, im Corridor. Sie machen schen dem Priester Angelo und der Bahre Platz, die man langsam emporträgt.

Und die Bahre mit einer entstellten, triefenden Leiche wird in den glänzenden, parfümirten Saal, wird mitten unter die auftreischende vornehme Gesellschaft gesetzt; Angelo aber tritt an den schlotternden Edgar heran und sagt ruhig, ehern, unwiderleglich mit der Stimme der Nemesis: „Edgar von Montigny, kennst Du diesen Todten?! Ich zeihe Dich des Mordes am Grafen Heinrich von Waldenburg!“

Die seltsame Geschichte war wochenlang das Gespräch der Residenz, Jahre lang der Stoff und das Grauen der Waldenburger. Montagny sieh in der verhängnißvollen Nacht über die Grenze. Man hörte nie wieder von ihm; er ist verdorben, gestorben. Die Gräfin Stephanie warf der Schrecken auf das Krankenlager. Nach schwerem Leiden genas sie, blieb aber zeitlebens eine blasse, kränkelnde, der Welt entfremdete Frau. Sie that Vielen Gutes, aber Niemand sah sie fürder lächeln. Auf ihrem Wege lag ein Schatten.

Seines Stammes der Letzte.

Mit Abbildung.

Wer von Lorch, dem lieblichen Städtchen, welches einst von dem Segen des Weins und dem Frohsinnleben des Adels zu gar hohem Ruhm am Rheine getragen worden, seinen Stab in das Wisperthal setzt, der kommt in eine Landschaftsreihe voll Anmuth und reizender Schönheit. Manche Stunde führt der tief eingeschnittene Grund ans oftwärts dahin zwischen lebenvoller Natur und Trümmern der Vergangenheit, bis wir in das Sauerthal gelangen, aus dem der Tiefenbach rauscht. Wir wandern dieses kleine Wasser hinauf, der Grund wird immer enger und enger. Rechts und links sind die Halden mit dichtem Walde bedeckt. Endlich wird aus, durch Eichen und Buchen schimmernd, eine Burgruine, aber es ist nicht die, welche wir suchen, sondern Waldeck nennt sie das Volk. Die Trümmer des Schlosses, denen wir zutrachten, sind uns als weit gewaltiger und imponirender geschildert. Nur noch wenige Schritte, und wir finden die Schilderung bestätigt; da ragt sie vor uns auf, die Burg, an welche der letzte Sickingen — nicht sein Schwert, sondern seinen morschen Wanderstab lehnte, zum Zeichen, daß hier des Geschlechtes Laufbahn schloß.

Die Ruine vor uns ist die „Sauerburg". Sie liegt auf einem Hügel, welcher der Heiligenberg genannt wird. An den Fuß dieses Hügels schmiegt sich das Dörfchen Sauerthal, das wahrscheinlich seinen Namen von einem Sauerbrunnen erhält, deren verschiedene in diesem Grunde entspringen; von hier erreicht man auf steilem Pfade in einer Viertelstunde das alte Schloß, welches mit seinen Thürmen und Mauerresten die Breite des Gipfels einnimmt und das ganze Thal beherrscht. Der 120 Fuß hohe Hauptthurm, die vielfältigen Gelasse, die Casematten im Berge, die tiefen Gräben, über welche Zugbrücken führen, die mächtigen Höfe deuten auf eine umfangreiche und gewaltige Anlehnung des kriegerischen Mittelalters. Als Erbauer wurden die von Bolanden im 13. Jahrhundert genannt; nach mancherlei Besitzerwechsel kam sie erst im Jahre 1692 an die Sickingen. Die Burg war indeß schon 1689 im Orleans'schen Successionskriege durch die Franzosen verbrannt und geschleift worden, die Güter, welche, beiläufig gesagt, 150 Morgen Ackerland unt 30 Morgen Wiesen umfaßten, verblieben aber der genannten Familie.

Welche Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Sickingen! Das streitbare Zeitalter der Humanisten und Reformatoren taucht vor unsern Blicken auf. Wir denken an die Ritter von der Feder und dem Schwerte, die sich in jenen Tagen einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. Franz von Sickingen erscheint uns auf der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit", in seinen Beziehungzu den Gelehrten, die sich aus der dogmatischen Anschauung des Mittelalters lösten, und in seinen Beziehungen zu den Reformatoren, welche den Kampf gegen Rom begannen. Sein Freund ist Ulrich von Hutten, der den Wahlspruch hatte: „Ich hab's gewagt" und „Jacta est alea". Indeß wir wollen hier keine Geschichte erzählen, zumal da die Thaten dieser Zeit hinlänglich bekannt sind. Auch sind es nicht die Schatten jener Männer, die uns in den Wäldern und Schluchten des Thales begegnen; denn damals war ja die Burg noch nicht im Besitz der Sickingen. Aber es begegnet uns hier die Gestalt des letzten Sickingen, welcher, unähnlich seinem großen Ahnherrn Franz, der zu Landshuhl in Kampf und Streit einen ruhmreichen Tod fand, in Armuth und Vergessenheit unterging.

Dieser Letzte der Nachkommen des großen Franz wurde am 1. Juli 1760 geboren und war der Erbe stattlicher Güter in Schwaben, Böhmen und am Rheine. Und dieses reiche Besitzthum entschwand, wie durch Verzauberung, ihm aus der Hand und aus den Augen. Die Quelle des Unheils lag in der Bewirthschaftung der böhmischen Liegenschaften; sie hatte ihn bereits in große Verlegenheiten gestürzt, als sich dazu noch das deutsche Kriegsunglück gesellte: das linke Rheinufer ging an die Franzosen und damit sür Sickingen Landshuhl, Köngernheim, Schaidenbach und Schnackenhausen auf einen Schlag verloren. Dieser Verlust zog den eben so schweren nach, daß nun die Besitzthümer in Böhmen veräußert werden mußten. Im Jahre 1818 wurde auch Sickingen verkauft. Der einst so reiche Standesherr war schier zum Bettler geworden. Nur die Liegenschaften um die Ebn Trümmer der Sauerburg nannte er noch sein eigen.

In früheren Jahren ging über den letzten Sickingen die schauerliche Sage, daß er seinen Vater, den die Welt für tort hielt, in den unterirdischen Verliesen der Sauerburg oder im Keller des Pfarrhauses eingekerkert gehalten habe. Der Landfürst von Mainz soll von diesem Frevel Kunde bekommen und bewaffnete Mannschaft ausgeschickt haben, um den unglücklichen Vater zu befreien. Allein der unnatürliche Sohn erhielt Nachricht von den anrückenden Soldaten und brachte den Gefangenen in die Keller der Burg Talberg bei Kreuznach, wo der Greis von dem Freiherrn von Talberg entdeckt, an's Licht gezogen und dem Leben zurückgegeben wurde. Und nun hieß es weiter, Friedrich Schiller habe aus diesen Begebenheiten die Composition der Räuber geschöpft. Seine Quelle sollen die Mittheilungen Talberg's gewesen sein. Dieser grausamen Geschichte und dem Zusammenhang derselben mit der wildesten Dichtung unseres Schiller widerspricht jedoch nicht nur der Umstand, daß Talberg den Dichter erst nach der Vollendung der Räuber kennen lernte, sondern auch der Charakter des Grafen Franz von Sickingen selbst. Er war, nach allen Berichten, ein gutmüthiger und lebenskünstiger Mann, dem unmöglich ein so schweres Verbrechen auf dem Herzen lasten konnte. Alte Leute der Gegend erinnern sich noch der kräftigen Gestalt, die gern das Gebirg durchstreifte und auch zuweilen in den Orten am Rheine erschien. Im rheinischen Antiquarius erzählt Stramberg, daß man ein Freund schrieb: „Der letzte Sickingen hatte Rechts- und Cameralwissenschaften studirt, wollte aber nie ein Amt annehmen. Kaiser Franz von Oesterreich soll ihm eine hohe Hofstelle angeboten, er jedoch erwidert haben: ‚Der Sickingen dient nicht, sondern läßt sich bedienen'." Die Volksstimme beurtheilt ihn hin und wieder als ein Ideal von Uneigennützigkeit und Freigebigkeit, der Geld und Gutesbewirth für Nichts erachtete und sein Hab und Gut mit vollen Händen an die Armuth verschleuderte. In seinen letzten Jahren sah er so abgerissen und heruntergekommen aus, daß man ihn nicht gern in einer Gasthube empfing. Auch wurde er damals meistens von einem verkommenen Maurer begleitet, der ihm auf allerlei Weise Geld zu verschaffen suchte und den man deshalb scherzweise den Sickingen'schen Rentmeister nannte. Bevor der Graf sich gänzlich in der Gegend niederließ, soll er fast immer auf Reisen gelebt haben und, wie Stramberg sich sagen läßt, „ein sehr vernünftiger und bescheidener Mann gewesen sein, ungemein angenehm in der Unterhaltung." Am Ende seiner Tage beschränkte sich seine ganze Einnahme auf eine Leibrente von 700 Gulden, welche ihm die naßauische Domainenverwaltung auszuzahlen hatte.

Graf Franz von Sickingen war unvermählt. Als er sich alt und krank aus dem Leben zurückzog, schlug er seine Wohnung in dem Sauerbofe auf, der etwa eine Viertelstunde von der Sauerburg liegt und das letzte Besitzthum des alten Mannes war. Der Hofmann auf diesem kleinen Gute hieß Börner und war kein Rheinländer. Der Graf hatte ihn einst mit sich in die Gegend gebracht und ihm die Liegenschaften zu so niedrigem Pacht übergeben, daß er selber durchaus keinen Nutzen davon hatte. Der Gutsherr und der Pächter sollen sich sehr ähnlich gewesen sein, wesshalb der Letztere im Lande aus der natürliche Sohn des Grafen galt.

Ueber die Bewohner des Sauerhofs machte unserm Stramberg sein oben erwähnter Freund folgende interessante Schilderung, aus welcher geschlossen werden könnte, daß allerdings das Blut der Sickingen dieser Linie noch nicht als ausgesetzeben zu betrachten

Digitized by Google

wäre.* „Den Böttner," sagte jener Freund, „habe ich selbst gekannt und muß ich gestehen, daß mir nie ein Mann vorgekommen mit einem, der Bauernstracht unbeschadet, gleich imponirenden Aeußern. Ich war häufig dort auf der Jagd, und nach der Jagd wurde gewöhnlich auf dem Sauerbrunnerhofe gegessen. Als ich den Böttner zum ersten Mal sah, erging es mir wie Kaiser Carl IV. mit Kunz von Kaufungen; ich sagte zu meinem Nachbar: ‚Den Böttner, würden Helm und Harnisch besser kleiden, als der Kittel.' Damals vernahm ich, daß er ein Sohn des Sickingen sei. Wahrhaft Respect gebietend war sein Benehmen und das seiner vier Töchter, alle vier von ausgezeichneter Schönheit. Unaussprechlich war der Eindruck, welchen dieser vier Jungfrauen würdige Haltung auf das wilde Heer der Jäger circa 40 Stück aus allen Ländern zusammengekommenlt, übte; die unternehmendsten Gesellen hielten sich in den gemessenen Schranken des Anstandes und der Courtoisie. Den Burgfräulein fehlte lediglich die standesmäßige Kleidung."

In diesem Kreise verlebte Graf Franz seine letzten Tage. Ohne Familie starb er doch in der Familie. Wer weiß, ob ihn die illegitimen Nachkommen nicht ebenso treu gepflegt haben, wie es von legitimen geschehen wäre. Im Angesichte der Ruinen der letzten Burg ging die letzte Hoffnung dieses edeln Namens nach den Einen mit 76, nach den Andern mit 81 Jahren zu Grunde. Sein Ende fällt in das Jahr 1836. Die Leiche wurde auf einem mit zwei Ochsen bespannten Karren nach dem Dorfe Sauerthal gebracht und auf dem dortigen Friedhofe eingesenkt. Ein Unbekannter, in dem man den Archivar Habel von Wiesbaden vermuthet, ließ ihm bei nächtlicher Weile ein hohes schönes Kreuz aus rothem Sandstein setzen, auf dem mit goldenen Lettern folgende Inschrift prangt:

Franz von Sickingen, Reichsgraf,
seines Stammes der Letzte.
Von einem Freunde vaterländischer Geschichte.

Auf der anderen Seite heißt es:

Er starb im Elend.

So endet die Geschichte dieses Stammes der Sickingen, und so macht uns die Sauerburg mit ihren kolossalen Trümmern den Eindruck eines gewaltigen Grabes, in welchem ein großes Stück untergegangenen deutschen Lebens ruht. Es hatte seine Zeit, dieses Leben der Ritter auf den Höhen; gönnen wir ihm den Frieden des Todes, dem es zum Glück neuer Geschlechter verfiel, und wünschen wir dem Feudaladel, der sich in unseren Tagen krampfhaft anklammert an die übertünchten Ruinen verfallner Vorrechte und Ansprüche, daß ihm in dieselbe Ruhe recht bald einzugehen vergönnt sei! —

Wolfgang Müller von Königswinter.

* Wir sagen „dieser Linie", weil Graf Franz nicht der letzte Sickingen überhaupt ist; in Oesterreich blüht noch ein anderer Zweig dieses Namens.

Bilder von der deutschen Landstraße.

1. Der Fuhrmann von dazumal.

(Schluß.)

Die Pritsche der Wirthin. — Die Etiquette der Fuhrleute unter einander. — Die bedeutsamen Nullen der Wirthsrechnung. — Die Salzlärmer und die Kärrner und Mannleder bei Nacken, die letzten ihrer Art. — Die Popenbicker „Langlöffner" oder „Kuttenkleppert". — Der Hudelwagen. — Der große Frachtwagen. — Plannen und Prieferreck. — Die Nürnberger „Neben". — Der blaue Brabanter Fuhrmannsfittich. — Der Fuhrmannsgasthof. — Die verschiedenen Fuhrmannsgruppen: Die Bergischen und Mannheimer — Die Pfälzer — Die Schwaben und Franken — Die Baiern — Die Eichwegen und Fuldaer — Die Münchener und Popenbicker — Die Harzer — Die Leiser — Die „Oesterreicher" — Die Langensalzer — Die Krahwinkler und Lambacher — Die Benshäuser und Schlacr — Die Gräfenthaler — Die Grünberger und Breslauer — Die Elsässischen. — Das Deutschelerot. — Die Nachsitzen und die „Roge". — Die Zeche und ihre Hieroglyphen. — Der Lochzeichen. — Das Krippenspiel der Knechte. — Fuhrmannsgrobheit und Fuhrmannsstolz. — Das Fuhrmannslied.

Noch aber war die Ceremonie des Ritterschlags nicht vollendet, noch wurde keine Flasche entkorkt, vielmehr öffnete der Wirth neben der Stubenthür einen Schrank und nahm aus demselben ein großes Buch, welches nur bei solcher Feierlichkeit gesehen ward, sonst aber immer unter gutem Verschluß blieb. Hierauf stellte sich der Wirth, das große Buch auf der Tafel aufschlagend, dem jungen Fuhrmann gegenüber und befahl ihm, aufzustehen, unverwandten Blicks auf ihn — den Wirth — aufzumerken auf das, was ihm jetzt zum ersten Male in seinem Leben von alten Weisthümern, Ordnungen und Gebräuchen des Fuhrmannswesens vorgelesen werden solle. Unter lautloser Stille aller Anwesenden, welche ihre Gesichter in ernste Falten legten, begann der Wirth hierauf also: „Beim Anfahren an einem Wirthshause soll der Fuhrmann nur einmal klatschen!" — Das letzte Wort dieses Gebotes wurde aber trotz der kräftigen Stimme des Wirthes nicht gehört, denn in demselben Augenblicke schwang die Wirthin eine mächtig lange Pritsche, welche inzwischen heimlich aus dem erwähnten Schranke, ihrer gewöhnlichen stillen Behausung, die sie mit der hölzernen Zange theilte, herbeigeholt worden war, und schlug unter herzerschütterndem Lachen der Gäste unsern jungen Kärrner oder Fuhrmann so unbarmherzig auf seine hinteren Fleischtheile, daß dieser ganz erschrocken sich umwandte, ein klägliches Ach und Weh anstieß und mit den Händen nach der schmerzenden Stelle griff, um auch diese die Bekanntschaft der Pritsche machen zu lassen. Hatte sich inzwischen der Tumult wieder etwas gelegt, so bedeutete der Wirth den jungen Fuhrmann, daß diese feine Erschütterung zur Kräftigung des Gedächtnisses nöthig sei und daß man ein altes Herkommen nicht abändern dürfe. Unter der Versicherung, daß er von nun an nichts mehr zu befürchten habe, wurde der zweite Punkt unter allgemeiner Stille verlesen, dem natürlich wie allen folgenden beim letzten Worte zur Bekräftigung wieder eine Pritschenfanfare unter homerischem Gelächter der Fuhrleute nachfolgte. Dieses Siegel- oder vielmehr Pritschenamt ging, wenn die Wirthin nicht zur Stelle war, auf den Hausknecht über, der — im Vertrauen gesagt — meist vorher durch ein klingendes Stück Geld „gestimmt" wurde, so daß er bei Ausübung seines Amtes oft einen bunnaneren „Zug" an den Tag legte, als die dicke Fuhrmannswirthin. —

Von den übrigen „Punkten" wollen wir noch einige charakteristische herausheben. Der Fuhrmann soll, sobald er die Pferde in den Stall führt, in der Krippe nachsehen und diese eventuell reinigen; — wenn er in die Stube kommt, hat er sich sauber zu waschen. Er darf als ein jüngerer sich nicht zuerst an den Tisch setzen, auch soll er aus der Schüssel nur dasjenige Stück Fleisch ꝛc. herausnehmen, welches seinem Stze zunächst liegt. Der jüngere Fuhrmann darf vor dem älteren weder in die Schüssel fahren, noch ein Glas ergreifen. Jeder Fuhrmann hat vor dem Essen still sein Gebet zu verrichten. Wenn die Pferde auf der Straße nicht mehr ziehen wollen, so sind sie zu dreien Malen anzuregen; kommt das Geschirr trotzdem nicht in Zug, so hat der Fuhrmann nach Hülfe zu gehen und die Pferde nicht wie ein Schinderknecht zu behandeln. Wenn Fuhrleute auf der Straße einander begegnen oder im Wirthshause zusammentreffen, so sollen sie gegen einander freundlich sein und einander die Hände reichen. Die Alten sind mit „Ihr", die Jüngeren aber mit „Du" anzureden. Wenn der Fuhrmann an einen Hohlweg kommt, so hat er zwei bis drei Mal zu klatschen; hört er hierauf auf der Höhle nicht wieder klatschen, so hat er zwei bis drei Mal in dieselbe hineinzurufen; „kann sonst hat er kein Recht!" ꝛc. Ordnung und feste Sitte sind in diesen Satzungen gewiß nicht zu verkennen.

Schon nach der ersten Pritschenentfaltung wurden die Gläser gefüllt. Auch Punsch und Pfefferkuchen durften bei einer solchen Veranlassung nicht fehlen. War die Ceremonie zu Ende, so stimmte ein junger Fuhrmannsbursche ein allgemein bekanntes Fuhrmannslied an, und unter gemüthlichem Geplauder verstrich der Abend. Inzwischen wurde auch noch ein Haberkrot herbeigeschafft, welches die Stelle unserer heutigen Orchester vertrat.

Die Kosten eines solchen Abends anlangend, so ist zu berichten, daß der Wirth keine specificirte Rechnung aufstellte, daß aber auch eine solche nicht verlangt wurde. Jedem Fuhrmann, der an selbigem Abende anwesend war, schrieb der Wirth beim Abfahren, wenn die Zeche gemacht wurde, eine oder mehrere Nullen mehr

Digitized by Google

an, aber — wohlverstanden! — nicht hinten, sondern vorn. Haben denn oder vielmehr hatten denn die Nullen, vorn hingeschrieben, auch Bedeutung? fragt staunend der Leser — Das wird uns weiter unten klar werden; vorläufig aber wollen wir diese Frage zum Schrecken aller Arithmetiker mit einem entschiedenen „Ja" beantworten.

Als man im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts endlich anfing, den Wegen auf den großen Handelsstraßen die und da einige Aufmerksamkeit zu schenken, konnte der Kärrner natürlich sich stärker besachten. Wie sich aber die Physiognomie der Landstraßen änderte, so war naturgemäß auch das auf denselben sich bewegende Fuhrmannswesen einer Wandlung unterworfen: der Karren ging jetzt in den sogenannten Stiefelknecht, d. h. in einen vierrädrigen, mit einer Barte versehenen Wagen über, vor welchem die Pferde ebenfalls einzeln in langer Reihe im Zuge gingen. Das sogenannte „ordinäre", d. h. regelmäßige Botenfuhrwerk behielt indessen noch längere Zeit die Karren bei, und die Salzkärcher hat erst der Zollverein verdrängt. In unserer Zeit sieht man noch einzelne Karren, welche aus Frankreich, Belgien und dem Bergischen kommen. Namentlich giebt es jetzt noch viele Kärrner in Westfalen, welche zum Theil auch gegenwärtig noch nach Leipzig und Breslau fahren.

Aus der Periode der Stiefelknechte verdienen die Poppendieker besonderer Erwähnung. Das Fuhrmannsdorf Poppendiek liegt zwischen Lüneburg und Celle. Die Fuhrleute dieses Ortes hießen schlechthin „Langspänner" oder auch „Kuttenklepper". Den ersten Namen führten sie davon, daß sie blos eigene Pferde (sogenannte Hauspferde) in langer Reihe im Zuge hatten, so daß sie niemals einer Vorspanne bedurften; der zweite Name aber galt mehr als Spottname, weil die Poppendieker die einzigen Fuhrleute in Deutschland waren, welche ihren eigenen Hafer fütterten und sogar ihren eigenen Proviant bei sich führten. Man erzählt, daß die Poppendieker in alter Zeit deshalb bei den Wirthen und den übrigen Fuhrleuten nicht in vollem Ansehen gestanden hätten.

Ehe wir zum eigentlichen großen Frachtfuhrwesen übergehen, wie es die Chausseen und in Folge davon verschiedene Regierungsverordnungen hervorriefen, sei hier nur noch der sogenannten Hudel- oder Baumwagen gedacht, die vierrädrig und mit einer Deichsel versehen waren, aber keine Leitern führten. Diese Wagen bildeten den Uebergang zum späteren großen Frachtwagen, der seit der Mitte der zwanziger Jahre immer mehr in Aufnahme kam. —

Der große Frachtfuhrwagen nimmt im Fuhrmannswesen dieselbe Stelle ein, wie das Dampfschiff im Seewesen. Ein großer Frachtfuhrwagen mag gegen sechzig Centner und hatte sechs Zoll breite Räder; eine zweite Classe von Wagen, welche bestehenden Verordnungen gemäß im Interesse der Chausseen nur 100 Centner Fracht aufnehmen durften, mußte nur Zoll breite Räder führen. Die preußische und die bairische Regierung haben die ersten dahin einschlagenden Verordnungen erlassen. Außer dem großen schweren Hemmschuhe bienten zwei Schleifzeuge als Hemmungsapparate. Im „Schiff", welches unter dem Wagen hing, lag der aus starkem Eisenblech verfertigte und mit zwei bis drei guten Schlössern versehene Kober, in welchem der Fuhrherr Geld und Papiere verwahrte und welcher Abends dem Wirthe zum Aufheben übergeben wurde. Die Sonnenberger Kober waren wegen ihrer guten Schlösser am meisten gesucht. — Ueber hohe, starke Reifen spannte sich das große, weiße Plantuch, in welchem Namen und Jahreszahl, häufig auch ein auf das Fuhrmannswesen sich beziehendes Bild eingemalt war. In Fuhrmannsgegenden nahmen die Schneider-Innungen die Anfertigung eines guten Plantuches unter die Meisterstücke auf, so daß Plantuch und Priesterrock hier in unmittelbare Nachbarschaft kamen. — Auch die „Alselter" verwandelte sich jetzt in die lange stotze Fuhrmannsspeitsche; das Nürnberger Geschirr mit seinen vielen messingenen Ringen und Scheiben, sogenannten Rosen, kam jetzt in Flor. Ein Dachshell prangte auf dem Handgaul, ein rothes, wollenes Tuch auf dem Sattelgaul. — Selbstverständlich wurde auch die Tracht des Fuhrmanns jetzt eine andere. An die Stelle des ehemaligen weißen Kittels trat jetzt der sein gespeppte kurze blaue Brabanter Kittel; den Kopf bedeckte ein niedriger runder Hut mit silberner oder goldener Trodtel; den Hals umgab ein buntes rothes Halstuch; anstatt der Schuhe kamen die langen Fuhrmannsstiefeln, welche über die Knie reichten, während lange gelbe Gamaschen, unter den Knieen mit rothen Bändern verziert, im Winter die Beine hoch hinauf umschlossen.

Auf der Straße selbst bildete sich nach und nach eine förmliche Fahrordnung aus, an deren Beobachtung oft bei hoher Strafe der Fuhrmann gewiesen war. In Preußen z. B. durfte der Wagen einschließlich der Ausladungen nach beiden Seiten hin bei zehn Thalern Strafe vier neun Fuß breit sein; in einem und demselben Geleis hinter einander zu fahren, war verboten; die Griffe der Hufeisen sollten nur drei Achtel Zoll stark sein rc. Da die Chausseen in ebenen Gegenden große Lasten anzuladen gestatteten, so sah man nur noch in Gebirgsgegenden auf steil in die Höhe führenden Straßen lange Reihen von Ochsengespannen als sogenannte Vorreiter vor dem Frachtwagen im Zuge. Wer Gelegenheit gehabt hat, im Thüringer Walde einen schwer beladenen Frachtwagen, vielleicht aus dem Zoptegrunde am Wespennester vorüber nach Reichmannsdorf bei Saalfeld, die steile Höhe hinauf arbeiten zu sehen, der wird solch malerischen und zugleich imponirenden Anblick nie vergessen, sich aber auch erinnern, daß zu einer derartigen Expedition vier bis sechs Paar Pferde und achtzehn Paar Ochsen nothwendig sind.

Wo nur immer eine Chaussee gebaut wurde, da erhoben sich schnell viele stattliche Fuhrmannsgasthäuser mit großen Höfen und geräumigen Stallungen. Die Straßen selbst waren vom Frachtfuhrwerk äußerst belebt; auf den Hauptstraßen kamen im Verlauf einer einzigen Stunde oft mehr als zwanzig Wagen vorüber, so daß die Chausseegeldeinnehmer immer in Thätigkeit waren. Abends „im Quartier" konnte man gar oft mit Recht sagen:

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?"

Da saßen die „Bergschen", von denen die Elberfelder (Ostermann, Taschenmacher, Rosenthal, Lening, Becker, Backhaus rc.) je zehn bis zwanzig Wagen auf der Straße hatten. Auch Solingen (Flucht rc.) und Remscheid (die Fleschе rc.) waren mit einer entsprechenden Anzahl Wagen vertreten. Die Munkschauer, wie sie vulgo hießen (aus Monsjoie), hielten sich mehr an ihre Nachbarn aus Lennep (Klüte, Schulte rc.), während die vielen Gütersloher, die aus Hahn bei Schwelm, die aus dem Fuhrmannsdorf „Unter der Haube" und die Iserlohner die westphälische Gruppe bildeten. Die Pfälzer in ihren kurzen blauen Kitteln und langen Hosen erkannte man schon von Weitem an den niedrigen Rädern der Wagen und den niedrigen Kummeten der Pferde. Auf die letzteren legten sie bei schlechtem Wetter blankeinene, mit rothem Besatz versehene Decken, die als Beweisen der späteren sogenannten Pferdedecken anzusehen sind, welche letzteren der Fuhrmann jedoch nie in Gebrauch gehabt hat. Das badische und schwäbische Fuhrwerk sah man höchstens in Frankfurt a. M.; weiter ging es nicht. In Baiern gab es außer einem großen Fuhrmannsdorfe im Fichtelgebirge — Weidengeseß bei Baireuth — nur wenige Fuhrleute in Tennelohe (Klein rc.), in Erlangen (Böhm rc.) und in Bayerdorf bei Erlangen (Gebr. Resch rc.).

Unter dem Namen „Eschweger" und „Fuldaer" waren die Hessen und unter dem letzteren namentlich die vielen Fuhrleute aus Weidenhausen bekannt, während die hannöverschen Fuhrwerke meist als Mündener oder Poppendieker (Gauß, Stude rc.) bezeichnet wurden. Die Brökelschen, in der Nähe von Celle, fuhren meist zwischen Leipzig und Frankfurt a. M. Die Seesener entlehnten ihren Namen von dem braunschweigischen Flecken Seesen; als großes Fuhrmannsdorf war hier namentlich Münchhofen (Gebr. Reppel rc.) bekannt. Unter den Harzern nahmen die aus der Umgegend von Goslar (die Giesse rc.) und Werningerode Becker, Pollmann rc.) den ersten Platz ein. Aus Leist, einem Dorfe bei Bremen, fuhren mehrere Hundrede von Fuhrleuten nach allen Richtungen aus Fink, Schulz, Tapenleder rc.), ebenso aus Bernsdorf im sächsischen Voigtlande. Unter den „Destreichern" verstand man die meist zwischen Magdeburg und Gera fahrenden Eisenberger. Sie sollen diesen Namen erhalten haben wegen ihrer großen Gewandtheit im Handeln (Präßler, die Krafte, Sübler rc.). Auch Langensalza stellte sein Contingent ebenso wie das benachbarte Gräfentonna (Walther, Helbig, Kaiser, Schottmann, Schein, Held, Höhl, Dänert, Kümmerlein, Krudse rc.), während Mühlhausen (die Walche rc.) und Stadt-Ilm (Röser) nur durch wenige, aber weitberühmte Geschirre vertreten waren. Auch das Eisenacher (Krause, Dänert, Brunner rc.), das Erfurter (Clär, Gebr. Müller, Heibig rc.) und das Ober-Weimarische Fuhrwerk (Reichard) kam weit herum.

Sehr bekannt war auch das Tambacher und Schwarzhäuser (Michel rc.) Fuhrwerk im Gothaischen, ebenso die Emlebener,

Digitized by Google

die Krahwinkler und die Ohrdrusser (Gebr. Emmelingen ꝛc.). Seit alter Zeit waren Benthausen und Hinternah bei Schleusingen als Fuhrmannsorte bekannt, sowie auch die Suhlaer Wagen (Schlegelmichel, die Sieberte, Günzel, Schuh ꝛc.) auf allen Straßen anzutreffen waren. Im südöstlichen Theile des Thüringer Waldes, in der Nähe von Gräfenthal, lagen acht Fuhrmannsdörfer, welche gegen 400 Pferde in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und in den angrenzenden Ländern im Dienste des Frachtfuhrwesens unterwegs hatten. Da sie auf allen Straßen Deutschlands zu finden waren, so ging von ihnen das Wort:

„Gräfenthal und lebst Geld
Findt'r man in der ganzen Welt."

Sie waren nämlich bekannt unter dem Namen „Gräfenthaler Fuhrleute" (die Müller, Pasthoff, Dietz, Gotthschalk, Büttner, Bächner, Apel, Haushalter, Neubert, Boß ꝛc.).* — Von anderen Fuhrmannsorten an der südöstlichen Seite des Thüringer Waldes sind Amtgehren, Langenwiesen (Haase ꝛc.), Meißelbach, Kurddorf, in gewisser Weise selbst Schwarza (Neubert ꝛc.) zu nennen. In Pommern gab es viele Fuhrleute bei Stolpe. In Grüneberg (Grundmann, Schein ꝛc.) und in Breslau (Sieh, Bonewitz ꝛc.) wurde ebenfalls großes Fuhrwerk angetroffen. — Die Böhmen (Zeschcd, Lehmann, Rosenkranz, Kilian ꝛc.) führten auf der Straße hinter dem großen Frachtfuhrwagen ein kleines Wägelchen zu ihrer Bequemlichkeit. —

Das erste Eilfuhrwerk in Deutschland betrieb der Rosewirth Leupold aus Schlüchtern bei Offenbach. Seine Wagen gingen regelmäßig zwischen Offenbach und Naumburg, wo Bühler ein Eilfuhrwerk nach Berlin unterhielt, während Trebitz aus Eisenberg im Altenburgischen ein regelmäßiges Eilfuhrwerk zwischen Berlin und Königsberg leitete. Brabant aus Großstedt hat noch zur Zeit der Eisenbahnen ein Eilfuhrwerk mit vier Wagen zwischen Berlin und Leipzig betrieben. Zwischen Nürnberg und Leipzig bestand das seiner Zeit berühmte Bauer'sche Eilfuhrwerk, welches ebenfalls Tag und Nacht ununterbrochen unter dreimaligem Pferdewechsel im Gang war und die Tour von 36 Meilen in drei Tagen zurücklegte. Auch von Offenbach ging ein Eilfuhrwerk nach Leipzig, welches von Lorei, Enters und Hohmann aus Fulda unterhalten wurde, während Mühlhäuser aus einem Dorfe bei Stuttgart zwischen Stuttgart und Leipzig ein Eilfuhrwerk betrieb. —

Während das Fuhrmannswesen draußen auf der Straße der älteren Zeit gegenüber eine förmliche Umwandlung erfahren hatte, blieb doch das Wirthshausleben des Fuhrmannes immer noch das alte. Sobald die Pferde am Nachmittage oder Abends in den Stall gebracht, getränkt und mit dem ersten Futter versehen waren, die Fuhrleute auch altem Brauche gemäß sich „fein säuberlich ge-waschen", setzte man sich an den Tisch, um das Deichselobst einzunehmen. Es bestand dasselbe unter gewissenhafter Beobachtung der Reihenfolge seit alter Zeit aus Schnaps, Bier, Butter, Käse und Brod, sowie Kaffee mit Semmeln. Später ging es an die eigentliche Abendmahlzeit, die aus Suppe und verschiedenen Braten, je nach der Jahreszeit auch aus Wildpret und Fisch zusammengesetzt ward. Beim Abfahren am andern Morgen bekam jeder Fuhrmann ein tüchtiges Frühstück mit, welches eine gute Portion Fleisch enthielt, um sich damit den Tag über zu beköstigen.

Das Füttern der Pferde besorgte der Fuhrmann stets selber. Vor neun Uhr Abends wurde nicht leicht abgefüttert. In der Nacht verwandelte sich die große Wirthsstube in eine große Streu, auf welcher ausgestreckt der Fuhrmann sich in seine „Kotze", eine starke wollene Wiener Decke, wickelte. Am Morgen mußte der Hausknecht um zwei Uhr wecken, damit gegen vier Uhr eingespannt werden konnte. War der Kaffee genossen, so nahm der Wirth die Kreide in die Hand, um nach alter Weise die Zeche auf den Tisch zu schreiben. Auch hier wurde die alte Reihenfolge der einzelnen Posten streng eingehalten, so daß zuerst der Hafer, dann das Heu, dann die Vorreiter, hierauf die Mundportion und schließlich das Wachgeld in Anrechnung gebracht wurde. Für die Mundportion des Mannes, d. h. für Alles, was er vom Deichselbrode an bis zum Morgenkaffee, das mitgegebene Frühstück mit eingerechnet, aß und trank, wurden 6 gGr. gerechnet. Der Gewinn des Wirthes war im obersten Posten, also bei der Berechnung des Hafers zu suchen. Es wurde nämlich der kleine Himben oder das kleine Haferschaff verabreicht, das große Achtel aber in Anrechnung gebracht. Das Wachgeld betrug für den Wagen zwei gGr. Als Trinkgeld für die Magd, welche die Stiefeln zu reinigen hatte, gab der Fuhrmann einen Groschen, welcher in einen vom Wirthe mit der Kreide gezeichneten Ring zu legen war und deshalb der Lochgroschen genannt wurde.

Als Ziffern bei der Berechnung dienten folgende Zeichen: 0, X, V und |. Jede Null bedeutete einen Thaler, X war gleich 10 Gr., V gleich 5 Gr., während der einfache | einen Groschen bedeutete, so daß z. B., den Thaler zu 30 damaligen hannöverschen Groschen angenommen — folgende Reihe

O O V || X | V || X 0 ||||

die Summe von 4 Thlr. 3 Gr. ausmachte. Hieraus ersehen wir, daß die Null, wenn auch vorn hingeschrieben, dennoch gleich einem Thaler war. — In Kadelstädten, wo der Fuhrmann oft mehrere Tage, manchmal bei besonderen Krisen auch wohl mehrere Wochen „aufliegen" mußte, kamen die Knechte am Tage gar nicht in die Stube. Sie erhielten zwei gute Groschen sogenannte Krippengeld, womit sie sich am Tage selbst beköstigten. —

Es läßt sich nicht verkennen, daß im Laufe der Zeit das Fuhrmannswesen in den Fuhrleuten einen scharf ausgeprägten Stand herausgebildet hatte, der seine Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten eifersüchtig festhielt, was bei der durch die Art seines Berufes gebotenen Nothwendigkeit, immer nur mit Collegen zu verkehren, auch nicht schwer halten konnte. Waren doch die Fuhrleute in recht eigentlichem Sinne des Wortes „fahrendes Volk"; darum haben sie sich auch, wie einst Studenten und Handwerksburschen, wo sie sich auch treffen mochten, mit „Du" angeredet und als zu einer und derselben großen Familie gehörend einander betrachtet, ja in Nothfällen willig gegenseitig Unterstützung gewährt. Es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn sich noch und nach auch gewisse Schattenseiten beim Fuhrmannswesen entwickelten. Hierher gehört die fast zum Sprüchwort gewordene Fuhrmannsgrobheit sowie der Fuhrmannsstolz.

Daß der Fuhrmann in früherer Zeit das Fluchen leicht lernen konnte, haben wir weiter oben schon angedeutet. Auch die Zeit der Chausseen bot für den Fuhrmann noch gar viele Hindernisse und Schwierigkeiten, wie z. B. niedrige Stadtthore, bei welchen abgeladen werden mußte, oder welche der Fuhrmann — wie im Rudach bei Coburg — auf seine Kosten ausgraben und dann wieder pflastern zu lassen hatte; auch an anderen Dualereien, wie beim Plombiren und auf den Steuerämtern, und an naseweiser Behandlung von Seiten junger Commis, denen noch der erste Flaum um das Kinn spielte, hat es nicht gefehlt. Alle Unbilden des Tages jedoch glich das zuvorkommende Benehmen des Wirthes und der Wirthin am Abende aus. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß ein Fuhrherr, der gleichzeitig eine Reihe Wagen auf der Straße gehen hatte, in seinem Geschäfte auch ein hübsches Capital repräsentirte; dazu kam, daß der Fuhrherr mit seinem Vermögen für die rechtzeitige und in guter Beschaffenheit geschehene Ueberlieferung der Güter einstehen mußte, — ein Umstand, der das Selbstbewußtsein desselben natürlich erhöhte. Doch verstand es der Fuhrmann auch, in Zeiten und an Orten, wo große Concurrenz um die Frachtgüter statt hatte, in bescheidener Weise den Kaufherrn um Fracht zu bitten, wobei übrigens schon in alter Zeit „Spendage" geübt wurde, wie dieselbe später auch bei den Eisenbahnen sich nothwendig machte, wenn ein Botenfuhrwerk Fracht bekommen wollte. Schiffner und Flußfärer aber haben auch in früherer Zeit schon in jeder Stadt die Quelle angeben können, wo das beste Bier und der beste Wein verschenkt wurden, und ließen dem Fuhrmann gegenüber das Sprüchwort auf sich anwenden: „Wer gut schmiert, fährt gut." — Eines aber scheint mir noch ganz besondere Beachtung zu verdienen: das große Vertrauen in die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des Fuhrmannsstandes. Der Fuhrmann wurde erst beim Schreiben der Frachtbriefe nach seinem Namen und Heimathsorte gefragt. Nach seinen sonstigen Verhältnissen erkundigte man sich nicht. Ich meine, es läge ein schönes Stück deutscher Treue und deutscher Redlichkeit im ehemaligen Fuhrmannswesen vor uns.

Wo sich aber Arbeit mit Treue und Redlichkeit paart und frisches reges Wesen am Abend der Ruhe und fröhlicher cameradschaftlicher Geselligkeit weicht, da muß auch das Lied treue Pflege

* In den Gräfenthaler Fuhrleuten gehörte unter Anderen der in der Fuhrmannswelt von ganz Deutschland allgemein bekannte Fuhrmann Dietz, welcher, da er unverbeirathet blieb, einmal sieben Jahre lang nicht in die Heimath zurückkehrte, sondern auf allen nur möglichen Straßen Deutschlands und der Nachbarländer sein Fuhrwerk trieb, bis die Eisenbahnen ihn wie so viele Andere nöthigten, sich in unfreiwillige Ruhe als Rentier zurückzuziehen. Seinen vielen Bekannten in allen Gegenden Deutschlands diene hiermit zur Nachricht, daß sich derselbe wohl befindet.

Digitized by Google

finden, ja es muß das Volkslied naturgemäß auf solchem Boden hervortreiben. Hätte man in unsern gelehrten Kreisen das Fuhrmannsleben auch nur einigermaßen gekannt, so würden unsere Literatur-Historiker nicht nur Bergmanns-, Schiffer-, Hirten- und Jägerlieder aus dem Volksmunde geschöpft, sondern auch dem Fuhrmannsliede nachgespürt und — ich darf es versichern — eine schöne Ernte gehalten haben. Die Fuhrleute haben viele Ballen Maculatur von Leipzig nach Stuttgart und von Stuttgart nach Leipzig geschleppt; — schon daraus hätten die gelehrten Herren Veranlassung nehmen sollen, die literarische und ästhetische Seite des Fuhrmannsliedes nicht stiefmütterlich zu behandeln oder vielmehr vornehm gänzlich zu ignoriren. Als eine kleine Probe des Fuhrmannsliedes mögen die nachstehenden Verse dienen:

Ich stand auf hohem Berge,
Schaute hin und schaute her;
Und da kam ein lustiger Fuhrmann
Im Thale gefahren daher.

Seine Peitsche thut schnalzen,*
Sein Wagen rauscht wie Papier.
Und ein Fuhrmann ist mir lieber,
Als von Andern drei und vier.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Was hast Du in Deinen Sinn,
Daß Du Dein junges Leben
Dem Fuhrmann giebst dahin?

Abends gehen sie spät schlafen,
Sind des Morgens frühe auf;
Und dann haben sie ihre Plage
Den ganzen Tag vollauf.

* In Süddeutschland gleich „klatschen".

Ach Mutter, liebe Mutter,
Ich bin ja dazu bereit;
Denn die Landkutscher und die Fuhrleut'
Sein brave, treuherzige Leut'.

Denn sie haben ein reines Herze,
Und dabei ein rothes Blut;
Darum bin ich ihm auf immer
Und auf ewig, auf ewig ze gut!

Die einzeln gelegenen großen Fuhrmannsgasthöfe an den ehemaligen Haupt-Handelsstraßen haben sich in Einsiedeleien verwandelt und stehen verödet; gar mancher von ihnen ist nahe daran, zur Ruine zu werden, und auf den einst so belebten Straßen wächst jetzt Gras. Wohl hat sich manche Faust geballt, als die ersten Eisenbahnzüge vorüberbrausten, und unwillkürlich schwang sich unter Verwünschungen manche Peitsche, wenn das Dampfroß an Solchen pfeilschnell vorüberreite, welche, der neueren Zeit trotzend, noch einige Jahre unbeirrt neben dem Schienenwege mit schweren Bertusten in ihrem alten Fuhrmannsberufe beharrten.

Wie es aber den Schiffer auch im schon vorgerückten Alter immer von Neuem lockt, noch eine letzte Seereise zu unternehmen, so steigt auch in der Seele des ehemaligen Fuhrmannes gar oft der Wunsch auf, noch einmal die alten Straßen zu ziehen, die vielen alten Bekannten zu grüßen und auf kurze Zeit im Geiste das entschwundene Glück des ehemaligen großen Frachtfuhrwesens an sich vorüberziehen zu lassen. An warmen hellen Sommerabenden sitzen wir Jüngeren dann am Weiher des Dorfes und lauschen den Erzählungen der Alten vom entschwundenen Fuhrmannsglück, und in manches Greisen Auge erglänzt dabei im Mondenscheine eine stille Thräne. —

August Topf.

Die Maikäfernoth des nächsten Monats.

Der schöne Monat Mai bringt uns nicht blos den lieblichen Schnee der Baumblüthe, er bringt auch, und oft in schreckenerregenden Heereszügen, einen andern Gast, dem wir zwar als Knaben unser Willkommen entgegengejauchzt, der aber im Allgemeinen ein recht schlimmer Gesell ist — den Maikäfer.

Manchmal noch früher, schon im April, findet man den summenden Braunrock vorzüglich auf Eichen, Buchen, Weiden, Roßkastanien, Nuß- und Obstbäumen, sowie auf Weinstöcken und zwar dann und wann in so großer Menge, daß sich die Zweige unter der Last beugen. Den Tag über hängt der Bursch wie leblos an den Blüthen und der Unterseite der Blätter, nur etwa bei sonnigem, trockenem Wetter einmal auffliegend. Erst der kühle Abend weckt ihn aus seiner Trägheit, und dann schwärmt er mit starkem Gesurr bis gegen Mitternacht umher. Seine Nahrung sind die Blüthen und Blätter der Bäume, und wenn auch wohl so manche Sünde der Raupen und Blattläuse auf seine Rechnung gesetzt wird, so ist der Schaden, den er selbst anrichtet, doch immer noch groß genug: Blätter und Früchte gehen durch ihn gänzlich zu Grunde, und die in vollem Safte stehenden Stämme beginnen zu kränkeln und erholen sich nur langsam wieder oder verderren ganz. Das Männchen stirbt sehr bald nach der Begattung, das Weibchen aber gräbt sich etwa 6—8 Zoll tief in die Erde, legt hier häufchenweise gegen neunzig hirsengroße, länglichrunde, gelbliche Eier, kommt dann wieder hervor, um seiner Nahrung nachzugehen und kurz darauf, da es nun auch den Zweck seines Daseins erfüllt hat, ebenfalls zu sterben.

Die Erfahrung hat bestätigt, daß der Maikäfer in unsern Klimaten in der Regel vier Jahre zu seiner Ausbildung braucht. Da er uns nun 1869 in so erstaunlichen Schaaren heimgesucht hat, so dürfen wir wohl mit Grund annehmen, daß das heurige Jahr abermals ein besonders maikäfergesegnetes sein werde.

Die Larven des Maikäfers schonen weder Wiesen noch Getreidefelder, weder Erdäpfel noch Rüben, weder Klee noch Küchengewächse, weder junge Baumpflanzen noch Weinstöcke, indem sie Würzeln und Knollen benagen. Besonders richten sie vielen Schaden in den Saat- und Pflanzenschulen an; dies Letztere gilt von Laub- wie von Nadelhölzern. Die jungen Pflänzchen der Saatschulen welken schon wenige Stunden darauf, sobald ihre zarten Würzelchen von der Larve benagt worden, und verreift nach einigen Tagen werden sie roth. Die jungen zwei- bis dreijährigen Pflanzen der Pflanzschulen verlassen die Engerlinge sehr bald wieder, weil sie mit den zarteren Würzeln derselben bald aufgeräumt haben, und daher rührt es, daß die jüngeren Pflanzungen oft ganz vernichtet werden. Unter vier- bis sechsjährigen Pflanzen hält sich dagegen die Larve viel länger auf, da sie die Wurzel nicht so leicht ganz zerstören kann, weshalb Pflanzungen solcher Stämme auch gewöhnlich nur theilweise gelichtet erscheinen. Felder verheert sie zuweilen total, während der voll entwickelte Käfer selbst nicht selten die ganze Obsternte vernichtet. Dazu kommt übrigens, daß da, wo die Engerlinge sich in so großer Menge eingefunden, sich gar bald auch andere Wühler einstellen, so z. B. der Maulwurf, der zwar ein Feind und Vernichter der Engerlinge ist, aber leider auf Kosten der Aecercultur und des Gedeihens der Pflanzen, indem er die ihn beim Wühlen hindernden Würzeln abnagt.

Die Mittel, sich der Maikäfer, dieser ungebetenen Gäste, so viel als möglich zu entledigen, sind theils gegen die Engerlinge, theils gegen die Käfer selbst gerichtet, und als die wirksamsten haben sich immer die wieder die letzteren bewiesen. Sie sind doppelter Art, indem sie theils darin bestehen, daß man die Käfer einfängt und tödtet, theils darin, daß man diese von den zu schützenden Orten abhält, die Eier daselbst abzusetzen.

Das Einsammeln der Käfer ist, wenn man nur die rechte Zeit dazu wählt, keineswegs schwer; diese ist aber besonders der Morgen, weil dann, wie schon oben bemerkt, so lange die Zweige ruhig stehen, das Thier gleichsam wie betäubt an ihnen hängt und man es dann leicht abschütteln kann. Denn kleigt die Sonne höher und wird es wärmer, so sind die Maikäfer beweglicher und fliegen, wenn geschüttelt wird, leicht davon. Nur an trüben, feuchtkalten Tagen kann das Geschäft auch in der Mittagszeit vorgenommen werden. Freilich wird die Sache dadurch erschwert, daß es meist dichtstämmige Laubbäume sind, welche die Käfer heimsuchen. Um das Aufsehen der herabgefallenen Maikäfer zu erleichtern, besonders wenn der Boden mit Gras oder Moos bedeckt ist, unter dem sie sich leicht verkriechen können, breitet man am besten Leintücher unter den Bäumen aus. Ge-

Digitized by Google

tödtet werden dann die gefangenen Käfer durch Abbrühen mit kochendem Wasser oder durch Zerstampfen auf festem Boden oder Bretern. Eingraben darf man sie lebend nicht, da sie in der Erde lange fortleben und hier noch die verderbliche Brut absetzen können. Kann man übrigens auch auf die angegebene Weise eine Menge solcher Käfer vertilgen und dadurch der Vermehrung folgender Generationen Einhalt thun, so darf man doch in den ersten zwei Jahren nicht gleich eine allzugroße Rettung erwarten, da die Erde immer noch voll Larven steckt, die sich während der Folgezeit entwickeln. Auch muß das Absuchen täglich wiederholt werden, indem jede Nacht aus der Nachbarschaft wieder neue Käfer herzufliegen. Unsere Alliirten in dem Kriege gegen die Maikäfer sind übrigens so manche Thiere, als: Fledermäuse, Eulen, Bussarde, Falken und Weihen, Krähen, Raben, Dohlen, Spechte, Neuntödter ꝛc., welche eine Menge dieser Käfer einfangen und fressen.

Um nun ferner die Weibchen abzuhalten, an gewissen Orten ihre Eier abzusetzen, so hat man zunächst vorgeschlagen, die Erde mit einer Schicht Baumlaub oder Moos zu bedecken; allein dies hilft wenig, auch wenn es in einer Gegend durchgehends geschieht. Der Käfer legt zwar seine Eier lieber da, wo der Boden kahl ist, als da, wo er die Laub- oder Moosdecke erst durchbohren muß, ist aber diese allgemein, so gräbt er sich doch hinkurch. Auch ist es, bedhalb gewagt, weil man durch das Laub oder Moos zugleich anderen schädlichen Insecten ein gutes Winterquartier bereitet. Besser ist es Composthaufen auf den Feldern zu vertheilen, welche die Käfer zum Eierlegen anziehen. Zugleich wird dadurch das Auffuchen der Engerlinge erleichtert, der Käfer aber vom Felde selbst abgehalten. Man hat auch vorgeschlagen, in der Vegezeit, also Ende Mai oder Anfangs Juni, die Felder zu bewässern, oder mit scharfen Erdgasten (Scharegel, Gassenkehr, Teichschlamm) zu überfahren, oder mit Gyps, gebranntem Kalk oder Asche zu düngen, welche diese Thiere nicht vertragen können. In den Baumpflanzungen pflegen die Mutterkäfer am wenigsten gern dahin zu gehen, wo natürliche Verjüngung vorgenommen wird, und da, wo der Boden nicht wund gemacht worden ist, nur ungern zu legen. In solchen Gegenden, wo die Culturen häufig wegen des Maikäferfraßes verunglücken, müssen daher diese, wenn nicht andere wichtige forstliche Rücksichten dagegen sind, auf natürlichem Wege in nicht verwundetem Boden erzielt werden.

Was nun endlich das Auffuchen und Vertilgen der Engerlinge betrifft, so kann man in den Rinnenfaaten am ueisten mit den geringsten Arbeiterkräften ausrichten; denn bei gehöriger Aufmerksamkeit bemerkt man den Fraß gleich von seiner ersten Entstehung an, da die angegriffenen Baumpflanzchen sehr bald welken und roth werden. Es kann also bei Zeiten Veranstaltung gegen den Fraß getroffen werden, aber auch die Richtung, welche der Engerling genommen, wird sehr gut in den Reihen angedeutet, so daß ein geschickter Arbeiter in kurzer Zeit eine Menge Engerlinge ausheben und tödten kann. In den Pflanzungen ist die Vertilgung viel schwieriger; doch hat man u. A. folgendes Mittel vorgeschlagen: da nämlich den Engerlingen der Steinkohlentheer zuwider sein soll, so könnte man von frisch gepflanzten jungen Kiefern die Larven vielleicht dadurch abhalten, daß man ein wenigen Eichen- oder Buchenblatt in solchen Theer taucht und dann in das Pflanzloch wirft. Auf den Feldern kann man nur wirken durch öfteres Umackern und in Gärten durch Umgraben, besonders im April, Mai und Juni, da die Larven zu dieser Zeit ihre tiefer liegenden Winterquartiere noch nicht bezogen haben. Viele werden dadurch bloßgelegt und kommen theils von der Sonnenhitze u. s. w. um, theils kann man sie selbst aufspüren, theils werden sie von Krähen und anderen Vögeln aufgesucht, die sich bald einfinden, um dem Pfluge zu folgen. Den Instinct der Krähe, nach dem Engerlinge zu gehen, kann man auch in Blumen- und Küchengärten beobachten. Hier wandelt sie zwischen den Pflanzen umher, und sobald sie eine Pflanze erblickt, die anfängt zu welken, nähert sie sich mit steifem, gemessenem Sprunge, fährt mit ihrem Schnabel neben dem Gewächse herab in die Erde und weiß den Engerling so sicher zu treffen, daß sie ihn augenblicklich hervorzieht und verschluckt. Dasselbe thun die Krähen auf Wiesen, die zuweilen von ihnen ganz bedeckt sind. Hühner, Pfauen und Enten fressen Larven und Käfer ebenfalls gern, doch sollen sie, wenn sie zuviel davon genießen, leicht einen harten Kropf bekommen. Auch eine Heerde Schweine auf das Feld zu treiben, hat man empfohlen, da diese das Feld aufwühlen und eine Menge Engerlinge vertilgen, die sie eben so gern fressen, wie Maulwürfe, Igel, Dachse, Füchse und Marder es thun. Nicht minder hat man abwechselndes Düngen mit Menschenkoth und mit Gyps, Düngesalz ꝛc. vorgeschlagen, da letztere Düngungsweise den Engerling tödtet oder sich doch so tief eingraben nöthigt, daß er den Wurzeln nicht mehr schaden kann. Abhalten kann man ihn auch von einzelnen Gartenpflanzen, wenn man die Erde mit 1/4 Kohlenstaub vermischt. Uebrigens unterstützt und die Natur selbst nicht selten im Kampfe gegen die Maikäfer. Ein nasser und kühler Mai z. B. ist dem Gedeihen derselben sehr nachtheilig, und durch große, anhaltende Ueberschwemmungen und lange starke Kälte gehen auch viele Larven zu Grunde.

Wollten wir uns aber auf die Natur allein verlassen und gar nichts selbst zur Vertilgung dieser Thiere thun, und würde aus jeder Larve ein Käfer und lieferte dieser wieder seinen beträchtlichen Beitrag zur Vermehrung seines Geschlechtes, so würden diese Thiere bald die Fruchtbringsonne verfinstern und die Wiesen und Felder in dürre Haiden verwandeln. Und dennoch möchten wir eine gänzliche Ausrottung, wenn sie auch möglich wäre, nicht rathen; denn abgesehen davon, daß die Maikäfer vielen Thieren eine wichtige Nahrung sind, lockern sie auch den Wiesenboden auf, den der Pflug nie so durcharbeiten kann, und bewirken dadurch, daß der Regen leicht einzudringen vermag; ja man hat wirklich gefunden, daß die von den Engerlingen stark bewohnten, aber endlich von ihnen befreiten Wiesen im nächsten Jahre eine doppelte Ernte gaben. Ferner verzehren sie nicht blos die Wurzeln nützlicher Gewächse, sondern auch die des Unkrautes und verhindern dadurch das Ueberhandnehmen derselben. Uebrigens hat man die Maikäfer auch auf mancherlei Weise verwenden gelernt.

Man hat sie u. A. zur Düngung zu benutzen versucht und nach den Untersuchungen der chemischen Versuchsstation in Salzmünde haben sie einen Düngewerth von wenigstens 5—6 Sllgr. pro Scheffel. Maikäferöl, das als Wagenschmiere dienen kann, gewinnt man auf folgende Weise: Man füllt Töpfe oder andere Gefäße mit Maikäfern an und stopft sie dann mit Stroh zu; dann macht man an der Böschung einer Anhöhe eben so viele Löcher, als Töpfe sind, setzt letztere umgekehrt in dieselben und schiebt ein eben so weites, leeres und reines Gefäß darunter, und nun läßt man um die Töpfe herum von Reisig, Hobelspähnen oder dergleichen ein Feuer anlegen, wodurch das Fett oder Oel aus den Käfern fließt, durch die Strohstopfel dringt und in das untere Gefäß hinabtropft. Auch zur Gasbereitung hat man die Maikäfer benützt. Die rückständige schwarze, halb metallisch glänzende Kohle kann als Klärmittel gebraucht werden, und mit Kali und Eisenhammerschlag geglüht, giebt diese Kohle ein gutes Blutlaugensalz, das zur Bereitung von Berliner Blau dienen kann.

Wir können nicht schließen, ohne jene Thierquälereien nachdrücklich zu rügen, deren sich leider die Kinder so oft gegen den Maikäfer schuldig machen. Wie oft lassen diese den Armen an Bindfaden schnurren, oder spannen ihn vor kleine Schlitten, oder reißen ihr gar die Beine bis auf die beiden vorderen aus, bieten dann zwei so verstümmelte an kleine Stübchen und lassen sie gegen einander fechten; doch und ekelt, alle diese Grausamkeiten aufzuzählen, denen leider die Eltern nicht selten mit Lächeln zusehen, ohne zu bedenken, wohin solcherlei diese Lust am Peinigen führt. R.

Ein Liebeswerk ungarischer Hausfrauen.

„Wie der Todeskampf eines Kranken stumm und schrecklich ist, so schrecklich und stumm ist bei uns die Noth. Wenn uns in den verflossenen Monaten ein Nothleidender um ein Almosen ansprach, jammerte und weinte er noch. Heute hat er keinen Klagelaut und keine Thräne mehr. Mit schreckhaft abgemagertem Körper, mit spitz hervortretenen Knochen, mit tiefeingefallenen Augen schleppt sich der Hungernde von einem verlassenen Hause zum andern, bis er wohl erst im fünften oder sechsten einen Menschen trifft, von dem er glauben kann, daß derselbe vielleicht noch ein Stück Brod besitze. Der Hungernde braucht kein Wort zu sagen,

Digitized by Google

und es kommt auch kein Laut über seine Lippen. Es ist nicht möglich, daß, wer noch einen Bissen Brod, noch einige Pfennige besitzt, seinen Schatz nicht augenblicklich mit dem wortlosen, abgezehrten, hungernden Bruder theile!“ So schilderte noch zu Anfang des März ein ungarisches Blatt den Nothstand in dem sonst übervollen Getreidespeicher Europa's, in Ungarn.

Der Hunger hat Menschen getödtet in dem Lande, das so arm an Menschen und so reich an Fruchtbarkeit ist! Auf wessen Sündenconto ist die Schuld solchen Unglücks zu schreiben?

Die Schuld liegt an der ohne alles Verhältniß ungleichen Vertheilung des Grundbesitzes in dem zumächst betroffenen Theile Ungarns, in „Alfölt“ oder Niederungarn; denn während dieser weite Landstrich von mehr als tausend Geviertmeilen ausschließlich von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt wird, ist der größte Theil derselben vollständig besitzlos und lebt nur von der Arbeit, welche die Grundbesitzer ihm bieten. Diesen Tausenden sind somit alle Mittel entzogen, sich vor gänzlichem Mangel zu schützen, sobald die einzige Quelle ihres Erwerbs, die landwirthschaftliche Arbeit, wenn auch nur auf kurze Zeit, versiegt. Daß aber, trotz der sehr guten Ernte von 1863 in einem Drittel von Ungarn und der wenigstens mittelmäßigen im zweiten Drittel, eine einzige Mißernte im dritten Drittel ein so furchtbares Elend über das arme Volk bringen konnte, das erschien im Lande selbst als ein überraschendes Strafgericht für das unverantwortliche Mißverhältniß im Grundbesitzthum der Bevölkerung.

Die Wittwe Ludwig Batthyany's.

Bei den ersten Nachrichten von der in Niederungarn auftretenden Noth schüttelte man im übrigen Ungarn ungläubig den Kopf; aber nur kurzer Zeit bedurfte es, um den Nothstand so zu entwickeln, daß die Schatten immer finsterer wurden, welche das kommende Elend vorauswarf. Die sengende Hitze, die Ursache der Noth, wüthete immer verderblicher. Bald waren auf den Weideplätzen alle Spuren der Vegetation bis in die tiefste Wurzel vernichtet, ungeheure ehemals üppig grüne Fluren waren im vollsten Sinne des Wortes zu Staubwüsten geworden, das Vieh irrte brüllend vor Hunger umher, und die Bewohner vieler Ortschaften zogen massenweise fort, um glücklichere Gegenden zu suchen. Die überwiegende Menge der Zurückgebliebenen mußte sich vor Allem ihres Viehes entledigen, für das sie kein Futter, oft auch nicht einmal Wasser hatte. Eine große Menge von Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen verendete vor Hunger, — Viele verkauften ihr Hausvieh um die geringsten Preise, oder trieben es fort, um das Elend der armen Thiere nicht ansehen zu müssen. Um jene Zeit, zu Anfang des verflossenen Herbstes, traten hier und da noch einige Züge eines traurigen Humors hervor, gleichsam das letzte Lächeln eines Verzweifelnden. Ein Mann band ein Pferd an einen Pfahl und heftete einen Zettel daran, worauf er geschrieben hatte, daß Jedermann, der dazu Lust hätte, dieses Pferd als sein Eigenthum betrachten könne; als er am andern Tag nachsah, ob das arme Thier einen neuen Herrn gefunden habe, — fand er an demselben Pfahl noch mehrere andere herrenlose, hungerdürre Klepper gebunden. — In einem Ort, wo gerade Jahrmarkt war, bekam ein Knabe von seinem Onkel einige Kreuzer, damit er sich dafür ein Pferdchen, versteht sich ein hölzernes oder eines aus Pfefferkuchen, kaufe; der Knabe sprang fort und brachte für die wenigen Kreuzer ein lebendiges Füllen nach Hause. — Hatte die Hitze die armen Bewohner Niederungarns um ihr werthvollstes Besitzthum, um ihr Vieh gebracht, so riß die hereinbrechende Kälte des Winters auch das Bischen Hausrath mit fort. Was man nicht verkaufte, um den Hunger zu stillen, mußte man verbrennen, um sich die Glieder zu wärmen.

Wenn solcher Mangel sich über viele Hunderte von Quadratmeilen erstreckt, so ist es kein Wunder, daß nicht allem Elend abgeholfen werden konnte, trotzdem der Reichsrath in Wien zwanzig Millionen zum Ankauf von Saatfrucht, zu verschiedenen öffentlichen Arbeiten und zu Darlehen für Gemeinden und Grundbesitzer votirte, — trotzdem ferner der Adel und die Geistlichkeit den vom Nothstand heimgesuchten Bewohnern des Alföld große Quantitäten von Lebensmitteln schenkten, und trotzdem allenthalben erkleckliche Summen Geldes für die Armen gesammelt wurden. Sogar Bälle, Concerte, Dilettanten-Theatervorstellungen und derlei rauschende Vergnügungen veranstaltete man zum Besten der hungernden und frierenden Brüder! —

Auch die Wohlthätigkeit bedarf in unsern Tagen der Unterstützung der Speculation. Neben den vielen und großartigen Versicherungsgelegenheiten gegen alle möglichen Unfälle wirb „das gute Herz“ nur da mit Erfolg angesprochen, wo unverschuldetes Unglück um Hülfe ruft; dem Einzelnen oder Wenigen wird dann auch durch die vielen, wenn auch im Durchschnitt kleinen, Gaben geholfen. Nutzen aber Tausende in einer Noth, da müssen künstliche Mittel die Einnahmen mehren, und es kommt alsdann allerdings sehr darauf an, eine Form der Speculation zu finden, die mit dem Elend, gegen das sie gerichtet ist, nicht in allzustarkem Contraste steht.

Eine solche Form war es nun, welche für den vorliegenden Fall die Gräfin Ludwig Batthyány, die gefeierte Frau Ungarns, in dem Bazar fand, dem diese Zeilen gewidmet sind. Die Gräfin ist Ausschußmitglied des „Vereins der ungarischen Hausfrauen“, und dieser Verein schloß sich ihr sofort zur Ausführung ihres Planes an. Es ist eine alte Wahrheit: ein guter Gedanke und ein wohlgebildeter Mensch kommen leicht durch die Welt. Dies bewährte sich auch hier. Kaum war die Idee ausgesprochen, so schlug sie auch Wurzel, und ehe wenige Wochen vergingen, so war sie in überraschender Weise ausgeführt. Vernehme Damen, ausgezeichnet durch Rang, Geist, Schönheit, Reichthum, kurz die Blüthen der Blüthe des Landes, erklärten sich bereit, in dem projectirten Bazar das Amt der „Ladenjungfern“ zu übernehmen, und die Pester Lloydgesellschaft bewilligte die Räumlichkeiten der ehemaligen Getreidebörse, durch deren Vermittelung sonst der Ueberfluß des Landes seinen Abzug nach andern Ländern fand, zur Veranstaltung jener Börse, durch deren Vermittelung jetzt die Spenden der Wohlthätigkeit den Stätten des Mangels zugeführt werden sollten. Die erwünschte Räumlichkeit, eine schöne durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe abgetheilte Halle, warb zu dem reizenden Bazar ebenso geschmackvoll, wie zweckmäßig hergerichtet. In den beiden Seitenschiffen befanden sich zwischen je zwei Säulen die Verkaufsbuden, und zwar waren an jeder der beiden Seiten sechs, also im Ganzen zwölf Buden angebracht, die alle mit Vorhängen geschmückt und mit ihren waarenbeladenen Pulten dem Ganzen das phantastische Ansehen eines Bazars und Ballsaals zugleich gaben. Doch wer sind

Digitized by Google

Der Wohlthätigkeitsbazar ungarischer Hausfrauen in Pesth.

schon im Innern und haben noch nicht unser Entree bezahlt und noch den edlen Damen nicht unsere Aufwartung gemacht, die das Amt der Cassirerinnen und Billeteurinnen verwalten. An dem in einen Blumengarten umgewandelten Eingange empfängt uns eine blasse Dame in Trauer, die mit einem verbindlichen Lächeln das Entreegeld in Empfang nimmt. Es ist die Urheberin des Bazars, die Gräfin Batthyány, die seit dem im Jahre 1849 erfolgten Tod ihres Gemahls, des Patrioten Ludwig Batthyány, die Trauer noch nicht abgelegt hat. Neben ihr sitzt eine andere gefeierte Wittwe des Landes, die ihren Gemahl, den General Damjanich, in denselben verhängnißvollen Jahre verlor. Sie ist die Präsidentin des obenerwähnten „Vereins der ungarischen Hausfrauen"; sie giebt und die Eintrittskarte, die uns vor dem Eintritt in den Bazar von zwei Ausschußfrauen desselben Vereins abgenommen wird. Und nun treten wir in die Halle, die mit ihrer schönen momentanen Bestimmung, mit den ebenso reizenden als vornehmen Ladenjungfern, mit den fabelhaften Preisen, die hier gelten und gegeben werden, des Interessanten und Rührenden so viel bietet, und den Eindruck eines ganz wunderlichen Mummenschanzes macht.

Wie werden sich diese Ladenjungfern, die alle in glänzenden Equipagen mit reichgalonnirten Dienern zu und von ihrem Markt fahren und deren Namen zu den vornehmsten und klangvollsten des Landes zählen, benehmen; werden sie stolz oder wohl gar herablassend sein? Werden sie bei der so völlig ungewohnten Hantirung ein paar unbrauchbare Sächelchen wie Nippes ausbreiten und stumm warten, bis sich ein Käufer findet? Nichts von alle dem. Jede dieser Buden ist voll von den gewöhnlichsten und brauchbarsten Gegenständen; wir finden hier Herren- und Modewaaren, Parfümerie-Gegenstände, Spielzeug, Papier, Federn, Cigarren, Glas und Porzellan, Conditoreiwaaren, und schließlich, oder besser in der ersten Beckaufslöge rechts, Bier, Wein und kalte Küche. Jede der Verkäuferinnen hat ihre Artikel mit Geschmack geordnet, in verlockender Auswahl zusammengestellt und ausgekramt, uns sie rufen die Käufer und bieten ihre Waaren an mit einem Eifer und einer Virtuosität, als ob ihr Leben von ihrem heutigen Erlös abhinge. Da ist nichts von Stolz oder abstoßender Herablassung zu sehen, — das sind echte, rechte, fleißige Kaufmannsfrauen, die Niemanden vorübergehen lassen, Jedermann anrufen und unermüdlich sind im Auswählen und Anpreisen der Gegenstände, und das Alles mit einer Natürlichkeit, als ob dieser Bazar kein momentanes Spiel der exsistirenden Wohlthätigkeit, sondern eine uralte Einrichtung wäre. In der eleganten Trink- und Speiseraume rechts sind die beiden jungen Damen, deren eine eine Fürstin Odescalchi, unermüdlich im Ausschenken von Wein und Bier und im Darreichen von Wurst, Pasteten ꝛc., und sie verwalten ihr Amt mit einer Gewandtheit, als ob sie von der Pike auf als Schenkmädchen gedient hätten. So geht hier Alles natürlich zu, und eben diese unerwartete Natürlichkeit ist neu und rührend und reizend der Eifer, mit welchem diese Priesterinnen der Wohlthätigkeit sich wegen des heiligen Zweckes so schnell und so sicher in ihr Amt fanden. Wohl nicht ihrem Aussehen nach, aber wegen ihres Ursprunge neu sind nur die Schnitzwaaren, die der berühmte ungarische Patriot Franz Deák mit eigener Hand fabricirt und einigen Damen geschenkt hat. Es sind zumeist aus Holz gedrechselte Fruchtstücke auf Briefbeschwerer gehestet, die um hohe Preise abgesetzt werden. Neu sind übrigens auch die Preise, um welche alle übrigen Gegenstände hier gekauft werden, wie auch die Art, wie hier gefeilscht wird, nicht zu den alltäglichen gehört. — „Was kostet dieses Cigarrenrohr?" — „Fünf Gulden." — „Hier sind zehn." — Da wurde keine Cigarre abgesetzt, für die nicht mehrere Gulden gegeben werden wären, — und kein Glas Bier getrunken, das nicht wenigstens einen Gulden gekostet hätte.

Was können die „Herren der Schöpfung" für die Damen, welche die Rolle des Kaufmanns mit so viel Aufopferung und Selbstverleugnung spielen, während ihnen, den Herren, das bequeme Amt des Zusehens bleibt, weniger thun, als so viel als nur möglich den Erlös der ersteren mehren? Bald begnügt sich die Ritterlichkeit nicht mehr damit, sondern sie strengt den Witz an, um auf diesem idealen Markt auch ideale Waaren zu schaffen. So taufte denn einer der Erlen des Landes von einer der edelsten dieser Frauen einen Kuß um Tausend Gulden. Ein Schriftsteller fragte eine der Verkäuferinnen: „Was kostet ein Händedruck?" — In Anbetracht seiner bescheidenen Stellung in der Finanzwelt, begehrt sie für den verlangten Artikel nur den bescheidenen Preis von fünf Gulden. — „Geben Sie mir beide Hände!" — Ein Dritter kauft einer Dame das feidne Tüchelchen, das einige Augenblicke ihren weißen Hals umschlungen, um hundert Gulden ab; ein Vierter macht ihm dies nach; ein Fünfter geht mit seinem Notizbuch von einer Verkaufsloge zur anderen, bittet jede der darin sitzenden Damen ihren Namen einzuschreiben, und legt sich so eine Autographensammlung des Bazars um den bescheidenen Preis von einigen hundert Gulden an, und so fort! —

In eine ganz neue Phase trat der Bazar, der am 11. Februar eröffnet wurde, Sonntag den 10., an welchem er beschlossen wurde. Da strömten große Mengen von Landleuten und Handwerkern hinein, ein naives Publicum, welches das Bewußtsein, von vornehmen hochgeborenen Damen bedient zu werden, noch in vollen Zügen genoß, dabei aber es nicht unterließ, mit den noblen Verkäuferinnen wacker drauf los zu feilschen, wie auf einem wirklichen Markt. Nur eine alte Bäuerin weiß in ihrer Herzenseinfalt noch den Werth einer idealen Waare zu schätzen und kauft von einer Gräfin für einen Gulden, den sie erst aus vielerlei Hüllen sorgsam herausschält, — einen Händedruck, und noch lange wird in ihrem Dorfe davon die Rede sein, wie die Gräfin einer Bäuerin einmal vor Zeiten die Hand drückte. — Doch wir würden nicht fertig werden, wollten wir alle kleinen charakteristischen Züge dieser reizenden Feerie, Bazar genannt, aufzählen; wir schließen mit der die Hauptsache in sich fassenden Notiz, daß dieser vierzägige Dienst des Vereins ungarischer Hausfrauen auf dem Markte der Wohlthätigkeit für die Nothleidenden einen Reingewinn von nahe an vierzigtausend Gulden eingebracht hat. A. D.

Das in Pesth gegebene Beispiel hat inzwischen bereits in Wien seine Nachahmung gefunden. Dort ist ebenfalls aus den Reihen des hohen ungarischen Adels eine Anzahl von Frauen zu einem Ausschusse zusammengetreten, um, zwar nicht durch einen Verkaufsbazar, wie den eben geschilderten, sondern durch eine Ausstellung von Kunstwerken für die Noth in Ungarn eine Hülfssumme zusammenzubringen.

Diese am 15. April in den Localitäten des österreichischen Kunstvereins eröffnete Ausstellung wird intess nicht allein durch den Zweck, welchem sie dienen soll, auf eine überaus große Theilnahme rechnen können, auch die ausgestellten Gegenstände selbst, die nur Stücke von wirklicher künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung sein dürfen, namentlich aber eine Menge merkwürdiger Familienreliquien aus ihrer Exclusivität in den Häusern der ältesten ungarischen Aristokratie an das Licht der Oeffentlichkeit bringen werden, haben berechtigten Anspruch auf das allgemeinste Interesse. Auch ein weibekannter Wiener Kunstfreund, der reiche Bankier Mayer, Chef des Bankhauses J. H. Stametz u. Co., hat dem Comité seine prachtvolle Bildergallerie zur Verfügung gestellt, in welcher die neue belgische und französische Schule durch mehrere ihrer ausgezeichnetsten Gemälde vertreten ist.

So steht nicht zu bezweifeln, daß das verdienstliche Unternehmen von einem kaum minder erfreulichen Erfolge gekrönt sein werde, als sein Pesther Vorläufer. Zudem wird die Ausstellung, sich die sonst in so unnahbarer Ferne schwebende hochadelige Damenwelt einmal recht von unsere Besbauern zu können, für Manchen und Manche, die nicht das Glück haben, zum „obersten Tausend" zu gehören, nicht den kleinsten Anreiz zu einem wiederholten Besuche der Ausstellung bilden. Die vornehmen Ungarinnen, an ihrer Spitze die Präsidentin des Comité's, eine Gräfin Wenckheim-Zichy, werden nämlich der Reihe nach an der Casse die Eintrittsbillets mit eigenen zarten Händen verabfolgen, — wer weiß, vielleicht auch Händedrücke und Küsse verkaufen, wie ihre schönen Schwestern in Pesth.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Schaltjahr in England. Als das schöne Geschlecht in Großbritannien hat das Schaltjahr eine ganz andere Bedeutung, als bei uns und sonstwo. Einer uralten Uebereinkunft zufolge gehen in einem Schaltjahr (leap year) die Rechte der Herren der Welt unserer Gesellschaft in die zarten Hände der Schönen über, und dieser alte Brauch wird in England oft mit vielem Humor zur Geltung gebracht. Man pflegt dann insgemeinte „Schaltjahr-Gesellschaften" zu veranstalten, bei denen in sehr exzentrischer Weise die beiden Geschlechter ihre Rollen vertauschen.

Eine Einladung zu einer solchen Festlichkeit, wie sie mir am 29. Febr. d. J. zu Theil wurde, setzt darum Damen und Herren in nicht geringe Aufregung, namentlich die jüngere Generation der ersteren. Da muß manche wichtige Konjunktion mit den mitgetheilten Horoskopen in Einklang gebracht, da muß der Name des Hauses gehalten werden; denn diesmal sind's ja die Männer, die alle jene Aufmerksamkeiten erwarten, welche sie sonst zu erweisen gewohnt sind. Wie restlich ist das Alles zu bedenken, wie schwer jene kleinen Bevorzugungen zu verlegen, durch welche der Eine oder der Andere verstohlen begünstigt werden soll! Selbstverständlich war eine Anzahl von Bätern und Müttern mit eingeladen, um die Scene würdig zu „chaperonniren". — Als ich in den Gesellschaftssaal trat, bot sich mir ein ganz eigenthümlicher Anblick. Da war jeder Herr mit einem Bouquet bedacht, das ihm von den Damen verehrt werden war, und einige besonders Begünstigte trugen unter der Bürde von solch großen Büscheln von exotischen Blüthen. Jetzt hatten sie einmal Gelegenheit, die ernste Wahrheit zu lernen, wie unbequem es ist, einen ganzen Abend hindurch auf Ball, Concert und Oper einen Strauß von Blumen halten und tragen zu müssen! Denn die Damen sind in Gesellschaftsdingen ganz nach Art der Herren an die Thüre postirt, in bemessen nachlässig eleganten Attituden, wie es ihnen so oft an den jungen Löwen der Gesellschaft zu bewundern vergönnt war. Auch die Unterhaltung bewegte sich völlig in der den Gebieten der Schönheit, Abentheuern Mode und Sprache, mit allen den recipirten, zum Theil recht trübtigen und gewissermaßen durchsichtigen Anspielen, wie sie gegenwärtig der „gute Ton" in England erfordert. Ueberaus possirlich waren die Versuche der Schönen über Theater, Wettrennen, Boxkämpfe und andern sport-Dingen zu sprechen, über Oxford und Cambridge, über Oberdans und Unterhaus, über Acten und Feuilletons. Während dem plauderten die Herren am Ende des Zimmers im Damenkreise und mußten sich und hinsitzen, wie es der Moment nur gestatten wollte. Dies mußte den armen Herrlichen, so gut es gehen wollte, die Zeit vertreiben, nicht ohne daß sie indeß ab und zu einen um Erlösung flehenden Blick zu den streng dreinschauenden Damen hinüber warfen, die denn auch endlich zu ihnen herangesehrt kamen als mitte, verführische Engel, aber ach! — nur, um sich gleich darauf wieder zu entfernen. Viele Zehe schien sich leicht in diesen Maskenscherz zu finden, so daß ich aus dem Cachen, in das ich mich zu erfreuen gezwungen hatte, manches ganz allerliebste und bedeutungsvolle Erröthen bedauflichen konnte.

Welche Erleichterung haben sich die Damen in die Musik zum Tanze rief! Daß am Schaltjahrfeste die Damen ihre Tänzer wählen, versteht sich von selbst. Langsam schienen sie auf die glücklich Erkorenen zu, um mit einem mattgedrehten bestichen „Mann ich die Ehre haben?" sie zur Quadrille fortzuführen. Der Aerger des Verschmähten, der die Uebergangenen empfanden, prägte sich, trotz der angenommenen Resignation, lebhafter auf ihren Gesichtern aus, als ich's je an den weiblichen „Wanderblümchen" bemerkt hatte, die's besser verstehen, ihren Aerrtruß unter lautem Lächeln zu verstecken. So war mir eine gewisse Genugthuung, daß ich ihr „Trauern der Gesellschaft" ihr einmal recht gönnen konnte, und Händen meiner Mitschwestern wußte und manche kokette Nichtbeachtung gerächt sah. Die schönsten der anwesenden jungen Damen hielten an der Thür stehen und vorgerichtet die Benachsichtigten in Fülder Manier, oder ließen sich ganz nahe bei ihnen nieder, ohne weder zu sprechen, noch zu tanzen. O, ihr jungen Herren von heute, dachte ich, wenn solche Gesellschaften zur Sieben-den Mode würden, wie bald würdet ihr eure blasirte Trägheit verlieren, die auf die freundliche Aufforderung der liebenswürdigen Mädchen immer nur die bald gesagte Antwort hat: „Ich mache mir gar nichts aus dem Tanzen!"

Ganz besonders amüsant war es, zu beobachten, wie oft die benutzen Pleudebamen ihre Bouquets und Taschentücher fallen ließen und mit reizbezaubernder Lieber die weißlichen Schönen sich bückten, um sie wieder aufzuheben und zu überreichen. Und wenn ein Herr zu seinem Sitz zurückgebracht war, wie schien er da dem Verschmachten nahe, wie leuchend hat er um „ein Glas Wasser", wie dringend um etwas Eis! Manche der Herren trieben das Spiel etwas allzuweit und bestraften ihre schönen Dienerinnen, expirirte bald Dies, bald Jenes begehrend. — „Wünschen Sie ein Glas zuckerwasser?" — „Ja — nein — Limonade — nein, lieber Negus — oder besser — ja, ein Glas Wein." So waren die jungen Täuchen in unaufhörlicher Bewegung, nun, ihrer Rolle getreu, jedem Wünsten ihrer heutigen Adonis gewärtig zu sein. Auch an den bekannten, bewußten und unbewußten Tanzaufforderungsconfusionen fehlte es nicht. Zwei Damen hatten den nämlichen Herrn engagirt. „Ich bin mir leid, ich bin schon engagirt," sagte der Herr, als die zweite Dame ihn ansprach. „Ja hatte ich gewußt, wenn Sie mir auf Ihre Tanzkarte haben wollen, so werden Sie sinden, daß Sie mit mir zu diesem Walzer engagirt sind," erwiderte die Schöne, mit sinstern Blicken ihre Rivalin messend. — Der doppelt Begehrte bemühte sich, zu erröthen, suchte scheinbar in seiner Tanzkarte und gezwungte endlich sein Bedauern in „lieblicher Verwirrung". — Ihr er convint gerete. — er log sich mit einer hübschen kleinen Lüge aus der Verlegenheit und gab der bevorzugten Dame die „schöne Hand".

Der aufregendste Moment des Abends war ohne Zweifel der, als sich die Stimme des Hausherrn vernehmen ließ: „Meine Damen, führen Sie die Herren zum Souper!" — Im Speisesaal angekommen, begab sich jede Dame sofort hinter den Stuhl ihres Herrn, und wahrlich, die sieblichen Nebes zeigten sich hier aller Welt erhaben, in dem rühmlichen Eifer ihre dienenden Tänzer zu bedienen. Sie stegen hierhin und dorthin, und die Herren fanden kein Ende in ihren Bedürfnissen von Champagner und Sherry, die ihnen gebeut und credenzt werden mußten.

Endlich erhoben sich die Herren von der Tafel, die Damen öffneten die Thür, sich tief verbeugend, und setzten ihre Tänzer allein in das Gesellschaftszimmer wandern. Die Diener kamen herein, neue Speisen wurden gebracht und die Damen kamen sich zum Mahle nieder. Bald langweilten sich die Herren unbeschreiblich im Salon, wie sie später gestanden. Ueber die neuen „Moden", über Hauben und Hüte konnten sie es nicht sprechen, und Politik wäre wider die Regel gewesen. Mit einem Male stürmt Lärm und Applaus aus dem Speisesaale zu ihnen herauf: die Damen bringen Toaste aus. Das war zuviel für die Ungeduld der Herrschaften. Sie schlichen sie die Treppe hinab, die Thür war bald geöffnet, und gruppirten sich um sie herum und — berchen. Ja wahrlich — sie hielten Reden, die Damen! Ein kunstenjüngtes Mädchen brachte in wohlgesetzten Worten die Gesundheit des Wirthes und der Wirthin aus, und die Dame des Hauses erhob sich demgemäß, um gebührend zu erwidern. Zwar brach der Anfang der Rede bald wieder, was das schon manchem berühmten Sprecher begegnet sein soll; allein rasch fand sie sich wieder zurecht und dankte ihren jungen Freunden für die Bereitwilligkeit, in ihren Scherz eingegangen und ihn diesem Augenblicke zu einem einige schwarze Fracke der Thür zu nahe getommen? den andern Theil ihrer Gäste zu unterhalten, eine schwere Aufgabe, fürwahr, da diese ja weder singen noch tanzen können, überdaupt gar wenig nützlich und angenehm wären; doch da man sie als „unvermeidliches Uebel" einmal bedulten müsse, so hoffe sie für diesen Abend Nachsicht mit den „Weibe der Herren" zu trinken. Mit Begeisterung wurde der Aufforderung Genüge geleistet, zum Entzücken der Schwarzfräcke draußen. Sodann stand die dieses junge Tochter des Hauses auf, um den Dank der Herren für den Toast der Damen zu bringen. Mit vieler Grazie erinnerte sie an „Adam, jungen Freunden", der Wahrheit das Recht zu geben und zu gestehen, ob nicht die schönste Herrschaft des Weibes im Gehorsam zu finden sei! Lachen und Nein — nein von einigen verbeiratheten Frauen). „O ja!" sind die jugendliche Sprecherin mit warmer Begeisterung fort, „ist nicht süß, denen zu dienen, die man liebt?" — Hier gab es die größte Mühe, die schwarzen Fracke von der Thüre zurückzuhalten, so groß war die Bewegung; sie wollten alle hereinstürzen. „Für uns," fuhr die holde Sprecherin fort, „ist uns getragen die die Pflicht der Treue und die Verpflichtung, unsere Freunde", der Wahrheit das Recht zu geben und zu gestehen, ob nicht die schönste Herrschaft des Weibes im Gehorsam zu finden sei! Lachen und Nein — nein von einigen verbeirathten Frauen). „O ja!" sind die jugendliche Sprecherin mit warmer Begeisterung fort, „ist nicht süß, denen zu dienen, die man liebt?" — Hier gab es die größte Mühe, die schwarzen Fracke von der Thüre zurückzuhalten, so groß war die Bewegung; sie wollten alle hereinstürzen. „Für uns," fuhr die holde Sprecherin fort, „ist uns getragen die die Pflicht der Treue und die Verpflichtung, unsere Freunde zu bewirthen, um unterweilen essen sie Schneckensuppen in China und Cannibalen in Neuseeland (Zeichen von Unbehaglichkeit unter den Schönen). Ein unterwillen langweilten sie sich in Blumenausstellungen, Concerten und Opern (heren Gelächter sie mit mehr Begeisterung), und in Gemäldegalerien (neues Werth sie nicht verstehen). Freilich sind nur Wenige unter ihnen in der Gesellschaft nützlich, nur Wenige verstehen gut zu walzen, die Meisten begnügen sich damit, ihren Damen die Kleider zu zerreißen; aber, meine Damen, ich bitte euch um Nachsicht für diese armen, so nützlichen und mitunter müssen wir sein. Lassen Sie uns denn fortfahren, diesen von der Natur vernachlässigten Geschöpfen Mitleid zu erzeigen!" Der Beifallssturm von den schwarzen Fracken an der Thüre ließ sich nicht länger zügeln. „Meine Damen," schloß die junge Sprecherin, „die „Geschöpfe" haben Beifall gefunden. — Sie haben es so gehört!"

Damit schloß das eigenthümliche Fest, das in allen seinen Einzelheiten seinen humoristischen Charakter treu bewahrt hatte und freilich gelungen war. Aber weiß, ob nicht manche junge Lektüre der Gartenlaube sich auch in Deutschland eine solche Feier des Schaltags wünschen möchte?

Shakspeare's Gritesgegenwart und Improvisationstalent. Als der Trust unsers Shakespeare-Artikels am (A. 16 und 17) schon beendet war, theilte uns der Verfasser noch ein Stück Tau in Händen, das wir noch die nachstehende sehr interessante und charakteristische Anekdote mit, die von der Geistesfertigkeit des großen Briten ein schlagendes Zeugniß ablegt:

Während einer der geschätzten Hof-Theatervorstellungen im Banket-Haus von Whitehall, als Shakespeare seinen eigenen Dramen: „Heinrich VI. spielte, kam die Königin auf den Einfall, ein ihr oft gerühmtes Improvisationstalent auf die Probe zu stellen. Die Loge der Königin war unmittelbar über der Bühne und eine kleine Treppe führte hinunter, vor welcher die beiden leibwachter Ihrer Majestät mit gezogenen Hellebarden standen, in deren Stahl die Devise des Hosenbandordens: „Hony soit qui mal y pense" schimmerte. In dem Augenblick, wo Heinrich VI. in der Mitte seiner Lords die Bühne betrat, welche das Parlament vorstellen soll, tritt die Königin ihren Gatekeeper über die sogenannten Stufen herab und in Fäßen niederfallen. Dieser, sobald er den Hanswisch hatte fallen sehen, schrit, ohne sich zu besinnen, vor und, sich mitten in seiner Rede unterbrechend, bob er ihn auf mit folgenden Worten, die er in seinem Charakter als König improvisirte:

„Und ob wir gleich hier beim Spiele
Begriffen nun, so denken wir nun doch,
Ihr saßt unsbeben unsrer Base Handschuh."

Dann, nachdem er den Handschuh auf die Hellebarde eines der leibwächter gesteckt, von welcher die Königin denselben lächelnd herabnahm, trat er zurück und spielte seine Rolle weiter.

Zur Abwehr. Wenn die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" unserem Blatte zum Vorwurf macht, daß sie einen literarischen Akkord als Spezialcorrespondenten nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig und Jütland gesandt habe, so sagt sie uns damit nichts Neues; schon ehe jener seine specielt artistischen Missionen antrat, waren wir von derselben genau unterrichtet. Trotzdem aber, und ohne dem tüchtigen Künstler irgendwie zu nahe treten zu wollen, müssen wir uns unserer Bedauptung festhalten, daß solche Schlachtenbilder mit ihren banalen Pulverdampf-Effekten im Grunde nichts mehr und nichts Anderes sind als sern von dem eigentlichen Theater der Ereignisse componirte Phantasiegebilde. Denn die verschiedenen Kategorien von „Ueber Land und Meer" wird

Digitized by Google

sich selbst keinen Augenblick einreden, daß die Herren Künstler mitten im Granatenhagel und Kugelregen gemüthlich ihre Zeichenmappen zur Hand nehmen und die verschiedenen Scenen mit Gruppen des sie umwogenden Kampfes in aller Seelenruhe skizziren. Das wird sie auch ihren nur einigermaßen begriffs- und urtheilsfähigen Lesern nicht weismachen im Stande sein.

Deswegen prägen wir unserm eigenen Specialartisten, dem Hofterinemaler Herrn Otto Günther aus Weimar, vor seiner Abreise nach dem Norden auf das Nachdrücklichste ein, uns um Himmelswillen keine jener eigentlichen Schlachtenbilder zu liefern, sondern nur Situationsgemälde, wie das Publicum solche z. B. der Weber'schen Illustrirten Zeitung so zahlreich verbaunt, Einzelscenen und Episoden, instructive Genrebilder aus dem Kriege und dem Kriegsleben für uns zu zeichnen, und bis auf eine einzige unserer heutigen Illustrationen, die sich durch ihre ganz besondere malerische Exemposition empfiehlt, bewegen sämmtliche der von uns gebrachten kriegeschnarpläßlichen Abbildungen, daß wir diesem — unsers Erachtens dem Publicum gegenüber allein zu rechtfertigenden — Principe treu geblieben sind. Bloße Schlachtenbilder dürfen uns nichts Besseres zu sein, als bloße Spectakelgeschmieren.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen in den letzten Wochen ferner bei mir ein: 4 fl. rhein. von A. S. in Gräfendorf — 1 Thlr., Monatsbeitrag für den Kampf von N. — 1 Thlr. von einer für die Erhaltung ihres Sohnes dankbaren Mutter — 1 Thlr., ges. von deutschen Jünglingen in Apolda durch F. jun. — 1 Thlr., Erlös aus zwei abgeschnittenen Zöpfen von einer deutschen Jungfrau in Kranichfeld — 3 Thlr., Sammlung vom „Lotte Dandyhn" durch eine deutsche Frau — 5 Thlr. von E. C. aus Bautzen — 3 Thlr. von A. „zum deutschen Schleswig-Holstein" — 1 Thlr. von einem armen Mädchen in Lohr — 10 Thlr. von Fräulein Sophie Michael in Plau in Mecklenburg — 15 Thlr., in Plau in Mecklenburg gesammelt durch Dr. R—e — 1 Thlr. von L. G. K. in Leipzig — 15 Thlr. von vierzehn deutschen Studenten in Utrecht — 1 fl. rhein. von N. N. in Nürnberg, bei der Feier eines Geburtstags gesammelt — 2 Thlr., ges. in der Bürgerschaft zu Hammermuthesiendahl im Erzgebirge — 3 Thlr. von einem jungen Mädchen in Bautzen — 2 Thlr. 2½ Ngr., ges. in der baierischen Bierstube zu Darmenen in Chemnitz — 9 Thlr. 20½ Ngr., Ertrag einer Sammlung bei einer Abendunterhaltung des Turnvereins zu Liebertwolkwitz — 5 Thlr. aus Nürnberg — 4 Thlr. 5 Ngr. im Auftrage von Lehrern durch A. B. in Cassel — 1 Thlr. 3 Ngr. 6 Pf., ges. von einigen Schülern der vierten Knabenclasse der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 10 Thlr. von Gymnasiasten in Ancram — 1 Thlr. von einer deutschen Gouvernante in England — 2 Thlr. von einem Serein in Ecarts-Auppoden — 2 Thlr. von Fräulein Henriette Stelzner in Auppoden — 15 Thlr. von der Zeichenclasse Riege in Leipzig — Pf. — 5 Thlr., ges. bei einem Karpfenessen in Zöllnitz — 1 Thlr. 10 Ngr., ges. von einigen jungen Leuten in Steinpleis bei Werdau — 3 Thlr. 3 Ngr., Ertrag bei einem Essen des Soule-Clubs in Weißenberg bei Löbau — 5 Thlr. von N. N. in Berna — 2 Thlr., ges. in einem fröhlichen Kreise von Bergsalamitern in Clausthal (Kampf) — 3 Thlr. 5 Ngr., ges. in einer heitern Gesellschaft in Falkenhain bei Lucka — 16 Thlr. 15 Ngr., bei dem Stiftungsfeste des landwirthschaftlichen Vereins in Buntnäs — 1 Thlr., für die Armen in Schleswig-Holstein von einer deutschen Frau in Thüringen; „das einzige Tochterlein soll kennen der Mutter Geburtstag heißer feiern als sonst — wenn's gerne" — 1 Thlr. 24 Ngr., ges. in einer heiteren Gesellschaft der Darmenen-Gesellschaft in Bautzen — 4 Thlr. 15 Ngr., Ueberschuß einer musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltung in Hohenelenben durch Schad — 6 Thlr. durch F. H. in Burgstädt — 2 Thlr. von G. B. in Burgstädt — 11 Thlr., ges. beim Ball der Casinogesellschaft in Zschopau am 28. Februar — 1 Thlr., K— in Leipzig — 3 Thlr. von A—i — 3 Thlr., ges. im Lesezeichen und in der Schule zu Waltersdorf bei Oera, mit dem Motto: „Und wenn die Welt voll — Teufel wär'" — 4 Thlr. 20 Ngr., ges. in heiterer Gesellschaft in Oberwiesenthal — 11 Thlr. 25 Ngr. von der Gemeinde Grünhainichen für mobilgemachte Landbewohner) — 5 Thlr. von einer Gesellschaft in Ludwigshafen — 10 Thlr., ges. in der Gesellschaft „Rose" in Chemnitz mit dem Motto: „Recht geht vor Gewalt" — 37 fl. Fürer., Ertrag eines Sängerabends des Männergesangvereins zu Bitrip in Siebenbürgen — 16 fl. Fürer., ges. unter den Mitgliedern des Männergesangvereins in St. Pölten (Niederösterreich) — 1 Thlr. 10 Ngr. „Wenig mit Liebe" aus Berna — 3 Thlr. aus 7 fl. rhein., ges. im Turnvereine und am Raumenschen Freischarbesuche in Kaiserslautern (Pfalz) — 2 Thlr., ges. von sechs Mädchen in einem Leseclassenzimmer zu Oschatz — 2 Thlr. 3 Ngr., ges. in einer fröhlichen Gesellschaft in Lucka (Altenburg) — 1 Thlr. von Bliesbach in Wiesbaden mit einem lateinischen Distichon — 1 Thlr. von einem jungen Deutschen in Stockholm — 1 Thlr. 15 Ngr., ges. bei dem Einzugsschmaus in St. Neustilz von L.-th in M. — 15 Ngr. von F. T. in Zwickau — 1 Thlr. 15 Ngr. von M. K. in Nonnenhorn — 4 Thlr., Erlös einer Auction bei einer Ananasbowle in Chemnitz — 2 Thlr. 5 Ngr., bei einer fröhlichen Gesellschaft in Dresden — 1 Thlr. 4 Ngr., Ertrag einer von vier kleinen Mädchen in Leipzig veranstalteten Verlosung — 6 Thlr. 4 Ngr. von einer deutschen Mutter, ihren Kindern und einem Franenfräuchen in Leipzig — 105 Rubel Silber, Ertrag eines in Wenden in Livland veranstalteten Concerts — 10 Rubel Silber von einigen Deutschen im Innern Rußlands — 15 Thlr. und 10 Rubel Silber, ges. am Sylvester-Abend in fröhlichem Kreise von E. B. in Dorpat — 150 Thlr. von dem Schleswig-Holstein-Comité in Großschönau — 126 Thlr., Ertrag einer von der „Wilhelmschen Gesellschaft" in Rudelstadt veranstalteten Lotterie — 20 Thlr., Ertrag einer von den Frauen und Jungfrauen der Königin bei Dresden veranstalteten Lotterie — 92 Thlr., Ertrag einer durch die Frauen in Holzminden veranstalteten Lotterie und von Sammlungen in den dortigen Schulen — 10 fl. rhein. von den Schülern der Gewerb- und der 2. Oberclasse der Lateinschule zu Winsiedel — 8 fl. 5 kr. von einer heitern Gesellschaft zu Alexanderstadt im Fichtelgebirge — 15 Thlr. von drei Schwestern.

Außerdem wurden mir zu gleichem Zwecke abermals eine Reihe von Schmuckgegenständen und dergleichen überlandt, und zwar: ein silberner Striebring und ein silberner Haarpfeil von Wilhelmine und Louise Schmidt in Dresden — ein Paar Ohrringe mit emaillirten Portraits von H. K. und J. K. in Altenburg — ein silbernes Armband und eine Korallenkette von einer deutschen Frau und ihren beiden Töchtern an der böhmischen Grenze mit dem Motto: „Wen sogne das Wenige?" — ein mit Türkisen besetzter Ring und 1 Paar „ein kleines Gläs zu den heiligen Zacher" aus Leipzig — eine Denkmünze auf das Jubiläum der Reformation 1817 — eine andere, auf Heinr. Eberhard Gottl. Paulus 1846 geprägt, mit eine Silbermünze mit dem Brustbilde des Kurfürsten Moritz von Sachsen, aus Dürkheim — ein Ring mit einer echten Perle und Amethysten belegt, von L. P. in Markt Rheinfelt in Baiern — ein Kästchen mit 36 zum Theil seltenen alten Silbermünzen von einer deutschen Jungfrau in Leipzig — ein Nichtkästchen von Bernstein, eine goldene mit Amethysten besetzte Brosche und einen silbernen Armreif, von einer Dame in Dresden — ein Beitrag zur Beschaffung der Bekleidung, von einer Unbekannten in Hildburghausen — ein Paar Armbänder von Haaren mit goldenen, granatgeschmückten Schlössern nebst einem sehr patriotischen Schreiben (das ich vielleicht später auszüglich mittheilen werde) von einer deutschen Frau in Leipzig — eine aus Haar gestochtene Uhrkette mit Goldschloß von einem deutschen Mädchen, das keinen Juwelenschmuck besitzt — ein goldener Ring von einer Wittwe in H. — ein Armband von gestochtenem Haar, eine kleine goldene Kette, ein goldener Ring, ein goldenes Medaillon und zwei Manschettenknöpfe von einem deutschen Mädchen aus Kaiserslautern — eine goldene Uhrkette von drei Schwestern.

Schließlich erwähne ich noch, daß mir auf den von einer deutschen Frau in Braunschweig eingelandten Barstickragen von einer Gesellschaft im goldenen Schwanen in Zittau für die Summe von 34 Thalern als Ersteherungspreis überwiesen worden ist, und zur Notiznahme für die mildthätigen Geber, daß ich eine zweite Summe von einigen tausend Thalern an das Hamburger Comité für die Nothleidenden in Schleswig abgesandt habe, während der übrige Betrag der bei mir eingekommenen Gelder für den „verlassenen Bruderstamm", in einigen Tausend Thalern bestehend, vorläufig bei der hiesigen Creditanstalt verzinslich angelegt worden ist, um damit zu den sich leider wahrscheinlich machenden Unterstützungen für künftige Märtyrer des Patriotismus beisteuern zu können.

Ernst Keil.

Berichtigung: Unter den Quittungen in Nr. 12 ist anstatt: 11 Thlr. 12½ Ngr. von der Millius'schen Riege von der Möbius'schen Riege in Leipzig zu lesen.

Die „**Deutschen Blätter**", Beiblatt zur Gartenlaube, enthalten in ihren letzten drei Nummern:

Nr. 15. Die grausamste Strafe im Staate. Eine gelaßene Frage. L. — Umschau: Zwei todte Schwaben — eine Mahnung für die Lebenden. — Freie Schweizer Enthusiasten für moderne Geister. — Giebt es keinen Wilhelm Bauer? — Friedrich List noch einmal. — Eine unglückliche Königin. —

Nr. 16. Aus Seinem Hause. I. Sie — das Kind — der Vetter und die Base. (Der Haus- und Hofbau und die Umgebung Napoleon's III.) — Die Nebrseite des Schlachtenruhms. II. — Umschau: Das Todtenschiff von Arkona. — Noch einmal das Leben Jesu von Strauß und Renan. —

Nr. 17. Sanctionirter Raub und schützender Betrug. — Umschau: Eine Flucht aus Friderica. — Culturfortschritte im fernen Westen. — Der deutsche Pfaff auf dem europäischen Weltmarkte. — Geistliche Kirchenparade. — Auch eine politische Hinrichtung. — Helden der Wasserheilcke. — Skelettpeare in Deutschland.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 19. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

1. Was der Traubenwirth dazu sagte.

„Meinen Segen habt Ihr, Kinder," sagte der Traubenwirth in dem thüringischen Dorfe Wetzlau, indem er den jungen Bartholt beide Hand schüttelte, während Lieschen, seine Tochter, ihren Kopf an der Mutter Schulter legte. „Du bist ein braver Bursch, Dein Vater hat ein hübsches Gut, und ich denke, Ihr werdet schon mit einander auskommen. Arbeiten habt Ihr ja alle Beide gelernt, und das ist und bleibt doch immer die Hauptsache; so macht denn Hochzeit, wann Ihr eben wollt, Hans. Das Uebrige werd' ich schon mit Deinem Vater in Richtigkeit bringen."

Vorher wird es aber auch nöthig sein, daß wir uns die Leute einmal betrachten, mit denen wir hier bekannt werden, und das ist bald geschehen, denn wir haben es keineswegs mit etwa besonderen oder außergewöhnlichen Menschen zu thun.

Christoph Erlau, oder der Traubenwirth, wie er gewöhnlich genannt wurde, da sein Gasthof „zur goldenen Traube" hieß, war eigentlich ein Metzger, der sich in Wetzlau niedergelassen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit gegen seine Gäste ein ganz hübsches Besitzthum erworben hatte. Lieschen, seine einzige Tochter, galt wenigstens im Dorf für eine vortreffliche Partie. Er hielt auch viel auf das Kind und ließ sie, sowie sie aus der Schule war, erst ein paar Jahr in der Stadt, bei einem Schwager, daß sie nicht zwischen den Bauermädchen aufwachsen, sondern auch ein Bischen „Manieren lernen sollte", wie er's nannte. Mit siebzehn Jahren nahm er sie aber wieder zu sich heraus, denn einestheils hatte sich seine Wirthschaft so vergrößert, daß er ihre Hülfe wirklich nothwendig brauchte, und dann fehlte es ihm auch an allen Ecken und Enden, wenn er das Mädel nicht bei sich hatte.

Lieschen, obgleich sie ihre Eltern von Herzen liebte, war anfangs nicht gern auf das Dorf gezogen, denn es gefiel ihr besser in der Stadt; aber das elterliche Haus übte doch seine Anziehungskraft, und sie fand zuletzt auch Gefallen an der Wirthschaft selber, wo viele fremde Leute einkehrten und ein reges Leben herrschte. Sie nahm sich der Arbeit dabei mit gutem Willen an, und Vater wie Mutter hatten ihre Freude an dem Kind.

Lieschen war eben zwanzig Jahre geworden, als Bartholt's Vater in die Nachbarschaft — d. h. auf das nächste Dorf, nach Dreiberg, zog und sich dort niederließ.

Der alte Bartholt hatte sich aber schon — wie man so sagt — „etwas in der Welt verlaufen" und gehörte nicht zu denen, die mit dem Sprüchwort „bleibe im Lande und nähre Dich redlich" an der Scholle kleben, auf der sie geboren sind — obgleich das wohl auch manchmal sein Gutes haben mag. Er war als junger Bauer nach Schlesien gezogen, wo er sich verheirathete, später aber, durch ein paar schlechte Jahre verleidet gemacht und durch glänzende Anpreisungen verlockt, verkaufte er sein dortiges Gut und wanderte nach Ungarn aus, wo er mit deutschem Fleiß und altgewohnter Sparsamkeit auch hier wieder „was Ordentliches vor sich brachte". In Ungarn blieb er auch viele Jahre, und sein Gut galt halt für eine Musterwirthschaft in der ganzen Nachbarschaft. Allein auf die Länge der Zeit konnte es ihm trotzdem nicht gefallen.

Daß die Eingeborenen des Landes, die Ungarn selber, die eingewanderten Deutschen nicht leiden mochten, darüber hätte er sich vielleicht hinweggesetzt, denn der gutmüthige Deutsche dachte sich in ihre Lage und meinte: „Uns daheim wär's am Ende auch nicht recht, wenn Fremde von der Regierung begünstigt und uns auf die Nase gesetzt würden." Aber die Ungarn verachteten auch die Deutschen und ließen sie das auch merken, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Das ärgerte ihn. Im Anfang nahm er sich freilich aus Leibeskräften zusammen und sagte zu sich: „Warte, Du willst den ungarischen Hochnasen einmal zeigen, was ein Deutscher leisten kann," und er hielt sich redlich Wort, doch es half Nichts. Wo ein Volk ein anderes aus Ueberzeugung verachtet, da kann ein solch Gefühl gehoben werden, wenn man eben im Stande ist, ihm zu beweisen, daß es Unrecht hat; wo das aber aus Vorurtheil und Nationalhaß geschieht, da ist eine Aenderung nicht zu erhoffen und wird auch nie stattfinden.

Der alte Bartholt sah das endlich ein, und wenn er auch Bescheidenheit genug besaß, nicht stolz darauf zu sein, daß er ein Deutscher war, sagte ihm doch sein eigenes Selbstgefühl, daß er sich wenigstens von einem Ungarn noch lange nicht brauche verachten zu lassen; möglich daß auch noch ein wenig Heimweh nach dem eigenen Vaterland dazu kam, kurz er faßte in einer Lebenszeit, wo man doch eigentlich nicht mehr so leicht daran denkt, seinen Wohnsitz zu verändern, nochmals den Entschluß, fortzuziehen. Er bot sein treffliches eingerichtetes Gut aus, und es hielt wahrlich nicht schwer, einen Käufer dafür zu finden, machte Alles zu baarem Gelde, was er sonst noch an Eigenthum besaß, und zog diesmal nach dem Lande, aus dem seine Eltern stammten, nach Thüringen, um hier seine Tage zu beschließen.

Er hatte einen einzigen Sohn, den er Hans genannt, und dazu in Schlesien noch ein damals kleines Mädchen, eine Waise, an Kindesstatt angenommen, die aber auch wirklich wie ein Kind im Hause gehalten wurde und so an ihrer Pflegemutter hing,

Digitized by Google

als ob sie diese selber unter dem Herzen getragen. Hans war jetzt fünfundzwanzig Jahr, Katharina, wie die Waise hieß, wurde im nächsten Winter achtzehn, und Beide wuchsen wie Bruder und Schwester auf.

Der alte Bartholt fühlte sich übrigens in den letzten Jahren nicht mehr so recht fest auf den Füßen wie in früherer Zeit; es geht das ja so im Leben. Er hatte das „Reißen“ in den Gliedern, was die Stadtleute mit einem etwas gelehrteren Namen „Rheumatismus“ nennen, wenn die Sache auch dieselbe bleibt, denn „reißen“ thun beide, und da er oft tagelang das Zimmer hüten mußte, so fing er an sich nach Ruhe zu sehnen. Sein Hans war obendrein in den Jahren, wo er schon an's Heirathen denken durfte, denn „jung gefreit hat Niemand gereut“ meinte der Alte. Der Hans ließ sich denn das auch nicht zweimal sagen und „ging auf die Freite“.

Die Bauerntöchter in seinem Dorfe behagten ihm aber nicht; er war draußen gewesen und hatte sich schon in der Welt umgesehen, und wenn auch selber ein tüchtiger Bauer, glaubte er doch, er müsse von seiner Frau ein wenig mehr verlangen, als daß sie nur im Feld den Mägden vorneweg arbeiten und daheim die Wirthschaft ordentlich führen konnte. Da fiach ihm denn das Traubenwirths Lieschen in die Augen.

Das war ein Mädel zum Anbeißen, flink und gewandt dazu, keine der gewöhnlichen plumpen Bauerndirnen. Mit der konnte er sich auf jedem Tanzboden, ja selbst in der Stadt, wohin er oftmals kam, sehen lassen. Ihr Vater hatte außerdem ein hübsches Besitzthum mit Land, Vieh und Pferden dazu, wie ein tüchtiger Bauer, und da seine Eltern der Sache ebenfalls nicht im Wege standen und Lieschen an dem schmucken Bauerssohn bald Gefallen fand, so ging Alles eigentlich von selber. Wir kamen ja auch gerade dazu, wie der Traubenwirth, den die Werbung recht innig freute, aus vollem Herzen sein Jawort gab, und Hans, da man alte Gebräuche ehren soll, nahm denn Lieschen beim Kopf und küßte sein hübsches Bräutchen so herzhaft ab, daß sie gleich nachher wieder auf ihr Zimmer gehen mußte, um sich die Haare frisch zu ordnen. Sie schien aber trotzdem nicht böse darüber.

Die Sache war also in Ordnung, und da beide Elternpaare Nichts dagegen hatten, wenn die Hochzeit bald gefeiert würde, so lief Hans, überhaupt ein wenig ungeduldiger Natur, schon am demselben Nachmittag noch zum Herrn Pfarrer hinüber, um das erste Aufgebot gleich auf den nächsten Sonntag zu bestellen. Dreimal mußten sie ja doch, wie es Sitte war, von der Kanzel herab aufgeboten werden. Der Herr Pfarrer, der seinen Vater recht gut kannte, empfing ihn auch auf das Freundlichste, wünschte ihm zu seiner Wahl von Herzen Glück und versprach das Aufgebot am nächsten Sonntag, heute war Mittwoch, recht gern zu erlassen. Der Bräutigam möchte nur so gut sein und ihm bis dahin die nöthigen Papiere verschaffen.

„Papiere?“ sagte Hans erstaunt, „was für Papiere?“

„Nun, Geburtsschein, Impfschein, Heimathschein, die Erlaubniß der Eltern kann mündlich erfolgen, kann ein Schein von da, wo Sie sich früher aufgehalten, daß Sie sich dort nicht schon verheilicht haben. Es ist dies natürlich nur Formsache.“

„Ja aber um Gotteswillen, Herr Pfarrer,“ rief Hans lachend aus, „ich war in Schlesien und Ungarn, in Schlesien freilich nur als ganz junger Bursche, und bis ich von unserem Comitat in Ungarn einen solchen Schein hierher bekäme, darüber könnten ja Monate vergehen, und so lange soll ich doch wahrhaftig nicht mehr mit meiner Heirath warten?“

„Nun, nun,“ meinte der Pfarrer freundlich, „das läßt sich auch vielleicht vereinfachen, denn Ihr Vater ist ja als Ehrenmann hier bekannt. Ungarn liegt freilich ein wenig weit von hier entfernt“ — der Herr Pfarrer hielt es noch für viel weiter, als es wirklich war, — „besorgen Sie mir nur bis spätestens Sonnabend Nachmittag das Uebrige, und ich werde dann schon Alles in Ordnung bringen.“

„Also Geburtsschein, glauben Sie mir denn nicht einmal auf mein Wort, daß ich geboren bin?“

„Wir verstehen darunter das Taufzeugniß. Aber ich werde Ihnen lieber das kleine Verzeichniß der nöthigen Papiere aufschreiben; Sie können sonst leicht etwas vergessen und das Aufgebot dadurch verzögern. Die nöthigen Papiere der Braut werde ich mir von deren Vater selber geben lassen.“

Damit ging er an seinen Schreibtisch, notirte die genannten Zeugnisse und Scheine auf ein Blatt, und Hans steckte es indessen in die Tasche; heute verstand es sich doch von selbst, daß er in Weßlau bei seiner Braut blieb. Nicht zehn Pferde hätten ihn von da weggebracht.

2. Die Katharine.

Am nächsten Morgen bekam Hans seinen Vater erst zu sehen, als er zum Frühstück auf dem Festze zurückkehrte. Es gab zwar außerordentlich viel zu thun draußen, und bei der Arbeit durfte Hans nicht fehlen.

„Also Alles in Ordnung, Hans?“ schmunzelte der Alte, der aus dem vergnügten Gesicht des Sohnes schon genau wußte, wie die Sache abgelaufen. Wär auch kein Wunder, denn des Heinrich Bartholt Sohn kam nicht so leicht in Gefahr, sich bei seines Gleichen einen Korb zu holen und — hätte auch vielleicht noch eine Stufe höher steigen dürfen, oder zwei, wie die Mutter meinte.

„Alles in Ordnung, Vater, — guten Morgen miteinander,“ sagte der Sohn, der seinen Hut an einen Nagel hing und dann ohne Weiteres Platz am Frühstückstisch nahm; „Montag in vierzehn Tagen kann die Hochzeit sein.“

„Hallo!“ lachte der Alte, und die Mutter schlug die Hände vor Erstaunen zusammen, „nur stat! das geht ja verwünscht schnell. Und glaubt denn der Mensch, daß, wenn Er auch fix und fertig ist, in den Ehestand hinein zu springen, die Anderen auch nur eben so auf dem Sprunge sitzen? Da gehört mehr dazu, als Du wohl denkst.“

„Unter acht Wochen ist gar keine Möglichkeit,“ sagte die Mutter, „und dann weiß ich nicht, wie ich fertig werden will.“

„Die Frau Mutter?“ rief Hans lachend, „ja was hat denn die Frau Mutter dabei zu thun, daß sie nicht fertig werden kann?“

„Und glaubst Du denn,“ rief aber die Mutter in Eifer, „daß ich Dich wie einen Häuslers Sohn will heirathen lassen, der Nichts mitbringt in die neue Wirthschaft, als was er auf dem Rücken und vielleicht noch unter dem Arme trägt? Nein, Hans, darauf wird nichts; ehe ich nicht fertig bin mit Deiner Ausstattung, bekommst Du meine Einwilligung nicht, und wenn das noch drei Monate dauern sollte, und daß Lieschens Mutter bis dahin mit der ihrigen fertig wird, glaub' ich noch lange nicht.“

„Aber beste Herzensmutter!“

„Laß nur sein,“ sachte aber der Vater, „werden schon noch etwas davon herumterhandeln können, Alte. Aber so holter-di-polter geht die Sache auch nicht, wie der Hans glaubt. Bei derlei Dingen hat man immer eine Menge von Umständen, an die man vorher gar nicht denkt, und sechs, acht Wochen sind da eine kurze Zeit. Muß auch vorher noch mit dem Traubenwirth reden, was ich Dir mitgebe und was das Mädel mit bekommt, wenn ich auch grad' nicht glaube, daß uns das besonders lang aufhalten wird. Jedenfalls werden wir früher damit fertig, als die Mutter mit ihrer Wäsche und was sonst noch drum und dran hängt. Was hat Du denn da für einen Zettel? etwas für mich?“

„Ach,“ sagte der Hans, indem er den Zettel dem Vater hinüberschob, „der Herr Pfarrer drüben in Weßlau hat ihn mir gegeben. Es stehen die Papiere d'rauf, die er haben muß, um das Aufgebot zu erlassen. Er meinte, es wäre nur der Form wegen.“

„Also beim Pfarrer ist er auch schon gewesen,“ nickte der Alte seiner Frau schmunzelnd zu, indem er seine Brille aus der Tasche nahm, um den Zettel durchzulesen. „Er hat wenigstens das Grau nicht unter den Füßen wachsen lassen. Na, da wollen wir denn einmal sehen, was der Herr Pfarrer Alles verlangt. Hm, das ist ja ein ordentliches Receipt, was er da geschrieben hat.“

„Aber so erzähle doch nun auch einmal, wie's gestern drüben war,“ sagte die Mutter, indem sie dem Sohn den Butterteller hinüberschob und den duftenden Handkäse etwas näher rückte. „Sitzt der Mensch da und spricht kein Wort. Ich möchte doch auch wissen, was die Mutter sagte und das Mädel und — was sie für ein Gesicht dazu gemacht haben, alle Beide.“

„Ja, Mutter,“ lachte der Hans verlegen, „was soll ich denn da erzählen? Ein vergnügtes Gesicht haben sie gemacht, und eine Flasche vom besten Rheinwein haben wir nachher getrunken. Das Lieschen weinte wohl ein Bischen, aber — das dauerte nicht lange, und die — die Frau Ertau war auch ein wenig gerührt, und fuhr sich ein paar Mal mit der Schürze nach den Augen, doch — das dauerte auch nicht lange, und dann — dann haben sie uns

Digitized by Google

eine Menge guter Lehren gegeben; wenn ich aber ehrlich sein will, so weiß ich wirklich nicht mehr recht über was, denn das Lieschen guckte mich dabei mit den großen dunklen Augen an, und da — da hab' ich an ganz andere Dinge dabei gedacht, als an das, was die zukünftige Frau Schwiegermutter sagte."

Während der Sohn sprach, saß die Mutter dabei und nickte und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

„Also gute Lehren haben sie Euch gegeben — ja lieber Gott, junges Volk, junges Volk leichtsinnig und ebenhinaus, was kümmert sich das um gute Lehren in der Brautzeit! Das weiß Alles besser, und — muß nachher doch Alles aus eigener Erfahrung und oft mit vieler Trübsal kennen lernen. Hören will keins."

„Pappertapapp, Alte," brummte der Vater, indem er sein Käppchen rückte und sich in den grauen Haaren kratzte, ohne aber die Augen von dem Papier zu nehmen — „wir haben's eben auch nicht besser gemacht in unserer Jugend; so saß das junge Volk sich nun ebenfalls die Hörner ablaufen. Wer nicht hören will, muß fühlen."

„Ich dachte, Vater," sagte der Sohn, als der Alte noch immer in dem Zettel studirte, „wenn ich nun selber vielleicht heut Nachmittag in die Stadt ritte, um das von den Papieren zu besorgen, was vielleicht noch fehlt. Die drei Knechte werden auch ohne mich heute mit Pflügen drüben auf der Rainerspitze fertig, wenn ich ihnen noch bis Mittag helfe, und nachher ist's doch immer besser, das ist abgemacht. Meint Ihr nicht?"

„Hm, hm, hm," überlegte der Alte aber noch immer, indem er das kleine Papier wieder und wieder überlas — „ich stürchte beinah, daß Du in der Stadt verwünscht wenig ausrichten wirst, und ich muß am Ende noch selber hinein. Wäre mir gar nicht so besonders lieb, denn in der linken Schulter zwickt's mich wieder ganz heidenmäßig, und bei dem linken Beine hal's mich auch. Aber was kann's helfen, man muß doch jedenfalls sehen, was zu machen ist, denn die Papiere müssen geschafft werden."

„Was muß er denn nur für Papiere haben?" frug die Mutter. „Sie kennen uns doch hier und wissen, daß wir ordentliche und rechtschaffene Leute sind, und unser Auskommen haben wir doch auch."

„Ja, ja, Mütterchen," lachte der Bater, „das hilft Nichts bei den Gerichten, die wollen Alles Schwarz auf Weiß haben, und womöglich auch auf einem Stempelbogen, mit einem großen Siegel drunter, und daß Einer ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch ist, glauben sie ihm erst recht nicht, wenn er nicht im Stande ist, es ihnen schriftlich zu beweisen. Komm Du denen!"

„Wir brauchen ja aber doch Niemanden, da sollen sie uns wenigstens in Frieden lassen."

„Aber sie brauchen uns," lachte der Bater wieder, „und damit sie sicher sind, daß die neuen Staatsbürger auch ihre Steuern und Abgaben richtig bezahlen können und nicht etwa gar einmal dem Staate zur Last fallen, müssen sie sich legitimiren oder ausweisen."

„Staatsbürger," brummte die Frau kopfschüttelnd — „wir sind keine Staatsbürger, wir sind Bauern, und es wird doch wahrhaftigen Gott es kein Mensch glauben, daß unser Hans einmal Jemandem zur Last fallen könnte? Was wollen sie denn nur?"

„Nun, erstlich einmal seinen Geburts- oder Taufschein."

„Nun, den hast Du ja — der liegt in der gelben Lade, bei den andern Papieren."

„Dann seinen Impfschein."

„Impfschein? Den haben wir nie bekommen."

„Das macht weiter nichts," sagte der Bater, „die Narben sind noch deutlich zu sehen, und den kann man sich hier vom ersten besten Arzt ausstellen lassen. Nachher einen Heimathschein."

„Was ist das?"

„Nun, eine Bescheinigung der Behörde, wo er geboren ist, daß er dort seine Heimath hat," sagte der Alte.

„Aber wenn wir deshalb einen Brief nach Schlesien schicken sollen," rief der Sohn, „so kann das vierzehn Tage dauern, bis der Schein hierher kommt. So lange mag ich doch nicht warten."

„Nun, vierzehn Tage wohl nicht," sagte der Bater, „aber ich will selber heute noch Schlesien schreiben. Unser Gerichtsvermalter in Kreuzberg wird mir schon die Freundschaft thun und das besorgen; ein Brief geht leicht in zwei Tagen hin, und wenn nichts dazwischen kommt, kann der Wisch in acht Tagen hier sein."

„Aber noch volle acht Tage, Bater —"

„Mach' mir den Kopf nicht warm," rief aber der Alte, seine Mütze rückend, „hast Du so lange warten können, wirst's auf die acht Tage auch nicht ankommen — also dabei bleibt's."

„Dabei bleibt's," wenn der Alte das einmal sagte, so wußte der Hans recht gut, daß dann weiter kein Einwenden half. Die Sache war abgemacht, und ein Widerspruch hätte den wohl herzensguten, aber auch starrköpfigen Mann nur böse machen können, erreicht wäre aber nichts weiter worden.

Der Hans setzte sich wieder zu seinem Frühstück, denn seine Zeit war bald verstossen und er durfte nicht der Letzte draußen bei der Arbeit sein, schon der Knechte wegen. Er war aber auch gleich fertig, denn die Sache ging ihm im Kopf herum, daß er noch eine ganze Woche warten sollte, bis das erste Aufgebot erfolgen könne, und nahm ihm den Appetit. Gerade war er aufgestanden und wollte eben wieder hinausgehen, als die Thür sich auftat und seine Pflegeschwester Kathrine hereintrat. Sie hatte drüben in der Milchkammer die frisch gemolkene Milch eingegossen und nach Butter und Käse gesehen.

„Guten Morgen, Kathrin'," sagte Hans und streckte ihr die Hand entgegen, „haben uns ja seit gestern Morgen nicht einmal gesehen."

„Guten Morgen, Hans," sagte das junge Mädchen freundlich, auch ihm die Hand reichend, „ja, wenn man freilich so wichtige Geschäfte hat. Nun, ist Alles gut abgelaufen?"

„Alles, Kathrin', schön Dank für die Nachfrage," sagte der Hans. „Die Eltern haben eingewilligt, und das Lieschen ist meine Braut. Hoffentlich haben wir in vier Wochen Hochzeit. Da müssen wir auch zusammen tanzen."

Die Katharine stand vor dem Pflegebruder, dessen Hand sie noch gefaßt hielt, und sah ihn mit ihren großen blauen Augen recht voll und treuherzig an. Wie er aber endete, drückte sie ihm die Hand herzlich und sprach mit leiser, aber bewegter Stimme: „Da wünsch' ich Dir recht von Herzen Glück dazu, und möge Gottes Segen auf Euch ruhen immerdar — auf Dir und auf Deiner jungen Frau." Damit zog sie die Hand aus der seinen, wandte sich ab und verließ das Zimmer wieder. Hans sah ihr nach.

„Was hat nur die Kathrin'?" sagte er, „sie war ordentlich gerührt."

„Sie hat ein weich' Gemüth," sagte die Mutter, mit dem Kopf nickend, „und hängt an uns Allen mit großer Liebe. Da ist's denn wohl natürlich, daß ihr bei einem so wichtigen Ereigniß etwas weich um's Herz wird. Ja, Ihr Mannsleute nehmt das Alles nur so leicht hin und denkt nicht weiter darüber nach. Laß mir die Kathrin' zufrieden, das ist ein wacker Ding, und ich hab' sie gerade so lieb, als wenn sie meine eigene Tochter wäre."

Der Hans nahm seinen Hut vom Nagel und ging hinaus an seine Arbeit. Er hatte doch richtig so lange da drinnen gesessen, daß die Knechte im Felde draußen schon wieder an der Arbeit waren, als er hinauskam. Das ärgerte ihn und er blieb jetzt wieder auf die Pferde ein, um das Versäumte nachzuholen. Es war aber auch kein Wunder, denn was gingen ihm nicht für eine Menge von Dingen im Kopf herum!

3. Eine Staatsvisite.

Der Vater hielt Wort, und das that er immer. Er schrieb noch an dem nämlichen Morgen an seinen Freund in Kreuzberg, schickte außerdem noch eine Abschrift von seines Sohnes Taufschein ein, den er sich von ihrem Pfarrer in Dreiberg und von dem Schulzen beglaubigen ließ, und theilte dem Gerichtshalter in drei Kürze mit, um was es sich hier handele. Dann hat er ihn, er möchte doch, wenn irgend möglich, den Heimathschein mit der nächsten Post einschicken und ihm auch dazuschreiben, was er ausgelegt hätte, damit er's ihm gleich zurückzahlen könne. Der alte Bartholt blieb nicht gern Jemandem etwas schuldig.

Der Brief war ihm ein wenig sauer geworden, denn das Schreiben gehörte gerade nicht zu den Dingen, die er sehr gern that, aber zu denen er sich drängte, aber es hatte eben sein müssen, und jetzt war's, Gott sei Dank, fertig und abgemacht. Wenn die Postkutsche heut' Abend durch Dreiberg kam, nahm der Conducteur den Brief schon mit hinein in die Stadt und gab ihn dort auf. Nachher ging er direct nach Kreuzberg ab.

Aber heute gab's noch mehr zu thun, denn wie die Sachen

Digitized by Google

nun einmal standen, erforderte es auch die Artigkeit nicht allein, sondern der Gebrauch, daß die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut einen Besuch abstatteten, und wenn es auch der alte Barthold lieber auf den nächsten Sonntag verschoben hätte, erstlich der Arbeit und dann auch seines Reisens wegen, ließ sich das doch nicht gut einrichten. Sonntags hatte der Trabenwirth auch immer so viel zu thun und das Haus dazu voller Gäste, daß man ihm und den Seinen da erschrecklich unbequem gekommen wäre. Besprechen hätte man äußerdem gar nichts können, und da mußte denn schon ein Wochentag dazu genommen werden.

Uebrigens wurde auch daheim indessen nichts versäumt, denn der Hans blieb ja zu Haus und bei den Knechten, und auf die übrige Wirthschaft paßte schon die Kathrine; auf die durften sie sich fest und sicher verlassen. Die Mutter war ebenfalls damit einverstanden, und gleich nach dem Mittagbrod, die Dorfuhr hatte noch nicht Eins geschlagen, ließ der alte Barthold sein kleines steierisches Wägelchen vorrücken und die Braunen einspannen, der Großknecht mußte in seinem Sonntagsrock auf den Bock, und fort ging die Reise den Felsweg nach Wetzlau hinüber.

Eine Vergnügungstour war die Fahrt eigentlich nicht gut zu nennen, denn kein Mensch in der Welt konnte sich ein Vergnügen daraus machen, eine gute Glockenstunde auf einem solchen Wege und einem kleinen Wagen ohne Federn durchgerüttelt und geschüttelt zu werden. Aber die Bauern trugen selber die Schuld daran, daß diese Straße in einen derartigen Verfall gerieth, denn obgleich sich beide Dörfer willig zeigten, daran zu bauen, tag es nur an einer erbärmlichen Kleinigkeit, daß die Arbeit unterblieb und von Jahr zu Jahr aufgeschoben wurde. Zwischen Wetzlau und Dreiberg schnitten nämlich die Fluren nicht in gleicher Hälfte ab. Die Dreiberger hatten vielleicht eine Strecke von zwei Morgen Land über die Hälfte, und obgleich sie sich erboten, die Straße, die von beiden Dörfern gleich stark benutzt ward, zu gleichen Hälften zu übernehmen, gingen die Wetzlauer doch nicht darauf ein, sondern verlangten, daß die Dreiberger soweit bauen müßten, wie ihre Grundstücke reichten. Nachgeben, das that selbstverständlich kein Theil, und so ruinirten sie lieber Jahr aus Jahr ein ihre Pferde und Geschirre, nur dieser unbedeutenden, kleinen Strecke wegen.

Der alte Barthold, obgleich es ihm sonst wahrlich nicht auf einige zwanzig Thaler mehr oder weniger ankam, war dabei gerade so schlimm, wie die Anderen, und mit dem Bewußtsein, daß er selber nun schuld an dem heillosen Wege sei, murrte er auch unterwegs mit seiner Sulde und ertrug alle die Stöße und Puffe, die er bekam, mit wahrhaft christlicher Geduld. Sein Trost blieb ja auch dabei, daß die Wetzlauer genau dieselben Puffe bekämen, und denen, wie er sich innerlich sagte, geschah es vollkommen recht. Sie verdienten es gar nicht besser. Nur die arme Frau stöhnte und ächzte, und wenn manchmal ein ganz außergewöhnlich kräftiger Stoß kam, daß sie die Zähne aufeinander beißen mußte, klagte sie wohl mit einem kurzen Stoßgebet: „O du grundgütiger Vater! so gleich nach Tische!“

Es hat aber Alles sein Ende, auch der schlechteste Weg. Es schlug gerade Zwei in Wetzlau, als sie, zur Abwechslung der bisherigen Fahrt, auf das Dorfpflaster kamen, wo sie auch noch, da sie das Chausseehaus passiren mußten, Chausseegeld bezahlen durften.

„Ich muß doch einmal Federn an den Wagen machen lassen,“ sagte Barthold, als sie hier endlich etwas bessere Straße erreichten, denn draußen hätte er gar nicht reden dürfen, aus Furcht, einmal die Zunge zwischen die Zähne zu bekommen, „der Weg ist gar nicht so schlecht, aber der Karren stößt so.“

„Mir thut ordentlich der Hals weh,“ sagte die Frau, „jetzt frei' ich mich nur auf den Rückweg.“

Alle weiteren Bemerkungen wurden aber hier kurz abgebrochen, denn eben lenkten die Pferde wiehernd in den Thorweg der goldenen Traube ein, und in der inneren Thür stand auch schon der Wirth, Christoph Eckart, der ihnen sein Käppchen entgegenschwenkte, während Liechen, die in der Küche beschäftigt gewesen war, wie der Blitz in ihr Kämmerchen hinaufhuschte, denn so konnte sie sich den neuen Schwiegereltern doch nicht zeigen, und so wäre sie gerade am allerhübschesten gewesen, denn Frau wie Mädchen sehen, sie mögen selber denken, was sie wollen, doch immer am hübschesten im Hauskleide aus; aber der Geschmack ist eben verschieden, und man behauptet ja, daß sich nicht darüber streiten lasse.

Jetzt, nachdem Hansens Eltern ausgestiegen und hinein in die „beste Stube“ geführt waren, begannen nun vor allen Dingen eine Menge von Förmlichkeiten, die in den höchsten Cirkeln nicht weitschweifiger und unbehülflicher sein konnten, als hier in der sonst so schlichten Familie. Aber es soll nur um Gotteswillen Niemand glauben, daß jenes Ungethüm, die sogenannte „Etiquette“, an irgend einem fürstlichen Hofe steifer und unnachsichtlicher gehandhabt würde, als in irgend einer Bauernfamilie, sobald sich eine passende und außergewöhnliche Gelegenheit dazu findet. Da bestehen ganz genau bestimmte und festgestellte Formen, was gesagt werden muß und wie es gesagt werden muß, wohin man sich setzt und wie man sich setzt, und was endlich vorgesetzt werden soll, und wie die Hausfrau zu dem Vorgesetzten zu nöthigen hat, daß es einen einfach schlichten Menschen zur Verzweiflung bringen könnte. Das einzige Gute hat es, daß es nicht so lange dauert, wie bei Hofe, denn da ist es den Leuten ein natürlicher Zustand, in dem sie sich bewegen, sie würden eine andere Existenz für unmöglich halten; hier dagegen ist es ein unnatürlicher, gewaltsam hervorgerufener, der wohl eine Zeit lang anhält, sich aber zuletzt selber verarbeitet — und plötzlich finden sich die Leute wieder in ihrem gewöhnlichen, natürlichen Fahrwasser, ohne daß sie eigentlich merken, wie sie dahin gekommen sind.

So ging es auch hier. Zuerst wurden die Gäste also in die „beste Stube“ geführt, die natürlich, wie alle „besten Stuben“, kalt und ungemüthlich aussah, denn ein Ort, in dem man sich wohl und behaglich fühlen soll, muß bewohnt sein und nicht blos zum Staat gehalten werden. Dann fuhr die Wirthin, nachdem eine Menge steife, nichtssagende Redensarten gewechselt waren, aus und ein, um herumzuschleppen, was Küche und Keller boten; daß die Gäste gerade eben vom Essen kamen, war gar keine Entschuldigung, und nun ging das Nöthigen los, in dem die Frau Erlau wirklich Außerordentliches leistete. Endlich kam auch Liechen in ihrem Sonntagsstaat, aber viel schöner geschmückt durch das liebliche Erröthen den neuen Verwandten gegenüber, das ihren Augen einen ganz eigenen Glanz verlieh.

Nun kannten sich die beiden Familien schon seit längerer Zeit und waren sonst wohl manchmal zusammengekommen und hatten miteinander gelacht und geplaudert. Jetzt aber, wo sie sich durch die Verlobung der Kinder um soviel näher traten, schien es ordentlich, als ob sie das weit eher entfernder hätte, so steif und unbehülflich standen sie sich gegenüber, und Liechen besonders, sonst voller Leben, ja oft ausgelassen lustig, konnte fast kein Wort über die Lippen bringen. Aber ein Baum tag auf ihnen Allen: das Bewußtsein, daß dies ein „Staatsbesuch“, daß es eine Form sei, der Genüge geleistet werden müßte, und der ließ sich so schnell nicht wieder abschütteln, der mußte erst ordentlich verdampfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bahnbrecher zum Düppeler Siege.

Der achtzehnte April hat den deutschen Waffen zu ihren vielen Ruhmeskränzen einen neuen und unverwelklichen gefügt: die Erstürmung der Düppeler Schanzen hat die alte deutsche Tapferkeit und Wehrhaftigkeit vor ganz Europa abermals auf das Glänzendste bewährt und den in London beginnenden Diplomatenkünsten ein schweres Gegengewicht in die Wagschale geworfen. Einzelne Thaten, welche in den Morgenstunden jenes Aprilsmontags vom preußischen Kriegern verrichtet werden sind, von jungen Kriegern, die im gegenwärtigen Kampfe zum ersten Male im feindlichen Feuer standen, reihen sich dem Leuchtendsten an, was die Kriegsgeschichte aller Zeiten zu verzeichnen hat. Oder wäre, um statt vieler nur ein Beispiel anzuführen, nicht einer der Braxsten der Braven jener Pionnier vom 3. Bataillon? Man stand stürmend vor den Palissaden der zweiten dänischen Schanze, sah aber keine Oeffnung, durch die man eindrechen konnte. Da marschirt der Pionnier zu seinem Lieutenant heran und meldet militärisch: „Herr Lieutenant, ich werde mich aufsprengen.“ Kaum gesagt, so ergreift er schon einen Pulversack, nähert sich den Palissaden und steckt die explo-

Digitized by Google

Preußische vierundzwanzigpfündige Batterie Nr. 2 auf Gammelmark.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

rente Masse mittels glimmenden Schwammes in Brand. Jämmerlich zerfetzt wird der kühne Pionnier nach der einen Seite, die Palissadenwand nach der andern geschleudert, und durch die gemachte Gasse stürmen über den zuckenden Leichnam die Colonnen vorwärts.

Auch uns schlägt das Herz in freudigem Stolze, wenn uns jeder Tag noch immer neue Einzelheiten aus jenem Ruhmesmorgen verkündet, und wir stehen nicht an es zu bekennen, — für den Moment einmal allen politischen Hintergedanken und alles Bangen um das Entzücken des Kampfes zurückdrängend. Dieser ewig denkwürdige Sieg aber hätte nicht erfochten werden können, wenn nicht das preußische Geschütz monatelang den Weg zum Hurrah des Triumph's gebahnt hätte, jene furchtbaren Kanonen, von denen die dänische Besatzung auf Düppel zu behaupten pflegte, daß sie jeden Tag nur ein einziges Mal geladen und gerichtet würden und dann, ohne weitere Bedienung zu brauchen, bis zum andern Morgen fort feuerten. So regelmäßig geschah Schuß auf Schuß — und so gleichmäßig schlug Geschoß auf Geschoß immer wieder genau in denselben Punkte ein. Nicht zu kurz und nicht zu weit, immer da gerade, wo es die meiste Zerstörung anrichten konnte.

Der Erfolg, der in solch' überraschender Weise die Vortrefflichkeit der preußischen Geschütze documentirt hat, beschäftigt das allgemeine Interesse so lebhaft, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir ihnen vorerst im Bilde eine Batterie dieser preußischen gezogenen Kanonen vorführen. Es ist in getreuer Wiedergabe die auf Gammelmark, der zweiten dänischen Schanze direct gegenüber, postirte sogenannte vierundzwanzigpfündige Batterie Nr. 2, die dem Feinde so viel zu schaffen gemacht hat. Paradenmäßig freilich sieht die Bedienungsmannschaft nicht gerade aus mit ihrer Drellüberjacke über die pulvergeschwärzte Uniform; auch die Männer mit den eigenthümlichen Käppis bekunden, daß wir uns nicht bei einer Revue oder auf einem Manöver befinden: es sind die Krankenträger, welche ihre schwerschöne Pflicht als wahre Helden der Menschenliebe erfüllen. Vor Allem aber wollen wir die Einrichtung der mörderischen Waffe, welche auf die Entfernung einer Viertelmeile noch treffen kann, und ihrer Geschosse etwas näher beschreiben, von denen ein einziges, gut angebracht, genügt, um auf jene Weite ein Schiff zum Sinken zu bringen.

Zunächst das Rohr. In seiner jetzigen Gestalt ist es das Resultat lang fortgesetzter und mit Sachkenntniß geleiteter Versuche. Die wesentlichsten Verbesserungen rühren von dem preußischen Oberstlieutenant Neumann her, welcher namentlich die Wahrendorff'sche (nach ihrem eigentlichen Erfinder, einem schwedischen Officier, so genannte) Verschlußvorrichtung zweckmäßig umgestaltet hat. Die preußischen Geschütze sind nämlich Hinterladungsgeschütze, das heißt, die Ladung wird nicht von vorn in das Rohr hineingestoßen, sondern der Ladungsraum wird von hinten geöffnet und von hier sogleich Projectil (Granate oder Kartätsche) und Kartusche (Pulverladung) an seinen Platz gelegt. Die Solidität dieses Verschlusses ist von der größten Wichtigkeit.

Je nach dem Zweck sind die Kaliber der gezogenen Geschütze verschieden. Es giebt Sechspfünder, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder; interessen geben diese Bezeichnungen nicht die Schwere der daraus geworfenen Geschosse an, sie rühren vielmehr noch von den älteren glatten Geschützen her. Ein gezogener

Sechspfünder schießt ein Geschoß von 15 Pfr. = Pulver-Ladung der Kartusche $1^1/_2$ Pfr.,
12pfünder „ „ „ „ 30 Pfr. = Pulver-Ladung der Kartusche $2^1/_{10}$ Pfr.,
24pfünder „ „ „ „ 80 Pfr. = Pulver-Ladung der Kartusche $4^1/_5$ Pfr.

Außerdem giebt es noch gezogene Vierpfünder, welchen ein Geschoß von neun Pfund entspricht und die ihrer außerordentlichen Leichtigkeit wegen — sie können mit sammt der ganzen Bedienung und Munition von vier Pferden in jeder Gangart gezogen werden — als Versuchsbatterien in Anwendung sind.

Die beiden kleinsten Kaliber 4- und 6pfünder sind eigentliche Feldgeschütze und werden als solche auch dem feinsten Gußstahl (nach Krupp in Essen) hergestellt. Die 12pfünder und 24pfünder sind nur für den Festungs- und Belagerungskrieg bestimmt und haben Rohre entweder aus Bronze oder aus dem besten Gußeisen. Das Rohr besteht aus zwei Theilen, einem hinteren, inwendig glatten Raume zur Aufnahme des Geschosses und der Kartusche, und dem daran sich schließenden langen, gezogenen Rohre.

Dieser vordere Theil, die eigentliche Seele, ist wie eine Büchse mit Zügen, das heißt mit schraubenförmigen Gängen, Trail, versehen, deren Anzahl und Drehung bei den verschiedenen Kalibern verschieden ist. Sechspfünder haben achtzehn Züge, welche auf ohngefähr sieben Fuß Länge einen ganzen Umlauf machen würden.

Der hintere etwas erweiterte Theil der Seele, der Ladungsraum, wird durch einen genau passenten gußstählernen Kolben, der sich ein- und ausschieben läßt, verschlossen. Um den Kern unverrückbar befestigen zu können, ist er der Quere nach durchbohrt, und diesem Querloch entsprechen zwei Löcher in der Geschützwandung. Wenn der Verschlußkolben nun eingeschoben ist, steckt man von außen einen genau passenden Querzylinder vor, und dieser hindert jede Weichung. Damit nun aber nach hinten zu gar kein Pulvergas entweichen kann, hat der Verschlußkolben noch einen Preßspahnboden, eine Scheibe aus starker Hanfpappe, welche direct hinter der Pulverkammer liegt und schädliche Einwirkungen der Pulvergase auf den Kolben und Verunreinigung abhält. Außerdem preßt noch eine starke Schraube alle Verschlußtheile dicht zusammen.

Die Manipulation des Ladens besteht demnach in Oeffnen der Schraube, Verschieben des Vorderkeilcylinders, Herausziehen des Verschlußkolbens, Einsetzen des Geschosses und der Kartusche, — Kolben, — Vorderkeilcylinder, — Schraube — und das Geschütz ist zum Richten fertig. Alle fünf Schuß wird das Rohr ausgewischt und eingefettet, nach je 250 Schuß ohngefähr wird mit einer Feile hineingegangen und das Rohr entbleut, was etwa eine Viertelstunde dauert.

Auf sehr scharfsinnige Weise sind die Geschosse eingerichtet, von denen es gewöhnliche Granaten und Kartätsch-Granaten giebt. Beide sind inwendig hohl und mit einer Sprengladung gefüllt, sodaß sie nicht nur durch ihren eigenen Flug, wie jede gewöhnliche Kugel, wirken, sondern auch noch durch ihr Bersten (Crepiren) und durch das dadurch bewirkte Herumschleudern von Sprengstücken. Das Interessanteste an ihnen ist der Zündungsapparat, welcher bei allen Geschossen in derselben Weise eingerichtet ist und von welchem der beigegebene Durchschnitt einer sechspfündigen Granate, ohngefähr $^1/_1$ der natürlichen Größe, eine Vorstellung geben kann. Die Granaten haben eine sehr starke Sprengladung, welche im Innern c des hohlen gußeisernen Geschoßkörpers sich befindet und durch eine Oeffnung im Boden eingegeben wird. Der Geschoßkörper a ist aus Gußeisen, nach dem Kopfe zu besonders stark und schwer, damit er hiermit zuerst aufschlägt und die Ladung entzündet. Um den eisernen Körper ist ein bleierner Mantel b gegossen, das weiche Metall drückt sich besser in die Züge des Rohres ein und läßt keine Pulvergase entweichen. Die Zündvorrichtung liegt in der Spitze des Geschosses, in einem Hohlraum, welcher von der Sprengladung durch eine dünne Messingplatte abgeschlossen ist. Es sind im Wesentlichen drei Hauptheile zu beobachten: die Zündschraube d, der nach vorn leicht verschiebbare Nadelbolzen e und der Vorstecker f, welcher den Nadelbolzen von der auf der Schraube d aufgesetzten Zündpille abhält. In der Praxis ist die Zündnadel viel feiner, auch stehen die übrigen Theile des Gestelles in etwas anderen Verhältnissen zu einander als in unserer Zeichnung, welche zunächst nur das Princip deutlich machen soll.

Für gewöhnlich ist die Zündpille nicht aufgesetzt. Erst beim Gebrauch wird die Zündschraube mit derselben versehen und in die Mundlochschraube eingeschraubt und gleichzeitig der Vorstecker f eingeschoben, welcher den Bolzen arretirt, damit er nicht eine vorzeitige Explosion hervorrufen kann. Der Bolzen ist in seiner Achse durchbohrt, ebenso die den Hohlraum abschließende Platte. Wird nun das Geschütz abgefeuert, so erhält das Geschoß durch die Drehung der Züge im Rohr schon eine rotirende Bewegung, die es während des ganzen Fluges beibehält, der Vorstecker wird dadurch, wenn das Rohr verlassen ist, herausgeschleudert, und der Nadelbolzen kann sich frei nach vorn bewegen. Sowie nun das Geschoß aufrisst und seine Bewegung aufhört oder sich vermindert, fliegt der Bolzen nach vorn gegen die Zündpille, dieselbe explodirt, durch die Durchbohrung theilt sich das Feuer der Sprengladung mit, und das Geschoß crepirt im Momente des Aufschlagens. Diese mörderische Wirkung wird durch die Entfernung nicht abgeschwächt,

Digitized by Google

höchstens verliert damit das Geschoß seine Percussionskraft, aber seine Sprengwirkung, die vorzüglich gegen Mauerwerk, Verschanzungen und dergleichen fürchterlich ist, bleibt ganz dieselbe. Im freien Felde gegen Truppenmassen ist das Geschoß nicht minder verderblich; es durchschlägt die vordere Reihe, crepirt und schleudert eine mörderische Garbe von Sprengstücken nach allen Seiten, den Beherzteren entmuthigend. Die Kartätsch-Granaten (Shrapnels) werden mit eisernen Kugeln, die durch Schwefel zu einer compacten Masse untereinander verbunden sind, gefüllt; sie erhalten nur eine schwache Sprengladung, welche gerade genügt, um den Geschoßkörper zu zertrücken; die Kugeln zerstreuen sich und bestreichen so einen viel größeren Raum. Die Explosion erfolgt bei ihnen vor dem Ziele und wird durch einen besonders eingerichteten, nach der Zeit stellbaren Zünder bewirkt. Als Belagerungsgeschosse sind aber die Granaten von viel gewaltigerem Effect. Die Beobachtung der Wirkung ist eine sehr leichte durch das mit dem Aufschlagen gleichzeitige Crepiren; die entstehende Rauchwolke zeigt genau an, ob zu weit oder zu kurz geschossen ist, und fast immer ist vom dritten Schuß an jeder neue ein Treffer. „Die Preußen feuern mit einer tödtlichen Sicherheit; die unglücklichen Dänen werden ihnen an jedem Orte und zu jeder Stunde getroffen," so klagt der kriegschauplätzliche Berichterstatter der Times. Ein unverwerflicheres Zeugniß für die Vortrefflichkeit der preußischen gezogenen Geschütze kann es schwerlich geben.

Deutscher Menschenhandel im 18. Jahrhundert.

Die Dienstfertigen Durchlaucht von Hanau und die „Extraboucen" — Der opferwillige Maidchen und seine werbenden Dorfpfarrer — Die Braunschweiger, Vater und Sohn — Der Kasseler Landesvater, seine Residenzluste und seine camerad'schaftlichen Verbindungen — Der Rudolf Jerrhter und seine Tirolerinnen — Der verschmähte Vater — Das Urtheil des englischen Parlamentes und Friedrich des Großen.

„Es traten wohl so etliche verlaute Burschc vor die Freute heraus und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Fell Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Mantaffen niederschießen. Wer betroen die Büchsen knallen, laden ihr Gewehr auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhei nach Amerika!"

Schiller, „Kabale und Liebe."

Es war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; die unter Englands Oberhoheit stehenden dreizehn Colonien, die nachmaligen Vereinigten Staaten von Nordamerika, hatten ihren Unterfischer Georg III., der sie eines ihrer Rechte nach dem andern beraubt, den Gehorsam gekündigt und die gegen sie ausgesendete bewaffnete Macht durch ihr eigenes Heer unter Washington's Oberbefehl siegreich zurückgeschlagen. Der König war aber fest entschlossen, die rebellischen Colonien um jeden Preis zum Gehorsam zurückzuführen. Seine eigene verfügbare Truppenmacht reichte indeß für diesen Zweck nicht aus, so daß ihm seine Minister nichts Besseres zu rathen wußten, als mit einer auswärtigen Regierung wegen Ueberlassung einiger Truppencorps zu diesem Zwecke in Unterhandlung zu treten. England hat es von jeher geliebt, seine Kriege mit Verbündeten oder Hülfstruppen zu führen, diesen die schwerste Arbeit zuzuweisen und im Fall des Mißlingens die Schuld aufzubürden, gemeinschaftlich erfochtene Siege dagegen für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Ueber diese von der englischen Regierung mit auswärtigen Höfen gepflogenen Unterhandlungen macht der berühmte amerikanische Historiker Bancroft in dem neuesten Bande seiner umfassenden und gediegenen Geschichte der Vereinigten Staaten Mittheilungen, welche mancherlei bis jetzt noch wenig oder gar nicht gekannte Einzelheiten enthalten und überhaupt geeignet sind, jenen schmachvollen Menschenhandel vor den Augen der Nachwelt in das ihm gebührende Licht zu stellen.

Die Blicke Georg's III. richteten sich zunächst nach Rußland. Er hoffte die Kaiserin Katharina seinen Vorschlägen geneigt zu machen; allein trotz vieler Conferenzen und mancherlei anfangs gegebener unbestimmter Zusagen war schließlich die Kaiserin nicht zu bewegen, auf das Anerbieten einzugehen, in welchem sie eine Beleidigung ihres Stolzes und ihrer Ehre erblickte. Alle Höfe von Moskau bis Madrid hatten den Gang dieser Unterhandlungen beobachtet, aber keinerlei auswärtiger Einfluß äußerte auf die Willenseinigung der Kaiserin irgend welchen Einfluß. Im westlichen Europa hatte sich eine Zeit lang das Gerücht verbreitet, die Kaiserin sei bereit, dem englischen Verlangen zu entsprechen; Vergennes, der französische Minister, erklärte es jedoch sofort für unglaubhaft und schrieb an den französischen Gesandten in Moskau die denkwürdigen Worte: „Ich kann Katharinens Seelengröße nicht mit dem unehrenhaften Gedanken vereinbaren, daß sie mit dem Blute ihrer Unterthanen Bücher treiben könnte."

Zu seinem Troste hatte König Georg bereits Beweise in den Händen, daß nicht alle Fürsten Europas die von der Kaiserin Katharina bewiesene Standhaftigkeit gegen die Verlockungen des englischen Goldes an den Tag legen würden.

Der Erbprinz von Hessen-Kassel, bereits Beherrscher des kleinen Fürstenthums Hanau, hatte Englands Wünsche schon vor den mit der Kaiserin Katharina angesponnenen Unterhandlungen instinctartig gewittert und deßhalb an Georg III. geschrieben: „Ich höre nie auf, die feurigsten Wünsche und Gebete für den besten aller Könige zum Himmel emporzusenden, und wage hiermit, ohne die mindeste Bedingung zu stellen, mein Regiment von fünfhundert Mann anzubieten, welche alle bereit sind, mit mir ihr Leben und ihr Blut für Eurer Majestät Dienst zu opfern. Geruhen Eure Majestät, auf den Beweggrund und nicht auf die Sache selbst zu sehen. O, daß ich zwanzigtausend Mann offeriren könnte! Es sollte mit demselben Eifer geschehen. Mein Regiment ist auf den ersten Wink, der mir gegeben werden wird, bereit, aufzubrechen."

Gleich dem Bettler, der einem reichen Gönner, von dessen Großmuth er mehr als den Marktpreis zu erpressen hofft, seine Habe als Geschenk anbietet, verlangte er nichts, begab sich aber, als seine Anwort erfolgte, später selbst nach England, um seine Anträge zu erneuen.

Georg III. wünschte jedoch, bevor er mit deutschen Fürsten in Unterhandlung trete, erst eine Truppenanwerbung in Holland zu versuchen. Ohne großes Bedenken wäre der Erbstatthalter der Republik auf den Vorschlag eingegangen; Würde, Grundsätze und Politik der Generalstaaten widerstrebten einem solchen Verlangen aber entschieden.

Namentlich war es Baron van der Capellen tot den Pol, der Gracchus der holländischen Republik, welcher gegen Englands Zumuthung protestirte. Jan ürchaten solle man lieber miethen, äußerte er, als Truppen eines freien Staats. Warum solle eine Nation, welche selbst den Namen von Rebellen getragen und sich mit der Schärfe des Schwerts von ihren Unterdrückern befreit, ihre Tyrannen hergeben, um das zu zermalmen, was man von einigen Seiten die Rebellion der Amerikaner zu nennen beliebe, die gleichwohl für alle Nationen ein ermuthigendes Beispiel seien und als wackere Männer die Achtung der ganzen Welt verdienten, weil sie mit Unerschrockenheit und doch mit Mäßigung die Rechte vertheidigten, welche Gott, aber nicht das britische Parlament, ihnen verliehen?

Auch hier also scheiterte Georg mit seinem Ansinnen. Mittlerweile aber fand er in Deutschland, was er suchte.

Das deutsche Reich hatte sich von der Zerrüttung, welche der dreißigjährige Krieg über dasselbe gebracht, noch nicht wieder erholt. Seit dieser furchtbaren Zeit war der Militärdienst ein Handwerk geworden und der gemiethete Söldner an die Stelle des mittelalterlichen Vasallen getreten. Das Gefühl des Patriotismus hatte sich allmählich in den Gehorsam des Soldaten verwandelt, welcher wohl lernte, daß er einen Herrn, aber nicht daß er ein Vaterland hatte, und Kurfürsten, Herzöge und Landgrafen maßen sich das Recht an, sich um ihres persönlichen Vortheils willen in Kriege einzulassen und ihre Truppen ganz nach ihrem Belieben zu vermiethen. Um des Gewinnes ihrer Fürsten und um des Soldes miethen. Um des Gewinnes ihrer Fürsten und um des Soldes willen zogen die Unterthanen der verschiedensten Staaten, ohne Haß und der Sache sich selbst bewußt, gegen einander zu Felde, und standen sich häufig genug auf verschiedener Seite feindlich gegenüber. In Friedenszeiten trieben sich die verabschiedeten überzähligen Söldner im Lande umher und bildeten eine unbeschäftigte Masse, die sie neues Handgeld und die Hoffnung auf neue Beute wieder unter die Fahne rief, gleichgültig unter welche.

Digitized by Google

Sobald daher bekannt ward, daß der König von England sich außer Stand sah, seine im Kampfe mit Amerika gelichteten Regimenter durch Anwerbungen innerhalb seiner eigenen Staaten wieder zu ergänzen und zu vermehren, und daß er deshalb Rekruten aus Deutschland zu beziehen wünschte, erboten sich, begierig von diesem Umstand Nutzen zu ziehen, eine Menge von Abenteurern die gewünschten Truppen zu verschaffen. Anfangs trug Georg Bedenken, von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen. „Wenn ich," sprach er, „deutschen Officieren Auftrag gebe, mir Leute anzuwerben, so bin ich, gerade heraus gesagt, nicht viel besser als ein Seelenverkäufer, was nach meiner Ansicht kein sonderlich ehrenvolles Prädicat ist." Dennoch aber verstand er sich dazu, daß ein Contract mit einem hannoverischen Oberstlieutenant abgeschlossen würde, welcher sich verbindlich machte, seine Zeitverlust wiederaufend Mann Rekruten in Deutschland anzuwerben. Ebenso gestattete er auch sein Kurfürstenthum Hannover als Sammel- und Werbeplatz zu benutzen und willigte ein, daß sein Feldmarschall dem Unternehmen den nothwendigen Beistand lieh. Damals hielten seine wechselseitigen Höflichkeitsrücksichten die Fürsten ab, einer des andern Soldaten zur Desertion zu verleiten, und ein höheres Handgeld, bessere Löhnung und die verlockende Aussicht, in Amerika, dem Goldlande, reiche Beute zu machen, bewog die vagabundirenden Veteranen früherer Kriege sehr bald, sich um das in Hannover aufgepflanzte Banner zu schaaren. Freilich hatte der deutsche Reichstag Truppenanwerbungen für fremde Fürsten innerhalb seines Gebietes untersagt, und das Cabinet von Wien sah sich daher, um wenigstens den Schein zu wahren, genöthigt, darauf aufmerksam zu machen, daß Großbritannien mit dem deutschen Reiche in keinem Zusammenhang stände, ihm mithin nicht das Recht zukäme, innerhalb Deutschlands Grenzen Truppen anzuwerben. Für England lag hierin blos eine zarte Aufforderung, das Werbegeschäft in Deutschland ein wenig vorsichtiger betreiben zu lassen. Der Liefernt hatte auch sehr bald eine kleine Abschlagssendung von 150 Mann beisammen und versprach raschern Erfolg, sobald das Unternehmen nur erst ein wenig besser im Zuge wäre. Hierzu kam, daß der Fürstbischof von Lüttich und der Kurfürst von Cöln sich gern dazu verstanden, hinsichtlich der Anwesenheit englischer Agenten, welche auch Werbestationen in Neuwied und Frankfurt hatten, ein Auge zuzudrücken. Sie instruirten denn die englischen Minister ihre diplomatischen Vertreter an den kleinen Höfen, den Werbungen allen möglichen Vorschub zu leisten, allein dies nicht officiell oder im Namen ihres Königs zu thun.

Inzwischen hatte der Aufstand in Amerika immer größere Verhältnisse angenommen, und Georg, der zuerst mit Widerstreben daran gegangen war, von den kleinen deutschen Fürsten Soldaten zu kaufen, sah sich genöthigt, nunmehr alle diese Scrupel schwinden zu lassen. Seine Minister theilten ihm mit, daß der Herzog von Braunschweig, wenn er sonst wolle, recht wohl wenigstens dreitausend und der Landgraf von Hessen-Kassel fünftausend Mann stellen könnten, und im November 1775 wies Lord Suffolk seinen Agenten, Oberst Faucitt, dahin an: „Ihre Aufgabe ist, so viel Truppen zusammenzubringen, wie Sie nur können. Ich gestehe, daß meine eigenen Hoffnungen in Bezug auf das Ihnen übertragene Geschäft nicht sehr sanguinisch sind, und Sie werden daher, so lange Sie nicht gegründete Aussicht auf Erfolg haben, Ihre officielle Eigenschaft so wenig als möglich hervortreten lassen. Beschaffen Sie uns, wie gesagt, so viel Truppen, als gehen will, und obschon es Ihnen nur zur Ehre gereichen wird, wenn Sie dies unter möglichst billigen Bedingungen thun, so muß ich Ihnen doch bemerklich machen, daß im vorliegenden Falle auf Kostenersparniß nicht so viel Rücksicht genommen werden kann, wie unter andern gewöhnlichen Verhältnissen. Es ist die größte Thätigkeit nothwendig, denn dem Lösig liegt außerordentlich viel daran, das Unternehmen zu Stande gebracht zu sehen, und Sie werden daher jedwohl von Braunschweig, als auch von Kassel aus, sobald Sie wissen, ob Truppen zu erlangen sind oder nicht, augenblicklich einen Courier an mich absenden, ohne erst auf Rennung der Bedingungen zu warten."

Die Besichtigung des englischen Ministers, daß der beabsichtigte Menschenhandel nicht zu Stande kommen werde, war leider eine höchst überflüssige. Eine Menge kleiner Fürsten drängte sich herzu, Truppen anzubieten. „Ich," schrieb unter andern der Fürst von Waldeck, „werde es als eine hohe Gunst betrachten, wenn der König von mir ein Regiment von sechshundert Mann annehmen will, dessen Officiere und Mannschaften eben so wie ihr Fürst sicherlich nichts inniger wünschen, als eine Gelegenheit zu finden, sich für Seine Majestät zu opfern." Natürlich ward dies freundliche Anerbieten unter den jetzt obwaltenden Umständen mit tausend Freuden acceptirt.

Am 24. November machte Faucitt, nachdem er in Stade seine Instructionen erhalten, sich auf den Weg nach Braunschweig. Herzog Karl von Braunschweig war damals ungefähr 63 Jahre alt. Während der vierzig Jahre seiner Regierung hatte er die Millionen seines Einkommens an seine italienische Oper, an sein Ballecorps, auf Reisen, an Maitressen, am Spieltische und mit alchymistischen Experimenten verschwendet und außerdem gegen Millionen Thaler Schulden gemacht. Das Aeußerste aber hatte ihm seine kleine Armee gekostet, die jetzt im Alter, wo er für andere Lebensgenüsse unfähig geworden, seinen Stolz und seine einzige Freude ausmachte. Seit drei Jahren hatte er den Erbprinzen Ferdinand, der mit Georg's III. Schwester Auguste vermählt war, zum Mitregenten erkoren. Dieser sowohl, als seine Umgebung, war von der Machtvollkommenheit eines legitimen Fürsten durchdrungen. Er hielte zu herrschen und verlangte blinden Gehorsam. Uebrigens war er nicht ohne Anlagen. Sein Stolz war, sein Tagewerk gut und pünktlich zu verrichten, und wirklich führte er in mehrern Zweigen der öffentlichen Verwaltung zweckmäßige Ersprießliche ein. Wenn auch den sinnlichen Vergnügungen ergeben, war er doch daneben unermüdlich in der Arbeit. Aber er hatte kein Gemüth und war deshalb weder der Dankbarkeit, noch der Liebe fähig. Ein guter Unterofficier und die personificirte Gamaschenpedanterie, sah er mit peinlicher Strenge darauf, daß im Mechanismus des Regiments nicht das kleinste Härchen in's Stocken kam, — eine Armee im Feld zu führen, dazu fehlten ihm alle Kenntniß und aller Umstand, wie er dies als Feldherr der preußischen Armee in der Schlacht bei Jena 1806 so unheilvoll bewiesen sollte.

Noch am Abend seiner Ankunft hatte Faucitt eine Conferenz mit dem Erbprinzen, an welchen ihm der König von England einen besonderen Brief mitgegeben hatte. Ohne die geringste Weiterung erklärte sich Ferdinand mit dem englischen Antrag von Herzen einverstanden und versprach, sich zu Gunsten desselben bei seinem Vater zu verwenden. Dieser gab auch, obschon es ihm an's Leben ging, sich von einem Spießzeug trennen zu sollen, welches der einzige Zeitvertreib seiner alten Tage war, doch auf Rücksicht auf den immer noch mißlichen Zustand seiner Finanzen seine bereitwilligste Zustimmung zu dem Schacher.

Die nächste Aufgabe des englischen Unterhändlers war nun, mit Ferrance, dem braunschweigischen Minister, über den Preis der Truppen zu unterhandeln, welche mit Beginn des Frühlings bereit und aus 4000 Mann Infanterie und 300 Mann Dragonern zusammengesetzt sein sollten. Die Letzteren wurden zwar nicht gebraucht, Faucitt aber nahm sie an, um nicht „fiskeil" zu erscheinen.

Als Handgeld verlangte Braunschweig sechzig deutsche Thaler für den Mann; doch einigte man sich zuletzt auf fünfundvierzig Thaler. Für jeden Soldaten, welcher das Leben verlöre, sollte das Handgeld noch einmal bezahlt werden. Drei Verwundete waren dem Uebereinkommen gemäß als ein Todter zu rechnen. — Ein weiterer Gegenstand der Erörterung war der Tag, von welchem an die englische Löhnung gezahlt werden sollte. Braunschweig forderte, daß damit drei Monate vor Ausmarsch der Truppen begonnen würde, begnügte sich indeß zuletzt mit zwei Monaten. Wegen des jährlichen Miethpreises stritt man zwei Tage hin und her, bis man sich endlich dahin einigte, daß von dem Tage der Unterzeichnung des Vertrags an jährlich eine Summe von 64,500 deutschen Kronthalern und nach Rückkehr der Truppen in die Heimath zwei Jahre lang das Doppelte dieser Summe gezahlt werden solle.

Im Verlaufe des englisch-amerikanischen Krieges lieferte Braunschweig zusammengenommen 5723 Miethlinge, eine Zahl, die den sechsten Theil der gesammten waffenfähigen Mannschaft des Herzogthums betrug. Die Folge hiervon war, daß nur zwei der für den englischen Kriegsdienst bestimmten Bataillone aus wirklich regulären Truppen bestanden. Die übrigen waren, ohne daß man sich an die gegebenen Versprechungen gekehrt hätte, zum großen Theil aus noch ungekübten Rekruten, alten Leuten, bartlosen Knaben und aus aller Herren Ländern herbeigeschleppten Vagabunden zusammengewürfelt. —

Digitized by Google

Von Braunschweig eilte Faucit, nachdem er sich hier seiner Aufgabe mit so glücklichem Erfolge entledigt, nach Kassel, wo seine Ankunft bereits mit Sehnsucht erwartet wurde. Das hessische Volk belaß damals und besitzt heute noch den kühnen kriegerischen Charakter seiner Vorväter, mit denen sich den Römern nicht unterjocht werden konnten. Die Tapferkeit seiner Söhne hat sich auf allen Schlachtfeldern Europa's glänzend bewährt, wie u. A. die Republik Venedig zum großen Theile den Hessen ihre Siege über die Türken zu verdanken hatte.

Landgraf Friedrich II. zählte damals ungefähr 56 Jahre und regierte seit beinahe sechszehn Jahren. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige gewesen, seine Gemüthsart aber war und blieb gemein und flörrig. Die Gattin seiner Jugend, eine Tochter Georg's II. von England, war die Liebenswürdigkeit und Sanftmuth ihres Geschlechts, sah sich aber dennoch genöthigt, vor seiner unmenschlichen Behandlung bei seinem eigenen Vater Schutz zu suchen. Dreiundfünfzig Jahre alt, heirathete er noch einmal, lebte aber mit seiner zweiten Gemahlin auf keinem besseren Fuße, als mit der ersten.

Aus Widerwillen gegen „die liebreizende Einfaschheit der protestantischen Religion", als deren Bollwerk sich das Haus Hessen von jeher betrachtet hatte, war er 1749 zur katholischen Kirche übergetreten. Allerdings zeigte er stets eine gewisse Toleranz, schaffte den Gebrauch der Folter ab und ließ ausgesprochene Todesurtheile nur in außerordentlich seltenen Fällen vollstrecken; gleichzeitig aber war er auch der sittenlose Verschwender der schlimmsten Ausschweifungen seines Zeitalters. Ein Freund von Glanz und üppigem Leben, trug er seine Laster auf die schamloseste Weise öffentlich zu Schau.

Nationalsinn besaß er so wenig, wie fast alle deutschen Regenten der damaligen Zeit; französische Sitten und Gewohnheiten waren sein Ideal. Er hielt seine Oper, sein Ballet, während des Carnevals seine Masseraden und sein französisches Theater. Eine abgelebte Französin war seine erste Favorite und ein französischer Theaterintendant sein Bibliothekar. Dennoch aber konnte nichts eine größere Unähnlichkeit mit Frankreich darbieten, als eben der landgräfliche Hof. Das Leben in Kassel war durch und durch geistlos, Anspruch auf Beachtung hatte nur der Adel, um Talent und Begabung kümmerte man sich nicht. So war der Hof beschaffen, dessen Fürsten Faucit einen zweiten Brief vom englischen König überreichte. General Schliessen, der Minister, mit welchem er die Unterhandlung zu führen hatte, deutete ihm an, daß er sich von vornherein unbedingt in jede Forderung zu fügen habe; der Landgraf sei außerordentlich launenhaft, und er möge sich gefaßt halten, denselben in übelster Stimmung zu finden. Gleichwohl aber machte sich Schliessen anheischig, seinen „gnädigsten Herrn" zur Uebertassung von wenigstens 12,000 Mann Infanterie für den englischen Kriegsdienst in Amerika zu bestimmen.

Der Landgraf, welcher sich nicht einmal selbst gestehen wollte, daß er seine Unterthanen aus bloßer Habsucht verschachterte, heuchelte den eifrigen Wunsch, die rebellischen Amerikaner zur Botmäßigkeit zurückgeführt zu sehen, und ward dabei so warm und so sanguinisch, daß er fast Lust zu fühlen schien, für die Sache der Monarchie an der Spitze seiner Truppen selbst in's Feld zu ziehen. Dieser Eifer ließ vermuthen, daß für die erbetene Hülfe die übertriebensten Gegenforderungen gestellt werden würden. In der That wußte man Georg vor allen Dingen eine Summe von mehr als 40,000 Pfd. Sterl. für Hospitalanlagen abzupressen, die man während des letzten Krieges gehabt haben wollte. Das war eine geradezu unverschämte Forderung, denn die betreffende Rechnung war längst geprüft, bezahlt und abgeschlossen. Allein die große Verlegenheit der englischen Regierung zwang diese, den erhobenen Anspruch als begründet anzuerkennen und die Rechnung wirklich zum zweiten Male zu bezahlen.

Das Handgeld scheint in Hessen eben so viel betragen zu haben, wie das, worüber man sich mit Braunschweig geeinigt; da es aber in Kassel nicht blos für die Mannschaften, sondern auch für die Officiere bezahlt werden sollte, so ergab der hessische Contract einen Mehrgewinn von zwanzig Procent. Sein Meisterstück aber lieferte Schliessen durch die Feststellung der jährlichen Miethsumme. In ähnlichen früheren Verträgen hatte man auf wenigstens vier Jahre stipulirt. Jetzt sprach Schliessen von einem sechsjährigen Zeitraum. Zwar ging der englische Unterhändler darauf nicht ein, denn er glaubte, daß es zur Beendung des Krieges nur eines einzigen Feldzuges bedürfen würde, aber der Hesse wußte mit seinem Vorschlage doch eine doppelte Miethsumme zu erlangen, welche vom Tage der Unterzeichnung des Vertrags an bis zum Erlöschen desselben bezahlt werden sollte. Außerdem ward auch noch ausbedungen, daß das Geld nicht, wie an Braunschweig, in deutschen Kronthalern, sondern in Pfunden-Kronthalern bezahlt werden sollte, was dem Landgrafen einen vermerweiten beträchtlichen Gewinn abwarf, um so mehr, als der Vertrag zehn Jahre lang in Kraft blieb. Kurz, diese einzige Bedingung spielte dem Landgrafen das kleine Sümmchen von sechs Millionen Thalern in die Tasche! Um aber seinen treuen Unterthanen einen Beweis von seiner väterlichen Gesinnung zu geben, setzte er die zur Bestreitung des Aufwandes für die nun vermietheten Truppen neu erhobenen Steuern bis zur Rückkehr der Truppen hulbvoll auf die Hälfte herab; die andere Hälfte ward dagegen um so unerbittlicher eingetrieben!

Wohlweislich hatte man sich ausbedungen, daß die von England zu erhaltende Löhnung, welche bedeutend höher war, als die hessische, nicht unmittelbar an die Mannschaften selbst, sondern direct an die hessische Staatscasse gezahlt werden sollte, wodurch abermals Gelegenheit zu allerhand Uebervortheilungen gegeben ward. Auch wußte man es einzurichten, daß die Löhnungsregister schon vom zweiten Monat an stets die Namen von mehr Mannschaften enthielten, als wirklich im Dienst waren. Mit Braunschweig hatte sich der englische Agent, wie wir wissen, über einen für Todte und Verwundete zu zahlenden Preis geeinigt; der Landgraf von Hessen ließ sich dagegen auf kein derartiges Abkommen ein, sondern behielt sich das Recht vor, für jeden Mann, den er einmal für den englischen Kriegsdienst gestellt, mochte derselbe lebendig, oder dienstunfähig, oder todt sein, bis zum Ablauf des Vertrags volle Löhnung zu verlangen. Faucit stellte dem Minister vor, daß es unumgänglich nothwendig sein werde, den hessischen Soldaten den vollen und uneingeschränkten Genuß ihrer Löhnung ebenso zu gestatten, wie den englischen. „Auf diese Bedingung wage ich nicht einzugehen, denn der Landgraf könnte sich dadurch verletzt fühlen," antwortete der hessische Minister, und als die Sache dennoch vor dem Landgrafen zur Sprache kam, rief dieser: „Sind meine Soldaten nicht meine Cameraden? Und habe ich wohl eine andere Absicht, als sie gut zu behandeln?"

Die kranken und verwundeten braunschweigischen Truppen sollten in englischen Hospitälern verpflegt werden, für die Hessen dagegen beanspruchte der Landgraf das Recht, eigene Hospitäler zu errichten und sich wegen der dabei gehabten Kostenaufwande später mit der englischen Regierung zu berechnen. Zwar hatte man die für die gemiethten Truppen erforderliche Bekleidung von in England fabricirten Stoffen anfertigen lassen, der Landgraf aber gestattete nicht, daß ihm auf diese Weise die Gelegenheit abgeschnitten würde, auch hierbei ein „Profitchen" zu machen. Georg hatte geglaubt, der Landgraf könne höchstens 5000 Mann Infanterie liefern; der dafür bewilligte Preis war aber ein so verlockender, daß der Landgraf, nachdem er die Lieferung von 12,000 Mann abgeschlossen, der englischen Regierung erst noch 400 Mann Scharfschützen, dann noch 300 Mann Dragoner und endlich noch drei Artilleriecorps anstrang, natürlich gegen Erlegung von Handgeld und verhältnißmäßige Erhöhung der jährlichen Miethsumme.

Um nicht von den das Land durchstreifenden Werbern mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt zu werden, floh eine Menge junger Leute über die Grenze nach Hannover, und König Georg von England, welcher zugleich Kurfürst von Hannover war, ward daher aufgefordert, den Asylenthalt hessischer Unterthanen auf hannöverschem Boden nicht zu dulden, weil der Landgraf sich außerdem am Ende in die Unmöglichkeit versetzt sehen könnte, seine in Bezug auf Truppenlieferungen eingegangene Verpflichtung pünktlich zu erfüllen. Ebenso hielt man es für sehr wesentlich, die vermietheten Truppen durch das Kurfürstenthum Hannover nach ihrem Einschiffungsplatze zu dirigiren; denn wenn die Hessen das linke Weserufer entlang durch preußisches Gebiet und vielleicht ein halbes Dutzend kleiner Fürstenthümer marschirten, so würden, daran zweifelte man keinen Augenblick, sicher mindestens die Hälfte der Soldaten unterwegs davonlaufen. Ein großer Theil ging freilich gern und willig; hatte man den Soldaten doch vorgespiegelt, Amerika sei das Land goldener Beute und es würde ihnen dort freistehen, nach Herzenslust zu plündern und in allen Genüssen zu schwelgen.

Nachdem so jeder streitige Punkt den kategorischen Anforderungen des Landgrafen gemäß entschieden war, kam der Vertrag

Digitized by Google

endlich am 31. Januar 1776 zur Unterzeichnung; wenn man aber meint, daß damit Alles schönstens geordnet und der Habgier des Landgrafen kein weiterer Spielraum vergönnt gewesen wäre, so irrt man. Die Zahlung der doppelten Mietsumme sollte vom Tage der Unterzeichnung des Vertrags anheben; der pfiffige Landgraf ließ deßhalb, um auch die letzte Gelegenheit zur Pfuschmacherei nicht unbenutzt zu lassen, die Urkunde auf den 15. Januar zurückdatiren!

Seume, der wackere deutsche Dichter, der zu jener Zeit aus Gewissensskrupeln das Studium der Theologie aufgegeben und die Universität Leipzig verlassen hatte, fiel in Bacha bekanntlich den landgräflichen Werbern in die Hände. Zunächst ward er als Halbarrestant nach der Festung Ziegenhain geschleppt, wo schon viele seiner Unglücksgenossen lagen, unter welchen er in seiner Selbstbiographie namentlich „einen verlaufenen Musensohn aus Jena, einen bankerotten Kaufmann aus Wien, einen Posamentirer aus Hannover, einen abgesetzten Postschreiber aus Gotha, einen Mönch aus Würzburg, einen Oberamtmann aus Meiningen, einen preußischen Husarenwachtmeister, einen cassirten hessischen Major und andere von ähnlichem Stempel“ erwähnt.

Von Ziegenhain wurden die Gepreßten über Kassel, wo sie der Landgraf in höchst eigener Person inspicirte, nach Hannöverisch-Münden gebracht. „Unser Zug glich so ziemlich einem Transport von Gefangenen,“ — schreibt Seume, — „denn wir waren unbewaffnet und die bewehrten Dragoner, Gardisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung.“

In Münden auf der Wiese wurden die armen verkauften Seelen von dem englischen Agenten Faucit besichtigt, und der und jener erhielt dabei einige freundliche Rippenstöße, weil er in das von dem commandirenden Officier auf den König von England ausgebrachte Hoch nicht laut genug einstimmte. Auf den Transportschiffen waren die Unglücklichen wie Häringe zusammengeschichtet, so daß auf dem Deck kein Mann geradestehen, Niemand sich frei bewegen konnte. Das Gräßlichste waren die immer für je sechs Mann bestimmten Bettkasten. Eben so schlecht stand es mit der Kost an Bord. Die Mannschaften bekamen fast nichts als Speck und Erbsen oder Pudding, den sie sich selbst aus mußigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und uraltem Schöpsenfett machen mußten. Der vielleicht vier oder fünf Jahr alte Speck war ungenießbar, schwarz und stinkend. Im Schiffszwieback wimmelte es von Würmern und dabei war er so hart, daß man ihn mit Kanonenkugeln aus dem Gröbsten zerschlagen mußte. Man behauptete, die Engländer hätten ihn im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen; seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazin gelegen, und nun stritten man die Deutschen damit, um von ihnen in Amerika wiederum die Franzosen totschlagen zu lassen. Wenn ein Faß Trinkwasser auf dem Schiffsraum auf das Deck gebracht und aufgemacht ward, so verbreitete es einen kaum zu ertragenden Gestank — und dennoch schlug man sich, um dieser widerlichen Jauche nur theilhaftig zu werden.

Im englischen Parlament ward das Ministerium wegen seiner unbedingten Bewilligung der von dem Landgrafen von Hessen gestellten so übertriebenen Bedingungen scharf zur Rede gesetzt. Es entschuldigte sich damit, daß es nicht anders gekonnt habe, weil der Ausmarsch der Truppen schon in den ersten Tagen des Februar habe stattfinden sollen. Der Landgraf hatte auch in der That bis zum 15. Februar dreizehn Bataillone marschfertig, die englischen Anordnungen waren aber so schlecht getroffen, daß, obschon bei längerem Zögern der Verlust eines Festungs auf dem Spiele stand, die Admiralität doch zur bestimmten Zeit bei weitem nicht Transportschiffe genug in Bereitschaft hatte und selbst im März noch nicht sagen konnte, wann die noch erforderliche Anzahl verfügbar sein würde. Die erste Abtheilung Braunschweiger ging daher erst am 4. April von England unter Segel, und ihre Commandant war bereits in Quebec, ehe die letzten Mannschaften seines Corps eingeschifft wurden. Die erste Division Hessen passirte den britischen Canal erst am 10. Mai.

Die Braunschweiger hatten sich nicht minder über die unverantwortlich elende Einrichtung und Ausstattung der Schiffe zu beklagen. Die Bekleidung der Soldaten selbst war alt und nur nothdürftig ausgeflickt worden. Der Lieferant, den man mit der Besorgung des Schuhwerks betraut hatte, schickte von London aus einige tausend Paar dünne Tanzschuhe, die obendrein zum großen Theil so klein waren, daß die Soldaten sie gar nicht anziehen konnten. — Auch der Vertrag mit dem zuerst gedachten Erbprinzen von Hessen-Kassel, welcher zugleich souverainer Fürst von Hanau war und auf eigenen Antrieb an den König von England geschrieben hatte, stieß auf kein Hinderniß. Der Eifer und die Dienstfertigkeit dieses Fürsten überstiegen alle Beschreibung. In eigener Person machte er die Runde durch die Dorfschaften seines Ländchens, um die gewöhnlichen Rekruten auszusuchen, und daß später seinem Regiment auf dem Ausmarsche nach Helvoetsluys, von wo es eingeschifft werden sollte, Höchstselbst das Geleite bis Frankfurt. Seiner Berühmte um England sich bewußt, benutzte er wiederholt um ein „Extradouceur“, und Lord Suffolk, der englische Minister, gewährte ihm auch ein solches, aber nur gegen das schriftliche Versprechen der strengsten Verschwiegenheit, damit nicht etwa auch die anderen fürstlichen Menschenhändler mit gleichen Zumuthungen angerückt kommen möchten. Bereitwilligst leistete der souveraine Supplicant dies Versprechen in einem in lächerlichem Englisch geschriebenen Brief, worin er zugleich seine frommen Wünsche für das Gelingen des Unternehmens aussprach, zu dessen Durchführung er einen Theil seiner Landeskinder an den König von England verkauft hatte.

Wie wir gehört, hatte sich der Fürst von Waldeck ebenfalls zu Truppenlieferungen erboten; man zweifelte indeß, daß er im Stande sein würde, sein Versprechen zu halten. Sein Land war in dieser Beziehung schon über die Gebühr in Anspruch genommen, und es standen bereits nicht weniger als drei Waldeckische Regimenter im Dienste der Republik Holland. Widerstreit hatten sich die Stände des Ländchens über den großen Verlust an Unterthanen beklagt, der Fürst aber wußte sormwährend einen so uneigennützigen Eifer und eine so warme Anhänglichkeit an den „unvergleichlichen Monarchen“ von Großbritannien zu heucheln, daß dies schließlich wirklich einen Contract mit ihm abschloß. Wohl konnte er die versprochenen Truppen nur durch Mißbrauch seiner Autorität, oder durch Gewalt, oder durch List zusammenbringen, aber die Dorfgeistlichen unterstützten ihn bereitwillig, indem sie die jungen Leute von der Kanzel herab ermunterten, sich anwerben zu lassen, und so zweifelte man nicht länger, daß er das stipulirte Regiment bald zusammen haben würde, dafern er nur „seine eigenen Unterthanen nicht allzusehr schonte“. Das Murren der Rekruten suchte man dadurch zu beschwichtigen, daß man ihnen, wie den Hessen, Aussichten auf den Erwerb von großen Schätzen vorspiegelte; trotzdem aber fand man zur Verhütung von Desertionen es gerathen, sie durch ein Corps berittener, mit scharfgeladenen Büchsen bewaffneter Forstbeamten bis Beverungen escortiren zu lassen.

Der regierende Fürst von Anhalt-Zerbst huldigte, in Bezug auf den Truppenschacher, nicht den Ansichten, welche seine Schwester, die Kaiserin Katharina von Rußland, betätigte. Daß verrückt und nur sehr selten in seinem Lande lebend, unterhielt er außerhalb desselben nicht weniger als sechszehn Werbestationen und machte in einem höchst verwerfenen Schreiben der englischen Regierung das Anerbieten, ihr seinerseits auch ein Regiment von 627 Mann zu liefern. Er richtete auch einen directen Brief an Georg III., allein diese Epistel war so confus und seltsam, daß man Bedenken trug, den König damit zu behelligen, und die Unterhandlungen sich demzufolge vor der Hand zerschlugen.

Der Kurfürst von Baiern sprach gegen Elliot, den englischen Gesandten in Regensburg, ebenfalls den eifrigen Wunsch aus, mit der englischen Regierung ein Truppenlieferungsgeschäftchen zu machen. Sein Anerbieten blieb jedoch so gut wie unbeachtet, denn die bairischen Truppen gehörten damals zu den schlechtesten in Deutschland, und überdieß war der bairische Hof so an Oesterreich und Frankreich verkauft, daß der Kurfürst selbst es für räthlich erachtete, den englischen Diplomaten dringend zu bitten, gegen seine eigenen Minister von dem gemachten Anerbieten ja nichts verlauten zu lassen!

Am letzten Tage des Februarmonats 1776 kamen die mit Braunschweig und Hessen abgeschlossenen Verträge in dem englischen Parlament zur Sprache. Lord North, der Minister, sagte: „Die Truppen werden gebraucht. Die Bedingungen, unter welchen wir sie uns verschafft haben, sind billiger, als wir erwartet hatten, und die auf diese Weise erworbene Streitmacht wird uns in den Stand setzen, Amerika vielleicht ohne weiteres Blutvergießen zum Gehorsam zu zwingen.“

„Das von der Regierung ergriffene Auskunftsmittel,“ antwortete Lord John Cavendish, „gereicht England zur Schande und

Digitized by Google

dem König zur Demüthigung, während es zugleich durch seine Kostspieligkeit das Land in noch tiefere Armuth stürzt."

„Unsere Aufgabe," entgegnete der Minister Cornwall, „wird noch vor Ablauf des Jahrs gelöst sein, und wenn dies, wie sich nicht bezweifeln läßt, wirklich geschieht, so werden wir dann die Truppen zu weit billigeren Bedingungen gehabt haben, als es jetzt auf den ersten Blick scheint."

Lord Truham faßte die Sache von einem höhern Standpunkte auf, indem er sagte: „Der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig schänden Deutschland in den Augen von ganz Europa, indem sie ihre Länder zu einem Menschenmarkte für den machen, der das meiste Geld hat. Fürsten, welche in solcher Weise ihre Unterthanen verkaufen, um sie in blutigen Kriegen opfern zu lassen, erschweren ihr Verbrechen noch dadurch, daß sie viel bessere und edlere Wesen, als sie selbst sind, in den Tod jagen. Der Landgraf von Hessen hat sein edles Vorbild in weiland Sancho Pansa, welcher da auseinrach, wenn er ein Fürst wäre, so würde er wünschen, daß alle seine Unterthanen Neger wären, damit er sie verhandeln und zu Gelde machen könne."

Doch alle Klagen und Warnungen, alle die bittern Wahrheiten, welche die Opposition dem Ministerium in's Gesicht schleuderte, blieben vergeblich; von seiner gewohnten Majorität unterstützt, trug dieses den Sieg davon, trotzdem, daß auch im Oberhause gewichtige Stimmen gegen die schmachvollen Verträge laut wurden, ja der Herzog von Cumberland, ein Bruder des Königs, die in dem Munde eines Fürsten der damaligen Zeit befremdenden Worte sprach: „Ich habe mich diesen Bedrückungsmaßregeln von jeher widersetzt und stimme den in der Handlungsweise der Minister tadelnden Bemerkungen von Herzen bei. Ich beklage es, sehen zu müssen, daß Braunschweiger, welche früher einmal zu ihrer großen Ehre die Unterthanenfreiheit erkämpfen halfen, jetzt ausgesendet werden, um in einem anderen Theile unseres großen Staats die constitutionelle Freiheit zu unterdrücken."

Die Zahl der von Braunschweig in den englisch-amerikanischen Kriege gelieferten Truppen betrug den siebenundzwanzigsten Theil der Gesammtbevölkerung des Herzogthums, und der Landgraf von Hessen lieferte gar ein Zwanzigstel seiner Unterthanen oder das Viertel der waffenfähigen Männer. Man nahm die jungen Leute, wo man sie fand, hinter dem Pfluge, aus der Werkstatt, oder von der Landstraße hinweg, und Keiner war sicher vor den untergeordneten Werkzeugen der Fürsten, welche dieses schandbare Gewerbe trieben. Fast jede Familie in Hessen betrauerte eins ihrer Mitglieder. Heiterkeit und Lebenslust waren aus den Kreisen des Landvolks entschwunden. Der größte Theil der Feldarbeit mußte von Frauen verrichtet werden, deren verkümmertes Aeußere ein beredtes Zeugniß ablegte von der Wuchergier ihres verächtlichen Fürsten.

In einem Briefe an Voltaire sprach der Landgraf, indem er seine Truppenlieferungen erwähnte, den Wunsch aus, die schweizerigen Principien der Regierungskunst kennen zu lernen und zu erfahren, wie man die Unterthanen zu der Einsicht bringen könne, daß Alles, was ihr Herrscher thue, zu ihrem Besten sei. Eben so schrieb er einen Katechismus für Fürsten, worin Voltaire die Hand eines Schülers des Königs von Preußen zu erkennen glaubte.

„Legen Sie seine Erziehung nicht mir zur Last," antwortete der große Friedrich. „Wäre er ein Zögling aus meiner Schule, so wäre er nimmermehr katholisch geworden und hätte eben so wenig seine Unterthanen an die Engländer verkauft, wie man Mastvieh zur Schlachtbank treibt. Er will Fürsten belehren! Die schmutzige Leidenschaft der Habgier ist der einzige Beweggrund seiner niedrigen Handlungsweise."

Ja, und Habsucht verkaufte er das Fleisch seines eigenen Volkes, beraubte viele seiner Unterthanen des Lebens und sich selbst der Ehre. Während die Herzen der Einsichtsvollsten und Besten in Deutschland für die Sache der Amerikaner schlugen, zwangen der Landgraf von Hessen und seine edlen Vettern die sittige Jugendkraft seines Landes, die Freiheit zu bekämpfen, welche das Kind der deutschen Wälder und das moralische Leben der deutschen Nation war.

Die an schwarzen Blättern so überreiche Geschichte unserer deutschen Fürstenhäuser hat kaum ein schwärzeres aufzuweisen, als das, worauf dieser schmachvolle Menschenhandel verzeichnet steht, aber die ewige Gerechtigkeit hat es benützt, nicht das schwächste Glied in jener Reihe von Bestrebungen zu bilden, durch welche die Nationen auch den letzten Rest der „guten alten Zeit" austilgen und die bürgerliche Freiheit ihrem endlichen Siegeslaufe um die Erde entgegenführen werden. Gott sei Dank, daß wir Jetztlebenden diesem Ziele um ein gut Stück näher gerückt sind!

Stillleben einer Dichterin der Jetztzeit.

Von Joseph Dessauer.

I.

Ein heißer Augusttmorgen des verflossenen Jahres war es, an dem wir drei Passagiere in das enge Coupé der von Orleans nach Châteauroux gehenden Diligence gepfercht wurden. Was ich in diesem qualvollen Zustande von der Gegend sah, war nicht geeignet, mich zu erheitern. Weite, unbebaute Felder, von Ulmen und Pappeln gradlinig durchzogen, — die letzteren noch dazu bis zu den Gipfeln ihrer Zweige beraubt — schlechte Bauernhütten und zuweilen ein dürftig gekleideter Mensch gaben ein trauriges Bild, durch das sich hügelauf, hügelab die unabsehbare Straße zog.

Etwa eine halbe Stunde vor dem Städtchen La Châtre liegt das Dorf Nohant und in ihm, dicht an der Heerstraße, das Haus der Sand, der auch in Deutschland hochverehrten, aber auch vielgeschmähten Dichterin, der größten Schriftstellerin unserer Tage. Allgemein und selbst auf den gedruckten Fahrtabellen der Eisenbahn wird es nur „le château de Mme. Sand" genannt, ein Titel, der ihm allein schon durch den Vergleich mit seiner bescheidenen Umgebung unstreitig gebührt. Erst unweit dieses „Schlosses" wird die Scenerie etwas anmuthiger und erfreulicher. Die Felder, auf denen nur Haidekraut und Ginster wuchsen, weichen mehr und mehr grünen Wiesen, dichte Wälder kleiner Eichen ziehen sich weit nach den blauen Bergen hin, die im Hintergrunde zeigende Linien bilden. Nur Wasser vermißte ich; aber es fehlt nicht daran, denn die gelbe Indre fließt durch die Vallée noire, die hier beginnt. Auffallend sind die zahllosen Schafheerden, die, von flachshspinnenden jungen Mädchen gehütet, umher weiden. Unter ihnen mag G. Sand ihr Original zur petite Fadette, aus der die Birch-Pfeiffer ihre bekannte „Grille" entlehnte, gefunden haben.

An einigen elenden Bauernhütten und einem erbärmlichen Schulhause vorüber gelangten wir endlich an den Garten des Schlosses, der hier an die Landstraße stößt und blos durch ein kleines Holzgitter von ihr getrennt ist. Das Gebäude selbst ist nur wenig sichtbar, doch von dem Garten der winken blühende Oleandersträuche und herrliche Exemplare wralter Bäume. Der Conducteur steigt ab, legt meinen Mantelsack auf die staubige Chaussee, ruft mit gewaltiger Stimme: „Henri! Henri!" und zagt mit seinem Vehikel weiter. Da stehe ich nun, obschon ich einer ausdrücklichen Einladung der berühmten Frau nach ihrem Tusculum gefolgt bin, an der zugeschlossenen Gittethür; Henri bleibt unsichtbar, er mag wohl noch schlafen; denn was schläft nicht Alles in Frankreich um acht Uhr Morgens! Da bleibt nichts übrig, als den Eingang wo anders zu suchen. Den schweren Mantelsack nachschleppend, biege ich um die Ecke und gelange auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich eine halbverfallene Kirche und prachtvolle, hundertjährige Buchen und Ahornbäume erheben.

Zur Seite, dicht an dem Meierhofe, öffnet ein großes eisernes Gitter das Vorgärtchen des Schlosses. Endlich erscheint Henri, ein freundlicher Mann in blauer Bluse, einem Bauer nicht unähnlich. Er sagt mir, daß im Schlosse noch Alles schlafe und daß er eigentlich nicht wisse, was er mit mir anfangen solle. „Nun, so wecken Sie irgend Jemanden — hier haben Sie meine Legitimation." Ich gab ihm den Einladungsbrief seiner Gebieterin — „daraus werden Sie sehen, daß ich kein Bagabund bin." Ein zweiter Hausgenosse trat nun dazu; da aber, wie es schien, Beiden das Entziffern geschriebener Buchstaben nicht geläufig war, so verschwanden sie mit dem Briefe und ließen mich eine Zeit lang vor der Thür allein. Das hatte ich mir freilich nun Alles ganz an-

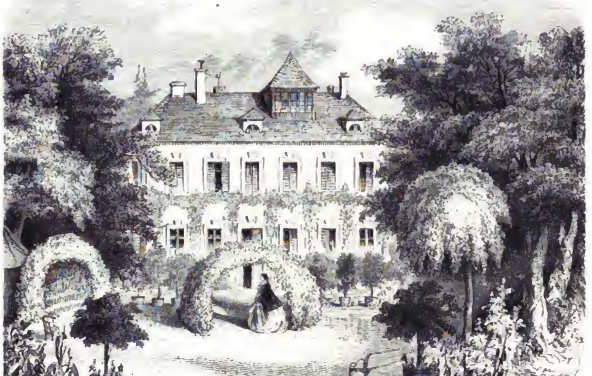
Digitized by Google

ders gedacht — aber warum verschwieg ich auch meine Ankunft? Ueberraschungen sind gewöhnlich mißlicher Natur. Nach einer Weile kamen die Boten und zwar freudigen Antlitzes zurück. Man öffnete mir Thüren und Thore, führte mich in ein niedliches Zimmer im ersten Stocke und trug mir im Namen des Herrn Manceau irgend eine Labung an. „Wer ist Herr Manceau?“ frug ich; „habt Ihr denn nicht mit Madame Sand gesprochen?“

„Die schläft noch fest,“ war die Antwort; „auch Mr. Manceau schlief, den haben wir aber geweckt. Da er alle Geschäfte des Hauses und der Wirthschaft besorgt, so mußten wir ihm ja Ihren Brief geben. Nun, Sie werden ihn schon beim Frühstück kennen lernen.“

Die liebe kleine Zelle, die mir angewiesen wurde, heimelte mich sogleich an. Alles darin war gar so wohnlich, und zum offenen Fenster drang der Duft blühender Clematis und das Girren der Turteltauben so lieblich herein! Ich warf mich in das reinliche Himmelbett und verträumte ein paar Stunden, bis die Glocke zum Frühstück rief. Das geschah um zehn Uhr — ich eilte in den Salon hinab, wo ich Maurice, den Sohn des Hauses, in einem Kreise mir fremder Leute fand. Er hieß mich freundlich willkommen und stellte mich den Anwesenden vor, unter anderen Herrn Manceau, der sich wegen der Schwierigkeiten entschuldigte, die mir gleich beim Eintritte in das Haus bereitet wurden. — Maurice Sand, den ich vor 21 Jahren als Jüngling verlassen hatte, war nun zum Manne herangereift. An seiner Seite saß sein liebes Weibchen, die Tochter des berühmten Kupferstechers Calamatta, die ihn erst vor wenigen Wochen mit einem Knäblein beschenkt hatte. Auf dem Antlitze der jungen Gatten ruhte der Friede einer glücklichen Ehe.

Maurice theilte mir mit, daß er die Malerei, seinen ursprünglichen Beruf, jetzt an den Nagel gehangen und ernste Wissenschaft zu seinem Lebenszwecke gemacht habe. Dabei treibe er Schriftstellerei, wozu er sich durch den glücklichen Erfolg von ein paar kleinen Werken aufgemuntert sehe. Nach einer Stunde bewegten Gesprächs trat die Herrin des Hauses, Madame Sand, rasch herein. Sie streckte mir mit unendlicher Freundlichkeit die Hände entgegen, hieß mich herzlich willkommen und fügte dann hinzu: „Armer Freund, Sie haben durch die Hände der Kerkermeister gehen müssen! Das war Ihre Schuld, warum haben Sie sich nicht vorher angekündigt?“ Ueberwältigt von der Freude des Wiedersehens und erstaunt über das so wenig veränderte Aussehen der Eintretenden, war ich kaum einer Antwort mächtig. Wie war es möglich, daß eine so lange Reihe von Jahren nicht stärkere Spuren auf Antlitz und Haltung zurückgelassen hatte! Das war noch dasselbe junonische, leuchtende Auge, die edel gebogene Nase, dasselbe volle Haar, das nur an den Schläfen ergraut war. Haben auch die nahen Sechziger manche Falte in das volle, südlich gefärbte Gesicht gezogen, so hat es, vorzüglich beim Sprechen, noch die fast jugendliche Frische und den heiteren Ausdruck der Vergangenheit. Das Organ ist unverändert, laut und klangvoll. Am meisten hat die Taille gelitten, die zwar früher auch nicht zu den schlanksten gehörte, jetzt aber die normale matronenhafte Stärke hatte. Die Toilette war ein einfaches Morgenkleid, darüber ein weißes Camisol, das Haar zur Seite geglättet, rückwärts in ein Netz von



Schloß Nohant.

Chenille geschlagen, was dem Kopfe etwas Imposantes, Antikes verlieh.

Ich gebe diese Details zumeist meinen Leserinnen zu Liebe, denen ich auch die tröstliche Nachricht mittheilen kann, daß Mad. Sand eine Crinoline, wenngleich nur eine äußerst bescheidene, trägt. Weniger lobenswerth werden sie es finden, daß die Dichterin noch immer ihre kleinen Papiercigaretten raucht, die ihr Manceau schachtelweise liefern muß.

Die herrliche Wirthin war so guter Laune, so geschwätzig, wußte noch so manches Heitere zu erzählen, was wir im Freundeskreise vor mehr als zwanzig Jahren erlebt hatten, daß ich über die Kraft ihres Gedächtnisses staunen mußte. Es ist ein charakteristischer Zug dieser so groß angelegten Natur, für das Komische, selbst wenn es zum Kindischen wird, so frischen Sinn zu haben. Wie herzlich lacht die Frau nicht bei Veranlassungen und Worten, die gewöhnlich nur Kinder belustigen! — Plötzlich verlangte sie nach ihrem Enkelchen, das nun sogleich hereingebracht wurde. In wahrem Entzücken fiel sie darüber her, küßte dem Kleinen Händchen und Füßchen, nannte es ein über das andere Mal „notre Empereur“ und stellte ihn mit endlich mit hochtragischer Miene und den Worten vor: „Er heißt Marc Antonius. Kommen Sie in den Garten, meine Freunde, um das Kind anzubeten, es ist die Stunde dazu!“

Digitized by Google

Behutsam nimmt sie den Kleinen aus den Armen der Mutter und trägt ihn triumphirend in den Garten hinaus. Dort, unter hohen schattigen Bäumen, versammelt sich jeden Vormittag die Gesellschaft und bleibt, trotz Hitze und stechender Insecten, bis ein Uhr zusammen. Die zärtliche Großmutter kann sich nicht entschließen, das Kind von ihrem Schooße zu geben, erzählt ihm jetzt schon allerlei Geschichten und behauptet steif und fest, es nehme bereits Antheil an der Außenwelt. Dabei unterstützt sie der sarkastische Manceau, indem er versichert, der Kleine wisse jetzt schon eine Cotelette von einer Nachthaube zu unterscheiden.

Je derber derlei Witze ausfallen, desto mehr lacht die gute Großmutter, die, wie es scheint, in diesen wenigen Vormittagsstunden ihren Geist blos erheitern lassen will, sei das Mittel dazu auch noch so unbedeutend. Um ein Uhr erhob sie sich mit den Worten: „Kinder, es ist Zeit zu arbeiten," küßte den Kleinen noch ein Dutzend Mal, übergab ihn der Mutter und zog sich in das Haus zurück.

„Arbeitet denn Ihre Mutter jetzt bei Tage?" frug ich Maurice; denn aus früheren Zeiten wußte ich, daß nur die Nächte dazu verwendet wurden.

„Nur einige Stunden," war die Antwort, „aber die Hauptarbeit geschieht doch während der Nächte. Die gute Mutter schreibt unausgesetzt von elf Uhr Nachts bis vier Uhr Morgens; oft noch etwas länger. Um ein Uhr nach Mitternacht nimmt sie etwas Speise zu sich. Zum Schlafe genügen ihr wenige Stunden. Sie haben gesehen, daß sie heute schon um elf Uhr unter uns saß, und da hatte sie ihr Frühstück bereits auf ihrem Zimmer eingenommen."

George Sand.
Nach einer Photographie jüngster Zeit.

Nun wußte Jeder irgend etwas Charakteristisches und Lobenswerthes zu erzählen; als das größte Lob aber erschien mir die Begeisterung, mit der die junge Schwiegertochter von ihr, als der besten aller Mütter, sprach. —

Darauf hat ich Maurice, mich ein Bischen im Hause herumzuführen. Hier das ziemlich genaue Bild davon.

Ueber einige Stufen, die ein dichter, blühender Bogen von Clematis umlaubt, gelangt man aus dem Garten in den lustigen Speisesaal, dem zur Linken der eigentliche Salon und zur Rechten die Zimmer des Sohnes und seiner Familie sich anschließen. Alles ist in großartigem, aristokratischem Style angelegt und mit Comfort, wenngleich nicht mit Luxus, meublirt. In der Mitte des Salons steht ein langer Tisch, um den sich Abends bei dem Scheine einer einzigen, noch dazu beschirmten Lampe die ganze Gesellschaft schaart. Ein Pianino, ein paar antiker Kasten mit vielerlei Raritäten, ein zierlicher Kamin, mit dem eleganten Zubehör, und altfränkische Meubles garniren die Wände. An den Tapeten hängen Bilder aller Art: Portraits und Genrebilder, historische Gemälde und Aquarellvedute. Von den Portraits fielen mir drei am meisten auf: das Bildniß des Marschalls von Sachsen (des eigentlichen Ahnherrn der Sand), das Bild der schönen Gräfin Königsmark und jenes ihres eigenen Vaters, in Husarenuniform. Nie sah ich ein edleres Antlitz und geistreichere Augen, die an Größe und Glanz nur mit denen der Tochter zu vergleichen sind.

Eine breite, gebogene Stiege, auf der die Büste der Malibran steht, führte in den ersten Stock, zu zwei rechts und links laufenden Corridoren. An beiden Seiten derselben liegen die Schlaf- und Fremdenzimmer, mit der Aussicht theils nach dem Garten, theils in den Vorhof, den ein großes Gebüsch in der Mitte ziert. An diese Fronte sind kleine, mit Thürchen versehene Vorsprünge gebaut, ebenfalls bewohnbar, und dem Ganzen eine Art feudalen Charakters gebend. In allen diesen Gemächern herrschen die größte Ordnung und Reinlichkeit. Die Zimmer der Hausfrau gehen nach dem Garten, doch war jetzt nicht die Zeit, sie in Augenschein zu nehmen. Dafür traten wir bei Manceau ein. Es sah bunt und originell aus in seiner Clause. An den Wänden Gypse, Bilder, Skizzen aller Art, algier'sche Waffen, chinesische Mützen, trockene Blumenkränze, kurz ein artistisches Untereinander. Er selbst saß an einer Blende und war in einer Arbeit vertieft. Jetzt erst sollte ich erfahren, daß er ein Kupferstecher, und zwar einer der hervorragenden in Frankreich ist. Aber mit welcher Selbstironie zeigte er uns seine Arbeit!

„Sehen Sie," sprach er, „das trent mich Alles wenig, aber wenn ich Literatur treibe und mir einbilde, ein Schriftsteller zu sein, bin ich im Paradiese."

„Was? Sie schriftstellern auch?"

„Nun, in den Jahren, die ich jetzt hier bin, habe ich schon Etwas lernen können. Sehen Sie, ich bin mit der Idee hergekommen, acht Tage zu bleiben, und bin jetzt dreizehn Jahre hier. Und so wie mir ist es noch Jemandem gegangen, der ebenfalls für ein paar Tage kam und den man Jahre lang nicht fortkriegte."

„Das ist wahr," sagte Maurice, „aber es geschah zu unserm allerseitigen Behagen."

Manceau gebot plötzlich Stillschweigen, denn Madame, die nicht weit von uns arbeite, könne uns hören. Wir trennten uns, und ich suchte mein Bett auf; die schlaflose Nacht lag noch wie Blei in meinen Gliedern. Nach wenigen Stunden süßen Schlafes weckte mich das Bellen des Hausthundes und das Vor-

Digitized by Google

fahren einer Kutsche. Es war 4 Uhr Nachmittags, und Madame Sand fuhr zur Ostre, in's kalte Bad. Nach einer starken halben Stunde kehrte sie in's Schloß zurück. Hier wurden bereits Anstalten zum Diner gemacht. Es sollte im Garten, auf dem freien Platze servirt werden, den man bei'm Herabsteigen aus dem ersten Salon betritt. Die Tafel stand, anmuthig gedeckt, unter einem duftenden Bogen von Clematis. Um sechs Uhr kamen die Damen in frischer, leichter Sommertoilette herab.

Madame Sand, weit entfernt darin irgend einen Luxus zur Schau zu tragen, weiß doch jederzeit elegant, einfach und ihrem Alter angemessen zu erscheinen. Sie giebt selbst den Schnitt und die Verzierung ihrer Kleider an, die immer nur geringen Aufwand erfordern. Das Haar trug sie wie am Morgen, doch diesmal in einem etwas reicheren, dunkelrothen Netze und um die Stirn einen Epheuzweig. Bei einer anderen Matrone hätte das ein bischen prätentiös ausgesehen, aber bei dieser anspruchslosen, ursprünglichen Natur erscheint alles ungesucht. Wahrscheinlich hatte das liebe Schwiegermütterchen die angebetete Mutter beerbt.

Das Diner war aufgetragen. Wir nahmen unsere Plätze ein und machten ihm Ehre, denn die Wahl der Speisen und ihre Zubereitung waren auf gleicher Höhe. Doch die sorglame Hausfrau blieb mehr Zuschauerin als Mitwirkende. Ein großes, schlankes Mädchen bediente und; es war mir schon des Morgens beim Frühstück aufgefallen. Marie, so hieß es, hatte eines jener feinen, echt französischen Gesichtchen, das, von einem niedlichen Bauernhäubchen eingerahmt, an die bekannte Chocolaväre in der Dresdner Gallerie erinnert. Ihr übriger Anzug war südlich, doch gab die Schürze, die über das ganze Kleid herabfiel, dem Ganzen einen fast klösterlichen Charakter. Hinter ihr her humpelte ein zweiter dienender Geist, ebenfalls ein Mädchen, das nun freilich in Gestalt und Art mit der graziösen Marie bedeutend contrastirte. Als ich Madame Sand mein Wohlgefallen an dem länblichen Ariel äußerte, theilte sie mir Folgendes mit: „Marie, die Tochter eines Bauern, ist unter meinen Augen aufgewachsen, hat mancherlei gelernt und ist ein entschiedenes Bühnen-Talent. Sie spielt gewöhnlich die Hauptrollen in den Stücken, die ich für mein Haustheater schreibe, und übertrifft an Wahrheit und natürlicher Grazie alle ihre Rivalinnen. Wie schade, daß Sie das Mädchen nicht auf der Bühne sehen können! Sie wären gewiß derselben Meinung."

Da das Thema des Theaters angeschlagen war, so frug ich sie, ob sie von der Bearbeitung ihrer Fadette für die deutsche Bühne etwas wisse. Sie verneinte es, freute sich aber sehr, als ich sie von dem Erfolge der „Grille" unterrichtete.

„Ja, Marie ist ein entschiedenes Genie für's Theater," sieł Manceau ein; „wir sind übrigens alle kraftgenies und Tausendkünstler, die wir in der Atmosphäre von G. Sand leben, von père Matthieu angefangen. In diesem verzauberten Schlosse geschieht Alles durch die Hände seiner Bewohner. Der Nagel, der in die Wand geschlagen wird, und das Bild, das daran hängt, sind Werke unserer eigenen Geschicklichkeit. So ist der junge Mann, der Ihnen heute Morgens bald die Thür vor der Nase zugeschlagen hätte, unser Tapezierer, Bergolder, Theaterschneider, Decorateur und zur Noth dramatischer Künstler selbst. Mit père Matthieu hat es aber eine eigene Bewandtniß. Der ist blos Zimmermann, hat sich aber zum Haustischler emporgeschwungen. Jeden Monat macht er schweigend die Runde im Schlosse, untersucht die Möbel, Fensterrahmen und sonstiges Holzwerk, die schadhaften Stücke werden mitgenommen und repairirt; findet er aber, daß irgendwo ein Tisch oder ein Kasten am Platze wäre, so macht er sie neu, so gut es eben geht, und stellt sie, immer schweigend, hin. Ende jeden Monates bringt er seine Rechnung, läßt sie sich zahlen und geht, ohne den Mund geöffnet zu haben, fort. Nun, das wäre Alles noch in der Ordnung. Was sagen Sie aber dazu, daß er blos seinem Willen folgt? Wehe Ihnen, verlangen Sie irgend ein Möbel oder eine Reparatur von ihm, er giebt Ihnen kein Gehör; Sie bleiben so lange auf Ihrem zerbrochenen Stuhle, an Ihrem wackligen Tische sitzen, bis er selbst einmal es für gut findet, die Patienten in die Cur zu nehmen."

„Und ein solches Original behalten Sie?" frug ich die Sand.

„Was ist zu thun?" antwortete sie. „Der Mann ist über siebzig Jahre und hat mich zur Welt kommen sehen. Kann man dem grinen? Im Gegentheil — mich amüsirt sein Treiben."

Die Tafel war unter Lachen aufgehoben, und schnell wurden hölzerne Kugeln herbeigebracht, mit denen man ein Spiel im Freien begann.

Ich begnügte mich mit dem Zusehen, staunte aber über die Geschicklichkeit der Sand, die fast immer am glücklichsten und sichersten warf. Das hereinbrechende Dunkel machte der Sache ein Ende. Die Lampe im Salon brannte bereits, und die Gesellschaft ließ sich in lautem Gespräch um den langen Tisch nieder. Madame Sand zog Spielkarten hervor und begann eine Patience. „Sehen Sie, lieber Freund, dieses Spiel treibe ich nun über 30 Jahre und lege noch dazu immer die nämliche Patience — freilich habe ich eine Menge Finessen dazu erfunden. Aber Sie können etwas Besseres spielen, als das — öffnen Sie das Pianino, ich lechze nach Musik, nach Mozart, Beethoven, Weber — nur ja keine Zeit verloren, wir sind ein anbächtiges Publicum."

„Don Juan! Don Juan!" schrie man von allen Seiten. Ich mußte mich zum Clavier setzen und spielte so ziemlich die ganze Oper unter Jubeln und Jauchzen meines Auditoriums.

„Und jetzt den Freischütz!" rief die Sand, die längst die Patience bei Seite gethoben hatte und deren Augen leuchteten.

„Nun genug für heute, mein alter Freund," sprach die liebenswürdige Hausfrau, als der letzte von Weber's süßen Klängen verhallt war; „Sie bedürfen der Ruhe. Mögen Ihnen die Schatten Mozart's und Weber's Rosenblätter auf das Lager streuen! Oder ohne Poesie: schlafen Sie süß, bis in den hohen Tag hinein!"

Alles ging auseinander und Jeder suchte sein Zimmer auf.

Gewöhnt, am frühen Morgen aufzustehen, verließ ich mein Lager, als noch Alles im Hause fest schlief. Die Hitze war erträglich, und so konnte ich die Partien des Gartens aufsuchen, die und in späteren Stunden der „angenagelte Sonnenschein" um mit dem uns unlängst entrissenen Hebbel zu sprechen) nunmehr machte. Ich betrat den Blumengarten, der dieses Jahr wohl gelitten hatte, aber noch immer des Schönen vielerlei bot.

„Ich mache Ihnen mein Compliment," redete ich den Gärtner an, „daß Sie bei dieser afrikanischen Hitze so Schönes und Mannigfaltiges gelesiet haben."

„Unsere Dame liebt die Blumen leidenschaftlich," erwiderte er, „ist selbst eine tüchtige Botanikerin und hütet ihre Pflanzen wie die Kinder."

„Also daher mag es wohl kommen, daß ich keine Bouquets und Blumenliebe im Hause entdeckte?"

„Sie würde böse werden, wollte ich ihr Zimmer damit versorgen. Das blüht und verblüht an seinem Orte und seiner Stelle. Doch nun sehen Sie sich auch den Küchengarten und unsere Obstbäume an. Alles, was nur das Haus davon bedarf, wird da gezogen." Und da mußte ich von Kohlstaude zu Rübe, von Aprikose zu Pfirsiche wandern, bis wir endlich an ein kleines Wäldchen kamen, das Mad. Sand, wie ich später erfuhr, ihr „petit Trianon" nennt. Kaum giebt es auf Erden ein anmuthigeres Bosquet, als dieses. Man ließ es weit herumwachsen und zog nur schmale Wege durch, die mit feinem Kies belegt sind. Den Boden bedeckt dichter Waldephen; er umspinnt die Bäume und fällt an hundert Orten malerisch von ihnen herunter. Man glaubt in einem Urwalde zu sein, denn kein Strahl der Sonne erhellt dieses Gewirr von Baum und Schlingpflanze. Aller Augenblicke wird das Auge von irgend einem mit Geschmack, aber höchst einfach ausgeführten besonderen Gegenstande überrascht. Da giebt es enorme Lehnstühle, zu denen sich die Zweige und Stämme der Bäume hergeben mußten, kleine Brücken führen über ein Wäßchen, das diese Wildniß durchzieht; plötzlich bitter es ein niedliches Becken, das von Farren und blauen Agapanthus eingerahmt und mit blühenden Nymphäen bedeckt ist. Hier ladet ein einfacher Kiosk, dort eine Eremitage zum Ausruhen ein.

„Sehen Sie," sagte der Gärtner, „diese abscheuliche Einfiedelei hätte uns vor einigen Jahren bald unsere gute Frau gerandt. Sie saß da lange, lange, bis in die Nacht hinein, wahrscheinlich um zu dichten, und als sie in's Schloß zurückkam, war sie todtenbleich, hatte das Fieber und derfiel sogleich in schreckliche Phantasien. Der Arzt von La Châtre erklärte den Zustand für höchst gefährlich, man schrieb um drei der größten Aerzte nach Paris — doch als die kamen, — und das geschah wunderbar schnell — war das Fieber verschwunden und Madame auf dem Wege der Besserung. Ja, die hat eine starke Natur, und Gott wird sie uns gewiß noch lange erhalten! Aber die Folgen der Krankheit dauerten lange, und ich glaube, sie ist noch immer etwas leidend davon, nur gesteht sie es nicht, wenn man sie fragt. Sie ist dann nur immer etwas ernster."

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Bayerische Jäger und Wildschützen. Seit undenklichen Zeiten hault in unserem Hochgebirge ein unbarmherziger Kampf zwischen Jägern und Raubschützen. Nicht Rache und Rothwuth nur führen zu einem oft blutigen Ausgang, — es ist ein wahrhaftiger Ehrkrieg, der mit leidenschaftlichem Ernst und jägerischer Leidenschaft geführt und dauern wird, so lange noch eine Gemse über den Schnee springt. Dabei glauben sich beide Theile im wesentlichen Rechte, was sie mit all der rücksichtslosen Unbedingtheit des altbairischen Charakters vertheidigen. Der Eine vermeint sich in seinem Raturrechte schwer verletzt, weil er dafürhält, „das Wild sei ein allgemeines Ding, was nur der liebe Gott erschaffen, und worum Niemand durch Bart' und Pfeife sich ein besonderes Anrecht erwerben könne, es gehöre Allen gemeinsam wie Luft und Wasser!" Der Andere hält mit selbstsicher Unbedenklichkeit am positiven Recht und übt einfach seine Pflicht, wie es einem tapferen und treuen Manne zusteht. Rene und Gewissensqualen sind dabei nicht zu verspüren.

So ergählte mir ein alter Jäger gestern Abends, daß er einmal lange am Schusse eines Wildrieders darnieder gelegen, den er wohl gekannt, aber nicht angezeigt habe, weil er dies für unnütz und die Selbsthülfe sicherer hielt, und schleich endlich sehr kasonisch mit den Worten: „Auf d'letzt hab'n ihn halt doch d'Füchs noch g'frissen!" Ein Anderer bekam gleich beim Eingang in den Wald von einem Jäger halte einen Streifschuß an der Wange. Nach besonnen, riß er sein Gewehr herunter und streckte den davoneilenden Thäter nieder. Als er zu ihm hingieng, nun sich gleichfalls kurz zu entschuldigen, daß er nach solchem Vorgang nicht wohl anders gekonnt habe, sagte dieser: „Hab' Mauli zwar g'sagt, sie'st's schon einmal nicht anderes! Hol' mir lieber gschwinder den Herrn!" (z. h. den Geistlichen.) Es sei nun auch über Hals und Kopf in's nächste Dorf gelaufen und habe den Pfarrer geholt; als sie aber zurückkamen, saßen sie den Wiederumtrieb bereits schon.

Der Jäger bedauerte durchaus nicht diesen selbstverschuldeten Ausgang, sondern nur, daß er sich vorgeblich abgeschaut habe und der Bauer doch ohne Beichte und Absolution gestorben war. So mag denn Humanitätsvorgen sehr viel gegen diese Zustände vorzubringen sein, die Hauptverhältnissen kümmern sich aber wenig darum und lehren auch die Liebhaber Viktor Barrie's nicht, und so wird wohl noch manchen Mannes Gebein bleichen im Sonnenschein und Mondlicht droben in der Alpenwüste, angelehnt und umbegraben, bis der ewige Frieden eingeführt wird! Man mag es hinnehmen als ein Stück Naturlichen, das wie ein wildes Wasser in seinen Schranken laufen muß, wie in freie Luft treibt, über das verstunte Gestrüpp der Cultur. So gehört zur Romantik der Berge und ist verwebt in ihr Leben, wie in ihre Sagen und Lieder! Ohne übrigens lange philosophische Betrachtungen anzustellen, will ich einige charakteristische Geschichten erzählen, wie sie drei in Norddeutschland bekannt sind und stets mit neuen vermehrt werden. Ich entlehne sie aus dem hübschen Buche: „the chamois hunting in the mountains of Bavaria" meines Freundes Charles Boner, der sich auf seinen Gemsjahren viele vergnügen aus dem Munde der Berghirten und Jäger erzählen lassen.

Der junge Forstgehülfe M. ging einmal — es war im Jahre 1848 — den steilen Bergrücken, die Gebauer Eibelspitz genannt, entlang. Gerade darunter liegt eine einsame Hütte auf einer grünen Alm am Fuße hoher wilder Felsen. Er sah nun die Wenge Murmeltiere, die sich hier gerne auf einer mit seinem Fernrohr genau durchsicht, konnte er dreiundzwanzig Männer zählen, sämmtlich mit Gewehren. Es waren drei zuvor zwei Jäger vom Wilderern erschlagen worden. Da kam ihm der Jägergrun mit er kann und kann, wie er wenigstens einen Schuß auf sie thun und sie verwundet haben könnte. Dabei lieh er sie nicht aus den Augen, bis sie sich endlich in Bewegung setzten und einen engen steilen Pfad, der gerade über die Eibelspitz führt, Einer hinter dem Anderm, emporstiegen. Er schnitt ihnen nun den Weg ab und legte sich in den Latschen (krummholzsträuchen) in den Hinterhalt.

Nach ungefähr einer Stunde hörte er sie zusammen sprechen und bald wurde er über ein einer Bewandung des Pfades ansichtig. Als der Vorderste auf achtzig Schritte an ihn kam, nahm er ihn auf's Korn und schoß ihn mit dem Büchsenlohr seines Doppelgewehres steinlod nieder! Die Banern prallten zurück, und er hörte sie nun laut und heftig debattiren, was da zu machen sei, ob man umkehren solle oder die Latschen durchsuchen. Einige waren für den Rückzug. Einer aber stellte ihnen vor, daß es doch eine Schande sei, so ohne Weiteres davonzugehen! und so man noch sechs und sieben Jäger in den Latschen versteckt lägen, was wolle das bedeuten gegen ihre Ueberzahl, und für zweiundzwanzig Männer ist es ja eine ernstliche Zeitzeit, wer so einer Hand voll Feinden zu weichen! Er schloß endlich: „Kommt es, wie es wolle, und ob die Anderen ihm folgen würden oder nicht, sie könnten's halten, wie sie wollten, er aber werde vorwärts gehen!" und damit schritt er mit gespannnem Hahne gerade auf den Mann los, der M. erschossen hatte. Dieser stieß ihn auf sechzig Schritte heran kommen und drückte den Stecken laut auf ihn ab. Der Bauer drehte sich um und um, fand noch einen Augenblick und fiel zu Boden.

Die Banern schrien nun, M. aber, der nun nichts mehr im Gewehr hatte, buckte so schnell und leise als möglich durch die Latschen zurück, den entgegengesetzten Abhang hinab und lief, was Beine und Füße nach Baierisch Geld ein. Als er an den Steg kam, der dort einen Bildbach führt, hielt er an, um sein Gewehr zu laden. Es flog bereits an zu knicken, und er that deshalb nur in den Bildbach einen Kugel, in den andern aber auf alle möglichen Fälle einen tüchtigen Schrotschuß. Dann lauschte er, ob die Banern, ob die Banern nicht vielleicht diesen Steg auf ihrem Heimweg passiren müßten und er sie noch einmal mit einer Ladung bewillkommnen könne; er setzte sich daher auf Schußweite vom Stege in die Büsche.

Er mochte wohl eine Stunde gesessen haben, als er Stimmen hörte, und bald darauf kam zu seiner Freude die ganze Rotte daher. Es war indeß ziemlich dunkel geworden, und er konnte gerade noch unterscheiden, daß sie Alle Gewehre trugen und alle seine alten Bekannten waren. Als sie nun am Eingange des Steges hielt gebieterisch mitunander hantten, kniete er mit Schrotschuß mitten in die Rotte hinein. Man kann sich das Erstaunen des Hanfens denken, auch da wieder auf den räthselhaften Feind zu fliehen. Der Jäger zog sich aber sogleich ganz sachte rückwärts und ging, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, auf heimlichen Wegen ruhig nach Hause.

Die Banern kakerirten aber noch lange an dem Schreckn, den ihnen der unsichtbare Schütze eingeflößt hatte, und haben wohl noch bis auf den heutigen Tag nicht erfahren, wer es war! K. erzählte es erst seinen Cameraden, als er schon längst aus der Gegend weggezogen worden war. Uebrigens war nur der, auf welchen der erste Schuß fiel, todt geblieben. Dem zweiten war der Arm zerschmettert, so daß derselbe amputirt werden mußte; der Schrotschuß hatte zwar einige tüchtig getroffen, sie konnen aber ohne besondere Schaden heimen. Der Verwundete war der einzige Sohn eines wohlhabenden Bauern bei Schliersee. In der Mitternacht nach dem Vorfall klopfte es bei seinen Eltern an's Fenster, und eine ihnen ganz unbekannte Stimme rief: „Wenn Ihr Euren Buben lieb, so geht auf die Gebrauer Eibelspitz!"

Da fanden sie ihn denn am andern Morgen richtig genug!

Wenn verschiedene Erzählung die Todeleinbuße zwischen Jägern und Wilderern zeigen, so mag die nachfolgende dieses Greel vergüthlich finden lassen, wenn die Jäger einigermaßen Gerechtigkeit, wenn sie zuweilen sich gewinnen glauben, wenig Federlesens zu machen.

Zacharias Werner, gewöhnlich kurzweg Zacherl genannt, war einer jener wettlichen Burschen, wie sie in seiner Heimath oft vorkommen. Er war Zimmermann, Wärter, Fischer und noch allerlei anderes, zugleich aber ein sehr ein unverzeihener Jäger aller Künste. Zur Zeit des Vorfalls war er Jagdschütze zu Reichartsbeurn bei Tölz an der Isar. Bei einem seiner gewöhnlichen Pirschgänge kam er an einer der kleinen Hennschoppen, wie sie im Gebirge zerstreut liegen und wo Jäger, oder wer sonst für einen solchen gehalten werden mag, ein Herz bereites Lager bieten. Es war mitten im Sommer und noch gut an der Zeit. Er mochte aber noch nicht nach Hause gehen, weil er den ganzen Tag kein Wild geschossen hatte und lieber denselben übernachten wollte, um mit dem frühesten Morgen sein Glück noch einmal zu versuchen. Er legte sich mit seinem Schwerstbuben in's Heu und schlief bald ein. Nach einigen Stunden etwa weckte ihn das Knurren seines Hundes: er glaubte aber, dieser träume nur, und legte sich wieder zum Weiterschlafen zurecht. Plötzlich hörte er aber ein Geräusch in der Hütte nahe, das ihn aufs Höchste spannte. Jemand kroch — er hörte von der Leiter gepackt und unter seine Füße hervorgezogen: „Haben wir Dich endlich einmal, Bursche! Jetzt sollst' mal sehen, was wir mit Dir anfangen!" Er erkannte gleich in den Angreifern drei Wilderer, welche er zuvor schon einmal gefangen und zur Strafe gezogen hatte.

Während ihn zwei hielten, schlug der dritte mit einem Knittel so lange auf ihn los, bis er völlig bewußtlos zusammensank. Als er, von heftigen Schmerz geweckt, wieder zu sich kam, waren sie gerade dran, ihn mit ausgebrochenen Aexten und Beilen in die Bund zu schlagen. Als sie dies eigenen Kräft hatten, spülten sie harte Holzpflöcke und trieben sie durch seine Hände und Füße in die Spalten der hölzernen Hüttenwand. Nach dem sie ihn so in bester Form gekreuzigt hatten, gingen sie davon.

Zacherls „Hund," erzählt Zacherl, „verließ sie eine Stunde, kam aber bald zu mir zurück, und obwohl ich zu erschöpft war, um viel aufzumerken, so erinnere ich mich doch noch, wie jämmerlich das arme Thier winselte und wie unsinnig es zu mir aufsah! Ich mochte eine gute Weile gehangen haben, als ich Lust die Sense hören hörte. Der Jäger kam, sah Einen nach, sie wiederzusehen, wenn auch zum letzten Mal! Das Metzgerhandwerk daheim wird wohl mein Sterbegeschick sein, dacht' ich so bei mir, und ich war todtschlecht in meinen Schmerzen und daß ich so ziemlich zu Grunde gehen mußte; und ich dachte an unseren lieben Heiland Jesus Christus auch sein bitteres Leiden! Bald darauf fühlte ich aber nichts mehr, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Gesicht, und sie waschen mir meine Wunden mit frischem Wasser, vom nahen Quell, aus. Mein Hund hatte durch sein unaufhörliches Heulen und Bellen einen Hirtenjungen herbeigelockt, welcher Hülfe holte. Ich konnte nicht stehen, und ein paar Holzknechte schleppten mich nach Hause. Nach drei Wochen konnte ich schon wieder ausgehen, mit vier meine Hände waren noch sehr geschwollen. Die hölzernen Nägel hatten mir mehr Schmerzen noch Schmerzen verlegt und es ist mir nichts geblieben, als die Narben, die ich wohl bis an mein seliges Ende behalten werde. Ich habe dem lieben Gott viel tausendmal gedankt, daß er mich so gnädig errettet hat! Die drei Männer, die mich gekreuzigt, habe ich seitdem oft wiedergesehen in ihrer Behausung und im Feld. Ich habe mich oft wohl gefreut, die Kerle sein! Kommen wir aber noch einmal zusammen, in Berg oder Wald, droben in meinem Gebiete, dann weeh' ich ihnen, wie ich immer gethan habe!"

Zacherl, beim Publikum nur „der gekreuzigte Jäger" genannt, starb 1848. Er verfaßte selbst in seiner letzten Zeit am Starenberger See, und der Verfasser des genannten Buches hat ihn wohl gekannt und sich sein grausliches Abenteuer oft erzählen und seine Wundenmale zeigen lassen.

Der fliegende Holländer. Nach der Seemannssage ist der fliegende Holländer ein Unglücksbote in der Gestalt eines vollständig ausgerüsteten düster aussehenden Schiffes, welches mit vollen Segeln fahrend ebenso plötzlich verschwindet, wie es über dem Horizonte auftauchte. Dem Phänomen, das gewöhnlich in der Nähe der Kap der guten Hoffnung, mitunter auch in andern Meeresstrichen stattfinden soll, folgen die furchtbarsten Stürme, das welchen Schiff und Mannschaft selten entkommen. Die Sage erzählt dann weiter, ein holländischer Schiffscapitain sei, der gegen Gottesgesetzen und Unterge hene verübten Verbrechen halber, für ewige Zeiten dazu verdammt, durch sein Erscheinen dem Seefahrer das ihm drohende Unglück zu verkünden. Daß das räthselhafte Schiff bei seiner Erscheinung nur Unglück im Gefolge haben kann, ist dem Seemann so klar, wie es für Zieheleser mann bezüglich der großen Komeeten war und selbst im 19. Jahrhundert — leider — noch für Viele ist.

Digitized by Google

Sehen wir davon ab zu untersuchen, ob der Sage eine wirkliche Erscheinung zu Grunde liegt oder nicht, sondern stellen nur allgemein die Frage auf: Ist eine ähnliche Erscheinung überhaupt möglich? — so können wir dieselbe getrost bejahen und beifügen, daß nicht nur das räthselhafte Schiff sich liegen kann, sondern daß auch das Schiff ein Sturm und Unwetter weissagender Bote ist. Zur Erklärung dieses scheinbaren Wunders bedarf es nur einer rasch eingetretenen Abkühlung der Luft, wodurch die Bedingungen zu der unter dem Namen Seegeschütz, Kimmung, Fata morgana bekannten Luftspiegelung hervorgerufen werden können, welcher letzteren auf dem Meere gewöhnlich Stürme folgen.

Die Luftspiegelung läßt uns entfernter Gegenstände an Orten erblicken, an welchen sie sich in der Wirklichkeit nicht befinden; ihr wahrer Ort liegt entweder höher oder tiefer, zuweilen auch seitwärts von dem scheinbaren. Je nach Umständen erblickt man den Gegenstand und sein Bild zugleich — letzteres häufig verkehrt, — aber man sieht denselben manchmal, wenn in gewöhnlicher Lage möglich wäre, da sie hinter unserm Horizonte liegen oder sich für den Beobachter unter dem Horizonte befinden. So sah z. B. Binre am 6. August 1806 von Ramsgate, unserer der Themsemündung, aus das ganze Schloß von Dover, während man sonst bei hellem Wetter, von dort dasselbe Bergabhang nicht sehen kann, nur die Spitzen der vier höchsten Thürme erblicken kann. Seerosby sah, während einer Reise auf den Wallfischfang am 24. Juni 1822 an der grönländischen Küste plötzlich das Schiff seines Vaters so deutlich über dem Horizonte, daß er mit einem Taschenfernrohr jeden einzelnen Theil desselben erkennen konnte, während die genaue Rechnung ergab, daß sein Schiff noch gegen 7½ deutsche Meilen entfernt war. Durch einfache Rechnung ergiebt sich, daß das Schiff mindestens 4 Meilen jenseits des eigentlichen Horizontes und mehrere Meilen jenseits der Grenze des unmittelbaren Sehens gesehen sein mußte.

Durch physikalische Versuche läßt sich nachweisen, daß die Luftspiegelung durch ungleiche Erwärmung oder Abkühlung einzelner Schichten der Atmosphäre bedingt ist. Eine solche ungleichmäßige Abkühlung einzelner Luftschichten werden aber — namentlich auf dem Meere — die eintretenden Gewitter verursachen, besonders dann, wenn letztere sich aus einzelnen rasch vorgrößernden, gleichsam aus sich selbst heraus wachsenden, wirbelweise sich schwarzen Wolken entwickeln, wie dies in den westindischen Archipelagen und in der Nähe der Linie so häufig der Fall ist. Diese Wolken, welche kegelähnliche „Cachenange“ — häufig der Fall ist, wobei der Luftraum sich schon vor dem Ausbruche des Sturmes bedeutend vermindert.

Besitzen sich während des Ausbruches eines derartigen Gewittres zwei Schiffe in solcher Entfernung von einander, daß sie sich bei dem gewöhnlichen Zustande der Luft nicht sehen können, was bei etwa drei Meilen für die Verdeckhöhe, bei fünf Meilen für die Maßhöhe der Schiffe eintreten wird, so wird in den meisten Fällen das eine Schiff früher den Sturm bekommen als das andere, bei sehr heftigen Stürmen oft mehrere Stunden; letztere Zeit brauchen, um sich in Sicherheit Wege zu durchlassen. Häufig treten jedoch die Stürme nicht so plötzlich ein, sondern werden durch minder heftige Luftbewegungen eingeleitet, wodurch jener Zeitraum bedeutend vergrößert wird. Je mehr ungleichmäßige Abkühlung der Luft den Bedingungen der Luftspiegelung entsprechend, dann wird das eine Schiff plötzlich den überraschenden Anblick haben können, ein segelndes Schiff zu sehen, während es unmittelbar vorher dessen Nähe nicht ahnen konnte. Da die Luftspiegelung häufig vergrößernd, bis zu vielen Meilen, nur manchmal sich auf natürlichen Expeditionen beobachtet haben will, und außerdem am Meeresoberfläche — bei der den Gewittern häufig vorausgehenden großen Durchsichtigkeit der Luft — alle Gegenstände scharf begrenzt erscheinen, so wird die Erscheinung des Schiffes um so knapperer Hoffnung, daß der Annäherung, der bedeutenden Strahlenbrechung, sowie der durch das Gewölk geschwächten Beleuchtung wegen, muß das Schiff ein eigenthümliches Aussehen bekommen, wobei nur die Phantasie etwas nachzuhelfen nöthig hat, um es geisterhaft zu machen. Ist der Sturm aus und nach eintretender Ausgleichung der Temperatur aller Luftschichten verschwindet darauf das Schiff eben so geheimnißvoll wie es gekommen; für die erstaunten Seeleute bleibt aber jetzt der Sturm ebenfalls leer, und der fliegende Holländer, dessen Erscheinen, wie gezeigt, einer vollständigen Erklärung unterliegt, trägt dann nach der Ansicht des Seemanns die ganze Schuld alles angethanen Unheil, entgeht man glücklich den Gefahren dieses Sturmes, jetzo während der weitern Reise das Schiff treffenden Ungemachs.

Daß natürlich den Gewittern und Stürmen häufig Luftspiegelungen vorausgehen, ist durch viele Beobachtungen dargethan, sodaß von vielen Seefahrern die Luftspiegelungen für ein Prognostikon eintretender Stürme gehalten werden.

Somit ist die Erscheinung des fliegenden Holländers sich vollständig erklären läßt und — abgesehen von aller Ausschmückung durch Unverstand und Aberglauben — durchaus nicht so unbedingt dem Reiche der Märchen einverleibt werden muß, je mögen manchen absoluten Sagen Ursachen zu Grunde liegen, deren Erforschung nicht nur von Interesse für den Ursprung der ersten, sondern auch für das große Gebiet der Erscheinungen selbst sein dürfte.

H. F.

Der größte Baum der Welt, so schreibt uns der Reisende Gustav Baltis aus Brasilien, dürfte sich am Rio Iranay in der brasilianischen Provinz Parana befinden; wenigstens versichern seine Einwohner mit einem alles übrige bisher Bekannte, selbst den berühmten Baobab Senegambiens, bei weit die Wellingtonien Californiens nicht ausgenommen. Es ist Eriodendron Samauma, ein Glied der Bombaceen, einer Familie, die bekanntlich mehrere großwüchsige Baumarten enthält, um zu der obige Baobab gezählt. Der Kronenbruchmesser des beobachteten Baumes beträgt 220 Fuß, wonach also, da die Krone regelmäßig ist, ein Umfang von 660 Fuß sich ergiebt. Es wird dadurch ein Bodenstück von nicht weniger denn 36,500 □ überschattet, hinreichend, eine Truppe von mehr als 10,000 Soldaten Schutz zu gewähren. Alle Samaumas erreichen eine bedeutende Größe, die Jeden, der sie zum ersten Male sieht, in gerechtes Erstaunen setzt. Sie bienen daher gemeiniglich in weiter Ferne als Richtschnur; besonders läßt sich dies von verschiedenen dreistämmigen Exemplare sagen, das wie ein mit Wald bestandener Berg weithin bemerkbar ist. Die Hauptäste sind stärker als mancher Eichenstamm und horizontal nach allen Richtungen ausgestreckt.

In den Gabeln derselben nistet häufig der Tuyuyu, eine riesige Storchart (Tantalus Loculator) mit schwarz- und rothbunterten Hals und einem mächtigen pferdsrmigen Schnabel; die Brasilianer nennen ihn hierauf anspielend „der Sebal“. Die Größe eines von mir erlegten Exemplares betrug 4½ bis zum Scheitel, während die ausgespannten Flügel einen Durchmesser von 8½ ergaben, Verhältnisse, die gewiß keine unter den Vögeln sind. Zu dieser alle die Natur, Gleiches zu gleichem gesellende, dem mächtigen Samaumabaume in dem Tuyuyu einen würdigen Bewohner gegeben, zwei Gegenstände, gleich geeignet, als Beispiele von den Wundern und der Lebpigkeit tropisch-amerikanischer Zonen zu dienen.

Ein unverwüstlicher Stoff. Zur Zeit des letzten italienischen Krieges wurde der Gartenlaube unter dem Titel „Die erste Waffenthat. Aus den Erinnerungen eines österreichischen Officiers“, die Erzählung einer Episode angeboten, die sich in jenem Kriege zugetragen haben sollte. Die Geschichte war interessant, die Form ihrer Darstellung gewandt, und die Redaction, welche keinen Grund hatte, an der schriftstellerischen Ehrenhaftigkeit des Einsenders zu zweifeln, nahm die Skizze als einen Originalaufsatz in die Spalten ihres Blattes auf. Später erfuhr sie — denn seine Redaction in der Welt kann Alles gelesen haben, was in irgend einer Literatur erschient oder erschienen ist — daß die hübsche Erzählung lediglich die Bearbeitung einer schon oft oder wohl öfter veröffentlichten leinen Novelle von Prosper Mérimée war. Unumwunden gestanden wir darauf ein, daß man uns getäuscht hatte.

Jetzt hat das ergötzliche Stückleln jedoch abermals seine Dienste thun müssen. Man hat es auf schleswig'schen Boden verpflanzt, in das blutige Gefechte von Oversee, den neuen Lorbeer angeheftet und gezeigt angeschnitten, daß es einem der neuen Helden der Heimath unsterblichen Ruhm verwunderten österreichischen Officiere in den Mund und sticht es als funkelnagelneue Kriegsthat in den Frankfurter Familienblättern, der Beilage zum Frankfurter Anzeiger, mit unbefangener Gemüthsruhe den Publikum frisch braut und siedet es wieder auf.

Wahrhaftig, dem guten Mérimée muß das Herz im Leibe lachen über die Unverwüstlichkeit seiner Novelle; indem sie in der Treffsicherheit seiner Skizze schlagenden Beweis dafür, daß dies beständige Wiederaufleben derselben in Act-Baum, Form und Gestalt, wie sie sich darin zeigen, in nur wirre Mißverstehen die Episode noch in der deutschen Journalistik sich umtreiben wird?

Indeß hielten wir es doch für das Beste, unsere Leser vor diesem „unverwüstlichen Stoffe“ zu warnen.

Die Volksausgabe von Uhland's dichterischen Werken.

Für eine Volksausgabe von Uhland's Gedichten und Dramen ein empfehlendes Wort einzulegen, scheint uns ein sehr überflüssiges Unterfangen. Wenige Namen stehen dem deutschen Volke einer solchen Popularität sicher, wie der Name des großen deutschen Dichters, dessen Lieder und Balladen uns Allen von Kindheit an ein theures und unentreißbares geistiges Besitzthum geworden sind, des nicht minder großen deutschen Patrioten, dem Nichts den Sinn für Recht, für Wahrheit und für Freiheit zu beugen vermochte, auf den das alte Wort gedichtet scheint:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.“

Wohl aber wollen auch wir unsere Leser recht nachdrücklich hinweisen auf diese neue der J. G. Cotta'schen Buchhandlung veranstaltete billige Gesammtausgabe der Dichterwerke Uhland's, wie sie jetzt in zehn Lieferungen abgeschlossen vorliegt und auch die beiden meisterhaften Dramen „Ernst Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ enthält, die leider bis jetzt nur wenig in das Volk gedrungen sind, weil sie nicht in jeder Hand nahen Vorwurf, die poetische Conception und den Aufbau der reinsten deutschen Gesinnung, Alles, was unsere neuere dramatische Literatur zu bieten hat, hoch überragen.

Kleiner Briefkasten.

M. B. in H—ldt. Was Sie aus Wiggers' Schilderung seines Besuchs auf Capreva herausgeleſen haben, verdankt nicht bloßer Verstand nicht zu beurtheilen. In dem ganzen Artikel ist der schleswig-holsteinischen Frage mit keiner Silbe gedacht, auch ist auch nicht im Traume eingefallen, auf Warnbeck als auf einen Mann der Gegenwart hinzudeuten. Wer Andeutungen hineinlesen zu wollen; nicht erst die Antwort, welche er unlängst der Dänendeputation in London ertheilt, hat aus die Uebergesinnung gegeben, daß der große intellectuelle Antrieb von den deutschen Bevölkerungen, gleich der Mehrzahl seiner Landsleute, eine gründliche Verbesserung wünscht, und wir sind überdies von der Wahrheit durchdrungen, daß das Vaterland sein Heil nimmermehr aus fremden Händen erwarten darf. Auch was Sie von einem Attaney Parte leſen, den Wiggers im Namen der deutschen Bolksparteі mit dem Schreiben auf Capreva abgeschickten sind, ist in Wahrheit, als sich es eines Wortes der Widerlegung bedürfte. Der Wiggers'sche Artikel ist nichts anderes und strebt nichts anderes an, als eine Schilderung der Eindrücke, welche ein bekannter freisinniger deutscher Mann von seinem Besuche der Insel Capreva und dessen einsamer einsiedlerischer Natur und den ihm sparsam und schlichten Hausweisen beſelben empfangen hat, und so und nicht anders wird der Mehrzahl der Leser unseres Blattes die Skizze aufgefaßt haben.

K. L. in Berlin. In einer der nächsten Nummern der Gartenlaube werden Sie eine Illustration zu dem beliebten Lustspiele finden, auf die wir Sie im Voraus aufmerksam machen zu müssen glauben: eine Abbildung der zweiten dänischen Schanze bei Düppel in ihrer gräßlichen Verheerung nach dem Sturme, welche unser Specialmalt, Hr. Otto Günther aus Weimar, noch am Nachmittage des 18. April, unmittelbar nach dem siegreichen Angriffe, skizzirt hat, so daß Sie auf eine ganz authentische Zeichnung rechnen dürfen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 20. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Der Wirth war aber nicht der Mann, der sich lange einem solchen Zwang beugte, und da sich auch Bartholt nicht wohl dabei fühlte — die Frauen wären den ganzen Tag darin sitzen geblieben — so trat bald eine Aenderung zum Besseren ein. Die nöthigen Reisesarien von Ehre und Freude und Hoffnung einer solchen Verbindung ꝛc. ꝛc. waren gewechselt, was von Speisen noch vorräthig waren konnte, war verräthig, und der Wirth brachte jetzt, während Lieschen den Kaffee und Kuchen besorgte, Cigarren. Da war es ordentlich, als ob mit dem aufsteigenden Dampfe derselben der böse Zauber bräche, der auf ihnen Allen gelegen.

Die beiden Männer kamen bald auf ein Gespräch über Vieh und Felder, was sie Beide interessirte; dadurch lenkten die Frauen auf ihre Wirthschaftsangelegenheiten ein, und im Hantumdrehen war die noch vor Kurzem so steife hölzerne Gesellschaft in ihre natürlichen Bewegungen, ja selbst in den natürlichen Ton ihrer Stimmen zurückgefallen, und die Unterhaltung floß von da an leicht und ungezwungen.

Auch Lieschen thaute auf, und vielleicht auch durch das wirklich Manneuhafte der sonst gar noch nicht so alten Mutter ihres Bräutigams angezogen, setzte sie sich zu ihr und plauderte bald mit ihr so frei und herzlich von der Leber weg, als ob sie von Kindheit auf miteinander bekannt und befreundet gewesen wären. Das aber schmeichelte der Frau Bartholt auch; Lieschen sah dabei in ihrer städtischen Kleidung so vornehm und „ansehnlich“ aus, daß jene ordentlich stolz auf ihre zukünftige Schwiegertochter wurde und nicht satt werden konnte, ihr zu wiederholen, wie sehr sie sich freue, sie zur Tochter zu bekommen und ihrem Sohne eine solche Frau geben zu können. Dabei unterließ sie freilich auch nicht, alle die Tugenden und Vorzüge ihres eigenen Hans aufzuzählen, und Lieschen fand da wohl eben soviel Freude daran, ihr zuzuhören.

Den beiden Männern wurde es aber bald zu eng in der Stube. Bauern halten nie lange in einem Zimmer aus, denn die freie Luft ist ihnen Bedürfniß, und während die Frauen noch beim Kaffee sitzen blieben, gingen die Andern miteinander hinunter auf den Hof und in die Ställe und, da die Pferde gerade nahebei aderten, auch einmal ein Stück hinaus auf das Feld.

Ihr Weg führte sie dicht hinter dem Pfarrgarten vorbei, und weil es Bartholt einfiel, daß er Hansens Taufschein eingesteckt hatte, konnten sie den hier eben so gut gleich abgeben. Hier stand dem alten Bartholt auch eine Ueberraschung bevor, denn der Geistliche schien gar nicht gewußt zu haben, daß Hans katholisch sei; zu einer „gemischten Ehe“ schüttelte er aber bedenklich den Kopf und bedeutete den alten Bartholt, daß er unter keinen Umständen ein Aufgebot erlassen könne, bis er nicht vom General-Superintendenten einen gegenannte Dispens gelöst hätte.

Der Alte wollte schon über die neue Schwierigkeit wild werden, klärte den Traubenwirth nahm ihn unter den Arm und sagte, als sie wieder draußen im Wald waren: „Macht Euch keine Sorge, Bartholt, ein Dispens vom Consistorium ist schon zu erlangen, und gehen sie ihn nicht, nun, dann fahren wir hinüber nach Gotha und lassen die jungen Leute da trauen. Dort sind sie vernünftiger. Das junge Paar kann dann gleich seine Hochzeitsreise nach der Wartburg machen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Mit diesem Trost setzlang sich der alte Bartholt denn auch bald die ärgerlichen Gedanken aus dem Kopfe, noch dazu, da sie hier in offenes Land und zu ein Paar neugekauften Pferden des Wirthes kamen, für die er sich ganz besonders interessirte. So verging ihnen die Zeit rasch, bis der Dreiberger Bauer plötzlich merkte, daß die Sonne schon bald am Horizont stand, und erschreckt ausrief: „Aber Wetter noch einmal, wir haben uns bei dem Herrn Pfarrer zu lange aufgehalten, und ich muß machen, daß ich wieder zu meiner Alten komme, die wird sonst böse. Im Dunkeln möcht' ich auch nicht gerade den Weg nach Dreiberg zurückfahren.“

„Es sind ein paar böse Stellen drin,“ sagte der Wirth.

„Na, es geht,“ meinte Bartholt störrisch, „aber mein Wägelchen ist nicht so recht darauf eingerichtet, und die Frau könnte brummen. Wann kommt Ihr denn einmal nach Dreiberg hinüber?“

„Ich weiß nicht, ob ich die Woche noch kann,“ sagte der Wirth, „denn morgen haben wir hier eine große Kindtaufe im Ort, wo bei mir gezecht wird, und am Sonnabend bringe ich meine Alte nicht aus dem Haus. Wenn's aber irgend möglich zu machen ist, so zwischen wir den Freitag doch noch hinüber.“

„Rutschen?“ dachte Bartholt mit dem Weg in der Erinnerung, aber er sagte nichts, und die beiden Männer schritten jetzt wieder dem Wirthshaus zu.

Ueber die Aussteuer der Brautleute war heute noch kein Wort gesprochen worden, obgleich der Wirth darauf gewartet hatte. Anfangen davon mochte er aber auch nicht, und Bartholt hielt es nicht für schicklich, das gleich bei der ersten Begegnung vorzunehmen. Wenn der Traubenwirth zu ihm nach Dreiberg kam, dann wollten sie das wohl bald in Ordnung bringen. Schneller jedenfalls, als die Geschichte mit dem Consistorium, die ihm doch im Kopfe herumging.

Digitized by Google

Der Großknecht hatte jetzt Auftrag bekommen, einzuspannen, und der Wagen hielt bald darauf vor der Thüre, aber die beiden Frauen, die im Anfang den Mund kaum öffnen wollten, waren jetzt warm geworden und in ein Gespräch über ihre Kinder hineingerathen, aus dem sie sich nicht wieder herausfinden konnten. Bartholl stand schon lange, mit Hut und Stock in der Hand, neben der Thür und hielt die Klinke.

„Na, Alte, kommst Du?“

„Gleich, Vater, gleich — das glaub' ich, Ihr Männer seid immer gleich fertig mit Anziehen. Ihr setzt den Hut auf und damit basta. Und nicht wahr, Frau Erlau, Sie machen und recht bald das Vergnügen, damit Sie auch einmal sehen können, wie wir da draußen eingerichtet sind? O, es soll Ihrem Lieschen schon bei uns gefallen, daran zweifle ich keinen Augenblick.“

„Wenn so ein paar Frauen in's Schwatzen kommen,“ lachte Bartholl grimmig vor sich hin, „da reißt's nachher gar nicht wieder ab. Wir kommen heute nicht mehr weg. Habt Ihr Betten genug im Haus, Erlau?“

„Betten genug,“ schmunzelte dieser.

„Die brauchen wir für heute nicht!“ rief aber die Alte, sich gewaltsam losreißend. Sie hatte die letzten Worte gehört. Doch das Lieschen kam jetzt noch herbei, dem sie einen Kuß und noch einen und noch einen geben mußte, und endlich war sie mit Allem fertig. Unten knallte der Großknecht mit der Peitsche, daß die Fensterscheiben klirrten. Jetzt saßen sie im Wagen, und nun sollte es noch einmal an ein Abschiednehmen und Handreichen gehen; dem aber machte der Großknecht ein Ende. Ein kleiner Peitschenschlag traf das Handpferd, und hinaus rasselte der Wagen aus dem Thorweg, ein kurzes Stück auf der Chaussee hin, eben genug, um das Chausseehaus wieder zu passiren, und dog dann in den Feldweg ein, ehe die Frau nur von ihrem Manne Alles erfahren hatte, was er mit dem Herrn Pfarrer vorhin gesprochen. So neugierig sie aber darauf war, eine Unterhaltung wurde zur Unmöglichkeit, sobald sie in den Feldweg einlenkten, und alle weiteren Erklärungen mußten für daheim aufgeschoben werden.

4. Eine weltliche Schwierigkeit.

Am Freitag kam der Traubenwirth mit seiner Frau zur Gegenvisite nach Treiberg. Die beiden Väter saßen denn wohl eine Stunde lang oben zusammen allein in des Alten Stube — aber nicht etwa trocken, denn Bartholl hielt darauf, einen ganz vorzüglichen Ungarwein in seinem Keller zu haben — und kamen nachher wieder, Beide feierlvergnügt und, wie es schien, vollkommen einig, zu den Frauen hinunter, um dort Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Am nächsten Sonntag war Hans natürlich den ganzen Tag drüben in Weylan in der Traube, und dort holten sich die beiden jungen Leute eine Landkarte vor und zeichneten sich darauf die Reise nach Gotha zusammen ab. Was kümmerten sie sich um das Consistorium!

Merkwürdige Zeit nahm sich übrigens der Herr Generalsuperintendent, an den die Eingabe zuerst gemacht war; denn die ganze nächste Woche verging, ohne daß er auch nur das Mindeste hätte von sich hören lassen. Das war aber noch das Wenigste, es traf auch keine Antwort von Schlesien ein, und Hans wußte schon vor lauter Ungeduld gar nicht mehr, was er angehen sollte. Endlich, am Sonnabend Mittag, die Familie saß gerade bei Tische, kam ein Brief mit dem preußischen Gerichtssiegel.

„Nun endlich!“ rief Hans jubelnd und sprang von seinem Stuhl auf, „das hat lange gedauert.“

„Hm,“ meinte der Vater, der den Brief kopfschüttelnd befühlte und dabei nach seiner Brille suchte, denn das Schreiben kam ihm viel zu dünn vor, als daß irgend ein Document darin eingeschlossen sein könnte, „seit ich die Geschichte mit dem Consistorium gehört, habe ich entschieden Angst bekommen, daß hier ebenfalls etwas der Tuere gehen könnte; aber das ist doch nicht gut möglich, denn das Amt geht es doch nichts an, ob wir Katholiken oder Protestanten sind.“

Jetzt hatte er seine Brille gefunden, setzte sie auf, öffnete den Brief und sah hinein.

„Nun, ist der Schein nicht drin?“ frug Hans rasch und mißtrauisch.

„Drin ist nichts,“ sagte der Vater, „aber wir wollen erst einmal sehen, was der Gerichtshalter schreibt. Vielleicht ist es blos eine Anweisung an das hiesigen Gericht, ihn hier anzustellen; das wäre auch das Kürzeste.“

„Was braucht' ich überhaupt einen Heimathschein?“ sagte Hans, „wenn ich nur eine Heimath habe, denn so ein Bischt giebt mir doch keine. Nun, was schreibt der Gerichtshalter?“

„Da werde der Henker Draus klug,“ rief der alte Bartholl, indem er den Brief — er enthielt kaum zehn Zeilen — auf den Tisch warf, seine Brille abwischte und wieder in die Tasche steckte.

„Nun?“ rief Hans, das Schreiben aufgreifend.

„Du wärst in Preußen gar nicht heimathberechtigt, wenn auch da geboren, denn ich wäre mit Dir, als Du noch minderjährig gewesen, in das Ausland ausgewandert, und ich und meine Kinder hätten dadurch unser Heimathsrecht in Preußen aufgegeben.“

„Ja, aber Du lieber Gott, wo soll er denn da einen solchen Schein herbekommen?“ rief die Mutter, „sie müssen ihm ja den geben, er ist ja doch dort geboren.“

„Es steht auch noch drunter, daß der Junge in Preußen nie seiner Militärpflicht nachgekommen wäre und schon deshalb nicht als preußischer Unterthan betrachtet werden könnte.“

„Und was liegt d'ran?“ rief Hans, den Brief wreyig auf den Tisch zurückwerfend, „irgenwo muß ich zu Haus gehören, das sieht ein Kind ein, und wenn Preußen nichts von mir wissen will — was ich ihm nicht verdenken kann, denn mir geht's in manchen Stücken gerade so — ei, dann müssen sie mir hier einen solchen Bischt geben. Siehst Du wohl, Vater, hätest Du mich nur gleich in die Stadt hineinreisen lassen, so wäre jetzt Alles abgemacht, und nun geht die Geschichte noch einmal von vorn an. Hier haben wir unseren Grund und Boden, und hier gehören wir also auch her. Was kümmert uns Preußen!“

„Na, ich will's wünschen,“ sagte der alte Bartholl, der auf einmal merkwürdig mißtrauisch gegen alles das geworten war, was Behörden eigentlich thun müssen und was sie wirklich thun. „Da ist's aber doch besser, ich fahre selber in die Stadt; denn wenn Du auch jetzt gingst, so müßte ich später doch selber hinein, und da würde nur noch mehr Zeit damit verloren. Außerdem kann ich dann gleich einmal mit zum General-Superintendenten gehen und sehen, wie die Sache mit dem „Dispens“, glaub' ich, nannt' es der Pfarrer in Weylau, steht. Die nehmen sich auch eine bärenmäßige Zeit. Heute kän' ich freilich zu spät hinein, und morgen ist Sonntag, wo alle Gerichte geschlossen sind; aber den Montag Morgen mit Tagesanbruch fahre ich weg. Bis dahin mußt Du Dich schon noch gedulden, Hans. Es kann eben nichts helfen.“

Der alte Bartholl ging hinauf in seine Stube, um sein Mittagsschläfchen zu halten, und die Mutter hatte draußen noch zu thun. Hans war am Tische sitzen geblieben, stützte den Kopf in die Hand und sah finster brütend vor sich nieder. Katharine trat in's Zimmer und ging hindurch in die Kammer, um reine Mützchäcken herauszunehmen. Als sie nach einer Weile zurückkam, saß der Hans noch immer in der nämlichen Stellung; er hatte sie gar nicht gehört.

Katharine trat leise auf ihn zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Hans!“

„Bist Du's, Katrin,“ sagte Hans und sah zu ihr auf. „Willst' was?“

„Weiter nichts, als daß Du nicht mehr so traurig bist. Habe nur ein klein wenig Geduld, es macht sich ja Alles, und das Lieschen wird bald Deine Frau werden. Ihr seid ja nachher auch für das ganze lange Leben beisammen, und bei so einer langen Zeit kann's ja doch auf die paar Tage nicht ankommen.“

„Ich bin nicht traurig, Katrin,“ sagte Hans, indem er sich die lockigen Haare aus der Stirn warf, „nur ärgerlich, ärgerlich über die Gerichte, über das Consistorium, über die Pfarrer, über die Gerichtshalter, über mich — ei, über die ganze Welt!“

„Ueber mich auch, Hans?“ fragte Katharine, und sah ihm mit ihren hellen Augen so treuherzig an.

„Ueber Dich? — nein, Katrin,“ sagte Hans, ihre Hand nehmend und drückend, „weshalb sollt' ich über Dich böse sein? Du bist immer so lieb und gut, und wenn's an Dir läg', so hän' ich meine Papiere gewiß schon lange und könnt' morgen Hochzeit machen.“

„Du darfst mir's glauben, Hans, ja,“ erwiderte Katharine, und sah ihn dabei recht ernst und wehmüthig an. „Wenn's an

Digitized by Google

mir täg', sollest Du nicht einen Augenblick warten dürfen, um glücklich zu werden. Aber der Vater wird's auch schon allein fertig bringen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Es geht nun einmal so entsetzlich langsam mit den Gerichten, und Nachbars Margareth hat mir erzählt, daß eine Schwester von ihr, die in die Stadt hinein heirathete, über zwei Jahr hat warten müssen, weil ihr Bräutigam immer und immer die Papiere nicht bekommen konnte."

„Da würde ich wahnsinnig, wenn das mir passirte," rief Hans.

„Nun, so schlimm wird's schon nicht werden," lächelte das junge Mädchen. „Hab' nur guten Muth und mach' wieder ein freundlich Gesicht. Siehst Du, wenn Du traurig bist, dann sieht's gleich im ganzen Hause schwarz aus, und — man ist's auch eigentlich gar nicht an Dir gewöhnt. Aber ich muß fort; Joseph und Marie, da draußen sieht schon die Rose und warten auf mich," und mit den Worten huschte sie mit den Leinlächern, die sie noch immer unter dem Arme hielt, aus der Thür.

Hans stand auch auf. Es war ebenfalls Zeit geworden, daß er wieder hinaus an seine Arbeit ging, und nur das Böse dabei, daß er sich bei der Arbeit nicht einmal die Gedanken aus dem Kopfe schlagen konnte, denn der Aerger wollte ihm gar nicht aus dem Sinn, und beim Pflügen hatte er erst recht Zeit, darüber nachzugrübeln.

Sonderbar: die Liebe zu Lieschen und der Schmerz, daß er ihr noch so lange nicht angehören sollte, hatten eigentlich mit seinen Gefühlen weit weniger zu thun, als der Aerger über diese albernen Weitläufigkeiten. Es war aber auch wieder ganz natürlich, denn nichts kann einen Menschen mehr ärgern und verdrießen, als wenn er einem bestimmten Ziel entgegenstrebt, ja schon in Armesbereich nahe gekommen ist und dann durch eine Menge von Hindernissen davon zurückgehalten wird. Sind diese Hindernisse der Art, daß man sie selber mit eigener Kraft und Ausdauer bewältigen kann, ei, dann ist es etwas Anderes; dann wird unser Geist, unsere ganze Thätigkeit dadurch in Anspruch genommen, und wir haben sogar nachher noch einmal so viel Freude an dem Gewonnenen, denn nichts macht uns glücklicher, als was wir uns selbst verdient und errungen haben. Sind die Hemmnisse dagegen der Art, daß wir nichts, gar nichts auf der Gotteswelt dawider thun können und nur immer warten und warten müssen, dann mögen sie wohl einen nur etwas besonders Menschen zur Verzweiflung treiben, und Hans war allerdings lebhafter Natur. Seine Geduld in erproben, bekam er aber jetzt Gelegenheit, denn er schien dazu gerade auf das rechte Capitel gerathen zu sein: eine Eingabe an ein Consistorium und ein Heimathschein, selbst für den ungeeultigen Deutschen ist es ein Meisterstück, die beiden Dinge ruhig abzuwarten.

5. Zwischenkälte.

Der nächste Tag war wieder ein Sonntag, und Hans tritt natürlich gleich nach dem Frühstück nach Wetzlau hinüber. Zugleich nahm er aber auch eine Einladung mit dorthin für die Familie Erlau, denn am Dienstag — den Montag wollte der Alte überdies in die Stadt — war seines Vaters Geburtstag und zugleich sein Hochzeitstag, und der wurde immer daheim nicht allein festlich, sondern sogar feierlich begangen. Er ließ auch sein Pferd tüchtig ausgreifen und trabte noch rasch in den Thorweg zur goldenen Traube hinein, ehe er den Braunen einspannte.

Drinnen im Hausflur, an dem links das Schenkzimmer für die Fuhrleute und Handwerker, rechts die „Gaststube" für vornehmere Gäste lag, führte hinten gegen den Hof zu die offene Treppe in den ersten Stock. Dort stand Lieschen unten an der Treppe und ein junger, sehr elegant gekleideter Herr, mit dem Hut in der Hand, neben ihr und schien sich nach etwas zu erkundigen. Wie sie Hans aber hereintreten sah, ließ sie den jungen Herrn gleich stehen, rief ihm nur noch ein paar Worte zu, daß er ihrem Vater da drüben in der Stube träfe, um sprang dann an das Pferd, um ihrem Bräutigam die Hand hinauf zu reichen und guten Morgen zu sagen.

„Wer war denn der Fremde, Schatz?" sagte Hans, als er sein Pferd dem Hausknecht übergeben hatte und mit Lieschen in die obere Stube ging.

„Ich weiß es nicht, Hans," lautete die Antwort, „ein fremder Herr, der bei uns ein paar Tage wohnen will. Er gehört, glaub' ich, mit zu den Vermessern, die jetzt das Zusammenlegen der Felder beginnen sollen. Der Vater hat auch den Kopf voll damit. Aber das ist brav, daß Du so früh gekommen bist, da haben wir heute den ganzen langen Tag vor uns. Wie ist's, hast Du Deinen Heimathschein?"

„Ach, sprich mir nicht davon," sagte Hans verdrießlich, „es verdirbt mir den ganzen, schönen Tag. Der Vater muß noch morgen deshalb in die Stadt. Wenn er mich nur hineinließe; ich wollte denen da drinnen schon die Meinung sagen."

„Ja, und nachher stecken sie Dich ein," lachte Lieschen, „und Du bekämst ihn gar nicht. Nein, da laß Du doch lieber den Vater gehen, der setzt mit Ruhe und Bernunft mehr durch, wie Du mit Hitze und Poltern. Aber jetzt hol' ich Dir erst etwas zum Frühstücken, und nachher gehen wir ein wenig hinunter in den Garten."

„Aber kein Wort mehr über den Heimathschein," rief Hans ihr nach.

„Keine Silbe."

Der Vertrag wurde gehalten, und spät am Abend, nach einem vergnügt verlebten Tag, ritt Hans nach Dreiberg zurück.

Am nächsten Morgen fuhr der Bater in die Stadt, hatte indeß auch noch Nichts ausgerichtet, als er gegen acht Uhr Abends wieder ziemlich erhitzt zurückkam. Die Herren nahmen seine Angaben allerdings sämmtlich zu Protokoll, versicherten ihn aber auch, die Sache könnte nicht übers Knie gebrochen werden. Trotzdem solle er, wenn irgend möglich, noch in dieser Woche Bescheid erhalten.

Der alte Barthold wäre übrigens beinah noch übel gefahren. Anfangs wollte er daheim mit der Geschichte nicht recht laut werden, nach und nach kam aber doch Alles heraus. Er hatte nämlich dem Einen der Leute auf dem Gericht, den er für einen untergeordneten Beamten gehalten, weil er gar so schäbig ausgesehen, einen harten Thaler in die Hand drücken wollen, um die Sache ein wenig zu beschleunigen, und nachher war das ein Gerichtsassessor gewesen. Der alte Barthold schüttelte jetzt noch mit dem Kopf, wenn er daran dachte, was der für ein Gesicht gemacht und wie er ihn angesehen hatte. Es war aber dennoch gut abgelaufen.

Auf den nächsten Tag fiel die Geburtstagsfeier; Erlau's hatten zugesagt zu kommen — Lieschen auch mit, natürlich — und das Haus in Dreiberg war von unten bis oben mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt, daß man in lauter Lauben herumzugehen und umzuwandeln ging. Und wie hatte die Mutter heute aufgetafelt, und als Traubenwirths endlich kamen, ließ sie es sich auch nicht nehmen, die Braut selber herumzuführen in Haus und Wirthschaft, und ihr Alles zu zeigen, wo sie einmal später als Herrin schalten sollte.

Und wie geputzt das Lieschen heute war, und was für ein schönes schwerseidenes Kleid es anhatte, und wie es sich auch darin zu benehmen wußte! Mutter Barthold war eigentlich zuerst ein Bischen verlegen gewesen und hatte sich gar nicht ordentlich getraut es Du zu nennen, denn es sah eigentlich wie eine recht vornehme Dame aus. Aber den Hans genirte das gar nicht. Er nahm sie beim Kopf und küßte sie ab, als ob sie ein Kattunfähnchen angehabt hätte, und die Mutter Barthold stand nur immer in Todesangst dabei, daß er ihr vielleicht einmal auf das lange, festbare Kleid treten möchte. Er kennt's beinah gar nicht verbindern.

Bei Tisch saß Vater Barthold, als Geburtstagskind und Hochzeiter, mit seiner Frau eben an der Tafel, und neben der Mutter saß der Traubenwirth und neben dem Vater dessen Frau, während unten am Tisch Hans zwischen seiner Pflegeschwester und Lieschen seinen Platz hatte, und eine vergnügtere Tischgesellschaft hat es wohl seit langer Zeit nicht gegeben.

Merkwürdig war aber der Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen, und Vater Barthold, der ihnen gerade gegenüber saß, war vielleicht der Einzige, der es bemerkte oder wenigstens so darauf achtete, denn er mußte immer und immer wieder dorthin sehen und die Beiden mit einander vergleichen.

Katharine war das echte Bild eines deutschen Mädchens, mit nicht zu hellblonden Haaren und so tiefblauen Augen, daß man gar nicht satt werden konnte hinein zu schauen, wenn Einem der Blick einmal begegnete. Um die wirklich zart geschnittenen Lippen lag dabei ein unbeschreiblicher Zug von Sanftmuth und Milde, ja auch wohl von stiller Ergebenheit, und wenn sie lächelte, konnte man gar nicht anders, als ihr gut sein. Und doch war sie eigentlich keine Schönheit, denn Lieschen war viel, viel schöner.

Digitized by Google

Lieschens Gesicht war wirklich mehr als hübsch, es war schön, in seiner Regelmäßigkeit und edlen Form, und die dunkelbraunen Augen funkelten den an, mit welchem sie sprach, als ob es ein paar Brillanten gewesen wären. Wundervolles kastanienbraunes Haar hatte sie auch, und wußte es auf eine gar so geschickte Weise zu tragen. Mutter Barthold hatte sich schon den ganzen Morgen im Stillen den Zopf angesehen, um nur heraus zu bekommen, wie er geflochten und aufgesteckt wäre. Dabei war ihr Benehmen, wenn auch immer mädchenhaft, doch frei und ungezwungen, was sie jedenfalls in der Stadt gelernt hatte, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen Zähne, wie Perlen, so regelmäßig und weiß.

Es war ein „wahres Prachtmädel", wie der alte Barthold bei sich meinte. Wahrhaftig, er konnte es seinem Sohne nicht verdenken, daß er sich die zur Frau gewählt. Aber zu seinen Beobachtungen wurde ihm auch nicht lange Zeit gelassen, denn der Trauenwerth, der in derlei Dingen außerordentlich gewandt war und einen prächtigen Humor hatte, stand auf und brachte mit so künstlich und komisch gesetzten Worten einen Toast auf den Vater Barthold und auf die Mutter aus, daß sich Alle am Tisch halbtodt darüber lachen wollten. Und dann klangen die Gläser zusammen, und der tüchtige Ungarwein stieg der kleinen Gesellschaft bald in's Blut und brachte Leben selbst in die Ruhigsten. Sogar Katharine, die sonst nie derlei starke Getränke berührte, hatte ein volles Glas davon geleert, weil sie mit Hans und dem auf ihrer anderen Seite sitzenden Trauenwirth ein paar Mal, erst auf den Vater, dann auf die Mutter und dann auf die Brautleute, anstoßen mußte — und zurücklassen konnte sie doch nicht bei einer solchen Gelegenheit. Wenn sie aber auch still blieb, bekamen doch ihre Wangen einen rötheren Schein und ihre Augen einen höheren Glanz, und der alte Barthold, der das bemerkte, nickte ihr freundlich zu und rief über den Tisch hinüber: „So recht, Kathrine, zeig den Leuten auch einmal, daß Du in Ungarn gewesen bist und keine Weine trinken kannst. Heute ist unser Ehrentag, und da muß Alles fidel und lustig sein."

Hans besonders war ganz glücklich über seine wunderhübsche Braut. So gut hatte sie ihm noch gar nicht gefallen, wie heute Abend, und er konnte sich nicht satt an ihr sehen. Jedes Stückchen, das sie an sich hatte, musterte er, und dann mußte er ihr immer wieder in die dunklen Augen schauen. Wie die blitzten und funkelten!

„Wo hast Du denn die schöne Rose her?" frug er sie da einmal, und zeigte auf die Blume, die sie vorn an der Brust trug.

„Es ist schon so spät im Jahre; in unserem Garten blühen schon lange keine Rosen mehr."

„Die hab' ich geschenkt bekommen," sagte Lieschen neckend.

„O, andere Leute können auch galant gegen mich sein."

„So?" lachte Hans, „wohl von dem jungen Herrn, der da neulich an der Treppe bei Dir stand?"

„Und wenn's von dem wäre?" frug Lieschen und sah ihn dabei gar so schelmisch an, „wärst Du eifersüchtig?"

„Nein," sagte Hans treuherzig, „wenigstens auf den geschniegelten und gebügelten Burschen noch lange nicht. Aber Du brauchst die Rose gar nicht," fuhr er leiser fort, „Deine Backen haben ein viel schöneres Roth. Du siehst gar so hübsch aus, Lieschen."

Lieschen wurde jetzt noch viel röther, als die Blume war, und dann flüsterte sie Hans etwas zu, worüber dieser lachte, und nachher lachten sie Beide mit einander und plauderten den ganzen Abend.

Am schlechtesten kam eigentlich die arme Katharine dabei weg, denn um die kümmerte sich Niemand. Hans, ihr Nachbar zur Rechten, schwatzte natürlich nur mit seiner Braut, und der Wirth an ihrer linken hatte soviel mit seiner Nachbarin, der Mutter Barthold, und dem alten Barthold zu reden, daß er an das stille Mädchen neben sich auch nicht denken konnte. Freilich durfte sie auch nicht immer stören bleiben und mußte viel aufstehen, um bald dies, bald Jenes zu besorgen, und da war es denn recht gut, daß sie Niemand vermißte. Unbemerkt stand sie von ihrem Platz auf, unbemerkt nahm sie ihn wieder ein, und so wurde auch Niemand dadurch gestört.

So lange blieben sie aber am Tische sitzen und so spät wurde es an dem Abend, bis sie Alles gesehen und besprochen hatten, daß Barthold unter keiner Bedingung zugab, sie dürften heute noch an den Heimweg denken. Ja, wenn es andere Leute von Wehlau gewesen wären, denen hätte er den Heimweg im Dunkeln schon gegönnt, aber seine künftige Schwiegertochter und ihre Eltern wollte er nicht daran wagen, und so gern der Trauenwirth heut Abend noch zu Haus gewesen wäre, er durfte eben nicht fort.

Und was für Betten machte die Mutter jetzt, mit Katharinens Hülfe, für die lieben Gäste zurecht, eine wahre Welt von Federn, jedes einzelne, daß einem erbenklich der Athem ausging, wenn man hineinstrang und darin versank! Ein anderer Mensch als ein deutscher Bauer hätte auch gar nicht darin schlafen können. Aber der Ungarwein half, und Punkt zehn Uhr lag Alles in tiefer Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Volkstribun und Dichter.

Von **Moritz Hartmann.**

Die deutsche Volkspartei, und speciell die würtembergische, hat eine bedeutende, eine treue und unermüdliche Kraft verloren: sie hat in Ludwig Seeger einen Mann eingebüßt, der für bessere Zeiten zu einem Volkstribun des Stoffes viel in sich hatte. Die deutsche Wissenschaft verlor in ihm einen jener Wenigen, jener Seltenen in Deutschland, die sie aus Wust und Moder der Studirstube, aus Bücherstaub und Formelkram, trotz ihrer vom Stubenbocken eingeschlafenen Beine in's frische, freie Leben hinaufzuführen verstehen, sie mit Menschen menschlich reden lehren und aus ihr machen, was sie sein soll: eine Lehrerin und Wiederbeleberin des Volkes. Die deutsche Literatur verlor in ihm einen würdigen Schüler Uhland's und würdigen Schüler der Zeit, einen Fahnenträger, einen von denen, von welchen geschrieben ist: Schlage die Trommel und fürchte Dich nicht! Wir fürsten, von Ludwig Seeger sprechend, à la Ludwig Börne anfangen: Ein Eichenbaum ist gestürzt, eine Lenke zerrümmert, ein Donner verhallt, ein Stahl zersplittert, eine Schanze gefallen, eine Trompete verklungen, ein Schlachtgesang verstummt, ein Liebeslied verweht. —

Es war ein harter, ein betäubender Schlag, als es am 22. März in Stuttgart hieß: heute Morgen ist Ludwig Seeger gestorben! Dieser Mann, der aufsah, als ob man sich hinter ihm verstecken könnte, der im Bewußtsein seiner Lebensfülle immer behauptete, daß er es wohl auf ein Jahrhundert oder nahezu bringen werde, dieser Blitz der Kraft, ja der Ueberkraft, dieser derbe, kerngesunde Geist, dieser weithin tönende, in Philippiken donnernde oder in Witz lachende Mund, diese vielen und großen Entwürfe — Alles, Alles auf einmal hin. Heimtückisch und boshaft, wie so oft, kam diesmal der Tod, gerade als der Mann in der Fülle seiner Kraft, mit frischem Muthe und neu aufgeborener Vaterlandsliebe an neue Unternehmungen und neue Thaten ging. Zu allen Zeiten rüstig, würzig, von außerordentlicher Ausdauer und keine Mühe von sich weisend, übertraf er sich selbst gerade in der letzten Zeit seines Lebens, da er in der Kammer, im Schleierig-Holstein-Comité zu Stuttgart, im Sechsundreißiger-Ausschuß zu Frankfurt, in den verschiedensten Versammlungen für's Vaterland wirkte, während er in der Stille seiner Studirstube als Publicist arbeitete und zugleich das ungeheuere Werk, den ganzen Shakespeare in neuem deutschen Gewand der deutschen Nation vorzuführen, mit liebevollem und fleißem Fleiße förderte.

Von der Arbeitsamkeit dieses Lebens hat Niemand eine Vorstellung, dem nicht ein Blick in die geheime Werkstatt desselben vergönnt war. Man weiß, was es bedeutet, den ganzen Aristophanes, den unübersetzbaren Beranger, den fruchtbaren Dieter Hutze zu verdeutschen und zwar so, wie es vor Seeger Keiner gethan; aber Wenige wissen, daß vor wie nach dem März 1848 Ludwig Seeger überall, überall mit thätig war, wo es galt, der kreisenden Mutter Zeit bei neuen Geburten zu helfen. Das kleinste Blättchen, das sich Mühe gab, Ideen der Freiheit und Volksthümlichkeit in seinen engen Kreise zu verbreiten, war der Hülfe seiner leichtverständlichen, eindringlichen Beredsamkeit eben so sicher, wie die

Digitized by Google

Ludwig Seeger.

deutschen Jahrbücher, welche die höchsten und abstractesten Fragen der Menschheit discutirten. Mit Tagesanbruch saß er am Arbeitstische und erhob sich nur, um zu neuer Arbeit in die Kammer zu gehen oder, wie der Geschichtsschreiber Prescott, sich als sein eigener Holzhauer einige Bewegung zu machen, um bald wieder an den Schreibtisch zurückzukehren und bis zum späten Abend auszuharren. Wie oft hat ihn, zur eigenen Beschämung, der Schreiber dieser Zeilen so sitzen sehen, wenn er, von einem Morgen- oder Abendspaziergang heimkehrend, an Seeger's stiller Wohnung vorüberkam! Ein kurzes Gespräch durch's Fenster belehrte ihn, daß eben für Schleswig-Holstein, oder für die Judenemancipation, oder an Shakespeare's Othello gearbeitet würde. Wie gern hätte jeder Staat eine solche Arbeitskraft, solches Wissen, solchen Styl, solche Ueberredungsfähigkeit glänzend bezahlt, aber Ludwig Seeger's Grundsatz war: „Selbst ist der Mann". Er wollte auf eigenen Füßen stehen, von seiner Freiheit des Wirkens und Schaffens auch nicht ein Tüttelchen verkaufen, wie schwer auch der Kampf mit dem Leben war,

„Da er sich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand."

Sagen wir es mit einem Worte, zu seiner Ehre, als Beweis, daß er nur wegen der Sache, die ihm lieb und heilig war, sein Leben lang so gewaltig arbeitete, sagen wir es ohne Furcht, eine falsche Scham zu kränken, da es ihm nur zum Ruhme gereicht: Er starb eigentlich als armer Mann; in bestgeordneten, ehrenhaftesten Verhältnissen, aber als armer Mann. Seine beiden Söhne hat er so weit gebracht, daß sie sich ehrenvoll durch's Leben schlagen und die Stütze der Mutter werden können, allein, außer dem ehrenvollen Andenken des Vaters, hat er ihnen keine andere Erbschaft hinterlassen.

Ludwig Seeger wurde am 30. October 1810 in dem schönen und romantischen Curort Wildbad im Schwarzwald geboren. Dieser Umstand ist auf den künftigen Dichter und den Mann, der für die ganze Welt ein Herz hatte, gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Die herrliche, dabei so tief ernste Natur, die rauschenden Tannenwälder, die wilde Enz, die saftigen Wiesen, die an die Schweizer Matten erinnern, mußten auf ein empfängliches Gemüth einen lebenslang dauernden Eindruck machen. Die Heilquellen versammeln da jeden Sommer Gäste aus allen Weltgegenden, und wie klein auch das Städtchen sei, durch Monate kann man hier jedes Jahr mit Kindern der verschiedensten Länder in Berührung kommen, von ihnen lernen, durch sie einen Blick in die Ferne thun und sich in Berührung und Zusammenhang mit der weiten, weiten Welt fühlen. Dabei sind diese Fremden nicht frivoles, vergnügungssüchtiges, aufgeputztes Gesindel, wie man wohl es in andern Bädern Deutschlands findet, sondern wirkliche und solide Kranke, oft durch Leiden geläuterte Menschen, umgeben von der liebenden Pflege treuer Gatten oder Kinder.

Wie erschreckend auch in Wildbad das Elend gebrechlicher Menschlichkeiten auftritt, so ist es doch vom Ernst und von der Poesie des Leidens geadelt und gemildert — und in diesem Rahmen ruhevoller Natur scheint auch die Versöhnung vom Trauerspiele menschlichen Lebens nicht zu fehlen. Dazu kommen in Wildbad die historischen und poetischen Erinnerungen, die eine Gegend erst recht

beseelen. Für den Schwaben ist es ein classischer Boden; hat ihn doch sein Nationalheft, Eberhard der Greiner, betreten und haben ihn doch seine besten Dichter besungen. Die schönen Spaziergänge längs der Enz stammen vom Herzog Carl oder, wie man ihn hier nennt, von Carl Herzog, und dieser Name wieder erinnert an Schiller, an Schubart. Und wohin man sich von Wildbad aus wendet, nennen wir z. B. nur Kloster Hirsau, überall schöne, tiefe, ernste Natur, überall Sagen und Erinnerungen, die in romantischem Dämmer weben, überall für ein offenes, anschließendes Gemüth Zusammenhang mit Gott, Natur, Geschichte.

Dahin mußten sich Dichter gezogen fühlen, von derher mußte ein Dichter kommen. Seeger's Vater war Reallehrer in Wildbad. Da sei Generationen immer ein Seeger Geistlicher war und weil diese Laufbahn, Dank dem Tübinger Stifte, in Würtemberg die billigste ist, sollte wieder einer der vier Söhne des Lehrers diesem Stande gewidmet werden, und die Wahl fiel auf Ludwig. Mit zwölf Jahren wurde er in das lieblich gelegene, heute durch seinen Gewerbfleiß aufblühende Städtchen Calw, in der Nähe von Hirsau, auf die lateinische Schule und 1824 in das evangelische Seminar nach Schönthal geschickt. An beiden Orten zeigte er schon einen wiederspenstigen, revolutionären Geist, der sich gegen die hergebrachte Pedanterie und die eingerosteten Formeln, gegen den todten Buchstaben auflehnte. Trotz dieses deutlichen Fingerzeigs, trotz dieses Protestes seiner Natur mußte er aus dem Regen in die Traufe, aus dem Fegefeuer in die Hölle, aus dem Seminar in das Tübinger Stift, aus der frischen, lebendigen Welt, mit einem achtzehnjährigen, um sich greifenden, suchenden, strebenden, lebendigen Geiste in dieses Stück verrotteten Mittelalters, in dieses Nest officieller, formulirter, kopfhängerischer, am ödesten Wort klebender Orthodoxie.

Treffen wir uns im Angelicht solcher Anstalten mit der Frage: ob an dem, der in ihnen zu Grunde geht, auch viel verloren ist? ob die Springfedern eines lebendigen Geistes dadurch, daß man sie zusammendrückt, nicht geknickt werden? ob in solchem Dunkel nicht die natürlichen Farben, in solcher Kellerluft nicht die Frische der Säfte erhalten wird? Aus dem Tübinger geistsödenden Stifte sind hervorgegangen: Hegel, Schelling, David Strauß, Hölderlin, Zeller, Bauer, Vischer, Reinhard, Waiblinger, W. Hauff, Schwegler, Gustav Schwab, Mörike, Herwegh, Hermann Kurz, wahrlich Stifter, von denen man nicht sagen kann, daß sie in der Stickluft verkommen sind. Es sind Geister unter ihnen, die zu den freiesten nicht nur der Nation, sondern der Welt gehören, obwohl die Meisten wohl einen oder den andern Ring der Kette, die sie zerrissen, ihr Leben lang nachgeschleppt haben mochten. Wie der Wald der Art, die ihn umhauen soll, den Stiel liefert, so liefern derartige Verfinsterungsinstitute die Mineure, die ihre tiefsten Grundlagen durchwühlen. Diese haben die Sclaverei des Geistes und ihre Schmerzen kennen gelernt. Jene Mineure sind aus dem Kloster des Tübinger Stiftes hervorgegangen, wie Schiller aus der Kaserne der Carlsschule hervorging, wie Luther aus der Augustinerzelle. Haben nicht auch Lamennais und Renan ihre Jugend in Seminarien verbracht? — Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Nachfestens bei der Gräfin d'Agoult, der unter dem Namen Daniel Stern bekannten Schriftstellerin und Verfasserin der Geschichte der Revolution von 1848. Viele Berühmtheiten von Paris waren geladen, doch schweben mir nur noch die Namen Freiligrath's, des republikanischen Ministers, Ponsards, des Dichters der „Lucretia", der „Charlotte Corday", von „Ehre und Geld" ꝛc., und Jules Simon's des Philosophen, Verfassers der „Pflicht", der „Gewissensfreiheit" ꝛc. und jetzigen republikanischen Mitgliedes des gesetzgebenden Körpers, vor. Man sprach von den Jesuiten, die damals, nach dem Staatsstreich, in Frankreich wieder mächtig wurden, und von der Infamie ihrer Erziehungssysteme. Jeder hatte etwas darüber zu sagen und einige Erfahrungen über diesen Punkt mitzutheilen und im Laufe des Gespräches stellte es sich zur allgemeinen Heiterkeit heraus, daß beinahe alle Mitglieder dieser hier versammelten jesuitenfeindlichen, nichts weniger als kirchlich und rechtgläubig gesinnten Gesellschaft von den Jesuiten erzogen worden.

Aber ist es gleich ein Trost, daß im Sumpfe auch die Heilpflanze gegen das Sumpffieber wächst, daß man durch die Unterdrückung zur Freiheit, durch Nacht zum Licht gelangt; mag es vom größten Nutzen für die Menschheit sein, daß aus einem „Stift" Menschen wie Hegel und Strauß und der ganze Bankospiegel ihrer unendlichen Nachfolger hervorgeht — für diejenigen, welche die trostlose Disciplin durchzumachen haben, ist und bleibt sie im Momente schrecklich, niederschlagend, im Hinblick auf ihre Zukunft voll Beängstigung. Wir haben Ludwig Seeger oft die Plagen seiner Stiftzeit schildern hören; er war dann unerschöpflich und noch in der Erinnerung graute ihm vor jenen Prüfungen. Oft meldete er sich krank, nur um während der Tischzeit das Glück der Einsamkeit genießen zu können, und in der Nacht ließ er sich am Seile zum Fenster hinuntergleiten und durchwanderte die öden Straßen Tübingens, um sich, wenn auch verlassen und in der Wüste, der verbotenen Freiheit zu freuen, sich selbst zu gehören. Länger als zwei Jahre konnte er es nicht ertragen; er verließ das Stift, wenn er auch die Theologie nicht verlassen durfte. Nunmehr konnte er doch neben dieser sein vollendet Wissenschaft wirklich und lebendigst Wissen sammeln, er durfte mit Menschen menschlich leben, studiren wie es ihm gefiel und seine Lehrer wählen. Damals hörte er Uhland, der die Begabung seines Schülers bald erkannte und liebevoll den jungen Dichter aufmunterte. Indessen hatte er noch eine ähnliche Prüfungszeit wie im Stift durchzumachen, denn einmal Theologe mußte er auch die Laufbahn antreten, und drei Jahre lang quälte er sich als Pfarrvicar in einem kleinem Städtchen. Aber nunmehr war er in jeder Beziehung mündig, und entschlossen, lieber Jahre zu verlieren als ein ganzes Leben, lieber ein Stück Laufbahn drein zu geben, als eine ehrenhafte, freie, seinem ganzen Denken angemessene Wirksamkeit, warf er den Zwang ab und den Stand, für den sein grader, wahrhaftiger Sinn nicht geschaffen war. Schon ein Mann, begann er ein neues Leben und betrat er einen neuen Weg. Er ging nach Stuttgart und studirte, um gleich praktisch mit der lebenden Welt anzuknüpfen, zu den alten Sprachen, deren er Herr war, die neuen, während er, um ein kümmerliches Leben zu fristen, Lectionen gab. Eine Hauslehrerstelle rief ihn in die Schweiz, wo er bald an das Realgymnasium von Bern als Lehrer der alten Sprachen gezogen wurde. Zugleich las er an der Universität als Docent über alte und neue Literatur. So viel er auch in der Schweiz lehren mochte, so lernte er doch noch mehr als er lehrte. Er lernte ein Volk kennen, das sich zum Theil mit größter Freiheit selbst regierte und das zum Theil noch damit beschäftigt war — es war in den dreißiger Jahren — seinen alten Regierungen den Zopf abzuschneiden, die letzten Reste von Privilegien, Ständeunterschieden, Bevormundungen mit der Wurzel auszurotten; er lernte, wie man ruhig, mit dem Gesetze in der Hand, mit Wort, Ueberzeugung und Belehrung daran geht, Verbesserungen einzuführen, friedliche Reformen durchzusetzen — und wie man, wo sich trotz dieser Mittel der Vernunft die Unvernunft und die brutale Gewalt entgegenstellt, als Mann die Waffen ergreift und für seine Freiheit einsteht.

Wir haben es in neuerer Zeit erlebt, wie selbst ein König, der verstorbene König von Dänemark, es aussprach: er habe seine Jugend in der Schweiz verlebt und er wisse, welch' gutes Ding es um die Republik sei. Wir wissen ferner, daß ein anderer König, der Landesvater Seeger's selbst, als er vor nicht gar langer Zeit aus der Schweiz in sein Land zurückkehrte, in einem Zeitungsartikel die Schweizer Republikaner seinen Unterthanen als Muster anrühmte — wie hätte Ludwig Seeger, ein geborener Republikaner, nicht die Segnungen der Republik erkennen sollen? Mit ganzer Seele betheiligte er sich an den damaligen vielfachen politischen Vorgängen der Schweiz. Indessen — die Freiheit ist ein göttlicher Schatz, man liebt sie überall, man kann in jeder Fremde für sie bluten und sterben, — aber die Heimath ersetzt sie nicht ganz, und hat man ihre Süße gekostet, strebt man noch eifriger als zuvor, sie auch dem Vaterlande zu erringen. Als das Jahr 1848 herankam, das Jahr, das sie durch ein Decennium zu verleumden strebten und das trotz alledem und alledem Samen ausgestreut hat, die früher oder später aufgehen und über ihre Häupter zusammenschlagen werden, — als dieser große Moment herankam, fand er in Ludwig Seeger keinen Sohn eines schwachen Geschlechts. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in der Schweiz gab er seine gesicherte Stellung auf, brach, obwohl er sich indessen verheirathet und Kinder bekommen hatte, sein Haus ab, und eilte aus seinem ruhigen Hafen herbei mitten in den Sturm, aus gesicherter Häuslichkeit mitten in's Ungewisse, nur um beim Kampfe für Freiheit und Vaterland nicht zu fehlen. Mögen sie verlemnden! Solcher unbelannter Opfer wurden damals viele gebracht, wenn sie die Geschichte auch nicht in ihre Bücher aufgezeichnet hat. Sie sind um so größer und heiliger.

Ludwig Seeger entfaltete jetzt im Vaterlande eine große

Digitized by Google

Rührigkeit. Als Redacteur der „Ulmer Schnellpost“ wurde er bald eine im ganzen Lande bekannte Persönlichkeit, und seine geschriebenen Reden für Freiheit und Einheit Deutschlands wußte bald jedes Kind an der ihnen eigenen Kraft, Kernhaftigkeit, Schärfe und Ueberzeugungswärme herauszufinden, auch wenn sie nicht gezeichnet waren. Es gereicht Ludwig Seeger zur besonderen Ehre, daß sich die Reaction vermittelst ihres Heiserbeiseres Körner zuerst an ihm vergriff und daß er zwei Mal auf den Asperg wandern mußte in das Gefängniß Schubart's, das auch Schiller bestimmt war. Dafür wurde er vom Volke im Jahre 1849 in die Landesversammlung geschickt und seitdem zu wiederholten Malen zum Abgeordneten gewählt. Auch in diesem neuen Berufe wankte und wich er bis zu seinem Tode nicht einen Finger breit von dem Wege ab, den ihm seine demokratische Ueberzeugung, oder vielleicht besser seine demokratische Natur vorzeichnete. In der Kammer war er von unerschütterlichem Werthe. Aus einem extrovirten Wahlgesetze hervorgegangen, unter der schweren Atmosphäre der allgemeinen Reaction, war sie nur zu sehr geneigt, einzuschlafen und die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen. Da fuhr Ludwig Seeger wie ein Gewitter darein, reinigte die schwüle Luft und weckte die Betäubten. Hatte er als Mitglied einer schwach vertretenen Partei auch nicht die Macht, von Ministern, Prälaten und Standesherren protegirte Gesetze abzuschaffen, so ließ er sich doch nicht einschüchtern, sagte wenigstens im Angesichte des Landes die Wahrheit und that das Seinige, daß die Principien der Freiheit nicht vergessen wurden. Und zur Erfüllung dieser Pflicht hatte er immer das rechte Wort bereit und den rechten Muth. Es war natürlich, daß ein solcher Mann sofort auf dem Kampfplatze erschien, als es sich um die vaterländische Sache vom Schleswig-Holstein handelte. Er wurde sogleich in das Stuttgarter Comité gewählt und nach seinem Austreten im Frankfurter Saalbau, das die Gartenlaube geschildert hat, auch in den Sechsunddreißiger-Ausschuß des Abgeordnetenhauses. Und so kann man sagen, daß er überhäuft mit jenen Ehren starb, die er allein erstrebt, und die er, als vom Vaterlande und nicht von Fürsten kommend, allein als Ehren betrachtete.

Dies in kurzen Umrissen das Leben Ludwig Seeger's, ein Leben voll Kampf und Arbeit und Entsagung — und doch fleckenlos; ein durch und durch ehrenhaftes Leben, das nicht nur seiner Besudelung erlag, an das sich nie eine Besudelung heranwagte. Daher kam wohl auch, bei allem Ernst, mit dem er jedes Ding ergriff, bei allen Lasten, die er auf seine Schultern nahm, jene Heiterkeit, die, wenn auch einen derben, doch einen wahrhaft Rabelais'schen Witz hervorsprudeln ließ, der ihm eben so viele Feinde wie Freunde machte. Im Kreise seiner Freunde werden sich noch lange Segeriana und Anekdoten erhalten, die gesammelt beweisen würden, daß er von Natur zum Uebersetzer des Aristophanes und der Fastnachtsfaden bestimmt war. Dies mahnt uns an seine letzte große Unternehmung, welche das Shakespeare-Jubiläum auf das Würdigste feiern sollte, an seine neue Uebersetzung. Leider sind nur drei Tragödien vollendet: Hamlet, König Johann und Timon von Athen. Othello ist mitten im 5. Acte abgebrochen. Schon krank arbeitete er noch mit Eifer an dieser Tragödie, und unfähig mehr die Feder zu halten, dictirte er noch eine Scene seiner treuen Lebensgefährtin. Das mag ihm ein großer Schmerz gewesen sein, dieses Monument, das er sich selber baute, eine neue Shakespeare-Uebersetzung, welche die Schlegel'sche übertreffen sollte, unvollendet zurücklassen. Dafür wurde ihm in den letzten Monaten seines Lebens die Genugthuung, daß seine Gedichte „der Sohn der Zeit“ in neuer Auflage erschienen und, obwohl zu einem großen Theile politische Gedichte der vormärzlichen Zeit, sich als so frisch und jung erwiesen, daß sie mit noch größerem Beifall als bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen wurden. Für diese Gedichte wollen wir Seeger selber sprechen lassen, indem wir zum Schlusse eines derselben hierherstehen, das zugleich ahnen läßt, wie er seinen Beruf übersetzt hat. Es heißt:

Elternfreuden.

So ist es wahr, was mir bescheiden
Dein Lächeln, Kein Erröthen sagt,
Was heimlich schlief als Wunsch in Beiden,
Was kaum der Mund zu nennen wagt?
O daß mein Herz an Deinem schlagen!
Wir sind nicht länger mehr zu Zweien!
Der Rath ist's Dir will ich es sagen:
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Im Kranz der goldurchsträmten Reben
Nicht taube Blüthen sind wir nur:
Zum Schaffen sind auch wir erlesen,
Auch wir sind göttlicher Natur.
Im Becher blühender Gestalten
Erkennt sich stets der ew'ge Reihn;
Fühlst Du in Dir der Gottheit Walten?
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Geheimnißvolle Lebenstiefen
Sind Denen süßen Leib vertraut.
Abnst Du, in Demuth hingesunken,
Die hehre Würde Gottesdraut?
Und ich — o laß in Ehrfurcht küssen
Die Erde, den heil'gen Wunderboden,
Erfüllt von Gottes Strahlengüssen,
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Ein Pfand der Liebe, unsrer Liebe,
Der Gottesliebe, wächst es still.
Wir blicken frei in's Weltgetriebe,
Wir wissen, Jedes, was es will:
Wir wollen unser Glück verbreiten,
Und Lieb und Kraft den Menschen weihn,
Ein Mann der Freiheit drin' ich ihnen,
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Ein Mann der Freiheit? — ach, wir streiten
Nur für das kommende Geschlecht.
Dein Wunsch und Dein Gebet begleiten
Mich, hehre Mutter, in's Gefecht.
Selbst Vaterfreuden lassen Zähren,
Es sang mir noch nicht Freiheit scheint;
Tr Fahl der Sclaven zu vermehren,
Bei Gott, der möchte Mutter sein?

Und sehr' ich heim mit rothen Wangen,
Vom Kampf des schwülen Tages warm,
Kennst Du entgegen mir gegangen,
Das süße Kleinod auf dem Arm;
Ich leg' im Kindeseang, dem blauen,
Die Siegesbeilsahl. Sieh' darum,
Gerechter Gott, laß mir unsre Frauen
Nur freier Kinder Mütter sein!

Alpenglühen und Meeresleuchten.

Erinnerungen von **Ferdinand Stolle.**

1.

Das Gewitter war verrollt in den Bergen. Nur aus der Ferne grollte in immer längern Pausen der Zorn des Himmels. Das Thal ruhte in klarer Nachmittagsonne, frisch und farbenauftig, und gegen Morgen über grünem Tannenwalde stand holdverquickend ein Regenbogen.

Wir saßen, im östlichen Winkel Oberbayerns, im umgrünen Gärtchen am Ufer der Saalach, jenes kecken Gebirgskindes, das, jugendlich frisch aus Tyrol kommend, es kaum scheint erwarten zu können, sich mit Schwester Salza zu vereinigen, und ihre weißgelben Wellen rasch dahin rollt. Freund Leonhard, der Maler, hatte an einem Tische vor der Gästingerjelieberlaube Platz genommen und zeichnete den Hochkaufen, dessen Riesenpyramide im reinsten Blau ruhte, so daß das zugleisende Kreuz auf seiner Spitze vermittelst des Opernglases deutlich zu erkennen war. Nur von Zeit zu Zeit zog leichtes Gewölk an dem erhabenen Haupte wolkflüchtig vorüber. Albertine und Sophie, zwei anmuthige Blumen aus dem Norden des deutschen Vaterlandes, waren über die Saalachbrücke nach dem unfern gelegenen Kirchlein Nonn geeilt, um Alpenveilchen und blaue Genzianen zu pflücken. Aus den offnen epheuumzogenen Parterrefenstern des mit reichem Holzschnitzwerk versehenen Schweizerhauses tönten die Klänge eines Pianos. Es war der junge Docent aus Göttingen, der Bruder des schönen Schwesterpaares. Mit vieler Fertigkeit und Präcision trug er das erste Finale aus Don Juan vor und war so eben zu der unsterblichen Menuett und dem Hüfterauf Zerlinens gelangt, als Albertine und Sophie ganz glücklich von ihrem Ausfluge heimkehrten. Sie brachten reiche Ausbeute an violetten Hasen-

Digitized by Google

thyl'n* und im prachtvollsten Ultramarinblau leuchtenden Genzianen. Außerdem waren ihre Körbchen mit duftenden Alpenrosensträußen gefüllt, die sie einem armen Mädchen für wenige Kreuzer abgekauft hatten.

Die Sonne, eine goldstrahlende Fürstin, versank hinter den Lattengebirge. Weiter und tiefer legten sich die Schatten über die Thalebene; die Marmorbilder an den Bogen wurden in Dunkel gehüllt, die Wälder schwärzer. Immer höher reckt die Nacht an den Wänden der Bergriesen hinauf, bis endlich nur noch deren höchste Häupter, wie leuchtende Inseln, über die schattenreiche Unterwelt emporragten.

„Gott, Gott, wie schön, wie himmlisch schön!“ rief Albertine, und ihr von einer Thräne feuchtes Auge ruht mit Entzücken dies kostbare Abendbild. „Schaut, schaut,“ fuhr sie begeistert fort, „wie prächtig die Alpen glühen!“

Der Maler, mit Zusammenpacken seiner Zeichnungen und Studien beschäftigt, erwiderte: „Das ist kein Alpenglühen, Fräulein, das ist die einfache Sonnenbeleuchtung, wie wir sie zu Hause auch haben, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Berge die riesigen kaum um das Zehnfach an Höhe erreichen.“

„Was versteht man denn da eigentlich unter Alpenglühen?“ erkundigte sich Sophie.

Der Göttinger Docent war unter die Veranda getreten und belehrte die Schwestern über die wunderbar schöne Naturerscheinung.

„Freund Leonhart,“ sprach er, „hat vollkommen Recht, die Beleuchtung der Bergspitzen, wie wir sie heute und diese Tage daher gehabt, ist noch lange kein Alpenglühen, obschon sie von Vielen, die zum ersten Male in die Berge kommen, dafür gehalten wird. Im Gegentheil, gerade an Tagen, wo, wie heut, die Sonne klar und wolkenfrei untergegangen, dürfte sich die schöne Erscheinung kaum zeigen. Es gehören eigenthümliche atmosphärische Verhältnissen dazu; namentlich ist von Nöthen, daß die Sonne hinter leichten, wässrigen Wolkenschichten untergeht, wo sich dann gleichsam ihr rother Strahl bricht und die Berge mit Purpur färbt; wenigstens habe ich die Erscheinung für die hiesige Gegend also erklären hören; ob sie die allein richtige, mag dem Physiker überlassen bleiben.“

„Dann,“ seufzte Albertine, „werden wir am Ende das Alpenglühen nie zu sehen bekommen!“ —

Der folgende Tag war ein Regentag. Erst am Spätnachmittage klärte sich der Himmel. Wir benutzten die paar goldenen Sonnenblicke, um in den nahgelegenen österreichischen Grenzdörflein Großgmein, das in der Umgegend durch seinen billigen Ungarwein und schmackhafte Forellen bekannt ist, unser Abendbrod einzunehmen. Wohlgemuth saßen wir unter den alten Linden, die nahe am Wirthshause ein grünes Dach bauen. Vom Kirchthurme herüber tönte das Abendläuten. Schon auf dem Herwege hatten wir nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, wie der Maler wiederholt stehen blieb und am Himmel Beobachtungen anstellte. Diese meteorologischen Studien schien er auch fortzusetzen, nachdem wir unter den Linden Platz genommen. Es ließ ihm keine Ruhe, fast aller zehn Minuten stand er auf und ging den nahen Hügel, worauf der Friedhof des Dorfes gelegen war. Wir glaubten anfangs, er traue dem Wetter nicht und sei besorgt wegen eines regenvollen Heimweges.

Zuletzt hatte die geschäftige Annemirl für die Damen die gewünschte Milch und für die Herren die gottgefüllten Viertelspfeifchen gebracht. Der Maler stand wieder auf dem Hügel und observirte den Himmel gen Tirol. Der Göttinger Docent, ein Kennerniene das Bier prüfend, rief ihm zu: „Herr Wetterprophet, lassen Sie doch den Himmel auf sich beruhen und kommen Sie zu uns, das Theilnehmerer ist saures.“

Plötzlich stürmte der Angerufene in gewaltigen Sätzen und freudig erregtem Gesicht den Hügel herab. „Albertine,“ rief er, „Glückskind, Sophie, kommen Sie, kommt Alle, rasch, rasch!“ Damit eilte er durch das am Wirthshause gelegene Gärtchen nach einer kleinen Anhöhe, von wo man das ganze Thal prächtig überschauen konnte. Ohne zu wissen, worum es sich handle, aber nicht ohne eine gewisse freudige Ahnung, ließen wir Alles stehen und folgten dem Maler.

Die kleine Anhöhe war bald erreicht. In anderthalbstündiger Entfernung wälzte der Untersberg ernst und waldumnachtet seine Massen gen Himmel. Zur Rechten starrte, wie die versteinerten Fluthen eines Weltmeers, das Lattengebirg. Zwischenhinein schauten aus weiter Ferne die Bergriesen von Berchtesgaden. Weiter zur Rechten erhoben der Müllnerberg und das Rifsleuchthorn ihre weitkuppenden Häupter, während der Hintergrund durch die Pyramiden der beiden Staufen geschlossen ward.

Da mit einem Male begannen sich die Zinnen des Untersbergs mit einem völlig ungewohnten, wonnevollen rothen Schimmer zu überziehen. Erst ganz leise, wie angehaucht, allmählich röther und tiefer — immer reicher, immer tiefer, bis endlich die ganze obere Hälfte des Berges in Feuerpracht, einem rothglühenden Eisen vergleichbar, majestätisch zum Himmel ragte.

Bezaubert hingen unsere Augen an dem unvergleichlichen Schauspiel, als der Maler mahnte, und umwschauen. Gott im Himmel, was war das? Welch neue überraschende Pracht und Herrlichkeit! Nicht der Untersberg allein — nein, so weit der entzückte Blick immer schweifte, ringsum, in der Nähe, in der Ferne, alle Bergeskronen, die großen, die kleinern glühten in demselben Purpurschein. Das ganze Thal gen Berchtesgaden schwamm in rothem Dufte, über welchem die Schneefelder des hohen Göhl im holdesten Rosafischer Farbe leuchteten. Es war ein Leuchten und Glühen, wie bei einem Weltbrande.

Und so standen wir und schauten in stummem Entzücken. Da allmählich erloschen die tiefer gelegenen Bergeskronen und verfanken in das schweigende Reich der Schatten. Bald folgten die mittleren Berge; nur die höchsten Majestäten glühten noch eine Zeit lang und leuchteten wie vereinzelte Goldkronen weit hinaus über die abendumkelnde Welt. Endlich verglühte auch der Untersberg; es folgte der Müllnerberg, das Rifsleuchthorn, die beiden Staufen und schließlich leuchtete nur noch das Sonntagshorn als vereinsamte Goldpyramide aus Tyrol herüber. Da erlosch auch diese, und die Schatten der Nacht traten in ihr altes Recht. —

Mit einer Weihe, als habe uns der Himmel in sein goldenes Reich schauen lassen, kehrten wir nach unseren Tischlein unter den alten Linden zurück, wo indeß die Annemirl für ein frugales Abendbrod Sorge getragen.

„So schön hab' ich's nimmer g'schaut,“ sagte Letztere. Sie meinte das Alpenglühen.

Der Maler aber erzählte auf dem Heimwege: „Nächst dem heutigen prachtvollen Alpenglühen entsinne ich mich noch eines zweiten ähnlichen, das ich vor zwei Jahren in hiesiger Gegend erlebte; nur mit dem Unterschiede, daß ich mich damals nicht im Thale, sondern auf fünftausend Fuß hoher Alp befand. Es war unbestritten die erhabenste Viertelstunde meines Lebens. Auch damals hatte es zuvor anhaltend geregnet, und erst gegen Abend klärte sich der Himmel. Meine mehrstündige Gefangenschaft in einsamer Alphütte, worein mich unverhofft eingetretener Regen getrieben, sollte kömglich belohnt werden.

Nachdem ich Stunden lang in trostlos einförmige Wolken geschaut, die wie Schneeberge an dem kleinen Alphüttenfenster vorüberzogen, hatte endlich der Regen nachgelassen. Es ward heller, die Wolken begannen dünner zu werden, die Nebel sich zu zertheilen, so daß mir von Zeit zu Zeit durch die zerrissenen Himmelsdecken ein entzückender Blick in die Unterwelt vergönnt war. Der Geist der Berge schien es aber damals absonderlich gut mit mir zu meinen. Allmählich wurden sämmtliche Wolkenvorhänge hinweggenommen, alle Nebel zerflossen, so daß nach kurzer Zeit die gesammte Alpenwelt von Kärnthen, Salzburg und Tirol mit ihren Schneefeldern, Eispyramiden, Gletschern und Schneefeldern, vom Großglockner bis zur Drieskspitze, abgehärt in der Abendbeleuchtung ruhte. Es war wie eine Zauberei, wie eine Phamasmagorie und doch die prachtvollste Wahrheit.

Diesem herrlichen Schauspiele sollte aber die Krone aufgesetzt werden. Plötzlich bemerkte ich, wie sich unter der den Untergange ziemlich nahestehenden, aber von leichtem Gewölk umhüllten Sonne zwei lange goldne Streifen bildeten, und mit einem Male eröffnete sich eine Pracht, wie ich solche nie gesehen im Leben. Die Alpen begannen zu glühen wie heut, in der Nähe, in der Ferne, nur daß damals Hunderte von goldenen Kronen daher leuchteten, alle Thäler in rothem Dufte schwammen und die zahlreichen Schneefelder und Eispyramiden im holdesten Rosa schimmerten.

Ich war wie verklärt. Wie wiederholt ich das Alpenglühen vom Thale aus bewundert, es verschwand gegen die Himmelspracht, die sich mir auf der Höhe erschloß. Ich hatte das schönste Bild

* So heißen im oberbairischen Bottenmunde, nach ihrer Gestalt, die Alpenveilchen (cyclamen europaeum).

Digitized by Google

genossen, das die Alpen je zu bieten vermögen, und wer oft ich später die Berge bestiegen, es ist mir nie wieder zu Theil geworden. Wie heut, währte auch damals das Alpenglühen in seiner reichsten Pracht kaum zehn Minuten, — ein rechtes Bild von der Vergänglichkeit des Schönsten auf dieser Erde." —

Wir waren mittlerweile bei der Wohnung des Malers angelangt. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Ich kenne noch ein Feuer- und Farbenspiel, das dem Alpenglühen an die Seite gestellt werden kann: das Meereisleuchten, namentlich in unsern nordischen Gewässern. Auch dabei gehöre ich zu den Glückskindern, indem ich eines der schönsten vor einer Reihe von Jahren auf der Insel Helgoland erlebte."

„O, davon müssen Sie uns erzählen," baten Albertine und Sophie aus einem Munde.

„Sobald wir wieder im Gärtchen an der Saalach sitzen," verhieß der Maler, „soll es mit Vergnügen geschehen. Für heute aber wollen wir dem Himmel danken, daß er uns einen so prachtvollen Alpenglühens würdigte."

2.

Wieder saßen wir in Oberdaiern am grünen Ufer der Saalach, deren geschwätzige Wellen sich liebliche Märchen erzählten aus den Heimathbergen Tyrols; wieder ruhte die Riesenpyramide des Hochstaufen im tiefsten Blau, und die Berge im Abend begannen ihre Schatten über die grünen Matten zu legen. Albertine hielt einen frischgepflückten Strauß Erdweiß in der Hand und betrachtete sinnend diese von der Poesie der Berge reichumflungenen weißsammtnen Sternenblumen.

„Erzählt mir doch, ihr weißen Blüthen," sprach das schöne Mädchen, „wie hoch seid ihr gewachsen auf wolkenthronenden Bergen, vielleicht umstarrt von Schnee und Eis?"

„Dieses Gnaphalium leontopodium," begann der gelehrte Bruder, „liebt allerdings die höchsten Berge. Dies möchte sein; auch die Rosa alpina thut dasselbe; aber das Gnaphalium ist die Sirene unter den Blumen der Alpenwelt. Es blüht fast nur an den absplitsigsten und gefährlichsten Stellen. Ich kann diese Blume daher nie ohne einen gewissen Schauer betrachten. Es sind mir zu viele traurige Geschichten davon bekannt worden. Wie mancher junge Wagehals stieg seiner Traudi, Walli, Elsi zu Liebe nach dieser Blume in die Wolken, und man fand seinen Körper, die Hand voll Erdweiß, zerschmettert im Abgrunde."

Der Maler erklärte den Schwestern, daß es sein urdeutschen Zeiten unter den jungen Burschen Sitte, ihre Schätze mit Erdweiß zu beschenken, als einen Beweis ihres Muthes und ihrer Liebe. Je schöner das Erdweiß, desto größer der Muth, desto stärker die Liebe; denn das schönste Erdweiß wächst eben an den höchsten und gefahrvollsten Stellen. Da gehöre es denn nicht zu den Seltenheiten, daß Einer oder der Andere „abfalle", wie das Verunglücken in den Bergen hierorts genannt werde.

„Das sind traurige Geschichten," fiel Albertine ein; „erzählen Sie lieber vom Meereisleuchten, wie Sie es versprochen."

„Recht gern bin ich hierzu bereit," versetzte der Angeredete; „nur muß ich wohl zu bedenken geben, daß ich nur von dem Meereisleuchten, wie solches sich zuweilen in der Nordsee zeigt, berichten kann. Diese, so zu sagen, gesterhafte Naturerscheinung enfaltet aber ihre höchste Pracht nur in den Meeren der heißen Zone."

Der Göttinger Docent warf die Bemerkung dazwischen: „Die Ursachen des Meerleuchtens sind in neuer Zeit so gründlich erörtert, daß alle früher darüber aufgestellten und oft sehr wunderlichen Hypothesen sich als unhaltbar erweisen."

Die Damen wurden ungeduldig über die wissenschaftliche Discussion, die sich zu entspinnen drohte, der Maler fuhr daher fort: „Mehrere Wochen schon lebte ich auf der Insel Helgoland. Ich hatte mir auf dem Oberlande in einem idyllisch umgrünten Häuslein, dessen blankgescheuerte Fenster freundlich blitzten, ein niedliches mit holländischer Sauberkeit ausgestattetes Stübchen gemiethet. In dem Gärtchen davor blühten noch wunderschön die Centifolien, und von dem kleinen Altan vor dem Hause genoß man die prachtvollste Aussicht über das Meer. Dieser umrankte und umblühte kleine Altan war ein reizendes Plätzchen. Wie oft saß ich hier an schönen Abenden, wenn das Meer wie eine endlose Wüste, oder, poetischer, wie eine blaue Krystallblume, deren Mittelpunkt und Herzblatt die grüne Insel, vor mir lag und von dem Conversationsgarten des Unterlandes die böhmische Capelle ihre lieblichen Weisen ertönen ließ! Wie klang das so beaubernd über die Wellen, während am fernen Horizonte auf der großen Straße von Deutschland nach England die Segel wie weiße Schwäne, im Golde der Abendsonne, still dahinglommen!

Ueberhaupt hatte ich während meines Aufenthaltes keine Gelegenheit verabsäumt, die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten des interessanten kleinen Inselandes kennen zu lernen. Wie oft hatte ich am alten Feuerthurme gesessen und hinausgeschaut über das brandende Meer, wenn im ewigen Sichmuegsbären die graugrünen Wasserberge mit ihren Schneekronen daherstamen, ihre tausendjährige Wuth an dem kleinen Felseneilande auszulassen, und ihr zorniger Schaum hochaufgeworfen ward an den zerklüfteten Wänden der Ostseite! Und wieder welch ein Frieden, wenn ich auf der Bank am Südcap saß und die Sonne begraben ward, golden und schön im blauen Meer — wenn dann der Mond hervortauschte, erst verschwimmend und bleich, aber allmählich riesgeschlechter hervorrtat und in Silberpracht und Sabbathstille seine kühlen Strahlen sandte über das weite nächtliche Meer — wie dann die weiße Düne wie eine Geisterinsel herüberschimmerte in magischem Lichte!

All diese erhabenen und prachtvollen Bilder waren vorübergezogen und hatten einen unverlöschlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen, und nur das Eine, wie oft ich während meines Aufenthalts davon hatte erzählen hören, sollte mir vorenthalten bleiben. Es war das — Leuchten des Meeres.

Ich hatte die Farbenpracht des Meeres in all ihren zahlreichen Schattirungen zu beobachten Gelegenheit gehabt, vom graugrünen Malachit bis zum prachtvollsten Smaragd, vom tiefsten Amethyst bis zum heldesten Himmelblau, — aber das Meer aufleuchten zu sehen in nächtlicher Stunde, diese Sehnsucht war immer unerfüllt geblieben.

Wie oft war ich, von Helgoländer Schiffern veranlaßt, in einem Boote zu nächtlicher Stunde hinausgefahren! Sobald nämlich der verdienstlustige Helgoländer auch nur die entfernte Hoffnung hat, daß Meerleuchten eintreten könne, ladet er den fremden Besucher der Insel gern zu einer Wasserpartie ein für Billiges. Meine Erwartung bei diesen Fahrten war aber auch hinter den bescheidensten Wünschen zurückgeblieben. Höchstens, daß hier und da einmal ein verirrelter heller Tropfen sichtbar wurde, sobald das Ruder die Wellen berührte.

So saß ich einst Abends bei einem Fläschchen Pale Ale in der freundlichen Restauration zum „Fremdenwillkommen" und studirte die Hamburger Börsenhalle, als plötzlich ein Bremer Freund hastig und mit den Worten „prächtiges Meereisleuchten!" in's Zimmer trat. Wie durch einen Zauberruf freudig aufgeschreckt, sprang ich empor, und wir eilten nach dem Strande. Zahlreiche Gruppen hatten sich hier bereits eingefunden.

Es war die weichste, wohligste Augustnacht des ganzen Sommers; eine wahrhaft italische Milde ruhte über Land und Meer. Der Himmel strahlte in reicher Sternenpracht, und von Deutschland herauf zog ein Gewitter mit beständigem Wetterleuchten. Im Hintergrunde lag Helgoland mit seinen erleuchteten Hotels des Oberlandes. Der „rothe Felsen", wie dies Inselland von den Eingeborenen genannt wird, wurde fast ununterbrochen vom Blitze erhellt; und damit die Kunst hinter der Natur nicht zurückbleibe, ließen ein paar Engländer auf dem Südcap zur Rechten Raketen und bunkfarbige Leuchtfeuer steigen, unterstützt mit bengalischen Flammen, welche die nächste Umgebung magisch beleuchteten.

Ununterbrochen stießen Boote mit heiterm Gesellschaften vom Ufer und andere kamen an. Doch was war das?! Welche nie erlebte prächtige Erscheinung?! Jede Welle, sobald sie dem Ufer nahte, verklärte sich zu einem Silbergürtel, der sich wie ein kostbarer Brillantschmuck an das Ufer legte, wo er einige Secunden glänzend ausleuchtete und dann erlosch. Es war wie Zauberei. Ich hielt anfangs den Brillantschmuck für optische Täuschung; doch so wie ich mich bückte und darnach faßte, beliebt ich die ganze Hand voll Silber und silberne Tropfen fielen glänzend zur Erde.

Dieses ebenso ungewohnte wie reizende Schauspiel gab bald Veranlassung zu den interessantesten Scherzen. Herren und Damen bewarfen sich verschwenderisch mit flüssigem Silber und Brillanten, die eine Zeitlang an den Kleidern sortleuchteten. Mein Bremer

Digitized by Google

Freund ging in seiner Ekstase so weit, einmal den ganzen Arm in's Wasser zu halten, und zog ihn vollkommen überstürzt zurück. Damen befeuchteten ihre Taschentücher und schmückten sie so mit den kostbarsten Diamanten.

Plötzlich eröffnete sich eins der originellsten Wasserfeuerwerke und zwar im vollsten Sinne dieses Wortes. Eine Anzahl Herren hatten sich kleine flache Steine, wie deren das Meer zu Tausenden am Strande ausgeworfen, zusammengesucht und ließen dieselben geschickt über das Wasser tanzen, wo dann ein jeder eine lange brillante Rakete in die dunkle Fluth riß. Bewegte man den Spazierstock in den Wellen hin und wider, so schlug rings das klarste Silber empor. Noch prächtiger nahm sich dieses Experiment mit einem Dampfruder aus, wo ganze Silberflächen hervorgezaubert wurden. Warf man endlich eine Hand voll trockenen Sandes über die Fluth, so entzündete sich das Meer in weitem Kreise, weil jedes Sandkorn sein Wellchen hervorrief, das da leuchtete.

Endlich war es auch mir und meinem Freunde gelungen, ein Boot zu acquiriren und eine Strecke in die See hinauszufahren. Es war wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Bei jedem Ruderschlage tauschten die Silbermassen auf dunkler Tiefe empor. Viele der am Strande Anwesenden, die sich noch immer nicht zur Ruhe zurückgezogen, obgleich Mitternacht vorbei war, füllten sich Glasflaschen mit Wasser, das auch noch lange nachher fortleuchtete."

Der Maler schwieg, und die Schwestern erkundigten sich jetzt bei dem gelehrten Bruder nach der Ursache dieser ebenso seltenen wie interessanten Naturerscheinung.

„Das Meerleuchten," erklärte dieser, „hat den wissenschaftlichen Forschern seit Jahrhunderten viel Kopfzerbrechen verursacht. Bald sollte es das Ausströmen elektrischen Lichtes sein, bald vom Brechen der Mondesstrahlen herrühren; der zahlreichen anderen, oft sehr absurden Hypothesen nicht zu gedenken. Erst der neuesten Wissenschaft blieb es vorbehalten, diese Frage gründlich zu lösen und als unumstößlich für alle Zeiten hinzustellen. Die sorgfältigsten und gewissenhaftesten Untersuchungen haben nämlich unwiderleglich nachgewiesen, daß diese Erscheinung ihr Dasein zahlreichen Leuchtthierchen verdankt. Das Meerleuchten findet, je nach den äußeren Ursachen und Wärmeverhältnissen, in der erhöhten Lebensthätigkeit dieser Thierlein seinen Ursprung. Bei kühler Temperatur der Luft und des Wassers sinkt diese Lebensthätigkeit, und vom Meerleuchten ist da keine Rede. Daher denn auch diese Erscheinung in den kältern Meeren bei weitem nicht diese Intensivität erreicht und darum auch weit seltener sich zeigt als in den südlichen Oceanen, wo sie ihre höchste Pracht entfaltet. Reisende aus jenen Meeren können diese Pracht nicht begeistert genug schildern. Die dahin segelnden Schiffe ziehen breite Lichtstraßen hinter sich. Die Thun- und Haifische erkennt man in einer Tiefe von fünfzehn Fuß. Delphine bewirken durch ihre Schlangenlinien und durch das Schlagen ihrer Flossen ein ununterbrochenes Feuerwerk. Fliegende Fische gewähren den Anblick des prächtigsten Feuerregens. Ja, es hat Fälle gegeben, namentlich in der Gegend vom Cap der guten Hoffnung und dem Aequator, daß das Meer über und über zu brennen schien. Jede Welle trug eine leuchtende Krone, Leuchtkugeln stiegen auf und nieder, und die Fische schossen wie Blitze durch die Tiefe. Trotz des rabenschwarz bedeckten Himmels war es so hell, daß man die Fliegen auf den bleichen Segeltüchern deutlich erkennen konnte und am Cajütenfenster selbst kleine Schrift zu lesen vermochte. Außerordentlich imposant wird das Phänomen, sobald plötzlicher Platzregen eintritt, wo sich dann das ganze nächtliche Meer in eine kochende Feuergluth verwandelt.

Von diesen merkwürdigen Leuchtthierchen giebt es die unterschiedlichsten Arten, theils mikroskopisch, theils dem unbewaffneten Auge sichtbar. In den südlichen Meeren spielen darunter die sogenannten Feuerwalzen oder Pyrosamen, sechs bis sieben Zoll lange walzenförmige Thiere, die Hauptrolle, während die Nordsee hauptsächlich durch die segenannten Leuchtbläschen versitbert wird, Thierchen, von welchen ein einziger Wassertropfen eine große Anzahl enthält. Dies sind," schloß der junge Gelehrte seinen Vortrag, „die wissenschaftlich festgestellten Ursachen des Meerleuchtens."

Es war dunkel geworden. Man brach auf nach dem Conversationsgarten, wo Concert angekündigt war. Der Maler, noch trunken in der Erinnerung, sagte: „Ich verdanke der Mutter Natur und ihrer Pracht und Herrlichkeit manche hochgenußreiche Stunde, doch die unvergeßlichsten Augenblicke bleiben mir doch, als die Alpen glühten am Spätabend und das Meer brillanten aufleuchtete in stiller Mitternacht."

Eine andere Stätte, von wo Licht ausging.

Von Prof. **Richter** in Dresden.

Eine Stätte, von wo Licht ausging, habe ich unsern freundlichen Lesern vor Kurzem vorgeführt (Gartenlaube 1863. Nr. 47. 48.). Diese Benennung gebührt in noch weit höherem Maße derjenigen Stätte, an welche ich Sie heute, wenigstens in der Einbildung, führen will. Bevor wir jedoch deren Bedeutsamkeit besprechen, will ich erst erzählen, wie es zuging, daß ich die selbe entdeckte.

Es war am 14. August 1855 Nachmittags, als wir, Freund Jatsch und ich, in offenem Einspännerchen aus der stolzen Hafenstadt Genua gen Westen rollten, um auf die genußreichste Art jene wundervolle Straße längs der Ufer des mittelländischen Meeres am Fuße der Seealpen hin zu bereisen, welche dem Baugenie Napoleon's alle Ehre macht und zugleich mit Recht als einer der reizendsten Striche der ganzen Erde, als das „goldne Ufer" Oberitaliens berühmt ist. Ueber Voltri und Arenza waren wir in ein Oertchen Namens Cogoletto gelangt. Hier hielt unser Kutscher plötzlich auf der Straße still, sprang mit italienischer Ungeniertheit vom Bocke, indem er uns in ein paar Worten andeutete, daß er hier etwas zu thun habe, — und verschwand, uns und das Pferd auf dem Pflaster stehen lassend. In dieser Lage fiel uns an der nächsten Ecke ein Kaffeehausschild in die Augen. Wir gingen dahin, bestellten bei der Wirthin einen „Caffe nero" (schwarzen Kaffee) und begaben uns dann, ohne in die ruhige niedrige Stube einzutreten, durch den Thorweg (s. das Bild) hinunter an das Meer, dessen klare blaue Wellen wir hinter dem Häuschen am Strande plätschern hörten. Von dieser Seite aus sah das Gebäude freilich noch dürftiger aus, als von der Vorderseite, welche ich dem Leser durch die gütige Vermittelung unseres Landsmannes, des Malers und Photographen Herrn Alfred Noack in Genua, hier im Holzschnitt zeige. Eine Holzgallerie mit einem Hüttchen daran, behangen mit alter Wäsche, darunter ein großer Misthaufen und ein kleines Gärtchen mit ein paar Büschen, — letzteres durch eine niedrige Steinmauer von dem flachen Strande getrennt, welcher, nur ein paar Schritte breit, die heranwandernden Schaumlinien des Meeres in Empfang nahm. Aber die Aussicht von da ist reizend und erhaben! Der ganze Golf von Savona, Genua und Spezzia, eingefaßt von lachenden Städten, Dörfern und Landhäusern, im Hintergrund durch die zackige Alpenkette geschlossen, und jede Wege im Glanz der Nachmittagssonne flimmend!

Durch das Haus in die düstre Wirthsstube zurückgekehrt, fanden wir einen Kaffee, der dem Namen Nero nur zu sehr Ehre machte, mag man dabei an den Römertyrannen oder an den Kettenhund denken: eine trübe schwarze Brühe. Aber die Wirthin bereiterte sich, diesen Mangel durch ihre von uns nur halb verstandene Unterhaltung in Genueser Italienisch zu ersetzen. Sie erzählte uns in der Kürze ihre ganze Familiengeschichte, wie ihr Schwiegersohn gegen die Oesterreicher gefochten und nach Amerika habe flüchten müssen, ihr die Tochter und die Kinderchen zur Versorgung zurückstand. Dann sprang sie plötzlich auf ein andres Thema über und betonte wiederholt „la casa di Colombo." Wir begriffen nicht, was die Alte wollte. Aber der eben eintretende Kutscher, der Brave hatte inzwischen für ein frischeres und besseres Pferd gesorgt, machte dem Mißverständniß ein Ende, indem er mit den Worten „si, si, questa è la casa di Colombo" („ja, ja, dies ist das Haus des Columbus"; uns einlud, ihm auf die Straße hinaus zu folgen, wo wir auf zwei über der Thür ange-

Digitized by Google

brachten Marmortafeln, einer älteren vom Jahre 1650 und einer neueren von 1826, die amtliche Versicherung lasen, daß hier das Geburtshaus des großen Entdeckers von Amerika stehe.“

Nun erwarte ich freilich, daß die Kritiker über mich herfallen und erklären werden, daß Columbus' Geburtsstätte nicht geschichtlich nachzuweisen stehe, daß sich nun diese Ehre so viel Orte streiten, wie um Homer's Geburtsstadt, daß insbesondere Genua selbst darauf Anspruch mache, indem sich der große Admiral selbst immer nur einen gebornen Genueser genannt hat, sodann Piacenza, Cuccare, Finale, Oneglia, Savona und Boggiasco. Was Alles ausführlich zu lesen ist in Washington Irving's berühmter Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus (im fünften Anhang des letzten, 4., Bandes). Hierauf erwidere ich, daß Columbus gewiß mit Recht, auf seine freistaatliche Abstammung stolz, sich einen Genueser genannt haben wird, weshalb er nicht in der Hauptstadt selbst, sondern nur im Staate Genua geboren zu sein brauchte. Vor Allem aber bestimmt mich der Umstand, daß keine andere Stadt uns so wie Cogoletto einen bestimmten, sicht- und greifbaren Punkt als Columbus' Geburtsstätte aufweist und daß kein Platz der Welt geeigneter war, die Wiege und Jugendzeit des Mannes aufzunehmen, dessen Ahnungen und Combinationen über tausend Meilen hinüber eine neue Welt finden sollten. Ich kann mir recht gut vorstellen, wie der phantasiereiche Knabe in diesen Fleckchen, zwischen Meer und Gebirge eingeklemmt, jenseits des Ersteren unbekannte südliche Welten, jenseits der Letzteren wunderbare nordische Länder geahnt und geträumt haben mag; wie er, in den das Gärtchen besprühenden Meereswogen herumwatend, schwimmend und fahrend, frühzeitig jene Vertrautheit mit dem salzigen Elemente erworben haben mag, welche ihn später zu einer noch heute ungewöhnlichen Kühnheit im Befahren des unendlichen Oceans sowohl als der gefährlichsten Korallenriffe und Inselklippen des westindischen Meerbusens befähigte. Denn man darf nicht übersehen, daß diese vermessene und dabei doch umsichtvolle Kühnheit, dieses innige Vertrautsein mit dem Seeleben und seinen Gefahren eine der ersten Vorbedingungen war, welche ein Mann besitzen mußte, der mit Vorbedacht und Entschluß darauf ausging, die unbekannte Hälfte des Erdballs zu umschiffen.

Hinweg alle mit den Zweifeln! Sei's hier oder in der Nähe, wir stehen auf einer Stätte, würdig zur Erinnerungsfeier an denjenigen Mann, dem die europäische Menschheit mehr vielleicht als manchem Anderen ihre Erlösung aus schanderhafter Verdummung und ihren Uebergang zu einem Zustand unausgesetzt-geistigen Fortschreitens auf der Bahn thatsächlichen Forschens und kühner Entdeckungen verdankt. Diese Bezeutung des Columbus klar zu machen, ist der Zweck unseres heutigen Artikels.

Die Geschichte des Columbus und seiner Reisen ist wohl den meisten unserer Leser aus Campe's vielgelesener Kinderschrift oder aus dem erwähnten classischen Werke W. Irving's bekannt genug. Für unsern Zweck genügt es, an folgende Umstände zu erinnern. Columbus widmete sich frühzeitig mathematisch-geographischen und andern dem Seefahrer nöthigen Studien und war von Jugend an Seefahrer gewöhnt. An der Seite zweier, ebenfalls als Schiffsbefehlshaber berühmter Verwandter nahm er schon als junger Mann an den für jene Zeit sehr kühnen und großartigen Entdeckungsreisen Theil, welche von den Portugiesen längst der westafrikanischen Küste nach den canarischen Inseln und dem grünen Vorgebirge hin ausgedehnt wurden. Er reiste aber auch nach Norden, bis nach Island und hatte demnach den längsten Strich der damals bekannten Welt, ziemlich 70 Breitengrade, also etwa den 7. Theil des Erdumfanges befahren. Theils auf diesen Reisen, theils bei seinem Aufenthalt in Portugal, wo er sich verheirathet und niedergelassen hatte, aus den Nachrichten zahlreicher anderer Seefahrer und Erdkundiger, sammelte er jene Summe von Thatsachen, aus denen sich in immer steigender Gewißheit die Schlußfolgerung ergab, daß im Westen von Europa ein großes Festland liegen müsse, von welchem der die Wellen nicht selten Baumstämme, tropische Früchte, menschliche Schnitzwerke und sogar die Leichen einer neuen Menschenrace an die Küsten der westeuropäischen Länder anschwemmen.

Die Art und Weise, wie Columbus diese Thatsachen sammelte, bewahrheitete, zusammenstellte und zu haltbaren Schlußfolgerungen verwendete, entspricht ganz der Art, wie es die Naturforscher heutzutage beim Aufsuchen neuer Wahrheiten machen, dem sogen. Inductionsverfahren. Daher kam aber auch jene Macht der Ueberzeugung, welche unsern Columbus veranlaßte, in jedem Mißgeschick und unter unaufhörlichem Kampf mit unverständigen oder flachen Menschen sein Project 18 Jahre lang festzuhalten und von einer Regierung zur andern zu wandern, um zur Ausführung desselben ein paar elende Schiffe und eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe — welcher er sein gesammtes eigenes Vermögen zulegen mußte — bewilligt zu erhalten. Es ist bekannt, daß ihm hierzu schließlich mehr das Vertrauen der Königin Isabella verholfen hat, welche mit weiblichem Takt den christlichen Mann in Columbus erkannte und ihm geistesfreies eine treue Beschützerin blieb, als die Intelligenz der Gelehrten und Staatsmänner, denen sein Plan und dessen Gründe zur Prüfung vorgelegt wurden. Im Gegentheil! Die noch erhaltenen Verhandlungen dieser zu Salamanca im Dominikanerkloster St. Stephan von Professoren der Astronomie, Geographie, Mathematik und anderer Wissenschaften, so wie von verschiedenen kirchlichen Würdenträgern und gelehrten Mönchen abgehaltenen Rathes beweisen nur allzuklärlich, bis zu welchem Grad der Verdrüsterung und Verkehrtheit die Köpfe in jener Zeit „durch mönchischen Aberglauben und Faselwissen“ gerathen waren.

Die echte Gelehrsamkeit hatte in Spanien bisher so wenig Fortschritte gemacht, daß diese vermeintlichen Weltweisen nicht einmal die ersten Gründe begriffen, worauf Columbus seine Muthmaßungen und Hoffnungen stützte. Gleich an der Schwelle der Untersuchung wurde Columbus statt geographischer Einwürfe mit Stellen aus der Bibel und mit den darauf bezüglichen Auslegungen der Commentatoren und Kirchenväter angegriffen. Mathematische Beweise wurden aus der Kirchenlehre widerlegt. Dem einfachen Satze, daß die Erde eine Kugel ist, wurden die biblischen Ausdrücke der Bibel entgegengehalten, wonach der Himmel mit einem ausgespannten Teller (in den Psalmen oder einem Zelte (bei Paulus) verglichen wird. Daß es Gegenfüßler (Antipoden) gebe, ward mit Lactantius für absurd erklärt. Einige behaupteten, der Umfang der Erde sei so groß, daß eine solche Seefahrt drei Jahre dauern müßte. (Columbus rechnete nur 7—800 Seemeilen.) Andere behaupteten, daß ein Schiff, wenn es dorthin gefahren sei, wegen der Kugelgestalt der Erde nicht wieder zurückkommen könne, weil es dann bergauf segeln müsse! Als ob dies nicht auch von der Hinfahrt gelten müßte!, Noch Andere behaupteten, daß es unterm Aequator so heiß sei, daß Alles verbrennen müsse. Und doch waren die Portugiesen damals schon seit Jahren in den Aequatorländern herumgeschifft, und Columbus mit ihnen!

Die Mehrzahl zeigte sich schon im Voraus gegen dieses Project eines unbekannten Abenteurers eingenommen. Sie sagten, es sei Vermessenheit, wenn Jemand lügen sein wolle, als alle gelehrten Leute vor ihm. Wenn es wirklich solche Länder gäbe, so wären sie durch den Scharfsinn früherer Jahrhunderte schon längst entdeckt worden sein. Es sei eine starke Anmaßung von solch einem gemeinen Mann, gegenüber von Männern in hohen Aemtern und Würden zu glauben, daß ihm große neue Entdeckungen vorbehalten seien.

Und doch, lieber Leser, dürfen wir uns beim Vernehmen dieses Unsinns, welchen nur das Eine entgegenzuhalten war: „Versucht es doch, anstatt darüber zu disputiren!“ — wir dürfen uns wahrlich nicht zu sehr unserer heutigen Weisheit rühmen. Noch vor dreißig Jahren sind gegen den Entwurf der ersten größeren deutschen Eisenbahn, der von Leipzig nach Dresden, nicht minder sächerliche Bedenken und Voraussurtheile vorgebracht worden, wie beim hohen Rath zu Salamanca, etwa die Bibelsprüche und Kirchenväter abgerechnet. Denn der mittelalterliche Geist der Autoritätsgläubigkeit und Voraussweiserei ist heutzutage noch lange nicht vollständig aus den Köpfen der Leute verschwunden. Noch heute giebt es Läu-

„Uespes, siste gradum: fuit hic fax prima Columbo,
Orbe viro majori: heu, nimis arcta domus.“

(„Wanderer, benenne Deinen Schritt: hier soh Columb das erste Licht, ein Mann, größer als der Erdkreis; — ach, ein enges Häuschen.“)

„Unus erat mundus; duo sunt, ait iste: fuere.“

(„Es gab nur eine Welt. Zwei sind es, sprach Er: sie waren.“)

Con generoso ardir, dell' area all' onde
Ubidiente il vel Colombo prende
Corre, s'aggira terren sempre e fronde
D'ollro in seguo al gran Nor to rende
L'imita in cio' Colombo ad s'ascende
E da sua patria il mar solcando fonde.
Terreno alin scoprendo diede fonde
Offerendo all' Ispano un nuovo mondo.

Digitized by Google

der, wo man einem neuen Erfinder mit demselben Apparat von Klügeleien und Düfteleien (Sophismen) entgegentritt. Noch leben Männer, denen man es seiner Zeit zum Verbrechen angerechnet hat, daß sie neue Bahnen suchten und die Aussprüche ihrer ehrwürdigen Lehrer nicht als entscheidend anerkennen wollten, oder denen man Stillschweigen geboten, weil sie hergebrachten wissenschaftlichen Ansichten, die von oben her bestätigt wurden, zu widersprechen wagten.

Dieser mittelalterliche Geist war nun aber zu Columbus' Zeit gerade mächtiger als je. Soeben waren die Araber, die letzten Träger der Wissenschaft, welche theils altgriechische Kenntnisse fortgepflanzt, theils selbstständige Forschungen, besonders auf naturwissenschaftlichem Felde, gepflegt hatten, aus Europa vertrieben, unterjocht und zersplittert worden. Die Inquisition bereitete sich vor, ein paar Jahrhunderte lang den Glaubenseifer durch fanatische Menschenopferei zu feiern. Staat und Kirche waren fest verbunden, jede leperische Abweichung von den obrigkeitlich oder kirchlich befohlenen Gedankengängen zu unterdrücken und bitter zu bestrafen. Ein schwerer Druck, ein dicker Nebel lastete auf allen denjenigen Geistesanlagen des Menschengeschlechtes, durch welche wir befähigt werden, vorwärts, aufwärts, dem Göttlichen zu, und zu entwickeln. Und sie trohten, immer schwerer, immer dicker zu werden. Es läßt sich nicht denken, wie dies von selbst im Laufe der Dinge hätte besser werden sollen. Durch Erörterungen allein wird die Masse nicht frei; sie begreift erst Thatsachen. Allerdings war damals die Buchdruckerkunst schon erfunden; sie machte es möglich, daß vieles ehedem Verborgene zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Aber die Buchdruckerpresse ist leicht zu unterdrücken, wie wir noch heutzutage merken; sie wäre in jenen Zeiten noch leichter und vielleicht für immer zum Schweigen zu bringen gewesen, wenn die verbündeten politischen und kirchlichen Machthaber des gesammten Europa's ernstlich gewollt hätten. Und wo nicht, so blieb es immer noch möglich, wie heutzutage, sie in ausgedehntem Maße zur Verdunkelung der Menschengeister zu benutzen. Noch heutzutage ist die Masse der Schriften, welche die Köpfe verdummen und die Denkkräfte verweichlichen, wie manche Romane es thun, überwiegend größer, als die Zahl der wahrhaft aufklärenden und die geistige Spannkraft erhöhenden. Zudem ist die Zahl der Lesenden immer eine geringe und war damal vorschwindend klein. Die große Mehrzahl des Volkes lebte in bodenloser Unwissenheit und Aberglaubigkeit, zwischen knechtischer Arbeit und rohem Sinnesgenuß getheilt. Seine Weisheit und Frömmigkeit bestand in auswendig gelerntem Wortkram, hirnverwirrenden Glaubenssätzen und kindischer Furcht vor Geistern und Höllenmächten, womit sie von ihren klerikalen Zwingherren gängstigt wurden. Zauberglaube, Hexenverfolgung und Ketzerverbrennung waren an der Tagesordnung; letztere gehörten zu den öffentlichen Festlichkeiten. Vernunft und Natur, beide waren proscribirt, verpönt und gefürchtet zugleich.

Die höheren Stände waren ebenfalls großentheils aller eigentlichen Bildung fremd. Ihr Hauptinteresse war entweder Jagd- und Kriegeslust, welche den Menschen zum Raubthier herabziehen, oder Lied und Liebe, die der Mensch mit dem Finkengeschlecht gemeinsam hat. Aber von jenen Geisteskräften, welche den Menschen vom Thiere unterscheiden und zu der stolzen Hoffnung berechtigen, daß mit dem Menschengeschlecht eine neue zukünftige Reihe vollkommener Geschöpfe beginne — von diesen höheren Geistesfähigkeiten wurde keine für würdig gehalten. Die Gelehrten endlich, aller Ursprünglichkeit und Schöpferkraft bar, klammerten sich an die überlieferten Sätze längst verstorbener Schriftsteller und an die von der Kirche amtlich vorgeschriebenen Glaubenslehren. Auslegung (Commentiren) und Zergliederung solcher alter Sätze galt für Gelehrsamkeit, Spitzfindigkeit und Wortklauberei für Scharfsinn, Schulweisheit (Scholastik) für Kenntniß. Man bildete sich ein, Etwas zu wissen, wenn man nachsprechen, was die Leute vor Jahrhunderten zu wissen gemeint hatten. Selbstständig zu untersuchen, ob solche Autoritäten Recht hatten, ob der Kern der Sache wahr oder unwahr sei, kühn in die noch unbekannten Thatsachen hineinzugreifen, um ein paar neue Wahrheiten zu erhaschen: das wagte Niemand, das wäre Vermessenheit gewesen. Die oben berichtete Geschichte des Rathes zu Salamanca, wo schließlich die unstudirten Dominikaner noch am meisten für die Sache des gesunden Menschenverstandes, d. h. des Columbus, Partei nahmen, giebt und ein deutliches Bild, wie es in den Köpfen jener Gelehrten aussah.

In diese Finsterniß nun fiel zuerst ein erleuchtender Morgensonnenstrahl durch die oben erwähnten Entdeckungsreisen der Portugiesen längs der Westküste von Afrika, die Entdeckung der Canarien, Madeira's, Teneriffa's und des grünen Vorgebirges. „Das Gerücht von diesen Seereisen verbreitete sich bald in ganz Europa. Die Menschen, welche lange Zeit gewohnt waren, die Wirksamkeit und Kenntniß des menschlichen Geistes in ihren bisherigen Kreis einzuschränken, erstaunten, als sie den Kreis der Schiffahrt so plötzlich erweitert und eine neue Aussicht eröffnet sahen auf Reisen in Weltgegenden, von deren Dasein man in den vorangegangenen Zeiten nichts gewußt hatte. Die Gelehrten und Denker machten Schlüsse und Theorien über diese unerwarteten Entdeckungen. Das Volk staunte. Muthige Abenteurer eilten aus allen Ländern Europa's herbei, ihre Dienste anzubieten," schreibt Robertson in seiner Geschichte von Amerika.

Eine kleine naturwissenschaftliche Entdeckung gab diesem neuen Triebe das Mittel zum Hinausschweifen in den Ocean. Dies war die Entdeckung der Eigenschaft des freischwebenden Magneties, sich mit der Axe quer gegen den Erdumlauf, also mit den beiden Spitzen gegen beide Pole zu stellen, die Erfindung der Magnetnadel, welche sich rasch unter den Schifffahrern verbreitete. Erst diese machte es möglich, bei Nacht und Nebel in's weite Meer hineinzusteuern, während bis dahin die Schiffer sich immer ängstlich am Lande hin drücken mußten, um nicht bei fehlendem Stern- und Sonnenschein Gefahr zu laufen, alle Richtung zu verlieren und die Hoffnung auf Heimkehr einzubüßen. Jetzt vertraute man sich kühn, und die Columbusse unter den Kühnsten, fliehet zitternden stählernen Wegweiserin an, und sie war es denn auch, welche unsern Helden — nicht ohne einige Schelmereien der Abweichung vom richtigen Pol — glücklich in das gelobte Land brachte.

Die Art und Weise, wie Columbus diese kühne Erstlingsreife ausgeführt hat, ist unsterblich für jeden Entdecker in jeder Wissenschaft. Er maß Alles am Himmel und in den Tiefen; er hielt genaue Rechnung über jede zurückgelegte Seemeile (sogar doppelt, eine echte für sich und eine verminderte für sein zaghaftes Schiffsvolk); er beobachtete alle sich darbietenden Erscheinungen in der todten und lebenden Natur und schrieb die Beobachtungen sofort mit der Farbe des frischen Eindrucks in seine Tagebücher nieder. Er controlirte scharf alle neu dargebotenen Thatsachen, z. B. die heranschwimmenden Pflanzen, die auf das Schiff flatternden oder vorbeiziehenden Vögel, um zu prüfen, in wie weit sie das Vorhandensein eines westlichen Festlandes bestätigten, das heißt die Summe der beweisenden Umstände für einen solchen Inductionsschluß vermehren. Und so wurde am 11. Octbr. 1492 diese wundervolle neue Welt entdeckt; nicht durch den blinden Zufall, nicht durch die Laune eines Wagehalses, sondern durch die langjährige Arbeit eines Forschers, welcher von richtigen Grundsätzen ausgehend die Thatsachen reden lehrte und an dem, was sie ihm mittheilt, mit unerschütterlicher Festigkeit und Folgerichtigkeit festhielt, bis er seine Aufgabe gelöst hatte. Freilich, „die Aufsührbarkeit einer solchen Fahrt war einmal jener natürlichen Geheimnisse, welche in der bloßen Speculation für unausführbar gelten, aber, einmal ausgeführt, die allereinfachsten Dinge von der Welt sind." Columbus war sich dessen recht wohl bewußt, wie die bekannte Geschichte vom Ei beweist. Denn als einige Zeit nachher ein naseweiser Hofling meinte: „wenn Columbus nicht gewesen wäre, würde wohl ein Anderer die neue Welt gefunden haben!" — da forderte Columbus ihn und die übrige Gesellschaft auf, ein Ei auf die Spitze zu stellen, so daß es stehen bleibe. Und als dies keiner vermochte, stieß er die Aufgabe durch Zerklopfen der Schale. „Nichts leichter als das!"

Die nächste Wirkung von Columbus' Entdeckungen war Bewunderung und Entsetzen in der ganzen civilisirten Welt. Jedermann betrachtete es als ein Ereigniß, bei welchem er selbst mehr oder minder betheiligt sei und welches ein neues schrankenloses Feld der Untersuchung und des Erwerbes eröffne. Pomponius Lätus, ein Gelehrter jener Zeit, schreibt von sich, er sei vor Entzücken in die Höhe gesprungen und habe Freudenthränen geweint. Peter Martyr, ein anderer Gelehrter, schrieb, er fühle eine wahre Glückseligkeit des Geistes, sich mit den zurückgelehrten Entdeckern zu unterhalten. Es sei ihm zu Muthe, wie einem Armen, dem sich reiche Schatzkammern öffnen. Die Seele fühle sich erhoben, wenn sie solche glorreiche Erfolge betrachte. „Alles, was man bisher für groß und glänzend gehalten hatte, verschwand und ver-

Digitized by Google

dunkelte sich beim Vergleich mit so wunderbaren und unerwarteten Begebenheiten. Die Aussichten erweiterten sich, und erweckten den menschlichen Geist zu größerer Thätigkeit. Er strebte den Gegenständen, die sich ihm vorbieten, eifrig nach und spannte seine wirksamen Kräfte an, um eine neue Laufbahn zu betreten."

Zunächst waren es natürlicherweise die Habgier und Herrschsucht, dann Bigotterie und Bekehrungseifer, welche durch die Entdeckung jener neuen, gedrängten und von schmächtigen Indianerstämmen bewohnten Länder geweckt wurden. Diese niedrigen Motive hatten aber, wie es oft in der Weltgeschichte ergeht, höhere, geistige Errungenschaften zur Folge. Der alte Autoritätsglaube, der Beherrscher des Mittelalters, stürzte zusammen, und zwar durch die Macht des wirklich Erlebten, welche überall sicherer und durchgreifender auf die Massen wirkt, als Belehren und Zureden. Diese Aufklärung war durch keine Macht des Herrscher- und Priesterthums mehr zu unterdrücken. Die Leute erstaunten über ihre bisherige

es möglich, daß das Menschengeschlecht wirkliches Wissen und geistige Fortschritte erziele.

Diese Philosophie, welche am kürzesten mit dem deutschen Sprüchwort: „probiren geht über studiren!" bezeichnet werden kann, ist nach und nach die herrschende unserer Zeit geworden, zuerst in den Naturwissenschaften, dann in der Heilkunst, endlich auch in den die Natur des Menschen und dessen sociales Treiben behandelnden Wissenszweigen, wo sie, wie z. B. in der Volkswirthschaft, als statistische und numerische Methode bekannt ist. Ueberall setzt sie in diesen Wissenschaften an die Stelle des früheren aus dem Gehirn der Gelehrten herausgesponnenen Wissens die nackten Thatsachen und das, was die Thatsachen bei richtiger Behandlung von selbst aussprechen. Sie setzt den Fortschritt darein, neue Thatsachen aufzusuchen, die alten zu beglaubigen, beide zusammenzustellen und zu zwingen, daß sie neue Wahrheiten oder doch Wahrscheinlichkeiten kundgeben. Dieses gesammte, besonders von den neueren Natur-

Columbus' Geburtshaus in Cogoletto.

Unwissenheit; sie lernten deren Quellen mißachten; sie begannen sich auf ihre eigenen Sinne und ihren gesunden Menschenverstand mehr als auf fremde Zureden zu verlassen; sie erwarben den Muth, selbständig auf der Entdeckungsbahn vorwärts zu gehen, neue Thatsachen aufzusuchen und Untersuchungen über die Gültigkeit alles bisher Geglaubten zu unternehmen.

Diese dem 15. Jahrhundert und seinen Entdeckungen entstammende Geistesrichtung fand ihren wissenschaftlichen Ausdruck in dem philosophischen System des berühmten englischen Staatsmannes Baco von Verulam, der von 1561 bis 1626 lebte. Baco lehrte die Menschen, sich von Vorurtheil und Autoritätsglauben gründlich frei zu machen. Er zeigte, daß die bisherigen Philosophen hauptsächlich auf Hirngespinnsten beruhten, die der Mensch in sich bildete und an die Stelle realen Wissens setzte. Er lehrte, wie man der Einbildungskraft Zaum und Zügel anlegen müsse und statt dessen an der Hand nüchterner Beobachtung zu Erfahrungen, an der Hand unausgesetzter Versuche zu Entdeckungen gelangen könne. Er gab sorgfältig die Verfahrungsweisen und Vorsichtsmaßregeln an, welche man befolgen muß, um nicht in Irrthümer zu verfallen, sondern wirklich haltbare Wahrheiten zu finden. Fortan sollte jeder Forscher, in jedem Gebiete des menschlichen Wissens, ein Entdecker, ein Columbus in seinem Fache werden. Nur auf diesem Wege ist

wissenschaften durch eine Menge neuentdeckter Instrumente und Verfahrungsweisen gefördertes System des wissenschaftlichen Fortschrittes hat seinen Ausgang von Baco's Philosophie. Und ein Baco wäre nicht möglich gewesen ohne einen vorherigen Columbus. So feiere denn die neue Zeit jene Hütte als eine Stätte, von wo Licht ausging!

Daneben dürfen wir nicht gering anschlagen die Unsumme neuer Thatsachen, welche mit und in Folge der Entdeckung Amerikas bis auf heute den Schatz des menschlichen Wissens vermehrt haben. Welche unerhörten Bereicherungen erhielten nicht die Naturwissenschaften, die Sternen- und Erdkunde, die physikalische Erdkunde vor allen (Columbus selbst entdeckte zuerst die Abweichung der Magnetnadel), die Gesteins-, Pflanzen- und Thierkunde, die Schiffahrtskunst; welche Bereicherungen der Bergbau mit edlen Metallen, Kostbarkeiten, Lebensmitteln (Cacao, Zucker ꝛc.), Kleidungsstoffen (Baumwolle, Pelzwerk ꝛc.); welchen Anstoß der Landbau in den verschiedensten Zonen (Zucker-, Mais-, Tabaks-Erzeugung ꝛc.)! Vor allem aber wichtig wurde es, daß der neue Erdtheil eine Fluth der unternehmendsten und thatkräftigsten Persönlichkeiten aus Europa zu sich hinüber lockte, um dort nützlich zu schaffen oder als Saat einer reichen Zukunft zu Grunde zu gehen. Zunächst strömten allerdings hauptsächlich wilde Abenteurer hinüber, dann herrschsüchtige

Digitized by Google

Staats- und Kirchenbeamte; bald aber folgten auch friedliche Colonisten, Arbeiter und Kaufleute. Nicht lange, so wurde America die Zuflucht aller, welche Freiheit suchten, zuerst in religiösen, dann in politischen Dingen. Und die Freiheit wurzelte dort drüben zeitiger als im alten Lande ein, und kam von dort als Rückfracht zurück. Bis heute hat jener Schritt, den America zu seiner Befreiung gethan, einen Rückschlag auf entsprechende Theile Europas ausgeübt: Nordamerika auf England, Frankreich, selbst Deutschland, Südamerika auf Spanien und Portugal. „Mit dem Bekanntwerden Amerikas beginnt wirklich eine neue Periode der Menschen-, Völker- und Staatengeschichte. Denn wie der enge Wohnkreis wurde auch der menschliche Gesammtkreis dadurch zu einer höheren Stufe der Ideenwelt erhoben. Nun erst wurde Gesammtanschauung aller Kräfte und Anlagen des Menschengeschlechtes durch die vollständige Kenntniß seines ganzen Erscheinungshauses, des Erdballs, möglich," so schreibt Carl Ritter in seiner allgemeinen Erdkunde.

Am merkwürdigsten aber ist es, daß der eben geschilderte Columbus'sche Geist in den Amerikanern, wenigstens in den Bürgern der Vereinigten Staaten Nordamerikas, vollständig verkörpert, zu Fleisch und Blut geworden ist. Dies ist der den echten Yankee überall kennzeichnende Grundsatz des „go ahead", des Drauflosgehens. Wo der Europäer, und vor Allem der gute Deutsche, sich erst noch lange, lange bedenkt und das Für oder Wider einer Sache grübelnd abwägt: da hat sie der echte Amerikaner schon längst angepackt und in's Werk gesetzt; denn Probiren geht ihm über Studiren, und Zeit gewonnen heißt ihm Geld gewonnen. Neue Erfindungen, halbreife Pläne, bloße Einfälle ergreift der echte Yankee mit einer Raschheit und führt sie mit einer Entschiedenheit aus, wobei einem ehrlichen Deutschen ganz schwindelig zu Muthe wird. So kommt es freilich zu vielen Fehlschlägen; aber „dabei lernt man was!" So geschieht es aber auch anderseits, daß keine Nation der Erde in gleich kurzer Zeit gleich viele große und schwierige Werke durchgeführt, gleich viele Erfindungen und Entdeckungen verwirklicht, gleich viele und bedeutende Verbesserungen in allen sachlichen und technischen Zweigen vollbracht hat, wie das energische und forschritteinthätige Volk der nordamerikanischen Freistaaten.

Und wenn dieses kühne Volk einst, hoffentlich bald, seine jetzige, mit derselben go ahead-Manier ergriffene Aufgabe beendet haben wird, dem Sclavenhalterthum ein Ende zu machen und den Schandfleck der Leibeigenschaft und Sclavenzüchterei von der Union abzuwaschen; wenn die Sterne Uncle Sam's, wieder alle auf einem Banner vereinigt, stolzer als jetzt in die alte Welt herüber leuchten werden: dann möge sich America desjenigen Mannes erinnern, den es nicht nur seine Entdeckung, sondern auch seine Fortschrittsprincipien zu verdanken hat. Dann möge sich neben der bescheidenen Hütte zu Cogoletta ein Riesenthurm erheben, welcher, weithin über den Golf von Genua sichtbar, ein Sternenbanner flaggend, in alle Welt hinausrufe: „Hier ist das Haus des Columbus!"

Die Geschichte der deutschen Telegraphie.

„C'est une idée germanique!" sagte am 5. November 1809 Napoleon I. zu seinem Leibarzt, dem Baron Jean Dominique Larrey, als dieser ihm einen vollständigen elektrischen Telegraphen vorgelegt und dabei erklärt hatte, daß mit diesem Apparat zwischen Straßburg und Paris eine unmittelbare Verbindung möglich sei, während der optische Telegraph, bei seiner Beschränktheit auf bestimmte Entfernungen, die Wiederholung der telegraphischen Zeichen auf vielen Stationen nothwendig mache und ebendeshalb vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt sei, der Unterbrechungen seiner Thätigkeit durch Nacht und Nebel nicht zu gedenken. „C'est une idée germanique", wiederholte der Kaiser, indem er die Legung und Sicherung eines Verbindungsstranges von solcher Länge für viel zu schwierig erklärte, um ausgeführt zu werden, und wies damit die Erfindung als eine „deutsche Träumerei" — denn das lag in dem wegwerfenden Ton, mit welchem er sie als „idée germanique" bezeichnete — ohne Weiteres von sich.

Wir nehmen heute Napoleon's Ausspruch als ein geschichtliches Zeugniß auf für die deutsche Ehre der großen Erfindung. Daß dies aber überhaupt nöthig ist, daß trotz der hohen wissenschaftlichen Stellung des deutschen Erfinders, trotz der ausführlichen Darlegung der Erfindung in deutschen akademischen Denkschriften, trotz der Empfehlung durch berufene Männer der Wissenschaft in Frankreich, England, Rußland und Oesterreich, ja trotz der praktischen Ausführung im Kleinen an zwei Stätten deutscher Gelehrsamkeit, daß trotz alledem die deutsche Ehre der Erfindung so ganz und gar vergessen werden konnte, daß bis heute die große Menge im guten Glauben auf die Ehrlichkeit fremder Ansprüche die Ehre der Erfindung an Namen wie Morse knüpfte, der lediglich durch Verbesserungen sich Verdienste erworben hat, das ist ein so ganz gewöhnliches Stück deutscher Erfahrung, daß man sich am Ende wundert, wie Einen über derlei immer neue Entrüstung packen mag.

Der Erfinder des elektrischen Telegraphen ist der berühmte Anatom und Physiolog Samuel Thomas von Soemmering, und die Zeit der Erfindung das Jahr 1809. Soemmering, ein geborener Thorner, war Professor der Anatomie in Mainz, als die Universität daselbst aufgelöst wurde. Er lebte dann als praktischer Arzt in Frankfurt am Main, ging 1804 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München und wurde 1810 königlich baierischer Geheimer Rath. Diese Reis, ist keine müßige, sie soll beweisen, daß hier das öffentliche Vorurtheil und die nationale Gleichgültigkeit nicht einen armen Forstmann, wie Bessel, den deutschen Erfinder der Schiffsschraube, oder einen armen Artillerie-Unteroficier, wie Wilhelm Bauer, den deutschen Erfinder der unterseeischen Schiffahrt, vor sich hatte, sondern einen berühmten, hochverdienten und auch im Leben hochgehaltenen Mann.

Daß dieser deutsche Gelehrte einer der größten vergleichenden Anatomen der neuern Zeit gewesen, erzählt jedes Conversations-Lexikon. Dagegen hat bis heute das Kleinerwerk der deutschen Biographie meist davon geschwiegen, daß diesem Gelehrten allein auch die Ehre zukommt, nun die sich noch in der neuesten Zeit Russen, Engländer und Amerikaner streiten, die Ehre der ersten Idee, den Galvanismus für Telegraphie zu benutzen. Die Veranlassung zu dieser Erfindung war folgende.

Am 5. Julius 1809 saß Soemmering in Bogenhausen an der Tafel des Ministers Grafen Montgelas. Im Laufe der Unterhaltung äußerte der Minister gegen den von ihm sehr geschätzten Gelehrten, die Akademie würde ihn erfreuen, wenn sie ihm Vorschläge zu einem möglichst zweckmäßigen Telegraphen vorlege. Dieser Wunsch war es, der die Erfindung erzeugte, und ihr selbst war bereits auf wissenschaftlichem Wege vorgearbeitet. Soemmering beschäftigte sich nämlich neben seinen Berufsarbeiten gern mit physikalischen, chemischen und aktronomischen Studien. Sie hatten ihn schon 1801 zu Versuchen mit der Voltaischen Säule geführt und die Wirkung derselben auf das Nervensystem in ihm schon damals die Ahnung einer Analogie zwischen galvanischer Erregung und Nerventhätigkeit erweckt. Konnte ihm da der Gedanke fern sein, isolirte galvanische Ströme zu einem telegraphischen Leitungsseil zusammenzuwinden und dadurch ein, wenn auch noch grobes Analogon eines Nervenstrangs zu construiren"? — Wie er nun, daran festhaltend, Versuch an Versuch reihte, bis endlich die ganze Erfindung vollendet und der erste Apparat in seiner Thätigkeit erprobt ist, dies Alles hat Soemmering in einem Tagebuch niedergelegt, aus welchem sein Sohn, Hofrath Dr. W. Soemmering, das Wesentlichste in einer Schrift* veröffentlichte, die uns für diesen Artikel als Vorlage dient.

Die hauptsächlichsten Tagebuchsätze sind:

Am 8. Juli 1809. „Die ersten Versuche gemacht, die Voltaische Säule zu einem Telegraphen zu verwenden, nämlich durch Gasentbindung Bubstaben an entfernten Orten zu bezeichnen. Die Batterie hatte 15 Glieder (Brabanter Thaler, Zink mit gesättigter Kochsalz-Auflösung befeuchtet und Zinkplatten."

Am 22. Juli. „Endlich den Telegraphen geendigt."

Diesen ersten elektrischen Telegraphen der Erde theilen wir hier in Abbildung mit. Soemmering hatte zu diesem „Tregapparat" bei Mechanikus Settele in München einen Glaskasten anfertigen lassen, dessen Boden aus Kork besteht, und in welchem 27 einzelne Goldstifte befestigt und mit den Bubstaben des

* Der Electrische Telegraph als deutsche Erfindung Samuel Thomas von Soemmering's, aus dessen Tagebüchern nachgewiesen von Hofrath Dr. W. Soemmering. Frankfurt am Main, 1863.

Digitized by Google

Alphabets nebst einem Wiederholungszeichen und Punkt bezeichnet sind, ferner für den Schreiber (des Telegramms) ein ähnliches Gestell, dessen 27 Zapfen ähnlich bezeichnet sind, wie die Abbildung zeigt.

Montag, den 28. August 1809. „Ich zeige meinen elektrischen Telegraphen in der Sitzung der Akademie vor. Gegenwärtig waren: Jacobi, Schlichtegroll, Krenner, Pallhausen, Niethammer, Martini, Reichenbach, Neumann, Gehler, Moll, Ritter, Ellinger, Pezzl, Flurl, Gilbbe und Imhoff." Welche gewichtigen Zeugen für den deutschen Ursprung einer solchen Erfindung, — der treuy dieser deutschen Akademie so gründlich aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen im Vaterland verschwinden sollte!

Im Herbst dieses Jahres 1809 war es, wo Napoleon mit seinem Leibarzt, Baron Larrey, nach München kam. Durch letztern, einen Verehrer Soemmerring's, gelangte, wie wir im Eingang erzählten, der neue Telegraph zur Kenntniß des französischen Kaisers.

Napoleon war nicht der einzige Zweifler an der Ausführbarkeit dieser „Idée germanique"; er fand auch hierin bei den Landsleuten Soemmerring's den eifrigsten Beistand. Ein Herr Premierlieutenant Prätorius erklärte, noch ehe in den Denkschriften der Münchener Akademie die Darstellung der Apparate mit den Abbildungen veröffentlicht war, die ganze Sache für eine paradore Idee, die wohl nur einem Scherze ihren Ursprung verdanke. Das geschah in Gilbert's Annalen und unter der Ueberschrift: „über die Unstatthaftigkeit der elektrischen Telegraphen für weite Fernen." —

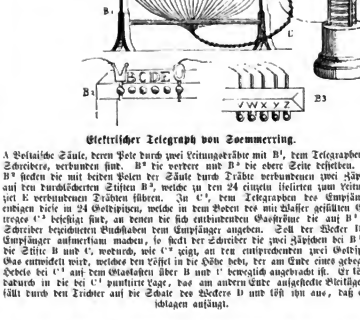
Aber auch die wissenschaftlichen Zeugen für die Erfindung mehrten sich. Trotz der Abneigung Napoleon's gegen dieselbe, legte Larrey den Apparat in einer Sitzung des Instituts von Frankreich am 5. December 1809 vor, und es wurde eine aus Biot, Carnot, Charles und Monge bestehende Commission zur Berichterstattung darüber ernannt. Der Bericht selbst ist zwar nicht vorzufinden, aber Biot hat die Belohnung Morse's in Paris noch mit erlebt und dasselbe Stillschweigen dazu beobachtet, wie so viele Männer der Wissenschaft in Deutschland.

Noch mehr geschah für das Bekanntwerden der Erfindung im Jahre 1811. Jetzt erst erschien der Band der Denkschriften der Münchener Akademie, welcher Beschreibung und Zeichnung der Apparate enthielt. — Im Juni dieses Jahres wird zuerst des Kais. Russ. Staatsraths Baron Schilling von Canstadt Erwähnung gethan, durch welchen die Kunde der Erfindung nach Rußland kam. Nachdem derselbe gemeinsam mit Soemmerring viele neue Versuche gemacht, u. A. den, den elektrischen Strom durch fließendes Wasser (durch einen Kanal und längs der Ufer der Isar) zu führen, nahm er einen ganz nach Soemmerring's Plan in München verfertigten Telegraphen mit nach Petersburg. Hier wohnte Kaiser Alexander selbst dem Versuche bei, mittels eines durch die Newa geleiteten Drahts eine Kanone der Peter-Pauls-Festung auf das Commando des Kaisers durch den elektrischen Funken abzufeuern. An eine Ausführung in's Große dachte man jedoch nicht.

Der im Mai 1811 aus Paris zurückgeschickte Apparat hatte die Ehre, die Erfindung Soemmerring's auch vor den dritten Kaiser Europa's zur Parade zu bringen. Ein russischer Graf Potocki ließ denselben am 5. Juli in Wien vor Franz I., der Kaiserin und den Erzherzogen Karl und Johann operiren. Seine Majestät waren „enchantirt" und wünschten sich einen solchen Telegraphen zur Verbindung von Wien und — Laxenburg. Selbst dieser bescheidene Wunsch blieb unerfüllt.

Am meisten schien Dalberg, der damalige Großherzog von Frankfurt, die interessante Neuigkeit zu würdigen, denn er überraschte Soemmerring dafür mit einem sehr ehrenden Schreiben und einer goldenen Medaille mit seinem Bildniß. Auch anderswo, in der Schweiz und in Holland, fand der Apparat laute Anerkennung.

Trotz aller dieser Zeichen von der erkannten Wichtigkeit der Erfindung blieb sie eine wissenschaftliche Rarität ohne praktische Anwendung; selbst der berühmte Mathematiker und Astronom Gauß in Göttingen, der im April 1815 ihretwegen nach München reiste, schien ihr damals noch keine andere Bedeutung verschaffen zu können.



Elektrischer Telegraph von Soemmerring.

A Voltaische Säule, deren Pole durch zwei Leitungsdrähte mit B^1, dem Telegraphen des Schreibers, verbunden sind. B^2 die vordere und B^3 die obere Seite desselben. Bei B^3 stecken die mit beiden Polen der Säule durch Drähte verbundenen zwei Zäpfchen auf den durchlöcherten Stiften B^3, welche zu den 24 einzeln isolirten zum Leitungsziel E verbundenen Drähten führen. Zu C^1, dem Telegraphen des Empfängers, endigen diese in 24 Goldspitzen, welche in dem Boden des mit Wasser gefüllten Glastroges C^2 befestigt sind, an denen die sich entbindenden Gasströme die auf B^1 am Schreiber bezeichneten Buchstaben dem Empfänger angeben. Soll der Wecker D den Empfänger aufmerksam machen, so steckt der Schreiber die zwei Zäpfchen bei B^1 auf die Stifte B und C, wodurch, wie C^3 zeigt, an den entsprechenden zwei Goldspitzen Gas entwickelt wird, welches den Deckel in die Höhe hebt, der am Ende eines gebogenen Hebels bei C^1 auf dem Glasboden über B und C beweglich angebracht ist. Er kömmt dadurch in die bei C^1 punktirte Lage, das am andern Ende aufgerichtete Bleistäbchen fällt durch den Trichter auf die Schale des Weckers D und tönt ihn aus, daß er zu schlagen anfängt.

Der Mann war todt, sein Werk konnte nicht untergehen, — aber sein Name konnte von diesem Werke getrennt, verschwiegen und endlich sogar vergessen werden.

Ueberzeugung, daß unter seinem Schutze dieser elektrische Telegraph nicht nur manche Verbesserungen gewinnen, sondern sehr bald zur höchsten Vollendung und zum beständigen Nutzen Großbritannicus gereichen sein wird." Und an Davy selbst schrieb er: „Sie werden es vielleicht noch erleben, daß der Telegraph durch den Canal geführt wird." So sicher blickte Soemmerring in die Zukunft seiner Erfindung.

Doch auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg. Im folgenden Jahre wurde Oersted's, des großen dänischen Physikers, Entdeckung des Elektromagnetismus bekannt, den der oben genannte Baron Schilling v. Canstadt sofort zur Construirung eines elektromagnetischen Telegraphen (mit zwei Leitungsdrähten) benutzte. In demselben Jahre siedelte Soemmerring von München wieder nach Frankfurt am Main über, wo er am 2. März 1830 starb.

Digitized by Google

Die Ehre der ersten praktischen Anwendung des elektromagnetischen Telegraphen sollte, trotz des Mißgeschicks des Erfinders des elektrischen, Deutschland dennoch zu Theil werden. Im Jahre 1833 construirten die Professoren Gauß der, wie oben bemerkt, adhjahn Jahre früher Semmerring's Apparat in München kennen gelernt hatte, und Weber in Göttingen einen sogen. Nadel-Telegraphen, welcher mit einer doppelten Drahtleitung das physikalische Cabinet der Universität mit dem außerhalb der Stadt gelegenen Observatorium in Verbindung setzte. Und vier Jahre später mußte wunderbarer Weise in München, der Heimstätte der Erfindung, Professor Steinheil von Göttingen aus angeregt werden, die Sternwarte in demselben Bogenbauten, wo die erste Anregung zu dieser Erfindung durch Montgelas gegeben worden, mit dem nämlichen Münchener Akademie-Gebäude, in welchem Soemmerring die ersten Versuche mit seinem Apparate öffentlich angestellt hatte, durch elektrische Telegraphendrähte bleibend zu verbinden.

Vierzehn Tage später, am 25. Juli 1837, feierte England das Fest der Einführung des ersten elektro-magnetischen Telegraphen durch den Probeversuch am Londoner Terminus der Nord-Westbahn mit einem Drahte von $1^1/_2$ englischen Meilen Länge.

Es gehört zur Aufgabe dieses Artikels, den Weg nachzuweisen, auf welchem die deutsche Erfindung nach England kam, denn es war dies nicht der gerade der directen Mittheilung Soemmerring's an Humphrey Davy, sondern ein sehr krummer.

Oben ist es gesagt, daß Baron v. Schilling Soemmerring's Telegraphen nach Petersburg gebracht, und daß er 1820 den ersten Versuch der Benutzung des Elektromagnetismus für die Telegraphie gemacht hat. Mit einem solchen, und zwar dem ersten, elektromagnetischen Apparat kam v. Schilling 1835 zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte nach Bonn. Hier zog derselbe besonders die Aufmerksamkeit des Prof. Munke von Heidelberg auf sich. Als Schilling mit seinem Apparat von Bonn nach Frankfurt ging und ihn in dem damals noch jungen physikalischen Verein bei Valentin Albert zeigte, kam auch Munke herbei und ließ den Apparat bei Albert nachmachen, um ihn für seine Vorlesungen in Heidelberg zu benutzen. In Heidelberg hielt sich damals ein Engländer, William Fothergill Cooke, auf, um im anatomischen Institut Wachspräparate für die neue Universität in Durham anzufertigen, und diesem erklärte Munke am 6. März 1835 den von Frankfurt mitgebrachten Telegraphen. Der Blick des Engländers sprang sofort ihm über die Beschränktheit des wissenschaftlichen Experimentirens mit der großen Erfindung hinweg; er gab seine ganze bisherige Beschäftigung auf, eilte mit seinem Funde nach England, wo er schon am 22. April ankam, und verfolgte fortan unablässig seinen Plan: elektromagnetische Telegraphen bei den Eisenbahnen in England einzuführen. Aber erst im Jahre 1837 kam er zum Ziel, und zwar nur durch seine Verbindung mit dem Professor der Physik am Kings-Collegium zu London, Wheatstone, mit dem er am 12. Juni ein Patent auf die Erfindung nahm und, wie bereits bemerkt, am 25. Juli die ersten Telegramme Englands durch den Draht sandte.

Die Entdeckung dieses Weges der deutschen Erfindung über Rußland, Bonn, Frankfurt und Heidelberg nach England und auch nach Amerika verdanken wir dem russischen Staatsrath Dr. v. Hamel, der, wie Schilling, ein Deutsch-Russe und für alle neuen Entdeckungen und Erfindungen lebhaft interessirt, es sich große Reisen in Europa und Amerika kosten ließ, um der Geschichte der Telegraphie auf die wahre Spur zu kommen. Ihm selbst gestand nämlich der Amerikaner Morse, welcher offenbar den Telegraphen auf seinen wiederholten Reisen in Europa kennen gelernt hatte, daß er die ersten Versuche mit einem noch sehr unvollkommenen Schreib-Telegraphen erst am 4. September 1837 gemacht habe — also 28 Jahre nach Soemmerring's Erfindung und 17 Jahre nach Schilling's erster Verbesserung derselben!

Daß ist die Geschichte der deutschen Telegraphie. Es liegt nicht in der deutschen Art, fremdes Verdienst zu verschweigen. Bereitwillig ist es anzuerkennen, daß Wheatstone und Morse die große Erfindung erst in's große Leben einführten und daß jener durch die Vervollkommnung des Nadeltelegraphen, dieser durch Construirung des Schreibtelegraphen, und beide durch die Energie in der Verfolgung ihrer praktischen Zwecke sich ein Recht auf besondere Auszeichnung in der Geschichte der Erfindung erworben haben; aber die Erfinder der Telegraphie sind sie nicht, und es war ebensoviel Anmaßung von jener Seite, die Huldigungen Europa's und Amerika's mit stolzer Erfindermiene entgegenzunehmen, als es namentlich in Deutschland mehr als die alte Lahmheit und Zahnheit gegen ausländische Frechheit war, in diese Huldigungen mit einzustimmen und mit den Lorbeerkranz für den Engländer und den Amerikaner den deutschen Erfinder so hoch zu überdecken, daß sieben Jahre nach seinem Tode sein Name für die Erfindung verschollen war und daß es zwanzig Jahre später gelehrter Forschungen bedurfte, um für ihn und Deutschland die Ehre der Erfindung zu retten!

Blätter und Blüthen.

Drei große deutsche Erfindungen dieses Jahrhunderts und ihre Schicksale. Von der Thüen-Schwärmerei, welche wir Deutsche mit unsern großen Erfindern, wenn sie todt sind, treiben, möchten wir, mit Bezug auf ebenstehenden Artikel, einmal einfach auf die nationalökonomischen Seelüste hinweisen, die wir dadurch erlitten haben, daß wir die erste Ausbeute unserer größten Erfindungen immer den Fremden überlassen haben.

Wir wählen dazu drei Lieblingsnamen. Joseph Reisel* ist der Erfinder der Schiffsschraube. Schon 1812 war diese Erfindung fertig und probirt, und erst 1840 feierte sie als englische Erfindung eine geschäftige Auferstehung. Welchen Vorsprung hätte die österreichische Marine gewinnen können, hätte sie sich 1812 zum Allmindern unsrer Erfindung gemacht! Wer berechnet den Schaden, welcher der deutschen Schiffahrt durch die unverantwortliche Widmung dieser großen Geistesgeburt zugefügt wurde? Und als im Jahre 1852 die englische Regierung für den wirklichen Erfinder der Propellerschraube einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. aussetzte, — und die von der österreichischen Regierung beglaubigten Documente über den deutschen Ursprung der Erfindung nach London wanderten, — wer erhielt die schöne Summe? Fünf Engländer, deren Namen die britische Admiralität noch heute nicht bekannt gemacht hat!

Noch entschiedender sind die Vortheile, welche Deutschland über die ganze Bevölkerwelt in Europa errungen hätte, wenn Soemmerring's Erfindung der elektrischen Telegraphie zuerst bei uns verstanden und in's Große ausgebildet worden wäre. Wie mit der Schiffsschraube, war mit der Telegraphie Deutschland dem Ausland um 20—30 Jahre voraus! Wer berechnet die Größe des deutschen Verlustes durch die Verwahrlosung dieser solchen Erfindung? — Und zum Schluß versetze Hohn des Auslandes sie die Erfinderehre: der Amerikaner Morse stellt mit derselben Gemüthsruhe die Fabel, französ. Erfindung von 40,000 Fr. ein, aber doch mit mehr Recht, wie jene stumpfe Engländer die 20,000 Pfd. Sterl. — und den Deutschen bleibt nichts übrig, als nun dem eigentlichen Erfinder Soemmerring nachträglich in dem Landsbüchern Denkmal zu verbeizen.

Der dritte Lieblingsname ist Wilhelm Bauer. Seine wichtigste Erfindung ist die der unterseeischen Schiffahrt. Sie ist erprobt, Rußland hat das theure Lehrgeld für sie bezahlt, und sie ist seitdem durch weitschichtige Verbesserungen vervollkommnet. Wird Deutschland, durch seine bisherigen Erfindungs-Verhältnisse belehrt, aus ihr den ersten Nutzen ziehen? Die Geschichte weist nur da, Ehre und Vortheil gehoben es, und es ist nicht geschehen! Hätte nur ein halbes Dutzend Bauer'scher unterseeischer Schiffe als Brandtaucher die Nord- und Ostsee befahren und wäre nur ein einziges feindliches Kriegsschiff durch eine feine Brandtaucher Mine in die Luft geflogen, — der französische Seetrank wäre gelegt gewesen! Millionen deutschen Gutes hätten ihren unsichtbaren Schutz gefunden. Ja, noch mehr: die Flotte von den dänischen Inseln zum Festland wäre abgeschnitten gewesen, kein Panzer und kein Bauernschiff hätte sich in Athens und des Sundenwitz Nähe gewagt, und Hunderte braver Männer und Jünglinge hätten den wenn auch noch so rühmlichen Heldentod ersparen können, um als Lebende die beseligende Ahnung einer nationalen Erfindung zu preisen! — Jetzt sind Dänemark, Frankreich, Spanien unterseeische Schiffe, und Amerika hat den ersten Triumph der deutschen Erfindung davongetragen! Am 17. Febr. dieses Jahres wurde von einem nach Bauer's Princip gebauten Brandtaucher der nordamerikanischen Südstaaten der Linienschiff Cumberland von 1500 Last einem und 13 Kanonen in die Luft gesprengt. Wer weiß nun der Piratenrager dieser deutschen Erfindung sein? Selbe wird der Erfolg derselben in Amerika entlich den Deutschen die Augen öffnen? Muß man so unseren Küstenstaaten erst bei Heller und Pfennig vorrechnen, daß sie nimmermehr im Stande sind, eine ebenbürtige Flotte zu stellen, und weder sie den vereinigten Flotten von England und Frankreich erstaunlichen Widerstand zu leisten vermögen, aber daß eine unvergleichliche Flotte nach Bauer's Princip sie nicht nur zu Herren ihrer Küsten, sondern auch zu Herren auf der See selbst machen können? Wer weiß es jetzt schon, verlieren durch diese neue deutsche Seewaffe? Und doch kann noch weit mehr verloren gehen, wenn die Deutschen sich nicht noch heute zu einem energischen Auftreffen entschließen und wenigstens ihre Fleetingsetter an die Ausführung einer deutschen Erfindung wagen, die im Auslande nun lattsam expedirt ist.*

* Baron Gautenlande, 1863, S. 124.

* Einen Aufruf Wilhelm Bauer's an die deutschen Regierungen und Patrioten, ihm die Mittel zum Bau von sechs Brandtauchern zu gewähren, haben wir in den deutschen Blättern No. 19. mitgetheilt, nachdem demgemäß briefliche Aufforderungen Fr. Heimann's an den Zeitgeist verlässiger Ansichtig und an die Leitung der Landesregierungen, sich der Erfindung Bauer's zum Besten der schleswig-holsteinischen Sache anzunehmen, vergeblich gewesen waren. Die Red.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen früh brachen die Bewohner früh auf, denn allzu lange konnten sie nicht von daheim wegbleiben. Im Haus selber gab es jetzt auch viel zu thun mit Aufräumen, Ordnen und Reinigen. Ein solches Fest mußte nicht früh den nächsten Tag hinterdrein, und es war schon eine tüchtige Arbeit nur das grüne Werk wieder alles hinauszuschaffen und das Haus blank zu kehren. Um acht Uhr Morgens war aber auch das Letzte beseitigt und Katharine unten in der Stube beschäftigt, das zweite Frühstück für den Vater und Hans herzurichten, daß sie es gleich bereit stünden, wenn sie vom Feld herein kämen.

„Nun, Katharine," sagte die Mutter, die in der Stube an ihrem Spinnrad saß, denn müßig konnte sie nun einmal nicht sein, „wie hat Dir denn gestern dem Hans seine Braut gefallen? Du hast mir ja noch kein Wort darüber gesagt. Gelt, das ist ein sauber Mädel?"

„Ei gewiß, Mutter," sagte das junge Mädchen, ohne sich aber dabei in ihrer Arbeit stören zu lassen, „das ist gar eine stattliche Maid und so hübsch und so vornehm. Mit der wird der Hans Ehre einlegen."

Die Mutter nickte mit dem Kopf, erwiderte aber nicht gleich etwas darauf, denn sie dachte eben über das Wort „vornehm" nach. Sonderbar, es war ihr auch fast so vorgekommen, als ob Lieschen fast ein bischen zu vornehm für eine wirkliche Bäuerin wäre, wenn es ihr auch noch nicht recht klar geworden. Die Wirthstochter ging im Grunde genau wie eine Stadtdame gekleidet und trug auch so ein neumodisch Ding, eine Crinoline nannten sie's ja, daß die Röcke nach allen Seiten hinausstanden. In den Kuhstall konnte sie mit den Kleidern auf keinen Fall gehen. Aber daheim führte sie ja doch auch die Wirthschaft und war so tüchtig und fleißig dabei, und bei der Arbeit würde sie gewiß schon andere Kleider haben. Wie hübsch hatte sie auch ihr Haar geflochten; viel Zeit ging da freilich drauf, wenn sie das hätte jeden Morgen so machen wollen, oder sie mußte eben ein bischen früher aufstehen.

Die Frau saß eine ganze Weile in tiefen Gedanken, und das Mädchen schnurrte dabei, daß es eine Lust war. Katharine sprach ebensowenig; es gab heute Morgen gar so viel zu thun.

„Aber ein gutes Herz hat sie gewiß," brach die Frau plötzlich wieder das Schweigen, und die Worte fuhren ihr eigentlich nur da so heraus, wo sie gerade in ihren Gedanken stehen geblieben war, „Ihr Beiden werdet gewiß recht gut miteinander auskommen."

Katharine erschrak ordentlich, denn genau an dasselbe hatte sie eben auch gedacht und sich in dem Augenblick die nämliche Frage gestellt, der die Mutter jetzt Worte gab: Wie würde es werden, wenn die junge Frau in das Haus zog und die Wirthschaft selber übernahm? Würde diese auch so lieb und gut mit ihr sein wie die Mutter? oder würde sie jeder überhaupt hier noch nöthig bleiben? Ob sie dann gut miteinander auskämen? O gewiß; aber wenn nicht? Dann mußte die Fremde doch natürlich das Haus verlassen, ihre Heimath, und hinausziehen zu fremden Leuten. Und wäre es nicht besser gewesen, wenn sie das gleich vom Anfang an und freiwillig gethan hätte, ehe die Verhältnisse sie dazu zwangen? O gewiß, in vielen, vielen Stücken wäre es besser gewesen.

„Meinst Du nicht, Kathrine?" frug die Mutter noch einmal, da ihr das Mädchen, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht gleich eine Antwort gab.

„Ich? ei, gewiß, Mutter," sagte Katharine jetzt schnell, „warum denn nicht? Ich will sie gewiß lieb haben, wie eine Schwester, wenn sie mich nur noch im Hause brauchen können," setzte sie leiser hinzu und erschrak fast, als die Worte heraus waren.

Die Mutter sah rasch zu ihr auf, so rasch, daß ihr der Faden abriß, denn daß die Katharine daran denken könnte, je ihr Haus zu verlassen, daran hatte sie selbst im Leben noch nicht gedacht. War es denn nicht ihre eigene Tochter geworden durch die langen, langen Jahre?

„Unsinn, Kathrine," sagte sie aber auch gleich darauf kopfschüttelnd und nahm den Faden wieder auf. „Dich sollten sie nicht brauchen können? Und wenn sie Dich nicht brauchten, glaubst Du, daß mein Alter und ich Dich missen möchten? Sprich mir nicht wieder solch Zeug, Mädel, oder Du bekommst es mit mir zu thun. Uebrigens ließ Dich Hans auch gar nicht fort, denn wie lieb Dich der hat, weißt Du, und daß er überall Deine Partei nimmt. Nein, Schatz," setzte sie gutmüthig hinzu, „mit uns bleib's beim Alten, ob Du zu der jungen Frau passen oder nicht. Außer —" und sie nickte ihr dabei freundlich zu, „Du müßtest denn einmal von uns fortziehen wollen, wie das Lieschen jetzt bald aus der Eltern Hause zieht, dann freilich mit unserem besten Segen, Kind."

„Du lieber Gott, Mutter," sagte Katharine, und ein Seufzer hob dabei unwillkürlich ihre Brust, „damit hat's Zeit. Wenn Ihr mich nicht früher loswerdet, müßt Ihr mich wahrscheinlich bis an meinen Tod bei Euch behalten."

„Denkst Du eher zu sterben, als wir, Kathrine?" lächelte die Frau wehmüthig.

Digitized by Google

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, Mutter," sagte Katharine, ging auf die Mutter zu und drückte ihr herzlich die Hand, „wenn es kommt, kommt's. Es war nur so eine dumme Redensart von mir. Seid mir nicht böse drum." Und sich rasch abdrehend, verließ sie das Zimmer.

Die Mutter sah ihr wohl eine Minute kopfschüttelnd nach, dann nahm sie ihren wieder und wieder abgerissenen Faden noch einmal auf und spann emsig weiter; allein das eben Besprochene konnte sie doch nicht aus dem Kopfe bringen; es ging ihr immer rund darin herum.

„Arme Kathrine," dachte sie dabei, „das Kind hat Sorge, daß es aus dem Haus muß, wenn die neue Hausfrau einzieht; aber dann kennt es mich und meinen Alten schlecht. Du bleibst, das weiß ich, oder ich ging selber mit aus dem Hause," nichts sie leise vor sich hin, und mit dem Entschluß schnurrte das Rädchen noch viel schärfer, als vorher.

6. Weltliche und geistliche Behörden.

War aber Hans schon ungeduldig und bös geworden, wie es ihm die ersten acht und vierzehn Tage mit den nöthigen Papieren nicht fördern wollte, so bekam er nachher noch eine weit verdrießlichere Gelegenheit, seine Langmuth auf die Probe zu stellen, denn Jenes schien nur der Anfang gewesen zu sein von den Herüber- und Hinüber-Spiel.

Erstlich erklärte der General-Superintendent, nachdem er die Eingabe des alten Barthold einen vollen Monat im Haus gehabt, daß er in der ganzen Sache gar nichts thun könne, die müsse doch noch vor das Consistorium gebracht werden, wo man sie dann in gemeinschaftlicher Sitzung berathen würde; und dann war der Heimathschein noch immer nicht eingetroffen.

Wie der alte Barthold, der jetzt schon fünf Mal wegen der einen Eingabe in der Stadt gewesen, diesmal wieder nach Hause kam, mocht' er's dem Hans gar nicht sagen, was für einen Erfolg er gehabt. Hans sah es ihm aber doch am Gesicht an, und wenn in dem Augenblick eine Revolution ausgebrochen wäre, Hans hätte sich mit in den dichten Haufen geworfen, nur um seine Wuth erst einmal an den „Gerichtsschreibern" und den „Pfaffen", wie er ein hohes Consistorium sehr unehrerbietig nannte, auszulassen.

Und der Heimathschein erst — was für eine Masse Papier die Leute in der Stadt schon in der Angelegenheit verschrieben hatten, nur um herauszubekommen, welcher Fleck in Deutschland ihm nachher auf einem Viertelbogen bescheinigte, daß er überhaupt da sei und das Recht habe, hier oder dort einmal Ansprüche an das Gemeindearmenhaus zu machen. Es war ganz erstaunlich, und man hätte nun glauben sollen, sie wären auf dem Gericht selber bös geworden über die entsetzliche Mühe und Arbeit, die es ihnen machte, aber Gott bewahre. Immer gut gelaunt blieben sie dabei, und wenn der alte Barthold auf seinen verschiedenen Streifzügen in die Stadt bei ihnen anfrug, wie denn die Sache mit dem Heimathschein stände, so schlugen sie erst eine Menge von Büchern nach, — und jetzt hätten sie's eigentlich auch schon aus dem Kopf wissen können — und lachten und meinten dann, er möchte einmal in sechs Wochen wieder nachfragen.

Doch wie könnte ich dem Leser einen Begriff von all den Weitläufigkeiten, Laufereien, Schreibereien, Scheererein und Quälereien geben, die nur das eine Wort „Heimathschein" in sich begreift! Hat er's selber schon einmal durchgemacht, so kennt er's, und nicht nur traurig mit dem Kopf, wenn er daran zurückdenkt. Hat er's aber noch nicht durchgemacht, dann glaubt er's nicht einmal und denkt, man übertreibt, nur um den Gerichten eins anzuhängen.

Unsere Gesetze sind wohl ganz schön und auch gewiß gerecht, es ist nur der Henker, daß eine große Anzahl von Menschen ihre ganze Lebenszeit daran verwenden muß, um einzig und allein herauszulügeln, wie sie zu verstehen sind. Und wenn sie dann nachher nur noch einerlei Meinung wären, aber Gott bewahre. Die Einen sagen: dies Gesetz bedeutet das, und das ist darunter gemeint, und die Anderen rufen nachher: Aber du mein Himmel, es fällt ihm ja gar nicht ein, gerade das Gegentheil ist darunter verstanden; und bis dann nicht ein Dritter dazu kommt, von dem man auch nicht recht sagt überzeugt ist, ob er's genau weiß und sagt: Du hast Recht und Du hast Unrecht, zahlt der ruhige Staatsbürger, für den sie eigentlich gemacht sind, der aber gar nichts davon versteht, ganz einfach vierteljährlich seine Kosten und bekommt nachher ein schriftliches Urtheil zugeschickt, mit dem er indeß wieder erst zu einem Anderen gehen muß, um nur zu verstehen, was da in deutscher Sprache geschrieben ist.

Das nennt man nachher einen Proceß, und wer ihn gewinnt, hat Glück.

Bei einem Heimathschein ist wenigstens das eine Gute, daß man die Schreibereien nicht alle zu bezahlen hat — das Gericht thun das zu seinem eigenen Vergnügen — aber Hans bekam keinen, wenigstens die ersten drei Monate nicht, und es half nichts, daß sich sein Vater und der Traubenwirth in der Stadt erboten, Bürgschaft zu leisten, sowiel sie haben wollten, daß er keiner bösigen Gemeinde einmal zur Last fiele. „Das ginge nicht," meinten die Herren vom Gericht, vom Kreisgericht bis zum Ministerium hinauf. Bor allen Dingen müßte jetzt erst einmal ausgeforscht werden, wohin Hans eigentlich gehöre, und wieder wurden Briefe nach Preußen und Ungarn geschickt und Acten hinübergesandt und von dort einverlangt; das war aber auch Alles. In der Sache selber blieb's beim Alten, und die Hochzeit konnte natürlich noch immer nicht stattfinden, denn der Pfarrer durfte vorher nicht einmal das Aufgebot erlassen.

Hans war außer sich, denn nun kam auch noch die Ernte dazwischen, wo sich, bei schlechten, unsicheren Wetters wegen, die Arbeit so häufte, daß er oft nicht einmal Sonntags hinüber nach Weylau konnte.

Es war an einem solchen Sonntagsabende, sie hatten den ganzen Tag eingefahren und eben das letzte trockene Fuder hereingebracht und abgeladen, als er in die Stube kam, seinen Hut in die Ecke, sich auf einen Stuhl warf und, den Kopf in die Hand stützend, sich und sein Geschick verwünschte.

„Ich wollt', ich wär' todt," rief er aus, „todt und begraben und weg von der Erde, daß ich nur das Elend nicht mehr länger ansehen müßte; und viel länger halt' ich's überdies nicht aus, denn Gift und Galle bringen mich doch über kurz oder lang in's Grab. Giebt es denn in der ganzen Welt einen Menschen, der mehr Unglück hat, als ich?"

„Aber Hans, um Gottes willen, versündige Dich nicht," bat die Mutter, doch der Vater sagte:

„Du sprichst wie ein Kind, Hans, und solltest Dich schämen. Sind das Reden für einen erwachsenen Menschen? Kannst Du's ändern, kann ich's ändern? Haben wir nicht bis jetzt Alles gethan, was in unseren Kräften stand, um Dir über die Schwierigkeit hinauszuhelfen, und hat es sich machen lassen mit all unserer Mühe? Wer also trägt die Schuld?"

„Seid nicht bös, Vater," rief Hans, „ich weiß ja wohl, daß Ihr keine Schuld daran habt, 's ist auch nur allein mein ewiges Unglück, das ich mit Allem habe, was ich nur anfasse."

„Hans," sagte der alte Barthold ernst, „wenn ich Deiner Jugend nicht die unbedachten Worte zu gute hielte, würde ich jetzt ernstlich böse auf Dich werden. Was hast Du denn schon für wirkliches Unglück im Leben gehabt, und weißt Du denn überhaupt, ob es ein Unglück ist, daß Deine Heirath jetzt hinausgeschoben wird?"

„Aber Vater —"

„Ihr zanges Volk," sagte der Vater ernst, ohne sich irre machen zu lassen, „beurtheilt immer Alles nur nach dem Augenblick, ob es Euch paßt oder nicht. Was paßt, wird ruhig hingenommen, als ob es nicht anders sein könnte; was nicht paßt, ist ein Unglück, eine Verfolgung des Schicksals, eine Ungerechtigkeit, und wie die Fastelein alle heißen. Es geschieht nichts umsonst! Wenn Du einmal älter bist, wirst Du nur das aus eigener Erfahrung bestätigen. In dem gewaltigen Weltgebäude fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen des Höchsten, und so mancher greift Alles ineinander, daß wir nur staunen und anbeten können, wenn wir die Wirkung sehen. Daß uns armen unbedeutenden Menschenkindern aber nicht verstattet ist, den lieben Gott in seiner geheimen Werkstätte zu belauschen und die einzelnen Fäden zu sehen, mit denen er die Geschicke der Menschen leitet, darüber bist Du unzufrieden. Du willst auch gleich wissen, warum das und das so ist, und weshalb Du gerade nicht auf der Stelle Deinen Willen haben kannst."

„Ach, Vater," brummte der junge Bursch verdrießlich vor sich hin, „das ist Alles schon recht, aber soll ich nicht die Geduld verlieren, wenn ich sehe, wie mir mein ganzes Leben verbittert

Digitized by Google

würde, blos einer alberuen Weitlänfigkeit wegen, die mit ein paar Federstrichen abgemacht wäre? Ich habe, was ich zum Leben brauche, und kann eine Frau ernähren, Lieschen ist mir gut, Ihr und Lieschens Eltern habt eingewilligt, und Monate lang könnten wir schon unseren neuen Hausstand haben; aber nein, da strecken lauter Leute, die mir nicht ein Stück Brod geben, wenn ich an der Straße verhungere, die Finger dazwischen und schreien: Nein, das geht nicht, die hohe Obrigkeit will's nicht, der liebe Gott nicht! Ist denn das nicht um den Verstand zu verlieren?"

„Wahre das Lieschen, was Du hast, mein Junge!" sagte der Alte trocken, „Du weißt nicht, wie Du's noch 'mal im Leben brauchen kannst."

Und damit war das Gespräch über den Gegenstand für heute abgebrochen, aber die Sache wurde darum nicht anders, kenn wieder vergingen Wochen, ohne daß weder von der geistlichen noch weltlichen Behörde ein Entscheid gekommen wäre. „Sie müssen warten," lautete die jedesmalige Antwort, „eine solche Sache läßt sich eben nicht über's Knie brechen," und dabei blieb's, einmal wie allemal.

Der arme Hans ging wirklich in Verzweiflung nmher, und er glaubte oder bildete es sich auch wohl nur ein, daß Lieschen jetzt selber ungehalt.n über die Verzögerung würde und es ihm entgelten ließe. Es wollte ihm wenigstens so vorkommen, als ob sie lange nicht mehr so freundlich, so herzlich mit ihm sei, wie in früherer Zeit, wenn er sie drüben in Wetzlau aufsuchte, und welchen anderen Grund hätte sie dazu in der Welt haben können, als die verwünschte Heimathsangelegenheit? Er konnte sich nicht mehr helfen, er mußte Jemanden deßhalb um Rath, um seine Meinung fragen, und Niemand schien ihm dazu passender, als seine Pflegeschwester. Niemand war es auch wohl.

„Sei nicht thöricht, Hans," sagte ihm diese aber freundlich. „Deine eigene üble Laune macht Dich Alles schwarz sehen; Du wirst drüben in Wetzlau gerade so mürrisch und verdrießlich ausgesehaut haben, wie hier, und daß das arme Lieschen sich darüber nicht glücklich fühlen konnte, wilst Du sie nun auch noch entgelten lassen. Ist das recht?"

„Und glaubst Du wirklich, Kathrine, daß mich Lieschen recht von Herzen lieb hat und nicht blos auf mich werden würde, wenn's auch noch länger dauert?"

„Ich glaub's gewiß, Hans," sagte das junge Mädchen, aber mit recht leiser Stimme. „Es kann ja —" sie hielt plötzlich an, sah vor sich nieder und fuhr dann fort: „Bist Du denn schuld an der Verzögerung? Sie wird nur eben auch traurig sein, daß es so lange dauern, ehe sie — ihr Glück an Deiner Seite findet."

„Was wolltest Du vorher sagen, Kathrine? Du meintest es kann ja —"

Kathrine errötbete leicht, aber sie sagte: „Ich bringe das, was ich sagen will, nicht immer so mit den rechten Worten heraus, aber gemeint ist's gut, Hans, das darfst Du mir glauben."

„Ich glaub Dir's, Kathrine," sagte Hans, drückte ihre Hand, während er ihr mit der Linken über die blonden Haare strich, und ging dann hinaus in den Stall, um nach seinen Pferden zu sehen. Kathrine setzte sich auf den deuslhen Stuhl, auf dem Hans vorher gesessen hatte, stützte den Kopf in die Hand und schaute nach der untergehenden Sonne hinüber, die da drüben am Berghang die Kiefernstämme mit ihrem rothen Glutbuschein übergoß und ihr blitzendes Licht in den Fenstern des Pfarrhauses wiederspiegelte.

7. Die Dreiberger Kirmeß.

Der Herbst rückte heran und die Zeit der Kirmeß, und die erste sollte in Dreiberg abgehalten werden. Am nächsten Sonntag wurde sie „angetrunken", und Hans durfte deshalb nicht so lange als gewöhnlich in Wetzlau bleiben. Aber er kehrte heute mit fröhlichem Herzen heim, denn Lieschen hatte geweint, als er ihr von seinem Verdacht erzählte, daß sie ihn nicht mehr so lieb habe, und war ihm dann um den Hals gefallen, und ihre Küsse brannten ihm noch auf den Lippen.

Der „Mosje aus der Stadt" wohnte freilich noch immer in der goldenen Traube und hatte mit ihnen an einem Tisch gegessen — was er alle Tage mit Lieschen und ihren Eltern that, da er sich bei ihnen in Kost gegeben. Der Herr war auch sehr aufmerksam gegen seine Braut gewesen, und eigentlich gefiel das Hans nicht recht, aber es ließ sich auch nicht gut etwas dagegen sagen. Das Zusammenlegen der Felder, besonders bei den verwickelten Eigenthumsverhältnissen in Wetzlau, war keine Arbeit, die sich eben in wenigen Tagen abthun ließ, und das andere Wirthshaus im Dorfe so schlecht, daß ein anständiger Mensch dort nicht gut wohnen konnte. Jener Fremde — Herr von Seckland hieß er — mußte also wohl oder übel in der Traube wohnen und essen, und daß er sich artig gegen die Tochter vom Haus betrug, konnte Hans ebenfalls nicht gut übelnehmen. Weit eher hätte er Grund dafür gehabt, wenn das Gegentheil der Fall gewesen. Lieschen sprach aber auch in der ganzen Zeit, da Hans in Wetzlau war, keine zehn Worte mit jenem Herrn, und als sie ihm auch noch zufagte, daß sie seine Platzjungfer auf der Kirmeß in Dreiberg sein wollte, hatte er alles Andere darüber vergessen — selbst den Heimathschein und das hohe Consistorium — und galoppirte so fröhlich und guter Dinge nach Hause, wie er lange nicht gewesen war.

Und heute Abend wurde die Kirmeß wirklich in Dreiberg angetrunken, wie man diese Feierlichkeit dort nennt; d. h. die jungen Burschen aus dem Orte kamen im Wirthshaus zusammen und behandelten die sehr wichtige Angelegenheit, wer die Kirmeß eigentlich von ihnen halten, d. h. bezahlen sollte. Zu dem Zweck mußten sich drei von ihnen zu sogenannten Platzburschen erbieten, die es übernahmen die sämmtlichen Kosten zu tragen, oder wenigstens dafür gut zu sagen. Erreichte die Einnahme nachher die Kosten nicht, so hatten sie aus ihrer Casse darauf zu legen, was daran fehlte.

Es versteht sich von selbst, daß sich immer die wohlhabendsten Burschen im Dorfe dazu erboten, und Hans war heute der Erste, der sich zu einem derselben meldete. Nach einigem Herüber- und Hinüberreden, denn die Sache kostete manchmal viel Geld, fanden sich auch noch die beiden Anderen, und jetzt mußte Jeder seine Platzjungfer nennen.

Das ging ebenfalls rasch genug: Hans nahm natürlich seine Braut, ein anderer Bauersohn aus Dreiberg erklärte, seine Platzjungfer solle Barthold's Katharine sein, und der dritte hatte sich des Schulmeisters Tochter ausgesucht.

Nun kamen noch einige geschäftliche Angelegenheiten, denn die Platzburschen hatten auch für die Musik, die ganze Kirmeß durch, zu sorgen, wie sie ebenfalls während der Zeit Freiher halten mußten. Am morgen Abend aber wurde, wie das jedes Mal so geschieht, das Ständchen angesetzt, das die Platzburschen ihren gewählten Mädchen geben, und ein Abgesandter der Stadtmusikanten, die gewöhnlich auf den Kirchweihen spielen, war schon zu dem Zweck herangekommen, um die nöthigen Anordnungen zu hören und die Stärke des Orchesters mit den Platzburschen zu besprechen.

Gewöhnlich hatten diese nun immer zwölf „Musikanten" zu ihrem Tanz und Vergnügen gehalten, Hans aber bestand auf zwanzig, ohne den Kapellmeister, weil er die Sache glänzend durchgeführt haben wollte, und als die Anderen, der Kosten wegen, darauf nicht eingingen, erbot er sich die Ueberzähligen aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Der „Stadtmusikant" bekam darauf gleich Befehl, morgen Abend um sieben Uhr mit seiner „Bande" an Ort und Stelle zu sein, und die beiden anderen Platzburschen — Lieschen wußte ja schon, daß sie gewählt sei, und kannte den dabei beobachteten Gebrauch — brachen jetzt auf, um ihren Platzjungfern die zugedachte Ehre anzuzeigen.

Katharine sträubte sich erst. Sie war bis jetzt nur dann zu Tanz gewesen, wenn Hans mit ihr ging, aber Hans redete ihr selber zu und bat sie, es seinet- und Lieschens wegen anzunehmen, das sich gewiß freuen würde, mit ihr da zusammen zu sein. Außerdem konnte sie es nicht einmal gut ausschlagen, ohne den jungen Burschen gröblich zu beleidigen. Er wäre gewiß nicht wenig von den Cameraden angefeindet worden. Sie nahm sie es denn an, und die Mutter, die stolz darauf war, daß sie ihre Katharine zur Platzjungfer gewählt, hatte alle Hände voll zu thun, um den gehörigen Putz für sie herzurichten, denn Katharine sollte dem Barthold'schen Hans wahrhaftig keine Schande machen.

Die eigentliche Kirmeß fing erst in vier Wochen an, am nächsten Abend aber mußte den Platzjungfern, mit dem vollen Musikcorps, das Ständchen gebracht werden, und es ist dann Sitte, daß die Mädchen die Burschen sowohl, als die Musikanten mit Kaffee, Kuchen, Wurst und Brod tractiren. Da sie aber doch nicht gut bei allen dreien essen und trinken konnten, suchten sich die Burschen gewöhnlich zum Halteplatz den Ort aus, wo sie auf ein gutes „Tractament" rechnen konnten, und das war hier im Ort natür-

Digitized by Google

sich sicherer bei Bartholo, als beim Schulmeister zu finden. Des Schulmeisters Tochter wurde deshalb, sowie die Musik eingetroffen war, zuerst heimgesucht, und das ganze Dorf lief zusammen, als das mächtige Musikcorps mit Pauken und Trompeten in die stille Nacht hineinzuwirbeln und einen ganz heillosen Lärmen machte. Dann nahm der Tänzer Bärndl's, denn so hieß das junge Mädchen, diese an den Arm, und nun zog der Trupp zu Barthelo's hinüber, um dort den musikalischen Spectakel von neuem zu beginnen.

Der alte Bartholo ließ sich aber nicht „lumpen". Aufgetragen war in der großen unteren Stube, was Küche und Keller nur liefern konnten, und wie sie sich dort ganz gehörig „gestärkt", ging der Zug — ohne die Mädchen natürlich — in einem Strich nach Wetzlau hinüber, denn der Traubenwirth war auch nicht zu verachten.

Das galt aber, wie gesagt, nur als das Vorspiel des Ganzen, denn vier Wochen später begann am Dienstag die wirkliche Kirmeß, die drei Tage dauerte, Freitag und Sonnabend war Ruhe, und am Sonntag wurde dann die sogenannte Nachkirmeß gehalten.

Am ersten Kirmeßtag aber ist es Sitte, daß die Platzburschen ihre Mädchen mit Musik abholen, und Hans natürlich hatte es sich etwas kosten lassen, um das seiner würdig in's Werk zu setzen. Er selber, mit dem üblichen Strauß im Knopfloch und einem anderen kleineren mit einem weißen rothen Band daran am Hut, erschiene an dem Morgen den Reigen, da Veglau am weitesten entfernt lag und er also sein Mädchen zuerst heraberbringen mußte. Er ritt seinen Braunen, ein prächtiges munteres Pferd, und dahinter kam ein mit Guirlanden und Büschen geschmückter Leiterwagen, auf den die ganze Musik gepackt war. Hinter dem Leiterwagen aber fuhr der Großknecht den kleinen steierischen Wagen leer hinüber, um darin die Platzjungfer, seine Braut, mit ihren Eltern abzuholen. Früh um sechs Uhr brachen sie auf. Liechen war auch schon gerüstet und prangte im prachtvollen Schmuck der Platzjungfer, mit Blumen am Mieder und im Haar und einem carmoisinrothen Seidenbande in den dunklen Locken, genau dieselbe Farbe wie es ihr Platzbursche, der Hans, trug, was ihr gar so reizend stand.

Die Eltern wollten auch und zwar nur für heute mitfahren, denn drei Tage, so lange wie die Kirmeß dauerte, konnten sie nicht gut von Hause wegbleiben. Der alte Erlau zog es aber doch vor mit seiner Tochter den eigenen kleinen Wagen zu benutzen und sich nicht dem „Räderwerk" des Dreiberger Bauern anzuvertrauen. Er hatte jetzt Federn an seinem Wagen.

Dem Zug, dem sich noch ein Dutzend junge Burschen von Wetzlau anschlossen, folgte auch Herr von Seeklandt, auf einem prachtvollen Rappen, seinem eigenen Pferd. Er schien sich ebenfalls einmal die Dreiberger Kirmeß mit ansehen zu wollen, und eingeladen war ja Jeder, der kommen wollte.

Die Gäste, d. h. der Traubenwirth mit seiner Familie, stiegen natürlich bei Bartholo's ab, wo auch schon die anderen Platzburschen warteten, um Katharine abzuholen.

Und wie lieb Katharine heut aussah! Sie war in die Bauerntracht ihres Ortes gekleidet, und unwillkürlich flog Hansens Blick von ihr zu Lieschen, um zum ersten Mal die Beiden mit einander zu vergleichen. Lieschen war städtisch gekleidet, wie sie immer ging, heute aber wär' es Hansen fast lieber gewesen, sie hätte auch die Bauerntracht getragen. Es hätte mehr zu dem Ganzen gepaßt, so aber sah sie aus, als ob sie nicht recht dazu gehörte und nur zum Besuch herausgekommen wäre, und das war sie doch nicht. Er hatte sie auch wirklich darum bitten wollen, es aber wieder vergessen; was kam denn überhaupt auf die Tracht an? Woraus das Kleid nur gewebt war, das sie trug? dachte er dabei; es sah prächtig aus, mit hineingewirbten Blumen und Zierathen, und die Blumen — künstlich gemacht, ihr Strauß und Kopfzug, die waren wirklich herrlich und so natürlich, daß man hätte daran riechen mögen — Moosrosen und Nelken stellten sie vor, weil sie, zu dem Band passend, roth sein mußten. Wo hatte sie nur so rasch die kostbaren Blumen herbekommen? — Lieschen war unbestritten das schönste Mädchen im Dorfe, und während des ganzen Festes, und obgleich sie mit Allen auf das Herzlichste und Unbefangenste sprach, hatten die beiden anderen Platzburschen doch einen ordentlichen Respect vor ihr, was jedenfalls die städtische kostbare Kleidung bewirkte, und doch war sie ja auch nur eines Bauern Tochter.

Viel heimischer wurde es ihnen dagegen bei Katharine zu Muthe, die mit ihrem kleidsamen kurzen Rock, den bunten Zwickelstrümpfen, dem geputzten Mieder und ihrem einfachen Kornblumenkranz im Haar, der zu dem blauen Bande paßte, ganz wie die Kornblume gegen die Moosrose abstach, aber doch auch wieder in ihrer Art gar wunderhübsch und lieblich aussah.

Ob sie sich in Lieschens Nähe gedrückt fühlte? sie schien heute lange nicht so heiter und fröhlich als sonst, während in Lieschens Augen das Vergnügen über das zu erwartende Fest ordentlich funkelte und sie in einem fort lachte und Hans über sein ehrbar steifes Wesen als Platzbursche neckte.

Jetzt war auch des Schulmeisters Tochter abgeholt, ein einfaches, doch auch gar liebes Mädchen, das einen weißen Strauß in den dunklen Haaren und am Mieder, nur ein weißes Band in den Locken trug, und der Zug ging nun zur Kirmeßplatze vor der Kirche. Hier tanzten erst die drei „Platzpaare" drei Tänze im Freien, welches Recht ihnen allein zustand, dann zog die ganze fröhliche Schaar auf den festlich geschmückten Tanzboden in das Wirthshaus.

(Schluß folgt.)

Im Hopfenparadiese.

Allen biertrinkenden Lesern und — Leserinnen der Gartenlaube gewidmet.

Seit drei Tagen war ich in Nürnberg, und überall, wohin ich kam, fand ich die Geister seiner Bewohner von einem einzigen und dem nämlichen Gedanken beherrscht. Draußen in der Welt tönten noch da und dort, bald lauter, bald leiser, die Nachklänge des großen Leipziger Turnfestes, spukten Fürstentag und Bundesreform, Abgeordnetencongreß und nahende Octoberfeier den Menschen in den Köpfen, hier in Nürnberg war jegliche Politik und politische Spaltung verlaßt in dem einträchtigen Festgedränge „Hopfen, Hopfen, Hopfen!" auf- und untergegangen. Die ganze Stadt war eine einzige große Hopfendörfe geworden, seitdem in der Nachbarschaft die Hopfenernte begonnen hatte. Und so gar beströmt konnte das nicht erscheinen, wenn man sich erinnert, welche glorre e Rolle der Hopfen in der baierischen Culturgeschichte spielt, eine kaum minder große, als bestrebe und allerhöchste Kunst- und Poesiebestrebungen. Wal- und Ruhmes-, Heldtherren- und Befreiungshallen und Neumünchner hochromantische Tafelrunden mit ihren lorbeerumkränzten Seneschallen. Aber unerträglich wurde der ewige Refrain nachgerade denn doch.

Mein Tischnachbar im alten Rothen Roß bemerkte mir von dem in den Blüthenbechern der Hopfenpflanzen enthaltenen Hopfenmehl, dem Lupulin, dessen flüchtiges Oel dem Biere seine durch kein Surrogat zu ersetzende kräftige Würze verleihe. In die Himmelsleiter, nach dem Bratwurstglöckle — wer kennt nicht das Bratwurstglöckle bei der Sebalduskirche mit seinen erplecicaten fadendünnen Würsteln und dem feinen Sauerkraute? — selbst bis zu den alten Karthäusern, wo nun das Germanische Museum sich angesiedelt hat, und hinauf in's Dürerhaus, ja in den lindenbeschatteten mittelalterlichen Hof der Burg, überallhin verfolgte mich das unerschöpfliche Hopfenlied. Es war nicht mehr zum Aushalten, und doch begann es mich zu interessiren und zu reizen.

Wie wäre es, sing ich mich, wenn auch du die mit anschauest, was eine ganze volkreiche Stadt in Spannung und Aufregung und so erhebenden Gefühlseinklang versetzt? Wie wär's es, wenn du ein Stück in's Hopfenland hineindampftest, wo's überdies eine Schweiz mit in den Kauf giebt, wenn auch nur eine Nürnberger, und noch dazu — fiel mir eben ein — einen alten Freund in Hersbruck, einen, der ehedem auch zum Handwerk gehört und nun sich zwischen den stattlichen Reihen seiner Hopfenfäcke weicher gebettet hat? Gedacht und schnell gethan.

Am nächsten Morgen, bei guter Zeit, kutschirte mich eine dem mittelalterlichen Charakter der Dürer- und Pirkheimerstadt angemessene Droschke nach dem Nürnberger Ostbahnhofe. Station Lauf war bald erreicht. Die Pegnitz, in Nürnberg so faul und so braun, so schlammig und so langweilig, beginnt jetzt schon sich zu läutern, rascher und interessanter zu werden, und die Hänge links gleichen, wenn wir von Weitem an ihnen vorüberbrausen,

Digitized by Google

Arbeiten im Frühjahr
Das Hopfenblatten
Hopfen-Ernte

dünn belaubten Weinhügeln, in ihrer mageren, regelmäßigen, lichtgrünen Begetation so monoton wie diese. Erst wo sie sich näher zur Bahn heranziehen, unterscheidet man an den höheren Pfählen, die, zum Theil schon ihrer Umrankung beraubt, wie ein Wald von langen Spießen in die Lüfte starren, daß man hier nicht in ein Reich des himmelgeborenen leichtbeschwingten Bacchus, sondern des erdentsprossenen hanfesten Gambrinus einfährt. Zwar versichern Kenner, daß die Dolde, die man weiter südlich in der Umgebung von Spalt, ebenfalls in Franken, der segenspendenten Nessel abzugewinnen versteht, noch würziger sei, als die des Pegnitzhales, doch ist der Unterschied kein sehr erheblicher, und in quantitativer Beziehung steht die Gegend, durch die uns eben die schnaubende Locomotive trägt, mindestens in gleicher Linie mit jener.

Mit dem Letzteren hat die Landschaft angefangen in mildsahner Weise zu „schweizern". Die Hügel steigen allmählich steiler an und spitzen sich zu mammasachen Gipfeln zu, wo aber immer die Sonne die Hänge bestreichen kann, da ziehen sich überall die gleichförmigen Reihen der Hopfenpflanzungen die Bergehenen empor, und allerwärts zwischen dem hochletternden Gebälker zeigt sich ein buntes Getümmel emsiger Menschen, Männer und Frauen und Kinder. Ueberall wird das Hopfenlaub abgeschnitten, zu einzelnen dicken Büscheln vereinigt, und diese werden dann zu handlichen Bündeln zusammengeschnürt, vorsichtig und sorgsam, damit das ölreiche Hopfenmehl nicht den Doldentrauben entfalle.

Die Locomotive pfeift. „Derobruck," ruft der Schaffner in mein geöffnetes Coupé. Da liegt es, das saubere, ehedem Nürnbergische Städtchen mit ein paar ansehnlichen Thürmen und seinen freundlichen Häusern, das wohlthuende Bild von Rührigkeit und Gedeihen. Rundum von Hopfengärten umgeben, ist es die Hauptader einer Production, deren Herz das alte Nürnberg bildet, in welchem die kleinen und großen Blutgefäße von allen Himmelsgegenden zusammenströmen und zur Zeit der Hopfenernte jenen sieberhaft vollen Pulsschlag hervorrufen, von dem wir eben Zeuge waren.

Das Gütchen meines Freundes war bald aufgefunden, — alle Welt kannte ja den Matador des Orts, — aber er selbst war nicht daheim.

„Der Vater ist schon draußen im „Berg", antwortete auf meine Frage ein kräftiger junger Bursche von etwa sechzehn Jahren, der älteste Sohn des reichen Hopfenbauers, „draußen bei dem „Pflücken", und vor Mittag wird er schwerlich wieder heimkommen. Doch," setzte er hinzu, als ich meinen von der Familie oft vernommenen Namen genannt hatte, „ich schicke auf der Stelle nach Papa. Er wird so froh sein, Sie einmal in Hersbruck bei uns zu sehen, von dem er uns so manches Mal erzählt hat."

„Bitte, lassen Sie das bleiben. Ich suche Ihren Vater lieber unter seinen Hopfenpflückern auf. Wollen Sie mir den Weg zeigen lassen?"

Der junge Mann gab mir selbst das Geleite nach dem „Berge". Durch einen Terrassengarten traten wir in's Freie, und ich konnte von dem etwas erhöhten Punkte die anmuthige Lage des Orts noch besser überschauen, als vom Bahnhofe aus.

Wir schritten nun durch lauter Hopfengärten dahin. In den meisten gab's noch das lustige Regen und Rühren; hier reckten sich die Männer, um das oberste Laub von den riesigen Stangen herunterzuholen, dort bückten sich die Weiber, um die großen Blättersträuße zu einer Art von Garben zusammenzufügen, während die Kinder Nachlese hielten unter dem den fleißigen Händen entglittenen Segen, und allerwärts ward auch den flinken fürdeutschen Zungen kein Feierstündlein gegönnt, obwohl die Sonne uns Steigenden schon tüchtig zu schaffen machte. Manche der Pflanzungen standen aber auch schon ziemlich kahl und entblättert da, denn die Ernte war bereits seit mehreren Wochen im Gange, und boten mit ihrem endlosen nackten Stangenwerk, das die Aussicht versperrte, eben keinen besonders fesselnden Anblick. Vielfach waren auch die 30 bis 40 Fuß langen Pfähle aus dem Boden gehoben und, den Pfad hemmend, über einander geworfen.

Die Pflanzung meines Freundes gehörte zu den höchstgelegenen und nahm die ganze obere Mittagslehne eines ansehnlichen Hügels ein. Es lesteie daher bereits manchen Schweißtropfen, ehe wir und auf den engen Gängen zwischen den einzelnen Hopfenstöcken und zwischen dem an ihnen hantierenden emsigen Volke zu dem Gesuchten hindurch gearbeitet hatten. Endlich waren wir seiner habhaft. Mit breitem Strohhute über dem sonnenheißen Gesichte und abgeworfenem Rocke stand er an der obersten Staffel seines Besitzthums und commandirte das Schneiden und Binden, das Packen und Abfahren um ihn her.

„J, potz Blitz! Machst Du auch jetzt in Hopfen? Willst mir wohl die Ernte am Stocke abkaufen?" war der erste Ausruf des Ueberraschten, dem indeß das herzlichste „Gruß Gott und Willkommen in Hersbruck!" und das wärmste Händeschütteln folgten.

„Das weniger," antwortete ich. „Hab' mich nur vor dem stereotypen Feldgeschrei in Nürnberg aus dem Staube gemacht und will mir ansehen, einmal gründlich ansehen, was eigentlich hinter dem Hopfenlärme steckt. Darum überfalle ich Dich so plötzlich und inmitten der Hauptcampagne Deiner menschen- und lebenerzeugenden Geschäften. Du giebst mir doch auf ein paar Tage Quartier, bis ich mir Euer eigenthümliches Erntefeben recht ordentlich beschaut habe? Auch Euere Schweiz muß ich kennen lernen. Wir machen zusammen eine Streife in Euere Nürnberger Alpen; nicht wahr? Der große Herr Sohn da vertritt schon den Vater einmal auf einen Tag."

„Wollen's noch überlegen. Allein ich fürchte, Du bist bei uns vom Regen gar in die Traufe gekommen. Trunken in Nürnberg sind sie hopfentoll wenigstens erst, seit die Ernte begonnen hat, hier spricht man schon seit drei Monaten von nichts Anderem mehr, als von dem zu erwartenden oder nicht zu erwartenden Hopfen. Da hat man tagtäglich seine Beobachtungen zu machen und seine Vermuthungen auszutauschen, sich gegenseitig seine Hoffnungen mitzutheilen und seine Befürchtungen zu klagen, und ob in Polen der Murawiew henkert oder der Berg, ob in Mexico die Rothhosen klopfen oder gestlopft werden, — das Alles ist uns gleichgültig, sobald nur der Frost in der letzten Nacht unseren Pflanzen keinen Schaden gethan hat. Denn „der Hopf ist ein Trosf" heißt unser Sprüchwort, und Ihr, die Ihr das ganze Jahr genug hinter Euceren Schreibtischen hiet, Ihr laßt Euch nicht träumen, wenn Ihr Abends in Euceren Stammkneipen Euer sogenanntes „Baierisch" oder „Goburger" oder — horribile dictu! „Wals- oder Feldschlößchen" schlürft, was für Aengste und Sorgen so ein armer geplagter Hopfenbauer zu erdulden hat, nur um den Herren da draußen die Würze für ihren Abendtrunk in gebührender Qualität zu verschaffen. Da erscheint zumädest im Frühjahr, wenn's trocken und dabei kalt ist, der Erdfloh. Er zerfrißt die ersten Triebe unserer Hopfenpflanze und hindert diese am rechten Aufkommen. Dann im Sommer fällt der Honigthau, der nach fühlen Nächten die Hopfenblätter wie mit einem unturchringlichen Firnisse überzieht, die Poren verstopft und die Säfteeirculation in Stocken bringt. Damit nicht genug, stellt sich im Gefolge dieses böses Thau's alsbald die sogenannte Hopfenlaus, eine Species der Blattlaus, ein und hat rasch verwüstet, was an den Pflanzen noch gesund war, da sie sich in kurzer Zeit in's Millionenfache vermehrt. Man meint diese Verheerungscomplication auch den schwarzen Brand, der z. B. 1854 und 1860 unsere ganze Ernte in Frage stellte. Ja, selbst im August und September, wenn wir schon am Pflücken und Blatten sind, lauern noch tückische Feinde, wie u. A. der Kupferbrand, eine Art von Verdorren und Absterben, von dem ich selber schon manches Liedchen singen könnte. Wahrhaftig, 's ist mit dem Hopfen noch heikeler, als mit der Rebe; vielleicht gibt es keine einzige Culturpflanze in der Welt, welche den Einflüssen der Witterung in gleichem Grade unterworfen ist, wie unsere veredelte Nessel. Und so kommt Unsereiner Tag und Nacht aus seiner Aufregung und Spannung nicht heraus. Jetzt begreift Du wohl, daß unsere Ernte alle Zungen in Nürnberg in Bewegung setzt, wo sich das Hopfengeschäft für ganz Franken, ja für das gesammte Baiern concentrirt, und daß wir Hersbrucker am Ende gewissermaßen zu Menemanen werden, in deren Hirnlästen nur noch für eine einzige, alle anderen Gedanken abforbirende Idee Raum bleibt. — Doch, laß uns einen Gang durch meinen „Berg" machen und dann in dem benachbarten Felsenkeller noch einen Appetitstrunk schlürfen, ehe wir uns zum Essen heim begeben. Robert," wandte er sich an den Sohn, „Du kannst bis Mittag hier bleiben. Aber gieb hübsch Acht, daß die Bündel immer gehörig nach Hause geschafft werden, damit sie kein beim Blatten nicht aufgehalten sind. 's ist noch manches Zapfen abzuschneiden, weißt Du, bever das Trocknen seinen Anfang nehmen kann."

„Hab Du," begann mein Freund wieder, welchem das Verguügen aus den Augen leuchtete, das es ihm gewährte, einen alten Jugendgenossen durch sein stattliches Anwesen und über den recht

Digitized by Google

eigentlichen Schauplatz seiner gereihlichen Wirksamkeit führen zu können, „hast Du Dir die Männer und Weiber betrachtet, die ringsum in den Pflanzungen beschäftigt sind? Der bei Weitem kleinste Theil dieser Arbeiter und Arbeiterinnen ist aus unserer Gegend. Sieh nur die mannigfaltigen Trachten, welche die Frauen namentlich schmücken oder verunzieren! Unsere Ernte pflegt in der Regel im letzten Viertel des August zu beginnen, und sobald St. Bartholomäi, der 24., vorüber, so kommt's bei uns eingefremt von allen Seiten. Da rücken aus Ober- und Unterfranken, aus der Oberpfalz und selbst aus Böhmen herüber Schaaren von Arbeitern beiderlei Geschlechts mit Kind und Kegel ein, uns beim Pflücken und Platten zu helfen. Der gute Tagelohn, den wir zahlen, die bessere und reichlichere Kost, die sie hier finden, aber auch das lustige Leben, das sie erwartet, zieht die Leute an. Denn man muß schon ein Auge zudrücken, wenn's dann und wann dabei etwas Lecker und lose zugeht, und kann es schwer verhüten, daß sich so mancher nichtsnutzige Vagabund und manche leichtfertige Dirne in der großen Einwanderungsfluth mit einschleichen. Wir brauchen eben desselbe Hände; denn Schnelligkeit ist bei unserer Ernte die Hauptsache. Dennoch werden wir vor Ende September nie damit fertig; häufig dauert es gar bis tief in den October hinein, je nachdem Wetter und Erträgniß sind."

Mittlerweile hatten wir, weiterschreitend, den Saum der Pflanzung erreicht. Ein paar Schritte davon lag der Felsenkeller, dem wir zustrebten. Es war ein gar lauschiges, schattiges Plätzchen; unter den alten Linden, die seinen Eingang beschützen, standen Tische und Bänke aufgeschlagen, von denen man das ganze saubere Städtchen im Blicke hatte. Schon saß da und dort eine Gruppe ehrsamer Hersbrucker beim sogenannten „Appetitschoppen" oder der „Frühmesse", wie man in Süddeutschland diesen Morgentrunk auch wohl nennt. Die Discussion war bereits in stottem Gange, als wir Platz nahmen. Natürlich gab's hier nur das eine Interesse, das Alle beherschte. „Schon viel auf der Trockne?" „Noch nicht mit Pflücken fertig?" „Wie weit mit dem Platten?" frug man herüber und hinüber.

„Da hast Du's," lächelte mein Freund. „Was nicht Hopfen heißt und Hopfen angeht, das existirt jetzt für uns Hersbrucker nicht mehr. Und wir treiben's noch eine gute Weile so fort. Denn nun nimmt erst das eigentliche Geschäft, die Speculation mit unserem Erzeugnisse, das Makeln und Handeln den Anfang. Du mußt nämlich wissen, der Hopfen gehört zu den bedeutendsten Ausfuhrartikeln des Landes und findet mit jedem Jahre immer weitere Absatzquellen. Vom Juni an kreuzen sich schon briefliche und telegraphische Mittheilungen aus England und Frankreich, aus Belgien und Nordamerika, aus Böhmen und Baiern und einigen andern deutschen Hopfengebieten über den Stand der Pflanze, und jetzt, wo es über die Ernte und ihr Erträgniß, über Preis und Kauf und Verkauf zu berichten giebt, wächst dieser Verkehr noch um das Doppelte und Dreifache. Noch haben wir unsere Ernte nicht beendet und schon ist in allen den Kreisen, die sich mit unserem Nesselproducte befassen — Du weißt doch, daß der Hopfen dem Nesselgeschlechte angehört? — die Aufregung zum wahren Fieberparoxysmus gestiegen. Besonders aber ist dies der Fall, wenn in England der Hopfen nicht gerathen ist und darum ein großer Export dahin stattfindet; denn England braucht für seine Ale- und Porterbrauereien jährlich mehr als eine halbe Million Centner Hopfen. Welchen Geldwerth dieser Bedarf repräsentirt, kannst Du Dir berechnen, wenn ich Dir sage, daß der Durchschnittspreis eines Centners nicht niedriger als 60 Gulden veranschlagt werden darf! Früher war unser Geschäft leicht einfach: der Erzeuger war zugleich immer der Händler und der Consument der directe Käufer. Heutzutage hat der Vertrieb in dieser Weise nur noch selten statt. Heut sitzt der speculirende Großhändler auf seinem Comptoir und sinnt und calculirt und wägt, während eine Menge von Maklern und Zwischenhändlern das Land auf- und abjagen, um an den Vortheilen der Speculation auch ihr Theil zu erhaschen, und eine Schaar von Musterreitern die Brauer in der ganzen Welt mit Anerbietungen bestürmt.

„Derart dauert der Taumel ein paar Monate fort. 's ist ein wahrer Taumel, eine unaufhörliche Angst; in wenigen Wochen schwanken die Preise oft um hundert, ja um zweihundert Procent, und kein Mensch weiß, was eigentlich der Grund des Steigens oder Fallens ist. Ja, ja, mein alter Junge, Ihr braucht uns geplagte Hopfenproducenten und Hopfenhändler wahrhaftig nicht zu beneiden, wir können uns auf keinem rosenbestreuten Lotterbette pflegen, wir schweben beständig zwischen Rausch und Katzenjammer! Heut jauchzen wir himmelhoch, morgen sind wir zum Tode betrübt, und auf unserer Börse, der offenen Carolinenstraße in Nürnberg, da wirbelt's und schwirrt's von den Hunderten christlicher und jüdischer Speculanten oft wild und toll genug durcheinander; mit einem Male kommt eine unbegreifliche Hausse, dann wieder eine ebenso räthselhafte ‚Baisse', und jeder Paquet und hinter den Coulissen der Pariser Börse. Weil uns jeder sichere statistische Anhalt fehlt, weil man weder das Erträgniß der einzelnen Bezirke, noch den Bedarf der Consumenten genau kennt, so ist die Hopfenspeculation weit weniger das Resultat scharfsinniger Combination, als ein blindes Tappen im Nebel, ein echter Börsenschwindel, ein waghalsiges Hazardspiel, festen Aufregung alle Nerven spannt und alle Pulse klopfen macht. Und das dauert fort bis tief in den Winter hinein; dann allenfalls kommt eine kurze Periode verhältnißmäßiger Ruhe, bis zeitig im Frühjahre der Rundlauf unserer Aengste und Sorgen von Neuem seinen Anfang nimmt, die —"

„Die Euch und Euerem hübschen Herdbruck indeß gar nicht so übel zu gedeihen scheinen," fiel ich dem Freunde lächelnd in's Wort.

Er schmunzelte, barg aber, einen tüchtigen Zug thuend, sein Gesicht hinter dem Deckel seines Maßkruges, als wolle er mir nicht zeigen, wie sehr ihm meine Bemerkung gefchmeichelt hatte. Dann fuhr er, seiner Unterhaltung eine etwas andere Wendung gebend, fort: „Bis jetzt kennst Du nur den einen Theil unserer Hopfenernte, den mindest interessanten; die andere Hauptarbeit derselben geschieht nicht im Freien der Pflanzungen, sondern in den Häusern selbst. Es ist das sogenannte ‚Platten', das Abzupfen oder Abschneiden der das Hopfenmehl, das Lupulin, enthaltenden Blüthenkolben oder Zäpfchen, gewissermaßen dem Ausdrusch Euerer Fruchternte zu vergleichen, nur daß bei uns beide Operationen nicht nacheinander, sondern immer gleichzeitig vorgenommen werden. Jeden Tag schafft man die von den Pflanzen gebrochenen, zu großen Bündeln zusammengeschnürten Blätter herein, und sofort geht es darüber her, sie der würzhaltigen Dolden zu entleidigen. Da sitzt nun die ganze Familie, Männer und Weiber, Alte und Kinder, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Stuben zusammen um einen großen Behälter, einen weiten Korb oder ein sonstiges räumiges Gefäß, und mit ihnen die fremden Helferinnen, um mit den Fingern oder mit der Scheere die Hopfenzapfen von den Blätterbüschen zu trennen und sorgsam in Wanne oder Trog hinabgleiten zu lassen. Und stundenweit in der Runde, thalauf und thalab, wirkt Du jetzt selten ein Haus finden, wo sich nicht wechselnd dieselbe Scene wiederholte, oft ein allerliebstes Genrebild, fix und fertig, so daß ein Maler auch keinen Strich abzuändern, keine Linie anzuflügen brauchte, um seine Leinwand mit einer reizenden Composition zu bedecken. Eine gar lustige Arbeit ist's obendrein, dies Platten, auf das sich Alles, Alt und Jung, Groß und Klein schon den ganzen Sommer über freut, so lustig, wie nur das ‚Wimmeln' das Rebleben drüben am Rhein sein kann, wenn wir unserer Lust auch nicht mit Böllerschüssen und Raketensprüben Lust machen oder gar über die Flammen springen, wie's in Schwaben und am Bodensee Brauch ist beim ‚Herbsten'. Die Alten erzählen und das junge Volk singt, und da magst Du manche alte Mär hören, welche Dir längst entschlummerte süße Erinnerungen aus Kinderstube und Mutterhaus wachrufe, und manche naive treuherzige Volksweise vernehmen, die draußen in der Welt vergessen ist und nur noch da und dort in einer Liedersammlung aufsteht, oder auch manch neckisches ‚Gsetzle' und den allerneuesten Gassenhauer aber auch manch moderne Opernmelodie. Jeder und Jede spenden freigebig von ihrem Reichthume, und der Kurzweil und des Scherzes ist kein Ende, wenn auch den Dirnen hin und wieder einmal das Blut in die Wangen getrieben und vielerlei Neckerei verübt wird. Doch bös ist's nimmer gemeint, und überzimperlich sind wir hier im Pegnitzgaue auch nicht gerade. Und kommt nun endlich der letzte Erntewagen herein, dann beginnt erst der rechte Jubel. Hoch auf der schwellenden Ladung thronen junge Burschen und hübsche Mädchen, das Haar mit Hopfengerank umwunden, und im Triumphzug geht's nach Hause. Am Abende aber, wenn kein Büschel mehr zu ‚Platten', wenn der ganze Segen abgezupft und in Korb und Wanne geborgen ist, dann wird das Arbeitsgeräth, werden Tische und Stühle hurtig bei Seite gerämmt, und bald dreht sich Alles, auch mancher Weißkopf und manch altes Mütterchen, welche der

Digitized by Google

allgemeine Festtaumel fortreißt, bunt durcheinander im fröhlichen Reigen, und es schadet der Lust nicht, daß in der Regel eine einsame Ziehharmonika das ganze Orchester ausmacht.

„Diese heitere Schlußfeier unserer Hopfenernte ist der sogenannte „Niederfall". Am Morgen darauf stäubt das fremde Arbeitervolk wieder in alle vier Winde auseinander; viele ziehen noch den Main und Rhein, wo ihre Hände bei der Weinlese willkommen sind, ein kleines Häuflein langjähriger Stammgäste bleibt ausnahmsweise bei uns, um uns noch die Kartoffeln mit einbringen zu helfen. — Nun, heut' Abend wollen wir uns einmal das Blatten beschauen in einem Häuschen ein Stück weiter oben im Thale. 's ist eine herzige biedere Familie, der ich schon seit Jahren ihr kleines Erntecrträgniß abkaufe, eine noch vom alten Schlage, welche der Crinoline den Eingang gewehrt hat und die schmucke Tracht des Pegnitzgaues beharrlich in Ehren hält. Du brauchst nicht die Achseln darüber zu zucken, wir schauen sonst nicht sehnsüchtig rückwärts in die „gute alte Zeit"; die ist bei uns schon lange gründlich überwunden und für Riehl'sche Gesellschaftsschnallen und Familientheorien am allerwenigsten bei uns der Boden. Wir sind vielmehr sammt und sonders rüstige „Fortschrittler" und haben's bewiesen, — so weit es der Hopfen gestattet; denn der ist unser Regent und Tyrann. Jetzt aber laß uns heimeilen; die Suppe wird unser warten."

Wadgerufene Erinnerungen an eine gemeinschaftliche Schulzeit und an einen lieben Geschieteneu, der nach den Stürmischen Münnberger Revolutionstagen im Hause meines Freundes ein sicheres Versteck gefunden hatte, bis dem stichtlinge der Paß frei wurde nach der Schweiz, belebten den in süddeutscher Weise reichlich besetzten Mittagstisch, welchem die gelassen heitere Hausfrau und eine Schaar frischer, von Leben und Gesundheit strotzender Kinder den schönsten Reiz verliehen. Durch das ganze Haus ging jener warme leichtlebige Hauch, jenes zutraulich aufgeschlossene Wesen, wie man's erst mittagwärts von Main antrifft, wo man sich in Stunden näher rückt, als bei uns in Monaten.

Der Nachmittag ward in der Kühle des Baumgartens verdämmert, der hinter dem Hause in Treppenabsätzen den Fuß des Berges anstieg. Wir hatten uns Tisch und Stühle herausgeschafft unter das schattende Dach eines Hopfendarrmeistors und Kaffee und Cigarren dazu. Schon säumte die Abendsonne die Gipfel der Hügel ringsum, flammte auf den Spitzen der Thürme und glühte in den Fenstern des vor uns ausgebreiteten Städtchens, und noch immer plauderten wir von Zeiten, die längst verrauscht, und hätten Hopfen und Pflücken und Blatten schier vergessen, wäre nicht mit dem sinkenden Abende draußen auf der Landstraße in immer ununterbrochenerer Folge der Erntesegen an uns vorübergetragen und gefahren worden. Es war ein unaufhörliches Gehen und Kommen, Singen und Klingen, Grüßen und Jauchzen, und gar prächtig sah es aus, wie die kräftigen sonngebräunten Männergestalten mit den mächtigen Laubbündeln auf dem Kopfe und über den hochgehobenen Stützen der Arme so straff und stramm einherschritten und die schmucken Dirnen von den aufgeräumten Erntewagen herab nach rechts und links ihre schelmischen Augen spielen ließen.

„Abgemacht also," sagte mein Gastfreund, indem er, sich erhebend, den Stuhl mit energischem Rucke bei Seite schob und eine frische Cigarre anstedte, „abgemacht, Du bleibst die Woche bei uns, und nächsten Sonntag, wenn der Himmel nicht widerwillig dreinschaut, kummeln wir selbander ein Stück Wegs in unsere Schweiz hinein, wenigstens bis auf Ruprechtsegen. Das ist ein gar lieblich gelegenes Dörflein, und das neue Hotel, das dort mein Nürnberger Landsmann, Ludwig Jegel, im Gebirgsstyle errichtet, spendet die erquicklichste Verpflegung. Und Forellen wollen wir da schnaufen, wie sie den Molkenexzugsgästen drüben in Streitberg lange nicht so zart und lecker auf die Curtafel kommen. Ja, ja, es kann sich sehen lassen, unser Pegnitzthal, und 's ist noch ein ehrlich jungfräuliches Felt für Euch blasirte Touristen, eine neu erschlossene Domäne für Euch unerfättliche Stoffjäger," fuhr er lächelnd fort. „Denn beichte nur, Du bist nicht so von ungefähr in unsere zahmen Gebreite verschlagen worden, und Deine Hopfenflutien wandern wohl Schwarz auf Weiß spornstreichs nach Leipzig in's Redactionsbureau der Gartenlaube? Am Ende komme ich auch ganz Hersbrud in leibhaftigem Contersei auch mit hinein. Getroffen, nicht wahr? Nun, meinetwegen, hab' nichts dawider, und Enere Leser hören sicher gern, wie man das baut und pflückt, einheimst und in die Welt schickt, was Millionen Tag aus Tag ein den schmeckenden Lieblingstrank erst zum wahren Labetrunke macht. Doch jetzt komm noch zu einem raschen Gange durch den Berg, ehe es völlig Feierabend wird, und dann zum Blatten."

(Schluß folgt.)

Aerztliche Strafpredigt.

Für die erwachsene Menschheit, insbesondere für den Geschäftsmann.

Die jetzige Menschheit steckt, trotz aller Fortschritte in der Cultur, doch immer noch so tief im Aberglauben und Unverstande, zumal in Bezug auf ihr körperliches und geistiges Wohl, daß man die meisten, auch sogenannte gebildete Menschen, gerade in solchen Beziehungen, wo sie recht sehr vernünftig sein sollten und könnten, vorzugsweise aber in gesundheitlicher Hinsicht geradezu für unvernünftig und einer höheren Freiheit, sowie eines behaglichen Wohlbefindens noch für durchaus unwerth erklären muß.

Das brauchte aber gar nicht so zu sein. Denn wenn durch die Erziehung in der Jugend — aber freilich nicht erst in der Schule, sondern schon in den ersten 4 bis 6 Lebensjahren — dem Menschengehirne anstatt naturwidrigen Aberglaubens ein auf die göttlichen, in der Natur herrschenden Gesetze gestütztes Wissen und Können so eingepflanzt würde, daß es darin für das ganze Leben festgewurzelt bliebe, dann könnte aus jedem Menschen ein vernünftiges und achtungswerthes Geschöpf ohne die sogenannten „menschlichen Schwächen", d. h. ohne eingelebte schlechte Angewohnheiten, wie Genuß- und Habsucht, Eitelkeit, Ehr- und Herrschsucht, abergläubische Furcht und unverständige Glaubsucht ꝛc., erzogen werden.

Wie aber zur Zeit die Erziehung des Menschen, und zwar hauptsächlich von Seiten der Eltern, in den ersten Lebensjahren bestellt ist, s. Gartenlaube 1862 Nr. 5, da werden, trotz aller Arten von Vereinen, aus erwachsenen Menschen, weil sie aus ihrer Jugend alle möglichen Untugenden, Schwächen, Schrullen, Vorurtheile und Aberglauben in das reifere Lebensalter mitbrachten, fast nie mehr wirklich vernünftige Geschöpfe zu bilden sein. Nur wo's die Erwerbung irrthümlicher Güter für ein behagliches Leben gilt, da allenfalls nimmt auch die erwachsene Menschheit noch Lehre an. Und auch da nicht einmal. Denn selbst der wirklich gute Rath, welcher dem Laien zur Erhaltung seiner Gesundheit, also zur Erreichung des Nothwendigsten, was ihm für seine irrthümlichen Güter erst genußfähig macht, gegeben wird, bleibt von den Allermeisten unbeachtet. Und wenn er Jahre lang auf die unverständigste, leichtsinnigste und frivolste Weise seine Gesundheit ruinirt hat, dann jammert und wehklagt der Feigling über seine Krankheit wie über ein unverschuldetes Unglück und klammert sich aus Angst vor dem Tode an jedes, auch dem Menschenverstande Hohn sprechende Heilverfahren.

Deshalb kann denn auch die Hoffnung, welche man auf die Wirksamkeit der zur Ausklärung der erwachsenen Menschheit gegründeten Vereine, sowie auf belehrende Vorträge und Schriften setzt, nur eine sehr schwache sein. Alle Vereine, sie mögen heißen und bezwecken was immer sie wollen, können niemals im Erwachsenen Das nachholen und ausbessern, was in der Jugend vernachlässigt und schlecht gemacht wurde. Der jetzige Mensch wird aber schon von Geburt an verhunzt.

Nochmals sei's darum gesagt: nur erst dann, wenn eine richtige, schon von frühester Jugend an erworbene Kenntniß der Naturgesetze auf das Denken und Thun des erwachsenen Menschen den gehörigen Einfluß ausüben wird, nur erst dann werden die Zustände auf dem physischen, geistigen und sittlichen Gebiete in der Menschheit erkennlicher sein als jetzt, wo bei den meisten Menschen sinnliche Anschauungen zu bekämpfen und Wahn, Despotismus und Rohheit die Resultate der naturwidrigen Erziehung sind.

Nun was soll nun mit dieser Klage erstrebt werden? Zuvörderst nichts Anderes, als daß die Leser dieser Zeilen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die große Wichtigkeit einer richtigen physischen und physischen Erziehung in den ersten Lebensjahren lenken (siehe Gartenlaube 1862 Nr. 5) und daß sie, um dem Fortschritte in Verwollkommnung und Veredelung der Menschheit auch wirklich

Digitized by Google

förderlich sein zu können, endlich einmal die unglückliche Idee vom „Angeborensein" aufgeben und dafür das „Anerzogenwerden" zum Erziehungsgrundsatze annehmen möchten.

Und warum glaubt Berfasser mit der erwachsenen Menschheit hadern zu müssen? Weil sie sich durchaus nicht von ihren schlechten, aus der Jugendzeit stammenden Angewöhnungen und von dem durch faules, ungeordnetes Denken einstandenen aberglänbischen Vermanenswust trennen und lieber in eigenmächtiger Genuß- und Habsucht, in brutaler Herrsch- oder sklavischer Dienstsucht, in kindischer Ehr- und thörichter Glaubssucht schließlich an elender Schwindoder Wassersucht vorzeitig und jämmerlich hinsiechen will, als unter dem Panier von „Frisch, fromm, fröhlich und frei" ein nicht blos ihr selbst und ihren Angehörigen, sondern auch den Mit- und Nachwelt smenschen genuß- und fruchtbringendes, glückseliges, heiteres, langes und gesundes Leben zu leben. — Um die Wahrheit des Gesagten durch Thatsachen zu beweisen, wollen wir jetzt das Thun und Treiben der Menschen in ihren verschiedenen Berufsarten in gesundheitlicher und krankheitlicher Hinsicht beleuchten und zunächst den sogenannten Geschäftsmann (im Gegensatz zum Arbeitsmann) vornehmen. Als einen solchen könnte man vielleicht jeden betrachten, der, meistens mit einem Comptoir und angrenzenden Lagerräumen behaftet, beim Jahresabschluß seines Geschäftes sich ganz unglücklich fühlt, wenn er nur, wie die meisten übrigen Menschen (aus dem Arbeiter-, Handwerker-, Künstler- und Gelehrtenstande, gerade soviel verdient hat, um sein Wohlleben mit den verschiedenen Liebhabereien und den gehabten unabwendbaren Verlusten bestreiten zu können, und nicht auch noch ein Erkleckliches darüber zur Anschaffung von allerhand irdischem Plunder.

„Mein Geschäft erlaubt das nicht" und „ich habe keine Zeit dazu", das sind die Ausreden, welche ebenso der kranke wie der gesunde Geschäftsmann macht, um die zur Wiederherstellung oder zur Erhaltung seiner Gesundheit durchaus nöthigen diätetischen Verordnungen des Arztes, weil sie entweder zeitraubend oder unbequem sind, von sich abzuwehren, sogar sehr oft mit der Ueberzeugung, daß der Arzt ganz Recht hat. Leider giebt es nun gewissenlose Heilkünstler noch genug, die nicht etwa aus Ignoranz, sondern nur der Groschen wegen, solche Ausreden ruhig hinnehmen und die Anfänge schwerer und heilbarer Leiden, weil sie zur Zeit den Geschäftsmann zu seinen Geschäften noch nicht ganz unfähig machen, nach ihrem alten Curirschlendrian mit allerlei nichtsnutzigen (homöopathischen oder allopathischen) Mitteln tractiren, bis sie nach einiger Zeit dem Bemitleiten ein erbärmliches Ende seiner Gesundheit und seines Geschäftes vermittelt haben. Beide, Geschäftsmann und Arzt, sind in solchen Fällen Verbrecher.

Die häufigste Klage des Geschäftsmannes, nämlich in Bezug auf seinen Körperzustand, ist die über seinen Kopf, den er schwer und eingenommen, häufig schwindlig oder schmerzend fühlt und in den er sich's anstrengen noch gesetzt hat, daß diese störenden Empfindungen durchaus von Blutandrang, oder von Hämorrhoiden, oder von verstopften Blähungen und Stuhlverstopfung herrühren müssen. Der mittelsüchtige Arzt nun, welcher auf diese dämlichen Ideen des Patienten, da sie gewöhnlich auch die seinen sind, sehr gern eingeht und durch Purgirmittel die Beschwerden vom Kopfe nach dem Bauche abzuleiten trachtet, der ist dem Geschäftsmanne sein Mann, sobald dieser durch jene Ableitungscur nur nicht vom Geschäftsmad en abgehalten wird. Daß sein Uebelbefinden bei einer solchen Heilmethode immer übler wird, daß der Appetit vollständig vergeht, daß das Mattigkeitsgefühl und die Mißstimmung fort und fort überhandnehmen, daß die Kraft zum Arbeiten immer mehr sinkt, das Alles bringt den Geschäftsfanatiker noch lange nicht dahin, daß er von seiner naturwidrigen Cur zu einer naturgemäßen übergeht; ist ja doch in seinem Geschäfts- wie Stuhlgange keine Stockung.

Wie ganz anders ist der rationelle Heilkünstler zu verfahren verpflichtet, wenn's bei einem Geschäftsmanne nicht richtig im Kopfe ist! — Er wird diesem zuvörderst den Wahn, daß Congestionen vom Unterleibe aus die Schuld an dem Kopfleiden tragen, dadurch zu benehmen wissen, indem er die Anstrengungen desjenigen Organs, mit welchem der Patient seine Speculationen überdenkt und überhaupt seine geistigen Geschäftsarbeiten betreibt, des Gehirns nämlich, mit den Strapazen der Beine bei anstrengenden Fußpartieen vergleicht. Beide Organe, Gehirn wie Beine, werden nämlich durch zu große Anstrengung (Ueberanstrengung, in Folge der starken Abnutzung ihrer Materie, matt und von widernatürlichen Empfindungen heimgesucht, versagen allmählich den Dienst und können sogar durch fortgesetztes gewaltsames Antreiben zum Thätigsein völlig gelähmt werden. Von den müden Beinen weiß nun jedes Kind, daß man dieselben, wenn sie nach einiger Zeit weder ordentlich laufen sollen, gehörig ausruhen lassen muß und daß man bei diesem Ausruhen den ganzen ermüdeten Körper durch nahrhaftes Essen und Trinken wieder auf die Beine bringen kann. Dem durch's Speculiren, Similiren, Addiren und Subtrahiren, Alterniren und Chicaniren u. s. w. müde gewordenen Gehirne des Geschäftsmannes, weil der keine Zeit hat und sein Geschäft es nicht erlaubt, geht's nun aber nicht so gut wie den müden Beinen des Wanderers, denn dieses muß trotz seiner Ermüdung, die durch den Schlaf allerdings in Etwas gehoben wird, fort und fort geschäftig sein, oft sogar ohne durch nahrhafte und gut verdaute Nahrungsmittel richtig genährt und gekräftigt zu werden. Kommen nun gar noch jene ableitenden, schwächenden und den Appetit verderbenden Purganzen, oder die das Gehirn sammt seinen Nerven unnatürlich reizenden stärkeren Spirituosen und Kaltwasserquakeleien, sowie geselschaftliche, gemüthliche und geschlechtliche Erregungen mit in's Spiel, dann gute Nacht Gehirn mit deinem Denken und Urtheilen, deinem Gemüthe und Willen!

Ich hoffe, daß jeder Geschäftsmann, der in seinem Geschäfte wirklich sein eigenes und nicht seiner Leute Berstandesorgan, also das Gehirn, arbeiten läßt, einsieht, wie bei seinem Kopfleiden in Folge von langandauernten und bedeutenden Anstrengungen des Gehirns, dieses Organ auch die passende Erholung durch Ruhe braucht und daß demnach ein angestrengter Geschäftsmann, wenn er sich radical erholen will, durchaus auf einige Zeit sein Geschäft zu verlassen gezwungen ist. Aber freilich muß er gleichzeitig auch alles das nach meiden, was das ermüdete Gehirn stark erregen kann, wie Spirituosa, kalte Bäder, leidenschaftliche Unterhaltungen und unterhaltende Lesbeschaften aller Art. Daneben sind zur Abkürzung und Nachhaltigkeit der Kräftigungscur noch reine sonnige Waldluft (recht tief eingeathmet), gute kräftige Kost (besonders Milch und Eier, und warme Bäder (wöchentlich eins bis zwei) von ausgezeichneten Vortheile (s. Gartenl. 1863. Nr. 22. Rathschläge zu Sommercuren). — Die von den meisten Aerzten dem angegriffenen Geschäftsmanne als Kräftigungsmittel verschriebenen Arzneistoffe, sie mögen heißen wie sie wollen, haben alle, ebenso wie die empfohlenen Mineralwässer, meine vollste Berachtung, da sie niemals stärken, sondern fast immer die Magenverdauung ruiniren und dann, weil nicht genug guter Speisesaft mehr bereitet wird, schwächen. Nur nahrhafte Nahrungsmittel (besonders Milch, Ei und Fleisch, geben unserem Körper Saft und Kraft.

Und nun, Land auf's Herz, angegriffener Geschäftsmann mit dem ergrauenden Kopfe, erlaubt's Dein Geschäft wirklich nicht, daß Du zur Erhaltung und Kräftigung Deines Gehirns mit seiner Urtheils- und Willenskraft, sowie zur Verbesserung Deiner Dir und Andern nicht gerade angenehmen Gemüthsstimmung, auf einige Zeit Dein enges Geschäftslocal mit Gottes weiter Natur vertauschen kannst? Bedenke, daß Du später mit all Deinem Mammon die zur Herstellung und Kräftigung Deiner Gesundheit verlorene Zeit nicht zurückerlangen kannst und daß Du, wenn auch alle in der Welt bekannten medicinischen Professoren, Hof- und geheimen Räthe zu einem Consil über Deinen tuinirten Corpus zusammentreten, doch weit früher als nöthig in das von Dir gesürchtete Grab wandern mußt — worüber sich natürlich Deine Herren Schwiegersöhne auch noch freuen.

Erlaubt nun aber das Geschäft einem Geschäftsmanne eine Erholungscur fern von Geschäfte in der That wirklich nicht, dann beobachte dieser zur Conservirung seines Gehirns wenigstens die folgenden Vorsichtsmaßregeln. Zuvörderst lasse er seinen speculirenden Kopf nicht zu langanhaltend arbeiten, sondern mache von Zeit zu Zeit im Arbeiten Pausen, sogar der Usance entgegen in den Geschäftsstunden und wo möglich im Freien. In der geschäftsfreien Zeit halte er sich so viel als möglich auch frei von Geschäftsideen, mache sein ordentliches Mittagsschläfchen, gehe sich des Abends einer leichten und angenehmen Unterhaltung hin und halte auf regelmäßigen Nachtschlaf. Wie die übrigen, besonders die Brust- und Bauchorgane, in Ordnung zu halten und zu bringen sind, wird ein späterer Aufsatz den Geschäftsmann lehren, dem fertig ist der Berf. mit selbigem Manne noch lange nicht.

Bock.

Digitized by Google

Ein Frühlingsgang nach Sesenheim.

Von Jos. Victor Widmann.

Das anmuthigste aller Liebesverhältnisse Goethe's ist unstreitig jenes, das aus der jugendlichen Neigung des Dichters zur schönen Pfarrerstochter von Sesenheim im Elsaß entsprang. Wenn auch die Liebe zu Charlotte Buff am meisten bekannt geworden ist, indem sie zu dem Evangelium aller unglücklich Liebenden, zu Werther's Leiden, Anlaß gab, so ist es doch eben diese Berührtheit, diese Uebertragung in einen Roman, die dem wirklichen Verhältnisse Eintrag gethan und einigermaßen den Blumenstaub von der Blüthe gewischt hat. Lili ferner war gewiß ein reizendes Mädchen, aber eine Puppe voll koketter Launen. Frau von Stein — war eben Frau von Stein; die Unnatürlichkeit dieses Verhältnisses und der Streit gegen die Gesetze der Gesellschaft, der darin gegeben war, verunreinigen es. Christiane Vulpius, später Goethe's Gattin, war gut und anhänglich, allein ein besonderer Zauber geht von ihrem Bilde nicht aus. Endlich, was soll man zu jener Marienbader Leidenschaft des vierundsiebzigjährigen Greises sagen? Giebt sie auch von dem jung gebliebenen Herzen des Dichters und von seiner lange wohlerhaltenen Kraft das beste Zeugniß, so fordert sie doch unwillkürlich zu dem Rückschlusse auf, wie so ganz anders ein Mann in voller Jugendkraft geliebt haben muß, der noch am Abend seines Lebens so feurig zu fühlen vermochte!

Eine solche Jugendliebe, naturwüchsig und echt, ist die zu Friederike Brion, und sie gewinnt an Reiz durch den Kranz frischer Feldblumen, der sich gleichsam um sie flicht. Wenn Vit, die Frankfurter Banquierstochter, ihren Freund oft „beim Spielisch unerträglichen Gesichtern gegenüberstellte" — ziehen dagegen dort die beiden Liebenden durch die weiten Fluren, und Friederike singt ihm ihre lustigen Liedchen:

„Vom Walde bin ich kommen, wo's Fleckfieber ist,
Und ich lieb Dich von Herzen, das glaub mir gewiß;
Und da lacht er, da lacht er, der schelmische Dieb,
Als ob er nicht wüßte, daß ich ihn lieb'."

Friederike war eben durch und durch Natur: ein tiefes, reiches Gemüth, gebildet genug, um für alles Schöne und Gute empfänglich zu sein und das Rechte überall fein zu fühlen; von Sentimentalität freilich wußte sie nichts.

Dieses edle Mädchen nun lernte Goethe kennen, als er im Jahre 1770, während er in Straßburg die Rechte studirte, von seinem Studienfreunde Weyland zu einem Ausfluge nach Sesenheim aufgefordert und im Pfarrhause daselbst eingeführt wurde. Es war einer der ersten schönen Octobertage, als die Beiden zu Pferde in Sesenheim anlangten, Goethe, seiner Freude an Verkleidungen folgend, incognito, als ärmlicher Student der Theologie. Er hatte eigens hierzu alte Kleider geborgt und sich sein Haar so wunderlich gekämmt, daß Weyland unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn es seinem wohlgelaunten Freunde einfiel, dergleichen Figuren, die man „lateinische Reiter" nennt, nachzuahmen. Im Pfarrhofe trafen sie Herrn Brion ganz allein zu Hause und wurden von dem gutmüthigen Manne freundlich empfangen. Nach und nach stellte sich auch die ganze Familie ein, außer der zweiten Tochter Friederike, nach der Alle fragten und die Alle mit Unruhe vermißten, wodurch Goethe auf ihre Erscheinung vorbereitet wurde.

Endlich trat sie in die Thür, und „da ging sämmtlich an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf". Der Dichter, der vierzig Jahre später eine plastische Schilderung jener Tage in „Wahrheit und Dichtung" dem Secretair Kräuter dictirte, wobei er, wie dieser versichert, tief ergriffen war, oft im Dictiren inne hielt, seufzte und in leiserem Tone wieder fortfuhr — er beschreibt uns die Erscheinung des sechzehnjährigen Mädchens also: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern, blauen Augen blickte sie deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und sie hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Es ist nicht möglich, nun ausführlich hier zu erzählen, wie Goethe sofort an Friederike das größte Interesse nahm, sich mit ihr fast ausschließlich unterhielt und, indem er immer mehr über sie erstaunte, zugleich immer mehr sich seiner Verkleidung zu schämen anfing; wie er noch am gleichen Abend bei einem Spaziergange mit ihr wandelte, „mehr den Himmel über sich zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben ihnen befand"; wie er hierauf, als er Nachts mit Weyland allein war, diesen ängstlich ausforschte, ob wohl Friederike schon von Jemand geliebt werde, und sich über die Verneinung dieser Frage freute; wie er dann am andern Morgen über den verwünschten grauen Rock mit den kurzen Aermeln in Erbitterung gerieth, zuerst nach Straßburg zurückreiten wollte, dann aber auf den glücklichen Gedanken kam, sich die ländliche Kleidung eines Wirthshofsohnes in Drusenheim zu borgen und als Georg der Frau Pastorin einen Kuchen zu überbringen, über welche neue Verkleidung viel lustige Verwirrungen und Scherze entstanden. Es genügt zu sagen, daß die Leidenschaft der beiden jungen Leute von Stunde zu Stunde wuchs und daß Goethe nach zwei Tagen, als er wegritt, sein Herz in Sesenheim zurückließ. Zugleich hatte er den Vater sehr für sich eingenommen, indem er ihm einen Plan zu einem neuen Pfarrhause zu zeichnen versprach, da das alte, worin die Familie lebte, sehr baufällig war.

Von Straßburg aus schrieb Goethe an Friederike viele Briefe; der einzige, der von denselben noch erhalten ist, datirt vom 15. October. In diesem Briefe nennt er sie seine „liebe neue Freundin" und sagt ihr, nie sei ihm auch nicht lange dort; im November, an einem Samstag Abend, langte er plötzlich in der Schenke zu Sesenheim an. Merkwürdiger Weise war man im Pfarrhause nicht überrascht, als er eintrat. Friederike's liebendes Herz hatte seine Ankunft geahnt und vorausgesagt. Der folgende Tag, ein heller, freundlicher Novembersonntag, wurde von den Liebenden mit einem Morgenspaziergang begonnen, auf dem sie sich von den bevorstehenden Begnügungen des Nachmittags und von neuen geselligen Spielen unterhielten, auch beschlossen, no möglich in ungetrennter Gemeinschaft dem Allen sich hinzugeben. Die Glocke rief sie vom Spaziergang zur Kirche; der gute Pfarrer Brion hat gewiß nie einen gestrichenen und doch zugleich unaufmerksamen Zuhörer gehabt, als an diesem Tage! Der Nachmittag verfloß fröhlich bei Tanz und gesellschaftlichem Spiel, wobei die Liebenden Hauptpersonen und Anordner des Ganzen waren. Und da, in der Extregung des Tanzes und der Lust, kam sich endlich das zweierne Paar im „langen, langen Kuß der Lieb' und Schönheit".

Diesmal verließ Goethe Sesenheim als erklärter Liebhaber. Eine Verlobung hatte vermuthlich deshalb nicht statt, weil er noch so jung war und die Einwilligung des Vaters hätte eingeholt werden müssen. Gedichte aus jener Zeit und an Friederike gerichtet finden sich mehrere unter den gesammelten Liedern Goethe's: Willkommen und Abschied: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde". — Mit einem gemalten Band: „Kleine Blumen, kleine Blätter". — An die Erwählte: „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe". — Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur". Ferner: „Erwache, Friederike" und „Ein grauer, trüber Morgen".

Bekanntlich hielt sich Goethe in Straßburg auf, um dem Studium der Rechte, das er in Leipzig begonnen, seiner obzuliegen und das Doctorexamen zu bestehen. In dieser Zeit fand er nicht Muße zu Besuchen in Sesenheim. Dagegen kam damals Frau Pfarrer Brion mit ihren beiden Töchtern zu Besuchen in die Stadt. Dieser Besuch war es, der zuerst das Verhältniß mit Friederike lockerte. Goethe selbst nennt ihn „eine fonderbare Prüfung".

Die Mädchen erschienen in Nationaltracht; in den Städten des Elsaß war dieselbe längst durch die französische Kleidung verdrängt worden. Daher gereichen die beiden Pfarrerstöchter in einen Gegensatz zu ihren städtischen Verwandten, der auf dem Lande jedenfalls zu Gunsten der ersteren ausgeschlagen hätte, hier aber, in der Stadt, nach und nach für sie peinlich ward. Wenn auch Friederike sich in die ungewohnte Umgebung leichter als ihre Schwester zu finden wußte, so stand doch auch sie in nicht ganz zu verwischen-

Digitized by Google

dem Widerspruche zu verstehen, und die verschiedenen Lebensverhältnisse der beiden Liebenden traten damals zuerst zu Tage. Er, der Sohn eines vornehmen Frankfurter Bürgers, sie eine arme Landpfarrerstochter! Darüber hatte freilich die Liebe sich nicht besonnen; die ländliche Ruhe hatte dergleichen Bedenken, selbst wenn sie aufgestiegen waren, bald wieder eingeschläfert. Aber jetzt! — Goethe mochte nicht immer die besten Urtheile über die Erscheinung seiner Geliebten in fürstlichen Cirkeln zu hören bekommen; das machte ihn empfindlich und zerstörte manche Illusion. „Friederike," sagt Schäfer, „war in den Gehölzen von Sesenheim eine Nymphe des Waldes; im Straßburger Salon wurde die Nymphe zur Bäuerin." Wenn auch dieser letzte Ausdruck etwas zu stark ist, so ist doch gewiß und von Goethe selbst ausdrücklich erwähnt, daß es ihm bei ihrer Abreise wie ein Stein vom Herzen fiel. Sie ihrerseits stürbe beim Sche.den, daß der Liebesroman zu Ende ging. Er stürzte sich wieder in den he.tern Kreis der Genossen, um die quälenden Gedanken los zu werden. Als bald darauf die Zeit kam, wo er Straßburg auf immer verlassen sollte, litt er noch einmal nach Sesenheim, ihr Lebewohl zu sagen.

„Es waren peinliche Tage," schreibt er, „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen Thränen in ihren Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun rit ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, nur zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen, es war Hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederiken noch einmal zu besuchen."

Im August 1771 verließ Goethe Straßburg, im Juni vorher schrieb er aus dem Sesenheimer Pfarrhause zwei inhaltreiche Briefe an Aetnar Salzmann in Straßburg, die jetzt auf der dortigen Stadtbibliothek in derselben Schachtel mit den Briefen des unglücklichen Dichters Lenz zusammen liegen, der sich später in Friederike Brion verliebte, ohne aber bei ihr Gehör finden zu können. Denn „wer von einem Goethe geliebt worden ist, kann keinem andern Mann angehören," pflegte sie zu sagen.

Wege die Nachtheil, wenn sie Goethe's Handlungsweise gegenüber Friederiken beurtheilt, die Verhältnisse berücksichtigen! Man bedenke, welche Schwierigkeiten seiner Verbindung mit der Sesenheimer Pfarrerstochter im Wege standen, wie ihm überhaupt eine frühe Verheirathung auf seiner Dichterlaufbahn ein Hemmschuh gewesen wäre, wie es kaum wahrscheinlich ist, daß Friederike in Weimar hätte existiren können, ja wie sehr wahrscheinlich der verheirathete Goethe selbst nie nach Weimar gekommen wäre, was man gewiß als ein Unglück ansehen müßte. Man erwäge, daß ein so gewaltige Kraft in sich fühlender Mann, dem die Welt damals zu enge schien, wohl eine kurze Zeit die Rose am Wege bewundern und lieben konnte, dann aber, zu sich kommend, seinem Stern folgen mußte, der ihm auf immer neuen Bahnen voranleuchtete. Ruhe im Schooß der Liebe konnte Schluß, aber nicht Anfang des Schaffens eines Titanen sein, der die zwölf Arbeiten noch ungethan vor sich sah. Wir wollen uns an das Wort Victor Hugo's erinnern, wonach man auf Heroen nicht das Maß gewöhnlicher Menschen anwenden dürfe, und also lassen wir Goethe Verzeihung angedeihen; die Wehmuth aber, die uns unwillkürlich beschleicht, wenn wir Friederikens gedenken und das zerstörte Verhältniß uns vergegenwärtigen, sei eine dem tragischen Mitleid vergleichbare; sie trage die Versöhnung in sich selbst! —

Lewes, der bekannte Verfasser einer vortrefflichen englischen Darstellung von Goethe's Leben, erzählt Friederikens spätere Schicksale nicht. Wir führen sie hier an, aus guter Quelle, zum Theil aus Mittheilungen von Personen schöpfend, die Friederiken persönlich gekannt. Wie oben schon angedeutet, kam der Dichter Reinhold Lenz ein Jahr nach Goethe's Entfernung in die Nähe von Sesenheim, und Friederike flößte ihm heftige Leidenschaft ein, die aber zu keinem Ziele führen konnte, schon deshalb, weil Lenz gar nicht der Mann dazu war, irgendwie etwas Dauerndes zu gründen. Er war eine wirre, dämonische Natur, und sein Lebensschicksal, das wir hier nicht verfolgen können, ließ ihn keinen häuslichen Heerd bauen. Er starb in schwermüthigem Wahnsinn am 24. Mai 1792. — In den Herbst 1779 fällt jener Besuch Goethe's bei Friederike, den der Dichter, wie oben angeführt, geahnt und als Vision vorausgesehen haben will. Goethe begleitete damals seinen Herzog auf einer Schweizerreise; er fand seine Geliebte, wie er schreibt, „wenig verändert, noch so gut, sieben will und zutraulich, wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenz."

Friederike lebte noch bis zum Jahr 1813; anfangs in Rothau im Steinthal, wo sie mit ihrer jüngsten Schwester Sophie mehrere Jahre eine Mädchenschule leitete und einen Kramladen hielt. Durch Familienverbindungen wurde sie später Gesellschafterin in einem betreundeten Straßburger Hause — Rosenstiel —. Als der Herr des Hauses zu Anfang der französischen Revolution in diplomatischen Geschäften verwendet wurde, begleitete ihn seine Familie und auch Friederike nach Paris und Versailles. Später war sie bei ihrer Schwester und deren Mann, dem Pfarrer Marx, zuweilen auf Besuch in Dierdurg, dann ständig seit dem Jahre 1805 in Meißenheim, einem drei Stunden von Lahr in Baden entfernten Dorfe, bei ihrer Nichte und deren Gatten, Pfarrer Fischer. Noch ist daselbst ein Albumblatt vorhanden, welches sie ihrem Neffen, Pfarrer Fischer, schrieb und das also lautet:

Durchwandle froh die Bahn des Lebens,
Den Lees sei stets Zufriedenheit,
Kein Wunsch von Dir sei je vergebens,
Und die Erfüllung sei nie weit.

Meißenheim, den 14. October 1847.

Dies aus dem Herzen Ihrer Sie liebenden Tante,
Friederike Brion.

So fand Friederike in sich und in ihrer regen, erfreulichen Thätigkeit den vom Glücke Anderer einen schönen Frieden und ein nützliches Leben, welches keineswegs als ein verlorenes, sondern im Hinblick auf seine höhere Bestimmung vielmehr als ein erfülltes zu betrachten ist. Die Geliebte des glücklichen und des unglücklichsten Dichters deutscher Nation starb am 3. April 1813, Nachmittags 5 Uhr, im Alter von ungefähr 58 Jahren, wie aus dem Kirchenbuch zu Meißenheim hervorgeht. Ihr Grab wird vergebens gesucht. Kein Stein, kein Kreuz bezeichnet es. —

Es sind nun drei Menschenalter vorübergegangen seit jenen Tagen, wo Goethe mit seiner Geliebten durch Sesenheim's Gefilde wallte; aber noch entsinnen sich die einfachen Bewohner des Dorfes gar wohl des Herrn Goethe und haben ihre eigene Tradition über jene Zeit bewahrt. Der Verfasser vorstehender Zeilen ist im Stande hierüber Näheres mitzutheilen, indem er im Frühling des verflossenen Jahres, am 13. April, Sesenheim besuchte.

Das anmuthige Dörfchen liegt sieben Stunden von Straßburg entfernt. Der Besucher, dem es nicht möglich ist, wie Goethe, zu Pferd zu dem Orte zu gelangen, thut am besten, wenn er mit der Eisenbahn bis Bischweiler fährt; von da befördert ihn ein Botenwagen nach Sesenheim. So machte ich's; den Rest des Weges jedoch ging ich zu Fuß, um allein und in würdiger Sammlung in das liebe Dorf einzuziehen.

Die Sonne war schon untergegangen, aber die Luft war lind, wie an einem Maiabend. Am westlichen Himmel glänzte noch da, wo dunkle Wolken auf den fernen Vogesen aufzuliegen schienen, ein heller Streif, wie flüssiges Gold; vor mir — Sesenheim liegt gegen den Rhein, nordöstlich — war es schon Nacht. Dem Dorfe konnte ich daher nichts sehen, bis ich ganz nahe war. Der Weg führt rechts an einem großen Weiher vorüber, Erlen und Pappeln ziehen sich längs der Straße hin. Auf einmal klang durch die Luft ein Ton, der mich wundersam rührte, die Abendglocke von Sesenheim! Zugleich sah ich auch die ersten Häuser des Dorfes, zwischen blühenden Bäumen versteckt, und ein Rauch war über dem Dorf und hoch vom Himmel blinken die Sterne herab. Das Glöckl führte mich in die Herberge zum Anker. Der Wirth derselben heißt Michael Heyn und seine Großmutter mütterlicher Seite, Anna Maria Biz, war die Pathin Friederikens. Dies Alles erfuhr ich natürlich erst später; zunächst erkundigte ich mich nach einem Nachtlager, dann setzte ich mich unter die Bauern und aß zu Nacht. Der Wirth leistete mir Gesellschaft und äußerte seine Verwunderung über meinen Besuch in Sesenheim, setzte aber sogleich hinzu: „Am Ende kommen Sie wohl wegen dem Herrn Goethe." Als ich dies bejahte, stellte mir der Wirth einen bejahrten Bauer, —

Digitized by Google

Wolf — der in der Ecke saß, als den Sohn desjenigen Burschen vor, der Goethe gewöhnlich bei Spaziergängen begleitet, ihm auch Botendienste geleistet hatte. Von diesem erfuhr ich mehrere Anekdoten über Goethe, und sämmtliche Bauern nahmen, während er erzählte, großen Antheil, ergriffen wohl manchmal bestätigend das Wort, nie aber äußerten sie sich anders über das Verhältniß der Liebenden als mit größter Ehrerbietung für Beide. Die Ansage Aller war: „Er sei ein schöner und gar freigebiger Mann gewesen, und das Pfarrersfräulein habe er so lieb gehabt — man könne gar nicht glauben wie!"

Von dieser Freigebigkeit Goethe's curfirt namentlich in Sesenheim eine etwas groteske Geschichte, aber eben deshalb wie dazu gemacht, im Andenken der Bauern zu bleiben: Die Bursche des Dorfes machten, wie jedes Jahr, hinter der Kirche zuweilen im November ein Feuer und belustigten sich, mit Stangen drüber zu springen. Der „Herr Goethe" war auch einmal bei einem solchen Anlaß zugegen und bemerkte unter den Zuschauenden sechs Weiber mit alten zerrissenen Strohhüten. Da sagte er dem Bauer Wolf, er solle die Strohhüte in's Feuer werfen. Der that's auch gleich, nur eine ließ sich den Strohhut unter keiner Bedingung nehmen. Als nun die fünf Strohhüte lichterloh brannten, zog der Herr Goethe seinen Geldbeutel hervor und gab jedem der fünf Weiber, die ziemlich verdutzt dastanden, zwei Thaler; jetzt verlebten sich die sauern Mienen in frohen Jubel; die sechste aber bot nun freiwillig ihren Strohhut an; als ihr Goethe gar keine Aufmerksamkeit schenkte, warf sie voll Verdruß ihren Hut selbst in's Feuer, erntete aber auch für diese heroische Aeußerung ihrer Unzufriedenheit nichts als den Spott des ganzen Dorfes. Als Moral dieser Geschichte setzte der Bauer Wolf, der mir dieselbe erzählte, hinzu: „Einem so vornehmen Herrn muß man eben Zutrauen schenken."

Oft habe auch Goethe die Baden angefeuert, gymnastische Spiele aufführen, ihnen dergleichen sogar gezeigt. Den Sieger habe er dann jedesmal reichlich beschenkt. Um seine Freigebigkeit, wie man sieht, dreht sich die Sesenheimer Tradition; denn bei gar vielen Leuten hat nichts so guten Klang, wie klingende Münze. Man ersieht hieraus, daß alle Tradition etwas Subjectives ist.

Am folgenden Tage besuchte ich in der Frühe jenen Hügel, den Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erwähnt, wo er schon am zweiten Tage der jungen Bekanntschaft dem reizenden Mädchen seine Liebe erklärt hatte. Die Stelle verdient nicht den Namen eines Hügels; im Dorf heißt sie der Buckel; es ist eine Erderhöhung von kaum sechs Fuß Höhe. Zu Goethe's Zeit war sie mit Wald und Hecken gekrönt und es waren daselbst Bänke aufgeschlagen, „von deren jeder man eine hübsche Aussicht gewann". Hier war jenes Bret mit der Inschrift: „Friederikens Ruhe", worunter sich Goethe einst sroh und ahnungslos gesetzt hatte, ganz dem ausleimenden Gefühl hingegeben und nicht denkend, daß er getommen sei, diese Ruhe vielleicht für immer zu stören.

Die Bänke stehen längst nicht mehr, der Wald ist ausgerottet, man hat den Platz über das traute Plätchen geführt. Aber es war doch noch die gleiche Erde, und gerade so, wie heute auf mich, schaute damals auf die Liebenden der helle, blaue Himmel hernieder, und darum drückte ich mich und pflückte — man tache über meine Sentimentalität — ein vom Morgenthau feuchtes Veilchen, meine erste Reliquie von Sesenheim.

Nachdem ich wieder in's Dorf zurückgekehrt war, begann ich auf dem Kirchhofe nach dem Grabmal des Pfarrer Brion zu suchen. Eine Bäuerin, die ich um Auskunft befragte, sagte mir, sie wisse, das Grab sei nicht hier, sondern bei der Kirche, aber genauer konnte sie mir die Stelle nicht bezeichnen. Endlich fand ich es; ein liegender, schwärzlicher Stein deckt die Ruhestätte des guten Mannes. Die Inschrift lautet:

Hier schläft in seinem Erlöser
der
Hochwürdige und hochgelahrte Herr
Johann Jacob Brion,
Treueifriger Lehrer hiesigen Kirchspiels.
Seines Alters 70 Jahre 6 Monate.

Den Berd darunter konnte ich nur mit Mühe lesen und zwar erst, nachdem ich den Grabstein gewaschen und in die Umrisse der Schrift, damit dieselben mehr hervortreten möchten, Kalk von der Kirchhofsmauer eingerieben hatte. Der Vers heißt:

„Sei still und weine,
Christ unr Menschenfreund;
Hier ruhen die Gebeine
Eines Mannes, der vereint
Tugend pries und Tugend übte,
Gott in seinem Leben liebte."

Während ich diese Worte schrieb, fielen auf einmal drei oder vier Schüsse hinter der Kirchhofsmauer, und als ich erstaunt aufschaute, gewahrte ich eben einen Brautzug, der sich in die Kirche bewegte. Natürlich schloß ich mich an und wohnte der Feierlichkeit bei. Das war also die Kirche, wo einst Goethe an der Seite der Pfarrerstochter „eine etwas trockne Predigt des Vaters nicht zu lang fand" und wo er sich die Vorzüge seiner Geliebten, „ihre besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Vorausſehen," wiederholte und auch darüber nachdachte, wie er es wohl vermeiden könnte, beim Pfänderspiel seine Geliebte zu küssen; denn seine Lippen waren ja von jener leidenschaftlichen Sasbürger Schönen, deren Nähung er nich: erwiderte, verwünscht worden. Am gleichen Nachmittage lösten sich inzessen alle Bedenken, wie wir oben gesehen haben. Als die Einsegnung des Paares vorüber war, begab ich mich nach dem Pfarrhause, welches der Kirche gegenüber liegt. Es ist von einem Gartenzaun eingeschlossen, vor der Thür stehen niedrige Tannenbäume.

Der Pfarrer, Nameng Lucius, ein gastfreier Herr, nahm mich sehr freundlich auf, als er den Zweck meines Kommens erfahren hatte, und führte mich überall umher. Vom alten Pfarrhose ist nur noch eine Scheune übrig; er stand mehr links, als der neue. An der Stelle, wo sonst Goethe mit der Familie Brion zu wohnen pflegte, wachsen jetzt Bohnen und andere Küchenkräuter, und der kleine Sohn des Herrn Pfarrers war emsig beschäftigt, dieselben vom Unkraut zu säubern. Ganz hinten im Garten steht aber noch, an die erwähnte alte Scheune angelehnt, jene berühmte „Jasminlaube von Sesenheim", in der Goethe das Märchen, das er später unter dem Titel „Die neue Melusine" Wilhelm Meister's Wanderjahren einverleibte, zum ersten Male erzählte. Daß ich auch hier Reliquien sammelte, versteht sich von selbst.

Hierauf zeigte mir der Pfarrer ein Autograph Friederike's; sie bittet ihren Bewandten Heintz um ihr langes Haketuch (ein Pathengeschenk eben jener Anna Maria Brion), er möge es ihr nach Rothau schicken. Im Wohnzimmer hängt an der Wand beim Clavier ein Bild des greisen Goethe; nirgends ist mir dieses Bild so bedeutsam vorgekommen, wie hier; ich mußte mich unwillkürlich an Rückert's Gedicht von Chidder, dem ewig jungen, erinnern.

Ich nahm nun Abschied von dem gastfreien Herrn Pfarrer und verließ das Haus. Am Ausgang des Dorfes, vor dem Schulhause, war die ganze liebe heranwachsende Jugend von Sesenheim versammelt. Die Mädchen tanzten eben einen Ringeltanz um ihre Lehrerin herum; ich schaute mir die Gesichter wohl an, aber es war keine Friederike unter ihnen!

Und so zog ich denn weiter gegen Fort Louis hin; ehe ich aber in den Wald kam, schaute ich noch einmal zurück nach dem lieben Dorf, und wie ich's so vor mir liegen sah und das gestrigen Abends und der einstigen Zeiten gedachte, überkam mich eine Stimmung, in die sich Andacht und Wehmuth theilten.

Berliner Skizzen.

2. Der Omnibus.

Von Rudolph Löwenstein.

Vom Fischerdorfe zur Weltstadt, vom Bauernkarren zur Droschke und von der Droschke zum Omnibus — welch riesiger Fortschritt weltgeschichtlicher Cultur! Fünfhundert Jahre berufte Berlin, bis die Umwandlung aus dem Angelnest in den Angelpunkt deutscher Intelligenz als vollzogen betrachtet werden konnte, und fast ein halb Jahrhundert verstrich, ehe sich der kosmopolitische Omnibus der heimischen, particularistischen Droschke zugesellte. Wie lange es dauern wird, bis die Berliner Droschke sich zu einem der Residenz

Digitized by Google

würdigen Facte veredelt, bleibt der Erkenntniß unserer Enkel vorbehalten. Die Droschke hat sich trotz der Omnibus-Concurrenz in ihrer urzuständlichen Form (von Reinheit ist leider keine Rede) erhalten, nur dann und wann begegnet man einem von der Cultur der Gegenwart mit frischem Firniß beleckten und mit fleckenlosen Polstern verkleideten Einspann; die Mehrzahl aber der für fünf Groschen feilen Miethlinge ist nicht geeignet, den traurigen Satz zu widerlegen, daß es in ganz Europa von Petersburg bis Madrid und von Rom bis Stockholm kein schlechteres öffentliches Fuhrwesen als das Berliner gebe.

Wer, der jemals die Straßen von Spree-Athen betreten, wer kennt sie nicht, diese klapprigen, baufälligen Gestelle mit ihren abgelebten, „abgetriebenen" und schwermüthigen Pferden und den rothnasigen Rossclenkern? Wen erfaßt nicht ein menschliches Rühren, wenn er die fahrenden Eckensteher auf dem Bocke des „Felterkastens" und die Mähren mit dem über die Ohren gebundenen Hafersacke betrachtet? Wer hätte nicht gehört von dem unlöschbaren Durste, welcher zwischen den Lenkern der Droschken und den Zügeln der Omnibusgäule besteht? Mit demselben Grolle, mit dem einst der arme Weber den „eisernen Arbeiter", die Dampfmaschine, und der letzte Posthalter die erste Locomotive erblickt, sahen vor einundzwanzig Jahren die Berliner Droschkenkutscher auf das erste sechsräderige Ungethüm, das, von einem Speculanten gebaut, unter dem Namen Omnibus durch die Straßen rollte. Und der Groll ist von Jahr zu Jahr mit der Zahl der neu-concessionirten Allerweltswagen gewachsen. Mehr als dreihundert Omnibus durchkreuzen die Residenz nach allen Richtungen, und während der auf seinen Halteplatz oft Stunden lang gebannte Droschkenführer nach einer „lumpigen Person" vergeblich späht, saufen Hunderte von Groschen-Passagieren an seiner Nase vorüber.

Was der Dampfwagen für die Nationen, das ist der Omnibus für die Residenzler: er verknüpft die früher Getrennten, fördert Austausch und Verkehr und trägt neues Leben in die entlegensten, ehedem fast unzugänglichen Gegenden. So lange die Omnibusunternehmer nur auf die sehr belebten Straßen speculirten und jede Tour in mehrere Stationen theilten, für deren jegliche ein Reisegeld von einem Neugroschen zu erlegen war, wollte das Geschäft nicht recht vorwärts kommen; seitdem sie aber dem Ende der einen Vorstadt bis zum letzten Hause der entgegengesetzten fahren und für den Weg von fast einer deutschen Meile nur einmal den Zinsgroschen erheben, blüht das Geschäft, und in den Vorstädten steigen neue Häuser und neue Straßen empor. Die Sandscholle der ehemaligen „Hundekehle", in deren trügerischem Boden Roß und Reiter elendiglich versanken und Hungerblume und Distel sich vergeblich quälten, Wurzel zu fassen, sie ward zur Baustelle, zum lachenden, „goldtragenden" Morgen, sobald sie von der Wun-

Im Omnibus.
Originalzeichnung von Th. Hosemann.

schelruthe des Omnibuskutschers berührt wurde. Das „Kopenicker Feld", noch vor zehn Jahren eine menschenleere Wüste, ist zu einer Stadt von 25,000 Einwohnern erwachsen, der Bodenwerth hat sich verzehnfacht, der Steppenfund ist auch hier zum Goldfunde geworden. Der National-Oekonom wird dereinst mit Zahlen kaleisen können, welchen Antheil das Institut der Omnibus an dem wahrhaft wun-

Digitized by Google

baren Wachsthum gerade des Köpenicker Feldes gehabt hat. Von hier aus gehen die meisten Wagen in das Innere der Stadt; der Oranien- und der Moritzplatz entsenden von fünf zu fünf Minuten einen zweispännigen Zug, der sich, ehe er sein Ziel erreicht, drei, auch drei Mal seiner lebendigen Last entledigt und dafür neue Ladung nimmt.

Die Berliner Omnibus unterscheiden sich wesentlich von ihren Londoner und Pariser Vorbildern: sie sind weder so elegant bespannt, noch so pünktlich bedient, noch endlich so zweckmäßig organisirt, als jene. Der Einführung einer geregelten Correspondenz, eines Bündnisses aller Unternehmer stemmen sich — ein Zeichen echt deutschen Wesens — Sonderinteressen und Sondergelüste entgegen: Keiner will sich entschließen, dem allgemeinen Besten auch nur ein Titelchen seiner subjectiven Souveränetät zum Opfer zu bringen, und so kreuzen sich denn Wagen, Linien und Interessen in wirrer Unordnung. Daß bei uns Wagen, Kutscher und Conducteure unter strengster polizeilicher Aufsicht stehen, die jedes Vergehen gegen das „Reglement" und die Fahrordnung unnachsichtlich straft, versteht sich ebenso von selbst, wie daß Alles, was zum Dienstpersonal der Wagen gehört, trem straffen, soldatisch-knappen Uniform-Zuschnitt unterworfen ist. Wie die strengen Religionsgesetze der Juden grotesquerlei von sanitäts-polizeilicher Weisheit diktirt sind, so ist auch Vieles in dem Reglement nur durch die zarte Besorgniß der Polizei für Leben und Gesundheit der nomadisirenden armen Kutscher zu erklären. Das scharfe Gebot: „Du sollst auf dem Bock nicht rauchen" und das gleichscharfe: „Du sollst den Rockkragen stets bis an's Kinn zugeknöpft halten", was sind sie anders, als Zeugnisse jenes schönen patriarchalischen Regimente, das Alle vom Junker bis zum Roßknecht umfaßt?

Den schlimmsten Stand hat bei den Wagen — in jeder Beziehung des Wortes — der Conducteur: den Behörden für jeden Fehltritt, seinem Principal für jeden Schwänzelgroschen mit seiner Caution verantwortlich, ist er durch das „Reglement" gezwungen, auf dem Trittbret zu stehen oder, falls es besetzt ist, zu schweben. Die Wagen sind nämlich so ökonomisch eingerichtet, daß jeder Zoll zum Transport von Menschenfleisch verwendet ist. Oben und unten, vorn und hinten — Plätze, aber bestenweiger Platz. Schaudernd blickt der weichherzige Thierfreund auf die an die Last von 25 Personen gefesselten, mühselig kauchenden Rosse, und eine Thräne des Mitgefühls rollt über seine Wangen. Wehe den Insassen des Wagens, wenn sie plötzlich von einem Zweihundertpfünder verdrängt werden! Angstvoll gepreßt in schauderhafte Enge, blicken sie den Dicken an, der sich mit seiner Breitseite Platz zu machen sucht. „O Jott, mein bestes Hühnerauge!" seufzt ein Lastliesen. „Hinaus, mein Kleid!" stürmt eine Köchin. „Conducteur, lassen Sie mir raus, mir wird ohnmächtig!" ächzt ein Dämchen. Dreimal Wehe der seidenen Robe, die sich in den Morgenstunden der Markttage zwischen den Kattun der Omnibus-Besatzung verirrt! Körbe, Kiepen, Fischnetze, Gänseleichen, frisch gemordete Hühner und enthäutete Hasen rechts und links! Pfefflings-, Härings- und Käsedüfte, Orange und Knoblauch, Zwiebel und schwarze Seife zusammenfließend in einen einzigen unaussprechlichen Duft! — Fleuch, Wanderer, flench in solchen Morgenstunden den Wagen mit seinen baudsbädigen Casseroldurschen und Küchendragonern, fleuch, und wärest Du so müde, daß Du Deine Gebeine nicht allein mehr fortschleppen könntest. Fleuch, wenn Dir Dein Leben lieb ist und Du darauf hältst, in gutem Geruch bei den Leuten zu stehen, denn es ist schon oft vorgekommen, daß ein Hecht in seiner Todesangst nach dem Nachbar seiner Mörderin geschnappt hat, daß beutegierige Krebse dem Neße entschlüpft sind und die Beine eines Paffagiers angeknabbert haben, daß eine heimtückische Köchin den Marktkorb mit durchlöchertem Eigeiß auf die weißen Pantalons eines Stutzers gestellt und eine Andere dem duftenden Jockey-Clubbisten heimlich einen Häring in die Rocktasche prakticiert hat.

Wüßt Du aber die Annehmlichkeiten des Omnibus genießen und Studien über Berlin und Berliner machen, dann wähle einen Tag, da kein Markt ist, und durchstreife die Stadt vom Zigeuner-Viertel bis zum Panitzen-Viertel, d. h. vom Moritzplatze bis in das sogenannte „Voigtland". (Es wohnt nämlich in der Gegend des Moritzplatzes, in den von Bauspeculanten zum großen Theil auf Schwindel erbauten Häusern ein gar seltsames, in ewigem Umzuge begriffenes Volk, das von den Wirthen zum Austrocknen der Wohnungen gratis aufgenommen wird, und an dieses Proletariat haben sich die aus dem Innern der Stadt mehr und mehr verdrängten sittlich Verwahrlosten angeschlossen. Im Voigtlande dagegen, ehemals der Brutstätte des Elends, flirren jetzt lustig Räder, Hämmer und die Holzpantinen der Arbeiter.) Hast Du den Weg mehrere Male während einer Woche gemacht, so wirst Du auch manche fette Kunden des Omnibus kennen gelernt haben — den Wechsel-Commissionär und den Gerichtsrath, die schon früh auf Arbeit fahren, die Musikslehrerin und die Theristin, die um 10 Uhr ihr Werk beginnen, den Geh-Doctor und die Wickelfrau, die um 11 Uhr ihre Visiten machen, die Schuhmeister, die Mittags zur Krippe eilen, und so fort bis zur Abendstunde, wo sich der Wagen mit Theaterlustigen jedes Standes und Geschlechtes füllt. Vielleicht hast Du gar schon eine interessante Bekanntschaft gemacht. Denn die Berliner sind gesprächig und ihre Frauen und Töchterlein oft nicht blos gesprächig, sondern geschwätzig, und es findet sich ja so leicht Gelegenheit zur Anknüpfung einer Unterhaltung, zumal wenn der Sitz so eng ist, daß man der Nachbarin beschwerlich fallen muß. Man bittet um Entschuldigung, klagt über die jammervolle Einrichtung des Wagens, über das fortwährende Anhalten und Einsteigen, verläßt den Omnibus nicht eher, bis die nette Nachbarin aussteigt, freut sich über den glücklichen „Anfall", daß man denselben Weg gehen müsse — und die Bekanntschaft ist fertig! — Ja, es giebt Leute, die sich des Omnibus nur in der Hoffnung auf ein kleines Abenteuer bedienen, und manch alter Don Juan, mancher Lepercello, der „nicht länger Diener sein" will, schleicht sich abenteuerlich in das Innere der rothbelaternten Wagen. — Der Lord vom Mühlendamm mit dem rothen Bart der Baden, der Nase des Adlers und dem Kneifer des Auges wandelt Lust durch die Straßen der Stadt. Von fern sieht er eine stattliche, seidenumwallte Gestalt, gefolgt von einem King-Charles. Kein Zweifel — sie ist's, die Holde, nach deren Herzen und Dukaten er schon so lange seufzt! Es ist ihr King-Charles, ihr Mylord! — Ihr nach! Sie steigt in den Omnibus, Mylord mit ihr. Der Lord aber des Mühlendamms stiegt ihr auf Sehnsuchtsflügen nach — er erreicht den Wagen — kein Platz mehr inwendig — die Holde ist im Fond verschwunden — er postirt sich als Schildwacht auf dem Außensitz. Vergebens versucht er, in den Wagen hineinzublicken: der Conducteur und Trittbret-Genossen sperren ihm die Aussicht. So oft der Wagen geöffnet und geschlossen wird, stößt er einen Schmerzensschrei aus, denn die Wagenthür hat sich darauf capricirt, seine Kneifscheiben zu schleifen; so oft der Wagen hält, harrt er gespannten Auges, ob sie nicht aussteigen werde. Eine halbe Stunde hat er diese Qualen erduldet, da öffnet der Conducteur — ein Damensuß wird sichtbar — sie muß es sein — noch kann er ihr Antlitz nicht erkennen — noch hängt sie mit drei Viertheilen ihrer crinolinbehafteten Existenz innerhalb des Wagens — der Conducteur reicht ihr die Hand und hilft sie herausbugsiren — jetzt wendet sie sich um — die Passagiere des Omnibus athmen erleichternd auf — der Lord aber ruft erschrocken aus: „Mein Gott, welch optikalische Täuschung! zwei Centner Fleisch, dreißig Ellen Seidenzeug, zehn Pfund Crinoline — sie ist es nicht! — Für meinen Haß zu schwer, zu stark für meine Liebe! Fare well!"

Ein Besuch auf der preußischen Flotte.

In der Meerenge Gellen, zwischen Straalsund und Rügen, liegt das kleine Eiland Daenholm, die Hauptstation, gewissermaßen das Mutterhaus der jungen preußischen Flotte. Nach dieser Insel also lassen wir uns von einem östlichen Außenwerke Straalsunds, dieses mächtigen preußischen Seebollwerks, überfahren.

Unsere Blicke werden zuerst von der großen Sternschanze angezogen, die auf dem linken Theile der Insel auf einem Hügel sich hoch über die Meeresfläche erhebt und mit ihren schweren Geschützen nach Rügen und Straalsund hin und nach beiden Längen die Meerenge beherrscht. An der Mitte der Insel erheben sich ansehnliche Gebäude, das Wohnhaus des Commandanten und die Kaserne; rechts führt uns ein längs eines Canals sich schlängelnder Fußsteig zu einem kleinen, zum Aufenthalt für geringere Schiffe ausgebaggerten Bassin. Hier ist das eigentliche Asyl für die klei-

Digitized by Google

neren, nur zum Schutze der Küsten dienenden Fahrzeuge unserer jungen preußischen Marine.

Schon von fern fallen uns eine Menge preußischer Kriegsflaggen auf, welche, anscheinend dicht über dem Wasserspiegel schwebend, lustig im Winde flattern; näher kommend, erblicken wir ein zahlloses Gemisch von kleinen, kaum drei Fuß hohen, am Bug und Stern abgerundeten, auf beiden Seiten mit zwei mächtigen Geschützen versehenen Fahrzeugen — den sogenannten Ruderkanonenbooten. Am Ufer erheben sich in einer langen Reihe die zu ihrer Aufnahme während des Winters oder für vorkommende Reparaturen bestimmten festen Schuppen. Ueberall, auf allen Booten rege, geschäftige Thätigkeit. Hier wird unter der Leitung eines alten ergrauten Seegasten, der schon mit den Nisprianten an der Nordküste von Afrika sich herumschlug und die Expedition nach China und Japan mitmachte, die frisch eingezogene Mannschaft der Seewehr am Geschütz und mit dem Zündnadelgewehr ausgebildet; dort manövriren zwei Ruderzollen: bald vor-, bald zurückgehend, bald mit raschen Wendungen seitwärts ausbiegend, suchen sie dem Gegner die Blöße abzugewinnen; gleichmäßig, wie auf einer mittelalterlichen Galeere, senkt sich eine Waffe von mächtigen Rudern in die blaue Fluth; ein kurzes Commando, und in einem Nu tragen die eben noch leicht über das Wasser dahingleitenden Kähne in die Luft. In aufrechter Haltung im Hintertheil des Bootes, auf der wettergebräunten Stirn die Mütze mit der breiten goldenen Borte, das Abzeichen des Seeofficiers, an der Seite den fein verzierten Degen, die gedrungene, kernige Gestalt des Commandeurs, eines noch jungen Föhrichs zur See. Noch vor einem halben Jahre sah man dieselbe Gestalt im einfachen Seemannsanzuge, mit Cirkel, Lineal und anderen nautischen Instrumenten versehen, zur Navigationsschule ihre Schritte lenken. Der junge Mann gebrauchte weder zwei-, noch dreijährige Dienstzeit, um seine jetzige Staffel zu erklimmen; er machte sein Steuermanns-Examen, wurde beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges als sogenannter Seedienstpflichtiger eingezogen und bestand nach mehrwöchentlicher Ausbildung sein Officier-Examen. So glückte ihm in vier Wochen auf dem Wasser eine Carriere, die manchem Aeantageur zu Lande sehr viel Kopfzerbrechen verursacht. Wohl mögen die Herren Cameraden zu Lande, welche erst nach entsetzlich vielen Terminen an Leib und an Ehre sich zu dem herangearbeitet haben, was dort ein braudbarer und tüchtiger Officier bereits besitzt, etwas scheel auf den Herrn Cameraden zur See sehen, der nach ihrer Meinung auch gar zu plump in seinem Auftreten ist, seine rohen Seemannsmanieren durchaus nicht ablegen will, sein freies und offenes Wesen nicht in jenes bekannte affectirte, feine rauhe, aber ehrliche und gemüthvolle Redeweise nicht in jene usüstute so manchen Landrauten zu verwandeln sucht und noch dazu fast dreimal so viel Gage bezieht, als sie. Was uns aber anbetrifft, so sagen wir: Alle Achtung vor diesem Mann, der, fast von Knirebeinen an gehärtet auf stürmischer Fluth, mit unzähligen Mühen und Beschwerden gekämpft und, kühn Wind und Wellen trotzend, schon so manches Mal einem schrecklichen Tode in's bleiche Antlitz geschaut hat, bis es ihm, indem er Staffel auf Staffel erklomm, vom Kajütenjungen, Halbmann, Jungmann bis zum Matrosen, endlich vergönnt war, auf der Navigationsschule sich die für einen preußischen Steuermann erforderlichen theoretischen Kenntnisse zu erwerben. Freilich würde er, sollte er die Uniform eines preußischen Landsoldaten anziehen, gewiß ebenso, wie viele seiner Brüder, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe er im Stande wäre, seine wiegende Seemannshaltung in die fergengrade, straffe Parade-Haltung des Landsoldaten zu verwandeln; doch hier auf blauem Grunde ist er so recht in seinem Element. Und auch die lustigen Jungen in ihren blau- und weißgestreiften Hemd-n, den blauen Ja'en und Hosen und der mit fliegenden Bändern versehenen Mütze, auch sie haben alle Achtung vor den Befehlen ihres Commandeurs, sie fühlen, daß er gewohnt ist, in brüllender See mit ruhigem Commandoton das Schiff durch die brechenden Wogen zu leiten, sie wissen, daß ihr Commandeur keinen Spaß versteht, wenn er in dem Landes-Dialekt, der derben, gewichtigen, plattdeutschen Redeweise, Etwas anordnet und, gemüthlich die seinen weißen Officier-Glacé-Handschuhe von den rauhen Händen streifend und in die Rocktasche schiebend, auch wohl selbst wacker Hand mitanlegt. Fast sämmtlichen der kleinen Ruderkanonenboote ist als Commandant einer von denen sämmtlich erst zum Officier beförderten, nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges zu entlassenden Leuten, sogenannten Auxiliar-Officieren, zuertheilt, während auf den größeren Dampfkanonenbooten meistentheils Lieutenants zur See befehligen, die schon länger im königlichen Flottendienst sind. Die Mannschaft der ganzen Flottille zeigt in ihrem ganzen Auftreten überall jene ruhige, nie anmaßende Würde, jene gemüthliche Heiterkeit und, sobald es die Noth erfordert, jene kräftige, energisch eingreifende Thätigkeit, welche den niederdeutschen Seemann vor sämmtlichen anderen auszeichnet, so daß seine Thätigkeit von allen Völkern rühmend anerkannt wird. Fast überall hört man unter ihnen den derben, kraftvollen und doch gemüthlich aufheiternden plattdeutschen Dialekt, ob sich derselbe nun in der härteren vorpommerschen, in der mehr zahlenden hinterpommerschen, in der breiten mecklenburgischen, oder der noch breiteren Ausdrucksweise der Danziger Niederung äußert; ja sogar das unglückliche, so lange geknechtete meermumschlungene Land hat manche seiner Söhne zur preußischen Flotte gesandt, um ihren alten Erbfeind auch zur See mit zu bekämpfen, weil ihnen zu Lande dies nicht vergönnt war.

In einem öffentlichen Local Strasfunds, wo eine Sängergesellschaft unter instrumentaler Begleitung verschiedene Lieder vortrug, erblickte ich unter vielen anderen zur preußischen Marine gehörenden noch jugendlichen Individuen zwei ebenfalls in der blauen Jacke steckende feste, gedrungene Gestalten. Ihre ernste Haltung, ihre ruhige, gemessene Würde, der Heiterkeit ihrer Cameraden gegenüber, die schon von tiefen Furchen durchzogene Stirn, das blondbräunige, wettergebräunte Antlitz, aus dem treuherzig die blauen Augen hervorlugten, kündigten mir an, daß ich durch die Stürme des Lebens bereits gereifte Männer vor mir hatte. Da erschollen vom Orchester durch die Halle die Klänge des „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Die ernsten Mienen der beiden Männer belebten sich, langsam stahlen sich Zähren aus den Augen und rollten über die Wangen; doch, von plötzlicher Wuth erfaßt, erhebt jetzt der eine der beiden Männer die markige Faust und läßt sie dröhnend auf die Tischplatte niederfallen, während sein minder heftig erschütterter Gefährte ihn zu besänftigen sucht. Nun war mir klar, wer die beiden Männer waren. Auf sie zugehend und ihnen die ausgestreckte Hand hinhaltend, fragte ich: „Wohl Schleswig-Holsteiner?" Und mit kräftigem Händedruck antwortete der eine: „Ja, Herr, dat sünd wi, nu wisen will'n wi't den Dänen, dat wi't sünd." „Ja, Herr, das sind wir, und zeigen wollen wir's den Dänen, daß wir's sind.) Auf näheres Befragen ersuhr ich noch, daß der eine der beiden Männer aus Schleswig, der andere aus dem Ditmarsischen war. Beide hatten durch die Expressungswuth der Dänen schon ungemein gelitten, ihre Familien der Obhut ihrer Verwandten übergeben und Alles im Stiche gelassen, um während der Dauer des Krieges in den preußischen Flottendienst zu treten. Wahrlich, eine so heilige Begeisterung, ein so hoher Muth, eine solche Aufopferungsfähigkeit verdienten, neben die größten Beispiele der Geschichte gestellt zu werden!

Das sind die Bestandtheile unserer jungen Marine, und wo solche Männer unsere Schiffe bevölkern, da können wir wohl hoffen, auch einen ungleichen Kampf mit riesigen Kolossen, gegen die unsere Kriegsschiffe wie winzige Bootchen sich ausnehmen, mit Erfolg zu bestehen.

Wir steigen jetzt in ein Boot, das uns von einem Officier freundlich dargeboten und mit fünf rüstigen Blaujacken besetzt ist, um uns die auserhalb des Bassins im Gellen längs der Nägenschen Küste in einem weiten Halbkreis ankernden Dampfkanonenboote ein wenig aus der Nähe anzuschauen. „Wenn de Dinger blos 'n kleen witz stühmten (von steam, Dampf), denn wullen wi den Dänske Mann woll Tobak gäwen," (wenn die Dinger nur ein wenig mehr Dampf entwickelten, dann wollten wir dem Dänsle-Mann [Dänen] wohl mehr Tabak geben [zusetzen]) meint unser alter Matrose am Ruder, und der Mann hat nicht so ganz Unrecht. Hätten die Kanonenboote bei dem Seegefecht bei Sassnitz auf der Halbinsel Jasmund es wagen können, den Dänen ein wenig näher auf den Pelz zu rücken, ohne bei ihrer geringeren Schnelligkeit befürchten zu müssen, abgeschnitten zu werden: die Dänen hätten jedenfalls weit mehr gelitten.

Als Beispiel von der vortrefflichen Bedienung unserer Flotten-Geschütze kann ich nicht umhin, noch folgenden Vorfalles während des Seegefechtes zu erwähnen, der mir von einem glaubwürdigen Augenzeugen erzählt worden ist.

Digitized by Google

„Ein Bombardier auf der Arkona fragt im heftigsten Gefecht, auf den nächsten dänischen Koloß zeigend, den Captiain: ‚Herr Capitain, wohr söalen wi em fealen?‘ ‚Herr Capitain, wo sollen wir ihn fassen?‘ Der Capitain bezeichnet ihm das Bugspriet. Kaltblütig richtet der Mann das Geschütz, feuert ab, und im nächsten Augenblick senkt sich das Bugspriet des Dänen und fällt in die hoch aufspritzende Fluth.“

Unser Boot bringt uns jetzt an einen kleinen Raddampfer, der, zierlich und leicht gebaut, zwischen den Schrauben-Kanonenbooten liegt. Wir würden glauben, ein kleines Fluß-Dampfboot vor uns zu haben, wenn uns die drohend über Bug und Stern hinüberschauenden Mündungen von zwei mächtigen Geschützen nicht eines Besseren belehrten. „Dat oll lütt Ding hett den Dänen doch endlich gepfeffert“, sagt kleine Ding hat den Dänen doch ordentlich gepfeffert) bemerkt einer von unseren Ruderern. Es ist die „Loreley“. Ein Augenzeuge des Gefechts bei Sagnitz schildert die Loreley, wie sie auf das größte dänische, unbeweglich daliegende Kriegsschiff losdampfte, wie eine ausgelassene Dirne, die mit Erwachsenen spielen will, welche aber auf ihr Spiel nicht eingehen. „Die beiden ersten Kugeln der Arkona und Nymphe gingen über die Dänen hinweg, während die Loreley dem Linienschiff Sjöeld gleich eine Kugel in die Weichen sandte, daß die Splitter umherflogen, und hoher Gischt auf dem schäumenden Gewässer emporspritzte. Wie ein losgelassener Stier brüllte der Däne los, indem er der Loreley eine volle Lage gab. Ungetroffen neigt sie kokett das Köpfchen, fliegt spottend in die vom Admiralschiff ihr angewiesene Stellung zurück und setzt dort ihr verhängnißvolles Singen fort. Wie spielend sendet sie ihr tödtliches Geschoß in die dänischen Kolosse, und neckend dreht sie sich wie eine kokette Schöne, wenn sie dem Dänen die unverdauliche Speise zu kosten gegeben hat.“

„Hier sei der Loose Berg,“ erfahren wir von einem auf die eine Seite der Commandobrücke Brücke zwischen den Radkasten, Platz des Captiains) deutenden Matrosen. Der Loose Berg aus Thießow auf der Halbinsel Mönkgut war der einzige Todte, den die Loreley zu beklagen hatte. Aufgefordert von dem neben ihm stehenden Commandanten der Loreley, dem tapferen Capitain Kuhn, die gefährliche Stelle zu verlassen, erwiderte er, daß dies der Platz sei, der ihm neben dem Capitain allein gebühre. Und er hatte Recht, der wackere Loose; auch jetzt, in diesem schweren Augenblick, wie immer, wenn Sturm und Brandung die einzigen Feinde des Seemanns sind, war es seine Pflicht, auf dem gefahrvollen Posten auszuharren, und das Schiff sicher vor allen Untiefen zu bewahren. In der Erfüllung dieser seiner Pflicht traf den braven Seemann ein Stück von einer Kugel, die auf den Radkasten aufgeschlagen war, und verwundete ihn so, daß er nach mehreren Stunden schon seinen Geist aufgab. Noch sehe ich das ernste, würdevolle, aber bleiche und schon die Spuren des herannahenden Todes zeigende Antlitz des pflichtgetreuen Mannes, als er, von einem Transportdampfer gebracht, durch die Straßen der Stadt Stralsund zum Militär-Lazareth getragen wurde. Trotz seiner gewiß furchtbaren Schmerzen kam kein Klagelaut über seine Lippen, und kühn schaute das muthige Auge, wie dem Feinde, so auch dem bereits herannahenden Tode entgegen. Ueberall, wohin der Zug mit dem Verwundeten kam, gebollte Fäuste und Verwünschungen gegen den Feind, selbst Knaben hörte man sich darüber beklagen, daß sie noch nicht im Stande seien, an dem Dänen ihr Mäthchen zu kühlen. Wie große Theilnahme aber der Loose Berg, der erste Gefallene der preußischen Marine, erregt hat, zeigt der Umstand, daß für seine nunmehr des Ernährers beraubte Familie in einigen Tagen eine namhafte Summe Geldes gesammelt war.

In kräftigen Anerschlägen bringt uns unser Boot wieder zur Insel. Von der Daendelms-Kaserne her ertönt das Signal zum Schluß der Arbeit. Die Fähre nach der Stadt füllt sich schnell mit lustigen Wasserraten, welche trotz ihrer Berachtung alles desto, was auf seinem Exunt und Beren lebt und wirkt, es doch nicht unterlassen können, in Gesellschaft von Kantraten ihr Glas „Steifen Grogo“ behaglich hinunterzuschlürfen. Auch wir steigen in die Fähre und kehren zur Stadt zurück. —

Mögen die Erfahrungen dieses jüngsten Kriegs mit der schwächsten europäischen Seemacht nicht abermals für Preußen verloren sein! Oder soll man von Deutschland reden? Soll man zum tausendsten Male den Herren am grünen Tisch in der Eschenheimer Gasse vorhalten, daß, wenn sie die deutsche Flotte nicht einmal vermehrt, sondern nur in gutem Stand erhalten hätten, das für das große Deutschland so schmachvolle Piratenspiel der Dänen unmöglich gewesen wäre? Der ganze Krieg würde nicht weniger rühmlich geendet haben, wenn er auch weniger Blut gekostet und dem deutschen Volksvermögen zur See weniger chnere Wunden geschlagen hätte, als dies abermals der Fall war.

Blätter und Blüthen.

Eine tröstliche Aussicht. Der Caviar, selbst wenn er nicht aus dem caspischen Meere, sondern nur der Elbmündung in der Nordsee kam, war, zum Essen verdorben gar mancher übler gebildeten Zunge, bisher bekanntlich ein etwas theueres Labsal, dessen Genuß man sich im Allgemeinen nur bei seierlichen Gytragelegenheiten zu Gute zu halten pflegte. Zum Segen der Menschheit wird dieser schmerzlichen Exclusivität der antidyspsämmerlichen Magenklärung bald abgeholfen sein. Ein Hamburger Geschäftshaus hat nämlich unweit von Stade in Hannover in der Mündung des Schwingecanals zu Brunsbauten ein ausgedehntes Etablissement errichtet, in welchem ist den edlen Zweck der Caviarbereitung die von Helsteiner Fischern gefischerten Störe massenhaft geschlachtet werden. Während man die ausgeweideten Fische in Hamburg selbst räuchert und in ihren ungemischbaren Theilen zu Thran verstehet, wird der Caviar seinen Weg nach den Staaten des westlichen Hellvetiens nehmen, wo ihn als nunmehr künstliches Product noch länger die Zoll- jetzt auf seinem Transport bedrohende Eingangssteuer von eilf Thalern für den Centner trifft. — Wir glauben durch Mittheilung dieser wichtigen cultur- und culinargeschichtlichen Neuigkeit einem großen Theile unserer Leser eine höchst erfreuliche Perspective eröffnet zu haben und in ihrem Sinne zu handeln, wenn wir sie mexikendenzlichen den Hamburger Firma bierdurch ein Danksevotum recrutiren.

Ein Vorbild zur Nachahmung. Unsere deutschen Schriftsteller werden vielleicht Zeter schreien, wenn wir ihnen — Alexander Dumas Vater als ein Vorbild hinstellen, dem sie mit Aufgebot aller Kräfte nacheifern sollten. Dennoch aber thun wir's und bitten, in ihnen und auch in unserem eigenen Interesse, — wenn sie sich wenigstens in einem Punkte den unerschöpflichen französischen Novellisten zum Muster nehmen zu wollen, in der Handschrift.

Alexander Dumas weilt seit einigen Wochen wieder frisch und munter in Paris. Trotz seiner zweiundsechzig Jahre und seines buntbewegten Lebens sitzt er vom frühesten Morgen bis zum späteren Abende am Arbeitstische und schreibt — so heißt es in einer Pariser Correspondenz, aus bekannter geistreicher Feder — tagtäglich kein drei bis vier Druckbogen in einer Handschrift, welche ein Muster der Klarographie ist. Er ist sehr eitel auf seine schöne reine Schrift und schickt niemals ein mit Correcturen verschenes Manuscript in die Druckerei. Sobald er sich genöthigt sieht ein Wort durchzustreichen, wirft er das Blatt weg und beginnt es von Neuem zu schreiben.

Wir gestehen, ein Gefühl stillen Neides beschlich uns, als wir diese laien, und der schulische Bunsch ward in uns laut, daß ein recht anschaulicher Theil unserer hochgeschätzten Mitarbeiter und auch Frauen und Fräulein Mitarbeiterinnen sich nur eine kleine Probe von dieser Dumas'schen Eilelkeit aneignen möchte. Die vielgepflagten Scheer der „Gartenlaube“ würden auch dem kein Klagelied anstimmen, sollte unser Buwsch wunderseus da und dort in Erfüllung gehen, wo man sich der Herzlichkeit allzu eifrig befleißigt.

Erklärung. Die Notiz über „Nicotinirte Cigarren“ in Nr. 12 der Gartenlaube hat einen Fabrikanten, dessen Namen und Thätigkeit in diesem Geschäftszweige uns aus seinen Schreiben zuvor bekannt geworden ist, zu einem abwehrenden Schreiben veranlaßt. Der Fabrikant giebt darin selbst zu, daß die Bezeichnung nicotinirter nicht richtig sei, wenn vielmehr selbst, es müsse bald- oder dreiviertel nicotiurirt heißen, da seinem Fabrikat nur ein Theil seiner Nicotin entzogen sei. Nun ist es wohl Jedermann, der sich nur irgend Gegenstand bekümmert hat, hinlänglich bekannt, daß dem Absud bei seiner Verarbeitung stets ein Theil seines Nicotingehalts entzogen wird, wie auch in unserer Notiz ausgedrücken ist. Der gewählte Name ist also falsch und verleitet das Publicum zu einer falschen Beurtheilung der gekauften Waare, der zum Ueberfluß gewöhnlichen Empfehlungen angehängten und ungeeignete Kennzeichen anderer Tabake und Cigarren abgesprochen werden. Das ist aber ein Verfahren, welches man nach dem allgemeinen Sprachgebrauch als Schwindel bezeichnen darf, um so mehr, als die chemisch untersuchten „nicotinirten“ Cigarren von Biermann (so viel ich weiß, sie einzigen bisher gewiesen) eben so viel Nicotin enthielten, als andere Cigarren. Die Fabrikationsweise des Fabrikanten, welcher unsern Angriff abweisen will, mag übrigens ganz gut sein, dann würde sein Fabrikat auch ohne die falsche Bezeichnung Beifall bei den Rauchern finden. Damit er aber nicht seiner einen Concurrenten in mir findet, so stehe ich meinen, meine Notiz mit meinem Namen zu vertreten und ihm zu versichern, daß ich in dem traglichen Artikel lediglich Consument bin.

Fr. Dornblüth, Dr. med.

Kleiner Briefkasten.

B. in G.-ain. Sie sind Sieger im Streite und das Zustimmen ist ein für den Gebrauch der Officiere aufgestelltes Beobachtungs-Terzeichniß. Derzleichen kommen sich auf ähnlichen Gebieten nothwendig an den verschiedenen militärisch wichtigen Punkten der Erde vorfinden.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle in A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

5. Wie die Kirmesbauern ihr Recht ausuben.

Und das ging jetzt lustig da oben zu, denn ein solches Musikcorps war noch nicht um Orke gewesen, so lange Dreberg stand. Das schmetterte durch den Saal, daß die Tanzwut sich aller Gäste bemächtigte. Die ersten drei „Reihen", wie man es dort nennt, gehörten aber weiterum den Platzpaaren, die damit gewissermaßen die Kirmeß eröffneten; aber als die erst getanzt waren, hatte Jeder seinen Partner, d. h. er mußte sich vorher bei den Platzburschen um fünf Groschen ein Band lösen, das er dann, wie eine Eintrittsmarke, im Knopfloch trug. Das berechtigte ihn zu freiem Tanz und freiem Bier bis zum Abendbrod.

Nach den drei ersten „Reihen" oder Tänzen hatten die Platzjungfern, für die ganze Kirmeßzeit, das Recht, sich ihre Tänzer selber auszusuchen, wenn sie eben Extratouren tanzen wollten. Nur der Platzbursche, der sich die Maid gewählt, konnte einspringen, wenn er wollte, und einen Tanz verlangen — und das verstand sich auch von selbst und war ganz in der Ordnung.

Hans tanzte aber vor der Hand nur die ersten Reihen mit Lieschen, denn als erster Platzbursche bekam er zu viel zu thun, um neu Hinzukommende, die sich dem Tanz anschließen wollten, mit Bändern zu versehen, und Lieschen hatte sich nach ihm Herrn von Secklaud, der sich auch ein Band gelöst, ausgesucht, und zwar für zwei Tänze hintereinander. Dann forderte sie die beiden anderen Platzburschen auf, und darauf wieder Herrn von Secklaud. Aber auch aus der Stadt waren ein paar Bekannte herausgekommen, denen sie diese Gunst gewährte, und sie versäumte keinen einzigen Reihen bis zum Abendbrod.

Katharine hielt sich mehr zurück, obgleich sie es auch nicht gut vermeiden konnte, den und jenen aufzufordern. Mit den anderen Platzburschen mußte sie natürlich auch tanzen, und Hans, der heut ganz wild und ausgelassen war, schwang sich mit ihr lustig im Kreise.

„Mach' kein so traurig Gesicht, Kathrin," sagte er dabei zu seiner Tänzerin, „die Leute glauben Du's ja sonst gar nicht, daß Du fidel bist, und warum sollten wir heute nicht Alle fidel sein, es ist ja Kirmeß!"

„Ich bin ja lustig, Hans," sagte sie leise, ganz glücklich jetzt. „Hab' ich denn wirklich so ernst ausgesehen?"

„Wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel," lachte der junge Bursche, „aber sieh nur, wie der Moshe da drüben, der mit von Wetzlau gekommen ist, die langen Beine herumwirft. Er will uns hier auf dem Dorfe zeigen, wie man tanzen muß, aber wir wollen einmal sehen, ob er aushält, wenn's erst einmal in die dritte Nacht hinein geht. Da wird er wohl auf dem Rücken liegen und alle Viere strecken. Das weiß der liebe Gott, die Stadtleute haben gar kein Mark in den Knochen."

„Wie hübsch Lieschen tanzt!" sagte Katharine.

„Ja," meinte Hans, „aber man sieht's gar nicht vor den langen Kleidern. Ich weiß nicht, die Stadtmoden gefallen mir doch lange nicht so gut, wie unsere Tracht. Du siehst viel hübscher aus, Kathrine, mit Deinen kurzen Röcken."

Katharine war klutroth geworden, doch der Tanz war gerade aus und Hans wurde zu einer neuen Bänderverteilung abgerufen, da er vor dem Abendbrod dies Geschäft übernommen hatte, und bis um neun Uhr, wo es zum Essen ging, kam er nur noch ein einziges Mal zum Tanzen, dann wurde er ja aber auch von seinem Amt abgelöst und konnte sich ganz seinem Vergnügen überlassen.

Natürlich führte jeder Bursche sein Mädchen zu Tische, und die Platzpaare saßen ebenan, Hans mit Lieschen in der Mitte, und die anderen Beiden rechts und links, und wenn auch eben nicht viel gegessen ward, getrunken wurde desto mehr. Der Tisch brach aber trotzdem fast unter den verschiedenen Speisen, und Kalbsbraten, Schweinebraten, Truthahn, Gans, Enten, Hühner und Schinken deckten mit einer Menge von Zuspeisen und süßen und sauren Sachen die Tafel wirklich von einem Ende bis zum anderen. Der Bauer, so mäßig er sonst lebt, hält etwas darauf, daß bei solchen Gelegenheiten die Speisen gut und hauptsächlich in Masse dasein müssen. Und hier war es noch besondere Ehrensache, daß es auf ihrer Kirmeß an nichts fehle, damit die Burschen, die von anderen Dörfern herüber gekommen waren, sich nicht am Ende später über die Festgeber lustig machten.

Es war das überhaupt eine eigene Sache mit dem Besuch von anderen Dörfern, und dieser, wenn auch gestattet, doch immer nur mehr geduldet, als gern gesehen. Mit dem größten Vergnügen konnten die Burschen kommen, mit trinken und mit tanzen, aber sie durften kein Mädchen „aus unserem Dorfe" besonders auszeichnen, oder gar Abends heimfahren wollen. Nachher gab es böses Blut. Die Burschen wurden dann, zwar nicht gerade von den Platzburschen, aber von den Uebrigen, geneckt und gehänselt. Man spielte ihnen jeden Schabernack, den man nur gelegentlich anbringen konnte, und setzten sie sich zur Wehr oder nahmen sie nicht Alles gutmüthig hin, dann kam es auch wohl zu Thätlichkeiten und der Tanzboden verwandelte sich plötzlich aus einem Lust- in einen

Digitized by Google

Kampfplatz. Es geschah aber doch verhältnißmäßig selten, denn die fremden Burschen wußten schon, wie sie sich zu benehmen hatten, und die „hiesigen“ hielten ebenfalls soviel als möglich mit solchen „letzten Hülfen“ zurück, weil sie ja doch auch manchmal die Nachbardörfer besuchen, wo ihnen alsdann hinte Aehnliches widerfahren können.

Vor Tische fiel überhaupt nie eine derartige Scene vor, und der erste Tag verging faſt jedes Mal in Ruhe und Frieden.

So auch hier. Heute tanzte das junge Volk bis zwei Uhr des andern Morgens. Jeder im Ort wohnende Tänzer geleitete dann sein Mädchen heim, und am andern Morgen fing die Musik schon wieder um zehn Uhr an zu spielen. Auch an diesem Tage fiel nichts Bemerkenswerthes vor, und Jeder stimmte damit überein, daß eine so prachtvolle und reiche Kirmeß noch gar nicht in Dreiberg gefeiert worden wäre und eine so friedliche ebenfalls nicht.

Am dritten Tage kam, etwa um drei Uhr Nachmittags, Herr von Seckland wieder nach Dreiberg, der in der That einen Zwischentag gebraucht hatte, um sich ordentlich auszuruhen, und die Burschen zischelten und lachten über ihn, als er den Saal betrat. Er ließ sich aber dadurch wenig stören, und Lieschen entschädigte ihn auch bald dafür, da sie ihn, von ihrem Rechte Gebrauch machend, gleich zu dem nächsten Tanz abholte.

Mit Dunkelwerden hatte Katharinens Tänzer, der Soldat gewesen war und in der Stadt eine Menge neue Tänze gelernt zu haben schien, von denen man auf dem Lande eben keinen Gebrauch machte, eine Franzaise oder einen Contre-Tanz vorgeschlagen. Erst wollten die Mädchen nicht darauf eingehen, zuletzt aber, unter Kichern und Lachen, stellten sie sich an, die drei Platzpaare und noch ein anderes, und der arme Teufel, der den Tanz vorgeschlagen, bereute es bald hinter, denn sie machten ihm das Leben dabei sauer genug. Die Mädchen begriffen trotzdem ziemlich rasch, wie sie sich dabei zu verhalten hätten, und, von Lieschen unterstützt, ging es schon gar nicht so schlecht. Die Burschen ließen sich aber desto ungeschickter an, und Hans besonders konnte das Ding nicht in den Kopf oder vielmehr in die Füße kriegen.

Herr von Seckland, der zum vierten Paar gehörte, war dagegen in diesem Tanze vollkommen zu Hause, und daß er sich so geschickt dabei benahm und Hans so höhern, ärgerte diesen ganz besonders. Das dauerte aber nicht lange. Hans sowohl, wie die andern Platzburschen, bekamen das „Durcheinandertreiben“ bald satt. Mitten drin ließen sie abbrechen, und wieder wirbelten die Paare in einem rasenden Rutscher dahin und umeinander herum.

Jetzt wurde zum Essen trompetet und Lieschen stand einen Augenblick allein, da Hans nach dem andern Ende des Saales gerufen wurde, wo ein Streit entstanden war, ob ein Fremder sein Band gelöst habe oder nicht. Seckland, der den letzten Tanz frei geblieben, trat auf Lieschen zu und bot ihr seinen Arm, um sie zu Tische zu führen.

„Ich weiß nicht, ob ich darf,“ flüsterte sie, „Hans könnte es übelnehmen.“

„Aber wenn er Sie so vernachlässigt, mein Fräulein,“ sagte der junge Mann, „so darf er sich doch darüber nicht beklagen. Kommen Sie, ich will Sie zu uns begleiten und flehe dann gern von näherem Anrechten zurück.“ Er ließ auch keinen Widerspruch zu, zog Lieschens Arm in den seinen und führte sie zu Tische.

„Na?“ sagte Katharinens Platzbursche, den Fremden erstaunt ansehend, als dieser mit seiner Dame an den oberen Theil des Tisches trat, „blöde sind Sie gerade nicht. Ist das etwa der Stellvertreter für den Bräutigam, Jungfer Braut?“

Lieschen wurde feuerroth, ehe sich aber Seckland zurückziehen konnte, faßte Hans neben ihm und seinen Arm ergreifend, daß die blauen Flecke daran noch nach acht Tagen sichtbar blieben, sagte er eben nicht höflich: „Will der Herr wohl so gut sein und die Hand davon lassen? Das ist meine Platzjungfer, und die hat Niemand anders zu Tisch zu führen, als ich selber!“

„Hans, fang' keinen Streit an,“ bat Katharine leise flüsternd, indem sie seinen Arm ergriff. „Er hat es ja nicht so bös gemeint. Er weiß ja nicht, was hier Sitte ist.“

„Sie entschuldigen,“ sagte Seckland, dem es nicht unangenehm war, daß ihn Hans wieder losließ, „ich wußte nicht, daß ich dabei einen Eingriff in Ihre Rechte beging, aber Fräulein Erlau —“

„Komm, Lieschen,“ sagte Hans, vor den Fremden tretend und ihm den Rücken kehrend, während er seine Braut auf ihren Stuhl niederzog, „setz' Dich und mach' Dir's bequem. Und nun wollen wir einmal tüchtig einhauen, denn ich bin nicht schlecht hungrig geworden.“ Den Stadtherrn beachtete er gar nicht mehr, und Herr von Seckland zog sich, eben nicht erfreut von der Behandlung, an das andere Ende der Tafel zurück. Mit den Bauerburschen konnte er doch nicht gut Streit anfangen.

Um halb elf Uhr begann der Tanz von Neuem, und es wurden jetzt blaue Bänder ausgegeben. Vor Tische waren wieder rothe getragen worden. Katharinens Platzbursche hatte die Vertheilung derselben. Das ging auch rasch und ohne Schwierigkeit vor sich, und das junge Volk war sich der Lust wieder mit solchem Eifer in die Arme, als ob das der erste Abend gewesen wäre und sie nicht schon zwei halbe Nächte durchtanzt hätten.

„Hallo, Freund,“ begann Katharinens Tänzer, der mit seiner Sparbüchse in der Hand durch die Reihen schritt und jetzt damit, dicht vor Herrn von Seckland, klapperte. „Ihr habt noch Euer Band von vor Tisch ein, bitt' um die fünf Groschen, hier ist ein anderes.“

„Bitte um Verzeihung,“ sagte Seckland, indem er in die Westentasche griff und sein blaues Band herausholte und vorzeigte, „ich habe es mir eben von Ihnen selbst eingeliehen und trage nur das rothe, weil es mir besser gefällt.“

„So? na, das ist Geschmackſache,“ sagte der Bursche, „aber wenn Sie hier mittanzen wollen, müssen Sie das blaue tragen, wie's meine Platzjungfer trägt, nicht dem Hans seine, verstehen Sie mich? oder ich komme wieder mit der Büchse,“ und damit wandte er sich lachend ab, und der Herr von Seckland knüpfte das blaue Band zu dem rothen.

„Tanz' nicht mehr mit dem Herrn mit dem Schnurrbart!“ flüsterte Katharine leis dem Lieschen zu.

„Und warum nicht?“ frug diese rasch und etwas heftig zurück.

„Die anderen Burschen haben schon darüber gesprochen,“ warnte sie das junge Mädchen. „Sie haben auch heut Abend 'was im Kopf, und es könnt' sonst Streit geben. Es wär' besser, wenn er ganz weggiinge.“

„Sie dürfen ihm nichts thun,“ sagte aber Lieschen trotzig, „er ist Gast hier in Dreiberg und hat seine Musik bezahlt, so gut wie die Andern, auch noch Niemanden beleidigt, und der Hans ist doch schon vorhin recht grob mit ihm gewesen.“

„Sei dem Hans nicht böse drüber, Lieschen,“ bat Katharine gutmüthig, „Du weißt, daß die Platzburschen ihre Rechte haben und sich nicht gern 'was davon nehmen lassen. Es kostet ihnen ja auch viel Geld. Uebrigens war's gewiß nicht so bös gemeint, Hans ist nun einmal so grabhin.“

„Er hätte mehr Lebensart haben sollen,“ zürnte Lieschen noch immer. „Uebrigens hab' ich als Platzjungfer auch meine Rechte und kann tanzen, mit wem ich will.“

„Das kannst Du ja, Lieschen,“ beschwichtigte sie das junge Mädchen, „aber thu's mir zu Liebe nicht mehr heut' Abend mit dem fremden Herrn. Es läuft wahrhaftig nicht gut ab.“

„Unsere Kirmeß!“ jubelte da mit einem hellen Jauchzer Katharinens Tänzer dicht neben ihnen, umschlang das junge Mädchen und wirbelte mit ihm zum Tanze fort; Lieschen aber, durch die Warnung nur noch mehr gereizt, ging geraden Weges auf den etwas abseits stehenden Seckland zu, bot ihm die Hand und trat in die Reihe ein.

„Du, Hans,“ sagte da einer der Dreiberger Burschen, indem er ihn auf die Schulter klopfte, „wer ist denn hier eigentlich Platzbursch', Du oder der da?“ und damit zeigte er auf den gerade vorbeitanzenden Seckland; „einen Strauß trägt er auch schon im Knopfloch.“

„Ach, laß ihn,“ sagte Hans, indem er dem Paare mit einem finsteren Blick folgte, „was weiß der Laffe von unseren Gebräuchen hier!“

„Ei zum Henker,“ rief ein Anderer, der daneben stand, „dann muß man ihn gescheidt machen. Von meinem Mädchen wollte er vorher einen Kuß haben, die hat ihn aber schön ablaufen lassen. Das weiß ich, wenn er mir so in die Quere käme, ich wollt' ihm bald zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

Hans, obgleich er ein bißchen viel getrunken, wollte doch nicht gern Streit anfangen. Das Necken der Cameraden war ihm aber doch nicht recht, und als der Erste jetzt sogar wieder spöttisch meinte, das Heimführen würde der ihm wohl auch ersparen, da er die Jungfer gewiß gleich heute Abend nach Wetzlau hinüberbrächte,

Digitized by Google

stieg ihm das Blut in den Kopf. Noch ein paar Minuten blieb er mit verschränkten Armen stehen, dann aber, als er sah, wie der Fremde seinem Mädchen eine Menge Sachen in's Ohr flüsterte, schritt er plötzlich ruhig, aber entschlossen zwischen den Tanzenden durch, gerade auf das Paar zu, und Lieschen an der Hand nehmend, zog er sie mit sich fort und sagte: „Komm, Jungfer, Du hast jetzt genug mit dem Herrn da getanzt."

„Aber, Hans!" rief Lieschen erschreckt und zugleich beleidigt, denn die Mädchen in der Nachbarschaft lachten.

„Entschuldigen Sie," rief aber auch Herr von Seckland, „die Dame hat, so viel ich weiß, das Recht —"

„Hier sind keine Damen," trat ihm ein anderer Bursche, der schon darauf gewartet hatte, gerade vor das Gesicht, „das da ist dem Hans seine Platzjungfer — verstanden?"

„Mit Ihnen habe ich gar nichts zu schaffen," sagte der junge Mann und wollte ihn bei Seite schieben. Das war gefehlt.

„Na, das auch noch?" rief der junge kräftige Bursche und warf Seckland's Arm zurück, daß dieser gegen einen der Tanzenden anflog.

„Oho!" schrie dieser, indem er den Städter augenblicklich beim Kragen faßte, denn fast die sämmtlichen Burschen hatten viel weniger auf eine Ursache, als einen Anfang gewartet, „wissen Sie nicht, wie man sich zu benehmen hat? Treppe frei!"

„Treppe frei! Treppe frei!" schrie die jubelnde Schaar. Herr von Seckland wollte sich zur Wehr setzen, allein, lieber Gott, in den Händen der Burschen war er wie ein kleines Kind, und während die Uebrigen lachend und schreiend beiseite wichen, wurde der arme Teufel ohne Weiteres mehr zur Treppe getragen, als geführt und dort mit einem „Kopf weg, da unten!" hinabgeschleudert. Er polterte auch die ziemlich steilen Stufen bis unten hin, raffte sich dann auf und schien einen Augenblick nicht übel Lust zu haben, in voller Wuth wieder nach oben zu stürmen. Das aber wäre blanker Wahnsinn gewesen, denn wenn er sich auch kräftig genug fühlte, einem Einzelnen Stand zu halten, hätte er dort oben den ganzen Schwarm gegen sich gehabt. So war er denn, mit zerrissenem Rock und ohne Hut, genöthigt, sein Pferd zu bestellen, das ihm der Hauschnecht bald brachte. Uebrigens nicht gewillt, im bloßen Kopf heimzureiten, nahm er unten im Haus die erste beste Kopfbedeckung, von denen dort überall genug an den Nägeln hingen, stülpte sie auf und galoppirte kaum eine Viertelstunde später, eben nicht besonders gut gelaunt, in die dunkle Nacht hinein nach Wetzlan hinüber.

9. Wrobatd man nie eine Gartenthür offen lassen soll.

Die Kirmeß war vorbei, und am Freitag Morgen geleitete Hans seine Braut wieder, mit der vollen Musik, nach Wetzlan hinüber. Am nächsten Sonntag zur Nachkirmeß war aber Lieschen unwohl geworden und konnte nicht nach Dreiberg kommen. Sie hatte spät am Sonnabend Abend noch einen Boten hinüber gesandt, damit die Musik nicht umsonst käme, um sie abzuholen.

Hans fühlte sich unbehaglich darüber, denn er wußte recht gut, daß ihn die Dreiberger Burschen anklagen würden, wenn ihn seine Platzjungfer im Stich ließ. Und war sie auch so ernstlich krank? — das wäre ja noch viel schlimmer gewesen. Am Ende war sie nur ein wenig böse auf ihn, des letzten Abends im Wirthshause wegen. Trug er denn aber die Schuld? Der Fremde hatte ja mit den anderen Burschen Streit bekommen, und er bei der ganzen Sache keine Hand angelegt, ja, dem Stattherrn nicht einmal ein böses Wort gesagt — und was ging sie auch überhaupt der Laffe an, daß sie ihm seinetwegen böse sein konnte — und doch war sie es jenem Abend gar nicht mehr so freundlich mit ihm gewesen, wie sonst. Die Botschaft von Wetzlan aber konnte er nicht aus dem Kopf bringen und beschloß endlich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch selber hinüber zu reiten.

Der Vater war an demselben Tage nochmals in der Stadt gewesen, und es schien fast, als ob er jetzt bald einen Heimathschein, und zwar von hier, erhalten würde. Der alte Bartholt hatte nämlich, des ewigen Hin- und Herschreibens müde, drinnen erklärt, daß er seinem Sohn sein Gut in Dreiberg übergeben würde. Dadurch wurde Hans anfällig, und sie konnten ihm dann das Heimathrecht nicht länger verweigern. Der Traubenwirth hatte ihn dazu vermocht, ihm dauerte selber die Sache zu lange und er wünschte, daß die Hochzeit recht bald sein könnte, weshalb, sagte er aber dem alten Bartholo nicht.

Das war doch wenigstens eine gute Nachricht, die der Hans mit hinüber nach Wetzlan nehmen konnte, und eben schaute am anderen Morgen die Sonne über die östlichen Gebirgshänge herüber, als er auf seinem Brannen in den herrlichen Herbstmorgen hineinritte. Eigentlich war es noch ein wenig früh für einen Besuch, aber auf dem Lande wird es nicht so genau genommen, und daß Lieschen, wenn nicht ernstlich krank geworden, schon um diese Zeit auf war, wußte er ebenfalls.

Zu Pferd brauchte er auch nicht den nächstbürtigen Fahrweg einzuhalten, wenigstens ein kleines Stück vor Wetzlau konnte er abschneiden, wenn es auch verboten war den Pfad zu reiten, weil man damit das Chausseehaus umging. Dadurch kam er gleich hinter dem Wirthshaus in's Dorf, und da er die Gartenpforte offen fand, ritt er hinein, hing den Zügel seines Pferdes über den Ast eines Apfelbaumes — aufhalten durfte er sich doch nicht lange, er mußte ja zurück nach Dreiberg zur Nachkirmeß — und kam durch den Hof in das Haus.

Unten traf er das Hausmädchen, das ihm aber auf seine Frage, wie es Lieschen ginge, antwortete: „Die Jungfer? o, die ist ganz wohl. Sie war vorhin unten und ist eben wieder hinaufgegangen."

„Also nicht krank, Gott sei Dank!" dachte Hans, als er die Treppe langsam hinanstieg, „und sollte sie mir da wirklich böse sein? ei, das will ich bald sehen, was sie für ein Gesicht macht, wenn sie mich zuerst sieht, ob sie nur so thut, oder ob sie's wirklich ist, und nachher muß der Alte gleich einspannen und sie wieder hinüberfahren lassen. Das wäre eine schöne Nachkirmeß ohne Platzjungfer! Ein Glück nur, daß ich herübergekommen bin!"

Damit hatte er den oberen Theil der Treppe erreicht und betrat eine Art Vorsaal, der in einige Gaststuben führte, dahinter lag eine Vorrathskammer, und links ab durch den Gang kam man in Erlau's Familienwohnung, wo Lieschens Zimmer dicht neben der Schlafkammer der Eltern lag. An der Treppe vorüber führte ein anderer Gang nach dem linken Flügel des Hauses, wo sich die gewöhnlich benutzten Gastzimmer befanden. Die an dieser Seite wurden nur in Ausnahmsfällen benutzt und standen meistens leer.

Hier blieb Hans nunschlüssig stehen, denn er schente sich nach Erlau's Wohnzimmer hinüber zu gehen; es war ihm doch noch ein wenig zu früh, und er überlegte sich eben, daß es das Beste sei, wenn er lieber erst von unten das Hausmädchen hinaufschicke und Lieschen sagen lasse, er sei da und müsse sie einen Augenblick sprechen. Als er eben wieder umkehren wollte, hörte er drüben auf den Gang den festen Schritt eines Mannes. Das war gewiß der Mosse mit dem Schnurrbart, der hinuntergehen wollte, dem mochte er nun gerade hier nicht begegnen, wenn es eb vermeiden konnte, und eines der leeren Gastzimmer öffnend, trat er hinein und ließ die Thür angelehnt.

Der Schritt kam aber näher und mußte die Treppe längst passirt haben. Jetzt betrat er den dreißigtägen Gang, es war wahrhaftig der alte Bekannte mit dem Schnurrbart; was hatte denn der auf dieser Seite des Hauses zu thun? Er konnte ihn, als er vorüberging, durch die Thürspalte deutlich erkennen, und dann blieb der Mensch auch noch gar dort stehen und ging auf dem kleinen Vorplatz auf und ab. Ob der Laffe nicht überall im Wege war!

Hans ärgerte sich, daß er in das Zimmer getreten war; wenn er es aber jetzt verließ, was mußte der Bursche dann von ihm denken, daß er sich hier versteckt gehalten? Nein, warten mußte er noch eine Weile, bis die Luft rein war. Der Mosse würde doch gewiß keine halbe Stunde daselben bleiben.

Jetzt wurde die Glasthür geöffnet, er konnte sie am Knarren. Da kam am Ende Lieschen, und der alberne Mensch stand auf dem Vorsaal, und draußen wurde jetzt gestlüstert. Hans horchte hoch auf, das konnte doch nicht Lieschen sein? gewiß eines der Dienstmädchen aus dem Hause.

Die Stimmen kamen näher, und dicht vor seiner Thür blieben die Beiden, wer es auch immer war, halten.

„O, geh fort, Otto," hat jetzt Lieschens Stimme — dem Hans war genau so zu Muthe, als ob ihn Jemand mit einem Messer in's Herz gestochen hätte — „ich habe den Vater schon in seiner Kammer gehört, und wenn er Dich hier mit mir fände, wäre ich unglücklich. Er hat überdies schon Verdacht geschöpft und mir gedroht. Wenn uns nun Jemand hier zusammen sähe!"

„Aber, liebes, herziges Kind," hat des Fremden Stimme, „ich muß heute in die Stadt, und werde unter vierzehn Tagen nicht

Digitized by Google

zurückkommen. Ich konnte doch nicht fortgehen, ohne Abschied von Dir zu nehmen."

„Und Du mußt fort?"

„Würde ich gehen, wenn ich nicht müßte? Ach, Lieschen, jetzt fühl ich es erst, wie lieb ich Dich habe, und daß ich nicht ohne Dich leben kann. O mein Gott, wie soll das später werden?"

„Ich weiß es nicht," seufzte das Mädchen, „aber der Vater gäbe seine Einwilligung nie zu unserer Verbindung, und ich bin jetzt unglücklich für meine ganze Lebenszeit."

„So bist Du mir wirklich gut?"

„Von ganzer Seele."

Die Thür, vor der sie standen und sich umfaßt hielten, öffnete sich plötzlich und Hans trat heraus. Er sah leichenblaß aus und schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam und den Blick stier auf Herrn von Seckland geheftet, auf diesen zu.

„Hans!" stöhnte Lieschen erschrocken, — er sah sie gar nicht — er wußte wahrscheinlich selber nicht genau, was er that, und streckte nur langsam den Arm nach seinem Nebenbuhler aus. Dieser wich scheu einen Schritt zurück, denn der Blick des jungen Mannes flößte nichts Gutes.

„Hans!" rief nochmals Lieschen und warf sich ihm erschreckt entgegen, „was willst Du thun?"

Die Berührung des Mädchens schien ihn sich selber wiederzugeben. Er sah seine Braut starr an, machte sich dann von ihr los, drehte sich ab und stieg, ohne auch nur ein Wort zu sagen, die Treppe wieder hinab. Aber er that das, wie ohne eigenen Willen, als ob er von einer Maschine getrieben würde.

„Haben Sie die Jungfer gefunden?" frug ihn das Hausmädchen unten.

Er nickte nur mit dem Kopfe, schritt durch den Hof und den Garten, machte das Pferd los, stieg wieder auf, und sprengte wenige Minuten später in gestrecktem Galopp in der Richtung nach Dreiberg fort.

Eine Stunde später, und kaum noch einen Büchsenschuß von Dreiberg entfernt, fanden drei junge Bauern, die hinüber zur Nachtkirmeß wollten, den Dreiberger Platzhurschen besinnungslos auf dem Wege liegen. Er mußte jedenfalls mit dem Pferd gestürzt sein, das noch, etwa hundert Schritt von ihm entfernt, auf einer Kleestoppel weidete, und hatte sich den Kopf an den scharfen Steinen blutig geschlagen.

Die Burschen hatten aber Verstand genug, ihn nicht in solchem Zustande in seiner Eltern Haus zu tragen; die Mutter hätte den Tod vor Schreck davon haben können. Einer von ihnen holte deshalb das Pferd, setzte sich auf und sprengte voraus, um es dem alten Barthold zu melden, und die andern Beiden nahmen den Bewußtlosen in die Arme und trugen ihn dem Dorfe zu.

Eine halbe Stunde darauf lag Hans entkleidet, aber immer noch ohne Besinnung, in seinem Bett, während der Dorfchirurg seine Wunden — er hatte eine an der Stirn und eine über dem linken Schlaf — untersuchte und verband, und um das Bett standen in sprachlosem Jammer Vater und Mutter und die arme Katharine.

Das war eine recht gestörte Nachtkirmeß heute in Dreiberg, denn es fehlte dabei ein Platzhursche und zwei Platzjungfern — aber getanzt wurde doch, das Fest mußte ja natürlich abgehalten werden, und wer fehlte, wurde eben durch Andere ersetzt. Was hätte eine Kirmeß in ihrem Gange auch aufhalten können?

10. Im Bett.

Und wie traurig ging es indessen im Hause des alten Barthold zu, denn mit Hans wurde es nicht besser, und als er am zweiten, dritten, ja selbst am vierten Tag noch immer nicht zur Besinnung kam, da war es der Mutter, als ob sie sich selber mit in's Grab legen müsse, wenn sie sehen sollte, wie sie den einzigen Sohn hinaustrügen, auf Nimmerwiedersehn.

Auch der Vater ging wie gebrochen umher; der alte Mann schien in den wenigen Tagen um doppelt die Anzahl von Jahren älter geworden zu sein. Er sprach fast mit Niemandem, und die Knechte hatten noch nie mit einem solchen Eifer ihre Arbeit gethan und nach ihrer Pflicht gesehen, wie in diesen Tagen, denn es war ihnen gar so unheimlich, daß der alte Mann nicht manchmal mit einem, aber immer gut gemeinten Donnerwetter dazwischen fuhr und ihnen auf die Finger sah. Die Einzige, die noch die Arbeit im Hause besorgte, war Katharine; aber wo sie sich eine Minute an ihrer Zeit abmüßigen konnte, saß sie oben am Bett des Kranken und strickte, und wenn sie Niemand sah — denn sie wollte die Eltern nicht noch trauriger machen — fielen ihr die großen schweren Thränen auf ihre Arbeit nieder.

So war der vierte Nachmittag gekommen. Der Vater hatte die ganze Nacht bei dem kranken Sohn gewacht, die Mutter war dann den ganzen Morgen oben bei ihm gewesen, und jetzt hatte Katharine bei ihm die Wacht. Die Arme hatte wieder eine Weile gestrickt, dann ließ sie die Arbeit in den Schooß sinken, und ihr Blick haftete an den todtbleichen Zügen des Kranken, bis sich endlich von den vielen herausstürzenden Thränen ihr die Augen verdunkelten. Da aber hielt sie sich nicht länger; an Bett fiel sie nieder auf die Kniee, drückte ihre heiße Stirn gegen das Unterbett und rief mit halblauter, von Schmerz und Jammer fast erstickter Stimme: „O, laß ihn leben, lieber Gott, laß ihn leben! sei barmherzig und nimm ihn nicht seinen armen Eltern, die den Jammer ja nicht ertragen könnten. Wenn aber eines sterben muß, o Du barmherziger Gott, so laß mich es sein. Wie gern, wie gern sterb ich für ihn, und besser, viel besser wäre es ja auch, Du nähmst mich fort, ich werde ja doch mein ganzes Leben elend und verlassen sein." Und halb an dem Bett niedersinkend, daß sie sich nur noch mit den Händen hielt, schluchzte sie, als ob ihr das Herz brechen müsse.

Während sie betete, hatte der Kranke auf dem Lager langsam die Augen geöffnet und erhaunt aufgesehen. Jetzt schloß er sie wieder; die Betende lag aber noch lange neben dem Bett zusammengebrochen und erhob sich erst, als sie draußen Schritte hörte. Es war der Vater, der in's Zimmer kam, um nach seinem Sohn zu sehen.

Nur einen Blick warf er nach dem Kranken, seufzte tief auf und wandte sich dann gegen das Mädchen, dem noch die hellen Thränen über die Wangen liefen.

„Arme Katharine," sagte er herzlich, unsaßte sie und küßte ihre Stirn, „thut Dir's denn auch so weh, daß wir den Jungen verlieren sollen? Aber härme Dich nicht so ab, Kind, Du wirst uns ja sonst selber krank. Wir stehen Alle in Gottes Hand, Herz. Er hat ihn und gegeben; will er ihn wieder nehmen — sein Name sei gelobt."

Katharine legte sich jetzt an die Brust des Alten, und ihr Schmerz löste sich allmählich in lindernde Thränen auf.

„Geh' jetzt, Schatz," sagte der Vater leise und richtete sie auf, „die Mutter hat nach Dir verlangt. Ich bleibe bei dem Jungen. Der Chirurg muß auch bald wieder kommen. Sowie er da ist, schick' ihn mir augenblicklich herauf, hörst Du?"

„Ja, Vater," sagte Katharine, die sich gewaltsam zusammennahm, „ich geh' schon, nur frische Umschläge möcht' ich ihm noch geben, daß es ihm die Wunden wieder ein Bischen kühlt."

Der Vater nickte still und langsam vor sich hin, und setzte sich dann auf den Stuhl, zu Füßen des Bettes, während Katharine mit vorsichtiger Hand die kalten Umschläge erneuerte und dann leise, als ob sie einen Schlafenden zu stören fürchte, das Zimmer verließ.

Der Vater saß, nachdem die Katharine schon lange hinausgegangen, noch immer so, den Blick auf das bleiche, kalte Antlitz des Sohnes geheftet. Endlich stützte er auf dem Lehnstuhl den Kopf in die rechte Hand und schaute stier und lautlos viele, viele Minuten lang vor sich nieder.

„Vater," sagte da eine leise Stimme, und wie von einem Schuß getroffen, sprang der alte Mann empor.

„Vater!" Hans sah ihn aus den eingefallenen Augenhöhlen groß an, er lebte. Der Verwundete war zum Bewußtsein zurückgekehrt.

„Junge, Junge!" rief der Alte, und was der Schmerz und Jammer um den Todtgeglaubten nicht vermocht, das erzwang die Freude. Am Bette stürzte er nieder und des Sohnes Hand mit Küssen bedeckend, weinte er wie ein Kind.

Aber nicht lange konnte der starke Mann von solchem Gefühl bewältigt werden, und mit dem Bewußtsein — der Arzt hatte ihn besonders davor gewarnt — den Erwachten nicht zu sehr aufregen zu küssen, sagte er, mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme, indem er die Hand des Kranken drückte und streichelte: „Hans, lebst Du wieder, o, das ist brav! das ist brav! Aber lieg' still, mein Junge, rühre und rege Dich nicht. Der Doctor wird gleich da sein, und ich muß jetzt hinunter und es der Mutter

Digitized by Google

sagen — und der Katharine — ich bin gleich wieder da, lieg' nur noch einen Augenblick still, mein Hans, nur einen Augenblick."

Der alte Mann wußte selber kaum, was er that. Die Glieder flogen ihm wie in Fieberfrost, und vor Freude bebend — er fand kaum die Thürklinke: eilte er hinaus, um der Mutter die Botschaft zu bringen — „Dein Sohn lebt!"

Wie wär' es möglich den Jubel zu beschreiben, der jetzt das Haus erfüllte, denn der Chirurg hatte ihnen schon gesagt, wenn Hans wieder zum Bewußtsein käme, dann brauchten sie für sein Leben nicht mehr zu fürchten; nur ruhig müßten sie ihn halten. Das wollten sie auch, aber sehen mußten sie ihn erst einmal, nur einen einzigen kleinen Augenblick, und leise, selbst auf den Zehen, vollkommen deutlicher Stimme, „weshalb treibst Du die Mutter und die — die Katharine hinaus? es fehlt mir ja Nichts mehr, und — ist denn die Katharine heute nicht zur Kirmeß gegangen?"

„Fehlt Dir Nichts mehr? — so?" sagte der Vater, indem er ihn kopfschüttelnd betrachtete, „und heute zur Kirmeß? Weißt Du denn, welchen Tag wir heute schreiben, und wie lange Du dagelegen hast?"

„Nun? ist's nicht Sonntag? aber wie bin ich denn eigentlich hier in's Bett gekommen? was ist denn vorgefallen?"

„Heute Sonntag? Mittwoch ist heute und noch dazu Mittwoch Abend und der vierte Tag, daß Du hier liegst und keinen Bissen Essen, keinen Tropfen Wasser über die Lippen gebracht hast!"

Beefsteak-Lieferung für das österreichische Armeecorps in Jütland.
Friedliche Erinnerung aus kriegerischen Tagen.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Günther.

schlichen die Mutter und Katharine in die Kammer hinein. Als sie aber dem Blick des Sohnes und Bruders begegneten, der ihnen freundlich zulächelte, da konnten sie sich nicht mehr halten und thaten wie der Vater. Sie stürzten an sein Bett, und bedeckten seine Hand mit Küssen und Thränen. Aber der Alte stand jetzt Wacht.

„Hinaus mit Euch!" rief er in gutmüthigem Zorn, „wollt Ihr den Jungen rebellisch machen, daß er mir wieder ohnmächtig wird? Fort und hinunter, bis der Doctor kommt, ich bleibe so lange bei ihm auf Posten." Und Mutter und Katharine, die wohl wußten, daß der Vater Recht hatte, rissen sich von dem Wiedergeschenkten los, nickten ihm noch in seliger Freude zu und verließen jetzt das Zimmer, um sich unten in ihrer Stube recht von Herzen auszuweinen — doch es waren Freudenthränen.

„Aber Vater," sagte Hans mit wohl noch sehr matter, indeß

„Mittwoch? aber wie ist das möglich?"

„Bist Du am Sonntag nicht mit dem Pferd gestürzt? Der Braune hatte ja doch die Spuren am Körper."

„Mit dem Pferd gestürzt? — ja!" sagte Hans da plötzlich, und sein Antlitz, das sich beim Reden etwas gefärbt hatte, wurde wieder leichenblaß, „als ich von Wetzlau herüberkam. Der Braune stolperte auf dem schlechten Weg — ich glaube er stürzte auch — aber weiter weiß ich mich auf Nichts zu besinnen."

„Ja, weil sie Dich nachher für todt hier in's Haus trugen. Und was für Sorge haben wir um Dich gehabt, die Mutter und die Katharine und Deine Braut!"

„Meine Braut?" sagte der Hans leise.

„Nun gewiß," sagte der Alte. „Wir mußten ihr doch natürlich gleich die Botschaft hinüberschicken, und als sie am Montag selber mit dem Traubenwirth oben war und Dich hier auf dem

Digitized by Google

Bett wie todt liegen sah, hat sie gemeint, als ob ihr das Herz brechen müßte. Jetzt ist sie selber krank und liegt im Bett, aber alle Tage hat sie herübergeschickt, um fragen zu lassen, wie es Dir geht; manchmal zwei Mal an einem Tag. Es soll mir auch gleich ein Bote nach Weytlau, daß sie sich mit uns freuen können."

Hans sank wieder auf sein Kopfkissen zurück und schloß die Augen. Der Kopf that ihm noch weh und das Besinnen that ihm auch weh, und doch hätte er in dem Augenblick Gott weiß w·s darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was jetzt wirklich geschehen sei und was er nur geträumt habe. Wie ihm das Alles so wild und toll in seiner Erinnerung durcheinander schwamm — er konnte die einzelnen, verworrenen Bilder gar nicht von einander trennen.

„Hans," rief der Vater ängstlich, „bist Du wieder krank?"

„Nein, Vater," sagte der junge Bursche leise, ohne aber die Augen noch zu öffnen, „der Kopf schwindelt mir nur. Laßt mich einmal einen Augenblick ausruhen; es wird gleich wieder besser werden."

Hans hatte auch nicht zu viel versprochen. Eine solche Natur, wie er, kann wohl einmal geworfen werden, aber sie arbeitet sich auch wieder kräftig nach oben, und Träume und Phantasien können nie lange Gewalt über sie haben. Doch die Augen durfte er nicht dazu geschlossen halten; er mußte sehen, was um ihn her vorging, und wie er wieder in das ängstlich besorgte Gesicht des Vaters schaute, kam ihm die Erinnerung an das Vergangene — an das wirklich Geschehene, klar und deutlich zurück.

„Wo ist die Kathrine, Vater?" sagte er leise.

„Die Kathrine? unten bei der Mutter. Laß die Frauen nur noch eine Weile geben, denn die machen Dich sonst nur noch unruhiger, als Du schon bist. Aber ich hab' Dir auch eine gute Kunde zu melden, Hans — eine recht gute Kunde."

„Eine gute Kunde?"

„Dein Heimathschein ist angekommen. Jetzt ist's auf einmal schnell gegangen. Aber nun mach' auch, daß Du wieder auf die Füße kommst. Ich hab Dir das ganze Gut verschrieben, und da mußten sie ihn Dir wohl geben, denn Du bist ja jetzt Landeigenthümer geworden und kannst nun heirathen, wann Du willst. Aber nach Gotha werden wir doch noch müssen, denn die Herren Geistlichen sind zäh und wollen nicht nachgeben."

„Wo ist denn die Kathrine, Vater?"

„Aber was hast Du nur mit der Kathrine? unten, ich hab' Dir's ja schon vorher gesagt, bei der Mutter."

Wieder schloß Hans die Augen und schien jetzt wirklich müde geworden zu sein, denn als ihn der Vater wieder anredete, bewegte er nur leise die Hand und öffnete die Augen nicht. Da er aber ruhig und regelmäßig athmete, war der Alte vernünftig genug, ihn nicht weiter zu stören, und drei volle Stunden blieb er so liegen, während die Frauen ein paar Mal leise das Zimmer betraten, aber immer wieder auf den Zehen hinausschlichen, sobald sie den Schlaf des Kranken bemerkten.

Gegen Abend kam der Chirurg, und als Hans die fremde Stimme hörte, öffnete er die Augen. Er hatte wirklich geschlafen und fühlte sich dadurch merklich gestärkt.

Der Chirurg war außerordentlich zufrieden; der Puls ging ruhig, die Kopfwunden waren nur noch wenig entzündet. Wundfieber hatte er gar nicht gehabt, und mit einiger Ruhe hoffte jener ihn in ein paar Tagen wieder auf den Füßen zu haben.

„In ein paar Tagen?" lächelte Hans, „ich stehe morgen auf, Doctor, die Schrammen am Kopf heilen auch so."

„Und fallen mir nachher wieder um," sagte der Chirurg.

„Denke nicht daran," meinte Hans.

„Nur nicht zu früh," warnte der Doctor, als er das Haus verließ, „daß wir keinen Rückfall kriegen."

Mutter und Katharine durften jetzt bei ihm bleiben, und als das junge Mädchen wieder zu seinem Bett trat, nahm er ihre Hand, drückte sie leise und sah ihr so lange in die guten blauen Augen, bis sie den Blick vor ihm zu Boden schlug. Aber eine große Veränderung zum Besseren war mit ihm vorgegangen. Er schien die anfängliche Schwäche schon fast abgeschüttelt zu haben, und die Mutter war ganz glücklich, als sie sah, wie aufmerksam er ihr zuhörte, als sie ihm Alles erzählte, was indessen in Dreiberg vorgegangen, seit er dagelegen, wenn er auch Katharine immer dabei anschaute.

„Vater," sagte Hans, nachdem die Frauen zur Bereitung des Abendbrots hinuntergegangen waren und er eine Weile schweigend in seinem Bett gelegen, „habt Ihr nach Weytlau hinübergeschickt?"

„Ei gewiß," lautete die Antwort, „der Bote ist auch schon zurück. Er hat aber die Liese nicht selber gesprochen, doch ist sie wieder auf und gesund. Sie lassen Dich Alle herzlich grüßen und Dir Glück wünschen."

„Vater, ich möchte jetzt nicht gern mehr viel Zeit verlieren, bis ich meinen eigenen Herd gründe."

„Aber wohl und gesund mußt Du doch erst wieder sein."

„In vierzehn Tagen werden kaum noch die Narben zu sehen sein, und so lange braucht's ja doch zu dem Aufgebot," meinte Hans.

„Hm," sagte der Vater, „aber da kommt uns wieder die verwünschte Geschichte mit dem Consistorium dazwischen. So rasch geht die Sache nun auf keinen Fall."

„Ich hab' mir das Alles anders überlegt, Vater," sagte der Hans ruhig, „wir brauchen das Consistorium gar nicht — ich heirathe die Kathrine."

„Hans!" rief der Vater und fuhr erschreckt von seinem Stuhl in die Höhe, denn er glaubte im ersten Augenblick, sein Hans sei durch den Sturz im Kopf verwirrt geworden, „um Gottes willen, Junge, was hast Du? was ist mit Dir? Du solltest noch nicht so viel nachdenken, Du solltest hübsch still liegen und Dich ruhig halten."

Hans, der wohl ahnen mochte, was sein Vater fürchtete, lächelte still vor sich hin; endlich sagte er: „Die Kathrine hat mich lieb, ich weiß es. Vorhin hab' ich's gehört, als sie noch glaubte, ich könnte sie nicht hören, und ich bin ihr auch von Herzen gut, und sie paßt besser für mich, für uns Alle, als das Lieschen."

„Aber der Traubenwirth hat mein Wort, das Lieschen hat Deins. Das geht im Leben nicht und brächte Schand' auf uns Alle," rief jetzt der Alte, denn der Hans sprach zu vernünftig, als daß er nun nicht hätte merken können, es sei ihm Ernst.

„Wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht, Vater?"

„Was hilft das Fragen, Hans? zerquält Dir den Kopf nicht mit derlei Dingen," mahnte der Vater ab, doch noch immer nicht so ganz beruhigt. Wie kam der Junge jetzt nur auf die Kathrine?

„Bitte, beantwortet mir nur die eine Frage," bat Hans, „wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht?"

„Wenn Du sie früher gewählt hättest, ich wollt' nichts dagegen sagen," setzte er zögernd hinzu, „aber so —"

„Vater, weiß Ihr mich einen Augenblick ruhig anhören?"

„Du darfst nicht so viel sprechen."

„Nur ein paar Worte, ich muß es vom Herzen haben, und Ihr müßt morgen ganz früh nach Weytlau reiten und mit dem Traubenwirth sprechen."

„Und was ist's?"

Hans lag noch eine Weile still, dann erzählte er dem Vater mit kurzen, einfachen Worten die ganzen Erlebnisse, erst von dem letzten Kirmeßabend, dann von jenem Sonntag Morgen, was er gehört und was er selber gesehen, und der Vater saß dabei und schüttelte nur unablässig mit dem Kopfe. Und dann erzählte Hans weiter, wie er wieder zur Besinnung gekommen sei und wie Katharine an seinem Bett gelegen und gebetet und was sie dabei gesagt habe. Und jetzt nickte der Alte und sagte leise: „Ob ich's mir nicht gedacht — ob ich's mir nicht gedacht!"

„Und soll ich das Lieschen jetzt noch heirathen, Vater? könnt' ich's nach dem, was vorgefallen ist, je wieder recht von Herzen lieb haben? und hat's mir nicht damit selbst mein Wort zurückgegeben?"

Der Alte antwortete nichts, er war aufgestanden, kraute sich den Kopf und ging eine ganze Weile im Zimmer auf und ab. Endlich rief er: „Morgen früh reit' ich zum Traubenwirth hinüber. Gern thu' ich's nicht, aber Recht hast Du. Wenn die Sache denn einmal so steht, mag sich das Lieschen den Stadtmenschen nehmen. In die Stadt paßt es auch besser mit den weiten Röcken, als zu uns in die engen Stuben — und die Kathrine?"

„Sagt ihr noch nichts, Vater," bat Hans, „ich möchte sie selber darum fragen; auch der Mutter nicht, heute Abend bin ich doch zu schwach. Das viele Reden hat mich angestrengt, vielleicht auch der Hunger; aber da kommt die Mutter mit der Suppe, die wird mir gut thun. Mir ist ordentlich zu Muthe, als ob ich in einem ganzen Jahre nichts gegessen hätte."

Digitized by Google

11. Was Katharine dazu sagte.

Hans hatte Recht gehabt. Die vier Tage Fasten paßten nicht zu seinem Körper, und als er einen großen Teller kräftige Fleischbrühe aufgegessen, fühlte er sich besser, legte sich auf die andere Seite und schlief sanft und ruhig bis zum andern Morgen.

Nach Sonnenaufgang lugte der Vater in's Zimmer hinein und fand den Sohn schon munter und wohl in seinem Bette aufsitzen.

„Bleibt's beim Alten?“ frug er nur; Hans nickte, und der alte Barthold ging hinunter, setzte sich auf den Brunnen und ritt hinüber nach Wetzlau. Hans aber, durch den herrlichen Schlaf neu gestärkt, ließ sich von der Mutter seine Kleider geben, die Sonntagskleider, mit denen er zuletzt drüben in der Traube gewesen war, dann setzte er sich in den Lehnstuhl. Das Ankleiden hatte ihn doch ein Bischen mitgenommen, und er sah wieder etwas blaß aus und sagte, als die Mutter bald darauf in's Zimmer schaute und frug, ob er noch 'was brauche:

„Mutter, ich möcht' gern einmal die Katharine sprechen.“

„Kann ich's nicht auch besorgen, Hans?“

„Nein, Mutter, Ihr nicht. Die Katharine kann wohl einmal heraufkommen; die hat noch junge Beine — sie hat mir so noch nicht guten Morgen gesagt — und kann mir auch gleich den Kaffee mit heraufbringen.“

Die Mutter schüttelte mit dem Kopf, that aber des Sohnes Willen, und eine kleine Weile später kam Katharine mit dem Verlangten, setzte das kleine Kaffeebrett auf den Tisch, ging dann zu Hans, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Morgen, Hans; Gott sei ewig gedankt, daß Du wieder aufsitzen kannst und so gut und wohl dabei aussiehst.“

„Guten Morgen, Katrin',“ erwiderte Hans, ließ aber die Hand noch nicht sogleich wieder los, die sie ihm gebeten, „freut's Dich wirklich, daß ich wieder gesund bin?“

„Aber Hans, wie kannst nur so was fragen? Glaubst Du's nicht?“

„Doch, Katrine,“ sagte Hans, „gewiß glaub' ich's und gern noch obendrein.“

„Und das Lieschen wird erst eine Freud' haben. Der Vater ist heute Morgen hinüber und bringt's vielleicht gleich mit. Die ist gar krank geworden vor lauter Sorge, die arme Maid.“

„Meinst, Katrine, daß sie wegen meiner krank geworden ist?“

„Aber was Du mir heut' für sonderbare Fragen thust, Hans! Wegen wessen denn sonst?“

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte Hans und schaute still und sinnend vor sich hin, er wußte aber doch, wegen wessen. Katrine hatte indessen ihre Hand wieder frei gemacht, schenkte ihm den Kaffee ein und rückte ihm dann den kleinen Tisch zu dem Lehnstuhl, damit er die Tasse leicht erreichen konnte. Sie hätte es ihm gern noch bequemer gemacht, wenn es nur möglich gewesen wäre.

„Der Kaffee wird kalt, Hans, wenn Du nicht trinkst,“ sagte sie, „er ist ohnehin ein Bischen dünn, aber die Mutter wollte nicht, daß ich ihn Dir stark kochen sollte, weil er Dir sonst schaden könnte, wie sie meinte. Trink ihn nur wenigstens, so lang er noch heiß ist.“

Hans hörte gar nicht, was sie ihm von dem Kaffee erzählte, denn ihm gingen andere Dinge im Kopf herum.

„Heut' in drei Wochen soll die Hochzeit sein, Katrine,“ meinte er endlich, und sah das Mädchen fest und forschend dabei an.

„Ja, ich weiß schon,“ sagte Katharine, aber viel leiser, als sie vorher gesprochen, „das Papier ist endlich gekommen.“

„Hast Du nichts dagegen, Katrine?“

„Ich? Aber Hans, wie Du nur heut' bist! Was kann denn ich dagegen haben? und weshalb?“ setzte sie noch viel leiser hinzu.

„Ja, Du wärst aber doch eigentlich die Hauptperson,“ meinte Hans; „die Braut hat doch das Meiste dabei zu sagen.“

„Hans, das ist schlecht von Dir, daß Du einen solchen Scherz mit mir machst,“ sagte Katharine. Sie war leichenblaß dabei geworden und es war, als ob die blauen Augen ein paar Glasdeckel bekommen hätten, so sagen ihr zwei große schwere Thränen darin und füllten sie bis zum Rande aus.

„Und wenn's nun kein Scherz wäre, Katrine?“ sagte Hans und streckte die Hand nach ihr aus, wenn nun das Lieschen falsch gegen mich gewesen und der Vater heute hinübergeritten wäre, um dem Traubenwirth die Heirath aufzusagen? Wenn ich Dir nun von Herzen gut wäre, Katrine, und gestern auch gehört hätte, was Du an meinem Bett gebetet, und keine Andere weiter auf der Welt möcht', als Dich, und Dich von Herzen bäte, daß Du das Kind im Hause bleiben und nur dazu noch mein Weib, mein liebes Weib werden wolltest, Katrine?“

„Hans!“

„'s ist mein Ernst, Katrine,“ sagte Hans treuherzig, indem er ihr nochmals die Hand entgegenstreckte. „Das Lieschen hält's mit dem Städtherrn. Ich hab's selber gehört, wenn sie auch nicht wußte, daß ich dabei stand, daß sie ihn von Herzen lieb hat. Sie hat's ihm selber gesagt und ist ihm dabei auch um den Hals gefallen. Da war's aus mit uns Beiden, und blind und taub bin ich gewesen, daß ich nicht schon lange eingesehen habe, daß wir Zwei hier doch am besten zusammen passen. Wenn Du mich haben willst, schlag ein, Katrine, und ich will Dir gut sein mein ganzes Leben lang.“

Und Katharine sagte gar nichts dazu, aber neben dem kranken Hans kniete sie nieder und lachte und weinte und war so glücklich, daß ihr das Herz hätte zerspringen mögen in der Brust.

Und wie der Kaffee dabei eisig kalt wurde, kam die Mutter herein und blieb vor Erstaunen auf der Schwelle stehen und schlug die Hände zusammen. Als sie aber hörte, was hier vorgefallen und wie es des Traubenwirths Tochter drüben getrieben und wie falsch sie gewesen und wie gut Hans der Katharine sei und Katharine dem Hans, da setzte sie sich mit hin und weinte und lachte, gerade wie Katharine. Und jetzt kam's auch heraus, daß das ihr heißester Seelenwunsch gewesen und sie sich vor der Zeit eigentlich gefürchtet hätte, wo Lieschen als Schwiegertochter in das Haus gezogen wäre, eben weil sie immer so vornehm und gar nicht wie ein Bauermädchen war. Aber sie hatte trotzdem nichts sagen mögen, weil man bei solchen Dingen — worüber aber die Meinungen verschieden sind — eigentlich keinem anderen Menschen zureden müsse.

Gegen Mittag kam der Vater zurück. Drüben in Wetzlau war's heiß hergegangen. Der Traubenwirth hatte noch von nichts gewußt, und Lieschen war vor ihm auf die Kniee gefallen und hatte ihn gestanden, daß sie den fremden Herrn liebe und daß er sie heirathen wolle. Und der Traubenwirth war außer sich gewesen und hatte seine Tochter von sich gestoßen und sie allerhand schreckliche Namen genannt, und das hatte der alte Barthold endlich nicht länger mehr mit anhören können und war wieder fortgeritten nach Dreiberg.

Und an dem Mittwoch über drei Wochen war wirklich Hochzeit und der katholische Pfarrer dazu aus der Stadt herausgekommen. Wie aber die beiden jungen Leute eingesegnet waren und Hans sein glückliches freudegläubeteres Weibchen im Arme hielt, da meinte der alte Barthold: „Hans, erinnerst Du Dich wohl noch dran, was Du damals sagtest, als und der Heimathschein ausblieb und Du Dich für den unglücklichsten Menschen in der Welt hieltest, weil Du das Lieschen nicht gleich Knall und Fall heirathen konntest? Ich glaube, es war: ich wollte, ich wär' todt und begraben' und kein Mensch in der ganzen Welt hat mehr Unglück, als ich.' War's nicht so?“

Hans ließ beschämt den Kopf hängen.

„Siehst Du nun,“ fuhr der Vater fort, „wie wohl und weise es der allgütige Gott da oben einrichtet, wenn wir armen Sterblichen hier unten auch manchmal nicht gleich einsehen können, wozu das oder das wohl gut sein könnte? Am Ende führt er doch immer Alles zum Besten hinaus, und wir Alle arbeiten nur im seinem Dienste und dienen nur zu seinen Werkzeugen — selbst die langsamen Behörden da drinnen in der Stadt,“ setzte er lächelnd hinzu. „Aber jetzt mag das Vergangene vergessen sein, und nun segne Euch Beide Gott und sei glücklich miteinander.“

Und Hans und Katharine waren glücklich, und die Eltern sollten nie im Leben bereuen, daß sie die kleine Waise damals an Kindesstatt angenommen und sich ein wirklich Kind daraus erzogen hatten.

An dem nämlichen Abend aber, an dem Hans und Katharine miteinander Hochzeit machten, lief des Traubenwirths Tochter mit ihrem Schatz heimlich davon, und man hat nie wieder von ihnen gehört, denn sie gingen miteinander nach Amerika. Der Traubenwirth aber überlebte die Schande nicht lange, die ihm sein Kind angethan. Er kränkelte von da an, und was das Jahr um war, trugen sie ihn still hinaus in sein letztes Kämmerlein.

Digitized by Google

Im Hopfenparadiese.

Allen durstrinkenden Lesern und — Leserinnen der Gartenlaube gewidmet.

(Schluß.)

Wir brachen auf. Allerwärts begegneten uns die aus den Pflanzungen heimkehrenden Arbeiterinnen, manch hübsches Gesicht darunter, mit dessen tiefem Brunett das sichte Kopftuch anmuthig contrastirte, und oben im Berge meines Freundes häufte man eben die Blüthensträuße zum letzten Bündel zusammen. Der a'gelesenen und niedergelegten Riesenlasten waren schon ein gut Theil mehr, als heute Morgen. Mein Mentor blickte mit sichtlicher Zufriedenheit auf das vollbrachte Nachmittagswerk.

„Macht nun, daß Ihr nach Hause kommt, Ihr Leute," redete er freundlich die Bindenden an, „die Knödeln sind fertig, und 's giebt noch ein paar Stunden zu blatten, wist Ihr."

„Ich hab' Dir schon erzählt," wandte er sich an mich, während wir auf kürzerem Pfade quer durch die Anlage zum Städtchen zurückgingen, „was für eine heille Prinzessin unsere Hopfenneffel ist. Auch hinsichtlich des Bodens, auf dem sie wachsen will, macht sie gar exclusive Ansprüche; sie gedeiht nur in einem warmen lehmigen Erdreiche, das keine stauende Nässe im Untergrunde hat. Darum will ihr Anbau bis jetzt nur in verhältnißmäßig so wenigen Gegenden Deutschlands ordentlich gelingen. Im Saazer Kreise Böhmens zieht man noch immer den besten Hopfen, ihm nahe kommt der Spalter, dann unser Hersbrucker. Auch in Baden und Württemberg bauen sie neuerdings recht leidliche Quantitäten, die schon ganz respectabel mit uns concurriren; die geringsten Sorten bringt Preußisch-Polen in den Handel. Diese vielsache junge Concurrenz hat uns alten Hopfenproducenten anfangs große Besorgnisse eingeflößt; so Mancher hat bedenklich den Kopf darüber geschüttelt. Wo soll's denn noch hin mit alle diesem Hopfen? so haben wir uns Einer den Andern gefragt; zuletzt müssen wir den Centner noch um ein paar Gulden losschlagen und froh sein, wenn wir's nur bekommen. Doch bis jetzt sind alle unsere Aengste grundlos gewesen. Trotz der mehr als 100,000 Centner, die unser Mittelfranken allein auf den Markt sendet, und der 30,000, welche davon auf Hersbruck und Umgegend fallen, steigt die Production noch mit jedem Jahre, und die Preise haben sich wacker gehalten. Ihr sorgt ja sammt und sonders in anerkennenswerther Weise mit dafür, daß wir nicht über den Bedarf produciren. Wie Pilze schießen allerwärts die neuen Brauereien aus der Erde, nicht blos in Cuxemm unwirthlichen Norden, wo ehedem nur Kartoffelstufel und, für den verwöhnten Gaumen, die Kümmelbulle regierten, nein, mitten im ureigensten Gebiete des Bacchus, am Rhein und am Neckar, an der Ahr und an der Mosel."

Wir hatten inzwischen wieder den Fuß der Anlage erreicht. Hier fielen mir die niedrigern, kaum 6—10 Fuß hohen, dünnen Stangen auf, mit den schwanken, zarten Ranken, welche sie umzogen.

„Das ist sogenannter Jungfernhopfen," belehrte mich mein Freund, dem mein fragender Blick nicht entgangen war. „Sieh die kleinen dürftigen Zäpfchen an! Es sind dies Pflanzen, die wir erst heuer im Frühjahr gelegt haben. Der Hopfen, den sie geben, taugt nicht viel, hat keine Qualität', wie wir sagen, aber verkauft wird er doch; denn Alles findet eben seine Verwendung. Die Anlage solch' einer neuen Hopfenpflanzung ist, beiläufig, kein leichtes Ding, mitunter sehr mühsam und arbeitsvoll übergenug. Zuvörderst muß die Düngung eine sehr reichliche und gründliche sein und der Boden so tief wie möglich umgebrochen werden. Darauf gilt es, etwa alle 4—5 Fuß, Löcher zu graben, um darein die Rebensetzer zu legen, und zwar so, daß die treibenden Augen derselben in die Höhe zu stehen kommen. Dies pflegt im April zu geschehen. Nicht lange währt es, so schlägt die junge Pflanze aus und erhält nun die verhältnißmäßig kurzen und schwächtigen Stäbe, wie sie hier stehen. Wenn wir später die Ernte im Rücken haben, schneiden wir die Reben da ab, so daß höchstens noch zwei Fuß von ihnen übrig bleiben, legen die Stöcke nieder und decken sie zu, ganz wie man es mit dem Spalierwein macht. Nachdem im Frühjahr die schützende Decke beseitigt, die alten Herer geflutzt und neu gedüngt sind, geben wir den nunmehr sprossenden Trieben die mächtigen hohen Stangen, die Du überall bemerkt hast, Pfahlsolosse, die an ihren Fußenden armsdick sind. An ihnen wird die Pflanze mit Binsen festgebunden. Hier und da hat man auch versucht, den Hopfen an Drähten in die Höhe zu ziehen, allein man ist von dieser Methode fast überall wieder abgekommen, weil meist eine totale Verwirrung und Verstopfung der Ranken ihre Folge war."

Ganz Ohr bei dieser gründlichen Belehrung, war ich nicht gewahr worden, daß wir unsern Fuß nicht nach der Stadt zurückgelenkt hatten, sondern auf einem Nebenwege das Thal hinaus wanderten, das, noch immer weit und offen, hier von dem Gansberg und hinter diesem vom Kegel der Houbirg, dem viel besuchten Luginsland der Gegend, überragt wird. Lustig plätscherte die Pegnitz uns zur Seite und auf den kleinen Wellenkreiseln um die Kieselbleke spielte die untergehende Sonne ihre letzten Funken. Es war schon volle Dämmerung, als mein Freund Halt machte.

„Da," sagte er, „ist unser Ziel. Komm, laß uns einkehren."

Ich konnte eben noch erkennen, daß wir vor einem kleinen ländlichen Gehöfte standen, dessen Wohnhaus sich in dichtem Rebgeklätter verbarg. Bereits waren die Läden des Erkgeschosses geschlossen, doch ein einladender Lichtschimmer drang aus durch ihre Spalten entgegen. Und noch einladender klang eine tiefe volle Frauenstimme, die eben die Schlußstrophe eines alten schönen deutschen Volksliedes sang:

Nachtigall, du thust ihn finden,
Alica unter auf Berg und Gründen;
Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß mein Schatz viel tausendmal!

Leise klinkte mein Begleiter die Hausthür auf, noch leiser öffnete er die Stubenthür. Ja, er hatte Recht gehabt, es war ein vollkommenes Genrebild, was ich da erschaute, dasselbe liebliche Bild, das, nach der Zeichnung eines tüchtigen Nürnberger Künstlers, meine Darstellung schmückend erläutert. Die ganze Familie war noch rüstig beisammen, in drei Generationen, von Großvater und Großmutter bis zur Enkelin und zum Kleinen in der Wiege. Was helfen konnte, half beim Blatten. Alles schnitt emsig und doch vorsichtig die Blüthendolden und füllte damit den weiten Trog, um den man sich gruppirt hatte.

Wir waren einen Augenblick an der Thür stehen geblieben, weil ich erst den ganzen Eindruck der anmuthigen Scene auf mich wirken lassen wollte, ehe ich mich mit den Einzelheiten derselben beschäftigte, und mit besonderem Interesse betrachtete ich die kleidsame Frauentracht des Thales. Doch lange konnten wir unsern Beobachtungsgestten nicht behaupten. Mit einem herzlichen „Grüß Gott, Ihr Herren!" wurden wir in's Innere genöthigt. Der Alte rückte freundlich die Zipfelmütze und nahm die Ulmer Pfeife aus dem Munde, um meinen Freund willkommen zu heißen, und aus Ton und Art der Begrüßung ersah ich, daß dieser ein hochgeschätzter Gast war von Alt und Jung im Hause. Auch wir schüttelte Alles zutraulich die Hand, und bald waren wir mitten unter den steißigen Leuten häuslich etablirt und hörten den verständigen Reden des Alten zu, der uns viel zu erzählen wußte von „dazumal, wo sie noch Nürnbergisch waren und wie's ihnen gar nicht in den Kopf gewollt, daß sie nun auf einmal baierisch werden sollten." Inzwischen war auch, mit der letzten mächtigen Blätterbürde auf dem Kopfe, der eigentliche Hausvater heimgekehrt — denn die Alten saßen bereits auf dem Leibgedinge, — ein stattlicher, kräftiger Mann. Auch er trente sich des Besuches von Herzen; sein erster Blick aber galt doch dem Jüngsten drüben in der Wiege und der noch jungen Mutter. Die, während ihre Hände rastlos schafften, mit glückstrahlendem Auge den Schlaf des kleinen Lieblings behütete.

„So, Babeli," sagte mein Freund, indem er von der Bank aufstand und den errötheuden Mädchen, der Tochter des alten Auszüglers, eine dicke Hopfengurlande um das bis auf das Mieder herabfallende Kopftuch legte, „so, die Krone ziemt der wackern Sängerin. Jetzt, Ihr Leute, b'hüt Euch Gott; aber 's ist spät und wir müssen eilen, daß wir endlich einmal nach Hause kommen. Vergeßt nicht, daß wir nächsten Dienstag unsern „Niederfall" halten; da seid Ihr allesammt unsere Gäste, das wißt Ihr. Und wenn

Digitized by Google

sie dann die Hopfer und die Schottischen aufspielen, da wird 's Babeli wohl fein so ernstes Gesicht machen, wie heut, wo's so schwermüthige Lieder singt. Ja, ja, wir haben draußen an der Thür gepocht." —

Und der Sonntag kam, goldig klar, ein echtes Septemberkind, und schon in erster Morgenfrühe zogen wir mit Stock und Ranzen das anmuthige Thal hinauf nach der Nürnberger Schweiz. Draußen im Häuschen, wo wir neulich Abends eingesprochen waren zum Blatten, schlief noch Alles, auch das Babeli noch, dem wir gern unsern Morgengruß geboten hätten. Es war frisch, doch nicht kühl, so recht angenehm zum Marschiren, und so wurde uns der Aufstieg über den Gansberg zu der edelgeformten Houbirg nicht sauer, selbst meinem Freunde nicht, in dessen körperlicher Stattlichkeit seine Doppelwürde als wohlgediehener Hopfenmatador und hochmögender Hersbrucker Magistratsrath ihre Ausprägung findet. Ueber thaufeuchten Rasen ging's in die Höhe, und bald öffnete sich dem Blick eine weite Aussicht auf die Hersbrucker Gegend. Das Städtchen kämpfte noch mit dem leicht durchsonnten Duft der Frühe, die Felsen und Höhen des obern Thales aber säumte bereits das glühendste Roth, und weit links sahen wir die dampfende Schlange des ersten Bahnzuges sich abwärts winden.

„Sieh hier," begann mein Gefährte, nachdem er ein paar Minuten luftschnappend gerastet hatte, „die Ueberbleibsel eines Erdwalls; wir heißen sie kurzweg die ‚Schanze'. Die rührt noch von den Urbewohnern unseres Gaues her, behaupten die Antiquare, und mag ehedem Opferstätte und Heiligthum gewesen sein. Auch zum Begräbnißplatze hat sie gedient, denn ringsum findet man noch viele alte Grabhügel, sogenannte Hünengräber. Neulich war ich zufällig mit dabei, als solch ein Hünengrab geöffnet wurde; da kamen gar verschiedene Trümmer wunderbarer Waffen, Menschenknochen, zerbrochene Schmuckgegenstände und einige andere unbestimmbare Geräthe zum Vorschein, die auf eine fern im fernsten Mythendust liegende Urzeit deuteten."

Noch eine Viertelstunde tapfern Klimmens, noch einige Stoßseufzer des Magistratsrathes, und der Gipfel ist gewonnen. Inzwischen hat sich die ganze Landschaft in Sonnenlicht gebadet, nur die Kuppen der Oberpfalz, die man von hier aus überschaut, liegen in tiefem Schatten und geben dem heitern Bilde einen ernsten, stylvollen Abschluß.

Raschen Laufes schreiten wir zu dem freundlichen Flecken Happurg hinab, der sich an den jenseitigen Fuß des Berges schmiegt. Hier vor dem behaglichen Wirthshause des Benedictus Meyer hielt der Omnibus, der nach Ankunft der Bahnzüge in Hersbruck die Verbindung mit dem neuen schönen Hotel von Ruprechtsstegen vermittelt. Dies war ja auch das eigentliche Ziel unseres Ausfluges „in die Berge", wie mein Gefährte sich stolz ausdrückte, und so ließen wir alle unsere kühnen Pläne von weiteren Fuß- und Kletterpartien schwinden und zogen die Bequemlichkeit des Vehikels vor. Mit der Bequemlichkeit freilich durfte es nicht so streng genommen werden; der Sonntag und das herrliche Herbstwetter hatten noch Andere als uns in die Romantik und nach den Forellen des Pegnitzhales gelockt, und der Omnibus war bereits ziemlich angefüllt von lustigem Nürnberger Volke, das sich in seiner „Schweiz" einen guten Tag machen wollte.

Die Gegend hat keinen großartigen Character, ist wenigstens noch mehr Miniaturschweiz, als andere deutsche Hügellandschaften, denen man aus einem sehr übel angebrachten Localpatriotismus und Localenthusiasmus die Ehre der Vergleichung mit dem gewaltigen Alpenlande anthut, aber die Höhen sind malerisch geformt, die Felsen des Jurakalks oft grotesk umrissen und die Belaubung der Hänge und Gipfel thut dem Auge wohl, so daß die Fahrt, immer hart an der munter plaudernden Pegnitz hin, Wechsel und Erquickung sattsam bot. Schon frühzeitig scheint man auch die Anmuth und die Vorzüge des Thales erkannt zu haben, durch das sich die alte Straße nach Böhmen zog. Nunmehr auf den Bühels und Felsenkuppen hatten sich die Herren vom Stegreif ihre Raubnester aufgerichtet. Die wußten die reichen Baarenzüge, welche aus der rührigen Handels- und Gewerbsstadt ostwärts geführt wurden, nach Hergenslust zu brandschatzen und warfen manchen wackern Bürger und Kaufherrn in die Nacht ihrer tiefen Verliese, bis ein hohes Löegeld den Armen dem Tage zurückgab. Da sind denn der Fehden zwischen den Junkern und der mächtigen Reichsstadt gar häufige gewesen, bis endlich den Ersteren der Athem ausging und die Nürnberger Geschlechter sich ihre lustigen Herrensitze fast in allen unterthanen Dörfern bauten und jeder Flecken sein Schloß mit Eckthürmen und Wallgraben erhielt, zu denen das vorige Jahrhundert seine Amoretten und Wasserkünste, seine steifen Taxushecken und allegorischen Statuen gefügt hat. Auch später haben die Nürnberger Patricier sich manch hübsches Berg- und Waldasyl im Pegnitzthale gegründet. Eben führte uns der Weg an einem solchen vorüber; links der Straße, doch am rechten Ufer des Flusses, zeigten sich die Trümmer einer alten Ritterburg. „Das ist der Lichtenstein," erklärte mein Begleiter, „das Stammschloß derer von Lichtenstein, das die Bürger von Nürnberg einst gebrochen haben. Jetzt gehört es den Herren von Ebner, einer bekannten reichsstättischen Patricierfamilie; die haben es ganz dem Style gemäß restaurirt und die Höhe mit zierlichen Garten- und Waldanlagen geschmückt."

Und so rollten wir noch an unterschiedlichen älteren und neueren Nürnberger Herrensitzen vorüber, durch mehrere freundliche Dörfer mit stattlichen Kirchen und ansehnlichen Schlössern, und die Felspartien des Thales thürmten sich immer wundersamer und abenteuerlicher übereinander, bis bei Enzendorf ein förmlicher Strom von Steinen und größeren und kleineren Kalktrümmern die Höhen überrieselt zu haben schien. Die Sonne lag bereits drückend über dem Thale, und allerlei Ausrufe und Seufzer der Ungeduld und unruhiges Hin- und Herrücken unter unserer Wagengesellschaft fünfzehen die Sehnsucht, endlich an Ort und Stelle zu sein. Auch der Magistratsrath zog wiederholt seine Uhr aus der Tasche, die Mittagsstunde war nahe, und drunten im hüttenen Bache schnellte manche Forelle so verlockend in die Höhe! Jetzt eine abermalige Wendung der Straße und ein allgemeines freudiges Ah! Da erhob sich wie ein zierliches Schlößchen mit elegantem Thurme und wehender Flagge über dem Dorfe Ruprechtsegen das neue Jegel'sche Gast- und Curhaus. Noch eine Brücke ist zu passiren, dann geht es langsam die zum Hotel führende Allee hinan, und da waren wir, und oben empfing uns der liebenswürdige gebildete Wirth, ein alter Freund meines Genossen, mit einem herzlichen Willkommen, während ein Häuflein von Sommergästen in den übrigen Anfömmlingen liebe Bekannte begrüßte und der Freude und des Jubels ob der vergnüglichen Ueberraschung kein Ende fand.

„Nun, wie behagt Dir's hier?" frug mich der Freund, als wir auf der Veranda des eleganten Gebäudes standen und Umschau hielten über die landschaftliche Scenerie, die es umgiebt. „Ist's nicht ein allerliebst Schmollwinkel, um einmal auf ein paar Tage oder meinetwegen Wochen die ganze Welt draußen und selbst den — Hopfen zu vergessen? Sieh, die Felsen dort, das sind die Hüter des Anlathales, und das ist das Lauterbrunnen- oder besser das Münsterthal unserer Schweiz. Heut' Nachmittag, wenn's kühler geworden und ein Schlummerstündchen gehalten ist, wollen wir unsere Schritte in diese Schlucht lenken. Vorerst, vor Allem aber an die Forellen!"

Der Wirth war inzwischen zu uns getreten und lud zu einer Besichtigung des neuen Baues ein, ehe die Tischglocke nach dem Speisesaale rief. Gern folgten wir der Führung des freundlichen Mannes, an dessen Lebensschicksale sich ein eigenthümliches Interesse knüpft. Früher Redacteur einer einflußreichen fränkischen Zeitung, war er später nach Amerika ausgewandert und hatte in New-York das noch unter diesem Namen bestehende „Jegel'sche Hotel" begründet. Da mitten in einer gedeihlichen Thätigkeit traf ihn ein entsetzlicher Schlag. Auf der Reise zu ihm wurde seine Familie eines der bejammernswerthen Opfer, welche der bekannte grausige Brand des Dampfers „Austria" forderte. Jegel mochte nun nicht mehr in Amerika bleiben; er verkaufte sein Gasthaus und ging nach dem Vaterlande zurück, um wieder, wie ehedem, die getreue Feder zur Hand zu nehmen. In regem Verkehr mit der amerikanischen Presse, wurde er 1859 von der New-Yorker Staatszeitung als Special-Correspondent auf den italienischen Kriegsschauplatz gesandt. Zwar kannte ich im Allgemeinen bereits diese erfahrungsschwere Vergangenheit des jetzigen Besitzers unsers allerliebsten Ruprechtsiegener Curhauses, doch war es mir interessant, nun aus dem Munde des Mannes selbst noch manche Einzelheit seines bewegten Lebens zu vernehmen, so interessant, daß ich darüber auf unserm Gange durch das Hotel da und dort eine besondere Schönheit oder einen Hauptvorzug der Einrichtung überfah und erst von meinem Hersbrucker Gastfreunde auf das Unbeachtete aufmerksam gemacht werden mußte.

Das Curhaus ist erst seit Beginn der vorjährigen Saison, Anfangs Mai, eröffnet worden. Nach dem Plane des Professor

Digitized by Google

Böhrer in Nürnberg auf- und ausgeführt, imponirt es durch Bauart und Lage, welche letztere in der That kaum mit feinerem Geschmack und glücklicherem Verständniß des Terrains hätte gewählt werden können. Wie dem Leser die obere Mittelramhfige unseres Bildes zeigt, ist das Hotel in jenem grazidsen Style errichtet, zu welchem das schweizerische Alpenhaus und die italienische Villa vereint die Motive geliefert haben. Auch der inneren Einrichtung des Gebäudes spricht überall der gebildete Sinn seines Gründers, und manche kleine Bequemlichkeit der Zimmer, mancher Comfort des Geräthes verräth, daß jener nicht umsonst durch die Schule der praktischen Amerikaner gelaufen ist. Am besten von allen behagte mir ein Gemach im Thurme, das mit den bunten Glasmalereien der Fenster, den Wappenschildern und den schweren Eichenmöbeln an die Lichtseite des „romantischen" Mittelalters erinnerte. Und es war ein gar ergötzlich Spiel, durch die verschieden gefärbten Scheiben sich das Thal und die Höhen drüben zu beschauen, bald unter die Flammengluth eines afrikanischen Samumhimmels, bald in die „mondbeglänzte Zauberweit" der Sommernacht versetzt; — aber „die Glocke, die Glocke!" rief mein forellenbegieriger Gefährte, und richtig, es läutete zum Essen, auch mir kein unwillkommenes Signal, trotz Naturbegeisterung und Kunstgenuß. Wie hurtig war mein Magistratsrath die Stiege hinunter, so daß wir andern Beide Noth hatten, dem Dicken zu folgen; wie stürmte er in den Speisesaal hinein, in dem es schon von lustigen Sonntagsstimmen und Sonntagslauen schwirrte! Alt und Jung schien nur von dem einem Streben erfüllt zu sein, den Ausflug recht ausgiebig auszukosten; von Neuem ward ich inne, daß ich die vielgenannte Mainlinie passirt hatte, hinter der unsere norddeutsche Zurückhaltung und Steifheit zurückzubleiben pflegen. Plötzlich stieß mein Freund mich an: die Forellen waren aufgetragen, und in der That, sie bewährten ihren und des Pegnitzthales Ruf: klein, zart, von rosarothlichem Fleische. „Betenne, das ist die Forelle aller Forellen!" sprach mein Nachbar in Begeisterung. „Hast Du irgendwo oder -wie schon eine andere geschmaust, welche die unserer Pegnitz überbietet?"

„Gewiß, sie ist unladelhaft, eine Perle ihres Geschlechts. Darf ich noch einmal um die Schüssel bitten?" gab ich zur Antwort. Die Gesellschaft wurde immer sonntäglicher gelaunt; von dem jungen Volke hatte sich Eines nach dem Andern in den angrenzenden Salon geschlichen, und bald tönten muntere Klänge in drei und zwei Viertel-Takte verlockend zu uns herüber. Ein anderer Theil etablirte sich um den Kaffeetisch auf der Veranda, und einige ältere Herren blieben, enger zusammengerückt, bei der Flasche sitzen und ergingen sich, trotz Schweiz und Sonntagsluft, in der unerschöpflichen Frage der Zeit und des Landes, den Aussichten und Conjuncturen des heurigen Hopfengewächses. Ich wanderte im Saale umher und betrachtete seine Decoration, die in sinnig gruppirten waidmännischen Emblemen anderuet, daß Herr Zegel zu den vielen anderen Annehmlichkeiten seines Musterhotels den Nuprechtsegener Lustenzgästen auch das kräftigende Vergnügen der Jagd in den umliegenden Gehölzen, in Thalgründen und Schluchten zur Verfügung stellen kann.

Es ist in der That ein auserlesener Winkel, dies heimelige Ruprechtsegen, um seine Sommerfrische dort abzuhalten, und gern möchte ich recht viel davon erzählen und von dem schönen Stück des lieben Frankenlandes, zu dem es gehört, damit dem Leser der Mund wässerig werde danach und er es zum Ziele seiner nächsten Sommerreise wähle, — allein die Gartenlaube sagt „quod non". Denn der Raum, den sie mir überlassen, ist schon über und über erschöpft. Ich will daher nur noch erwähnen, daß das Zegel'sche Gasthaus den natürlichen wie den bequem-sten Ausgangs- und Stationspunkt für die anziehendsten Punkte des obern Pegnitzthales bietet.

Da schiebt zuerst wenige Minuten nur vom Hotel das enge Ankathal seine bizarren Felsconliffen auseinander, mit den abenteuerlichen Gestalten der rechts und links sich aufgipfelnden und oftmals überhangenden Kalkblöcken ein wahrhaftes Cabinetsstückchen von pittoresker Landschaftsscenerie. Durch diese wildschöne Schlucht führt der Weg nach dem höchsten Punkt Mittelfrankens, dem Hohenstein, einem zerrüttmmerten alten Bergschlosse, das man nunmehr zu einer viel benützten Warte für friedliche Besucher und harmlose Naturbewunderer umgewandelt hat, von der man weit in's Land hinaus schaut, gen Norvosten bis zu den bewaldeten Kuppen des Fichtelgebirges.

Eine andere ähnliche unkriegerische, aussichtreiche Warte ist der Beldenstein, der, obschon nur anderthalb Stunden thalauf, unweit einer der malerischsten Berengungen des Pegnitzthales gelegen, in die sich mancherlei Mühlen und Eisenhämmer zwängen, bereits zur Oberpfalz gezählt wird. Eine halbe Stunde tiefer im Grunde endlich befindet sich die Hauptmerkwürdigkeit, die „first sight" der Gegend, wie die Engländer sprechen, welche mit ihren langlockigen Misses schon ab und zu die Nürnberger Schweiz zu kosmopolitisiren beginnen. Es ist die große Tropfsteinhöhle von Krottensee, eine der größten Höhlen in Deutschland, wie Höhlenkundige behaupten.

Im dolce far niente, bei trefflicher Verpflegung und unter lustigen Streifen nach den genannten Wanderzielen verstrichen Sonntag und Montag nur zu geschwind. Am andern Morgen trug uns der Omnibus durch die liebliche Ufferlandschaft nach Hersbruck zurück. Wie gern hätte ich im behaglichen Zegel'schen Lustenhause noch länger Rast gehalten, doch das war leider nicht möglich! Heut' Abend gab's ja den angekündigten „Niederfall" bei meinem Freunde, und das Fest durfte ich nicht versäumen, um meinen Studien im Hopfenparadiese den rechten und würdigen Abschluß zu verleihen und um — das schöne Bäbeli vom „letzten Hüttchen" draußen noch einmal zu sehen.

Schon rüstete sich das ganze Haus zu dieser Feier; denn hier galt es einen sörmlichen wohlarrangirten Ball, nicht blos ein improvisirtes Tänzchen nach den bald erschöpften Klängen der Harmonika, und die gesammte Sippschaft und alle die Honoratioren des Orts wurden erwartet. Man durfte mithin auf Stattliches aufsehen und mußte ebenfalls seine Vorbereitungen treffen, der Gelegenheit Ehre zu machen.

Wirklich es war ein Fest, dieser magistratsräthliche Niederfall, und Bäbeli hatte alle Schwermuth und alle traurigen Lieder daheim gelassen. Obschon auch heute ohne Crinoline und in der Pegnitzauer Tracht, war sie der Schönsten Eine und ging, eine vielbegehrte Tänzerin, von einer Hand in die andere. Ich aber schlich mich zeitig aus dem lustigen Gewimmel; denn der erste Frühzug sollte mich der anmuthigen Gegend und den lieben biederen Leuten wieder entführen.

„Auf Wiedersehen beim nächsten Blatten," sprach mein Freund, der sich's nicht hatte nehmen lassen, mich trotz seiner schlaffesten Nacht zum Bahnhofe zu geleiten, indem er mir noch in's Coupé hinein zum letzten Male die Hand schüttelte.

Die Stationsglocke läutete, und fort sauseu wir erst gen Nürnberg und bald unaufhaltsam nordwärts. Doch die Erinnerung an die Tage im Hopfenlande und im Pegnitzthale fuhr mit mir heim, und wenn ich Abends, nach gutem deutschem Brauche, in der Laueipe saß, — bei jedem Kruge Bier, an dem ich mich labte — und es sind leidlich viele seitdem gewesen! — zog eine oder die andere Phase des Hopfenlebens, wie ich's in Hersbruck kennen lernte, an mir vorüber. Und weil ich nun weiß, wie König Gambrin hochgehalten wird von den meisten Lesern und auch gar vielen Leserinnen der Gartenlaube, so habe ich gemeint, das kleine deutsche Culturbild, welches ich hiermit zu zeichnen versuchte, werde sich ihres Interesses wohl erfreuen dürfen. Wer von ihnen aber noch nicht die Wahl getroffen hat, wo er demnächst ein paar Ferienwochen oder nur einige freie Sommertage in gemüthlicher Beschaulichkeit verbringen soll, der wandere hinein in die Nürnberger Schweiz und schlage sein Zelt auf im Ruprechtsegener Gasthause, — er wird's nimmer bereuen und im andern Jahre wiederkehren. Will's Gott, so begegnen wir uns dort.

Die grüne Insel in Wien.

Eine Zufluchtsstätte deutschen Humors.

Von Franz Wallner.

Unter der Metternich'schen Polizeiregierung nannte der Volkswitz die zahllosen geheimen Spione, mit welchen alle Classen der Gesellschaft in Wien gespickt waren, „Raderer", und der Warnungsruf: „Raderer da!" ertönte sofort, wenn Jemand, der im Verdacht stand, ein solcher Sittlrling zu sein, in einem öffentlichen Local erschien. Auch „Spitzl" (Spitz) hießen diese gefährlichen Handlanger

Digitized by Google

eines verhaßten Systems. Der Chef dieser Meute war ein „Hofrath Persa“, ein ebenso mißliebiger als gewaltthätiger, unangenehmer Patron.

Im Jahre 1827 machte derselbe durch einen Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung in den Stadtgraben seinem Leben ein Ende. Ein schöner Pudel, das Lieblingsthier des Selbstmörders, sprang seinem Herrn nach, brach beide Vorderfüße, kam aber wunderbarer Weise noch mit dem Leben davon.

„Welche Gattung von Hund ist treuer,“ hieß es damals in Wien, „der Pudel oder der Spitz?“

„Natürlich der Pudel, da der Pudel des Hofrath Persa seinem Herrn aus dem Fenster nachsprang, während dies keinem seiner Spitz eingefallen war.“

Die Wiener versießen Persa sein Leben, weil sein Tod ihnen die Gelegenheit zu diesem seichten Witz gab, der den Weg vom Palast bis zur Hütte zurücklegte. Der letzte Gewaltgemeiterich Persa's war die Auflösung der Lubliamshöhle in Wien am 26. April 1826. Die Lubliamiten, eine durchaus harmlose, aller Politik feine Gesellschaft, bildeten einen Verein der heitersten und witzigsten Köpfe der Residenz und eine Merkwürdigkeit derselben. Einheimische und Fremde drängten sich zu diesem Tempel des höheren Blödsinns, zu dessen eisrigsten Priestern ein Grillparzer, Rückert, Holtei, Carl Maria von Weber, Saphir, Lewald, Castelli, Theodor Hell, Anschütz und noch viele Andere zählten, deren Namen guten Klang in der deutschen Kunstwelt hatten.

Castelli erzählt in seinen Memoiren das originelle Treiben der Lublamiten in ergötzlichster Weise. Und doch wurde diese Gesellschaft, eine Gesellschaft, die öffentlich zusammen kam, in der jedes politische Wort auf's Strengste verpönt war, die aus den geachtetsten Männern der Residenz bestand, eine Gesellschaft, deren Dasein jedem Kind in Wien bekannt war, diese Gesellschaft wurde der damaligen Polizei verdächtig, und die Aufhebung derselben, wie Castelli erzählt, mit einem Aufwand von Zwangsmaßregeln bewerkstelligt, als ob es gälte, eine Bande von Räubern und Mordbrennern zu fangen. Man erbrach das Local, nahm jedes Stückchen Papier mit, confiscirte Bilder, Albums, Portraits, sogar die schwarze Anfündigungstafel, auf welcher die räthselhaften geheimnißvollen Worte standen: „Diesmal ist der Samstag an einem Sonntag“. *

Zwei Polizeicommissäre mußten jedesd der verdächtigen Mitglieder Morgens um sechs Uhr schon im Bette überfallen und ihm die Pistole des ersten Verhörs auf die Brust setzen. Unendlich komisch wirkte die Vernehmung des Oberhauptes (des Hofschauspielers Schwarz), welcher auf die dringende Frage, warum er zum Chef der Gesellschaft ernannt worden wäre, und auf die ernste Mahnung, die Wahrheit zu gestehen, wenn er sich nicht die größten Unannehmlichkeiten zuziehen wolle, ganz ernsthaft antwortete: „Er sei zum Oberhaupt der Lublamiten ernannt worden, weil er unter Allen der Dümmste sei und eine schöne Tochter habe.“

Obwohl sich nicht ein gravirendes Atom bei der strengsten Untersuchung herausstellte, wurde doch die Auflösung der Höhle beschlossen, die lustigen Streiche hatten ein Ende, die Polizeigewalt war Sieger!

Ich erzähle diese Brutalität nur als Einleitung für meine heutige Skize und als Beweis, was damals möglich war. Zahllose Versuche zur Gründung eines ähnlichen Vereins in dem lebenslustigen Wien schlugen fehl oder verwandelten sich in gewöhnliche Concertkränzchen mit der üblichen Fütterung der anwesenden Bratenbarden. Es kam kein rechter Zug in die Sache, bis einige humoristische Köpfe Wiens die „grüne Insel“ für sich eroberten, dies frische Eiland, auf welchem unter der rosigen Flagge der Heiterkeit und dem Panier des Frohsinns sich jene beigesellten, „die neben kunstreichen Wissen und frischem Muth auch ein Erbtheil überkommen haben alter Freudigkeit und Lust und diese hegen wollen in treuer Innung.“

Die barocke Form der launigen Satzungen, an denen alle, die der Insel angehören, treu festhalten müssen, dieses scheinbar kindische Spiel, welches die Bewohner der grünen Insel dem absoluten Willen des Großmeisters (Otto, der Grausame) unbedingt unterwirft, hält das flotte Reich seit Jahren fest zusammen.

Was Wien an witzigen Köpfen, an hervorragenden Talenten zählt, versammelt sich an bestimmten Abenden an der Tafelrunde,

* Der Versammlungstag war für diese Woche vom Sonnabend auf Sonntag verlegt worden.

und conjumirt bei einem solchen Feste in ein paar Stunden mehr treffliche Scherze, als die übrige Gesammtbevölkerung Wiens während eines vollen Monats. Wer einmal einer solchen Versammlung beigewohnt, den überfällt in der Ferne manchmal dahin ein Heimweh, welches dem der Schweizer nicht nachgiebt.

In den „Satzungen“ kommen unter Andernem auch folgende Bestimmungen vor:

„Die Mitglieder der Rittergesellschaft ‚grüne Insel‘ bestehen aus dem Großmeister (als Vorsitzenden), Würdenträgern, darunter vier, welche mit dem Großmeister die Leitung besorgen, Comthuren, Rittern, Knappen, Trostbuben und den Dienstleuten der Würdenträger (Burgpfaff, Geheimschreiber, Archivar, Burggärtner, Büttel), und können nur Künstler aller Kunstweige, Dichter und Gelehrte dem Verbande der Gesellschaft angehören. Jedes neue Mitglied tritt als Trostbube ein und wird nach seinen Verdiensten in höhere Grade befördert, hat sich einen mittelalterlichen Namen zu wählen, bei dem es (unter Strafe von 2 kr. für jeden Uebertretungsfall) von den übrigen Mitgliedern zu nennen ist; auch die Anrede mit Sie, und der Gebrauch eines Fremdworten wird mit 2 kr. Strafe belegt.

Außer den angeführten Ordnungsstrafen kann die Strafe des Verliefes, und zwar mit oder (bei Verschärfung) ohne Ayung, nach Ermessen des Großmeisters verhängt oder auf Anklage eines Mitgliedes gegen den Schuldigen verfügt werden.

Jedes Mitglied verpflichtet sich durch Handschlag: ohne Bewilligung des Capitels keinerlei Mittheilung über Vorträge, Verhandlungen, kurz das ganze Treiben der ‚grünen Insel‘ in öffentliche Blätter zu geben.“

Zu den ferneren Satzungen der Insel gehört es auch, daß Frauen und „Mägdleins“ der Besuch des Eilandes steng verwehrt ist, und nur einmal ließ sich der strenge Großmeister, nach langen und lebhaften Debatten, erweichen, „weil selben Frauen und sittsamblichen Mägdlis den Eintritt in diese sonst so geheimnißvoll verschlossenen Räume zu gestatten.“

Der feierlichen Erlaubniß wurde folgende Zuschrift beigelegt:

„Regiun,

so Ihr Euch danach zu benennen habt als da seyend:

1. Sollt Ihr kummen in schlichter Tracht.

2. In Euer Anred zieml nur das ‚Ihr‘, gleichart Ihr auch von uns mit Euern Vornamen und dem ‚Ihr‘ sullet geheißen werden.

3. Ihr seyend unsere lieben Gäst und dahero nit verhalten und zu erlustigen mit ein Vortrag.

Versammlungsort: die Albrechten Dürer Burg.

Versammlungstund: der Abend des 8. Martii,
am Tage Johannis von Gott, als man schrieb
im Jahre des Unheils, so Ihr angerichtet 1864,
unserer Regierung im ersten.

Der Großmeister
Otto der Grausame.

Am 27. Februar 1864.

Der Schriftwart
Hans Max,
Comthur und Chronist.“

An diesem Abend prangte an langer Tafel, angethan mit allen Zeichen seines Ranges, im vollen Ornate der Großmeister, rund herum die Damen im schönsten Kranz zwischen den Rittern, Knappen und Trostbuben.

Die geniale Fran Heisinger, die reizende Gabillon, die große Tragödin Rettich, die Tänzerin Friedberg, der ernste Dichter Halm neben dem altbekannten Komiker Fritz Beckmann, Carl la Roche und der Componist Fielow, Constantin von Wurzbach, Herausgeber des Schillerbuches und der Dichter der Eglantine, wis-à-wis dem echtesten Wiener, dem Redacteur des Fremdenblattes, daneben Heine, der Bruder des berühmten Heinrich, Mosenthal, die witzigen Schriftsteller Wohl und Granzjean; kurz wer zählt sie alle, die Lieblinge des Wiener Publicums, die da gekommen waren, um sich „einen Zug zu machen“.

Die Feier begann mit einer Ansprache des Großmeisters, worin er die Gäste unterrichtete:

Was wir Euch bieten? Freien Sinn vor Allen,
Ein fred Gemüth und kindisch luiGen Schwant;
Wir sind der Kunst, der heiteren, Vasallen,
Und nicht an der modernen Lüge krank.

Digitized by Google

Was wir Euch bieten? Hofft nicht Pikanterinnen,
Nein, fürchtet nicht ein ewiges Concert;
Das habt Ihr draußen in der Welt; wir spinnen
Ganz andern Flachs an unserm Ritterheerd.

Laßt uns in blüh'nden Unsinn untertauchen,
In weltvergessene Freiheitzlust,
Zum Witz der Herren süße Thorheit brauchen,
Beherrscher und nicht Knechte unsrer Zeit!

Se Ihr, geliebte Frauen, dies verstanden,
(Und Ihr versteh's, das sagt mir Euer Blick)
Entfesselt lasst Euch von der Erde Banden,
Empfangt und gebt der weisen Thorheit Glück!

So waltet Eures Amtes, Ritter, Knappen,
Und seid des Rufes unsrer Insel werth!
Und haltet rein ihr unbeflecktes Wappen,
Die Narrenkappe und das blanke Schwert.

Und froher Kumpanei als Gast
Dich ritterlich benommen hast!
Du hebst den Deckelglasch Hirbe
Mit ehrenfester, edler Würde,
Und was Du trankst, Bier oder Wein,
Es ließ Dich nie betrunken sein!
Doch wähne nicht, daß Du im Haufen
Der Ritter spielt, um zu saufen.
O lieber Kämpe mein, mit nichten!
Wir haben auch noch andre Pflichten!
Die grüne Insel, schau' Dich um,
Besteht aus einem Ritterthum,
Wo jeder Einzelne als Mann,
Sowie als Ritter etwas kann!
Was kannst denn Du? Du bringst viel mit;
Wer Allem bist Du gleich ein Schmied.
Und das ist gut, mein dicker Sohn,
Wir brauchen Deine Preisessen,
Dieweil in feinen alten Tagen
Schon mancher Ritter schlecht beschlagen

Die böhmischen Musikanten in der grünen Insel.

Maler Zampes. Senppé. Dr. Wacher. Maler Cramolini. Schauspieler Braumüller. Hofschauspieler Wagner. Fritz Beckmann. Maler Swoboda.

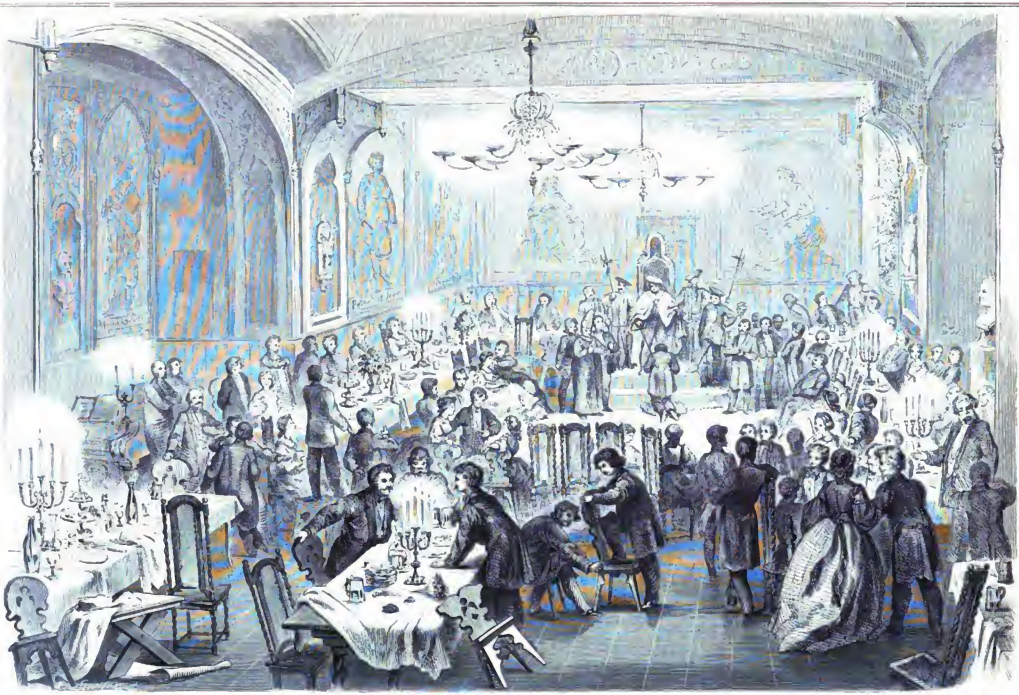
Dies Programm wurde treulich festgehalten. Unser Bild, von dem überaus talentvollen Maler Swoboda, zeigt uns „einen Ritterschlag" auf der grünen Insel, wo ein neuaufgenommenes Glied, Doctor Schmidt, umgeben von allen uns den Thron versammelten Würdenträgern des Reichs, die Zeichen seines neuen Amtes empfängt und im Namen „der Freundschaft, der Kunst und der Menschlichkeit" den Ritterschlag erhält.

Von unbeschreiblicher Wirkung war die Ansprache des Großpriors Beckmann an den neuen Ritter, Vortrag und Text bildeten ein urkomisches Ensemble und riefen ein Lachen hervor, daß die Wände dröhnten.

Wir lassen die Anrede zugleich als Muster des Tones folgen, der auf der Insel herrscht:

Ein Wort an Dich, zwei an die Bande!
Mein Sohn!
Man hat zum Ritter Dich geschlagen,
Dieweil Du stets bei Trinkgelagen

An Geist, an Witz und frommen Sitten,
D'rum taugst Du her zu uns're Mitten.
Will dessen, daß Du Curschmee bist,
Was sonderlich von Ahnen ist,
Da unser Insel-Dichterhaupt
Dir sügeliahm und hulefaut!
Magst sufeh'n, wie man das curirt,
Damit das Vieh uns nicht verpirt!
Zum engen Bund in Lust und Frieden
Magst Du als Schmied die Ketten schmieden!
Du dicker Bauch bist auch ein Sänger,
Und zwar ein Baß, der treibs'n noch länger,
Als Bariton und Tenoristen,
Dieweil er auf den Krautenisten
Nur kann gewöhnlich sieht zu lesen,
Wenn Nachts vorher er Lump gewesen.
Wohlan, als Sänger ehrt Dich hoch
Die Insel. Du hast's tiefe „doch".
Sei hier Sarastro uns sing süß,
Wenn Einer kommt in's Burgverließ,
Was auch in unsern heil'gen Hallen



Damen-Capitel am 8. März 1864.
Der Ritterschlag.
Nach einer Originalzeichnung vom Maler Swoboda in Wien.

Digitized by Google

Sehen ziemlich häufig vorgestellen.
Hier kennt man Rache wirklich nicht.
Und wenn ein Ritter Dummheit spricht,
Zahlt er zwei Kreuzte Unsinnsteuer.
Dann ist er, nach wie vor, uns theuer.
Du bist in Musenhunden Jäger,
Bist Waidsachsherpper, Flintenträger,
Se Einer, der im Wald verknöchert,
Mit geedem Schrot die Luft durchlöchert!
Ich kenne das * — in meiner Nähe
Erschrecken auch oft die Rehe,
Und wenn ein Hase mich nur wittert,
Se sieht er weit davon und zittert!
Sei, Bruder Nimrod, uns willkommen,
Ein Jäger wird gern aufgenommen.
Hier ist das Wild: Hymne und Weh,
Im diesem Sinn' sei Insel-Schütz.
Du bist ja endlich, wackrer Gauch,
Se wie wir wissen, Dexter auch;
Und noch dazu ein Mericiner,
Den Archtlap ein flück'ger Diener,
Der weidlich weckte, brav zu singen,
Statt Menschen sündlich anzuhringen.
Die Insel dankt Dir feierlich,
Denn dieser Tausch war ritterlich!
Somit bist Du mit Glanz und Ruhm
Qualificirt zum Rittertham!
Und weil gegeben das Capitel
Den Hatto Dir den Rittertitel,
Schlägst in mein Fach Du ebenbar,
Dieweil der Hatto Bischof war!
Daß den die Mäuse einst gefressen,
Das hast Du Sohn wohl nicht vergessen.
Nun denke Dir, weich' last'ge Speise
Du selber würest für die Mäuse.
Das wär ein Spaß, wenn sich und auch
Die Mäuse theilten unter sich!
Drum laß frommen leben uns auf Erden,
Damit wir nie gefressen werden!
Erfülle Deine Ritterpflicht,
Und denke es: Sing', so speiz Dich nicht!
Sonst ist die Strafe Dir gewiß
Und Du verurtheilt dann im Burgvertieß!
Ihr aber, Inselvater all',
Quält ihn mit nicht in jedem Fall;
Glaubt nicht, daß, weil er ein Baßist,
An ihm nichts zu verderben ist.
Treibt nie mit einem Sänger Scherz,
Denn glaubt: er fühlt wie Ihr den Schmerz,
Und selbst ein Nielenbaß wird toll,
Der trinken will, und singen soll!
Und nun, mein Sohn, kürt Deine Glieder,
Geh hin in Frieden, leb' Dich wieder,
Sei brav als Ritter, lieb' die Damen,
Zeig Dich der Insel würdig. Amen!

Nach dieser Antshandlung folgte eine Scene heiteren Blödsinns der anderen. Das kleinere Bild veranschaulicht uns eine solche in der Production einer Bande herumwandernder böhmischer Musikanten und erklärt sich von selbst. Nicht schildern aber läßt sich, ohne es gehört zu haben, der überaus komische Vortrag des von Smyrý componirten Musikstücks, in welchem Beckmann als Flötenvirtuose die erste Stimme spielt. Ströme von Lachthränen, ein seltener Artikel in unserer „ernsten Zeit", werden vergossen, und nicht eher legt sich der brandende Applaus, bis die Künstler ihre Leistung wiederholen.

Der Großmeister und der Narr (Otto Prechtler und Grandjean*) brachten nun eine parodirende Scene „nach Anregungen in Schiller's Don Carlos" durch Ernst und Würde im Vortrag zur vollen Geltung. Großmeister Philipp ruft dem Posa Zeitungsschreiber vergebens zu:

„Dies Feuer
Ist lebenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Nacren gleichviel beißen. Stichet Euch
Den Posten aus in meinem Inselreiche,
Der Euch berechtigt, diesem edlen Triebe
Genug zu thun."

Dieser antwortet kühnen Muthes:

„Ich finde keinen.
Die Zeitung in der Hand hier Spaß verbreiten
Ist mir genug. Nach Höh'rem strebt' ich nicht.
Des Priests frommer Sinn ist mir nicht eigen,
Und nicht die Demuth des Almosiers,
Zum Bittel hebt das Ohr mir und die Faust,
Als Castellan verreich ich zu viel Stiefeln,
Als Kanzler brauch ich zu viel Briefpapier,
Als Edelmeister dauern mich die Ritter,
Den Monatsbeitrag sammeln, das ist bitter.
Otto der Grausame, schau, selig mich nicht!
Nur keinen Stempel, bitt' ich, auf die Zeitung,
Den Stempel der Empfindlichkeit. Verworfen
Sind alle Stempel, welche diesem gleichen,
Denn was dem Schatze frommen kann, ist das
Auch mir genug? O nein, ich muß
Mich weigern, diese Stempel anzuzeichen.
Jetzt wißt Ihr es, hier steh ich — sperrt mich ein."

Großmeister (etwas rasch):

„Ihr seid ein dummer Kerl."

Narr (nach einigem Besinnen):

„Ihr Glaube, Sire, ist auch der meinige" (nach einer Pause):
„Ich werde mißverstanden.
Das war es, was ich fürchtete" ꝛc. ꝛc.

Erst das Tagesgrauen scheucht die Gesellschaft und die Geister froher Laune auseinander. Ich weiß recht wohl, daß ich mit meiner Schilderung weit hinter dem Eindruck zurückbleibe, den das originelle Treiben auf der grünen Insel auf jeden Besucher hervorruft, und verweise nochmals auf die beigegebenen Illustrationen, die ein viel besseres Bild von demselben geben, als meine arme Feder zu zeichnen vermag. Möge das österreichische Eiland des deutschen Humors auch in Zukunft grünen und blühen und diese Zeilen als Dankesspende hinnehmen für die vielen unvergeßlich frohen Stunden, welche Schreiber derselben dort verlebt hat!

* Grandjean ist zugleich Redacteur und einziger Mitarbeiter der überaus witzigen Inselzeitung; Otto Prechtler, der bekannte lyrische Dichter, betheiligt die Großmeisterwürde mit einer Fülle von parodirendem Ernst in ergötzlichster Weise.

* Beckmann ist passionirter Jäger, der aber öfter „ein Loch in die Natur schießt", als dem Wilde gefährlich wird.

Blätter und Blüthen.

Auswanderung ist ein Naturproceß, die festgesetzte Völkerwanderung, das hat man jetzt ziemlich allgemein begriffen, aber noch immer will man nicht einsehen, daß sich auch in dieser Beziehung die Natur keine Beschränkungen machen läßt, d. h. daß auf solch gewählten Zielpunkten der Auswanderung, zu denen der natürliche Strom nicht freiwillig geht und wohin man ihn dahee durch künstliche Mittel zu lenken und zu zwingen sucht, auch niemals eine wahre und gedeihliche Colonisation das Ergebniß wird sein können. Die Väter der Staatenwelt gründeten New-England, weil sie die rechte Richtung eingeschlagen hatten: nach Brasilien möchten immerhin Tausende solcher Schiffe gehen, sie würden doch nimmer den Grund zu Staaten gleich den nordamerikanischen legen, sie würden nichts weiter thun, als ein dem Mutterlande verlorenes Element an jenen Südgestaden ablegen, damit es sich brasilianisire, d. h. als Dünger für eine Mischungsrace diene, der es versagt ist, jemals eine edelheitliche Rolle in dem großen Völkerdrama zu übernehmen.

Nach alledem fragt aber freilich nicht der Auswanderercagent, der gar viel zu thun glaubt, wenn er sich den Anschein eines Menschenfreundes giebt, welcher armen Teufeln irgendwo ein Unterkommen verspricht; auch die Masse der Auswanderungslustigen fragt wenig darnach, die eben nur ein Unterkommen wünschen, gleichviel wo; und auch ein brasilischee Colonisationsdirectee fragt nicht darnach, der blos sein Steckenpferd als patriarchalischer Colonisator reite, oder den es gestiftet, den mittelalterlichen Feudalherrn zu spielen, und der daher Unterthanen braucht.

Stellt man sich auf den Standpunkt der hier Genannten und handelt es sich alsdann blos darum, Leuten, die es daheim schlecht haben, eine Lage zu verschaffen, wo sie sich pöpstlich wohlbefinden können, dann läßt sich wenig dagegen einwenden, daß man Auswanderer nach dem südlichen Brasilien schickt; nur sollte man nicht so weit gehen, Brasilien überhaupt, also auch das nördliche, und ebenderein das vertuiene Patrerieschsem heranzuschreiben, wo es hee ungenannte Verfasser eines Buches thut, das uns zu diesen Zeiten veranlaßt und dessen Titel lautet: „Was Georg seinen deutschen Landsleuten über Brasilien zu erzählen weiß. Schilderungen eines in Südbrasilien wohlbedenk gewordenen Proletariers. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Mit 25 Holzschnitten ꝛc. Leipzig, 1865".

Es ist begreiflich, daß die brasilischen Werber die dermaligen Umstände, unter denen Nordamerika den Auswanderern momentan verleidet ist, auszubeuten suchen, und ein Buch, wie das angeführte, ist auch sehr geeignet, nichtunterrichtete Leute und Seichte, denen es nicht darauf ankommt, sich als übelverwendeten Völkerdünger brauchen zu lassen, zu überreden und zu gewinnen. Es ist offenbar von einer mit den geschilderten Verhältnissen vertrauten Person verfaßt, nur schreibt nicht (wie es vorgiebt) von einem Manne, der Jahee lang als Hatbschieter Kaffee gepflückt hat. Während

Digitized by Google

der Verfasser alle brasilischen Zustände entweder zu loben oder doch zu beschönigen bemüht ist, faßt er den deutschen Proletarier schlau bei dessen schwacher Seite und zeigt ihm seine freilich nicht wegzuleugnende üble Lage, um dadurch die brasilischen Herrlichkeiten desto glänzender erscheinen zu lassen. Nebliverweile könnte man nur sagen: „Im südlichen Brasilien könnt Ihr als tüchtige Arbeiter Euer gutes Auskommen finden; für Deutschland aber werdet Ihr dort verloren sein, und Eure Kinder werden Brasilianer werden.“ Wem damit gedient ist, nun wohl, der mag hingehen! Der Colonist Georg, unter welchen Maske der Verfasser schreibt, ist in der That ganz imstanden damit, er will, daß die Einwanderer ausharren Deutsche zu sein, und mißbilligt, daß dieselben deutsche Schulen unterhalten und ihre Kinder hineinschicken, indem er vergißt, es werde dadurch die nöthige Erlernung des Portugiesischen verhindert. Wunsch und Absicht der brasilischen Regierung ist in der That so, daß die deutschen Einwanderer so schnell als möglich in den Brasilianern aufgehen, und das vorliegende Buch ist ganz im Sinne jener Regierung und daher entschieden nicht im deutsch patriotischen Sinne geschrieben.

Was das Buch lehren will, ist mit kurzen Worten: „Wandert womöglich über Antwerpen nach Brasilien aus, dient nöthigenfalls erst als Partikulier, wendet Euch aber, sobald Ihr etwas Geld habt, nach der Provinz Rio Grande do Sul und zwar in dieser nach der Colonie Santa Cruz.“ Dieser Rath wird mit großer Schlauheit ertheilt: dem Wege über Hamburg wird erst viel Lob gespendet, um dann das Haus Steinmann und Kemp in Antwerpen schindmar um so unparteiischer rühmen zu können. Man verlangt nur Arbeiter (nämlich solche, die ungeschult und daher recht lenksam sind) und lehnt „verderbende Genies, Professoren aller Art, ehemalige Officiere, Künstler und dergleichen“ entschieden ab, weil diese „meist Unzufriedenheit und Mißhelligkeiten hervorrufen“; — das klingt sehr verständig; allein man will solche Leute im Wahrheit nur deshalb fern halten, weil sie den Herrn Colonieberetreter in der Rolle des Feudalherrn behindern, weil sie das Bevorzugen der deutschen Arbeiter verhindern und überhaupt die Brasilianisirung des deutschen Elements wenigstens erschweren.

Das brasilische Parceria- (Halbtheich- oder Halbpart-) System, worüber längst mit vollem Rechte der Stab gebrochen worden ist, wird von diesem pseudonymen Georg als sehr annehmlich und probehaft geschildert und man empfehlen als ein Durchgangsstadium für arme Einwanderer, auf es scheint sich nicht, zu sagen, daß „dieser Gedanke ein großer und herrlicher, der einst noch reiche Früchte zu bringen bestimmt sein dürfte“. Auch sogar für das Mancipat hat er nicht viel zu tadeln, wenn der arme Teufel gezwungenen Einwanderer hätten ihr Unglück nur durch ihr eigenes Benehmen verschuldet, und jene Colonie sei nur von „bezahlten Lohnschreibern“ so schlecht und schwarz gemalt worden. Hätte er diese „bezahlten Lohnschreiber“ doch genannt!

Das Klima des südlichen Brasilien konnte der Verfasser mit Recht als ein gesundes, mildes und schönes bezeichnen; aber er lobt in dieser wie in jeder andern Beziehung auch den Norden sehr. Gelbes Fieber ist dort so gut wie eine bloße Sage! Von der Cholera spricht er gar nicht. Und dann die häufigen Fälle schnellen Todes! Er sagt: „Es ist wahr, daß auch „außer Brasilien wohl kein Land, wo so viele Greise vorkommen, die das hundertste Jahr zurücklegen dürfen“. Da ja, z. B. Rußland ist in gleicher Lage, sowie alle halbwilligen Länder, wo Geburts- und Sterberegister vernachlässigt sind und wo, wie in Brasilien, keine Zeitung bekannt wird, nicht saß täglich eine gräßliche Mordthat und ein Fall ungeheurer Langelebigkeit erzählt wird. Und mit welchen Nebenumständen werden solche Fälle ausgeschmückt! Im vorigen Jahre meldete z. B. ein Blatt den Tod einer Matrone von Rio Grande do Sul, der Provinz Minas Geraes, die 120 Jahre alt gewesen war und — „legitime“ Tochter von kurzlichen Jahren hinterlassen hatte!

Der Verfasser bemerkt auch, die Regierung lasse jetzt sehr häufig protestantische und katholische Geistliche aus Deutschland für die Colonien kommen. „Protestantische“ ist, gelinde gesagt, ein Schreibfehler; und was die katholischen anlangt, so sind das nur jene österreichischen Jesuiten, die des Unheils und der Skandere genug unter den deutschen Colonisten angerichtet haben und die zugleich als Werkzeuge zur Romanisirung und Brasilianisirung des deutschen Elements dienen. Von dem berüchtigten Vogelei für die Protestanten und ähnlichen Scheußen schweigt der schlaue Georg.

Bezüglich der verbotenen Einfuhr der Sclaven sagt er, in den letzten zehn Jahren seien nur zwei Schiffe voll gebracht, aber sogleich aufgelangen worden; „seitdem habe man nichts weiter davon gehört“. Andere Leute, die sich um die Sache bekümmert haben, schätzen die Zahl der seit 1831 (wo die Sclavenzeinfuhr gesetzlich verboten wurde) importirten Schwarzen auf dreitdald Millionen!

Indem Erster Georg die mancherlei Freiheiten anpreist, deren er als Colonist genießt, vergißt er, daß das zum Theil nur Freiheiten der Mißwirthschaft; z. B.: „Niemand schreibt mir vor, wie ich mein Haus zu bauen habe“; natürlich, weil er weit und breit keinen Nachbar in seinem Walde hat, aber sobald auch all der Wortheil entdeckt, die eine dichte Bevölkerung mit sich bringt. In solcher Hinsicht ist man in der Sahara und auf Spitzbergen noch weit freier als in Brasilien. „Niemand zwingt mich, mein Kind impfen zu lassen“ — auch das mag Löser für dumme Menschen sein. Unter den ausgezählten Vortheilen fehlt denn auch nicht jene plumpe Täuschung der brasilischen Steuerfreiheit. „In Folge von hohen deutschen Einfuhrzölle (und man bezieht alle Producte der Industrie aus dem Auslande) ist gerade der eigentliche Colonist, der Landbauer, dort am wohlfeilsten besteuert. —

Th. O.

Der fünfte Zeuge. Es giebt in Paris neben den anerkannten und patentirten Gewerben noch eine große Anzahl kleiner Neben-Industrien, die sich dem aufmerksamen Beobachter nach und nach offenbaren. Z. B. das Feuerandieten auf den belebtesten Plätzen und Straßen, das Anbieten wegzuwerfender Cigarren-Stummel auf dem Boulevard des Italiens, das Dessinen und Schätzigen der Wagennummern an Kirchen und Theatern macht die tägliche Beschäftigung einer gar nicht unbeträchtlichen Anzahl von allerlings nicht eben besonnungsvollen Pariser Jüngtingen aus. Ferner sührt man Katzenjäger, die allen Baelen der Barrieren den Stoff zu ihren Fricassés liefern; Künstler in Süßwenteen, die für den bescheidenen Preis von zehn Sous in den kleinen Weinstuben eines gewissen Viertels ihre herrlich mit Presit ausstaffirten. Schwein erfüllt die große Kunst der „Gemüsemarken-Verfänser“, die übrigens eine geordnete Geschäftsart bilden und eine Casse von 400,000 Francs besitzen. Noch zu nennen sind die „Fabrikanten von beifallsmäßigen Gesterenen“ (fabricants de gloses populaires, wie sie sich nennen), die der Bevölkerung von Paris für theures Geld eine erhabene Portion von Gesterenen à la vanille und au erinon anbieten. Die „vereinzamten Claqueurs“ darf ich nicht vergessen; sie sind nicht zu verwechseln mit der großen Masse der in allen Theatern angestellten und allabendlich bezahlten Claqueurs, nein, der „vereinsamte Claqueur“ klatscht und überläßt sich den lebhaftesten Beifallsbezeigungen nur dann, wenn alle anderen Menschen still sind, er giebt alle die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich und sein Zweck ist, das Publicum auf diese Art zum größten Enthusiasmus hinzureißen; es gelingt ihm freilich zuweilen, daß er der die Thür aufwerfen wird, oft aber erreicht er seine Absicht und dann wird er sehr gut bezahlt. Alle diese kleinen Gewerbe ernähren ihre Leute mehr oder minder gut.

Es giebt aber noch ein Metier, das meiner Nomenclatur bis jetzt fehlte; ich werde es „das Geschäft des fünften Zeugen“ nennen. Es ist folgendes: eine der Eigenthümlichkeiten der großen Stadt.

Auf der Mairie des zweiten Arrondissements bemerkte ich sehr oft einen jungen Mann von einnehmendem Aeußern, in der Uniform eines National-Gardisten, der auf dem Hofe des sämtlichen Gebäudes regelmäßig Sonnabends in den Stunden zwischen zwölf und zwei Uhr zu spazierwandeln schien.

„Sie haben wohl Dienst?“ fragte ich ihn eines Tages.

„Ja, mein Herr!“

„Alle Sonnabende?“

„Ja wohl!“

Das sagt mich in Erstaunen, da meines Wissens jeder Pariser National-Gardist nur aller zwei Monate zum Wachtdienste gezogen wird!“

„Da haben Sie allerdings Recht; indessen mich bestimmen philanthropische Absichten den Dienst für meine Kameraden zu übernehmen.“

„Jeden Sonnabend gerade?“

„Ja, jeden Sonnabend. Nun aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich allein, begleiten Sie mich nicht und sprechen Sie nicht mehr mit mir. Sie sind doch nicht hierher gekommen, um mir zu schaden?“

„Gewiß nicht.“

„Sie haben auch nicht den grausamen Hintergedanken mir Concurrenz zu machen?“

„Da sei Gott vor!“

„So bitte ich Sie, verlassen Sie mich. Später bin ich gern bereit Ihnen Alles zu erklären, was Sie zu wissen wünschen.“

Ich gab der Bitte nach, aber meine Neugierde war lebhaft angeregt. Ich wollte wissen, warum dieser National-Gardist, dessen Dienstzeit mir offenbar eine bedeutende Anstrengung zu verbinden schien, gerade den Sonnabend gewählt hatte, um sich dem Vaterlande zu widmen, und warum er so eintringlich darauf bestand zwischen zwölf und zwei Uhr auf dem Hofe der Mairie allein herum zu spazieren. Ich wendete mich an den Sergeanten der Wache.

„Aber ist der junge Mann,“ fragte ich den dürtigen Sohn des Mars, „der da auf und nieder geht?“

„Das ist ein sehr bekannter junger Mann, ein Original!“

„Was thut er?“

„Er ist Schreiber bei einem Notar.“

„Um einen gerichtlichen Act aufzunehmen, ist er denn doch wohl nicht hier?“

„Bielleicht doch. Passen Sie nur auf, was geschehen wird. Er sieht das Bergnügen, die gute Luft, Musik und Tanz.“

„Und darum geht er auf die Wache?“

„Eben darum.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Passen Sie nur auf, und Sie werden nach und nach vielleicht verstehen. Ich muß Sie aber nun verlassen, um die Parole zu holen.“

Der Sergeant ging, und ich stellte mich neben ein Fenster des Wachtgebäudes. Von hier aus konnte ich Alles übersehen, was in dem Hofe vorging. Da erschienen Tänzerinnen, die in ihren schönen weißen Mäntelen von sonnigem Ansehen getragen und von freudestrahlenden Papas geleitet wurden; es kamen lustige Hochzeitszüge mit ihrem Gefolge von gepuzten Brautjungfern, ddeutlichen Großvätern und geräumen Müttern ꝛc.

Plötzlich kam ein Herr mit weißen Handschuhen, weißer Cravatte, frisirtem Haar, neuem schwarzem Frack, mit sehr beiorgtem Gesicht die breite Treppe der Mairie wieder herab geprungen, er sah sich ängstlich nach allen Seiten um und schlug sich plötzlich vor die Stirn.

Mein liebenswürdiger National-Gardist sah den Herrn sehr wohl, that aber als ob er ihn nicht bemerke, ging in weiten Bogen um ihn herum und pfiff: „Malb'rough s'en va-t-en guerre!“ Plötzlich stellte sich der Mann in weißen Handschuhen dicht vor ihn hin. Beide standen ganz in meiner Nähe, ich verlor alle kein Wort ihrer Unterhaltung.

„Mein Herr,“ seufzte der schwarze Frack, „ich bin recht unglücklich!“

„Was ich Ihnen?“ fragte der Nationalgardist.

„Ich verheirathe mich.“

„Das nennen Sie ein Unglück?“

„Das nicht, aber es fehlt mir ein Zeuge, und die Trauung ist unmöglich ohne die vorgeschriebenen fünf Zeugen.“

„So will es das Gesetz; ein Artikel des Code Napoléon hat diesen Fall vorausgesehen, mein Herr!“

„Wollten Sie wohl die große Liebenswürdigkeit haben, den fehlenden Zeugen zu vertreten, der mich schändlicher Weise im Stich läßt?“

Digitized by Google

„Mit dem größten Vergnügen, mein Herr!“ entgegnete jene höflich der Nationalgardist und folgte dem Bräutigam nach der Mairie. Als er von der Feierlichkeit zurückkehrte, schien mir sein Gesicht ganz verklärt.

Mittlerweile war der Sergeant wieder an mich herangetreten, stieß mich mit dem Ellenbogen an und flüsterte mir zu: „Jetzt hat er seinen Zweck erreicht; er ist Hochzeitsgast.“

„Mürrisch?“

„Versehe sich; man kann doch einen Mann, der die Gefälligkeit gehabt hat, den Contract mit zu unterzeichnen, nicht wieder verabschieden, ohne ihn zum Hochzeitsschmause und Balle einzuladen.“

„Und er macht das Geschäft alle Sonnabende?“ (Der Sonnabend ist nämlich der Tag, der in der Regel zu den Traumissen auf den Mairien anberaumt wird.)

„Ja, alle Sonnabende, und zwar in der Hoffnung, daß es ihm einmal glücken wird, irgend eine der niedlichen Braujungfern als Gattin heimzuführen. Er ist übrigens kein übler Mensch, hat angenehme Manieren, ist sehr unterrichtet, leider aber besitzt er einen Hauptfehler.“

„Und der wäre?“

„Er ist arm, wie eine Kirchenmaus.“

Wir hatten eben, der Sergeant und ich, unsere Unterredung beendet, als der beirathslustige Nationalgardist an seinen Vorgesetzten herantrat und ihn für den heutigen Abend um Urlaub bat.

„Wie gewöhnlich!“ sagte lachend der Sergeant.

„Was wollen Sie? Ich suche Ihr Gedächtniß, Bekanntschaften anzuknüpfen, und darum übernehme ich das Geschäft eines „fünften Zeugen“. Das ist ein Gewerbe, so gut wie ein anderes.“

„Ich wünsche, daß Ihnen die Hochzeit, der Sie heute beiwohnen werden, Glück bringen möge!“ sagte ich, indem ich mich in das Gedränge mischte.

„Gelt gebe es,“ erwiderte der Nationalgardist, „ich bin dreißig Jahre alt, demnach ist es die höchste Zeit, und ich muß mich daßelben.“

„Wohlan,“ entgegnete ich scherzend, „ich habe Ihnen heute keine Concurrenz gemacht, und dafür müssen Sie mir einen Dienst leisten.“

„Mit Freuden; Alles, was ich kann!“ rief er.

„Wenn Sie sich in Folge des heutigen Hochzeitsballes, dem Sie beiwohnen werden, verheirathen, so ersuche Sie mir die Ehre, mich zu Ihrem Trauzeugen zu wählen.“

„Zepp! Ich nehme Ihr Anerbieten an!“ sagte er vergnügt. Wir schüttelten uns die Hände, wechselten unsere Karten und trennten uns lachend. Zwei Minuten waren verflossen. Ich hatte das lustige Abenteuer schon wieder vergessen und hatte mich bereits mit Geschäft eines „fünften Zeugen“ meiner Rolle über seltsame Gewerbe beluftigen. Da brachte mir eines schönen Morgens die Post zwei Briefe. Der eine, schon gesiegelt auf elegantem Papier, war folgenden Inhaltes:

„Herr Anatole Desbrosses giebt sich die Ehre, Ihnen seine Verlobung mit Cäcelinie verwittweten Frau von Arbeville anzuzeigen. Die feierliche Einsegnung dieses Bündnisses, welcher er Sie beizuwohnen bittet, wird kommenden 17. März in der Kirche Notre-Dame de Lorette stattfinden.“

Der andere Brief lagte Folgendes:

„Ich habe Ihnen versprochen, Sie zu meinem Trauzeugen zu wählen, wenn ich mit auf dem Hochzeitsballe, zu dem ich mich in Ihrer Gegenwart einladen ließ, eine Frau erobern könnte. Das Glück hat mir gelächelt, und der Maire des zweiten Arrondissements wird nächsten Donnerstag meiner innigsten Verbindung gesetzliche Geltung verschaffen. Ich bitte Sie, mir zum Zeugen zu dienen; lassen Sie mich aber so nicht im Stiche, denn, soviel ich weiß, habe ich noch keinen Nachfolger im Hofe der Mairie.

Anatole.“

Zwei Tage vor der Hochzeit begab ich mich zu dem glücklichen Sterblichen und bot ihm den nöthigen Bericht über sein Glück zu erfahren.

„O,“ sagte er, „jener Hochzeitsball war mir günstig.“

„Aber eine Wittwe!“ warf ich ein.

„Ja wohl, eine Wittwe, aber immerhin eine reizende Frau!“

„Hat sie Vermögen?“

„Ehe viel.“

„Kinder?“

„Nein.“

„Sie werden also reich durch sie?“

„Ja; das ist aber gerade, was mich ärgert, denn ich liebe sie wirklich.“

„Se sind Sie denn belehnt und glücklich durch Ihr sonderbares Gewerbe?“

„Allerdings. Aber da fällt mir ein, Sie sind ja auch unverheirathet, warum sollgen Sie nicht meinem Beispiel?“

„Aber weiß, was geschieht,“ sagte ich, „jedenfalls soll mir Ihr glückliches Abenteuer nicht verloren sein!“

Ich nahm mir vor, die lustige Geschichte dem freundlichen Leser der Gartenlaube zu erzählen und zu erwaiger Nachahmung zu empfehlen.

Aus den Erinnerungen eines Secretairs der „großen Oper“ zu Paris. „Sieben Jahre bei der Oper.“ So heißt ein Werk, welches soeben in Paris erschienen ist und einen Secretair an der kaiserlichen Oper zum Verfasser hat. Es enthält eine Sammlung der interessantesten häuslichen Documente über einen Gegenstand, der das allgemeine Interesse und somit auch das Ihrer Leser mehr oder minder in Anspruch nimmt. Ich theile Einiges daraus mit.

Niemand dürfte besser als der Secretair der Verwaltung ist in der Lage, uns über die Eintheilung und Vertheilung der Plätze in jenen weitläufigen und großartigen Opernhaule Aufklärung zu geben, wohin die große Masse der Fremden sehr bald nach ihrer Ankunft in Paris zu strömen pflegt. Faßt sämmtliche Logen und der größte Theil der Sperrsitze sind fortwährend abonnirt; von den verfügbaren Plätzen kommt eine nicht unbedeutende Anzahl auf Autoren und Journalisten, die zu Freibillets berechtigt sind. Somit ergiebt sich das für Opernfreunde ziemlich traurige Resultat von etwa 4 bis 500 disponiblen Plätzen auf 3000 Anfragen, die durchschnittlich einlaufen. Der Zudrang zu den ersten Vorstellungen neuer oder neu einstudirter Opern ist ungeheuer, und es ereignet sich unglaublich, welche Intriguen und Machinationen angewendet werden, um den Eintritt zu diesen Festlichkeiten zu erlangen. Als Beleg dafür erzählt der Verfasser folgenden komischen Zug. Ich lasse ihn selbst sprechen:

„Es giebt Leute, die, um einen Platz in der ersten Vorstellung einer neuen Oper zu erlangen, einem Sträuchlein die Spitzel auf die Brust setzen. Se entfinne ich mich der ersten Vorstellung des „Tannhäuser“; es war im ganzen Hause nicht das kleinste Plätzchen mehr zu vergeben oder zu verkaufen. Plötzlich trat mir mit einem sehr starken Barte, ausgestreckte beiden Vatermörtern und bewundernswerth jugendlichem Gesichte, einem Gesichte, das mir seit im tiefsten Baßton folgende Anrede: „Mein Herr, ich habe vierzig Dienstjahre mit zwanzig Feldzügen hinter mir, bin acht Mal schwer verwundet worden, und dort unten“ — er zeigte mit verächtlichster Gebehrde nach der Casse, — „dort unten will man mir einen Platz zu der heutigen Vorstellung verweigern!“

Die Art, den Eintritt zu verlangen, schien mir so neu und die Ueberzeugung, die der ehrenwerthe Krieger von seinem guten Rechte hatte, kam mir so begründet vor, daß ich das Billet, welches ich für mich selbst zurückgehalten hatte, bereitwillig und zu ihm anbot. „Ich danke Ihnen, mein Herr!“ in einem Tone, den Fredrike Lemaître beneidet haben würde, war der Lohn meiner großartigen Aufopferung.“

Ueber die Aufsehenerregtheit eines regelmäßigen Logen-Abonnements sagt sich der Verfasser also verneh mend:

„Ich glaube schwerlich, daß die Tänzerinnen den Marquis von C... zu Grunde richten werden, aber was seine Loge ihm bereits kostet, würde manchem Menschen schon für ein ziemlich anbehnliches Vermögen gelten. Es war am Tage einer außerordentlichen Vorstellung, und der Zettel hatte, wie das bei derartigen Gelegenheiten Sitte ist, die Abonnenten benachrichtigt, daß man über ihre Logen verfügen werde, falls sie dieselben nicht bis zu einer gewissen Stunde für sich selbst in Anspruch genommen hätten. Diese Stunde war bereits verstrichen, als der Marquis von C... sich bei mir anmelden ließ. „Nie, mein Herr,“ redete er mich an, „ich es wirklich wohr, daß man sich erlaubt hat, für diesen Abend über meine Loge zu verfügen?“ Ich beriet mich auf die Anzeige, die der Zettel gebracht hatte. „Das geht mich Alles gar nichts an; sie mir der Marquis in's Wort, ich habe meine Loge heute seit dreißig Jahren immer gehabt seine 16,000 Francs jährlich, somit glaube ich mehr Anspruch auf Berücksichtigung zu haben, als alle übrigen Abonnenten.“ 16,000 Francs jährlich? .... Das heißt also, daß der Mann bereits 480,000 Francs für seine Loge bezahlt hatte. In der That, er verlierte Berücksichtigung. Seine gewöhnliche Loge konnte ich ihm für jenen Abend nicht mehr verschaffen, da sie bereits vergeben war, aber ich trug Sorge, daß er andere Plätze bekam.“

Es mögen nun einige interessante Notizen über die Debuts von Mme. Gueymard, die berühmte und allgemein bekannte Primadonna der großen Oper, folgen.

„Eine kleine Scene, die sich hinter den Coulissen zutrug, wurde für Mme. Gueymard zu einem ziemlich richtigen Thermometer ihres Triumphes. Zum besseren Verständniß des Nachfolgenden muß ich einige Details vorausschicken. Mme. Gueymard hatte sich nach ihrer Ankunft in Paris an einen der bekanntesten hiesigen Meublehändler gewendet mit dem Auftrage, er möge ihr eine vollständige Einrichtung, Meubles, Tapeten u. s. w. besorgen. Die Künstlerin und der Händler waren aber nicht ganz einig geworden; Letzterer, der die Leistungen der Debutantin noch nicht kannte, wollte sich nicht zu weit mit ihr einlassen. Mme. Gueymard verlangte eine Einrichtung von Paisseranterbeti, halbseidene Ueberzüge und eben solche Tapeten; der vorsichtige Meublehändler schlug dagegen Mahagoni-Meubles und Kattun-Ueberzüge vor. Das Geschäft war etwa so weit gediehen, als der Abend der ersten Vorstellung des „Zeremeister“ herankam. Mme. Gueymard debutirte in dieser Oper, in der Rolle der „Reonore“. Nach dem ersten Akte kam der Meublehändler auf die Bühne und sagte der Debutantin leise in's Ohr: „Sie sollen Paisseaner-Meubles und halbseidene Ueberzüge haben!“ — „Warten Sie noch!“ erwiderte Mme. Gueymard. Sie hatte Recht, denn kaum war der zweite Akt vorüber, als der Händler abermals vor ihr erschien und ihr mit dem Anerbieten höchster Betriebsamkeit sagte: Sie können Rosenholz und Damast-Ueberzüge haben!“ — „Warten Sie noch!“ entgegnete abermals die Sängerin. Gleichwohl war der Gesang nun sechsen Male gefallen; die triumphirende Künstlerin wurde lebhaft hervorgerufen und verneigte sich von der Mitte der Bühne aus vor dem jubelnden Publicum, da unterschied sie durch alle lobhaften Beifallszeichen und Bravo's hindurch eine Stentorstimme, welche die zuletzt: „Meubles! Meubles! Seide, Brokat-Tapeten! Alles was Sie wünschen! Alles! Alles!“ Es war der begeisterte Meublehändler, der auf diese Art seinen ganzen Laden zu Reonore's Verfügung stellte.“

„Unser Jahrhundert liebt zu sammeln; Jeder nach seinen Kräften wünschte eine Sammlung zu besitzen: Bilder, Medaillen, Porzellan, seltene Bücher, Autographen, Photographien, Postmarken — Alles wird gesammelt! Der Herzog von Morny hat sich eine der prachtvollsten Gallerien von Bildern aus allen Zeiten und allen Schulen angelegt. Herr Terrer, der Gatte der berühmten Sängerin Ferraris, besitzt eine prachtvolle Bibliothek seltener Bücher, Incunabeln, Elzevirs ꝛc. Die Sammler von Photographien und Postmarken bilden geradezu eine Legion; Kinder, Männer, Weiber, Greise, alle Welt beschäftigt sich damit. Diese Sammler kennen sich zumeist untereinander, haben Beziehungen zusammen und tauschen sich gegenseitig ihre Doubletten aus. Einen Sammler aber kenne ich, der schwerlich mit irgend einem seiner Collegen einen Tauschhandel wird eingehen können, und das ist Herr Kaffin; er war längere Zeit an der großen Oper als Inspector angestellt. Dieser Herr sammelt — rathen Sie — doch nein, geben Sie sich keine Mühe — Herr Kaffin sammelt: Tanzschuhe! und zwar von allen Tänzerinnen, die an der dießigen Oper mit Beifall aufgetreten und zu irgend einer Berühmtheit gelangt sind. Der Einfall ist unstreitig originell.“

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

1. Ein eifersüchtiger Ehemann.

„Es giebt viele unglückliche Herzen," sagte die schöne Frau.

„Geschöpfe, liebe Emilie," unterbrach sie ein kleiner dicker Herr, der Gemahl der schönen Frau.

Sie blickte unwillkürlich auf seine wohlgenährte Gestalt und ein Lächeln wollte spöttisch über ihre schönen Lippen gleiten; es wurde schmerzlich. „Nicht jedes Geschöpf fühlt," sagte sie, „aber jedes Herz und besonders den —"

„Den Schmerz, wolltest Du sagen, Engelchen," lachte der kleine Herr. „Es hätte sich gereimt, aber richtig wäre es doch kaum in allen Fällen gewesen, mein Engel."

„Wir wollen darüber nicht streiten, Arthur," erwiderte die Frau.

Der kleine dicke Herr hieß Arthur. Die Frau wandte sich wieder an den Domherrn, zu dem sie die Worte gesprochen hatte: „Es giebt viele unglückliche Herzen." „Aber wie wenige," sagte sie jetzt, „wissen ihr Unglück zu tragen!"

„Wie viele müssen es dennoch tragen!" sprach der Domherr.

„Dann sind sie nicht mehr unglücklich."

„Auch jenes arme Herz nicht, von dem unser Gespräch ausging?"

Der Domherr zeigte auf eine schöne, blasse junge Frau. Sie saßen Alle unter einer geräumigen Veranda. Der Domherr, die schöne Frau, mit welcher er sprach, und ihr Mann hatten einen kleinen Tisch in der Mitte eingenommen. Entfernter von ihnen saßen andere Gäste des Hotels. Ganz hinten in einem Winkel war die schöne, blasse junge Frau, auf die der Domherr gezeigt hatte. Die Dame, mit welcher der Domherr sich unterhielt, war nicht mehr jung, sie konnte stark über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus sein. Um so frischer hatte ihre Schönheit sich erhalten. Auch der Domherr war kein junger Mann mehr; er hatte die vierziger Jahre sicherlich angetreten. Der kleine, dicke Gemahl der Dame — bei ihm kam es wohl auf das Alter gar nicht an — sah frisch und blühend aus, denn von tiefen Auf- und Erregungen wußte er ja nichts.

Die Veranda befand sich zur Seite des großen, eleganten Gasthofes, der eine reizende Lage an dem Abhange eines Hügels hatte. Von der Veranda aus genoß man einer wundervollen Aussicht über ein weites Thal, über einen klaren, breiten Fluß, der es durchströmte, über Dörfer und Landhäuser an seinen Ufern, in die waldigen und zackigen Berge jenseits des Thales, und auf die Dörfer und Landhäuser, die auch an und auf ihnen angebaut waren. Ganz hinten links auf einem hohen Felsenvorsprung des Gebirges lag eine Festung.

In das Thal, über den Strom, der es durchschnitt, auf die Berge jenseits waren die Blicke der blassen jungen Frau gerichtet. Da hinten auf den Mauern und Zinnen und Thürmen der Bergveste blieben die Augen haften, welche trüber und trüber wurden, je länger sie dahin blickten, und die zuletzt nichts mehr sahen, als die hohen Mauern, die zackigen Zinnen, die spitzen Thürme.

Sie war so schön, die blasse Frau mit den prächtigen, dunklen Augen, aus denen die Thränen sich hervordrängen wollten und nicht durften; sie war so schön mit ihrem Schmerz zwischen dem rothen Flieder und dem bunten Geisblatt, die das Geländer der Beranda durchzogen.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Ein junger, hübscher Officier war in den Raum eingetreten, hatte sie bemerkt, und war im Begriffe, auf sie zuzuschreiten. Wie sie sich von ihm abwenden wollte, sah sie einen zweiten Mann ihm folgen; vor ihm war sie erschrocken. Er war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, groß, wohlgewachsen, die Gesichtszüge regelmäßig, aber die Miene finster, der Blick der großen, schwarzen Augen unheimlich lauernd und stechend; die Farbe des Gesichtes grau. Er hatte die blasse Frau gesehen, wie sie plötzlich ihn erblickte und zusammenfuhr, wie sie in demselben Moment von dem Officier sich abwandte; er hatte gesehen, wie der Officier sich ihr nahen wollte. Er biß die schmalen grauen Lippen zusammen und in den dunklen Augen zuckte ein wildes Feuer auf, welches die tief und dicht herunterhängenden schwarzen Augenbrauen nur halb verbargen. Er schritt langsam, gemessen auf die Frau zu. Er wollte vor den Anwesenden ganz verbergen, was in seinem Innern vorging; er hatte dazu vollständig die Gewalt über sich. Allen konnte er es dennoch aber nicht verbergen.

„O," sagte die schöne frische Frau zu dem Domherrn, „o, sie ist doch ein armes, unglückliches Herz."

„Ja, das ist sie," erwiderte der Domherr.

„Und was wird daraus werden?"

„Das Ende aller Dinge."

„Der Tod?"

„Kann sie leben?"

„Ja. Muß nicht —"

Die schöne Frau sah sich nach ihrem Manne um, der zur Seite gegangen war.

„Muß nicht so manches Herz leben?" sagte sie dann, aber leise, und durch die frischen Rosen ihrer Wangen zuckte ein schmerzliches Lächeln.

Digitized by Google

Der Domherr fuhr schweigend mit der Hand über die Stirn, und es war ein trüber Blick, mit dem er auf das geistliche Kreuz auf seiner Brust hinunterfah.

Der kleine, dicke Herr kam zurück. Er war ein neugieriger Herr. „Hast Du unseren Reisegefährten gesehen, Emchen?"

„Er geht fort."

„Zu seiner Frau! Na, an deren Stelle möchte ich auch nicht sein. Der ist ja ein wahrer Despot, Tyrann der Eifersucht. Sahst Du seine Blicke — nein, die Blitze seiner Augen?"

Der kleine Herr lachte über das Wortspiel oder den Witz, den er gemacht haben wollte. Er erhielt keine Antwort und hatte auch wohl auf keine gerechnet. Er fuhr fort:

„Und die Frau hatte nicht einmal nach dem Leutnant hingeblickt. Und was hätte sie auch an ihm zu sehen gehabt? Seine Uniform? Sie ist das einzige Hübsche an ihm. Ja, liebes Emchen, Du mußt es zugestehen, Ihr Frauen seht die Officiere gern; doch ohne die Uniform — du lieber Himmel, was sähet Ihr an den Herren! Aber ich meine das nicht von Dir, liebes Emchen, Du bist eine ganz andere Frau, als die anderen, und sodann, ich bin Gott Lob nichts weniger als eifersüchtig, das mußt Du zugeben."

Er erhielt wieder keine Antwort; er hatte auch wieder auf keine gerechnet. Was soll auch eine Frau antworten auf die Frage des Mannes, ob er eifersüchtig sei? Er wandte sich an den Domherrn.

„Aber wer mag der Mensch nur sein, Herr Domherr? Haben Sie gar keine Ahnung davon?"

„Lieber Herr Mitten," sagte der Domherr, „wir haben ihn Beide gestern zum ersten Male gesehen. Er schloß sich an mich nicht näher an, als an Sie. Ich kenne ihn nicht mehr, als Sie ihn kennen."

„Ja, ja, Herr Domherr. Aber auch wir haben uns erst seit wenigen Tagen gesehen, und Jeder von uns weiß doch schon, wer der Andere ist."

„Wir sind mittheilsame Naturen, Herr Mitten. Jenes Mannes finsteres, verschlossenes Wesen kann sich wohl an keinen Menschen anschließen."

„Er möchte ihn denn verderben wollen," sagte die Frau Mitten. „Muß nicht das Herz der armen Frau in solchen Händen brechen? Wie waren wir ihr ein Rettungsanker, als der Zufall sie gestern mit uns zusammenführte! Mit welcher Angst tauschte sie der Entscheidung des Mannes, ob sie gemeinschaftlich mit uns die Reise fortsehen würden! Er mußte, denn sie war erschöpft von dem Bergsteigen; zu Fuße konnte sie nicht weiter und einen Wagen hatten sie nicht bei sich. Wir boten ihnen einen Platz in dem unsrigen an. Er konnte, er durfte es nicht ausschlagen. Wie war sie glücklich, nicht mehr mit ihm allein sein zu müssen!"

„Wie liebenswürdig," sagte Herr Mitten, „nahmst Du auch Dich ihrer an! Du wußtest den finsteren Mann zu halten, der gern schon in der nächsten Stunde die drückende Fessel, die unsere Gesellschaft seiner Tyrannei auflegte, von sich geworfen hätte."

„Und," fuhr die Frau fort, „sie ist ein edles Herz. Mit keiner Silbe, mit keiner Miene hat sie mir das Leid ihrer Brust geklagt. Nicht das leiseste Wort eines Vorwurfs gegen ihren Mann ist über ihre Lippen gekommen. Und ich war allein mit ihr; sie war vertrauungsvoll gegen mich, wie eine Tochter gegen ihre Mutter."

„Du wärst nur etwa ihre ältere Schwester, Emchen," sagte galant Herr Mitten. Dann wurde er ernst. „Aber wahrhaftig, ich fürchte, Du hast Recht, Emilie. Der Mensch ruinirt die arme Frau, nur nicht in der Art, wie Du es meintest. Mich überfällt ordentlich eine Angst, wenn ich ihn mir so recht ansehe und mir ihn dann mit der Frau allein denke. Ich meine, ich sehe einen Mörder und sein Schlachtopfer."

„Mitden!" verwies ihn die Frau.

„Was willst Du, Emilie?" fuhr er eifrig fort, „sieh ihn Dir einmal an. Sieh sie Beide an, wie sie schon vor allen den Leuten daſtehen. Sind das nicht tödtende Blicke, die seine großen, unheimlichen Augen auf die Arme werfen? Droht er ihr nicht jetzt schon Vernichtung? Und sie wagt nicht, zu ihm aufzublicken. Sie zittert, sie ist blaß, schon blaß wie der Tod. Doch halt, da sieht sie zu ihm auf, aber bittend, flehend, als wenn sie ihn um das Leben bitte, daß er sie doch nur hier vor den Leuten nicht tödten möge; nachher wolle sie ja gern sterben, wenn es sein müsse, so jung sie auch noch sei; es sei ja doch am Ende besser, jung zu sterben, als länger ein solches Leben zu führen. Ach, Emilie —!"

Herr Mitten war plötzlich aufgefahren. Er schien eine dringende Aufforderung an seine Frau aussprechen zu wollen, wurde aber darin unterbrochen. Es war ein gutmüthiger Herr, der Herr Mitten, daher aber auch ein Mann, der aller Welt gern hätte helfen mögen und deshalb freilich niemals recht zum Helfen kam.

„Tante," sagte auf einmal eine allerliebſte Märchenstimme in einem halb weinenden Tone, „der Gustav ist unausstehlich, er ist wieder eifersüchtig."

„Was?" fuhr Herr Mitten auf, „Junge, Du unterstehst Dich? Auch Du? Sieh dahin! Nimm Dir ein Exempel daran."

Es war nicht jenes Auffahren des kleinen dicken Herrn, mit dem er weiter zu seiner Frau hatte sprechen wollen; darin war er durch dieses zweite gestört worden.

Ein junges Paar war in die Veranda, an den runden Tisch getreten. Ein allerliebſtes, frisches Mädchen, halb sanfte Taube, halb grosser Schelm. Ein hübscher, frischer junger Mann, der aber in diesem Augenblicke nicht halb, sondern ganz sauerköpfisch aussah und dadurch seine anderen guten oder bösen Eigenschaften im Verborgenen ließ. Schon nach dieser Sauerköpfigkeit auf der einen und jener Schelmerei auf der anderen Seite mußten die Beiden Brautleute sein. Der junge Mann wollte auf die Worte, mit denen Herr Mitten ihn anfieß, etwas erwidern. Er kam nicht dazu, wie Frau Mitden zu seiner Antwort auf die Worte des Mädchens gekommen war.

„Schweig Du!" wurde er noch einmal angefahren, diesmal von dem jungen Mädchen. „Ich will der Tante erzählen, denn Du würdest wieder Alles verdrehen."

Er schwieg gehorsam. Die Beiden waren sicher Brautleute.

Zu der Tante fuhr das junge Mädchen fort: „Siehst Du den reizenden Studenten da, Tante?"

Da konnte der junge Mann doch sich nicht mehr schweigen.

„Aber das ist doch zu arg, Ida!"

Das Mädchen aber sagte: „Tante, brauche ich Dir nun noch ein Wort zu erzählen? Ich darf einen Stutenten nicht einmal mehr reizend finden? Bin ich nicht das unglücklichste Geschöpf von der Welt?"

Dabei weinte sie — keine Thränen, aber mit ihren klarsten Augen, die nicht schelmischer lachen konnten. Die Tante konnte nochmals nicht zum Antworten kommen. Der junge Mann war zornig geworden, daß er sich die Haare hätte ausreißen mögen. Herr Mitden nahm ihn sehr ernst vor, strenge, wenn der brave Mann hätte strenge sein können.

„Gustav, Gustav, das ist nicht die Art und Weise, wie man sich benehmen, wie ein Bräutigam seine Braut behandeln muß. Brautleute müssen vor Allem verträglich sein, und der Bräutigam muß immer bedenken, daß er der stärkere Theil ist, also großmüthig sein und nachgeben muß. Und was nun sogar die Eifersucht betrifft, diese nichtswürdige Leidenschaft, dieses abscheuliche Laster —"

„Ach!" rief die weinende Braut, „siehst Du, Gustav, daß Du ein abscheulicher Mensch bist? So recht, lieber Onkel, bringen Sie ihm Vernunft bei, treiben Sie ihm den Teufel seiner Eifersucht aus, machen —"

Herr Mitden hielt sich die Ohren zu, er wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Er sah sich nach Hülfe um. Sein Auge fiel mechanisch auf den finsteren, unheimlichen Mann, den er dem Neffen als ein abschreckendes Exempel hatte zeigen wollen. Da sie ihm auch mechanisch das damals unmittelbar Vorhergegangene ein, als er seine Frau um etwas hatte bitten wollen.

„Alle Tausend!" rief er. „Der Mensch sieht wahrhaftig aus wie ein Unglück! Und die arme Frau — sie muß Hülfe haben. Wir müssen sie ihr bringen. Hin zu ihnen!" Dann zögerte er doch. „Aber was soll man ihm sagen? Sie sind Mann und Frau! Was hat ein Dritter zwischen ihnen zu schaffen? Und doch, die arme Frau jammert mich, und den Menschen muß man vor einem Verbrechen bewahren."

„Gehen wir zu ihnen," sagte Frau Mitden zu ihrem Mann, indem sie aufgestanden war. „Zuerst nur wir Zwei. Sie, Herr Domherr, folgen uns nach einer Weile? Mit dem Brautpaar da, wenn es ausgeschmollt hat?"

Der Domherr verbeugte sich bejahend. Die schöne Frau nahm den Arm ihres Gatten.

Digitized by Google

„Ah, ah, Emilie," sagte Herr Milden vergnügt, „ich wußte, daß Dein feiner Verstand das Richtige finden würde. Ich konnte es nicht. Mein Enchen ist eine ausgezeichnete Frau! Ausgezeichnet durch ihre Schönheit, durch ihr Herz, durch ihren Verstand. Wie stolz bin ich auf Dich! Was wirst Du ihnen sagen, Emilie?"

„Ich werde es ja sehen," antwortete die Frau mit einem Seufzer. Aber sie seufzte leise; der Mann, der so stolz auf sie war, hörte es nicht.

Sie gingen zu dem Winkel der Veranda, in dem die blasse junge Frau allein gesessen und mit den schönen dunklen Augen so traurig durch den rothen Flieder und das bunte Geißblatt nach den Bergen jenseits des Thales und nach den Mauern und Zinnen und Thürmen der fernen Bergfestung geblickt hatte.

In dem Winkel hatte sich unterdeß Folgendes begeben. Die blasse Frau war tief erschrocken, als auf einmal ihr Blick dem ihres Mannes begegnet war. Der Mann war mit seinem finsteren, unheimlichen Gesichte zu ihr geschritten.

„Warum hast Du Dich in diesen Winkel zurückgezogen?"

„Es ist hier so heimlich still und einsam," erwiderte die Frau schüchtern.

„Still, einsam! Warum suchst Du immer die Einsamkeit auf?"

„Ich liebe nun einmal das laute Geräusch nicht."

„Und warum liebst Du es nicht?"

„Ich habe es nie geliebt."

„Ich will Dir sagen, warum Du die Einsamkeit aufsuchst, Dich vor den Menschen zurückziehst, sie fliehest. Du fühlst Dich unglücklich, Du bist unglücklich bei mir, und Du willst den Leuten zeigen, daß Du es bist."

„Emil, warum immer diese ungerechten Vorwürfe?"

„Vorwürfe? Ja, ja, jedes Wort, das ich zu Dir spreche, ist in Deinen Augen ein Vorwurf, eine Ungerechtigkeit. Mit Allem, was ich thue, bist Du unzufrieden. Nichts kann ich Dir recht machen! Aber Du liebst mich nicht!"

„Emil, dreheft Du nicht geradezu Thatsachen und Verhältnisse um?"

„Auch das noch! Ich liebe Dich also wohl nicht? Und Du liebst mich!"

Er sprach immer hart, mit finsterer Stirn, die dichten schwarzen Augenbrauen über dem drohenden Blick der Augen zusammengezogen. Die Frau hatte mit ihrer sanften, weichen Stimme nur bittend gesprochen. Nicht der leiseste Ton eines Vorwurfes war über ihre Lippen gekommen. Seine letzten Worte schienen doch in ihrem Innern das Bewußtsein der Würde der Frau geweckt zu haben.

„Emil," sagte sie mit ruhiger und sicherer Stimme, „zeigen die immerwährenden Vorwürfe, die Du nur für mich hast, eine Liebe Deines Herzens zu mir? Und habe ich Dir je ein anderes Gefühl gezeigt, als das der treuesten und hingebendsten Zuneigung der Gattin?"

„Ha, da warst Du aufrichtig!" fuhr der finstere Mann auf. „Das Wort Liebe, Deiner Liebe, wagtest Du nicht auszusprechen. Zuneigung! Zuneigung —" Er war laut geworden.

„Laß uns das Gespräch abbrechen," bat ihn die Frau. „Man sieht auf uns."

Der Mann bemerkte es. Er zog die Brauen tiefer über die zornigen Augen. Noch ein paar Worte mußte er leise sprechen: „Ja, man sieht auf uns! Du wirst mich zum Gespötte der Menschen machen. In meiner Stellung!"

Die Frau antwortete nicht. Sie wandte das blasse Gesicht zur Seite, damit die Menschen in der Veranda es nicht mehr beobachten sollten, nach den Blüthen des Flieders, des Geißblattes. Auch der Mann schwieg. Auch er sah durch das Gelänber der Veranda. Aber nicht zu den bunten Blumen; sein finsterer, unruhiger Blick mußte weiter schweifen, in das Thal zu den Füßen des Hügels, über den Strom, der es durchschnitt, auf die Berge jenseits, in die Ferne. Plötzlich zuckte er heftig auf. „Ha!" rief er. Seine Augen starrten nach einem Punkte, hinten links in die Ferne hinein, nach dem Felsenvorsprung des Gebirges, nach den Mauern und Zinnen und Thürmen der Festung daraus. Eine dunkle Röthe zog sich durch sein fahles Gesicht; dann war es von tiefer Blässe bedeckt. Er sah sich um nach der Gesellschaft in der Veranda, ob er beobachtet werde. Er sah die Blicke nicht mehr auf sich gerichtet, wandte sich zu der Frau und sprach mit gedämpfter, bebender Stimme:

„Ha, darum hattest Du diesen heimlich stillen und einsamen Platz aufgesucht! Dorthin, dorthin konnten in diesem verborgenen Winkel Deine Augen unbrachtet und ungestört Deine Gedanken und Dein Herz tragen, und dorthin auch Deine Liebe, die Liebe, die Du dem Gatten entzogst, für den Du nur kalte, ergebene Zuneigung hast. Zuneigung noch? Bin ich Dir nicht sein Mörder? Ja, ja, ich bin es. Denn er ist ein Todter! Und er wird es bleiben, für Dich, für alle Welt. Deine Wünsche, Deine Thränen, Deine Gebete, sie werden ihn nicht wieder unter die Lebenden bringen; nie! Harre nicht vergebens darauf. Er bleibt dort in seinem Grabe. Auch die Pforten dieses Grabes werden sich nicht öffnen; er wird sie nicht sprengen. Ich schwöre es Dir. Und nun fort von hier! Woran hatte ich gedacht, als ich mich hierher verlocken ließ? Ich Thor! Fort! Keinen Augenblick länger hier! — Doch, noch drei Minuten, damit ich, damit Du Dich sammeln kannst, damit wir, damit ich nicht doch noch zum Gespött der Welt werde. Ich wäre verloren. Uns kennt zwar Niemand hier. Aber man würde nach uns fragen, man würde meinen Namen erfahren —"

Er schwieg und starrte in stiller Wuth vor sich hin. Die Frau hatte sich nicht erst sammeln müssen. Sie hatte mit dem Bewußtsein ihres reinen Herzens, mit der Größe ihrer edlen Seele ruhig die Vorwürfe des finsteren, leidenschaftlichen, wilde leidenschaftlichen Mannes anhören können. Aber erwidern mußte sie ihm etwas darauf, und wenn es auch mehr war, als sie gern sprach. Eben ihr reines Herz, ihre edle Seele forderten es.

„Emil," sagte sie eben so würdig, wie sie ruhig war, „Niemand hat Dich hierher gelockt, am allerwenigsten ich. Du kannst die Veranlassung und den Zweck unserer Reise nicht vergessen haben. Ich kränkelte schon seit längerer Zeit, Du bedurftest des Ausruhens von mühvoller und angreifender Arbeit. So sollte die Zerstreuung einer kleinen Erholungsreise in das schöne Gebirge uns Beiden zu Gute kommen. Du schlugst die Reise vor; ich war Dir dankbar dafür, was meinen Theil anging. Ich dachte auch, das Herausreißen aus Deinen Arbeiten, der Verkehr mit anderen Menschen, das Einathmen der frischen Luft, die Schönheiten der Natur, das Alles würde Dich frischer und heiterer stimmen und freundlicher und liebevoller gegen mich. So reisten wir und kamen hierher, ohne mein Zuthun. Ich sagte lebhaftig Dir. Ob Du zu dem Punkte, auf dem wir uns gerade in diesem Augenblicke befinden, jener Familie, mit der wir gestern zusammentrafen, und der auch ich mich gern anschloß, gesolgt bist, das weiß ich nicht. Ich habe mich nicht darum gekümmert. Ich folgte nur Dir. Damit wäre die eine falsche Beschuldigung abgemacht, die Du auf mich werfen wolltest. Was dann den Vorwurf betrifft, daß ich einen Mörder in Dir sähe, so ist davon kein Gedanke in meine Seele und kein Wort über meine Lippen gekommen. Es konnte auch nicht anders sein. Ich habe kein Ul theil über das, was Du zu thun oder nicht zu thun hast; Deine Pflicht und Dein Gewissen sind darüber Deine einzigen Richter. Wenn Du mir endlich vorwirfst, daß ich den Wunsch hätte, jenes Grab möge sich öffnen, — ja, Emil, den Wunsch habe ich; ich habe ihn als Christin, ich habe ihn in meinem Herzen, das Mitleid mit leidenden Menschen fühlt, ich habe ihn selbst für Dich, denn das meine ich, daß Deine Pflicht, sei sie eine noch so streng gebotene, Dir eine schwere, drückende sein müsse. — Und nun din ich bereit, mit Dir zu gehen, Dir zu folgen, wohin Du auch jetzt wieder mich führen wirst. Gehen wir, Du siehst, ich bin vollkommen ruhig."

Sie war es, aber sie gingen dennoch nicht. Der finstere Mann war deste unruhiger geworden. Ihre Worte, ihre Ruhe, ihre Würde hatten die Gluth in seinem Innern doppelt angefacht. Er war in großer Aufregung, und mußte alle seine Kraft ausbieten, um sie vor den Anwesenden zu verbergen. Er hätte sich nicht erheben können, ohne sie durch jede seiner Mienen zu verrathen. Er konnte sie dennoch nicht ganz verbergen. Er warf tödlich feindliche Blicke auf seine Frau; die tödlichen Blicke flogen in der Veranda umher, ob man sie beobachte, ob man sie sehe.

Einen dieser Blicke hatte Herr Milden bemerkt. Der gutmüthige kleine dicke Herr hatte sich heftig erschreckt. Er hatte seine Frau nach dem Winkel, zu den beiden unglücklichen Ehegatten gezogen und kam mit ihr bei diesen an.

„Ah, ah!" begann Herr Milden.

Er hatte nicht gewußt, was er den Beiden sagen solle. Seine Frau hatte ihn deshalb begleiten müssen, damit sie spreche. Er

Digitized by Google

war dennoch sofort und der Erste mit seinen Worten da. Die schöne Frau Emilie hatte noch keine; der Anblick der blassen, unglücklichen Frau schnürte ihr wohl das Herz zu, rief so manche andern Gefühle und Gedanken in ihr wach.

„Ah, ah, verehrter Herr Reisegefährte, Sie haben ja hier ein reizendes Plätzchen gewählt — die schönste Aussicht in die herrliche Gegend."

„O ja, es ist hier schön," sagte der finstere Reisegefährte kalt, sich sammelnd.

„Und da dass ich Ihnen ja wohl einen Vorschlag machen, Herr Reisegefährte, oder vielmehr geradezu eine Bitte an Sie richten. Wir beabsichtigen, zum Abend eine Partie nach dem Weißen Steine trüben zu machen. Man hat dort eine der schönsten Aussichten der Gegend, und da oben die Sonne untergehen zu sehen — ich versichere Sie, es giebt keinen köstlichern Genuß. Ich war schon mehrere Male zum Sonnenuntergang oben. Ja, und da wollten wir Sie und Ihre Frau Gemahlin nun bitten, die Partie gemeinschaftlich mit und zu machen. Für einen Wagen habe ich schon gesorgt. Es ist ein großer Leiterwagen, wie man sie hier zu solchen Fahrten hat, und wir haben Alle Platz darauf. In einer starken halben Stunde fahren wir ab. Nicht wahr, Sie machen uns die Freude?"

Man sah dem finstern Manne an, wie ihm der Vorschlag ungelegen kam, er suchte nach passenden Worten, ihn abzulehnen.

„Von unserer Seite," sagte schnell, um der Ablehnung zuvorzukommen, Herr Milden, „fährt Niemand mit, als meine Frau und ich, der Domherr und mein Neffe mit seiner Braut, aus nur unsere alte Reisegesellschaft, die Sie schon kennen."

Der kleine Herr sagte es so gutmüthig, und es war doch ein so scharfer Stich in die Brust des finsteren Mannes, der so empfindlich gegen das Urtheil der Leute über sich war, der selbst in heftigen Ausbrüchen seiner Leidenschaft darauf bedacht blieb, seiner Stellung nichts zu vergeben; er durfte nicht zeigen, wie er getroffen war, wie sehr er sich getroffen fühlte. Die schöne Frau des Herrn Milden war vor Verlegenheit roth geworden, und doch war ihr Mann ein so feiner Physiolog gewesen, freilich wie das blinde Huhn, das auch wohl zuweilen ein Körnchen findet.

„Es wird mir ein Vergnügen sein," antwortete der finstere Mann, „vorausgesetzt, daß auch meine Frau einverstanden ist; sie ist heute so besonders leidend. — Was meinst Du, liebe Julie?"

Die beiden Frauen waren sich nur mit einem einzigen Blicke begegnet. Sie hatten sich verstanden. Frauen wissen in ihre Blicke ihr ganzes Herz zu legen, uns Herzen, die nicht glücklich sind, verstehen sich auf den ersten Blick der Augen.

„Ah, gnädige Frau," rief der kleine Herr galant, „Ihre schönen Lippen werden mir doch keinen Korb geben?"

„Da die Partie meinem Manne Vergnügen macht," antwortete die blasse Frau, „so wird es mir eine doppelte Freude sein, den Abend in Ihrer lieben Gesellschaft zubringen zu können."

„Vortrefflich! Herrlich!" klatsche Herr Milden in seine runden Hände. „Machen wir uns gleich zur Abreise fertig, damit wir die beste Zeit nicht verpassen. Das wird ein reizender Abend werden. Komm, Emilie. Auf Wiedersehen, gnädige Frau! A revoir, Herr Reisegefährte!"

Sie wollten sich trennen. Die Frau des kleinen Herrn, die das Wort hatte führen sollen, hatte dazu nicht kommen können. Sie sollte doch noch sprechen müssen. Hinten im Gebirge, auf der andern Seite des Thales, fiel plötzlich ein Kanonenschuß.

„Ah, ah," rief der vergnügte Herr Milden, „das ist ja ein Freudenschuß zu unserer Lustfahrt."

Er lachte wieder über seinen Einfall. Aber der finstere Mann stand erschrocken da, horchte gespannt in der Richtung, in welcher der Schuß gefallen war. Und die blasse Frau zitterte. Der Schuß war in der Gegend der Bergfestung gefallen. Ein zweiter Schuß fiel. Er kam aus der Festung; man hörte es deutlich. Er zog sich donnernd durch das Gebirge fort, verlor sich im Thale. Die ganze Gesellschaft der Veranda hatte ihm gelauscht, war dem Donner gefolgt.

„Ah, ah," sagte der kleine Herr, „in der Festung sitzen ja auch wohl Gefangene? Gar Staatsgefangene, wenn ich nicht irre?"

Er hatte sich an seinen finstern Reisegefährten gewandt, erhielt aber keine Antwort. Der finstere Mann hatte fest seine Lippen zusammengepreßt. Herr Milden sah es wohl nicht.

„Ja, ja," fuhr er vergnügter fort, „ich weiß es, und die beiden Kanonenschüsse zeigen an, daß ein Gefangener aus der Festung entwichen ist. Und — und — es ist noch ein zweiter entkommen. Hören Sie, da fällt der dritte Schuß!"

Ein dritter Schuß war gefallen. Der brave Herr Milden wurde immer vergnügter.

„Lassen Sie uns horchen, ob nicht ein vierter fällt. Sie wissen es doch, die zwei ersten Schüsse bedeuten einen Entsprungenen; für jeden weiter Entkommenen wird nur ein Schuß abgefeuert. Ah, aber der vierte fällt nicht. Es ist also nur Zweien geglückt, zu entkommen. Es ist schade, daß ihrer nicht mehr sind. Nun, stehe der liebe Gott den Beiden bei, daß sie nicht wieder eingefangen werden, daß sie ihren Verfolgern entrinnen. Die armen Menschen —"

Der kleine dicke Herr stockte. Er sah endlich die zusammengekniffenen Lippen seines Reisegefährten, sie waren fast blutig gepreßt, sah in den großen dunklen Augen des finstern Mannes einen furchtbaren Haß, einen tiefen Groll auflodern. Er wollte sich verwundern; er mußte sich entsetzen.

„Hm, hm, alle Tausend —!" Er kam nicht zum Ende.

„Arme Unglückliche!" hörte er leise seine Frau sprechen.

Er sah sich nach ihr um. Sie hielt in ihren Armen die ohnmächtige Frau des finsteren Mannes.

„Wasser!" rief sie den beiden Männern zu.

Der finstere Mann ging; der kleine Herr war schon fortgerannt. Die Ohnmächtige kam wieder zu sich.

„Seien Sie stark, meine arme Freundin!" flüsterte Frau Milden ihr zu.

„Beschützen Sie mich!" flehte die Arme.

„Ich werde Ihre Mutter sein. Aber seien Sie stark, zeigen Sie keine Angst."

Wie klar mußten die beiden Frauen die Lage erkannt, mit welcher Angst mußte die Erkenntniß ihre Herzen erfüllt haben! Herr Milden kam mit einem Glase Wasser zurückgestürzt. Der finstere Mann folgte ihm mit gemessenem Schritt.

„Es ist schon vorüber," sagte Frau Milden zu den Männern. „Ein plötzlicher Kanonenschuß kann stärkere Nerven erschüttern."

„Und unsere Partie?" fragte Herr Milden.

„Es bleibt bei ihr," erwiderte entschieden seine Frau. „Machen wir uns Alle fertig."

Sie sagte es zu der blassen Frau, zu den beiden Männern, zu dem Domherrn, der eben mit dem Brautpaar ankam. Sie gingen Alle, sich zur Fahrt zu rüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rest deutschen Urwaldes.

Wer den Böhmerwald bereist, die große Gebirgskette, welche Böhmen von Baiern abgrenzt, wird vielfache Generationen des Waldes um sich erblicken. Im Schatten halb mächtiger Buchen und Fichten wächst ein jüngeres Geschlecht in die Höhe, das sich als muntere Knabenwelt mit seinen Häuptern an die Brust der starken Männer anschmiegt. Alle diese Männer und Jünglinge und auch die der Zukunft entgegenrauschenden Kinder wurzeln aber erst auf den Trümmern einer untergegangenen Greisenwelt. Unzählige junge Nadelholzstämmchen sieht man auf langgestreckten Moderhaufen und vermorschten Stöcken neben einander emporwachsen, von denen freilich die größte Zahl wieder zu Grunde gehen muß. Nur die kräftigsten überwinden den nie rastenden Kampf, und man kennt sie später an der eigenthümlichen Gestalt ihrer Wurzeln. Wie auf vielfüßigem Piedestal erhebt sich der großmächtige Stamm; die Wurzeln haben sich über den alten Strunk, auf welchem das Samenkorn die erste Nahrung fand, hingestreckt, bis sie den Boden erreichten, und bilden nun, nachdem Fäulniß und Moder ihre erste Unterlage zerstört, einen säulen-

Digitized by Google

Holzschlitter im Böhmerwalde.

Digitized by Google

artigen Bau, der dem nachgewachsenen Stamme zur Stütze dient. So wächst und stirbt hier noch der Wald, der in dieser Ursprünglichkeit und Unberührtheit einzig in Deutschland dasteht. Die unermeßlichen Holzschätze auf einem Gebiete, das größer ist, als manches Königreich, sind alles Gaben einer freispendenden Natur. Heute noch trifft Du hier Urwald in seiner von keiner Art durchklungenen Stille.

Keine andere Macht, als elementare Naturereignisse, stürzt die riesenhafte Eroltanne, deren Höhe man erst ermißt, wenn sie auf dem Boden liegt. Bäume von 150—200 Fuß, mit einem Durchmesser von 4—7 Fuß, kommen selbst auf Culturstrecken noch häufig vor, und es ist etwas fast Gewöhnliches, daß aus einem solchen ohne Ast und Gipfelholz 12—15 Klaftern geschlagen werden, ja in früheren Jahren hat man 25 Klaftern aus einzelnen Bäumen gewinnen können.

Generation um Generation wächst auf und fällt wieder nieder. Oft bilden diese Leichen, sich weit in die Tiefe erstreckend, den alleinigen Grund. Die große Feuchtigkeit begünstigt das Wachsthum kleiner Wasserstranzen, Sphagnum, welche das Wasser wie Schwämme in sich aufsaugen und sich weit verbreiten und Auen und Moore, mit Seen in der Mitte, entstehen lassen. Bei der Austrocknung einer Moorstrecke bei Eleonorenstein fand man in senkrechter Richtung übereinander fünf Lagen gewaltiger Wurzelstöcke, die folgende immer auf der untergegangenen gewachsen. Nicht überall, aber auf vielen meilenweiten Strecken, wird dieser Urproceß der Stoffumwandlung noch sichtbar, in andern Gegenden ist er bereits überwunden, und man begegnet auf den ausgedehnten Besitzungen ertragreichischer Grundherren den rationellsten Forstculturen, dazwischen bilden weite Wiesenthäler, ausgedehnte Filze einerseits, dann die der Ackerung allmählich zugeführten Culturen und die großartigen Aushaue und Lichtungen andererseits die natürlichen und künstlichen Unterbrechungen des Waldes.

Bei solchem Reichthum an Holz ist es in der That von hohem Interesse, darnach zu forschen, wie dasselbe verwerthet werde und welche Erwerbsarten unmittelbar oder mittelbar sich aus dem Walde herausgebildet haben.

Lange Zeit kannten die guten deutschen zähen und stämmigen Bewohner des Böhmerwaldes — so fest und knorrig wie seine Stämme, und so voll mythischer Bräuche und Sitten, wie der dunkle, vom Zwielicht durchzitterte Waldesschatten — den Werth nicht, der im Walde stak. Sie wüthten, dieser sei eben nur geschaffen, um locales Verdürfnis zu entsprechen. Der Wald war für sie eine Schutzstätte, ein Deckmantel für den Schmuggel, das Zeug, aus dem sie Wohnung und Stadel bereitet, das Wärmematerial für ihre Heerde und Oefen, der Stoff für die Einrichtung der Stube, sowie für ihre einfachen Geräthschaften, Aexte und Schaufeln, Schlitten und Wagen.

Dieses tägliche Verbrauchsmäß gebar auch gar bald ein ganz eigenthümliches Rechtsverhältnis zwischen dem Ober- und Grundherrn auf der einen und dem Waldhäusler auf der andern Seite. Gegen Verabreichung des Klaubholzes, der Dörrlinge, der Waldstreu und des Astholzes von Windbrüchen leistete stillschweigender Weise der Häusler dem Grundherrn sein Stück sauerer Arbeit im Walde, und so entstanden allmählich die Waldservituten, die später mit Mühe und Noth abgelöst worden sind. Im Uebrigen galt die allgemein beliebte Anschauung, daß das Holz für Alle gewachsen sei, und Holzdiebstahl und Schmuggelei durchflochten das einsame Leben des Wäldlers mit manchem traurig romantischen Ereignisse.

Hebung des Wohlstandes, bessere Schulbildung haben auch diese Rechtsverletzungen geminderi. Witz und Anstrengung gegen Gefahr einzusetzen, erscheint bei den erniedrigten Zollsätzen nicht mehr so lohnend, wie sonst, und die blutigen Kämpfe bewaffneter Schmuggelrotten mit Grenzwächtern und Soldatenabtheilungen werden nur in sagenhafter Erinnerung noch gefeiert. Damit inbeß die Romantik nicht ganz austerbe, schleicht sich dann und wann ein Wilderer noch hinaus, und die noble Passion des Jägers, die früher häufig gegen Wölfe und Bären geübt werden mußte, bringt manchem feisten Rehbock ein ungeselliches frühes Ende.

Die Wölfe sind im Böhmerwalde bereits zu Fabelthieren geworden. Länger erhielt sich dasselbe das Bärengeschlecht. Der vorletzte Bär wurde im Jahre 1835 und der letzte im Jahre 1856 erlegt. Dieser letzte, ein sogenannter Honigbär, war den Forstleuten lange schon, gegen fünfzehn Jahre, bekannt. Man stellte ihm schon lange nach, nicht gerade, um ihn auszurotten, denn er betrug sich gegen das im Walde weidende Vieh sehr artig, sondern um ihn in brauchbarem Zustande für das Museum des Fürsten Schwarzenberg, des größten Grundherrn im Böhmerwalde, zu gewinnen. Als in der Nacht vom 7. zum 8. November 1856 frischer Schnee gefallen war, wurde sein engerer Aufenthalt umstellt, man fand aber erst nach zwei Tagen die Spur und scheuchte das Thier am 11. November auf. Das erste Mal leicht verwundet, rettete sich Petz noch einmal, aber nur, um Tags darauf in regelmäßigem Treibjagen von über hundert Schützen und Treibern seinem Verfolgern in die Hände zu fallen. Es war eine alte Bärin, welche über 250 Pfund wog. Ob dieser letzte Petz noch ein rechtschaffener eingeborener Böhmerwälder gewesen oder von den Alpen herübergekommen war, dürfte schwer zu bestimmen sein, aber daß im Böhmerwalde noch in den vierziger Jahren Bärenfamilien gehaust, ist eine unbestreitbare Thatsache. Luchse, Füchse, Dachse und wilde Katzen nebst dem Rothwild sind jetzt noch die nicht allzuhäufigen vierfüßigen Bewohner unseres Gebirges.

Die Hauptbeschäftigung der Böhmerwäldler und die ehrlichste war und bleibt die des Holzhauers und des Holzmachers. In gewissen Gegenden gehört ihr fast jeder Jüngling und jeder Mann an. Haue, Axt, Säge und Hammer führt ein jeder Wäldler mit Virtuosität, und tagaus, tagein werden diese Instrumente am grünen und am trockenen, am gefällten und am gespaltenen Holze geübt.

Der Holzhauer des Böhmerlandes führt seine Wohnung mit sich, wie die Gartenschnecke ihr Haus. Nichts Primitiveres kann aber auch leicht gedacht werden, als diese niedrige Hütte, zusammengefügt aus vier Wänden und darum so transportabel. Schlafstelle, Werkstätte, Heerd, Alles ist darin improvisirt. Alles geschieht an einer und derselben Stelle unweit der Hütte: die Zerfägung der gefällten Stämme in Klötze, die Zerspaltung der letzteren und die Zerlegung in Scheite. Nicht weit davon hat der stolze Riese noch vor Kurzem sein erhabenes Haupt im Lichte gebadet und seine Wurzeln in den dicht bemoosten, kräuterbewachsenen Boden gestreckt, wie für die Ewigkeit geschaffen. Rasch ist durch den Holzschlag eine Lichtung entstanden, in der die Sonnenstrahlen gar herrlich spielen und auf welcher das Holz der gefällten Bäume, harzigen Duft rings verbreitend, bald in Klaftern geschichtet liegt. Mit dem Winterschnee beben nun die Schlittenfahrten des Scheitholzes an. Ein mit einwärts gekrümmten Kufen versehener Schlitten wird, nachdem das Holz darauf mittelst Seilen befestigt ward, über den schneebedeckten Abhang nach den Gebirgsbächen hinabgetrieben. Der Lenker des Schlittens, der vorn auf seinem Fahrzeug sitzt, hält eine eisenbeschlagene Holzstange, den „Krall", in der Hand, ihn in den gefrorenen Schneeboden stoßend und so als Ruder gebrauchend, während er mit den Stiefeln die Kufen drückt und die Absätze seiner Stiefeln in den Schnee bohrt. Gefährlich ist diese Fahrt, und mancher kühne und geschickte Fuhrmann ist schon ihr Opfer geworden.

So ist das Holz an die in der Regel steinhart gefrorenen Bäche gebracht worden. Erst im Frühjahre, wenn die Fessel des Eises bricht, der Schnee schmilzt und der Giebach gewaltig in die Schlucht schießt, kann es weiter geschafft werden. Die Schneemine nimmt ihren interessanten Beginn und Fortgang. Die von mehreren in der Höhe gelegenen Gebirgsseen hernieder stürzenden Wasser werden, indem man die künstlichen Schleußen an der Mündung der Giebäche öffnete, mit ihrer ganzen Gewalt losgelassen, und nun werfen Schaaren von Holzknechten die an den abschüssigen Ufern gelagerten Scheite in die brausende Fluth. Für Auge und Ohr ein mächtiger Eindruck! Stundenweit verrammt man das furchtbare Brausen und Poltern der von dem Wogenzicht über die Felsklippen fortgeschleuderten Scheite. Die längs des ganzen Schneemmerrains aufgestellten Holzknechte hatten abermals ihren „Krall" in der Hand, um die aufgestauten oder in die Klemme gerathenen Scheite von Neuem flott zu machen. In den unteren Partien der Gebirgsbäche sind an gewissen Stellen sogenannte „Rechen" angebracht. In denselben setzt sich der größte Theil, mit Ausnahme des hie und da verschlemmten oder verlorgenen Holzes, fest, und hier wird es herausgefischt und zu unübersehbaren Niederlagen zusammengestellt. Ursprünglich hatte die Spedition damit ihr Ende erreicht, jetzt aber hat die Industrie dem Holztransporte neue weitgreifende Arme geschaffen. Die Großbesitzer, begünstigt durch großartige Mittel, brachen hierbei zuerst die Bahn, indem

Digitized by Google

sie dem Holztransporte durch die fürstlich Schwarzenberg'schen Schwemmcanäle und die Floß- und Schwemmbarmachung der Moldau und ihrer Nebenflüsse Hauptadern eröffneten.

Die kühne Idee, die Moldau mit der Donau durch einen Canal zu verbinden, flammt schon aus einer Zeit, wo es noch nicht so viele Heizmittel gab, wie jetzt, und wo dem Weiterstehenden die ungeheure Bedeutung des Böhmerwaldes als Holzproducenten aufgehen mußte. Diese sieben Meilen lange künstliche Wasserstraße für die Holzschwemme ist aber um so merkwürdiger, als sie zum ersten Tunnelbaue führte, den Böhmen besaß, viele Jahrzehnte vor den kleinen Tunnelbauten der das Land nun durchziehenden Schienenwege errichtet. Der durch den Fels getriebene Tunnel ist acht Schuh breit und acht Schuh hoch, ihn durchfurcht eine mächtige Wasserriefe. Ein Forstingenieur, Namens Rosenauer, hat diesen Bau bewerkstelligt und damit im Jahre 1789 begonnen. Bereits als Jägerbursche hatte er den kühnen Plan erfaßt und später dem Fürsten Schwarzenberg vorgelegt, welcher die Mittel zur Ausführung bewilligte. Wien wird schon jahrelang mit dem Scheitholze des Böhmerwaldes beschickt. Auf dem Schwarzenberg'schen Canale allein werd.n jährlich einige 20,000 Klaftern verflößt. Welche Ausbeute aber manche Besitzungen ihren Eigenthümern gewähren, zeigt, daß blos die jetzige Herrschaft Krumau jährlich gegen 75,000 Klaftern Holz in den Handel liefert.

Kein geringeres Verdienst für die Verwerthung des Böhmerwaldes in die fernsten Gegenden hat einer von Böhmens berühmtesten Industriellen, Adalbert Lanna, der „Moldaukönig", wie die Menge den bescheidenen Mann nennt. Schon als Knabe trieb er auf einem Flosse von Budweis nach Hamburg. Das Project der Schiffbarmachung der untern Moldau ließ den jungen Mann nicht ruhen, der, obgleich schon wohlhabend, wie der letzte Diener seines Vaters, eines Schiffmeisters in Budweis, das Ruder in seine kräftige Hand nahm und dessen kühner Geist die Flußbarmachung der Moldau sich zur Lebensaufgabe stellte. Seine Energie bewirkte in einem geringen Zeitraum, daß die Moldau schon in ihren ersten Anfängen tegar an Stellen flößbar gemacht worden war, welche dieser Absicht durch ihre Klemmen und Krippen die unübersteiglichsten Hemmnisse in den Weg warfen. Nun das Böhmerwaldholz in den Holzhöfen von Prag und weiter hinab in denen an der Elbe zu jeder Stunde bergboch aufgeschichtet steht, blickt man nach dem überwundenen Werke der Flößung wie nach einem Kinderspiele zurück.

Im Böhmerwalde selbst aber haben sich mit der Zeit einige Holz-Industrien herausgebildet, welche zum Theil überall da emporblühen, wo große Waldgebiete eigenthümliche Lebensweise und Beschäftigung bedingen, zum Theil aber auch in der besonderen Beschaffenheit mancher erzeugten Holzsorten ihren Ursprung haben. Ein mit den Bäumen im Böhmerwalde gewachsenes Gewerbe ist die Holzschnitzerei. Sie beschickt die Märkte mit dem gewöhnlichsten Hausbedürfniß, wie mit der zierlichsten Luxusarbeit. Jedes Zündholzchen, das in Westböhmen weitum seine Dienste leistet, ist aus dem Holze des Böhmerwaldes geschnitten. Siebreife, Stoß- und Falzhindeln, Holzschuhe, Pantoffeln, dann allerhand Flechtengeräthe (unter dem Sammelnamen „Waldwaare" begriffen) werden ebenso hier erzeugt, wie die reichenornamentirten Spiegelrahmen, die wir in den Schlössern der Schwarzenberg's und Bouguri's gewahren und die ohne Weiteres in das Fach der Kunst eingereiht werden können.

Auf eine noch ganz andere und zwar auf die folgbarste Weise verwerthet man aber seit vielen Jahren, zum Theil in bedeutenden Etablissements, wie das von Strunz in Außergefield und das der Bienerin den Maderhäusern und in Tusset, das feinste Holz, indem man es zu Instrumentholz, für Resonanzböden und Streichinstrumente verarbeitet. Das Resonanzbodenholz wird aus den am regelmäßigsten gewachsenen Stämme gewonnen. Die Bäume müssen langsam gewachsen sein, damit die Elasticität der Fasern überall gleich groß ist. Man hat auf einem Stamme, dessen Durchmesser nur 17 Zoll war, 375 Jahresringe gezählt. Die Lagen sind dann nicht stärker als feines Papier. Oft findet sich das schönste Resonanzholz in gestürzten und von der Oberfläche herein bereits verfaulenden Stämmen, sogenannten Rannen oder Rohnen, die wohl hundert Jahre schon am Boden liegen. Wenn auch die Oberfläche schon ganz mürbe und zerfallen ist, so daß starke Bäume von 70—80 Jahren darauf gewachsen sind, das Innere ist noch ganz gesund und kann wunderschön weiß und dicht.

Die jüngsten Jahre haben den Holztransport auf eine weitaus andere Basis gestellt. Durch eine Reihe von Jahren ging das Holz zwar schon an den Rhein und nach den Niederlanden — nach manchen beschwerlichen Unterbrechungen durch die Achse — auf der Wasserstraße. Die böhmische Westbahn und die mit ihr fast gleichzeitig in's Leben getretene Strecke der baierischen Ostbahn von Schwandorf nach Fürth aber brachten dem Böhmerwaldholze andere raschere Straßen, andere Stapelplätze eröffnet und hierdurch einen bedeutenden Umschwung des Holzgeschäftes herbeigeführt. Mit dem gesteigerten Absatz und dem raschen Transport ist die Gewinnung des Holzes plötzlich eine andere geworden. Unglaublich rasch hat sich auch die Dampfbretsäge in den waldeinsamen Gebirgen eingestellt.

Früher wurden die schönsten Fichten des Hochwaldes bei Bischofteinitz zu Lohnenmeilern geschichtet und zur Holzkohle umgewandelt. Diese letztere wanderte wieder nach den Eisenwerken der benachbarten Oberpfalz. Jetzt erhebt die stattliche Friedrichs-Dampfsäge ihre Rauchsäule hoch in die Luft und verscheucht mit ihrem Gepuste die niedrigen Gesteer einer jämmerlichen localen Industrie. Unzählige prachtvolle Stämme gingen ehedem als ein durch Surrogate kaum zu ersetzender Brennstoff lediglich in die vielen Spiegelglashütten, die als Colonien längs des Böhmerwaldes verbreitet liegen, und wenn auch seit zwanzig Jahren im Böhmerwalde bereits Flößbretter geschnitten werden, so mußten sie doch einen weit beschwerlicheren Weg auf der Achse bis an die Ufer des Main zurücklegen. Alle jene altgewohnte Verwerthung des Holzes ist nun untergeordnet gegen die Consumtion nach den fernsten Ländern in der Anstrengung, wie sie eben jetzt Platz greift.

Ein interessantes nationalökonomisches Moment ist die durch den gesteigerten Absatz herbeigeführte Umwandlung der Holzpreise. Noch vor zehn Jahren standen diese so niedrig, daß manches schöne Forst in seinem Erträgniß nicht viel Höheres bot, als was Grundsteuer und Waldwirthschaft wieder verschlangen. Nun haben sich die Preise auf das Fünffache gesteigert, und der Arbeitslohn ging um das Doppelte in die Höhe. Der arme Gebirgsbauer, der sonst freudig lächelte, wenn man ihm im Wunder mit seinem Ochsengespann im Tage einen Gulden zu verdienen gab, schüttelt jetzt bedenklich oder gar verdrießlich den Kopf, wenn er nicht mit demselben Gespann mindestens drei Gulden erwirbt. Diese Umwandlung bereiteten zum größten Theile jene Bretsägen, denen man in neuester Zeit die Flügel des Dampfes aufgesetzt. Die dies zuerst mit Glück unternahmen, sind die Gebrüder Kröber aus der Rheinpfalz. Sie übernahmen die erste Dampfbretsäge, von einem Großbesitzer 1859 errichtet, und bauten eine neue, die erwähnte Friedrichsdampfsäge in Hochwald. Solche Colonien zu gründen, ist übrigens auch im Böhmerwalde nicht alltäglich. Die Bauschicksalen, insbesondere die Arbeiten des Maurers, waren in der Waldeinsamkeit theuer und schwer zu erzielen. Unsere Colonisten überwanden indeß manche Schwierigkeit rasch und fast spielend. Der Wald wurde schnell umgelegt, der Bauplatz geräumt, und schnell wuchsen die Gebäulichkeiten in die Höhe. Maschinen von dreißig Pferdekraft setzen mittelst Transmission und Reimen vier Gattern zu je sechs Sägen und nebstdrem zwei Kreissägen in unaufhörliche Bewegung, welche durchschnittlich des Tags 800—1000 Wiener Kubikfuß Holz zu Brettern schneiden. Die Sägespäne und Rinden, durch die Sägen zerrieben, müssen ihren Dualern bald dienstbar werden, indem man sie als Heizmaterial für die Dampfkessel wieder verwendet. Was früher das Verfolgte, wird nun, obgleich scheinbar noch dienstbar, das Verfolgende. Was ist also aus den geheimnißvollen Stellen dieser heiligen Wirkung geworden? — Sehen wirft der Erdbrisch seine verwunderten Blicke auf das neue, geräuschvolle Werk, mit welchem sich der Mensch in sein unbestrittenes Revier gedrängt, und ihr mächtigboben Baumgreise, zittert vor eurem baldigen Untergang! Sonst kämpfter ihr auf verlassener Höhe mit den Elementargewalten, jetzt mit den Elementen der erwachten Industrie. Wenn ihr eure 150 Jahre einmal auf dem Rücken habt und euer Nacken von der Last des Schnees so vieler Winter gebeugt ist, verfallt ihr nun erst unbarmherzig dem Wuthschnauben des Dampfes und dem knirschenden Zahne der Säge.

So ist das alte „tempora mutantur et nos mutamur in illis" auch auf die Baumpatriarchen des Böhmerwalds anwendbar, von denen wir uns mit diesem Epitaphium für jetzt verabschieren wollen.

Digitized by Google

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

Die Uhr des zu den Tuilerien gehörenden Pavillon de l'Horloge schlägt ein Uhr, die erste Stunde des 24. Februar 1848. Die Nacht ist frostig und finster, aber der Winterschein ihrer Myriaden von Gaslichern macht die über der Riesenstadt hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, in denen Marie Antoinette intriguirt, der Convent vulcanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches Katastrophen von Herrschern und Staaten vorauszugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter vorauswallt. Die Wachtposten sind überall verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Die ganze Vorder- und Hinterfront des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Masse von Fenstern erhellt, und man sieht in den Corridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühsig gedämpft durch den aufgedrohnen Finger der Alo Etikette, ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Ueberall in's Längliche oder auch schon in's Lange gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Fragebilde, Gestüster und Gewisper. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schürfen, aber binnen etlichen Stunden wird es ein Tröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen ringsher um den Palast. Länge der Rue Rivoli eine Colonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Cavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien- und Louvrebauten reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken, Pont Royal, Pont du Carrousel und Pont des Arts, auf das linke Stromufer hinüberleger. Bei näherem Zusehen wäre in der Haltung der Truppen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit bemerkbar geworden: sie hatten schon seit nahezu zweimal 24 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebsamen Dienst gethan. Aber drinnen auf dem Carrousselplatz geht es laut und lebhaft her. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, der nach allen vier Seiten mit Truppen sämmtlicher Waffengattungen garnirt ist. In der Mitte ein dichtstehender Halbkreis von Stabs- und Subalternofficieren. Vor der Fronte tesselben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialischer Figur, Haltung und Gebehrte. Sein von den breiten Schultern zurückgeschlagener Mantel läßt eine reich gestickte Uniform sehen, und auf dem Kopfe trägt er den an den aufgeklappten Rändern mit weißem Federnbesatz eingefaßten Hut eines Marschalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält sich ein schlanker Mann in der Uniform eines Generallieutenants, dessen aristokratisch feine, kühle und etwas hochmüthige, aber feste und gescheidte Züge den Herzog von Nemours, zweitältesten Sohn Louis Philipp's, erkennen lassen. Hinter dem Marschall erblickt man zwei in Mäntel und Pelze sattsam eingewickelte Civilmänner, zwei soeben, man weiß nicht recht, halb oder ganz entministerte Säulen des „Systems der Corruption", Guizot und Duchâtel. Der Zweite mag immerhin das Gesicht in den Pelzkragen verstecken: es lohnt sich nicht der Mühe, ihn anzusehen. Schade aber, daß man von Herrn François Guizot nicht mehr zu sehen bekommt. Denn der Mann verdiente wohl näher betrachtet zu werden, als der zu Fleisch und Blut gewordene Doctrinarismus des constitutionellen Systems, als die Verkörperung des zur höchsten Potenz erhobenen Schulmeisterthums der parlamentarischen Fiction.

„Messieurs", sagt der Marschall Bugeaud mit knapper Hutlüftung kurz und barsch, „der König hat mich mit dem Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, betraut. Man muß ein Ende machen mit den Rebellen. Ihr wißt, wenn ich mich mit ihnen schlug, bin ich niemals geschlagen worden. Habt Acht, daß Ihr mich diesmal meine Jungferschaft nicht verlieren macht."

Beifälliges Lachen belohnt den Kasernenspaß des Herzogs von Isly, bekannter noch unter seinem populären Titels: „Kerlemmeter von Blaye" und „Schlächter von der Rue Transnonain". Aber horch, was trägt der Nachwind für ein dumpfes Geräusch den Strom herunter, von der Cité-Insel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die sich zur Linken der Seine um das Pantheon zusammenballen und zur Rechten zwischen dem Hotel de Ville, der Place de la Bastille und den Boulevards gelagert sind? Ein Rauschen und Brausen, bald sinkend, bald schwellend; ein tausendfältig Gemisch von Tönen und Klängen, zerspliterend jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zusammenschlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantischen Ocean wüthen an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen sich aus dem monotonen Gesause einzelne articulirte Töne los: „Allons enfants!" und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!" und wie ein Büntel feuriger Klangraketen zischt zum mächtigen Himmel empor der unsterbliche Refrain: „Aux armes, citoyens!"

Der Marschall zieht sich den Mantel dichter um die Schultern und sagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden sprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr sollt alsbald meine Befehle haben, Messieurs. Ich gehe, die Dispositionen zur Niederwerfung der Emeute festzustellen."

Während er, siegessicher, im Etat-Major (Generalstabsgebäude) seinen Plan entwirft, arbeiten sich zwei Männer mühsam und oft angerufen zum Eingang des Palasthofs und vor dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der eine ist in der Uniform der Adjutanten des Königs, der andere in Civil, — ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeschlagenen Kragen seines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er sich aus seinen Einhüllungen herausgewickelt, stellt sich der Kleine als ein ziemlich altes Männchen dar mit einem sehr wenig schönen Gesicht, welchem jedoch die Augen viel „Esprit" verleihen würden, so sie nicht durch große runde Brillengläser verdeckt wären. Er nimmt seinen Hut ab und wischt sich den Schweiß von seiner Stirn, denn er hat unterwegs mit seinen armen kurzen Beinen verschiedene Barrikaden überklettern und so zu sagen ein „Rennen mit Hindernissen" mühselig bestehen müssen. Dann folgt er seinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitscabinet des Königs. Auf dem Wege dahin streifen, von vorher kommend, zwei Herren an ihm vorüber, fast Ellenbogen an Ellenbogen, Messieurs Guizot und Duchâtel, und wie der Kleine sie erkennt, gleitet stüchtig ein sardonisches Lächeln über sein Gesicht. Im Vorzimmer eilt dem Kleinen Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliste, eine Person, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas betrachteten Knaben gleicht. Im Uebrigen ein bestissener Diener des vielgepriesenen „Systems", dessen logische Consequenz der heutige „Dies irae". Der geschmeidige Höfling ist deshalb nicht zu tadeln. Hat doch das gesammte „officielle" Europa das „System" des Bürgerkönigs als die Quintessenz politischer Weisheit lobgepriesen und zwar mit Recht. Denn es hatte beinahe achtzehn Jahre lang Erfolg gehabt, und der Erfolg ist das göttliche goldene Kalb, um welches schon lange nicht mehr nur die „Kinder Israel", sondern auch die „Gojim" vom Anfang bis zum Niedergang wetteifernd den Ringelreigen tanzen.

„Ah, Monsieur Thiers," sagt Herr de Montalivet, „wir sind höchlich erfreut, Sie hier zu sehen. Freilich, der König erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber schonen Sie den König."

„Den König schonen? Meine erste Pflicht ist, ihm die Wahrheit zu sagen," versetzte der kleine Notbehelfer, in welchem man zu dieser Stunde einen großen sieht. Was doch Alles die Menschen sich einbilden! Thiers, der Verfasser einer napoleonischen Mythologie in zwanzig dicken Bänden, ein „Wahrheitssager"! . . . .

Wenige Minuten darauf — um 2½ Uhr — stand der napoleonische Mythograph und erleuchtete Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er vor Zeiten mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgischen Grenze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, zu einer

Digitized by Google

Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen sollte wie ein Traum. Der alte feine Herr, in dessen mit einer wohlfrisirten Perücke bedecktem „Birnenkopf“ eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieser Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, seines „Bürgerkönigthums“ ganze Macht und Pracht, in einen schlichten Fiaker verpackt, kläglich flüchtig davongestoben sein würde. Der vielerfahrene Dropfleu des Constitutionalismus hatte doch zuletzt ten Wirkungen des Taumelkelchs, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerstehen können, und die boshafte Zauberin hatte sich demgemäß beeilt, den Reineke der Reineken in ein — es ist hart und respectwidrig zu sagen, aber wahr — in einen obstinaten anderen Vierfüßler zu verwandeln. Die Ereignisse der zwei letzten Tage hatten zwar dem nahezu Fünfundsiebzigjährigen körperlich tüchtig zugesetzt — er lag überwacht und schadmatt, ganz in Flanell gewickelt, in einem Fauteuil — aber sie hatten ihn vom Rausche des Besitzes der Macht keineswegs ernüchtert. Die Berufung von Thiers, wozu er sich um Mitternacht entschlossen, war ein seinem Stolze schwer abgerungenes Zugeständniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greise sein gekränkter Stolz und seine üble Laune die Kraft, sich aufzustehen und den kleinen Rothhaarigen mit den barschen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen. Er will nicht. Ich sah mich also genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium parat? Ich brauche auf der Stelle ein solches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Ministerliste bereit.“

„Ah so! Ja, man sagt, daß Sie nicht mehr in's Cabinet treten wollten.“

„Allerdings, Sire, war das meine Absicht.“

„Sie müssen sich unverweilt nach Collegen umsehen. Sie kennen das Unliebsame, was sich vor dem Ministerium des Auswärtigen begeben hat. Die Regierung kann Nichts dafür, es war ein Zufall, aber die Wirkung eine sehr unglückliche. Ich muß also ein Ministerium aus der Opposition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe Nichts dagegen. Er ist ein guter Mensch, obzwar ein schlechter Musikant, will sagen Politiker. Aber die Präsidentschaft des Cabinets müssen Sie und darf nicht Barrot übernehmen. Es bedarf der Festigkeit, ich zähle nur auf Sie.“

„Herr le Remusat?“

„Einverstanden.“

„Herr Duvergier de Hauranne?“

„Ah, Duvergier?“

„Das ist ein Mann von Festigkeit.“

„Von Festigkeit, ja, auf meine Kosten. Doch sei es. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie dieselben kommen. Wir wären also hinsichtlich des Personlichen im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sachlichen?“

„Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich war für meine Person war für die Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzu kleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten.“

„Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Kammer und eine enorme Wählerschaft geben?“

„Behüte, fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen.“ (Und das nannte Herr Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen“!)

„Nun, wir wollen sehen.“

„Das ist noch nicht Alles.“

„Was denn sonst noch?“

„Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren.“

„Ich, Sie wollen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Niemals! Um keinen Preis!“ Und dies sagend ging der König in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche. Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen.“

„Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden.“

„Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen, daß ich Sie berufen habe.“

„Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot beizugesellen.“

„Gut.“ Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers Folgendes dictiren: „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König diesem Wunsch entsprochen.“ Soweit war man, als es 3 Uhr schlug.

„Wann werden Sie zurückkommen?“ fragte Louis Philipp.

„Sire, ich mache mich auf, Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“

„Wohl, bis dahin will ich schlafen. Also zwischen 8 und 9 Uhr?“

„Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“

„Das weiß ich.“

„Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht in's Cabinet treten. Wir haben dann freie Hand.“

„Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sprach hierauf zu Herrn Thiers, der seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen.“

Thiers schwieg verlegen.

„Was haben Sie denn? Man sollte glauben, die Ernennung Bugeaud's mißfiele Ihnen.“

„Sire, ich liebe den Marschall sehr und halte ihn für den ersten Krieger unserer Zeit. Aber, aber . . . die Ernennung Bugeaud's ist ein schroffer Widerspruch gegen Ihre durch die Berufung eines Ministeriums aus den Reihen der Opposition angezeigte Absicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen.“

„Sie werden mich doch in einem so kritischen Augenblick nicht meines Degens berauben wollen?“

„Nein. Ich will versuchen, den Marschall meinen Collegen annehmlich zu machen.“

Beim Weggehen aus dem Schlosse sprach Herr Thiers im Generalstabsquartier vor, welches sich in dem Pavillon der Tuilerien befand, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli stößt. Der halbe Premierminister — denn er war noch weit entfernt, ein ganzer zu sein — vernahm aus Bugeaud's Munde Klagen über die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Unausgiebigkeit der zur Verfügung stehenden Munition. Dessenungeachtet war jedoch der Marschall voll Zuversicht und traf seine Anordnungen mit Sicherheit und Bestimmtheit. Sein guter Muth ermuthigte auch Herrn Thiers, so daß der kleine Rothhaarige ziemlich beruhigt auf die Ministersuche ging.

Die Zahl der Truppen, über welche Bugeaud verfügte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marschall, welchen die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf dieselbe, sondern verließ sich nur auf die Linie, für welche mittelst Telegrammen Verstärkungen aus dem der Hauptstadt nächstliegenden Garnisonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde, als Bugeaud in der Nacht den Oberbefehl übernahm, war die Hauptmasse seiner Streitkräfte in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während schwächere Abtheilungen den Platz der Bastille, das Hotel de Ville, die Polizeipräfectur und das Pantheon besetzt hielten. Das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwischen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Bastilleplatz, befand sich in den Händen des Aufstands, welcher seit der verhängnißvollen Abendstunde des 23. Februars, wo auf dem Boulevard des Capucines vor dem Hôtel Guizot's (Ministeriums des Auswärtigen) das eine Reform-Demonstration in eine Revolution verwandelnde Blutbad stattgefunden, an Umfang, Energie und Rüstung unermeßlich gewonnen hatte.

Digitized by Google

Ah, sie hatten sich's Mühe kosten lassen diese Nacht über, die anstelligen, falkenäugigen, sinthändigen Barrikadenkünstler der alten Lutetia, der „ultima ratio regum“ die „ultima ratio populi“ entgegenzustellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunst erbaute Barrikaden, wozu, andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumstämme und 1,277,000 Pflastersteine verwandt worden waren. Im Besitze dieser Hunderte von improvisirten Citadellen, schickte das Volk von Paris sich an, die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeschichte, wieder einmal mit Anstand, Virtuosität und Grazie durchzuführen. Die Riesenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Gemüther zu beruhigen, in den Reihen der Insurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampflust nur gesteigert. Das Erscheinen des Moniteur am Morgen war nicht geeignet, diese Stimmung zu beschwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in seinem nichtamtlichen Theile die vage Notiz von der bevorstehenden Einsetzung eines Ministeriums Thiers-Barrot, in seinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marschall Herzog von Jüty gegeben worden sei. „Was?“ schrieen die Barrikadenmänner, „Bugeaud? Der kaiserlicher von der Rue Transnonain, der das Blut des Volkes wie Wasser vergossen hat, der Henkershache des Systems, dessen Sophist und Jchut Guizot ist? Daran erkennen wir, was an allen den Reformversheißungen ist. Weg damit und „aux armes, citoyens!“ Noch erhob sich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Massen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeständnisse im Sinne der Reform zu beschwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen gewesen wären. Aber mit jeder in diesem Sinne unbenützt verfließenden Stunde, Viertelstunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde eine zum Aeußersten entschlossene. Scheude Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Katastrophe. Auf den Stirnen republikanischer Führer glänzte Heiterkeit und um ihre Lippen spielte ein Hoffnungslächeln: sie spürten in allen Fibern, daß dieser Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig gewesen, das Feld, auf welchem er dem Volke die voraussichtlich bevorstehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: die Boulevards und die Seinequais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hôtel de Ville, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Bastilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis miteinander verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Militärschule, das Palais Bourbon (Sitzungslocal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfectur und das Pantheon. Der Marschall hatte beschlossen, einen Angriff von Seiten der Insurrection nicht abzuwarten, sondern demselben durch agressives Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschcolonnen. Die erste derselben sollte, geführt vom General Sebastiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hôtel de Ville vordringen, wohin sie auch, um fünf Uhr vom Carrouselplatz abmarschirend, um sieben Uhr wirklich gelangte. Die zweite Colonne marschirte unter Führung des Generals Bereau um halb sechs Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Aufgabe, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und diese entlang auf den Bastilleplatz zu gelangen. Die dritte Colonne setzte sich, befehligt vom Oberst Brunet, gegen sechs Uhr in Bewegung, um, durch die Straßen Saint-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique marschirend, den beim Pantheon stehenden General Renault zu verstärken. Die Führer dieser Angriffscolonnen hatten Befehl, die Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerstand energisch niederzuschlagen. Eine vierte Colonne behielt Bugeaud unter seiner eigenen Hand. Er wollte damit im Rücken der zwei ersten operiren, um jede Wiederherstellung der genommenen und zerstörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geschwader endlich sollte unter dem Befehl des Generals Rulhières als Reserve auf dem Carrouselplatze zurückbleiben. Von der Nationalgarde glaubte der Marschall bei seinen Anordnungen ganz absehen zu dürfen. Ein schwerer Irrthum! Denn die Reformstimmung der überwiegenden Mehrheit der Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Blousen“ sympathisiren, und das Erscheinen der ersteren an der Seite der letzteren verdoppelte und vervreifachte die Unlust der Soldaten, auszudauernd und rücksichtslos für das Julikönigthum sich zu schlagen. Für dieses wurden, wie so oft für stürzende Gewalten, jetzt sogar seine guten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter diesen guten Seiten hatte Louis Philipp's skandhafte Friedensliebe die erste Rolle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementssucht der Armee nur ein Laster sah. In ihren Reihen war der „Bürgerkönig“ längst entpopularisirt und, Alles zusammengehalten, war demnach zum energischen Schlagen für das Bestehende von der ganzen bewaffneten Macht nur die „Municipalgarde“ entschlossen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Corps, die Blüthe der straffen Militärsubordinaten.

Trotz alledem wiegte sich Bugeaud, den Grad der Entschlossenheit, Thatkraft und Rücksichtslosigkeit Anderer, namentlich des Königs, an dem seiner eigenen messend, in der trügerischen Hoffnung eines Triumphs, dessen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er seine Angriffscolonnen in Marsch gebracht hatte, setzte er sich hin und schrieb an Herrn Thiers: „Schon lange hab' ich vorhergesehen, mein Freund, daß wir beide berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entschluß ist gefaßt, ich habe meine Schiffe verbrannt. Sowie ich die Emeute besiegt haben werde — und wir werden sie besiegen, denn die Lässigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterstützung von dieser Seite sollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminister in das von Ihnen gebildete neue Ministerium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberstegliches Hinderniß ausmacht ....“ Eine fast in's Komische fallende Probe menschlicher Selbsttäuschung fürwahr! Längstens zwei Stunden nach Niederschreibung dieser Zeilen war die „Emeute“ entschieden obsiegt und in unwiderstehlichem Vorschritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieser Stunde geschah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris stets als eines der Ausschlag gebenden gegolten hat. Die Zöglinge der polytechnischen Schule erklärten dem Chef der Anstalt, daß sie sich an dem Aufstand betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, bewaffneten sich und eilten schaarenweise nach den verschiedenen Kampfplätzen, um sich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher und höher gingen. Schon befanden sich wichtige strategische Punkte, z. B. die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kasernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes, andere waren dicht von demselben eingeengt. Mehr und mehr sahen sich die operirenden Truppenkörper voneinander abgeschnitten und, ermattet, hungrig und kampfunlustig, wie sie waren, immer hülfloser in das ungeheure Straßennetz verstrickt, dessen Maschenknoten die Barrikaden bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unenthülltes Staatsgeheimniß.

Historische Skizze von Georg Hiltl.

Die Parks und Salons des berühmten Schlosses zu Versailles hatten schon mancherlei wunderbare und eigenthümliche, merkwürdige und berühmte Persönlichkeiten zwischen ihren Bäumen wandeln sehen und in ihren Mauern beherbergt. Was war seit der Erbauung des mächtigen Königssitzes Alles daselbst verhandelt? Von dort aus entschied sich fast ein Jahrhundert lang das Geschick Europa's, in jenen dunklen Laubgängen, an jenen blauenden Cascaden und großartigen Springbrunnen entspannen sich die verwickelten, tausendfachen Fäden bedeutungsvoller Palastintriguen. Dort schürzten die schönen Hände ehrsüchtiger, genialer Frauen die Maschen zu den einen Weltheil umstrickenden Netzen. Versailles war es bekanntlich, dessen schiefangelegte Fenster in einer Schloßbeamtenwohnung den unheilvollen Krieg Frankreichs gegen die Pfalz entzündeten; um eines allzuschräg eingesetzten Fensters willen ward das herrliche Schloß zu Heidelberg eine Ruine.

Und noch gar manche ähnliche Dinge lassen sich aus Versailles

Digitized by Google

berichten. Es war ein großes, offenes, zugängliches Haus! Man hätte meinen sollen, dort seien keine Geheimnisse vorhanden, und doch gab es deren genug. Vieles zog dort aus und ein, was den Besuchern ein Räthsel blieb; sie sahen die Person, sie sprachen mit ihr, aber ihre Wirksamkeit verstanden sie nicht, ihr geheimnißvolles Treiben barg sich unter glänzender Hülle, genialer Leichtfertigkeit oder stummer Unterwürfigkeit. Der Sieur d'Artagnan, Herr v. Saint Mars, Griffet, Fouquet; dann die Mitwisser des gräflichen Geheimnisses der eisernen Maske ꝛc., welch' eine Fülle von Mysterien bargen sie in ihrer Brust!

Als der siebenreiche Ludwig XVI. den Thron bestiegen hatte, wurden die räthselhaften Persönlichkeiten seltner. Der König war kein Freund von solchen historischen Raritäten. Um so größer war die Neugierde des Hofpersonals, als im Jahre 1777 eine Erscheinung anstauchte, welche ganz geeignet war, ein Heer von Vermuthungen auszurüsten und die sonderbarsten Verstellungen zu erzeugen, eine bisher noch nicht dagewesene Erscheinung.

An einem Tage im Augustmonate war die Einfahrt zu dem großen Hofe förmlich belagert von Hofleuten beiderlei Geschlechts. Man raunte einander in die Ohren, man tuschelte, man redte die Hälse. Der König war mit seiner ganzen Familie anwesend. Er hatte schon seit dem frühen Morgen es sehr mißfällig bemerkt, daß sich verschiedene Unbefugte eingefunden hatten. Diese waren aus keinem andern Grunde gekommen, als um das räthselhafte Geschöpf zu sehen, dessen Ankunft Ludwig XVI. erwartete.

Sehr bitter wurden die Gaffer entlassen. Nach langem Harren erblickten sie zwar die ersehnte Kutsche, welche das Wunder barg, aber die Fenster dieser Kutsche waren durch grünseidene Vorhänge dicht geschlossen. Die Pferde wurden durch den Kutscher zu rasender Eile getrieben, und zum großen Verdruß des schaulustigen Publicums fuhr der Wagen nicht in den großen Hof, sondern beg dicht vor dem Gitter links ab, lenkte in den Seitenhof ein und hielt dann am Fuße der kleinen Treppe, von welcher aus man direct in die königlichen Zimmer gelangte und auf deren letzter Stufe Ludwig XV. den Messerstich von Damiens' Mörderhand empfing. In diesem gleichfalls vergitterten Vorplatze erhielt aber Niemand Zutritt, wenn der König nicht Empfangtag anbefohlen hatte, und so mußten die Getäuschten mit langer Nase abziehen.

Der auf dem Wagenschlage stehende Lakai öffnete und half einer reichgekleideten Dame aus dem Wagen. Die Dame war tief verschleiert. Sie stieg die Stufen hinan, ging langsam, aber seft auftretend, durch den Corridor bis in das Vorzimmer des Königs und blieb dort stehen, während der dienstthuende Kammerherr die Meldung von ihrer Ankunft machte. Nach kurzem Harren öffnete sich die Thüre zu den Zimmern des Königs. Derjenige, der sie öffnete, war der Monarch selbst. Er winkte der Verschleierten sehr artig hereinzukommen und sprach die einer Dame gegenüber allerdings seltsamen Worte: „Treten Sie näher, mein Herr Chevalier!"

Die große Gesellschaft im Hofe hatte nun freilich nicht Gelegenheit bekommen, das seltsame Geschöpf in der Nähe zu betrachten, allein die wenigen, die sich im Vorzimmer des Monarchen befanden, waren um so schneller bereit, ihre Bemerkungen mitzutheilen. Das Wunderbarste an der ganzen Sache war aber, daß alle Welt die Person selbst kannte, daß man von ihrem früheren Leben ziemlich genau unterrichtet war, nur die Verwandlung des Costüms blieb das Räthselhafte.

Jene Dame nämlich, welche der König Ludwig XVI. am 19. August 1777 so artig empfing, war Niemand Anderes, als der Chevalier Timothée d'Eon de Beaumont, bekannt in der Welt der Höfe unter dem Namen Chevalier d'Eon.

Aber dieser Chevalier trug Weiberkleidung. Wie war er in diese gekommen? D'Eon war bekannt als tüchtiger Soldat, gewandter Staatsmann, unerschrockener Duellant und Mann von gediegener Bildung. Am 5. October 1728 zu Tonnerre in Burgund geboren, hatte er nach vollendeten Studien durch den Prinzen Conti eine Anstellung bei der Gesandtschaft in Rußland erhalten. Der verschlagene junge Mann leitete nun fünf Jahre lang die geheime Correspondenz der Kaiserin Elisabeth mit Ludwig XV. Er war eine der fürsten Federn, welche den mächtigen Bestuscheff in die Lüfte schnellten. 1758 trat der Chevalier in die Reihen der französischen Armee als Rittmeister des zweiten Dragonerregiments. Hier war er einer der unerschrockensten Kämpfer, bei jeder Veranlassung war sein Degen blank, und vielleicht ist hierin die einzige Erklärung zu suchen, warum einem bedeutenden Diplomaten, einem bewährten Officier, einem Soldaten, dessen Brust viele Orden zierten, einem Gelehrten und einem mit den wichtigsten Geschäften beauftragten Agenten der Regierung durch zwei Monarchen der Befehl werden konnte, zeitlebens Weiberkleider zu tragen und sein Geschlecht zu verleugnen.

D'Eon war in der That ein Räthsel während seines Lebens. Die zahllosen Scenen, welche er schon vor der sonderbaren Metamorphose seiner äußern Erscheinung veranlaßte, würden ein ziemlich umfangreiches Buch füllen. Hier einige, welche verhängnißvoll für ihn wurden.

Während des Herbstes 1770 erfüllten ganz London die Berichte eines fast pöbelhaften Auftritts, welcher sich zwischen angesehenen Beamten der französischen Gesandtschaft ereignet hatte. An dem Vormittage des 20. August 1770 lag der Gesandtschaftssecretair Chevalier d'Eon nachlässig auf seinem Sopha ausgestreckt. Er hielt ein Buch in der Hand und wollte sein Haupt soeben in die Kissen senken, als der eintretende Diener einen Herrn von Bergy anmeldete. Der Chevalier nahm den Besuch an, hieß den Eintretenden freundlich niedersetzen und fragte nach seinem Begehr.

„Ich bin ein Mann der Feder," entgegnete der Herr von Bergy. „Ich wünsche England den Franzosen bekannter zu machen, als es bisher geschehen, und möchte, daß die Franzosen in England besser gekannt würden. Ihr Name, Herr Chevalier, ist ein so geachteter, daß ich bei meinen Bestrebungen gern auf Ihre Beihülfe zählen möchte."

„Sie besitzen Empfehlungsschreiben?" fragte d'Eon mit leichter Verbeugung.

„Wänner wie ich bedürfen derselben nicht, sonst könnte ich hundert für eines aufzeigen."

„Es wäre aber doch vortheilhaft für Sie, mein Herr, wenn Sie Briefe an den Gesandten Frankreichs, Herrn von Guerchy, mitgebracht hätten."

„Ich brauche keine Briefe. Mit dem Grafen Guerchy habe ich so häufig soupirt und mich mit ihm in Gesellschaft der Marquise Villeroy und Frau von Virré amüsirt, daß ich in ihm einen Freund finde, der mich mit offenen Armen, mit dem Rufe: Willkommen, mein Bergy!' empfangen und mir die Wange küssen wird."

Dies war der Anfang einer Unterhaltung, die sich bald um gleichgültigere Dinge drehte. Oefters Besuche des Herrn v. Bergy bei dem Chevalier d'Eon fanden statt. Endlich verfuchte Herr von Bergy, durch Vermittelung des Chevaliers Briefe nach Frankreich zu befördern. D'Eon, mißtrauisch gemacht, öffnet die Briefe und findet eine sehr frivole Correspondenz zwischen Bergy und einer berüchtigten Dame, gleichwohl waren die Briefe mit der Adresse des Herzogs von Choiseul versehen. Welchen Antheil der Herzog an dieser Intrigue gehabt, das ist nie klar geworden.

Kurze Zeit darauf schickte Herr von Bergy einen Aufsatz über England zur Prüfung an d'Eon ein, der ihm das Manuscript zurückſendete. Der Aufsatz enthielt nur Standalosa. Der Chevalier, der während des erlebigten Gesandtschaftspostens in London die Geschäfte Frankreichs geführt hatte, war durch das Erscheinen des Herrn von Guerchy entschieden beleidigt. Man hatte einen Mann mit der Würde des Gesandten betraut, der nicht so in die Geheimnisse des Staates eingeweiht war, wie d'Eon. Die Folge davon mußte eine Gereiztheit sein, der sich Mißtrauen zugesellte, und so betrachtete denn der Chevalier den mystischen Herrn von Bergy auch bald als ein Werkzeug seiner Feinde, wenigstens konnte er nicht daran zweifeln, daß er einen Abenteurer vor sich habe.

D'Eon war freilich eine in gewissem Sinne gefährliche Person. Er besaß eine große Menge von Briefschaften und Papieren der wichtigsten Art. Seine Depeschen zu den russischen Höfen einerund dem französischen Hofe andrerseits müssen sehr verrauter Natur gewesen sein. Indessen bleibt es immerhin räthselhaft, weshalb man nicht zu dem unter Ludwig XV. so sehr beliebten Mittel der Einsperrung in die Bastille griff, sondern ein anderes wählte, das an Bizarrerie seines Gleichen suchte: den Chevalier d'Eon in ein Weib zu verwandeln. Hierzu eben scheint die Person de Bergy's benutzt worden zu sein.

Nicht lange nämlich nach diesen räthselhaften Besuchen bei d'Eon, deren Zweck nie ganz aufgeklärt worden ist, erschien de Bergy in den Salons des Gesandten, Grafen Guerchy. Der

Digitized by Google

Chevalier, dem die Anwesenheit Bergy's unbekannt war, reichte seinen Arm der Gesandtin, um sie in das Gesellschaftszimmer zu führen.

„Kennen Sie einen Herrn von Bergy?“ fragt die Dame.

„Nein, Madame. Ich habe keine Bekanntschaft mit Lumpen und Aufschneidern.“

„Aber, mein Gott, er rühmt sich Ihrer Freundschaft.“

„Er ist ein Lump, Frau Gräfin, der sich ein Ansehen geben und Jedermann glauben machen will, er verkehre mit den ersten Leuten des Staates. Ich verleugne seine Bekanntschaft.“

„Halten Sie wenigstens Frieden.“

Man trat in das Gesellschaftszimmer. Hier war die auserlesene diplomatische Versammlung zu finden, und d'Eon bemerkte mit Erstaunen, daß Bergy ganz vertraulich in eifriger Unterhaltung mit dem Grafen Guerchy begriffen war.

„Die Herren kennen sich?“ fragte der Graf, dem Chevalier den Gast vorstellend.

„Ich kenne diesen Herrn nicht,“ betonte d'Eon. „Ich erwarte seine Empfehlungsbriefe.“

„Sie kennen mich nicht, Chevalier?“

„Nein, mein Herr. Auch der Herr Gesandte läßt Ihnen die Wangen nicht, obwohl er mit Ihnen bei der Herzogin von Villeroy und Frau von Brrré soupirt hat.“

Die ganze Versammlung durchtönte ein Gemurmel des Erstaunens. Bergy war ihnen Allen nur eine ganz gewöhnliche Persönlichkeit, wie sie hundertweise in den Salons auftauchten. Hatte der Gesandte irgend einen Grund, seine Beziehungen zu Bergy zu verheimlichen?

„Ich habe nie mit Herrn de Bergy soupirt, und kenne ihn heute zum ersten Male kennen,“ sagte der Gesandte ruhig.

„Dann hat Herr de Bergy gelogen,“ entgegnete d'Eon mit gleicher Mäßigung.

„Diese Unverschämtheit, mein Herr, fordert Genugthuung,“ schrie Bergy wüthend.

„Ich könnte Ihnen eine solche geben, Herr von Bergy, wenn wir uns nicht in den Salons des Gesandten befänden. Ob ich den Degen dazu anwenden würde, ist eine andere Frage,“ sagte d'Eon.

Man sollte nun glauben, der Gesandte müsse einem Manne, den er in so beleidigender Weise desavouirte, die Thür gewiesen haben — keineswegs. Er begnügte sich, die Herren um Ruhe zu bitten, und Herr von Bergy blieb im Salon, woselbst er sich auf das Unbefangenste in die Conversation mischte.

Am folgenden Tage, als der Chevalier d'Eon von einem Spaziergange in seine Wohnung zurückkehrte, meldete sein Kammerdiener: „Herr von Bergy war hier. Er fragte nach dem Herrn Chevalier, und da ich ihm sagte, Sie seien um 9 Uhr zu finden, entgegnete er in hochfahrendem Tone: „Morgen um 10 Uhr bin ich hier. Sagt nur Eurem Herrn, ich hoffe er werde sich nicht verleugnen lassen.“

„Aha! ein Duell,“ dachte der Chevalier. Er war bei Lord Halifax zum Diner geladen. Bei seinem Eintritt in den Speisesaal fand er die Gesellschaft schon versammelt. Plötzlich trat der Gesandte, Graf Guerchy, auf ihn zu und fragte mit lauter Stimme: „Sie sind noch in London, Herr Chevalier? weshalb haben Sie nicht gestern schon Ihre Abschiedsbesuche bei Sr. britannischen Majestät gemacht?“

Der Chevalier glaubte zu träumen. Er wies jedoch bald den Gesandten mit kurzen Worten zurecht und erklärte, daß er nur dem directen Befehle des Königs nachkommen werde. Man ging zu Tische. Graf Guerchy, Lord Sandwich und Mr. Grenville hatten den Chevalier, jeden Groll gegen Bergy zu vergessen und namentlich kein Duell anzunehmen. D'Eon weigerte sich. Halifax aber zog eine Schrift hervor, welche er dem Chevalier vorlegte und die er von demselben unterschrieben haben wollte. Die Schrift enthielt das Versprechen, niemals sich an Bergy's Person mit den Waffen in der Hand rächen zu wollen.

Das war sehr auffällig. Welche Gründe hatte man, den Abenteurer zu schützen? D'Eon weigerte die Unterschrift. „Ich habe ein Billet für heute Abend zur Oper genommen. Es ist fein, daß ich gehe.“ Mit diesen Worten schritt der Chevalier zur Thür. Sie war verschlossen. „Eine Falle für den Bevollmächtigten der französischen Krone?“ rief d'Eon den Degen ziehend.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Ein Gefreiter und acht Mann Gardesoldaten traten ein. Sie hatten die Bajonnette aufgepflanzt und besetzten den Eingang. „Unterschreiben Sie,“ rief Guerchy, „oder man wird Sie diesen Herren anvertrauen.“

„Das ist schreiende Gewalt, Herr Graf. Aber gerade diese Maßregel reizt meinen Widerstand. In Gegenwart der Soldaten unterschreibe ich nicht.“

Es entstand eine sehr bewegte Scene. Der Wortwechsel ward so heftig, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und vor Halifax's Hotel, in der Great George Street, sich zahlreiche Gruppen bildeten. Zwei Herren wurden von d'Eon mit Ohrfeigen tractirt, und endlich mußte die Wache abtreten. Nachdem Ruhe geworden, zog Guerchy eine königliche Ordre aus der Tasche, welche dem Chevalier d'Eon befahl, jene Schrift zu unterschreiben. Guerchy mußte die Ordre also schon für alle Fälle sich früher verschafft haben. D'Eon unterzeichnete.

Am folgenden Tage erschien Herr von Bergy um 10 Uhr und war sehr großmüthig. Ohne Zweifel sollte er d'Eon bis zum Aeußersten reizen und ihn zum Bruche seines schriftlichen Ehrenwortes bringen. Der Chevalier war jedoch zu sehr auf seiner Hut. Er unterdrückte den Dragoner und ließ den Diplomaten erscheinen. Er führte den Herrn von Bergy in sein Cabinet, worin verschiedene Säbel und Pistolen hingen. Hier zeigte sich die Feigheit des Abenteurers. Er glaubte nichts Anderes, als d'Eon wolle ihn tödten. Diese Aengstlichkeit benutzte der Chevalier. Bergy mußte ein Billet unterschreiben, in welchem er versprach: „Sich binnen vierzehn Tagen von dem Verdachte, ein Spion oder Aventurier zu sein, zu reinigen, widrigenfalls Jedermann das Recht haben solle, ihn einen ehrlosen Menschen zu nennen.“ Er hat sich nie von diesem Verdachte gereinigt. D'Eon schickte eine Copie des Briefes an Guerchy mit folgenden Zeilen:

„Ew. . . . sende ich die Copie des Briefes, den Herr von Bergy mir geschrieben. Er wird zu thun haben sich zu reinigen. Mit Ihnen, Herr Graf, rechne ich später ab. d'Eon.“

Hier endete vorläufig die eigenthümliche Geschichte, deren Gang, Zusammenhang und Fäden niemals beleuchtet oder blosgelegt worden sind. Was aber nun erfolgte, war noch weit eigenthümlicher. Graf Guerchy berichtete sofort nach Paris und verbehlte nicht, wie sehr er von dem leidenschaftlichen Charakter d'Eon's Alles zu fürchten habe; außerdem habe sein Sohn, der junge Graf Guerchy, geschworen, dem Chevalier, wo er ihn finde, den Degen durch den Leib zu rennen. Zur Verhütung großen Unheils werde es daher sehr gut sein, den Chevalier d'Eon aus London abzuberufen.

Hier beginnen neue und größere Mysterien ihre Schleier auszubreiten. Ludwig XV. ließ den Chevalier zurückrufen. Zugleich aber erfolgte eine Sendung von 12,000 Livres an d'Eon, „damit er anständig in London auftreten könne.“ D'Eon blieb.

Plötzlich tauchten in allen Salons, in allen Clubs, sogar in einigen Zeitungen, wie Daily Advertiser, Gerüchte auf, welche den in Scandale mit den Guerchys verwickelten Chevalier d'Eon in ein Weib verwandelten. Man erzählte sich als aufgetauchte Sache: d'Eon sei eine Frau, sie habe lange Zeit alle Welt getäuscht, sei in Dragonertracht in's Feld gezogen, bei Minden verwundet worden, wobei man ihr Geschlecht entdeckt und sie nur durch vieles Bitten und großen Einfluß wieder die Erlaubniß erhalten habe, Männerkleider zu tragen.

Man wies auf die weibischen Züge, die runden Körperformen der Amazone hin, auf den unbedeutenden Schimmer eines Bartes, und die feine, fast melodisch klingende Stimme. Letztere Behauptung war noch die schlagendste, denn der Chevalier sprach in der That sehr fein, und nur im Zorne nahm sein Ton eine etwas tiefere Klangfarbe an. Wer diese Gerüchte in Schwang gebracht, mit welcher Hülfe sie in die Massen gelangten, das ist schwer zu beweisen. Daß sie von dem Hotel der französischen Gesandtschaft ausgingen, unterliegt keinem Zweifel. Am auffälligsten mußte das harmäckige Schweigen des Chevaliers erscheinen. Er konnte durch eine Erklärung die Gerüchte zerstreuen — er schwieg nicht nur, er ließ sogar hier und da Reden fallen, in denen er selbst sein Geschlecht zu verleugnen schien. Die sprüchwörtliche Berrücktheit der Engländer machte sich wieder bei dieser Gelegenheit bemerkbar. Man ging angeborene Wetten bezüglich des Chevaliers ein, man suchte sich an ihn zu drängen, und bald war die Meinung festgestehend, daß d'Eon ein Weib sei.

Aller Zweifel, den Einer oder der Andere hegen mochte, schwand

Digitized by Google

Chevalier Timothée d'Eon de Beaumont,

Doctor beider Rechte, französischer Dragoner-Capitain und Adjutant des Marschalls Herzog von Broglie ꝛc. ꝛc. ꝛc. *

aber vollständig, als eines Abends der Chevalier in die Loge des Opernhauses — in Weiberkleidung trat. Die Sensation war ungeheuer. Man denke sich: ein Diplomat, Soldat, Duellant, Gelehrter, Lebemann, Raucher, Spieler — plötzlich als Dame vor das scandalsüchtige Publicum tretend! Ueber 30 Jahre hatte also die Täuschung gedauert.

Tags darauf empfing die Chevalière zwei Heirathsanträge von hohen, für die Irrenanstalt reifen Lords.

Der Befehl, Weiberkleider zu tragen, war dem Chevalier vom französischen Hofe aus zugegangen. Aus welchem Grunde? weshalb nahm d'Eon diesen Befehl willig und gehorsam hin? Die Meinung Derjenigen, welche ihn nicht für ein Frauenzimmer, sondern für einen verkappten Mann hielten, war: „daß man dem Chevalier die Tracht eines Geschlechtes anbefohlen, dem man Alles verzeiht, weil man ein Duell mit Guerchy oder dessen Sohn gefürchtet habe." Sollte aber dafür die Regierung nicht weniger auffallende Mittel gewußt haben? Würde der leidenschaftliche d'Eon so ohne Weiteres auf die scandalöse Vermummung eingegangen sein, nur um ein Duell zu verhindern? Weshalb fügte er sich willig und nährte sogar die Zweifel? Die Verleumdung und ihr Organ, die Chronique scandaleuse, säumten denn auch nicht, recht bald einen triftigen Grund für die Verwandlung des Chevaliers herauszufinden.

„Sie wissen jetzt noch nicht," fragte Einer den Andern, „weshalb d'Eon Weiberkleider tragen muß?"

„Nein! Woher denn Ihre Kenntniß in der Sache?"

„Bah! Oeffentliches Geheimniß. Die Gattin Georg's III., Sophie Charlotte, hat die zärtlichste Neigung für den Chevalier gefühlt. Der König überraschte eines Tages ein Rendez-vous, und der Leibarzt der Königin, um deren Ehre zu retten, gab vor, d'Eon sei ein Frauenzimmer. Georg III. erkundigte sich bei Ludwig XV., worauf dieser, um die Schmach seines königlichen Freundes zu verbergen, sofort die Aussage des Arztes bestätigte; damit aber der Ausspruch Ludwig's volles Gewicht habe, mußte der Chevalier fortan Weiberkleider anziehen."

Die Ungereimtheit dieser Behauptungen liegt auf der Hand. Ludwig XV. als Ehrenretter des englischen Hofes —! Uebrigens war die Tugend Sophie Charlotte's stets über jeden Zweifel erhaben.

Die politischen Begebenheiten ließen den Chevalier d'Eon bald

* Unserer Abbildung liegt ein von Ducreux gemaltes und von Cathelin gestochenes, jetzt äußerst seltenes Portrait zu Grunde. D. Red.

Digitized by Google

wieder in Vergessenheit kommen. Erst beim Tode Ludwig's XV. erinnerte man sich seiner. Würde Ludwig XVI., dem Nichts verhaßter war als Scandal und Ausfälligkeiten, der Chevalier dennoch zwingen seine Weiberrolle fortzuspielen? Man glaubte es nicht. Allein man täuschte sich.

In London erschien einer der gefürchtetsten und genialsten Männer seiner Zeit, Beaumarchais, um im Auftrage des Königs mit d'Eon zu unterhandeln. Der Chevalier besaß Papiere von höchster Wichtigkeit. Ludwig mußte sie in Händen haben. Beaumarchais begann Unterhandlungen mit d'Eon. Sehr wunderbarer Weise hat selbst ein Mann von Beaumarchais' Berschlagenheit geträumt werden können. Er scheint d'Eon wirklich für ein Frauenzimmer gehalten zu haben und dazu für ein solches, dessen Neigung er gewonnen zu haben glaubte. Wahrscheinlich hat der Chevalier, auf die Eitelkeit Beaumarchais' ein wenig speculirend, Neigung geheuchelt, um für die in seinem Besitze befindlichen Papiere eine größere Kaufsumme zu erhalten. Zugleich aber mit dieser Summe kündigte Beaumarchais dem Chevalier auch den Befehl des Königs ein: die Weiberverkleidung abzulegen und öffentlich anzuerkennen, daß er ein Frauenzimmer sei.

Das war den Neugierigen zu viel. Wenn selbst Ludwig XVI. solche Befehle ertheilte, dann mußte es seine ganz absonderlichen Ursachen haben und immer dichter zog sich der Schleier, der das Geheimniß verhüllte. Beaumarchais ging nach Paris, mit sich führte er den eisernen Kasten, welcher die gekauften Papiere enthielt. Wie vieles lag verborgen in diesen Schriften? in welchen Verhältnissen mußte die räthselhafte Person zu dem Hofe von Frankreich gestanden haben, die im Besitze solcher Geheimnisse war, deren Körper nun die langen Gewänder der Frauenkleidung bedeckten, ein Befehl, der sie den Ungelegenheiten lästiger Neugierde und dem Spotte frivoler Müßiggänger jeden Standes aussetzte? Alle Combinationen wurden zu Schanden.

Neues Erstaunen! der Chevalier erhielt 1777 die Erlaubniß, nach Frankreich zu kommen und sich bei Hofe in Weiberkleidern zu präsentiren. Er erschien, wie oben erzählt, am 1!). August in Versailles.

Nachdem der König die Dame in sein Zimmer geführt, hatte er eine kurze Unterredung mit ihr. Hierauf geleitete er sie in die Gemächer der Königin Maria Antoinette. Die Königin stand, von ihren Damen umgeben, auf einem Perron, der sich nicht vor den Zimmern befand und in eine Terrasse auslief, deren Stufen in den Garten hinabführten. Da waren sie Alle, jene schönen Gestalten: die Lamballe, die Polignac, die sanfte Elisabeth, der Graf von Artois, der wüste Orleans, Alle, die später in den ungeheuren Wirbeln der Revolution ihr Ende finden sollten.

Der König präsentirte die geheimnißvolle Dame den versammelten Herrschaften. Die Chevalière verneigte sich tief und verharrte in einer Art von Bezauberung der Königin gegenüber, welche wiederum das zweifelhafte Wesen aufmerksam betrachtete. Es entstand eine äußerst peinliche Pause. Die Königin wollte derselben ein Ende machen und schritt auf die Chevalière zu, als plötzlich der Staatsminister Herr von Vergennes mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zwischen sie und die Chevalière trat. Man sah, wie Vergennes der Königin etwas zuflüsterte, die Königin sich leicht die Lippe biß und ihr schönes Haupt schüttelte. Fast in demselben Augenblicke kam der König hinzu, es entspann sich eine kurze Unterredung, welche damit endete, daß König, Königin und Minister der Dame d'Eon eine Verbeugung machten und, ohne weiter mit ihr zu reden, den Saal verließen. Die ganze Versammlung folgte, und die betroffene Chevalière sah sich mit dem Kammerherrn Monsieur de Genet allein. D'Eon's Erstaunen war kein geringes. Sich wie ein der Menagerie entflohtes Thier betrachtet und dann von Allen feindlich gestoßen zu sehen, das hatte er nicht erwarten können. Genet suchte das betroffene Wesen zu zerstreuen, indem er einen Gang in den verschlossenen Park vorschlug. Mechanisch folgte d'Eon.

Kaum waren sie durch eine Allee geschritten, so bemerkten Beide eine Dame, welche aufmerksam die Bewegungen der Chevalière aus der Ferne betrachtete. Als sie d'Eon erkannt zu haben glaubte, eilte sie auf ihn zu. Es war die Prinzessin von Lamballe. Genet trat zurück.

„Die Majestät bittet Sie, Madame, ihr nicht zu zürnen," begann die schöne Prinzessin mit weicher Stimme. „Sie selbst werden erfahren haben, daß es mächtige Dinge giebt, denen wir Alle unterworfen sind."

„Ich habe es erfahren," sagte d'Eon seufzend. „Obwohl, Hoheit, ich doch nicht entrüstet kann, weshalb ein solcher Empfang mir zu Theil wurde."

„Weil Sie ein Staatsgeheimniß sind. Mit den Geheimnissen des Staates soll die Königin nichts zu schaffen haben, meinen Se. Majestät der König und der Herr Minister."

„Weshalb stellte man mich dann überhaupt in Versailles vor?"

„Man war Ihnen und Ihrem Namen diese Auszeichnung schuldig."

„Meine Laufbahn wird beendet sein," seufzte die Chevalière. „Sie begann im Weiberrocke, und mit ihm angethan werde ich auch wohl sterben."

„Also sind Sie doch der Chevalier d'Eon?" rief die Prinzessin, einen Schritt zurücktretend. „Sie müssen diese Kleider tragen, die eines Mannes unwürdig sind, gezwungen, auf Befehl?" und die schöne Dame betrachtete mitleidig die ungeheuren Spitzenärmel, die übermäßig lange Schleppe der schweren, seidenen Robe der Chevalière.

„Ich muß sie tragen, Prinzessin. Weshalb? das darf nie über meine Lippen kommen. Jedenfalls hat man heute die Königin über die Gründe aufgeklärt, welche zwei Monarchen bewogen, mich mein Geschlecht verleugnen zu lassen. Sprechen Sie ja nicht darüber. Viele Dinge sind gefährlich, wenn man Mitwisser derselben ist. Daß die Königin nicht weiter mit mir sprach, finde ich natürlich. Man hat mich nicht geschont."

„Weshalb aber, Chevalier, entziehen Sie sich nicht gewaltsam diesem Zwange? Sie dulteten ihn schon unter dem vorigen Könige!"

„Ich habe ihn schon früher geduldet. Es sei dies die einzige Aufklärung, welche ich zu geben mir erlaube. Theilen Sie solche Ihrer Majestät mit. Vielleicht finden Sie darin die Quelle meines Unglücks. Als ich die diplomatische Carriere einschlug, war ich jung, sehr jung und sehr schön. Ein geheimnißvolles Etwas verfolgt mich seit meiner Geburt. Wer es an meine Fersen heftete — ich weiß es nicht, aber bereits in meinem sechsten Jahre hatte man das Gerücht verbreitet, ich sei ein Mädchen, meine Mutter habe, aus Furcht vor ihrem Gatten, der durchaus männliche Nachkommenschaft besitzen wollte, mich gleich nach der Geburt fortgeschickt und, während mein Vater im Felde, mir bei einer Bäuerin eine männliche Erziehung geben lassen. Diese Gerüchte waren albern, aber die Menge glaubte sie. War es doch wieder ein Geheimniß mehr in einer adligen Familie unseres Departements. Als ich nun, wie gesagt, in die diplomatische Laufbahn trat, ließ mich eines Tages mein Gönner, der Prinz Conti, rufen. ‚Sie sind gewandt', Chevalier, sind mit Kenntnissen ausgestattet. Wollen Sie Ihr Glück machen?' so fragte er. Ich bejahte schnell. ‚Gut! halten Sie sich bereit, morgen nach Petersburg abzureisen. Sie kommen an den Hof der Kaiserin Elisabeth.' Ich flugte. Meine Einwilligung hatte ich aber gegeben, ich reiste ab. In Petersburg angekommen, ward ich vorsichtig in das Hotel des Gesandten, Herrn von la Negniere, geführt. Am folgenden Tage sollte ich der Kaiserin vorgestellt werden. Ich wußte nicht, in welcher Eigenschaft. Mein Titel lautete: Gesandtschaftssecretair; doch hatte ich außer dem Gesandten kein Mitglied des Personals der Ambassade kennen gelernt. Ich fand mich, elegant gekleidet, früh morgens wieder ein. Lächelnd betrachtete der Gesandte meine Toilette. ‚Sie werden andere Kleidung anlegen müssen. Diese ist nicht für Ihre Stellung geeignet.' ‚Ist sie nicht reich genug?' ‚Das wohl, aber — — kommen Sie.' Der Gesandte führte mich in ein Nebenzimmer. Hier fand ich auf Sesseln ausgebreitet eine war einfache, aber höchst werthvolle Damenrobe, Spitzenfächer, Schuhe — kurz Alles, was zur Toilette einer jungen Dame von guter Familie gehört. Ich barg mein Erstaunen nicht. ‚Dies sind Ihre Kleider,' fuhr der Gesandte fort, ‚legen Sie dieselben an. Mein Kammerdiener wird Ihnen behülflich sein und Sie auch frisiren. Es gilt einen Meisterstreich auszuführen. Sie können Ihr Glück machen.'

„Das Abenteuerliche reizte mich. Ich vollendete meine Verwandlung in ein Weib sehr bald und zu vollkommener Befriedigung des Gesandten und kam Ihnen sagen, daß ich selbst mich recht niedlich fand. ‚Hören Sie nun,' begann la Negniere, ‚für heute haben Sie nichts weiter zu thun, als der Kaiserin Gehorsam und Anhänglichkeit zu geloben. Sie wünscht eine Vorleserin. Wer

haben Sie als solche verstedet. Schweigen — das ist die Hauptbedingung. Es werden sonderbare Dinge durch Ihre Hände gehen. Jeden Morgen instruire ich Sie. Schweigen — Schweigen; ich wiederhole es. Das Amt einer Vorsteherin bringt Sie in stete Berührung mit der Person Elisabeth's, und daher sind Sie der beste Canal, durch welchen wir hinter dem Rücken der russischen Minister agiren können. Das weibliche Geschlecht ist unverdächtiger — daher Ihre Verwandlung.'

„Wir fuhren ab.“ Als wir bei der Kaiserin vorgelassen wurden, war sie ganz allein. Sie trug ein orientalisches Morgenkleid, rothe Hackenschuhe und eine Riviere von Brillanten um den Hals. La Regnière stellte mich unter dem Namen eines Fräuleinds de Thou vor. Die Kaiserin unterhielt sich lange mit mir. Ich schien ihr sehr zu gefallen. Beim Abschiede wollte ich ihr die Hand küssen. Sie zog mich zu sich und küßte meine Stirn. Ich muß anmerken, daß sie bald meine Verkleidung erfuhr. Drei Jahre lang gingen die Verhandlungen durch die Hände der verkappten Vorsteherin. Ich darf darüber sprechen. Denn weiß man auch nicht, daß ich Weiberröcke trug, so kennt man doch meine Wirksamkeit im Petersburg. Aber in jene Zeit fällt auch ein Vorgang, den ich ewig verschweigen muß und der einzig und allein die Ursache ist, daß Sie mich in diesen Kleidern sehen. Hier ruht das Geheimniß, und wie Strabo, der alte Geschrte, wenn er von den göttlichen Mysterien der Tempel redet, in welche auch er eingeweiht war, sage auch ich: ‚Hier muß ich schweigen.‘ Vielleicht hat man es heute der Königin mitgetheilt. Die Kaiserin Elisabeth ruht ja längst in der Gruft ihrer Väter. Nach Bestuscheff's Sturz legte ich meine Frauenkleider ab. Heute — —“

„Heute tragen Sie dieselben wieder, Madame, und werden sie vorläufig nicht mehr ablegen,“ sagte eine Stimme, zugleich trat ein Mann in die Allee.

„Herr von Sartines, der Polizeiminister!“ rief die Prinzessin.

„Ich selbst, Gnädigste! Frau von Beaumont, Ihren Arm.“

Die Chevalière reichte gehorsam ihren Arm dem Minister, grüßte die Prinzessin noch einmal und ging mit Sartines schweigend den Baumgang hinunter. Die Prinzessin sah Beide in die bereit gehaltene Kutsche steigen und durch das Gitter des Schlosses auf die Straße nach Paris fahren. Das war die Audienz des Chevalier d'Eon in Versailles. Er hat das Schloß nie wieder betreten. Seit jener Zeit aber trug er den Orden des heiligen Ludwig auf seinem Frauenkleide.

Arm, von Allen verlassen, lebte das geheimnißvolle Wesen nach der Revolution in London. Die Frauenkleidung war abgestreift, aber das Geheimniß geblieben. Endlich erbarmten sich die Freunde des alten Abenteurers und bereiteten ihm einen sorgenfreien Lebensabend. D'Eon, einst die Zierde der Salons, das Gespräch des Tages, stark still und fast vergessen am 21. Mai 1810. Die Revolution hatte ihn als Emigranten geächtet.

Des Staatsgeheimnisses vollständige Aufklärung ist Niemandem gelungen. Nur so viel hat sich herausgestellt, daß d'Eon wirklich dem männlichen Geschlechte angehörte. Der Chevalier selbst bewahrte das merkwürdige Geheimniß sogar inmitten seiner traurigsten Lebensverhältnisse sorgfältig und hat es unenthüllt in das Grab mitgenommen.

Blätter und Blüthen.

Moderner Schwindel. Zu St... sitzt der Schneidermeister F. K. in seiner Werkstatt bei seinen Gesellen, emsig am Werk und zuweilen mit den Früchten seines und ihres Fleißes; da pocht es an, und herein tritt der Postbote mit übergroßer Miene einen Brief — aus London. Aus London? An mich? — Ja, es ist so. Die Adresse ist richtig, der Poststempel auch. Und so öffnet er denn mit einigem Herzklopfen den Anzeigerer das Couvert, und entlangen kommt ihm ein feines Papier mit folgendem Inhalt: „Herr F. K., es ist für Sie, unter Ihrer vollständigen und richtigen Adresse, ein Paket aus Amerika angelangt, welches gegen Erstattung von zwölf Schilling (vier Thaler) für Porto Ihnen sofort zugeschickt werden soll.“ Damit und Unterschrift einer angeblichen Schiffs-Agenten-Firma. Was thut nun dieser Meister? Er selbst hat zwar keine nahen Verwandten drüben; aber welcher deutsche Handwerker hätte unter den 5 Millionen Deutschen in Nordamerika nicht einen Freund, einen Bekannten? Kann nicht irgend Einer von diesen seiner gedacht haben? — Und in solchen Dingen ist's so leicht, um Rath zu fragen. Aber möchte es den Verdacht kommen, daß er auf eine reiche Erbschaft hoffe? Und das Nachsehen hinterher? — Nein! Es bleibt Geheimniß, — aber in fünf Fällen unter zehn gehen die vier Thaler an die Londoner Adresse ab, und somit ist dort der Zweck erreicht: das verheißene Paket hat noch Niemand gesehen. Mit welcher Unverschämtheit diese englische Schwindlerbande arbeitet, ergiebt sich daraus, daß man in Paris allein die Ankunft von 500 solchen Briefen ermittelt hat. Viele derselben tragen die Unterschrift: „W. Lover & Co., Shipping Agents. 3 Glasshouse Street, Regent Street,“ andere geben als Wohnung Kings Terrace, Kings Road. Z. W. Nr. 15 an. Diese Firma hat auch ein „Departement etranger“, zu deutsch eine Abtheilung für Ausländische, mit Agenten in New-York und San Francisco. Das alltägliche Ansinnen auf die französischen Börsen veranlaßte die französische Gelandschaft in London, den Gaunern nachspüren zu lassen. Seitdem setzen sie sich in den Besitz deutscher Adressbücher, und sie haben bereits in Amerika genug Correspondenten, wie man uns von dort schreibt. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß, wenn das Geschäft nur einigermaßen rentirt, Deutschland mit solchen Briefen überschwemmt wird. Thue dann Jeder das Seine, dem nichtswürdigen Gesindel den Besuch zu verleiden!

Was ist gegen diese englischen Spitzbuben, die nur plump und faul betrügen, jener französische Professor für ein Engel der Wohlthätigkeit! Er hat in den besten und größten deutschen Zeitungen eine reigende, die freundlichsten Hoffnungen erregende Annoncirung erlassen an alle Diejenigen, welche mit einem Anfangscapital von nur 10 bis 15 Thaler und in einigen Nebenstunden des Tags ein jährliches Nebenverdienstchen von 300—350 Thalern erzielen wollen. Welcher fleißige arme Teufel wird das nicht wollen? Wenn nur die Fassung nicht gar zu hoch hinginge! Denn anstandig wird das beabsichtigte Geheimniß nicht verrathen. Da darben sich ein paar die erforderlichen Groschen ab und wagten die Anfrage, und — prompt war der Herr Professor — umgehend erfolgte die Antwort, natürlich gegen Postnachnahme von 2 fl. 50 kr. (1 Thlr. 23 Sr. 2 Pf.), und zwar mit dem Postsiegel „Frankfurt a. M.“ Und der Inhalt? Die Betreffenden fanden uns die ganze Correspondenz, für die Gartenlaube zu: eine „Anweisung zur Erziehung eines sicheren und bedeutenden Vermögens durch die Seidenzucht“ ist des theuren Portels schuldiger Lohn. Diese Anweisung ist lithographirt, datirt „Paris, den 1. Juni 1862“ und unterschrieben „Emile Chartier, Professer“; dabei liegt, wahrscheinlich nach dem Muster der Hoffschen Malz-Extracte-Lobpreisungen, ein empfehlender Brief eines Aloys Painter in Ejecza in Ungarn, der sich jedoch erst „der angenehmen Beschäftigung mit allen Kräften hingeben zu können und sich für der Hand nur für „die erste Idee“ bekannt. Daß in der „Calculation“ noch anderweite, in der Ankündigung verschwiegene Ausgaben von 5, 20 und 75 fl. vorkommen, macht freilich gerade für die Armen, denen er sein Evangelium gepredigt hat, das verheißene Glück noch schwerer erreichbar; allein ist es keine Schuld, daß arme Leute kein Geld haben? Und kann sich ihnen nicht irgendwo ein Credit eröffnen, der ihnen die Pforte der Seidenzucht dennoch aufschließt?

Dieser Credit — in der That, da winkt er schon! Und wo? Unbaukbare Deutscher, abermals in dem beobherigen treuen Albion! Da steht es, und Ihr hinter es in allen Zeitungen: „Capital-Bedürfniß kleinen Credit-Eröffnungen, Darlehen jeder Höhe, Wechsel, Accommodationen ꝛc. erhalten. F. S. & Co. 9 Flora-Terrace, Spur Road London S. E. erb. Franco-Briefe.“ Ein Freund der Gartenlaube, der diese Anzeige in dem Zweitauer Localblatte las, benutzte die Adresse zu einer Anfrage. Wir theilen die Schrift sätze, welche er als Antwort erhielt, den Namen des Einsenders ausgenommen, wortgetreu mit.

„12, Upper Stamford Street, Blackfriars.
London, 8. Mai 10. 1864.

Herrn Th.

In höflicher Erwiderung Ihres verehrl. Schreibens theilen Ihnen mit, daß das günstige Resultat einzegegener Erkundigungen uns veranlaßt, uns bereit zu erklären, Ihnen mit gewünschem Darlehn von Nthle. 600. Cour. zu dienen und zwar gegen Ihren Sola-Wechsel mit Nthle. 100. jährlich oder in einer Summe nach 3, 5 oder 7 Jahren zurückzahlbar. Zinsfuß 6%, per Jahr, zahlbar jährlich.

Sie wollen uns gefeel beschicken und anliegende Bedingungen genau gend qu. Indemnity Betrag mit Nthlr. 11. portug. oder sächsisch Papier Geld in Ihren verehrl. beigen recommandirten Anwerthschreiben unterzeichnen, damit wir sodann die Versügungen treffen und Ihnen die Anweisungen zukommen lassen können.

Achtungsvoll
Foreign Monetary and Credit Agenen Office.“
(Namensunterschrift unleserlich.)

Die angeführten „Bedingungen“ lagen in folgendem gedruckten Zettel bei, in welchem nur die Summen (Nthlr. 11. und Nthlr. 600. Cour.), ferner die Bemerkung „in deutschem Papiergeld“ und die Straße und Hausnummer mit Tinte eingeschrieben sind. Er lautet:

„Foreign Monetary and Credit Agency Office, London.

Der Credit- oder Darlehn-Suchende hat unter gewissenhafter und wahr beigegemäßer Angabe seiner Verhältnisse besonders speciell anzugeben:

Name, Stand und Wohnort.

Die Höhe der gewünschten Credit- oder Darlehn Summe, auf wie lange solche gewünscht wird, ob in einer Summe oder in Theil-Zahlungen rückzahlbar.

Welche Sicherheit geboten wird; ob durch Grundstücke, Hypotheken, Bürgschaft, Lebensversicherung, Schuldverschreibung, Wechsel, Documente, oder wodurch sonst.

Der Credit- oder Darlehn-Suchende hat als Bürgschaft der prompt

Digitized by Google

und gewissenhaft von ihm gemachten Angaben, für Register-Gebühren, nothwendiger Briefe entstehende Kosten, Auslagen rc. Rthlr. 11. bei der Summe von Rthlr. 600. Cour. in deutschem Papier-Geld als Indemnität miteinzusenden, ohnedem kein Gesuch berücksichtigt werden kann, da diese Maßregel zur Abhaltung unreeller und leichtsinniger Gesuche und zur Vermeidung großen Zeitverlustes und unnützer Correspondenz durch die Erfahrung bedingt ist.

Die strengste Discretion ist zugesichert. Nur frankirte Briefe werden angenommen.

Da Werth- oder sonstige Werthbriefe von und nach England nicht mit Werth-Angabe beziehnet sein dürfen, sondern „recommandirt" oder „charge" bezeichnet auf den Posten angenommen und befördert werden, so sind alle Briefe, welche Geld, Wechsel, Documente oder sonstigen Werth enthalten, „recommandirt" oder „chargé" abzuziehen und zu adressiren an die

Foreign Mountain Agency Office, London. S.

12. Upp. Stamford Street."

Wir brauchen hierlen Schriftstellen für unsere Leser keine Erklärung beizufügen; die Bedeutung der elf Thaler, die eingesandt werden müssen, ehe an das Geschäft zu denken ist, springt deutlich genug in die Augen, um „Kapital-Berichtigen" die englischen Wechselbäter in ihrer wahren Gestalt zu zeigen.

Wer aber sein Glück nicht aus den kentener Händen empfangen will, wird der widerstehen können, wenn es ihm aus der Stadt, der wir schon so viele Freuden verdanken, wenn es ihm aus Kopenhagen geboten wird? Den breit lieg nach Deutschland gewandten Worten und Ausdrücken ein „Plan der Industrie-Linien" zu einer „zweiundzwanzigsten (?) großen Waaren- und Staatsprämien-Vertheilung", d. h. zu einer Lotterie, deren „Gewinne" bestehen in „Gold- und Silberschalen, Uhren, Wagen, Feuerpaine, Tischgedecken, Leinen, und sonstigen werthvollen und feinen Gegenständen, sowie in Staatsprämien-Schienen, worauf die Summen von resp. Pr. Crt. 40,000 Thlr., 40,000 fl. rc. rc. gewonnen werden können (?)."

Zu dem beigedruckten „Avertissement" sagt dieser „Plan":

„1. Diese zweiundzwanzigste große Waaren- und Staatsprämien-Vertheilung besteht aus 32,400 Loosen ohne Nieten, und hat den Zweck, die bei den jetzigen Verhältnissen sich ganz darniedrer liegenden Industrie-Zweige zu heben und zu beschützen, welches um so mehr das verehrte Publicum veranlassen wird, sich bei diesem Unternehmen recht kurz zu betheiligen."

Wohlgemerkt: der „Plan" ist datirt: „Kopenhagen, im April 1861", welche Industrie soll also mit dem deutschen Gelde gehoben werden? Die deutsche, oder die dänische? Eine Andeutung giebt der §. 8, wo es heißt:

„8. Die Waaren der ersten fünf Classen werden spätestens vierzehn Tage nach der Ziehung einer jeden Classe, so wie die Waaren der sechsten Classe drei Wochen nach Beendigung der Ziehung an die Agenten nach Deutschland abgesandt, von welchen die resp. Interessenten sie frauco aller Unkosten „ins Haus" geliefert bekommen, gegen Einsendung der Gewinn-Loose in Empfang nehmen können. Wer seinen Gewinn sechs Wochen nach der Ziehung nicht in Empfang genommen hat, verliert seinen Anspruch an denselben und fällt solcher dann einem wohlthätigen Zwecke zu."

Wer nun noch den geringsten Zweifel an dem ebenso patriotischen als wohlthätigen Unternehmen hegt, dem wird zu besonderer Beruhigung verhelfen, indem er erfährt, daß wenigstens die gezogenen Nummern einer deutschen Staatslotterie zur dänischen „Vertheilung" benutzt werden, denn §. 2 lautet:

„2. Um den resp. Interessenten dieser Vertheilung die Gewißheit für die Unpartheilichkeit der Ziehungen zu verschaffen, richten sich dieselben nach den vom Staate veranstalteten öffentlichen und controlirten Ziehungen der Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen 57. Landes-Lotterie. Diese Vertheilung besteht, ebenso wie jene Lotterie, aus 32,000 Loosen von Nr. 1 bis Nr. 32,000, aber statt der in der Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Landes-Lotterie fallenden Geldgewinne werden bei dieser Vertheilung die verschiedenannten Waaren gewonnen. Geldgewinne werden nicht vertheilt."

Trotz der letzten bündigen Bemerkung ist durch die Anführung aller braunschweiger Geldgewinne neben den Waarengewinnsten dieser „Industrie-Linien" die Lösung sehr nahe gelegt, daß auch letztere so schöne Summen gewähre. Man sehe §. B.

„4. Zweizeilige Loos, dem die Prämie für den zuletzt gezogenen der 95 Hauptgewinne der sechsten Classe (NB. nach der braunschweiger Lotterie) zufällt, erhält auch den für die 60,000 Thlr. bestimmten großen Gewinn, mithin können in glücklichen Fall die für die Prämie von 60,000 Thlr. und für den Gewinn von 40,000 Thlr. bestimmten Gegenstände auf ein Loos gewonnen werden."

In diesem außerordentlich glücklichen Fall würde der glückliche Spieler „einen vierspännigen Phaeton oder Jagdwagen" und „einen vollständigen Satz der badischen Staatsanleihe von 1846, worauf 40,000 fl. gewonnen werden können" und ferner eine Reihe Silberzeug sammt einem kurhessischen Prämienschein mit derselben Glückseligkeit gewinnen.

Und für alle diese Aussichten braucht der brave Deutsche blos 5 Thlr. 20 Gr. an einen gewissen Herrn „Sally Levy" nach Kopenhagen zu schicken. Und welche Garantie bietet man ihm dagegen? Da steht sie:

„10. Jedes Loos ist mit dem Stempel der Königlichen (natürlich: dänischen) Regierung und mit der eingestempelten Namens-Unterschrift des Unterzeichneten versehen, ohne welche das Loos keine Gültigkeit hat." Der Unterzeichnete ist aber beigater Herr Levy.

In der That, eine frechere Unverschämtheit ist den Deutschen gerade in diesem Augenblick aus Kopenhagen kaum geboten worden. Das deutsche Volk wird sie nach Gebühr behandeln. —

Wir kennen nun zum jüngsten Schwindel, der leider ein deutsches Unrauf ist. Nur ihm wollen wir für diesmal die auf die Länge Elel erregende Industrie-Ritter-Revue schließen. —

Diese neueste Frechheit der Beschwindelung, die leider ihre ersten Siege bereits gewonnen hat, kann nicht rasch genug zur Kunde des Publicums gebracht werden, gerade weil das Lotteriewesen dort in Deutschland in einer gefährlich ist, welche durch natürliche Beschränkt aber durch Erfahrungen in den Künsten der Speculation sich dagegen geschützt glauben.

Es ist allgemein bekannt, daß fast Niemand, selbst Kaune in einem Kriegsbuche hoch oder sonstwie öffentlich bekannt geworden ist, der Antwortlust entgeht, von Inhabern oder Agenten von Lotterien mit Zusendungen von Loosen oder Interimsloosen bedacht zu werden. Die spekulirenden Herren lassen es sich bedeutende Porto-Ausgaben kosten, um namentlich in Ländern, in welchen das Spielen in ausländischen Lotterien verboten ist, ihre Kundschaft zu suchen; und da manche Lotteriean stalten nicht nur das Porto an ihre zahlreichen Franceeinsendungen wagen, sondern sogar sich die unfrankirte Zurücksendung nicht angenommen Loose erbitten, so muß ihr Geschäft trotz allerdem immer ein so einträglichen sein, daß sie im Kostenwagniß sich endlich die zum Ruin sicherlich erfahren hatten.

Einem allem Lotterischwindel abholden Familienvater trägt der Postbote einen solchen frankirten Loosbrief in's Haus. Er legt den Brief unterwegs bei Seite, die Herren mögt einmal der Aufdeckung würdigen, mit vergißt sich der ganze Sache. Da fällt einer Tochter Morgens die Familie um den Frühstückstisch, als die Thür angeht und der Mann hereintritt, der stets ein gutes Haus um so mehr in Anfregung bringt, je seltener er erscheint: der Ueberbringer einer telegraphischen Depesche. Was ist geschehen — ist der Bewunderliche — im Geschäft? — Welches wichtige Nachricht ist es, die in dieser Beschleunigt greifen muß? — Mit zitternder Hand wird das verhängnißvolle Papier geöffnet. Alle Köpfe drängen sich herzu, und Alles lauscht athemlos auf den Inhalt. Er lautet: „Herrn N. N. in N. Wollen Sie die Loos gefälligst? Sofortige deutsche Antwort ist dringend erforderlich. N. N. u. Comp. in N." — Die Loos? Das ist mit den Loosen? Wo sind sie? Offenbar haben sie einen Gewinn gemacht. Wie können man sonst durch eine telegraphische Depesche nach ihnen anfragen? — Aber wo sind die Loose? Der Vater geht an den Secretär und durchwühlt alle Papiere, aber Frühstück wird kalt, aller Appetit ist fort, Verwunderungen, Hoffnungen, Wünsche erfüllen plötzlich alle Köpfe, schwärmen von allen Zungen, Alles will suchen helfen, der Vater will schon Argerlich, — da — da ist der erste mit Murren wegsuchende Brief, wo sind die Loose — nun wird begann ein Familiensturm, nun soll ein Beschluß gefaßt werden in einer solchen Anfregung. Aber die Zeit ist kurz zugemessen, denn es ist ja eine telegraphische Depesche, die auf Antwort drengt.

Bald, lieber Leser, würdest Du in diesem Augenblick gethan haben? Würdest Du entschlossen genug gewesen sein, die Mahnungen Deiner Gattin, Deiner Tochter rc., das Glück nicht zu verscherzen, die paar Thaler daran zu wenden, ohne Weiteres zurückzuweisen? — Schwerlich! — Und so hat es auch unser Mann gemacht. Er bekielt die Loose, stellte dafür die erforderlichen Thaler in ein Couvert und ging sie sogar selbst zur Post.

Und nun? — Weiter ist's nichts — die Speculation der Ueberraschung hat gefiegt, die telegraphische Depesche ist doppelt und dreifach, ja vielleicht zehnfach bezahlt und die Loose theilen das Schicksal der anderen.

So ist's geschehen und zuerst bekannt geworden zu Königsberg in Preußen, und solcher telegraphischen Lotterie-Depeschen werden nun Hunderte und Tausende überall ankommen, wo der Werth der Loose das Wagniß sichert. Und eben darum erzählten wir diese Familienscene, damit man anderswo auf solche Ueberraschungen vorbereitet ist und auch diese neue Speculation so behandelt, wie sie es verdient.

Ueber die „nicotinfreien Cigarren",

welche Herr Biermann in Berlin verfertigt und Herr Dr. Haudelt empfiehlt, schreibt und als Empfehlung der Anstalten in Nr. 21 der „Gartenlaube" Herr Dr. Handelt: daß nicht blos er allein, sondern noch fünf andere Aerzte diese Cigarren empfehlen hätten, und daß diese Cigarren von allen diesen Herren ebenso wie von ihm durchaus nicht als völlig nicotinfreie empfohlen worden wären. Sie sollen nur einen weniger von Nicotin, Nicotianin, bittern Extractstoffen und theerartigen Substanzen enthalten, so daß sie deshalb für den Raucher minder nachtheilig und nicht so betäubend, somit weniger verdauungsstörend und congestionerzeugend sind. Uebrigens ist ihr Geschmack und Geruch angenehm und tabakähnlich.

Die „Deutschen Blätter", Beiblatt zur Gartenlaube, enthalten in ihren letzten drei Nummern:

Nr. 20. Erinnerungen an die polnische Emigration zu Leipzig. — Umschau: Noch eine Kehrseite des Schlachtenruhms. — Frömmigkeitsübungen und Hungersnoth in England. — Aus dem Patriotismus Geld für sich zu schlagen. — Anrede von Winkelried und der Pionier Klinke. — Der dänische Gesandte in Schleswig-Holstein. — Auszeichnung eines steinernen Dänenhebens. — Die Kriegs-Trophäen in Berlin. — Weiter?

Nr. 21. Der Tondichter Meyerbeer. 1. Der deutsche Herr Beer. — Umschau: Aus dem deutsch-amerikanischen Journalismus leben. — Der Abonnementszwang. — Schöne deutsche Sitten. — Ein deutsches Lebens- und Literaturgreisen aus Amerika.

Nr. 22. Der Tondichter Meyerbeer. 2. Der Giacomo Meyerbeer. — Umschau: Autorität — nicht Majorität. — Die dänische Flotte ist ein deutsches Diplomatenwerk. — Die Schillerstiftung und Hermann Marggraff's Hintertasse. — Der Nord-Ostsee-Canal. — Düppel und Waterloo. — Wie Beispiele verkehrt gute Sitten. — Die Sonne bringt es an den Tag.

Verantwortl. Redacteur F. Stolte u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. T. H. Temme.

(Fortsetzung.)

2. Ein eifersüchtiger Bräutigam.

Der geräumige und hübsche Leiterwagen hielt neben dem Hotel, unterhalb der Veranda.

„Wie viele Personen können darin sitzen, Gustav?“ fragte die Braut ihren Bräutigam.

„Es sind vier Bänke darin, Ida. Auf jeder haben zwei Personen Platz. Es reicht also gerade für uns.“

„Wir sind aber unser nur sieben.“

„Du vergißt den Kutscher.“

„Bah, mag er sich auf seine Pferde setzen.“

„Es ist kein Sattelpferd da.“

„So setzt er sich vorn auf den Wagen, vor der ersten Bank.“

„Aber warum, Ida? Er hat ja Platz im Wagen.“

„Warum? Wie sollten wir denn sitzen?“

„Nun, wir Beiden sitzen auf einer Bank beisammen.“

„Dachtest Du zuerst an Dich, oder erwiesest Du mir die Ehre? Aber weiter!“

„Den finstern Herrn darf man nicht von seiner Frau trennen.“

„Ah, Gustav, da dachtest Du an Dich!“

„Du wiederm?“

„Du bist eifersüchtig und der finstere Herr ist es — Ihr streitet Euch darum, wer es am meisten ist —“

„Ida!“

„Weiter! Der Onkel und die Tante sind noch da, und der Domherr. Wie werden sie sitzen?“

„Hm, Ida —“

„Ach, da bist Du wohl in Verlegenheit?“

„Ich?“

„Mit Deiner Eifersucht, Freund Gustav!“

„Aber, Ida, ich begreife Dich nicht!“

„Hm, mein Freund, die Tante ist meine Tante, und der Onkel ist Dein Onkel.“

„So ist es.“

„Aber sie haben uns nicht zusammengekuppelt.“

„Nein, Ida, unsere Herzen fanden sich in freier Wahl aus Liebe.“

„Hm—“

„Zweifelst Du daran, Ida?“

„Gott bewahre mich. Wenigstens nicht an unserer Freiheit. Meine Tante war sogar anfangs gegen uns. Aber weißt Du, warum, Gustav?“

„Sie hatte gemeint, der Onkel habe mir zugeredet.“

„Und was war dabei für sie der tiefere Grund?“

„Hm, Ida —“

„Höre, Gustav, wir wissen, oder vielmehr, wir ahnen, oder recht eigentlich, wir fühlen es Beide; denn wir haben von keinem Menschen ein Wort darüber gehört. Wir haben uns aber bisher Jeder geschont, es dem Andern zu sagen, und das darum, weil die Tante meine Tante, und der Onkel Dein Onkel ist. Aber nun wollen Eheleute werden, Gustav!“

„Wären wir es schon, Ida!“

„So laß uns schon jetzt keine Geheimnisse, und vor Allem keine Heimlichkeiten gegeneinander haben.“

„Wir wollen nicht, Ida.“

„Weißt Du, daß meine Tante eine der ersten Frauen und Dein Onkel der bravste Mann von der Welt ist?“

„Gewiß weiß ich das, Ida, und ich weiß auch, wie Du das meinst.“

„So? Dann sprich Du von Deinem Onkel.“

„Sprich Du zuerst von der Tante.“

„Es sei. Ein junges, bildschönes Mädchen besaß Alles, was ein junges Mädchen und durch sie einen jungen Mann glücklich machen kann; denn sie hatte einen klaren, für alles Schöne und Gute empfänglichen Geist. Sie hatte das reinste, das unschuldigste Herz; Geist und Herz hatten eine seltene Bildung erhalten — aber sie war arm. Ein junger Mann, der in allen jenen Vorzügen und vortrefflichen Eigenschaften dem jungen Mädchen nicht nachstand, der aber gleichfalls arm war, lernte das junge Mädchen kennen; sie liebten einander, konnten aber kein Paar werden, weil sie Beide arm waren; um so inniger, um so herzlicher liebten sie sich. Mit einem Schmerze, der die jungen Herzen zu zerreißen, zu brechen, zu vernichten drohte, mußten sie sich trennen, aber von nun an liebten sie sich erst recht mit der reinsten, erhabensten und heiligsten Liebe der armen, starken und in ihrer Stärke so reichen Herzen, liebten sich für die Ewigkeit. Das junge Mädchen war meine Tante, der junge Mann war der Domherr. Sie entsagten und trennten sich. Achtzehn Jahre lang hatten sie nichts von einander gehört. Vor drei Tagen, auf dieser Reise, trafen sie sich zufällig wieder. Wir haben sie Beide seitdem Tag für Tag, Stunde für Stunde gesehen. Soll ich noch ein Wort hinzufügen?“

„Nein, Ida; kein Wort für Deine Tante.“

„Auch nicht für den Domherrn, Gustav? Er ist der Tante würdig geblieben.“

„Auch für ihn nicht, Ida; aber für meinen braven Onkel. Er war der reichste junge Mann in der reichen Handelsstadt; er hatte von der Liebe Deiner Tante und des jungen armen Baron Eckartsberg gehört, und wie sie freiwillig sich getrennt hatten, und der junge Mann in fremde, ferne Kriegsdienste gegangen war, Deine Tante aber Unterricht gab, um sich und ihrer alten, kranken Mutter das Leben zu fristen. Da drängte es ihn, sie kennen zu lernen. Er suchte sie auf, lernte sie schätzen, hochachten, lieben. Er bot ihr seine Hand an und verlangte keine Liebe von ihr; er sagte es ihr, wie er wisse, daß ihr Herz einem Andern gehöre. Sie wurden Eheleute und sind die liebevollsten Gatten geblieben bis auf den heutigen Tag. Mein Onkel ist zugleich in dem Besitze seiner Gattin der glücklichste Mann von der Welt, und Deine Tante hat die glücklichste, hat die wahre Ruhe des Herzens gefunden. Und dabei darf ich nicht verschweigen, wie sehr mein Onkel, was Verstand und Bildung betrifft, unter Deiner Tante steht; als er sich um ihre Hand bewarb, verstand er nicht viel mehr, als seine kaufmännische Correspondenz und die doppelte Buchhaltung. Er wußte es auch, wie sehr er unter ihr stand, und er ordnete sich ihr gern unter. Aber freilich, da muß ich doch für Deine Tante sprechen, nie hat sie sich über ihn gestellt."

„Das ist brav von Dir, Gustav, daß Du das von der Tante anerkennst, obwohl darin auch wohl eine gute und gar biblische Lehre für mich liegen soll. Da muß ich denn auch noch ein paar Worte zum Lobe Deines braven Onkels hinzufügen. Er kennt jenes Verhältniß der Tante zu dem Domherrn. Hast Du in diesen drei Tagen nur den leisesten Schatten von Eifersucht an ihm bemerkt? Hast Du, seitdem der Domherr bei uns ist — er selbst lud ihn ein, mit uns zu reisen — nur die geringste Veränderung in seinem Benehmen wahrgenommen? In seiner guten Laune, in seiner Unbefangenheit, in seiner Freundlichkeit, in seiner Liebe und Zärtlichkeit gegen die Tante?"

„Hm, Ida, wenn das ein Stich gegen mich sein soll, so bitte ich Dich, doch auch zu gestehen, daß Deine Tante ihm auch nicht den leisesten Anlaß zur Eifersucht gegeben hat. Hast Du an ihr irgend eine Veränderung in diesen drei Tagen wahrgenommen? Selbst in dem Augenblicke, als sie plötzlich, unerwartet, ohne jegliche Ahnung, den Domherrn wiedersah? Ich vergesse das nie. Wir standen oben auf der Kuppe des Berges und bewunderten die wundervolle Aussicht. Ein einzelner Herr kam heraus, stellte sich neben uns, war ebenfalls in die herrliche Aussicht verloren, hatte auf uns nicht geachtet, wie wir nicht auf ihn geachtet hatten. Auf einmal wendet die Tante sich um, sieht den Fremden; er sieht sie, und sie erkennen sich. Seit den achtzehn Jahren hatten sie nichts von einander gehört; sie hatten sich wohl Tausende von Meilen von einander entfernt geglaubt. Da standen sie auf einmal beisammen, kaum drei Schritt von einander entfernt, mit aller ihrer alten, treuen Liebe in den Herzen, und sie sahen, daß die Herzen sich treu geblieben waren. Seine Brust trug das geistliche Domherrenkreuz, und neben der Tante stand — hm, mein kleiner, dicker Onkel. Und ein Schreck zog durch ihre Gesichter, und kein Unglück drückte sich darin aus. Ein Schmerz mochte wohl darin aufzucken; aber ehe man ihn sah, waren sie seiner schon wieder Herr geworden. Sie konnten sich die Hände reichen, ernst zwar, aber frei, ruhig, klar. Und dann konnte die Tante stolz ja mit dem ernsten Stolze ihres edlen Herzens, ihn zu ihrem Manne führen, und den schönen Mann, der neben dem geistlichen Kreuze auch die anderen Orden, die Zeugen seiner Tapferkeit als Soldat, trug, und den braven kleinen dicken Onkel mit einander bekannt machen. Und wie schön, wie erhaben, wie unendlich schön war sie dabei!"

Der junge Mann hatte mit Feuer gesprochen, das Mädchen ihm mit Thränen in den Augen zugehört.

„Gustav," rief sie, „ich möchte Dich küssen vor allen den Leuten. Es schickt sich nur nicht. Aber alle Deine Eifersucht will ich Dir verzeihen, vergangene und zukünftige, und damit ich es schon gleich für die Zukunft kann — es giebt ja nichts Ekleres, als Verzeihen — ah, sich Dich einmal um, Gustav."

Das Brautpaar stand am Ende der Veranda, dort, wo man aus dieser hinausgehen mußte, um zu dem Leiterwagen zu kommen, der unterhalb hielt. Sie standen dort zwischen den Zweigen der gelben Akazien und der rothen und weißen Alsterbäume. Die Zweige verbargen sie halb vor der Gesellschaft in der Veranda, gestatteten ihnen aber einen vollen Blick auf diese.

„Sieh Dich um, Gustav, sieh dort!" versetzte die Braut.

Der junge Mann sah hin, wohin sie zeigte.

„Der Student mit seiner rothen Mütze, Ida."

„Ja, und die Mütze ist so schön."

„Nun was soll das?"

„Und er blickt so sehnsüchtig nach uns, und so zärtlich nach mir."

„Ida!"

„Und es ist so süß, zu verzeihen. — Gustav!"

„Was willst Du, Ida?"

„Er muß mit. Du darfst mir nicht böse werden. Oder vielmehr, Du sollst mir böse werden, damit ich Dir verzeihen kann."

„Aber, Ida!"

„Nicht wahr, Du thust mir den Gefallen? Ich bitte den Onkel. Platz im Wagen ist noch da. Und der Onkel braucht dann auch nicht bei dem Kutscher zu sitzen. Denn er ist galant und so gar nicht eifersüchtig, und er würde die Tante und den Domherrn beisammen sitzen lassen. Und wir könnten uns dann Alle so herrlich, so reizend arrangiren. Der finstere Herr und seine arme Frau blieben beisammen, das geht nun einmal nicht anders. Die zweite Bank nähmen die Tante und der Domherr ein, die dritte Du und der Onkel, und die vierte —"

Da fuhr der junge Mann doch auf; wie erstarrt hatte er schon lange gestanden.

„Und auf der vierten willst Du wohl mit dem Studenten sitzen?"

„Ja, Gustav, auf der vierten und letzten. Ihr Andern sitzt Alle vor uns."

Der junge Mann machte Miene, sich die Haare auszureißen. Das Mädchen wurde ernsthaft, es wurde sehr ernst.

„Gustav, Du sprachst vor einigen Minuten mit so innigem Gefühle, mit so voller Ueberzeugung von dem edlen Herzen meiner Tante, von dem braven Gemüthe, von dem hochherzigen Vertrauen Deines Onkels. Willst Du so viel, so weit weniger sein, als Dein Onkel? Willst Du mich so sehr tief unter meine Tante stellen, mich für geradezu schlecht halten?"

„Ida —" wollte der junge Mann sie unterbrechen.

„Laß mich ausreden, Gustav! Du hast seit zwei Tagen jenes unglückliche Paar vor Augen, so tief unglücklich durch die eben so unbändige, wie unbegründete Eifersucht des Mannes. Willst Du werden, wie er? sollen wir werden, wie sie? Die Leidenschaft fängt klein an, sie wächst bis zu jener Unbändigkeit. Willst Du Dich und mich so vernichten, wie jener Mann, in dem der Onkel nur einen Mörder erblicken, den Niemand ohne Entsetzen sehen kann? Willst Du? Sprich, Gustav. Jetzt kannst Du es. Aber sieh mich dabei an; sieh mir klar in die Augen."

Der junge Mann konnte dem Mädchen nicht nur nicht klar, er konnte ihm gar nicht in die Augen sehen. Er sah zur Erde nieder und mußte erwidern:

„Deine Tante giebt auch dem Onkel keine Veranlassung zur Eifersucht."

„Auch jene arme blasse Frau ihrem Manne nicht!" rief das Mädchen.

„Auch sie nicht"

„Aber ich? sich Dir?" rief sie mit flammenden Augen, mit gerötheten Gesicht.

Der junge Mann antwortete nicht.

„Ich Dir?" rief sie noch einmal.

Der junge Mann mußte zu ihr aufblicken. Er sah die gerötheten Wangen. Er mußte höher blicken, endlich in ihre Augen; er sah sie flammen; er sah aber auch, wie treu sie waren.

„Kannst Du mir vergeben, Ida?" sagte er.

Er hielt ihr seine Hand hin. Sie nahm sie nicht.

„Gab ich Dir Veranlassung zur Eifersucht?"

„Nein, Ida."

Sie nahm seine Hand.

„Das Wort gab Dir Gott." Dann sagte sie: „Komm, laß uns hinter den Wagen gehen, daß mich die Leute nicht sehen."

Sie gingen hinter den Leiterwagen. Dort stürzten die hellen Thränen aus den Augen.

„Ida, Ida!" rief der junge Mann erschrocken.

Sie mußte sich antworten.

„Und auch ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, Gustav," sagte sie unter dem Weinen. „Ich sah Deine Anlage zur Eifersucht. Ich wollte Dich heilen, durch Scherz. Es war nicht recht von mir."

Digitized by Google

„Doch, doch," rief der junge Mann, „Du hast ja gerade das Rechte getroffen. Du hast mich geheilt. Bleibe immer so mein heiterer, lieber Arzt."

Er küßte ihr die Thränen von den Augen. Sie konnten sich nur flüchtig umarmen. Der Onkel und die Tante kamen, mit ihnen der Domherr. Die Umarmung sahen sie nicht, aber die Thränen hatte der Bräutigam nicht ganz von den leisenden Augen der Braut wegküssen können. Die Tante sagte nichts, als sie dieselbe sah. Der Domherr hatte sie wohl nicht bemerkt. Der brave Herr Milden aber erschrak fast, und wie hätte er da schweigen können?

„Jochen, mein Mädchen, was fehlt Dir? Hat Dir der Junge etwas gethan? Was hat er Dir gethan? Sag' es mir. Hat er Dich wieder mit seiner dummen Eifersucht geplagt?"

„Nein, Onkel. Aber ich war unartig gegen ihn gewesen."

„Das ist nicht wahr. Was hättest Du denn gethan?"

„Soll ich mich noch einmal schämen?"

„Wetterhexe! Aber es ist doch nicht wahr."

„Es ist auch nicht wahr, Onkel," sagte der Bräutigam, der der Braut nicht nachstehen wollte.

„Was war es denn?"

„Ida wünschte, daß wir den Studenten mitnehmen möchten."

„Ha, und das wolltest Du eifersüchtiger Narr nicht!"

„Das wollte er nicht, Onkel," drängte sich das Mädchen vor. „Und er hatte Recht. Ich sagte, mir gefalle die feuerrothe Mütze so, und unter der Mütze das frische und so weise Gesicht, das so gesetzt und so philisträs aussehe. Und da meinte Gustav, ich hätte einen schlechten Geschmack —"

„Hm, und darüber stritten Ihr?"

„Darüber stritten wir."

„Und weintest Du?"

„Und weinte ich."

„Hm, Gustav, sei doch einmal so gut, und gehe zu dem Studenten und bitte ihn in unser Aller Namen, daß er uns die Freude machen möge, mit von der Partie zu sein. — Sie erlauben es doch, Herr Domherr? Der junge Mensch war in den paar Stunden, die er vorgestern mit uns ging, recht amüsant."

„Und er sprach so vernünftig, Herr Domherr," setzte bittend die Braut hinzu, „beinahe wie ein alter Mann, und er konnte so reizende Lieder in die Wälder und Berge hineinsingen."

Der Domherr hatte sich schon zusammend verbeugt. Der junge Mann war schon gegangen, den Studenten herbeizuholen. Er kam mit ihm zurück. Der Student sah wirklich so gesetzt und weise aus, und sprach so klug und verständig, und seine hellrothe kleine Mütze auf dem linken Ohr und die weiten Pumphosen und der kurze, knappe Rock, das Alles paßte so wunderbar zusammen. Er sprach in wohlgesetzten Worten seine Freude aus über das Glück des Wiedersehens und seinen Dank für die Ehre, die man ihm erzeige.

„Er sitzt bei Dir, Ida," sagte unterdeß leise der Bräutigam zu der Braut.

„Ei, ich bin wirklich ein guter Arzt," lachte das Mädchen.

„Und Ihr sitzt zusammen auf der letzten Bank."

„Gustav, Du bist der reizendste Necconvalescent von der Welt."

„Wo nur unsere Reisegefährten bleiben!" sagte ungeduldig Herr Milden. „Hm, hm, hätte ich es früher gesagt, so wären sie früher gekommen. Da sind sie ja."

Der finstere Mann kam mit der schönen blassen Frau. Er war häßlich und weniger finster; sie war mild und freundlich. Sie hatten sich Beide gesaßt. Es mochte der Einen wie dem Anderen Mühe genug gekostet haben. Der Student war überrascht, als er sie sah. Er mochte sie kennen; er machte Zeichen des Erstaunens, freilich still und gesetzt. Niemand hatte es bemerkt. Das Ehepaar schien ihn nicht zu kennen.

„Hm, hm, wie sitzen wir?" rechnete und dachte Herr Milden nach. Er wußte es. „Die beiden Damen bleiben zusammen. Ebenso der Herr Domherr und Sie, Herr Reisegefährte. Dann — hm, hm, das Brautpaar darf nicht getrennt werden."

„Wird getrennt, Onkel!" rief die Braut.

„Ah, Hexe, Du willst wohl bei mir sitzen?"

„Mit Verlaub, nein, aber bei unserem Herrn Studiosus."

„Potz, alle tausend Bomben —!" Er sah beinahe mit Angst seinen Neffen an.

„Hm, lieber Onkel," sagte lachend der Neffe, „so müssen wir Beiden zusammenbleiben."

„Junge, dafür muß ich Dich küssen," rief der Onkel. „Sieh! diese nichtswürdige Eifersucht —"

Er brach plötzlich ab. Der finstere Reisegefährte war glühend roth, die blasse Frau blässer geworden. Der Student sah sehr geheimnißvoll und wichtig seine Nachbarin, die Braut, an, als wenn er ihr ein großes Geheimniß mittutheilen habe. Sie setzten sich, wie der Onkel und das junge Mädchen es bestimmt hatten: vorn der Onkel und der Neffe; dann der Domherr und der finstere Herr; dann die beiden Frauen; auf der letzten Bank saßen der Student und die Braut.

Der Wagen fuhr ab, den Hügel hinunter, in das Thal hinein, über die Brücke des Stromes, an dem anderen Ufer des Stromes entlang, in dichte, rustige Waldung, auf vielfach gewundenem Wege einen hohen Berg hinan, um auf seiner Höhe, auf der Spitze des Weißen Steins, die schöne und berühmte Aussicht zu genießen. Es war überall schön, wo sie fuhren, überall eine frische Natur; bei jeder Biegung und Wendung erschlossen sich dem überraschten Blick neue reizende Punkte, bald in der nächsten Nähe, bald in weiter Ferne. Aber die Herzen in dem Wagen öffneten sich nicht. Der finstere Mann saß so finster, so stumm, so eisig kalt da; seine blasse Frau in so tiefen und schweren Gedanken. Da waren auch die Anderen still und stumm. Fran Milden hätte wohl gern Worte der Anerkennung für ihre blasse Nachbarin gehabt; aber wäre nicht jedes Wort eine Anklage gegen den Gatten der Armen gewesen, der unmittelbar vor ihnen saß? Den Domherrn machte die eisige Kälte seines Nachbarn mit kalt. Selbst der redselige, höfliche und gutmüthige Herr Milden suchte vergebens eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Schweigen die Aelteren, hätten wohl auch die Jüngeren schweigen sollen. Die scheinliche Braut konnte es nicht ganz.

„Herr Student, Sie sagen ja kein Wort über die Schönheit der Natur."

„Ich bewundere sie, mein Fräulein."

„Wen? Mich?"

„Die schöne Natur."

„Ei, Herr Studiosus, galant sind Sie nicht."

„Verzeihen Sie, mein Fräulein."

„Nun, ich verzeihe Ihnen schon gern — wenn nur auch mein Bräutigam es thut. Aber muß man denn wie im Grabe sitzen, wenn man bewundert?"

„Es ist ein tief begründeter philosophischer Zug, daß die wahre Bewunderung stumm macht."

„Gott bewahre! Da sollte man ja nichts bewundern."

„Sehr richtig, Fräulein. Nil admirari ist auch einer der tiefsinnigsten Sätze der Philosophie."

„Sie sind kein Philosoph?"

„Woher vermuthen Sie das?"

„Weil Sie vorhin bewunderten."

„Nein, ich bin kein Philosoph; ich bin Jurist. Aber ich habe auch die philosophischen Studien, besonders die Psychologie nicht vernachlässigt, da ich vorzugsweise Criminalist bin."

„O, pfui! Blutrichter wollen Sie werden? Darum tragen Sie auch schon jetzt wohl die blutrothe Mütze?"

„Um Gotteswillen, Fräulein!" flüsterte sehr leise der Student. „Was sieht's?"

Der Student zeigte schweigend auf den finsteren Mann und auf die blasse Frau. Der finstere Mann war auf seinem Sitze aufgefahren; die blasse Frau sah noch unruhig da.

„Kehren wir zur Bewunderung der schönen Natur zurück, mein Herr," sagte das Fräulein.

„Zu Befehl," sagte der Student.

„Zu Befehl? Sie bewundern auf Befehl?"

„Auf Befehl einer schönen Dame thue ich Alles."

„Ah, Sie sind doch galant! Aber sehen Sie, wie prachtvoll die Sonne in das Thal hineinscheint."

„Ja, es bilden sich wunderbare Reflexe und Tinten."

„Und duftige Farben und goldene Säume, Herr Student."

„Ja, mein Fräulein, und wie der Strom glitzert, wie dunkle Schatten in jene Schlucht dort einziehen, wie die Kronen der mächtigen Eichen auf den hohen Bergen in goldenem Schimmer glänzen!"

„Aber vor Allem, Herr Student, wie wunderbar liegt jene alte Festung da! Die Spitzen der blauen Thürme, die Zacken der rothen Zinnen ragen so hell und glanzvoll und luftig zum Himmel empor; das hohe, große, weiße Haus rechts kennt sich so stolz in

Digitized by Google

den Sonnenstrahlen. Ah, der Commandant wohnt wohl darin, ein stolzer, strenger General, der die Freuden der Tafel und das Nichtsthun des militärischen Paradelebens liebt. Und nun sehen Sie da unten die grauen Mauern, die dunklen Löcher darin, die Fenster vorstellen sollen. Es werden wohl die Kasematten sein, und in den Kasematten liegen die armen —"

„Fräulein!" flüsterte der Student wieder leise.

„Was wünschen Sie?"

Der Student wollte wieder auf den finsteren Mann zeigen. In dem Augenblicke wandte sich dieser um. Der Student ließ den Finger sinken. Das Fräulein hatte weder das Eine noch das Andere gesehen. Sie war auch vorher in der Veranda nicht Zeuge von dem eigenthümlichen Eindrucke gewesen, den die in der Festung gelösten Kanonenschüsse auf den finsteren Mann und dessen Frau gemacht hatten.

„In der Festung sitzen auch Staatsgefangene?" fragte sie den Studenten.

„Hm, ja, ich glaube, Fräulein."

„Und vorhin die drei Kanonenschüsse — Sie haben sie doch gehört, Herr Student?"

„Ich hörte sie."

„Bedeuteten, daß Gefangene entkommen sind?"

„Zwei, mein Fräulein!"

„Ah, Herr Student, mit welchen Gefühlen mögen die jene schimmernden Thürme und Zinnen und die dunklen Mauern und Löcher betrachten! Vielleicht gerade in diesem Augenblicke! Vielleicht gar hier in unserer Nähe! Unterthan Stunden weit mag die Festung von hier entfernt sein. Vor ungefähr unterthan Stunden fielen die Schüsse. Weiter als bis hier können die Entstehenden wohl nicht gekommen sein. Sie werden zwar nach Kräften geeilt haben, wohl mehr, als die Kräfte aushalten konnten; aber wie viele Gefahren und wie viele Angst vor Gefahren legen dem Flüchtling Hindernisse und Aufenthalt in den Weg! Die armen Menschen! Vielleicht liegen sie hinter jenem Felsen, mit keuchendem Athem, mit ermüdeten, geschundenen Gliedern, bei jedem Laute, bei dem leisen Ziehen des Windes durch die Blätter der Bäume einen Verfolger, einen Verräther ahnend, und nun angstvoll, mit der Angst des Todes bereit zu der wilden Hetzjagd gegen sie, die ihnen den Tod bringt, oder — und wäre es nicht schlimmer, als der Tod? — die Rückkehr in ihre entsetzliche Gefangenschaft!"

„Hm, Fräulein," sagte der Student, und er sagte es verlegen und wie in seiner Verlegenheit nicht recht wissend, was er sagen solle, „hm, Fräulein, aber warum sollten denn die Flüchtlinge ihren Weg gerade hierher genommen haben?"

„Warum nicht?" rief das Fräulein hastig und eifrig.

Zwei Blicke hatten sich unwillkürlich nach ihr umgewandt. Der finstere Mann sah sie mit einer drohend aufflammenden Gluth seiner großen, schwarzen Augen an. Die blasse Frau hatte einen Blick plötzlichen Erschreckens auf sie geworfen. Die Frau sah wieder schnell vor sich nieder. Der Mann ließ den drohenden Blick forschend auf den Studenten neben dem Fräulein gleiten; er schien nachzusinnen, ob er den jungen Mann schon irgendwo gesehen habe.

„Um des Himmels willen, schweigen wir von der Festung," flüsterte der Student seiner Nachbarin zu.

Das Fräulein sah blaß da. Der flammende, drohende Blick des finsteren Mannes hatte sie erschreckt. Sie antwortete dem Studenten nicht; sie sprach kein Wort mehr. Aber lange konnte sie das nicht aushalten. Der Wagen fuhr den Weißen Stein hinan. Der Weg führte zwar in bequemen Windungen zu der Höhe. Aber der Berg war hoch, und die vier starken Pferde vor dem Wagen mußten doch zuweilen Halt machen, um zu verschnaufen.

„Die armen Thiere!" sagte das Fräulein. „Onkel!" rief sie nach der vordersten Bank hin, „erlaubst Du, daß wir jungen Leute zu Fuße den Weg zur Höhe machen? Mein Herr Nachbar, der Gustav und ich?"

„Prachtmädel, und auch ich bin dabei!" rief der kleine dicke Herr zurück, der auch gegen Thiere gutmüthig war.

„Mein Herr," sagte der Domherr zu seinem Nachbar, „da werden auch wir Beiden nicht zurückbleiben dürfen."

Der finstere Mann mußte mit aufstehen. Er warf einen zweifelhaften Blick auf seine Frau. Sie mochte ihn verstehen. Auch sie wollte sich erheben.

„Wir zwei Frauen bleiben," sagte mit ihrer ruhigen und sicheren Entschiedenheit Frau Milden.

Die zwei Frauen blieben in dem Wagen, der weiter fuhr. Die Anderen hatten ihn verlassen und gingen neben ihm her. Dem Fräulein war die große Begleitung wohl nicht recht. Sie hatte den Studenten so viel zu fragen; der Onkel mich nicht von ihrer Seite; der finstere Herr sah den Studenten mißtrauisch an. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie kannte den braven Onkel und dessen Neugierde, und was sie von den Studenten wissen wollte, das durfte, ja mußte am Ende auch der Onkel erfahren. Sie nahm den kleinen dicken Herrn auf die Seite.

„Onkel, der Student hat mir etwas sehr Wichtiges und Geheimes zu erzählen."

„Potz alle Tausend — und das darf ich wohl nicht hören und da soll ich Dich allein mit ihm lassen?"

„Nein, Sie sollen es gerade hören, aber unser finsterer Reisegefährte nicht."

„Und warum der nicht?"

„Weil es gerade ihn angeht. Der Student weiß, wer er ist."

„Ah, ah, Ihchen, und Deine Bitte?"

„Sie möchten den Gustav bitten, daß er mit dem Domherrn ihn in Beschlag nimmt."

„Das soll auf der Stelle geschehen, mein Kind."

Herr Milden sprach ein paar leise Worte mit Herrn Gustav. Der junge Mann sprang zu dem finsteren Herrn, und der kleine dicke Herr kehrte zu der Braut zurück. Fräulein Ida wandte sich an den Studenten.

„Herr Student, warum durfte ich vorhin die Festung nicht bewundern?"

„Sprechen Sie leiser, Fräulein. Ich bitte Sie. Um jenes finstern Herren willen!"

„Soll ich noch leiser sprechen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Und durfte ich auch vorhin nicht bewundern?"

„Sahen Sie nicht — ?"

„Seine drohenden Blicke? O ja. Aber ist er denn so gefährlich?"

„Er hat wenigstens künftig mein Schicksal in der Hand."

„Pfui Wetter — er sieht freilich beinahe aus wie ein Schafrichter; aber Sie sehen nicht aus wie ein armer Sünder."

„Nein, nein, — aber ich bin Jurist und vorzugsweise Criminalist, und da wird er künftig mein Vorgesetzter werden —"

„Und da fürchten Sie sich jetzt schon vor ihm, freier, deutscher Student?"

„Man will doch seine Carriere machen, Fräulein. Warum hätte man sonst studirt?"

„Sie werden sie machen. Wie heißt der Herr?"

„Es ist der Herr Oberstaatsanwalt von Rachenberg."

„Pfui — die Oberstaatsanwälte sind ja wohl die Vettern des Richters?"

„Ihchen, Ihchen," lachte Herr Milden, „weißt Du, wer früher der Vetter des Richters hieß?"

„Nein, Onkel. — Aber erzählen Sie von ihm, Herr Student."

„Sie werden jetzt begreifen, Fräulein, warum er Ihnen jene Blicke zuwarf, als Sie Mitleid mit den entsprungenen Gefangenen zeigten."

„Dürfen denn Oberstaatsanwälte kein Mitleiden haben, nicht einmal dulden?"

„Hm, Fräulein, der Oberstaatsanwalt von Rachenberg hat jene Festung bevölkern helfen. Es sitzen manche Staatsgefangene dort, Staatsverbrecher, und er hat die Proceße gegen sie geführt, und er ist ein sehr strenger, er ist, ich möchte sagen, ein leidenschaftlich strenger Beamter."

„Hm," meinte Herr Milden, „ich denke, leidenschaftlich soll nie ein Beamter sein."

„Sie wollen erwägen, Herr Milden," sagte der Student, „ich sprach nur von der Leidenschaftlichkeit seines Rechtsgefühls."

Herr Milden schüttelte den Kopf. Er verstand das wohl nicht.

„Sie können sich also erklären," fuhr der Student zu dem Fräulein fort, „daß es ihm nicht sehr angenehm sein müßte, wenn ein paar Staatsgefangene entsprungen wären, zumal wenn —"

„Warum fahren Sie nicht fort, Herr Studiosus?"

„Sie werden mich doch nicht verrathen?"

„Sein Sie beruhigt."

„Nun, Sie haben seine blasse Frau gesehen?"

„Sie fährt ja noch vor uns, mit meiner Tante."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Herr Thiers sich außer Athem gelaufen, um mittelst Eintung von Ministern das Verhängniß abzuwenden. Der kleine Rothhetzer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer in seiner Wohnung zu versammeln und diese Herren — Barrot, Remusat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Lamoricière — zur Annahme von Ministerposten zu bestimmen. Man

Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Wth, welcher ein beifällig zustimmendes Lächeln hervorrief.

Freilich, auf ihrem mühseligen Wege nach den Tuilerien hatten die Herren sattsame Gelegenheit, zu bemerken, daß der Aufstand eine solche Gestalt angenommen, daß ihm mit den gewöhnlichen constitutionellen Auskunftsmitteln nur noch sehr schwer würde beizukommen sein. Namentlich Herr Barrot war durch das,

Preußischer Krankenwagen bei Düppel.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Günther.

wollte auch noch die Führer des sogenannten „tiers parti", die Herren Passy und Dufaure, sowie Barrot's Freund, Billault, mit in das neue Cabinet ziehen; allein alle Drei lehnten ab. Eben waren die übrigen Ministerschaftscandidaten übereingekommen, sich zwischen 7 und 8 Uhr in das Schloß zu begeben, als Herr de Reims, der Secretair von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Bureau des „National" gebracht. „Das genügt nicht," hatte ihm der Chefredacteur Marrast zur Antwort gegeben. „Die Abdankung des Königs vor Mittag! Nach Mittag würde es zu spät sein." Zu spät! Wie so oft schon ist dieses Schicksalswort erschollen als ein Weltgerichtsposaunenton, und wie selten ist es gehört, beachtet und verstanden worden! Auch die bei Herrn Thiers versammelten Matadore des Liberalismus verstanden es nicht. „Parbleu," sagte Duvergier de Hauranne spöttisch, „Citoyen Marrast predigt für seine Heilige."

was er unterwegs gesehen und gehört, so stutzig geworden, daß er, mit seinen Begleitern gegen 8 Uhr am Gitter des Schloßhofes angelangt, innehielt und erklärte: „Ich kann nicht weiter gehen. Der Name des Marschalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Katastrophe wahrscheinlich. Ich ziehe mich zurück." Worauf Thiers dem Muthlosen entgegnete: „Ich leugne die Gefahr nicht. Aber fürsen wir dem Könige seinen Degen entreißen? Können wir einen Marschall von Frankreich vom Pferde steigen machen?" Herr Barrot gab nach ... Im Palasthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpensier entgegen, Beide, besonders der jüngere der Prinzen, sehr bewegt. „Es ist trostlos," klagte er. „Alle Mittel erweisen sich als machtlos. Die Lage der Truppen ist furchtbar. Sie versinken im Koth, und es mangelt ihnen an Schießbedarf ..." Man erfuhr, der König schlafe noch, und bis er geweckt würde und herein wäre, die Ministercandidaten zu empfangen, begab sich Herr Thiers

Digitized by Google

mit dem Herzog von Nemours nach dem Generalstabsquartier. Er fand daselbst, daß der Marschall bei weitem nicht mehr so unverschüchtert war, wie derselbe noch vor wenigen Stunden gewesen. Bugeaud beklagte sich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie über den Mangel an Munition und Lebensmitteln, und kaum hatte Herr Thiers, nachdem er wenige Worte über die Gefahr der Lage mit dem Marschall gewechselt, das Generalstabsquartier wieder verlassen, als ein angesehener Bürger, Herr Fauvelle, die Treppe zu demselben athemlos hinaneilte und dem Marschall und seinen Officieren ohne Umstände zurief, das einzige Mittel, ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Thrones, zu verhüten, sei, die von den Tuilerien ausgezogenen Truppen auf der Stelle dahin zurückzuziehen, demselben die Einstellung des Feuers zu befehlen und die Nationalgarde mit der Wiederherstellung der Ordnung zu betrauen. Obzwar von Bugeaud barsch angefahren, wußte der unerschrockene Mann, dessen Nachrichten auch von anderen Seiten her bestätigt wurden, seinen Worten ein solches Gewicht zu geben, daß der Marschall, nach gepflogener Berathung mit dem Herzog von Nemours, Herrn Fauvelle zu Handen des Generals Bedeau den schriftlichen Befehl zustellte: „Lassen Sie das Schießen überall einstellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Lassen Sie Werte der Verschonung vernehmen und ziehen Sie sich nach dem Carrouselplatz zurück ...“ Es war 9 Uhr, als Bedeau diese Ordre empfing.

Zu spät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Cabinet des Königs eingeführt worden. Der greise Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neugestärkt, empfing sie mit der gewohnten Lebhaftigkeit seiner Manieren und auf Herrn Thiers zugehend, sagte er: „Nun wohl, mein lieber Minister —“

„Sire, wir kommen, eine Verständigung mit Ihnen zu versuchen; aber noch sind wir nicht Minister.“

„Sie sollen es sofort sein. Was ist zu thun?“

„Man weiß in Paris noch nicht officiell, daß Sie uns berufen haben.“

Ueberrascht und beunruhigt ließ Louis Philipp seinen Cabinetssecretair Fain rufen, und dieser übergab ihm einen Brief vom Polizeipräfecten Delessert, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfectur blockirt sei und nicht ein einziger seiner Agenten im Stande gewesen wäre, die amtliche Bestätigung der Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Thiers-Barrot zu vertreten. „Das ist trostlos!“ sagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberschaft Bugeaud's die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wegen Herr Thiers bemerkte, man müsse allerdings jeden weiteren Zusammenstoß zu vermeiden suchen; allein die Entfernung des Marschalls von dem Obercommando sei in diesem Augenblick unräthlich, und deshalb schlage er vor, dem Namen desselben einen populären beizugesellen, z. B. den des Generals Lamoricière.

„Vortrefflich!“ sagte der König. „Aber nur Sie, mein lieber Thiers, können dem Marschall diese Pille verschlucken machen.“ Und so sprechend, verschwand er für einen Moment in ein anstoßendes Zimmer.

Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflösung der Kammer —“

„Die Auflösung? Um keinen Preis! Niemals!“ Und mit großen Schritten ging der König in dem Cabinet auf und ab, um dann abermals in das anstoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte sich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Bestimmtheit erklärt hatte: „Die Auflösung der Kammer ist unbedingt nöthig.“ Der König, durch die Seitenthüre hereintretend, sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Notabilitäten um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Der König suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge seines abgedankten Ministers? Sollten die Führer der parlamentarischen Opposition demnach bloße Rathbehelfsmänner für den Augenblick sein?

Diese Frage und andere noch blieben einstweilen in der Schwebe, weil sie nöthig befunden ward, der Allem den Marschall die „Pille“ hinunterschlucken zu machen. Die liberalen Herren begaben sich zu diesem Ende nach dem Generalstabsquartier, woselbst nach kurzer Verhandlung mit Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Commando der Nationalgarde übernehmen sollte, und ferner, daß der General und Herr Barrot sich in die Barricadenquartiere begeben und die Wirksamkeit ihrer Namen und ihrer Beredsamkeit zur Beschwichtigung der Gemüther aufbieten sollten. Dann eilten die Herren Thiers, Remusat und Duvergier, begleitet von dem Herzog von Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem König die Bewilligung ihres Ministerprogramms zu erlangen, zu erpressen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflösung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin erneuerten sich, und endlich ließ Louis Philipp Herrn Thiers und dessen Freunde rathlos stehen, indem er nach wiederholter heftiger Weigerung, in ihr Begehren zu willigen, in den Salon der Königin trat.

„Sie sehen, wir verlieren nur Zeit,“ sagte Thiers zu dem Herzog von Nemours. „Der König will die Auflösung nicht; wir sind also nicht Minister und können nichts thun.“

Worauf der Herzog, welcher überhaupt an diesem Schicksalstag vom Anfang bis zum Ende als ein verständiger und braver Mann sich erwiesen hat, sagte: „Sie haben Recht. Lassen Sie mich machen. Ich gehe zum König.“

Kaum war er weggegangen, als der vielbeurtheilte Journalist Emile de Girardin, einer der Hauptintriguirenden der Pariser Presse, ohne Umstände gelassen kam und an Herrn Thiers die gestigelten Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Der Aufstand nähert sich den Tuilerien. Man muß auf der Stelle das neue Ministerium, die Auflösung der Kammer ꝛc. proclamiren.“

„Ich weiß es; aber wir können nichts erlangen.“

Endlich, nach einer langen Viertelstunde, kam der Herzog zurück. „Der König“ — meldete er — „willigt in die Auflösung der Kammer und bevollmächtigt seine neuen Minister, dies in einer Proclamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß sein Name darein gemischt wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des Königs Reinecke? Aber der Augenblick drängte zu sehr, als daß man sich um diese Sophisterei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward einigt folgende Proclamation verfaßt:

„Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens.

Bürger von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzustellen, ist gegeben. Wir sind vom Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Die Kammer wird aufgelöst und an das Land appellirt. Der General Lamoricière ist zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Unterzeichneten sind Minister.

Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne.

Freiheit, Ordnung und Reform!“

Zu spät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieses Manifest rasch und massenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Presse und es ist ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieser Gelegenheit ausgestossenen Phrase gewesen: „Aus Mangel einer Druckerpresse geht die Monarchie zu Grunde!“

Und sie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltsam Stein nach Stein aus dem mit dem schmutzigen Mörtel der Corruption gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Anstrengungen Barrot's und Lamoricière's, durch die Geltung ihrer Persönlichkeiten und die Nachdrucksamkeit ihrer Versicherungen im Sinn einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Verschrittsbahn zu bewegen, erwiesen sich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Ministerschaft nicht kürzer und nicht länger als eine Stunde währte, anfänglich kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barricaden öffneten sich vor ihnen und ließen sie hindurch; allein von einer dieser Berschanzungen zur andern steigerte sich die revolutionäre Stimmung. Die Blousen, welche, gar nicht spärlich mit Bärenmützen untermischt, die erste Barricade besetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!“ Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!“ Von der Brustwehr einer dritten schoß es schon: „Nieder mit Thiers!“ und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!“ Noch zwar wurde kein „Vive la république!“ laut, aber wenn auf dem Boulevard des Italiens die constitutionelle Physafeologie Barrot's noch ihre Wirkung that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis

Digitized by Google

gänzlich. Hier erhob sich eine ungeheure Barrikade, auf deren Brustwehr eine rothe Fahne flatterte. Die Vertheidiger dieser Barrikade gaben, als der liberale Schönredner vortrat und zu gesticuliren anhob, ihre Stimmung und Gesinnung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „A bas Louis-Philippe! Aux Tuileries! aux Tuileries!“ und die Friedensbissen sahen sich von einer drohenden Volksmasse umstuthet. Ihr Unternehmen war fehlgeschlagen. Sie mußten umkehren, und in der Rue de la Paix angelangt, trat Orlion Barrot niedergedrückt und erschöpft in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu ihm gänzlich Entmuthigten sagte: „Man muß rasch vorgehen, Barrot, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe“ — (d. h. gewesen — „morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru-Rollin.“ Genau zu derselben Stunde that der letztgenannte im Conferenzsaal des Palais Bourbon zu einer Anzahl orleanistischer Deputirten die Aeußerung: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, Messieurs. Fällt binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regenschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris nicht proclamirt ist, wird das Volk hierher kommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer vollständigen machen.“

Also auch einer der vorragendsten Führer der republikanischen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der nun Barrot versammelte Kreis wollte aber in seiner Mehrzahl von diesem „Aeußersten“ Nichts wissen, und nachdem sich der Haubberr wieder etwas erholt hatte, machte er sich, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf, um sich im Ministerium des Innern zu installiren. Dem Reig einer Ministerschaft vermögen Leute wie Herr Barrot unter keinen Umständen zu widerstehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Minister Louis Philipp's zu sein, hat er sich, wie bekannt, möglichst beeilt, der Minister Louis Bonaparte's zu werden. . . .

Im Wahrheit, als es gegen Mittag zuging, mußte es von allen im Sinne des Verbleibens von Louis Philipp auf dem Throne gemachten Zugeständnissen heißen: Zu spät! Aber war es denn nicht möglich, zu dieser Zeit noch mit Gewalt, mit rücksichtsloser Anwendung aller militärischen Kräfte und Mittel die Revolution niederzuschmettern? Diese Frage ist häufig gestellt und selbst von nicht unkundigen Leuten bejahend beantwortet worden. Der Aufstand, wurde gesagt, verdankte seinen Sieg nur der Mitte oder, wenn man will, der Schwäche des greisen Königs; denn Bugeaud hatte Alles in Bereitschaft, die Insurrection bis zum letzten Funken im Blute der Insurgenten zu ersticken. Dem aus unbefangener Anschauung der Sachlage entspringenden kühlen Urtheil vermag jedoch diese Behauptung nicht standzuhalten. Es ist wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung seiner Gewalt hing, war weiter Nichts als eine impotente Altersgrille; es fehlte ihr jedes thatkräftige Wollen, jeder mannhafte Entschluß, und der alte Mann war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Tasten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem so ein Aeußerstes, wie z. B. das Bombardement der Hauptstadt von den Forts aus gewesen wäre, abzuringen nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Unmöglichkeit war. Aber gesetzt auch, der König wäre grausam genug gewesen — er war bekanntlich überhaupt nicht grausam — den „Schlächter von der Straße Transnonain“ sein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weitesten Umfange treiben zu lassen, die Situation war schon so, daß der Marschall Wenig oder Nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde wollte sich für die Reserve und die Linie wollte sich nicht gegen die Bürgerwehr schlagen. Das war der Entscheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl hatte vollends die abgemüdeten, hungernden und verdrossenen Soldaten, wie man zu sagen pflegt, „demoralisirt“, d. h. ihren Widerwillen, sich als willenund herzlos gegen das Volk gebrauchen zu lassen, gesteigert.

Dazu kam die nicht „angebliche“, sondern sehr wirkliche Unpopularität Bugeaud's, welche einen Theil seiner Thätigkeit von vornherein lahm legte. Der von seinem vergeblichen Ausflug nach den Boulevards in's Schloß zurückgekehrte General Lamoricière verschwieg dem Marschall die entschiedene Wider-Bugeaud-Stimmung der Bevölkerung nicht, und der Herzog von Isly mußte endlich wohl daran glauben, da er gerade zuvor in eigener Person einen sprechenden Beweis dafür erhalten hatte. Als er nämlich vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgestellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion mustern gegangen, hatten ihm Officiere und Mannschaft den Gehorsam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marschall, die Nationalgarde will von Ihnen Nichts wissen!“

Nein, nein, die rollenden Wogen der Fluth waren nicht mehr aufzuhalten. Um 11½ Uhr besaß sich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit seinen Umgebungen in den Händen des Volks. Dann lief auf beiden Seiten des Flusses ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorschreitenden Insurrection anheim, während da und dort eine Truppe von Soldaten capitulirte und die Ueberreste der am Morgen von den Tuilerien ausgesandten Colonnen sich mühsam in die nächsten Umgebungen des Schlosses zurückzogen. Nur da und dort hielten Abtheilungen der verbissenen Municipalgarde das Gefecht lebhaft aufrecht. Sonst wälzte sich der Blousenstrom mehr oder weniger rasch den weichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf die Place de la Concorde, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die zwei letztgenannten Bauwerke, um das Schloß und die Deputirtenkammer her, schürzten sich die Entwicklungsknoten des großen Tragedrama's enger und enger. Bald wird die ausbersteende Katastrophe dort den Königsthron umstürzen und hier die Republik improvisiren oder wenigstens die bereits auf den Barrikaden improvisirte anerkennen.

Denn schon schwankte das Schiff des Louis-Philippismus so bedrohlich im brausenden Sturm, daß es den Ratten an der Zeit schien, nach Nattenart zu thun. Auch Guizot fand es jetzt rathsam, das Schloß zu verlassen. Er begab sich zu seinem Collegen Duchâtel, wo es aber bald nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der resoluten Madame Duchâtel entflohen die beiden Minister dem heranbrausenden Volkssturm und kauerten zuerst in der Nähe Bauneau eine Zuflucht. In der folgenden Nacht rettete sich Guizot in ein mehr Sicherheit versprechendes Asyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet zu seiner Freundin, Madame de Mirbel, eilte.

Zur gewohnten Frühstückszeit versammelten sich die in Paris anwesenden Mitglieder der königlichen Familie im Speisesaale des Schlosses. Louis Philipp, obwar etwas aufgeregt, war weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzusitzen im Begriffe sei. Er wähnte sich einstweilen hinter dem Schilde der angeblichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot geborgen; er bildete sich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynastischen Opposition“ gewähltes Ministerium zwischen seinem Thron und der Emeute eine unübersteigliche Schranke aufrichten. Und doch war der verblendete alte Mann inmitten einer Revolution aufgewachsen und konnte, mußte gelernt haben, wie rasch Revolutionen marschiren. Doch die Menschen wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, und wie sollte auch die altjungfersäuerliche, herbsüßige, bittersmyige Magisterin Erfahrung gegen die versührerisch geschminkte und geschmückte, honigsüß lispelnde Buhlerin Illusion aufkommen können?

Aber sie, „die wilde Maid das Kind der Bastille,“ die Revolution, sie zaudert nicht, ihr Herannahen meldbar, recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblick, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach gewohnter Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Wiederhall rasch sich folgender Gewehrsalven vom Tuileriengarten her an die Fenster. Es ist das Getrache der Schüsse, womit die vom Marceleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutbende Volksmasse von der am letzgenannten Ort aufgestellten Municipalgarde empfangen wurde. Wenige Secunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit gerötbet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas Ernsthafteres ereignet?“ Die arme Frau! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte sie, was diese Tage her in Paris geschehen, nicht für etwas „Ernsthaftes“ angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem „Scandal“ aufgeblasene „Intrigue“ der Herren Thiers, Barrot und Consorten. In fürstlichen Kreisen ist es nun einmal so häufig der Fall, sich den ganzen Proceß der Weltgeschichte nur als eine Reihe von

Digitized by Google

„Intriguen" vorstellen zu können und die Welt mit diesem Maßstab zu messen.

Duvergier de Hauranne giebt auf die Frage der Königin Amalie seine Antwort und Herr Remusat eine ausweichende, zugleich den Herzögen von Nemours und von Montpensier mit den Augen winkend. Die Prinzen stehen auf und gehen mit den beiden Herren in einen anstoßenden Salon. Auch der König erhebt sich und folgt ihnen. Er trifft Herrn Thiers im Gespräch mit dem Schwadronschef Laubespin vom Generalstab. Dieser Officier enthüllt die ganze Wahrheit der Sachlage, von welcher er sich soeben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk bereits Meister des Stadthauses, wahrscheinlich bald auch Meister des Palais Royal und des Concordeplatzes. Unter solchen bedrohlichen Umständen darf man nicht zögern, das für die Sicherheit der königlichen Familie Nöthige vorzukehren. Dem König drängt sich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitschaft zu setzen. Aber da erscheint ein Adjutant Bedeau's, welcher General Jacqueminot läßt, daß er auf seinem Rückzug glücklich den Concordeplatz erreicht habe und daß dieser, sowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung besetzt gehalten würden. Sofort erscheint die Frage der Flucht nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er seine Unruhe verbergen. „Was ist Ihre Meinung?" fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Rothkopf, welcher gern ein großer werden möchte und es doch nicht dazu bringt, zieht seine Uhr und sagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir sammt und sonders verschimpft sein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Meister wäre — — —"

„Was würden Sie thun?"

„Das Wachsen der Bewegung sein heute früh macht alle Aussicht zu Schanden. Mit den wenigen Streitkräften, die wir haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern fassen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Meister wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daselbst 50 bis 60,000 Mann Truppen um mich sammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieser Streitmacht wieder in Paris einrücken ..."

Das Orakel hat gesprochen, aber leider war sein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor siebzehn Jahren und sieben Monaten Karl X. sich auch in Saint-Cloud gegen die Revolution behaupten wollen und ebenfalls gebofft, binnen etlichen Tagen von dort wieder triumphirend in seine rebellische Hauptstadt einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, sich heiser sprechende Lehrerin Geschichte lehrt nur, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich thöricht und verstockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren, sind und sein werden. „Sie können Recht haben," meint der König, begiebt sich in den Speisesaal zurück, bespricht sich mit seiner Frau und beschließt — nichts. Herr Thiers seinerseits ein zum Marschall Bugeaud, welcher — soweit ist seine Siegeszuversicht herunter — den Plan seines Freundes sogleich billigt und ein Bataillon Truppen in den Tuileriengarten sendet, um den Abzug der königlichen Familie zu decken.

Im Speisesaale verblaßte jetzo — es war 11 Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etiquette mehr und mehr zu einem blassen Schemen und galt zu gar Nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer harmloseres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderschwatzen, ein gerüchtweises Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte austramen, was er für weise hielt; zu besseu wußte Keiner. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Rath, die Tuilerien zu einer bis auf den letzten Mann und auf die letzte Patrone zu vertheidigenden Festung der Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire," sagte sie zu ihrem Gemahl, „ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, electrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und Ihren Thron!"

Der alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine gewohnte Generalsuniform an, legte den Ordensstern an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen und stieg unten zu Pferde, um die auf dem Carrouselplatze aufgestellten Streitkräfte zu „electrisiren". Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linie inne mit 16 Stücken Geschütz. An dem Gitter, welches den Raum von den Tuilerien trennt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarschirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. standen, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengesetzten Seite in Schlachtordnung. Seine zwei Söhne, der Marschall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhières, Delarue und verschiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remusat zu Fuße dem König. Er ritt langsam vor und seine schlaffen, bekümmerten Züge waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuflehen, als irgend Jemand zu „electrisiren". Er traf zuerst auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion, welches ihn mit dem Ruf: „Vive la réforme!" empfing. Louis Philipp, dessen Bewegungen seine Frau, seine Töchter und Schwiegertöchter oben an den offenen Fenstern des Palastes ängstlich verfolgten, näherte sich dem Commandanten des Bataillons und sagte demselben: „Sie können Ihren Leuten die Versicherung geben, daß sie die Reform haben werden. Ich würde dieselbe schon früher bewilligt haben, hätte ich gewußt, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird." Das Bataillon von der 10. Legion erhob denselben Reformruf und erhielt dieselbe Antwort. Als sich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm ein drohenderer Empfang. „Hoch die Reform und nieder die Minister!"

„Meine Freunde, Ihr sollt die Reform haben. Die Minister —"

Man ließ ihn nicht weitersprechen. Geschrei erstickte seine Stimme. Die Officiere der Bürgerwehr schwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre, und beide vereinigten sich zu dem tumultuarischen und entschieden feindseligen Ruf: „Nieder mit dem System!"

Das Schwergewicht dieser Demonstration fiel erdrückend auf den Monarchen. Was, seine „Epiciers" verließen ihn? Die, der „Bourgeois" machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Das war ein gegen die Existenz des „Bürgerkönigthums" gezieltes Beriet. Des alten Mannes Haupt sank auf seine Brust herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen, ritt er zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora vom Pferde steigend, sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich sehe es wohl! Es gilt mir! Alles ist zu Ende!"

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, rasch und immer rascher. Das Schlürfen des Schicksalsschrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden, und riesengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend fragenden Blicken sich auf. Auch war das, was jetzt im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur der schmerzliche Todeskampf eines Königs, sondern vielmehr schon der Todeskampf des Königthums selbst.

Denn die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Fortschritte, welche der Aufstand während des Vormittags gemacht, hatten demzufolge die Entscheidungskarte ausgespielt und schütteten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fractionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National" und die Socialdemokraten von der „Reform". Die Häuptlinge der Letzteren waren auf dem Reactionsbureau ihres Organs versammelt. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde rasch einig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benutzen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, sich ekamotiren zu lassen, und sofort die Mitgliederstatte einer provisorischen Regierung aufzusetzen.

Man that dies und kam auf folgende Namen überein: Dupont, Arago, Ledru-Rollin, Flocon, Marie, Marrast, Cremieux, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, setzte, dem stürmischen Verlangen der Volksmassen nachgebend, welchen er die Liste vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf die selbe und erlangte hierzu die Bestimmung der Bourgeois-Republikaner vom National. Dann wurde die Liste rasch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie ver-

Digitized by Google

breitete sich telegraphengeschwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenster zu Fenster, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blousen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“ . . Dies die wirkliche und wahrhafte Genesis des Gedankens einer provisorischen Regierung und damit auch die Genesis der französischen Republik von 1848. Herr von Lamartine, welcher mit Herrn von Chateaubriand glücklich um die Palme der Eitelkeit streitet, hat nachmals in seinem historischen Roman, welchen er „Geschichte der Februarrevolution“ betitelte, sich selbst und Anderen einjureden gesucht, die Republik sei wie eine mit Zuckerwasserlyrik großgenährte Pallas Athene seinem Dichterhäbel entsprungen. Eitelkeit der Eitelkeiten! Warum aber ist der Conseurrent Chateaubriand's auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden? Weil man auch einen „Bruder Redner“ haben mußte oder haben zu müssen glaubte. . . .

Rächerin Nemesis trägt auf ihrer Stirn erhaben-strengen Ernst, aber um ihre Mundwinkel spielt ein ironisch-sarkastischer Zug. Der ist am 24. Februar von 1848 sehr deutlich hervorgetreten, und mit einem Lächeln der Geringschätzung hat die Göttin dem Bürgerkönig das Scepter aus der Hand genommen, um ihm das zerbrochene vor die Füße zu werfen. Die Thronbesteigung von Egalité's Sohn im Jahre 1830 war ein Werk von Heuchelei und Angst gewesen, und nun entsprach seinem damaligen Emporkommen ganz genau sein jetziger Fall; denn selten oder nie hat Einer das Königsspiel so würdelos verloren gegeben, wie hier geschah.

Nach der Zurückkunft von dem gänzlich mißlungenen Elektrisirungsritt lag Louis Philipp in mitleidswerther Erschöpfung seiner physischen und geistigen Kräfte in seinem Cabinet in einem Lehnsessel, gedankenbar auf die blätterlosen Bäume vor dem Fenster starrend. Seine zwei Söhne, sowie die Herren Thiers, Remusat und Duvergier waren bei ihm. Es herrschte ein peinliches Schweigen, das endlich durch die Ankunft des Herrn von Reims unterbrochen wurde, welcher Herrn Thiers hinausrufen ließ. Die große Neuigkeit, die der Letztere aus dem Munde seines Secretärs erfuhr, war, daß die unverweilte Abdankung des Königs das einzige Mittel sei, den Thron für die Dynastie Orleans zu erhalten. Thiers ließ die Prinzen in's Vorzimmer rufen. Reims erzählte, was er wußte, und fügte hinzu: „Die Abdankung ist das einzige Mittel, die Monarchie zu retten, falls dies überhaupt noch möglich.“

Worauf der Herzog von Montpensier: „Aber sein gestern haben wir ein Zugeständniß nach dem andern gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen. Kann man uns wenigstens die Wirksamkeit dieser äußersten Concession verbürgen?“

Keine Antwort.

„Was meinen Sie?“ fragen die Prinzen, sich an die Herren Thiers, Remusat und Duvergier wendend.

„Die Abdankung,“ giebt der Erstgenannte zur Antwort, „ist vielleicht eine letzte Rettungsplanke.“

„Man muß den König von der Sachlage unterrichten. Kommen Sie, meine Herren,“ sagte der Herzog von Nemours. Dann kehrte er, bevor er in das königliche Cabinet trat, gegen die ihm Nachfolgenden sich um und bemerkte mit ruhiger Fassung: „Die Abdankung des Königs macht die Einsetzung einer Regentschaft für meinen minderjährigen Neffen, den Grafen von Paris, nöthig. Es kann aber unter den obwaltenden Umständen wohl nur von einer Regentschaft meiner Schwägerin Helene, der Herzogin von Orleans, die Rede sein, nicht mahr?“ Erste Worte, dem Prinzen, welchem bekanntlich gesetzmäßig die Regentschaft zugestanden hätte, durch das Gefühl seiner Unpopularität eingegeben.

Beim Anblick des wie gänzlich aufgelöst in seinem Sessel liegenden Königs zögerten Alle, mit der Sprache herauszugehen. Endlich nahm Thiers das Wort und suchte mit Geschicklichkeit dem alten Manne die Nothwendigkeit der Abdankung begreiflich zu machen, ohne das herbe Wort zu nennen. Louis Philipp verstand den Redner, gab aber keine Antwort.

Nun der Herzog von Nemours: „Falls der König die Abdankung für nöthig hält, will ich sofort meinerseits auf die Regentschaft verzichten.“

Das Eis war gebrochen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung sich zusammennehmend sagte Louis Philipp: „Glauben Sie, daß ich durch meine Abdankung meinem Enkel den Thron erhalten werde?“

„Das ist zweifelhaft, Sire.“

„Aber was rathen Sie mir?“

„Was in einem solchen Falle zu thun, hat der König nur mit sich selbst und mit seiner Familie auszumachen.“ . . .

Louis Philipp zog sich in sein Ankleidezimmer zurück und ließ die Mitglieder seiner Familie dahin rufen.

Während der Familienrath saß, kam der General Lamoricière, welcher nach der traurigen Musterung auf dem Carrouselplatz seine Bemühungen, eine Einstellung des Kampfes zuwegezubringen, wieder aufgenommen hatte. Nun brachte er die Nachricht, daß die siegreich vorschreitende Insurrection mindestens die Abdankung des Königs verlange und daß kein Augenblick zu verlieren sei, so man nicht riskiren wollte, daß ganz in der Nachbarschaft des Schlosses bei dem auf dem Platz des Palais Royal gelegenen sogenannten Château d'Eau, welches von Municipalgarden und Linieninfanterie besetzt war, ein Kampf entbrennen würde, welcher leicht das Signal zur Wiederholung des 10. August von 1792 geben könnte.

Derweil den Anwesenden diese Möglichkeit drohend vorschwebte, fand im Kreise der königlichen Familie eine Verhandlung statt, deren Einzelheiten bislang unbekannt geblieben sind. Mit großer Wahrscheinlichkeit darf jedoch behauptet werden, daß die Königin Etwas von ihrer eigenen Energie, welche mit größter Zähigkeit an den Besitz der Gewalt sich klammerte, ihrem Gemahl einzuflößen gewußt habe. Der König zeigte nämlich, als er, begleitet von seinem Sohne Nemours, heraustrat, mehr Fassung und Haltung als vorhin.

„Nun, General, was bringen Sie Neues?“

„Sire, ich bin Commandant der Nationalgarde, habe aber Nichts zu commandiren. Alle meine Bemühungen, auf Grund der zugestandenen Reformen die Insurrection zu beschwichtigen, sind vergeblich gewesen. Man begnügt sich nicht mehr damit, man verlangt . . . etwas Anderes.“

„Etwas Anderes? Monsieur de Lamoricière, das ist meine Abdankung, und da ich dieselbe nur mit meinem Leben geben werde, so wird man sie nicht haben!“

Worauf der Herzog von Nemours: „Wohlan, so marschiren wir!“

„Freilich, marschiren wir,“ erwiderte der General, „es fragt sich nur, wohin?“

Das „Marschiren“ war nur ein eitles Wort mehr unter den vielen, welche die Rath- und Thatlosigkeit des Bürgerkönigthums an diesem Tage weniger maskirten als enthüllten. Noch eine kurze Weile, und es handelte sich nicht mehr darum, irgendwelchen Widerstand gegen die Emeute zu versuchen, sondern nur noch darum, dem Griffe der siegenden Revolution zu entfliehen. Schon zeigten die Tuilerien ein tumultuarisches Bild der Bestürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren standen offen, Wachtposten und Thürhüter wehrten nicht dem Eintritt von Theilnehmenden oder Neugierigen. Generale, Officiere, Staats- und Palastbeamte, Deputirte, Journalisten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen nach Belieben, und wer da wollte und mochte, durchwandelte die Gemächer. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Zimmer, wo die Königliche Familie sich aufhielt, wahrte noch einiger Anstand und Respect. Bald jedoch schwemmte die steigende Fluth auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majestät des Throns nun sich her gezogen, und nach diesen Schranken den Thronunbaber und danach den Thron selbst.

Es ist nahezu Mittag. Louis Philipp, aus seiner augenblicklichen Aufwallung von vorhin wieder in seine Schlaffheit zurückgefallen, sitzt im Lehnstuhl am Fenster seines Cabinets, umgeben von den Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Beaumont, Lafferyère und Anderen. Der Herzog von Montpensier flüstert Herrn Cremieux ein, einen Deputirten von der Linken, welcher entfernt nicht weiß, daß er auf der republikanischen Liste einer provisorischen Regierung stehe. „Noch ist,“ sagt er, „Nichts oder wenigstens nicht Alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflösung und einem aus der Linken genommenen Ministerium sich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Ministerium angeht, sie flößt, ich bedaure es sagen zu müssen, dem Volke einen unbesieglichen Argwohn ein.“

Der kleine Rothhelfer, sicherlich eingedenk nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinaus-

Digitized by Google

schlüpfen zu können, wendet sich sofort an den König: „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“

„Aber wen schlagen Sie mir denn zum Premierminister vor, Herr Cremieux?“

„Drlon Barrot, welcher ermächtigt sein muß, aus den Reihen der vorgeschrittensten Opposition seine Collegen zu wählen.“

„Wohl, es sei. Man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“

„Will der König mir noch eine weitere Bemerkung gestatten?“

„Sprechen Sie.“

„Sire, wer Ihnen rieth, dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen Schlimmstes.“

„Wen würden Sie denn an Bugeaud's Stelle setzen?“

„Den Marschall Gérard.“

„Es sei.“

Cremieux geht hinaus, um diese neuen Zugeständnisse bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, momentan von einer sarkastischen Laune angeflogen, an den Kleinen die Worte: „Ei, sieh da, mein lieber Thiers, so sind Sie also nicht weniger unpopulär als ich?“

Herr Fain schreibt die Ordonnanz, der General Trézel, das einzige der Mitglieder des Ministeriums Guizot, welches noch in den Tuilerien ausgehalten, hält sich bereit, seine Gegenzeichnung zu geben, und schon hat Louis Philipp die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen, als plötzlich das Getrattter von Gewehrkolben aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo ein wüthender Kampf um das Château d'Eau sich entsponnen hat. In demselben Augenblick tritt in höchster Eile und Aufregung Herr Emile de Girardin in das Cabinet, ein Stück bedrucken Papiers in der Hand.

„Was giebt es, Monsieur de Girardin?“ fragt der König.

„Das, Sire, daß man Ew. Majestät eine kostbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man dem Aufstand, welcher bereits mit Macht aus der Rue de Charrres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, sei es, daß man zu den größten Opfern sich herbeilassen will, jedenfalls sind die Minuten Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben.“

„Aber was thun?“

„Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunsten einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Hier ist die einzige Proclamation, welche ich, um Zeit zu sparen, sofort drucken ließ. Sie lautet: ‚Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.‘“

Soweit also war es mit dem Salome des Juste-Milieu, soweit mit dem Juste-Milieu selbst gekommen, daß der nächste beste Zeitungsschreiber, daß ein Emile de Girardin sich zum Dmaß Dictator aufwerfen und mittelst eines bedruckten Papierfetzens über das Schicksal Frankreichs verfügen konnte . . . .

„Wenn es so steht, Sire,“ sagte der Herzog von Montpensier, der in seiner Weise seinen Brüdern gleichzustellen war, „wenn es so steht, Sire, so darf kein Zaudern stattfinden. Danken Sie ab!“

Ob vielleicht diese plumpe Unlindlichkeit den greisen König daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November 1688 erfuhr, seine Tochter Anna sei in's Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Selbe mir Gott, meine eigenen Kinder verlassen mich!“ ausgestoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann sagte nur mechanisch, wie ein schon halb Versunkener, der sich von der Strömung am sorrreichen läßt: „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürst gewesen, ich danke ab.“

Kaum war das Wort heraus, so drängten mehrere der Anwesenden in ihrer nicht grundlosen Angst, die Tuilerien möchten abermals einen 10. August erleben, Herrn Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilte hinaus und gegen das Palais Royal hinüber, aber seine Botschaft verhallte ungehört und wirkungslos in dem um das Château d'Eau her tobenden Kampfgewühl, und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hatte der Herzog von Nemours das königliche Cabinet verlassen und war in den Palastsaal hinabgestiegen, wo er den ihm unterzogenen Officieren erklärte: „Meine Herren, der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans ist Regentin.“

(Schluß folgt.)

Aerztliche Strafpredigt.

Für den Geschäftsmann.

2.

Wenn der Kopf (oder richtiger das Gehirn des Geschäftsmannes in einem früheren Aufsatze (s. Garten. 1864, Nr. 21) als der Theil bezeichnet wurde, welcher sehr häufig in Folge des Geschäftslebens leidet, so will Verfasser damit ja nicht etwa behauptet haben, als ob der Geschäftsmann eben so ein Kopfarbeiter wäre wie der Gelehrte. Aber trotzdem daß der Geschäftsmann weit weniger denkt als der Gelehrte, so arbeitet sich sein Gehirn doch mehr ab als das des Gelehrten und zwar deshalb, weil ihm seine Geschäfte fortwährend im Kopfe herumgehen und dem armen Gehirne oft selbst im Schlafe keine Ruhe lassen. Und darum hat auch der Geschäftsmann noch weit mehr als der Gelehrte die Verpflichtung, seinem Gehirne die richtige Erholung zu gönnen und die Behandlung zukommen zu lassen, welche in dem früheren Aufsatze und bei der Gehirndiätetik (Garten. 1861, Nr. 52) angegeben wurde. Bei vielen Geschäftsleuten zieht auch das aus der Hirnanstrengung hervorgegangene Kopfleiden eine allgemeine Nervosität (oft mit weibischer Nörgelsucht) nach sich, die gewöhnlich als Ursache aller Launen und Unarten, der großen Aergerlichkeit und des leichten Gereiztseins, kurz des Etlich- und Widerwärtigseins herhalten muß. Ausführliches über das „Nervösein“ findet man in der Gartenlaube 1860, Nr. 25.

Mit seinem Magen, überhaupt mit der Verdauung, ist der Geschäftsmann äußerst selten in rechter Ordnung. Das ist aber auch kein Wunder, denn man braucht nur Geschäftsleute essen zu sehen, um als Arzt das größte Mitleid für die armen Geschäftsmägen zu fühlen. Anstatt mit Gemüthsruhe und Behaglichkeit sich dem Essen hinzugeben, werden, weil's das Geschäft nicht anders erlaubt, feste Nahrungsstoffe, besonders Fleischspeisen, in großen Stücken und nur wenig gekaut hastig verschluckt; zwischendurch wird nach Umständen bald über Geschäftliches gesonnen oder gestritten, bald Ärgerliches Häusliches abgemacht und vielleicht auch mit Weib und Kind gehadert, und schließlich ist in aller Gemüthsunruhe der Flasche mehr zugesprochen worden, als dienlich. — Solchen sich doch die Geschäftsleute, wie überhaupt alle Menschen, endlich einmal merken, daß man die Zähne nicht etwa der Zahnschmerzen wegen, sondern dazu im Munde hat, um feste Nahrungsmittel so lange zu zerkauen, bis sie mit Hülfe des zufließenden Speichels in einen weichen Brei verwandelt sind, der alsdann im Magen der keine Zähne zum nachträglichen Zerkauen besitzt) durch den sauern Magensaft leicht aufgelöst (verdaut) werden kann. Wie aber die meisten Menschen essen, da beschweren die verschluckten großen Stücken fester Stoffe nicht nur den Magen, sondern sie gehen auch, nachdem sie sich länger, als sie sollten, im Magen und Darmcanale aufgehalten haben, zum großen Theile unaufgelöst beim Stuhlgange mit fort. Auf diese Weise werden viele der genossenen Speisen, ohne den gehörigen Nahrungsstoff für das Blut geliefert und die für sie gemachte Ausgabe verdient zu haben, aus dem Körper wieder entfernt; sie thaten der Zunge wohl, dem Bauche weh. Menschen, lernt in der Jugend kauen, damit ihr im Alter nicht dem Magenelend verfallt! — Ist der Magen aber verdorben, dann hüte man sich um Himmels willen vor allen segenannten magenstärkenden Arzneien und Elixiren; nur ein passendes und strenges diätetisches Verfahren macht einen schlechten Magen wieder gut (s. Garten. 1860, Nr. 7).

Sieht man sich ferner in einem Geschäftsmanns-Bauche auch nach andern Organen als nach dem Magen um, dann entdeckt man in denselben, besonders in der Leber, Milz und am Mastdarme, als Grund der vielen und mannigfachen Unterleibsbeschwer-

Digitized by Google

den (wie: unangenehme Empfindung von Druck und Völle in der Oberbauchgegend, besonders nach dem Essen; Appetitstörung und unregelmäßiger Stuhlgang, Blähungs- und Hämorrhoidalbeschwerden) in den allermeisten Fällen eine krankhafte Ueberfüllung der Adern mit dunkelrothem Blut. Das ist der Zustand, den der Arzt „Unterleibsanschoppung, Abdominalplethora, Pfortaderstockungen, Hämorrhoidalleiden“ nennt und durch Purganzen, Blutegel an dem After, Schwefel mit Cremor tartari, abführenden Mineralwässern (Karlsbad, Kissingen) und dergl. zu heben sucht, während Verf., der diese Art von Cur haßt, eine Unterleibsdiätetik empfiehlt (Gartenl. 1860, Nr. 21), welche das Uebel an der Wurzel angreift und den trägen Lauf des Pfortaderblutes durch die Leber fördert. Aber freilich diese Unterleibsdiät, zu welcher auch die gehörige Bewegung und eine zweckmäßige Athmung gehören, ist dem Geschäftsmanne nicht bequem, und es erlaubt's deßhalb auch sein Geschäft nicht, die nöthige Zeit darauf zu verwenden. Darum wird er aber auch später bei wachsender Unterleibsverstocktheit ein grämlicher, launenhafter, ärgerlicher, mißmuthiger, hypochondrischer Philister, den schließlich nichts mehr interessirt als sein liebes nervöses Ich mit Hämorrhoiden und sein Geschäft.

Der vielsitzende Geschäftsmann wird dißweilen rechts unten im Bauche von einem Drucke oder wohl auch von heftigem Schmerzen heimgesucht, die ihren Grund in einer Anhäufung von Koth im Blinddarme haben. Diesem Zustande, der sich mitunter zu einer gefährlichen Blinddarmentzündung steigert, ist am besten mit öfteren Klystieren von warmem Wasser entgegen zu treten. Da aber in dieser Bauchgegend manch andere Leiden vorkommen, die von Bedeutung und richtig zu würdigen sind (Gartenl. 1863, Nr. 29), so ist eine genaue Untersuchung derselben von Seiten des Arztes ganz unentbehrlich.

Was die sogenannten Hämorrhoidal-Blutungen bei Geschäftsleuten betrifft, so sind diese, zumal wenn dabei viel Blut verloren wird, gar keine hämorrhoidalen, sondern stammen aus der entarteten Mastdarmschleimhaut und verlangen eine örtliche Behandlung (gewöhnlich mit Höllenstein). Einem Arzte, der bei solchen Blutungen nicht den Mastdarm untersucht (was übrigens gleich nach dem Stuhlgange geschehen muß), dem entziehe der Patient sofort sein Vertrauen. Ein Patient aber, der sich gegen eine solche Untersuchung und örtliche Behandlung wehrt, ist ein subtiler Selbstmörder.

Von einer verunsinnigen Behandlung ihrer gesunden und kranken Lungen ist bei Geschäftsleuten gar keine Rede. Erst wenn die Lunge zum größten Theile ruinirt ist, erst dann wird's dem abgezehrten und matten Herrn Geschäftsmann klar, daß nun etwas Ernstliches geschehen müsse. Aber nur ja nicht einen Respirator tragen, lieber „wohin gehen“. Und während die Herren Doctoren zu Dritt oder Viert berathschlagen, wohin der siebernde Kranke fahren soll, fährt er in's Jenseits. — Dieses in ein anderes Klima Schicken von Brustkranken gehört in den meisten Fällen auch zum heilkünstlerischen Schindrian und ist gewöhnlich nicht nur nicht heilbringend, sondern sogar gefährlich und im höchsten Grade inhuman, weil dadurch der der größten körperlichen und gemüthlichen Ruhe bedürftige Kranke aus seinen dieser Ruhe förderlichen Verhältnissen herausgerissen wird. Ein Brustkranker, wenn er siebert, darf gar nicht an eine Reise denken, sondern bleibe hübsch ruhig zu Hause, wo ihm ja auch eine gute, reine, warme Luft bereitet werden kann. Hat aber der Krankheitsproceß in seiner Lunge einen Stillstand gemacht, so wird ihm eine Reise in ein südliches Klima auch nur dann nützen, sobald er sich dort längere Zeit und bei der größten Gemüthsruhe (besonders ohne Heimweh) aufhalten kann. Uebrigens ist's für einen Brustkranken mit dem Klimawechsel allein noch lange nicht abgethan, er muß auch im Süden, trotz der heilsamen Luft, noch alle die Schädlichkeiten ängstlich meiden, welche eine Rückkehr (Rachschub) des Brustleidens veranlassen können, wie Staub, Rauch, reizende Gasarten, Aufregungen aller Art und Erkältungen.

Die Regeln, welche ein Brustkranker, wenn er trotz seiner kranken Lunge (denn vollständig gesund wird diese niemals wieder) ein höheres Alter erreichen und auch ziemlich beschwerdelos leben will, genau zu beobachten hat, finden sich in Gartenl. 1859 Nr. 49, und 1855 Nr. 15; über den enormen Werth des Respirators bei Lungenleiden handelt ein Aufsatz in der Gartenl. 1855 Nr. 8. — Weil nun eine in ihrer Spitze (tuberculös) erkrankte Lunge niemals wieder, auch nicht durch salzige Mineralwässer und südliches Klima, ihre frühere, normale Beschaffenheit erlangen kann, darum muß ein Brustkranker die von diesen Lungenspitzen-Emanationen abhängigen Beschwerden, wie Husten, Auswurf und zeitweilige Kurzathmigkeit, ertragen lernen und nicht durch sorgwährendes Medicinniren wegcuriren wollen. Eine solche Entartung kann ja gar nicht viel schaden und sollte den Kranken nur veranlassen, ein weiteres Krankwerden seiner Lunge durch richtiges Verhalten zu verhüten.

Der Geschäftsmann mit noch gesunder oder etwas angegriffener, aber das Wohlbefinden nicht störender Lunge, der that natürlich seines Geschäftes wegen keine Zeit, ebenswenig etwas zur Erhaltung und Kräftigung seines Athmungsapparates, wie überhaupt seines Körpers zu thun; der muß, wenn er sich wirklich einmal sein Geschäft aus dem Kopfe schlägt und Zeit zur Erholung nimmt, in seiner geschäftsfreien Zeit reisen, jagen, schmausen, spielen, bauen, politisiren u. s. f. und zwar unter Umständen, die auch die gesündeste Lunge krank zu machen im Stande sind, wie rauhe, kalte Luft, Staub, Rauch, schneller Wechsel zwischen warmer und kalter Luft, reizende und überhaupt schädliche Gasarten u. s. w. Auch sind leider Gottes die meisten Geschäftsleute so kindisch und schämen sich, ihren Lungen, selbst wenn dieselben früher schon einmal krankten, und sogar bei offenbarer Gefahr, Schutz angedeihen zu lassen, weil's auffällt. Mit dem Respirator z. B., der ja doch Lungenleiden verhüten soll und auch kann, kommt der Arzt in der Regel nur bei Lungenschwindsüchtigen an, die schon mit einem Beine im Grabe stehen, und auch die wehren sich noch gegen diesen bravsten aller Beschützer der Lungen. In „Für Nichtraucher“ muß der hustende Geschäftsmann auf der Eisenbahn fahren; staubige und rauchige Luft und Localitäten muß er meiden; von Strapazen aller Art halte er sich fern; des Festessen trinke er sich nicht seit und gerire sich überhaupt nicht als Gesundheitsenormist.

Das Geschäftslocal, das in der Regel mit dem Geschäfte und Geschäftsmanne verwachsen ist, kann vielleicht manchmal das Geschäft in die Höhe, den Geschäftsmann aber gar nicht seinen heranbringen. Denn abgesehen von der hier häufig herrschenden, das Gemüth verdüsternden Dunkelheit (denn Licht ist Leben), so sind auch viele Locale so feucht und kalt, daß ebenso (besonders im heißen Sommer) die schnelle Abkühlung der erhitzten Haut hitzige (acute) Erkältungskrankheiten, wie die andauernde Einwirkung der feuchten Kälte auf die transpirirende Haut langwierige (chronische) sogen. rheumatische Uebel erzeugen kann. Die Regulirung der Luft- und Temperaturverhältnisse in den Localen, von welchen doch zum großen Theile das Wohlbefinden der Herren Principale und ihrer Mitarbeiter mit abhängig ist, wird gewöhnlich den Herren Marthelfern überlassen, und die haben so ihre eigenen Ideen über gute Luft und Wärme. Ja, wenn's die Waaren betrifft, für die muß eine zweckmäßige Lagerstätte beschafft werden, die geschäftigen Menschen mögen aber den größten Theil ihres Lebens in menschenfeindlichen Aufenthaltsorten verkümmern. Auch für seine Pferde und Hunde trägt in der Regel ein Geschäftsmann weit mehr Sorge, als für sich und seine Leute.

Wie sich der Geschäftsmann in seinem Geschäfte beim Arbeiten verhält, ist gar nicht selten von Einfluß auf sein Befinden oder doch auf sein Empfinden. Der im Stehen Arbeitende fühlt mitunter seine Beine ermatten und meint dann, an Rückenmarksschwäche zu leiden. Sitzt einer auf hartem Sessel mit scharfer Kante, so passirt's wohl, daß der sormwährende, wenn auch nur mäßige Druck dieser Kante auf die Nerven und Blutgefäße der hintern Fläche des Schenkels, eine dauernde Empfindung von unangenehmem Taubsein des Beines vom Knie ab erzeugt, welche den Aberglauben an Rückenmarksschwindsucht aufkommen läßt. Der beim Sitzen stark vorgebeugte, den Bauch einengende und die Brust an den Arbeitstisch andrückende Geschäftsmann zieht sich durch diesen Sitz dißweilen Brust- und Unterleibs-, Athmungs- und Verdauungsbeschwerden zu, die er natürlich durch Arznei wegcurirt haben will.

Ueberhaupt muß es die Heilkunst, wenn es nach den Anforderungen der Geschäftsleute an die Aerzte gehen soll, durchaus noch dahin bringen, daß sie durch Heilmittel den alternden, kränkelnden Menschenleib jung, kräftig und womöglich niet-, nagel- und feuerfest zu machen im Stande ist.

Bock.

Digitized by Google

Der Tag von Düppel.

Nach den Mittheilungen eines preußischen Officiers.

Bereits seit dem 12. Februar lagen die Preußen vor Düppel, aber unbegreiflicher Weise war das zu einer Belagerung so stark befestigter Werke unentbehrliche schwere Geschütz noch immer nicht eingetroffen. Endlich nach einem Zeitverluste von mehr als einem Monate, in der Nacht vom 29. zum 30. März, hatte man allmählich soviel Belagerungsmaterial zusammen, um ernstlich an's

Düppeler Schanze Nr. 2 nach
Am 18. April nach der Natu

Werk gehen und zur Eröffnung der ersten Angriffs-Parallele schreiten zu können. Welcher Combination von Ursachen diese unerklärliche Zögerung in dem Herbeischaffen des nöthigen Artillerieparks beigemessen werden muß — das wollen wir jetzt, wo die Ereignisse den Bismarck-Rechberg'schen Plänen über den Kopf gewachsen sind, und in die alten Bahnen des Londoner Protokolls einzulenken zur anerkannten Unmöglichkeit geworden, dahingestellt sein lassen. Wir sehen in dem Düppeler Siege nicht blos die Einlösung der verpfändeten preußischen Waffenehre, die mit dem stromweise vergossenen Bollblute doch etwas zu theuer wieder errungen wäre, wir erblicken in ihm vielmehr eine Hauptgarantie, daß den berechtigten Forderungen der Nation Erfüllung und dem lange genug schmählich preisgegebenen wackern Bruderstamme endlich zu seinem Rechte verholfen werden soll.

Das gezogene preußische Geschütz, das inzwischen zur Bewunderung und zum Schrecken von ganz Europa geworden ist, begann nun sein verheerendes Spiel und brachte die dänische Artillerie in den verschiedenen Schanzen trotz ihres numerischen Uebergewichts bald zum völligen Unterliegen. Wir wissen jetzt, daß schon nach den ersten Tagen der Beschießung der Düppeler Befestigungen die dänischen Officiere die Ueberzeugung gewannen, daß gegen die Zerstörungswerkzeuge der Preußen die Position auf die Dauer sich nicht werde halten können. Wie sollte man sich auch gegen Hohlgeschosse vertheidigen, die, aus einer Entfernung von 1¾ Stunde daherfausend, genau das Ziel trafen, und auch noch in viel weiterer Entfernung eben so sicher und wirkungsvoll einge-

Digitized by Google

schlagen haben würden? Und immer zahlreicher wurden die Batterien der Preußen sowohl auf Broackerland an der Seite des Wenning-Buntes wie im Norden der Düppelstellung, wo sich die Belagerer nach der Einnahme von Düppel, dessen Gehöfte und zahlreiche Häuser die Dänen nach und nach gänzlich in Asche legten, von Rackebüll bis nach Sandberg am Alsensunde einnisteten, Schanzen bauten und Batterie nach Batterie auffuhren, aus denen die nördlicheren Forts auf Düppel eben so gut bestrichen wurden, wie der Alsensund mit den jenseits erbauten zahlreichen Schanzen, welche die Dänen zur Vertheidigung des tiefen Sundes und der

chen Kämpfen beiwohnten und glücklich mit dem Leben davonkamen, wissen haarsträubende Dinge von der nicht eben chevaleresken Kampfweise der Dänen zu erzählen, die dann zuweilen auch Anlaß gab zu Gemetzeln, wie sie in ehrlicher Kriegführung sonst nicht vorkommen. Die Neigung, Pardon zu geben, die dem deutschen Soldaten von Natur angeboren ist, verlor sich nach und nach und machte dem Gelüste, Revanche für hinterlistig erschossene Cameraden zu nehmen, Platz.

Am hellen Tage gewährte die Beschießung der Schanzen, mit dem unbeschreiblichen Dröhnen der Luft und dem Zittern des

Sturme am 18. April 1864.
ichnet von Otto Günther.

Insel von Sonderburg abwärts bis Rouhof an allen günstigen Orten errichtet hatten.

Ungeachtet der kaum erwarteten Wirkungen des preußischen Artilleriefeuers bot die Belagerung Düppels doch so große Schwierigkeiten dar, daß besonnene Feldherren unmöglich an raschen Sturm denken konnten, wollten sie bei einem solchen immerhin zweifelhaften Unternehmen nicht Tausende von Menschenleben aufs Spiel setzen. Der Däne ist an sich ein tapferer Soldat, dabei fanatisch und voller Tücke, was er in manchem Gefecht vor Düppel nur zu sehr bewiesen hat. Preußische Krieger, welche sol-

Erdbeben, für den entfernter stehenden Zuschauer ein interessantes und aufregendes Schauspiel, das jedoch wenig Abwechselung gab. Nur wenn dann und wann eine der langsam aufsteigenden Bomben, deren Lauf sich bequem verfolgen ließ, vor ihrem Einschlagen in der Luft crepirte, gestaltete sich das Schauspiel eigenthümlich fesselnd. Denn nun entwickelte sich aus dem zerberstenden Projectil ein Knäuel wirbelnden weißen Rauches, der sich in großer Schnelligkeit um seine eigene Achse drehte, längere Zeit noch vom Winde weiter getragen ward und endlich langsam zerflatterte. Dagegen war das Bombardement in der Nacht von einer so groß-

Digitized by Google

artigen, furchtbaren Schönheit, daß es sich kaum beschreiben läßt. Hohlgeschosse aus den Hinterladunggeschützen der gezogenen preußischen 24 pfünder sausten dann unsichtbar wie Dämonen über die Parallelen und die in denselben arbeitenden Soldaten mit solchem Geräusch dahin, daß sich oft der Eine und Andere bückte, als besorge er das Herabfallen einer schweren Masse aus der Höhe. Dann wieder rollten, von leuchtendem Rauch umkreist, die Bomben durch die Luft, während die in großer Menge geworfenen Granaten, ungleich steiler und in Parabelform aufsteigend, durch ihre schnelle Umdrehung einen kometenartigen Feuerschweif hinter sich herzogen. Nimmt man dazu das fortwährende leise Beben der Erde, das verhallende Hurrah der Belagerer und das Aufjubeln der flammenden Baracken unterhalb der Schanzen, wie die hell zum Himmel lohende Gluth des brennenden Sonderburg, so wird man zugeben müssen, daß sich ein schauerlich-großartigeres Nachtbild kaum denken läßt.

Eine schon angeordnete Landung mit starker Truppenmacht auf Alsen mußte, wahrscheinlich zum Glücke, des hohen Seeganges wegen wieder aufgegeben werden, dagegen ward der Sturm auf die Schanzen bereits auf den 14. April festgesetzt, doch fand man die Entfernung von der zweiten Parallele bis zu den Schanzen, also 6—700 Fuß, mit Recht noch für zu bedeutend und unternahm in der Nacht vom 14. zum 15. den Bau einer dritten Parallele auf 500 Fuß Abstand. Dieselbe wurde bis zum 18. wesentlich erweitert und ihre Böschung mit Ausfallsthüren versehen, um bequem überschritten werden zu können. Nachdem diese Vorbereitung getroffen war, gab Prinz Friedrich Carl von Preußen für den 18. April Morgens zehn Uhr den Befehl zum Sturme.

Allen den verschiedenen Abtheilungs-Commandeurs wurde der Befehl im Geheimen und mündlich mitgetheilt, um vor der dänischen Spionage sicher zu sein. Zur Einleitung dieses Haupt- und Schlußactes begann die Artillerie vom Morgen des 17. an mit der größten Heftigkeit zu spielen und überschüttete die feindliche Stellung auch die ganze Nacht zum 18. hindurch bis Morgens zehn Uhr mit ihren Geschossen. Stündlich mußte jetzt der Feind auf einen Sturm gefaßt sein und hatte demselben auch mit Tagesanbruch entgegengesehen und seine Dispositionen danach getroffen. Als um diese Stunde das Erwartete indessen nicht erfolgte, zog er seine Verstärkungen zurück und ließ nur die regelmäßige Besatzung in der Stellung, die zum Theil noch beim Beginn des Sturmes in den Communicationsgräben war, um dort gedeckter zu sein, und so vielfach völlig überrascht wurde.

Da sein Truppentheil freiwillig dem andern die Ehre des ersten Angriffs gönnen wollte, so hatte das Loos entscheiden müssen; daher finden wir die Sturmcolonnen zusammengesetzt aus Compagnien aller Regimenter. In der Nacht hatten die Brigaden bereits die angewiesenen Stellungen eingenommen, hatten sich auf den Boden niedergestreckt und horchten in Erwartung des großen Augenblickes auf den rollenden Donner der Artillerie. In der breiten dritten Parallele, 500 Fuß vor den Schanzen, lagen die Sturmcolonnen selbst mit ihrer Geräthschaft, vor Begierde brennend, die feindlichen Schanzen zu nehmen.

Der Morgen des 18. bricht an, immer näher rückt die entscheidende Stunde. Mit ihr steigern sich die Gluth und die Aufregung der todesmuthigen Männer, die Pulse schlagen schneller, und während der Soldat sein treues Gewehr fester umklammert, hört er noch auf den tröstenden Zuspruch des Geistlichen, schweifen seine Gedanken noch einmal zurück nach der Heimath, nach den alten Eltern, nach der geliebten Braut, nach Weib und Kind. Da horch! vom Spitzberge her ertönt ein schmetterndes Hornsignal, im Augenblicke wiederholt es sich auf der ganzen Linie, und während das Feuer der Kanonen verstummt, brechen mit lautem Hurrah und unter der Musik von vier Regimentern die Sturmcolonnen im Laufschritt aus der Parallele hervor.

Ohne einen Schuß zu thun, legen die Schützenlinien die ersten dreihundert Schritt zurück, dann werfen sie sich zur Erde und beginnen ihr wohlgezieltes Feuer gegen Alles, was sich auf den Schanzen zeigt. Unter diesem Schutze gehen die Sturmcolonnen so schnell als möglich, miteinander wetteifernd, ohne eine Kugel im Laufe, gegen die ihnen bestimmten Werke los, Jeder nur darauf bedacht, der Erste auf der Schanze zu sein, um zuerst das preußische Panier dort aufpflanzen. Der Feind, im ersten Augenblicke überrascht, besetzt in Eile seine Werke, das Knattern des Gewehrfeuers beginnt auf der ganzen Linie, und gleich darauf speien die schweren 84 pfünder ihre Kartätschladungen gegen die Angreifer. Dunkle Flecke auf dem Erdboden bezeichnen die Stellen, wo die Tapfern fielen; diese Flecke mehren sich, je weiter die Stürmenden vorrücken. Vor Schanze 4 liegen allein schon 33 Mann, doch da weht auch bereits die erste preußische Fahne auf der Communication von 2 zu 3; nur sieben Minuten nach dem ersten Signal, und ein jubelndes Hurrah bezeichnet den Fall des ersten dänischen Werkes. Gleich darauf fällt die große Schanze 6, deren Geschütze sofort umgedreht und auf die fliehenden Feinde gerichtet werden, dann 1, 3, 5. Länger wehrt sich 4, doch fällt auch diese nach großen Verlusten, und endlich selbst die von dem unerschrockenen Lieutenant Ancker vertheidigte Schanze 2. So war nach kaum zwanzig Minuten langem heldenmüthigen Siegeslauf die eigentliche Aufgabe des Tages gelöst, denn nur die Einnahme der Schanzen 1 bis 6 war beabsichtigt und angeordnet.

In diesem Augenblicke naht Rolf Krake und beginnt sein Feuer gegen die mit Tirailleurs gefüllten Schlachten des linken Flügels. Umsonst — er kommt zu spät, die gezogenen Batterien ebenso wie die eigenen Geschütze der eroberten Schanze 1 unter Lieutenant Schmälder richten ihr Feuer auf das Ungeheuer, welches sich nach einstündigem Kampfe schwer beschädigt zurückzieht, um nicht wieder zu erscheinen. Mittlerweile greifen die Brigaden Canstein und Raven in den Kampf ein. Ihr erster Anlauf gegen die noch völlig erhaltenen und armirten Schanzen 7, 8, 9 und 10 mißlingt zwar, denn das mörderische Feuer dieser Schanzen beim Ausschwärmen aus Düppel und Radebüll mäht ganze Reihen nieder; da fahren die preußischen Feldbatterien in Carriere auf, ihre sichertreffenden Geschosse bringen das feindliche Geschütz zum Schweigen, und mit Hurrah, stürmen die Truppen zum zweiten Male vorwärts. Nichts kann ihnen widerstehen, Brigade Canstein nimmt Schanze 7, Raven 8 und 9; 10 muß capituliren.

So waren nun sämmtliche Schanzen der ersten Linie in den Händen der Sieger, und die noch brauchbaren eroberten Geschütze waren umgedreht und schossen auf ihre eigenen Landsleute, welche in Eile gegen den Brückenkopf retirirten. Doch die Preußen, einmal im Feuer, drangen unaufhaltsam vorwärts. Die Officiere vorauf, die Mannschaft die erbeuteten Dannebregs schwingend, stürzen sich die Compagnien aller Regimenter in edlem Wetteifer immer von Neuem auf den Feind. Unter dem heftigen Feuer des Brückenkopfes und der Alsener Batterien wird die neuangelegte zweite Vertheidigungslinie übergetammt, werden Tausende von Gefangenen gemacht, werden die Reserven des Feindes in wilder Hast gegen den Brückenkopf geworfen, die 26er voran, die 27er, 18er, 60er und das 4. Garde-Regiment Königin Auguste dicht hinter ihnen. Beinahe 2000 Fuß durchjagt dieser sorgfältete Sturmlauf. Hier dicht vor dem Brückenkopfe sammeln sich die Preußen zum letzten und schwersten Sturme. Einen Augenblick lang beschießen die Batterien die beiden Brückenschanzen, und dann brechen die Sturmcolonnen unaufhaltsam wieder los, immer die 26er voran, der Gefahren nicht achtend. Sie verschwinden in dem Graben, gleich darauf erklimmen sie die Brustwehr, ein wüthender Bajonnettkampf — und der Brückenkopf ist unser. Schon vorher hatten die Dänen ihre Pontons theils verbrannt, theils abgeschafft; Alles, was nicht schon am andern Ufer, ist gefangen in unsern Händen. Zwar spielen die Alsener Batterien und das Gewehrfeuer aus Schloß Sonderburg noch und tödten manchen braven Krieger, zwar antworten unsere gezogenen Feldbatterien noch eine Weile — alsdann aber wird Alles still: nach dem furchtbaren Gemetzel, nach den kolossalen Anstrengungen schöpfen die siegestrunkenen Truppen ein paar Minuten Athem.

Um zehn Uhr hatte der Sturm begonnen, um halb ein Uhr gab es keinen Feind mehr im Sundewitt, der nicht lebend oder todt in den Händen der Preußen war, und während dieser ganzen Zeit lag die Elite der dänischen Flotte unthätig nur einige Tausend Schritte vom Kampfplatz, wagte nicht, sich zu rühren, und that nicht einen einzigen Schuß. Der Kampf war vorüber, die blutige Arbeit gethan. Das Auge, das eben noch todesmuthig spähte, es sieht herunter zur Erde und schaut mit Wehmuth auf das Werk der Vernichtung; die Hand, die eben noch den Tod gab, sie beugt sich hernieder nach dem verwundeten Cameraden, nach dem verwundeten Feinde, sie beut ihm den letzten Tropfen aus der Feldflasche, sie hebt ihn auf, und das Gewehr wird zur Bahre, und die blutbespritzten Männer beginnen das Amt der barmherzigen

Digitized by Google

Samariter noch unter dem Feuer der Dänen und bergen Freund und Feind mit gleicher Aufopferung.

Furchtbar sind die Verluste des Feindes: 119 Geschütze, viele Danebrogs, Munition und Kriegsgeräthe wurden erbeutet, 106 Officiere und 5400 Mann wurden theils gefangen, theils getödtet, darunter General du Plat, die Obersten Lasson und Bernstorff, Oberstlieutenants Dreyer, Falkenskjold, Tevelling, Scholten, die Majore Heyn, Schad, Sperling, Schau und Rosen. Aber auch die Verluste der Preußen sind bedeutend: 16 Officiere und über fünfhundert Soldaten theils todt, theils verwundet, unter den ersteren der General von Raven, Major von Beer und viele andere tüchtige Officiere.

Ein wahres Bild der Verwüstung boten die eroberten Schanzen dar. Die preußische Artillerie hatte fürchterlich vorgearbeitet: die Blockhäuser aus vierzölligen Balken waren völlig zertrümmert, und nur noch Holzstumpfe, Bretter und Erdhaufen bezeichneten ihre Stelle. Die Böschungen waren zerrissen und die Scharten demontirt. Das Bild der gräßlichsten Verheerung aber bot die Schanze Nr. 2, von der wir unsern Lesern eine noch am Nachmittage des Sturmes aufgenommene in allen Einzelheiten getreue Skizze bieten. Es war dies bekanntlich eine der stärksten Schanzen dieser festen Dänenstellung, die nun wie die andern, hoffentlich für immer, in Trümmern liegt. Nur das gemauerte Pulvermagazin darin ist noch erhalten; in demselben hatte der tapfere Ancker seine Wohnung aufgeschlagen, und über seinem Tisch hing das Bild seiner jungen und schönen Frau, unter dem Tisch und rings im engen Raume verstreut aber lagen vertraulich neben offenen Pulvertonnen — ausgebrannte Cigarrenenden.

Wir haben es an anderer Stelle (Garteil. Nr. 19) schon ausgesprochen: der Tag von Düppel bleibt ein unverlöschliches Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens und Deutschlands; wir wagen jetzt auch zu hoffen, daß er die ersehnten Früchte tragen, daß die Tausende und Abertausende von Opfern, die ihm fallen mußten, der gerechten Sache, der Freiheit und dem Vaterlande, nicht einem volksfeindlichen Systeme und ecclusiven Militär- und Junkertendenzen, zu Gute kommen werden.

Ja, wir hoffen es und wollen unsere Darstellung mit Erzählung einer und der andern Einzelscene schließen, die wir aus der Fülle von Thaten persönlichen Heldenmuths und begeisterter Opferfreudigkeit, welche die heißen Kampfstunden des 18. April gebaren, in bunter Reihe herausgreifen.

Schanze 6 leistete trotz ihrer Größe den schwächsten Widerstand und wurde im ersten Anlauf genommen, trotzdem die Sturmcolonnen bis zu ihr den weitesten Weg zu durchlaufen hatten. Lieutenant Rösler und Unterofficier Müller der 4. Artillerie-Brigade waren die Ersten auf der Brustwehr. Sie stürzten sich so plötzlich auf das im ausspringenden Winkel aufgestellte Geschütz, daß die feindlichen Kanoniere vertrieben wurden, ehe sie noch zum Schuß kamen. Eben so schnell wurde das Geschütz herumgedreht und schleuderte nun den bereits eingesetzten Karätschschuß vernichtend in die Reihen der fliehenden Dänen.

Der Hauptmann Cranach vom 13. Infanterie-Regiment (Westphalen) warf sich an der Spitze seiner Truppen auf einen Theil des Brückenkopfes unter dem mörderischen Feuer des Feindes. In dem Augenblicke, als der tapfere Officier seinen Truppen zurief: „Kinder, hier sind wir die Ersten!“ trafen ihn zwei tödtliche Kugeln — aber über seine Leiche hinweg stürmte seine Compagnie den Brückenkopf.

Schanze 2 wurde, wie die Leser wissen, von dem rühmlich bekannten Premier-Lieutenant Ancker energisch vertheidigt. Als die 36er sie nach blutigen Verlusten mit dem Bajonnete nahmen, waren in ihr außer dem Commandeur nur noch 20 Mann am Leben. Diese erhielten, nachdem sie sich mit tiefem Grimme ergeben hatten, den Befehl, nach der dritten Parallele als Gefangene zurückzugehen. Im nämlichen Augenblicke aber bekamen sie von rückwärts her Unterstützung, und der Kampf entbrannte von Neuem um die Schanze, doch behaupteten die Preußen das Feld und nahmen nun, statt zwanzig, fünfzig Mann gefangen. Obgleich nun mit diesem Verfahren Premier-Lieutenant Ancker wider die üblichen Kriegsgebräuche verstieß, so ehrte man in ihm doch den tapfern Feind, und es wurde ihm wegen seiner Bravour der Degen gelassen. Als Ancker aber bat, noch einmal nach der Pulverkammer gehen zu dürfen, wo er etwas vergessen haben wollte, hielt ihm der preußische Officier den Degen vor und erwiderte: „Keinen Schritt, Herr Camerad, oder Sie sind des Todes!“ Grimmig erwiderte Ancker: „Nun, dann bezeugen Sie mir wenigstens, daß es meine Absicht war, mich mit der Schanze in die Luft zu sprengen!“ und verließ das Werk. In demselben Momente bemerkte einer der den Sturmcolonnen zugetheilten Artilleristen einen dänischen Soldaten, der hurtig der Pulverkammer zulief. Mit möglichster Geschwindigkeit eilt ihm der Kanonier nach und sieht, wie der Däne im Begriff steht mit Stein und Stahl Feuer anzuschlagen, um eine Lunte zu entzünden, welche er in der Hand hält. Trotz des warnenten Zurufs fährt der Däne in seiner Verrichtung fort, so daß das Faschinenmesser des Preußen ihn unschädlich machen mußte. Ueberhaupt verdient die Tapferkeit der dänischen Kanoniere das größte Lob. Als die Preußen die Schanzen stürmten, mußten sie erst alle noch nicht kampfunfähigen Geschützbedienungen niederstrecken, ehe sie sich der Werke bemächtigen konnten, denn bis auf den letzten Mann vertheidigten sich die Kanoniere, und unter den Gefangenen befanden sich fast gar keine Artilleristen.

Zwischen den Schanzen und dem Brückenkopfe, wo die dänischen Reserven in den Kampf eingriffen, war dieser besonders mörderisch, namentlich da die stürmenden Preußen fast nur mit dem Bajonnet kämpften und durch die Pressbie der Dänen zur größten Erbitterung getrieben waren. Diese gaben nämlich auf fünf Schritte noch eine Salve, warfen dann ihre Gewehre fort, fielen auf die Kniee und riefen ihr „Pardon!“ Nahe an 400 Dänen liegen daher in einer einzigen Grube neben der Sonderburger Chaussee bestattet.

Nach entsetzlichem Blutbad ist Schanze Nr. 4 genommen. Im Nu haben die Artilleristen die Geschütze umgelehrt und eröffnen ein mörderisches Feuer gegen die Abziehenden. Da bemerkt der Premier-Lieutenant Stöphasius einen dänischen Unterofficier, der sich um einen Querwall herumschleicht und dort verschwindet. Nichts Gutes ahnend ruft er einen Pionier-Unterofficier zu sich heran und setzt mit diesem kurz entschlossen dem Dänen nach. Er findet ihn dicht vor der Pulverkammer, im Begriff sich in dieselbe zu begeben — ein brennendes Licht und ein Stück Lunte sind auf einem Tische bereit gelegt, vierundzwanzig offene Pulverfässer stehen daneben — schon greift der Däne nach der Lunte, da stürzt Stöphasius auf ihn los, reißt ihm die Lunte aus der Hand und verlöscht das Licht — in demselben Augenblicke, als die Kugel aus dem Carabiner des Pionier-Unterofficiers dem Dänen das Hirn zerschmettert. Tausenden hatte Stöphasius durch diese entschlossene That das Leben gerettet.

Nachdem die Brigaden Canstein und Raven die Schanzen 8, 9 und 10 genommen hatten und die Communicationen passirbar gemacht worden waren, rückte die vierspännige Garde-Batterie unter dem Hauptmann von Ribbentrop so heftig dem weichenden Feinde nach, daß sie sich plötzlich von demselben theilweise umzingelt sah. Die Mannschaften und Officiere wehrten sich jedoch mit dem größten Heldenmuthe, und auf eine Aufforderung sich zu ergeben antworteten der brave Capitän durch einen kräftigen Säbelhieb und die Worte: „Eher lassen wir und Alle in Stücke hauen — nicht wahr, Leute?“ Im nächsten Augenblick kam preußische Infanterie der Batterie zu Hülfe und vertrieb die Dänen, die nun, von der Batterie kräftig beschossen, in fluchtähnlicher Weise abziehen mußten.

Während des ganzen Sturmes spielten die Musiker vom vierten Regiment, unter Leitung des Kapellmeisters Piefke, in der ersten Parallele den Sturmmarsch. Mehrmals wurden diesetben durch feindliche Granaten mit Erde überschüttet. Der muthige Kapellmeister aber stand im dichtesten Kugelregen oben auf der Brustwehr und dirigirte, ohne sich um die einschlagenden Geschosse zu kümmern.

Mit ganz besonderm Ruhm aber sei, zum Ende, aller Krankenträger-Compagnien ohne Ausnahme gedacht. Mitten im stärksten feindlichen Feuer weteiferten diese „stillen Helden der Menschenliebe“, die Verwundeten nach den in einiger Entfernung aufgefahrenen, den Weitertransport nach den Verbandplätzen vermittelnden Krankenwagen zu tragen, von denen die erste Illustration unserer heutigen Nummer dem Leser ein genaues Bild giebt, so daß gar viele der wackern Männer zu den Opfern des blutigen Tages zählen.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Das Geheimniß des Soldaten. Es ist mir gestern eine kleine, sehr rührende Geschichte erzählt worden, die, ganz neu, noch in keiner Zeitung gestanden hat, meiner Ansicht nach aber verdient, die Aufmerksamkeit des freundlichen Lesers für zehn Minuten in Anspruch zu nehmen.

Meine ganz einfache und ganz anspruchslose Geschichte ist die eines österreichischen Soldaten, eines Tyroler Kaiserjägers, der jung, kräftig und voll Begeisterung im tyroler Winter gen Schleswig auswanderte und bei demüthig steht gegen den türkischen Hünen.

Der junge Soldat lieh tief hinten im Innsbade seine alte Mutter zurück, die er über Alles liebte. Sie war aber auch eine herzige, ganz alte Frau mit Silberhaaren, treuen, treuen Augen, die immer mit dem Ausdruck rührender Zärtlichkeit nach dem einzigen Sohne blickten.

„Zeha!" sagte die Mutter zu ihrem Kinde, „ich habe nur Dich auf der Welt; ich stehe, daß mein Ende nicht mehr fern ist. Du wirst mir doch wenn bort aus schreiben?"

„Gewiß, Mutter!"

„Alle Monate mindestens einmal; kannst Du, noch öfter."

„Ich verspreche es Dir!"

„In welcher Lage Du Dich auch befinden magst. . ."

„Ich werde schreiben; verlaß Dich darauf!"

Und als er die alte gute Frau zum letzten Male umarmte, fühlte der junge Soldat Etwas auf seine Stirn fallen, das glänzte wie ein Diamant . . . es war die Abschieds-Thräne der Mutter.

Der Soldat marschirte aus.

Sehr bald nachher kam die Kunde von blutigen Gefechten und glorreichen Siegen. Ganz Deutschland jubelte beim Empfang dieser ruhmvollen Nachrichten. Der alten Mutter aber ward sehr bang; sie lese sich in ihre einsame Stübchen und weinte. Da erhielt sie den ersten Brief; sie erbrach ihn mit Herzklopfen und las:

„Mutter! Morgen schlagen wir uns, und ich werde meine Pflicht thun. Ich will mich auszeichnen und beweisen, daß ich Deiner würdig bin. — Sei ohne Sorgen, die Dänen werden mich nicht treffen; ihre Kugeln werden über den Kopf des kleinen Kaiserjägers hinwegpfeifen."

Bald darauf kam ein zweiter Brief mit darin stand:

„Mutter! Wir haben uns tapfer gehalten. Ich bin mit einer kleinen Schramme über's Gesicht davon gekommen und habe einen Tapferkeit erhalten. Ich bin im Hospital in Schleswig verwundet geblieben. Aengstige Dich nicht! In zwei bis drei Tagen kämpfe ich wieder mit."

In kurzer Frist erschien ein dritter Brief folgenden Inhalts:

„Mutter! Der Doktor hat mich im heutigen Tagebuch, als Einen der Braven, ausdrücklich genannt. Die ganze Armee kennt nun den Namen Deiner Sohnes. Sei vergnügt und pflege Dich!"

Endlich kam ein vierter Brief, den die Mutter mit Freudenthränen las, er lautete also:

„Mutter! Ich mir einen Kuß mit noch dazu einen recht herzhaften, denn ich bin Deiner Liebe werth! Der commandirende General, unser lieber Bater Gablenz, hat mir heute Morgen mit eigenen Händen das Ehrenkreuz angeheftet. Du wirst in diesen Briefe ein kleines Stück schwarzgelbes Band finden . . . muß ich nicht Alles mit Dir theilen, Du liebe, gute, alte Mutter!"

Die alte gute Frau fühlte sich nach Empfang des letzten Briefes ihres Sohnes sehr schwach. Die große unerwartete Freude griff ihren von mancherlei Leiden ebnehin schon erschütterten Körper sehr an, und sie erwartete ruhig, fromm und glaubensvoll ihr letztes Stündlein. Dieses, die ihr Beth meinend umstanden, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Tas Einzige, was mir den Tod ein wenig erschwert, ist, daß ich mich von meinem armen Kinde trennen muß."

Bald darauf starb sie. Ein wohlmüthiger Pfaben umpilgerte ihren Hügel, ein letzter Seufzer entrang sich ihrer Brust, mit — die gute, alte Frau war bei Gott! Tort eben aber erwartete sie eine große, unaussprechliche Freude, denn sie fand da den geliebten Sohn, der ihr bereits vorangeeilt war. Die Seligkeit nämlich, die sie in ihren letzten Briefen an die alte Mutter berichtet, hatten sich alle an einem und demselben Tage bei Oversee zugetragen, er hatte gesehen, war verwundet und mit dem Ehrenkreuz geschmückt worden, Alles dies an dem nämlichen Tage. Aber am Abend war er an seiner Wunde gestorben. Vor seinem Tode noch hatte er die letzten Briefe geschrieben und seinem Kameraden, welcher am Abende zu Bette seiner Mutter unternommen zu lassen, weil er fühlte, daß die alte Frau die Nachricht seines Todes nicht würde ertragen haben. Der Freund hatte den letzten Wunsch des Sterbenden treu und heilig erfüllt, und so war der alten, guten Frau der große Schmerz erspart worden. Sie sollte nur das eine die Mutter im Himmel — sicherlich, sicher! Denn ich glaube nicht, daß Gott, der Herr, ihm seine liebevolle Lüge weiter zur Sünde angerechnet haben.

F. D. P.

Eine freiwillige deutsche Feuerwehr in Smyrna. Am Nr. 10 der Gartenl. von 1864 wird die „brennende Frage," des Löschens in einer so vortrefflichen und zugleich praktischen Weise besprochen, daß ich es mir nicht verkagen kann, Ihnen zur Ergänzung jener Zeitschriften einen kleinen Beitrag über Einrichtung und Entwickelung deutscher Feuerwehrorganisationen in der Fremde mitzutheilen.

Was der selige Heinrich Heine einst dem Hamburger Senat gerathen, daß er sich eine Wiege auf gute Feuerspritzen anschaffe, ist natürlich in noch höherem Maße und bei weitem dringender den türkischen Behörden zu empfehlen. Noch hat sich der vermeintliche Verjüngungsprozeß, in dem sich die Türkei nach der Ansicht bekehrter Türkenfreunde befinden soll, bis auf die Verbesserung des Löschwesens nicht verstiegen; indeß mit der Zeit pflückt man Reben, und was nicht jetzt geschieht, kann ja nach einem Menschenalter der möglichen Verwirklichung näher gerückt werden. Nur muß man den Fortschritt hierlands nicht beeilen wollen; denn die Türken können mit ihren schleichenden Beinen einem europäischen, entwickelungslustigen Menschenkinde nicht so rasch nachfolgen. Beide Völker aber auch dem Katalysmus zum Feuerlöschen nütze? — Wenn es im Buche des Schicksals verzeichnet ist, daß einem das Haus über dem Kopfe zusammenbrennen muß, so ist es eben eine jener höheren Fügungen, neben sichtbares Verwerfen durch seine menschliche Einwirkung gehemmt werden darf. So eigenthümlich dies auch den Weisen im Abendlande erscheinen mag, so unfaßbar ist's jedoch, daß der mehr als patriarchalische Zustand des türkischen Löschwesens diesen Verausichtungen vollkommen entspricht.

Nachdem die deutsche und deutsch-schweizerische Colonie in Smyrna Zeuge seit einem Decennium namentlich an jüngeren Mitgliedern an erheblichen Zuwachs gewonnen, kam der Gedanke allgemach zum entschiedenen Ausdruck, daß die Organisation einer deutschen Feuerwehr nach vaterländischem Verbild nicht mehr länger hinausgeschoben werden dürfe. Da das preußische Exemplar die ihm zugedachte Spitze der Geschichte bereits vollständig zur Verfügung stellte, war mit Rücksicht auf den Kostenpunkt die Hauptschwierigkeit überwunden. Was beiagte Feuerspritze betrifft, so wird die Bemerkung genügen, daß sie aus der weltberühmten Merkschen Fabrik in Heidelberg hervorgegangen ist und auf einer der Gewerbeausstellungen in Karlsruhe den ersten Preis davon getragen hat. Die Organisation ging rasch von Statten, die Anwerbung und Disciplinirung von Hülfsmannschaften ward auch nicht vergessen. Als das blindgeleckte Deutschthum zum ersten Male in Heim und Blouse durch die belebtesten Straßen auf den Uebungsplatz zog, da schlugen die Türkischgläubigen Levantiner ob dieser Neuerung die Hände über den Kopf zusammen; denn das hatte man hier noch nicht erlebt, daß Leute aus den ehrenwerthen Kaufmannsstande sich mit Helm und Blouse schmückten, einzig und allein in der abenteuerlichen Absicht, erforderlichen Falls ihren Mitmenschen unentgeltlich zu dienen. Der Spott war jedoch zu weblich, als daß er lange hätte anhalten können; er machte nachgerade einem Gefühle Platz, das an rege Theilnahme, um nicht zu sagen Bewunderung, streift. In einem Lande, wo nur zu oft die Feuersbrünste einen verderbenden Charakter annehmen, löst es einer wohlorganisirten Feuerwehr nicht als Gefallenheit, ihre Thätigkeit zu erproben. Bevor selbe großen Feuer im Januar d. J. hatte man es lediglich den Anstrengungen und der unverdrossenen Energie der deutschen Feuerwehr zu verdanken, daß das Frankenquartier von dem entsetzbaren, flügelnden Element verschont geblieben. Es ist dies eine Thatsache, welche durch öffentliche und Privat Anerkennungsschreiben außer allem Zweifel gestellt ist. So hat denn das junge Institut während der kurzen Zeit seines Bestehens treu Nalerämpfen, Unversagt und Schrecklichst sich die allgemeine Achtung errungen, eine Achtung, die nun so bethätigen wird, daß sie in Gestalt Gilt, als Sie Ihnen gegenüber mit der Würdigung fremden Verdienstes nicht allzu verschwenderisch zu sein pflegt.

Smyrna. Wilhelm Fürst.

Eine wunderbare Bequemlichkeit. „Neue Bequemlichkeit zur Leichenverbrennung", so heißt die Ueberschrift einer Ankündigung, die wir in einem uns aus Calcutta eingesandten Blatte lesen und als eine interessante neue Illustration des alten Dictums „Nämlich sittlich" wörtlich mittheilen.

„Um der Hindugemeinde Ueberzeugung und Beiträgung von Seiten der allen einheimischen Heilbäuter zu erlangen, machen Unterzeichneter Bau, ein angelehener Hindu, hierdurch bekannt, daß er dicht neben der großen Verbrennungsstätte von Nimtulah ein Stück Krenland gepachtet und darauf einen geräumigen mit Ziegeln gedeckten Schuppen zur Bequemlichkeit von einigen Personen und Gepäck errichtet hat, die sich bestimmen, ihre Verbrennung ihrer verschiedenen Angehörigen (der Leichen derselben nämlich) bedienen wollen. Die Preise sind für die Verbrennung folgendermaßen festgestellt worden: Für die reichen Hindus 3 Rupien (ein Rupie ist ungefähr 20 Sgr.), für die Mittelclassen 2½ Rupien, für die Armen 2 Rupien, für die sehr Armen 1½ Rupien." Zum Schluß warnt Ihre Schoheit Bua die Armeen Classen seiner Landsleute noch einmal, sich vor jenen alten Schuften, den Holzhändlern, zu hüten, und garantirt, daß es Niemand benutzen werde, sich der neuen Verbrennungsbequemlichkeit bedient zu haben.

Der **„Inhalationsapparat des Dr. Sprengler in Emd"**, welcher in Nr. 17 der Gartenlaube als der vorzüglichste bezeichnet worden ist, wird von sehr vielen und competenten Aerzten als solcher durchaus anerkennend erklärt. Auch haben die vielfach unzufriedenen, im besten Falle nicht wahrhaften Resultate der Anwendung jenes Apparates bereits seit Jahren sämmtliche Aerzte in Emd dahin gebracht, denselben in seinem Falle mehr anzuwenden und einstimmig bei ihrer Behörde gegen denselben zu protestiren. —

Die Redaction der Gartenlaube hält sich für verpflichtet, dies der Wahrheit zur Ehre ihren Lesern mitzutheilen.

Kleiner Briefkasten.

J. M. C. im Lager von Morris Island bei Charleston in Süd-Carolina. Das eingesandte neue amerikanische Papiergeld ist in seinem bunten Gewande Allen, die es haben, als eine charakteristische Zeitercheinung interessant gewesen. Haben Sie solches Tauf Lust? Freilich steht zu bezweifeln, ob der Zweck damit erreicht werden kann, den Sie in Vorschlag bringen. Die erwähnten Bücher beziehen Sie vertheilhafter von den Buchhandlungen Westermann oder Schmidt in New-York, als wenn Sie Ihnen hier von hier aus zugeschickt werden. Der Wunsch endlich, welchen Sie am Schlusse Ihres liebenswürdigen Briefes aussprechen, wird sich, Sie werden sich die Gründe wohl selber erklären, schicklicher Weise doch wohl nicht erfüllen lassen.

A. L. Leider trägt der Ring nicht die Inschrift, die Sie anführen. Sie müssen sich alle Ihren Wunsch verlagen, wenn Sie den Patriotismus nicht gleiche Rechte einräumen wollen wie anderen Empfindungen und Gesinnungen.

Verantwortl. Redacteur F. Stolle in A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie nie etwas von der Geschichte der blassen Frau gehört?“ fragte der Student.

„Niemals,“ antwortete das junge Mädchen.

„Sie war eine wunderschöne junge Dame.“

„Ich denke, sie ist es noch.“

„Hm, ja. Aber sie war arm. So hatte sie trotz ihrer Schönheit ziemlich unbeachtet in der Residenz gelebt. Da sah sie der Herr von Rachenberg. Er machte ihr den Hof und bot ihr seine Hand an. Sie konnte sich nicht entschließen. Aber sie hatte einen harten Bruder, von dessen Gnade sie lebte. Der Herr von Rachenberg war reich, hatte damals schon eine hohe Stellung; hatte die Aussicht, nächstens Oberstaatsanwalt zu werden; wird, wenn er diese Stelle vielleicht nur noch ein Jahr lang bekleidet hat, Präsident werden, und seine Untergebenen sehen schon jetzt den künftigen Justizminister in ihm. Der Bruder redete ihr zu, wohl nicht immer freundlich, und die Arme — ach, mein Fräulein, es wurde erst nachher bekannt, die Arme hatte eine Liebe mit einem Freiherrn von Wartenburg, eine geheime Liebe, von der die Welt nichts erfahren durfte, welche die beiden Liebenden tief in ihre Herzen verschließen mußten. Der Baron Wartenburg war noch nicht sein eigener Herr, sein Vater lebte noch. Er stand andererseits mit an der Spitze der demokratischen oder eigentlich demagogischen Partei, die damals die Throne umstürzen wollte, die eine Zeit lang die Macht gehabt hatte, deren Macht aber jetzt gerade mehr und mehr gebrochen wurde, denen als Hoch- und Landesverräthern täglich mehr und mehr der Kerker, selbst das Schaffot drohte. Die Liebenden mußten ihre Liebe in das tiefste Geheimniß hüllen. Der Bruder, der zu den entschiedensten Anhängern der Regierungspartei gehörte, hätte die Verlobte des berüchtigten Demagogen aus dem Hause geworfen. Der alte Freiherr stand ohnehin schon im Begriff, den enterbten Sohn zu enterben. Das arme Mädchen widerstand dennoch lange den Zureden und Drohungen des Bruders. Da wurden eines Tages alle jene Häupter der hochverrätherischen Verschwörung verhaftet, es wurde ihnen der Proceß gemacht. Fräulein Julie Sommer, — so hieß die Arme — verfiel in eine schwere Krankheit. Als sie halb genesen war, erklärte der Bruder ihr seinen unabänderlichen Willen, daß sie den Herrn von Rachenberg heirathen müsse. Der durch das schwere geistige und körperliche Leiden Gebrochenen fehlte jede Kraft des Widerstandes. Sie wurde die Gattin des Herrn von Rachenberg, die Gattin des Mannes, der fast von dem nämlichen Tage an mit einer unerbittlichen Strenge, mit jener Leidenschaft der Strenge den Geliebten ihres Herzens verfolgte. Dem Herrn von Rachenberg war die Anklage in dem Processe gegen die Hochverräther aufgetragen. Nach dessen Beendigung sollte er Oberstaatsanwalt werden. Man sagte später, ihm sei auch damals schon das heimliche Liebesverständniß zwischen Fräulein Sommer und dem Baron Wartenburg bekannt gewesen. Gewiß ist, daß seine ganze Strenge mit eisernster Faust gerade den Herrn von Wartenburg packte. Dieser wurde zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt; freilich drei oder vier der hervorragendsten Häupter der Verschwörung mit ihm.“

Die junge Braut hatte während der Erzählung doch den Onkel ansehen müssen. Aber der brave Herr Milden hatte ruhiger zuhören können, als sie.

„Hm, hm,“ sagte er, „Herr — wie ist doch Ihr werther Name?“

„Heinrich Eisen.“

„Hm, hm, Herr Eisen, Sie meinen, jene verurtheilten Hochverräther säßen in der Festung da hinten?“

„Ich meine das nicht blos, Herr Milden, ich weiß es.“

„Auch der Baron Wartenburg?“

„Auch er.“

„Potz alle Tausend, und wenn er nun einer der Entsprungenen wäre!“

„Ich hatte auch daran denken müssen, Herr Milden.“

„Und - potz, potz — Jochen, wenn wir jetzt auf einmal auf den Baron stießen —!“

„Ich vertheidigte ihn, Onkel.“

„Und ich glaube wahrhaftig, ich stände Dir bei.“

„Und Sie, Herr Eisen?“ fragte das Mädchen.

„Hm, hm, es wäre eine eigene Sache.“

„Und Sie heißen Eisen?“

„Ich werde eisern im Rechte werden.“

„Aber, Jochen,“ sagte Herr Milden, „wir wollen doch nicht wünschen, daß der arme Mensch und begegnet. Es wäre der Tod der unglücklichen Frau.“

„Und was ist ihr seine ewige Gefangenschaft? Zumal jetzt, da sie sich ihn schon frei denkt! Ihr Herz ist überzeugt, daß er sich befreit hat. Wie sollte er auch nicht?“

„Ja, ja, und auch er glaubt daran, ihr Mann. Wie schlug ihm die helle Flamme der Eifersucht aus den Augen heraus, als sie bei den Kanonenschüssen in Ohnmacht fiel!“

„Die arme Frau!“

„Aber still, Jochen! Da sind wir eben, laß nichts merken.“

Digitized by Google

3. Die Steile Wand.

Sie standen auf dem schönsten Punkte, den die Höhe des Berges darbot, und genossen eine freie und weite Aussicht über den langen Kamm des Gebirges, in die Thäler und Ebenen zu dessen beiden Seiten. Die reinste Abendsonne beleuchtete die schöne Doppellandschaft. Sie war noch ziemlich hoch am Himmel, erst in einer Stunde war ihr Untergang zu erwarten; aber leichtes Abendgewölk zog ihr schon hinten am fernen Horizont entgegen.

Sie standen Alle in stummer Bewunderung des herrlichen Schauspiels. Selbst aus der Brust des finsteren Oberstaatsanwaltes schien der wundervolle Anblick für einige Zeit die leidenschaftlichen Regungen verbannt zu haben, und seine blasse Frau — sie schaute an dem Arme der Frau Mitden mit träumerischen, sanft und weich glänzendem Auge in die schöne Natur hinein, in die weite Ebene nach Westen, die so klar, so ruhig und so still in dem Lichte der Abendsonne dalag; sie sah der Sonne nach, die sich tiefer und tiefer senkte, um in der Nacht zu verschwinden. Das Auge der blassen Frau behielt seinen weichen, träumerischen Glanz. Die Frau Mitden sah es und drückte still die Hand der Freundin.

Freundinnen waren sie geworden, die beiden Frauen, in der kleinen halben Stunde, die sie allein auf dem Wagen beisammengesessen hatten. Wie es nicht anders hatte sein können, als daß ihre Herzen sich hatten verstehen, sich gegen einander öffnen, sich hatten lieben müssen, so zeigte das auch so natürlich jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen. Man sah ein Paar Schwestern, von denen die ältere und stärkere die jüngere, schwächere, tief und schmerzlich leidende mit um so heilenderem Trofte umfassen konnte, als ihr eigenes Herz ihr ein so klares Verständniß, ein so inniges Mitgefühl für jene tiefen und schmerzlichen Leiden gab.

Dem scharfen, mißtrauischen Auge des Gatten der leidenden Frau war das am wenigsten entgangen. Die fast ewig finsteren Wolken auf seiner Stirn waren drohender geworden. Aber seine Gattin konnte ihm frei in das Auge blicken. Er hatte sich wieder beruhigt; es hatte wenigstens so geschienen. Er sah auch jetzt den Händedruck der beiden Frauen. Es zog dem leidenschaftlichen, eifersüchtigen Manne krampfhaft die Hände, die Gesichtsmuskeln zusammen.

Die Gesellschaft ging weiter, denn der Berg bot noch manche andere schöne Punkte dar. Herr Mitden, der schon öfter hier gewesen war, machte den Führer. Sie verließen die offenen Plätze, welche die weiten, freien Aussichten gaben, und kamen in ein Gehölz, und am Ende desselben vor einen mächtigen, breiten, hohen Felsen. Er lag vor ihnen, als wenn er die Welt, eine andere, unbekannte Welt, vor ihnen verschließen wolle.

„Hm," sagte Herr Mitden geheimnißvoll, „hier werden wir wohl umkehren müssen."

„Warum?" wurde er gefragt.

„Es ist gefährlich dort, und der Mensch verlange nimmer und nimmer zu schauen, was sie, die Götter nämlich —"

„Onkel," rief die Braut, „wir stehen an der Steilen Wand?"

„Ja, Mädchen, und da müssen wir zurück."

„Da müssen wir hin, Onkel! Sie haben mir so viel davon erzählt! Es soll so schön dort sein."

Auch der Bräutigam und Herr Eisen baten, und der Domherr gab endlich den Ausschlag. „Herr Mitden, lassen Sie die Jugend der Gefahr in's Auge schauen. Sie tritt später noch oft an den Menschen heran, an jeden und in jeder Form. Es ist gut, wenn sein Auge sie schon kennt."

„Nun denn, so folgen Sie mir," sagte Herr Mitden. „Aber Du, Emchen, willst doch nicht mitgehen?"

„Wir beiden Frauen bleiben zurück," erwiderte die Frau.

Der Felsen, an dem sie standen, hatte mehrere Vorsprünge; einer von diesen verbarg einen breiten Einschnitt. Sie gingen durch diesen, sie waren auf der Steilen Wand.

Der Oberstaatsanwalt hatte einige seiner finsteren, mißtrauischen Blicke auf die beiden zurückbleibenden Frauen geworfen, dann war er mit den Anderen weiter gegangen. Man hätte an seinem Muthe zweifeln müssen, wenn er zurückgeblieben wäre.

Die Steile Wand war eine lange, senkrechte Wand, die der schroff vorspringende Felsen bildete; längs der Wand lief ein schmaler Raum, der kaum drei bis vier Fuß breit war, unter dem sich unmittelbar ein tiefer Abgrund auftat, und den man nur einzeln, Mann für Mann, betreten durfte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, in den Abgrund zu stürzen; eine Brustwehr hatte in dem harten und spröden Gestein des Felsens sich nicht anbringen lassen. Der Besuch des Platzes war in der That gefährlich, und wie viele Reisende auch alljährlich die Höhe des Weißen Steins erstiegen, um sich an seiner reizenden Aussicht zu erfreuen, auf die Steile Wand begaben sich nur wenige, und diese wenigen nicht ohne große Vorsicht. Und doch war es ein so eigenthümlicher, wie unheimlicher, so auch heimlicher Platz. Man stand dort völlig abgeschieden von der Welt, auf einem Raume, der nicht viel Fuß breit war, hinter sich die steile, kahle Felswand, der sich unmittelbar den tiefen Abgrund, dessen Tiefe man nicht wagen durfte ermessen zu wollen, wenn man sich nicht zugleich der Gefahr des rettungslosen Sturzes aussetzen wollte. Man konnte nur eben in eine unergründliche Tiefe hinunterblicken, in der das Auge nach oben hin nur starre Felsenzacken und wildes Gestrüpp, dann aber nichts mehr unterschied, in der das Ohr aber tief, tief unten das Rauschen eines Wassers vernahm. Jenseits der dunklen Tiefe erhob sich ein hoher, steil und spitz zulaufender, mit Holz bewachsener Berg, oben auf seiner Spitze erblickte man graues Gestein; man konnte nicht unterscheiden, ob es Felsenstücke oder Ruinen eines alten Burggemäuers waren. Zwischen dem spitzen Berge und der steilen Wand des Felsens befand sich ein kleiner offener Zwischenraum; man sah durch ihn in eine endlose Ebene, und in deren Mitte gerade auf eine Stadt, auf ihre dunkle Häusermasse, auf ihre Gruppe hoher Kirchenthürme.

Die Reisenden standen auch hier in stillem Anschauen. Nur des Staatsanwaltes hatte sich eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Herr Mitden, der für Alles Augen hatte, bemerkte es.

„Sieh' ihn Dir einmal an, Jochen," sagte er leise zu der Braut.

„Ja, Onkel, er sieht so unheimlich aus, wie die finstere Tiefe hier unter uns."

„Ja, ja, Jochen, und als wenn er in der dunklen Tiefe etwas suchte, so etwas recht Entsetzliches."

„Vorhin suchten seine Augen da drüben."

„Wo, wo, Ida?"

„An den Steinen da oben, auf der Spitze des Berges. Er sah starr und scharf hin, als wenn er das alte Mauer- oder Felsenwerk mit seinen Augen durchbohren wolle. Auf einmal zuckte er und fuhr zusammen. Er mußte da oben etwas gesehen haben. Ich blickte schnell hin und meinte noch wahrzunehmen, daß sich etwas zwischen den Mauern bewege. Als ich schärfer hinsah, war es fort. Ich dachte, ich hätte mich getäuscht."

Herr Mitden schwieg einige Minuten. „Jochen," sagte er dann leicht, „mir kommt da ein sonderbarer Gedanke! Wenn seine mißtrauischen Staatsanwaltschafts- und Ehemannsaugen da oben die beiden Flüchtlinge . . ."

„Ich mußte wahrhaftig auch daran denken, Onkel," unterbrach ihn Jochen.

„Aber was sucht er denn jetzt da unten?"

„Ein Grab, Onkel."

„Ein Grab? Mädchen, wie kommst Du darauf? Ein Grab und für sich? Danach sieht er mir nicht aus."

„Nein, nicht für sich, aber —"

„Um Gottes willen, Mädchen, schweig. Er sieht auf uns. Sind seine Ohren so scharf, wie seine Augen, so hat er am Ende gehört, was wir sprachen."

Sie brachen ihr Gespräch ab.

„Aber er sucht doch ein Grab da unten," sagte das Mädchen für sich, „und ich muß es wissen."

Sie schüttelte sich, als wenn ein Grausen sie erfaßt habe, und trat zu dem Studenten.

„Herr Eisen, was blicken Sie so tiefsinnig in die Tiefe hinein?"

„Ich, mein Fräulein?"

„Ja, Sie. Woran dachten Sie?"

„Ich dachte gerade, wie diese tiefe, unterschringliche Schlucht einen herrlichen Schlupfwinkel für Verbrecher abgeben könne."

„Ei, ei, sind Sie denn überall verzugsweise Criminalist?"

Der Oberstaatsanwalt sah sich plötzlich nach ihr um. Den Studenten hatte er schon bei dessen Antwort fixirt, und dieser hatte es bemerkt. Er war roth geworden und antwortete nicht.

„Und an was für Verbrecher dachten Sie?" fragte ihn das Mädchen weiter. „An eine Räuberbande oder an — Ah, es

Digitized by Google

waren ja wohl Staatsverbrecher, die aus der Festung da hinten entsprungen sind?"

„Um Gottes willen, Fräulein!" bat der Student leise und wie in Todesangst. „Man weiß ja gar noch nicht," setzte er laut hinzu, „was für Menschen entkommen sein mögen."

„Doch, doch! Und da oben, auf dem Berge da drüben, an den alten Steinen oder Felsen —" Sie hielt inne.

Der Staatsanwalt zuckte noch einmal heftig zusammen; er wandte sich ab, daß man sein Gesicht nicht sehen solle.

„Richtig!" sagte das Mädchen für sich. „Indeß hat er die Flüchtlinge, so haben diese ihn erkannt, und da oben treffen sie seine Schergen nicht mehr."

„Herr Eisen," sagte sie dann wieder laut, „wissen Sie, worin ich dachte, als ich in den gräulichen Abgrund hier zu unseren Füßen blickte?"

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein."

„An die Ruhe des Herzens."

„Sie an Ruhe?"

„Ja, und gar an die Ruhe des Grabes."

„Ah, ein Grab da unten! In der unergründlichen Tiefe! Der Gedanke ist wenigstens romantisch."

„Meinen Sie?"

Sie mußte sich wieder schütteln, denn sie hatte abermals den Staatsanwalt angesehen, der plötzlich sich nach ihr umgewandt und einen Blick, wie des tödtlichsten Hasses, auf sie gezuckt hatte.

„Ah, mich friert!" rief sie dann. „Es ist hier zu grausig. Laß uns gehen, Gustav. Mir schwindelt."

Sie verließen Alle die Steile Wand, das Mädchen am Arm ihres Onkels.

„Onkel, Onkel," sagte das Mädchen zu ihrem Führer, „in der Seele des Menschen gehen entsetzliche Dinge vor."

„Du meinst den Staatsanwalt, Kind?"

„Beobachten wir ihn, wenn er zu seiner Frau zurückkommt. Aber er darf nichts merken."

Sie kamen aus dem Einschnitt des Felsen heraus. Sie hatten dort vorhin die beiden Frauen zurückgelassen, an dem Stamm einer mächtigen Buche. Es war leer unter der Buche. Auch rund umher war Niemand zu sehen.

„Was ist denn das?" rief Herr Milden, „wo mögen sie geblieben sein?"

„Emilie!" rief er laut in das Gehölz hinein. Es kam keine Antwort. „Sie können doch nicht fortgegangen sein. Sie wollten hier auf uns warten."

„Emilie! Emilie!" Es kam keine Antwort. „Das ist doch sonderbar."

Der Staatsanwalt war glühend roth geworden. Seine Augen durchflogen alle Richtungen des kleinen Waldes.

„Sie werden zu dem Gasthofe auf der Höhe zurückgekehrt sein," sagte der Domherr.

„Nein!" rief auf einmal heftig der Staatsanwalt.

Sein Gesicht hatte wieder die gewöhnliche tiefe, finstere Blässe angenommen. Er hatte, als seine Augen das Gehölz durchflogen, sich schnell orientirt; seine furchtbare Leidenschaft hatte ihn geleitet.

Sie waren oben auf dem Kamme des Gebirges. Auf dem Kamme erhoben sich einzelne höhere Felsen und Kuppen. Einer der Felsen war der, welcher die Steile Wand bildete, eine der höchsten Kuppen jener schroff und spitz zulaufende Berg, auf dessen obersten Gipfel man das graue Gestein sah, nach welchem der Staatsanwalt so starr und scharf geblickt und wo das junge Mädchen menschliche Gestalten gesehen zu haben geglaubt hatte. Der Berg lief nur nach den anderen Seiten steil zu; nach dem Wäldchen hin, das sich auch an seinem Fuße entlang zog, dachte er sich sanft ab. Nach dem Fuße der Bergkuppe hin wandte der Staatsanwalt seine Schritte. Er eilte; wilde Leidenschaft trieb ihn.

„Alle Tausend!" rief Herr Milden beinahe ängstlich, und er war fast geschwinder, als sein finsterer Reisegefährte.

Mit ihm war der Domherr. Sie brauchten nicht weit zu gehen, kaum funfzig Schritte. Da saß, an einen Baum gelehnt, Frau Milden. Sie hielt in ihren Armen die ohnmächtige Frau des Staatsanwalts. Sie war selbst blaß, als sei sie einer Ohnmacht nahe.

„Was ist hier geschehen?" rief der Staatsanwalt.

Er rief es laut, befehlend, drohend; er rief es in der höchsten Aufregung jener wilden Leidenschaft, die ihn hierher gejagt, die ihn nicht irre geführt, und die nun in seinem Innern ganz und gar Recht hatte.

„Ruhig, mein Herr!" erwiderte ihm Frau Milden, befahl sie ihm mit der vollen klaren, einfachen und so mächtigen Ruhe ihres edlen Herzens.

Der Staatsanwalt war der Mann der unbändigen Leidenschaft und der Mann, der an Befehlen und an den Gehorsam gegen seine Befehle gewöhnt war. Vor der hohen Ruhe der edlen Frau beugte er sich aber unwillkürlich; er unterwarf sich ihrem Befehle. Er unterwarf sich ihr, wie einem höheren Wesen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau. Der Zustand der Armen —" „Bedarf der vollsten Ruhe. Darum durfte ich auf jenes Rufen nicht antworten."

Der Staatsanwalt schwieg. Herr Milden wollte wieder nach frischem Wasser für die Ohnmächtige laufen.

„Es bedarf dessen nicht," sagte seine Frau. „Sie liegt mehr in einem Schlafe, als in der Erschöpfung der Ohnmacht. Sie wird bald erwachen. Sie muß aber auch dann durch nichts beunruhigt werden. Wenn ich daher bitten dürfte, mich mit ihr ganz allein zu lassen — An dem Felsen, an dem wir uns trennten, würden wir uns wieder zusammenfinden."

Sie wollten sich Alle entfernen. Nur der Staatsanwalt zögerte.

„Auch Sie, mein Herr," sagte Frau Milden zu ihm.

Er konnte sich dennoch nicht entschließen. Wie hätte er es gekonnt?

Während die beiden Frauen allein gewesen, war ihnen etwas begegnet. Es hatte seine Frau betroffen, es war etwas tief Ergreifendes für sie gewesen. Ueber das Alles war kein Zweifel. Aus anderen Thatsachen, die feststanden, combinirte nun seine Eifersucht weiter. Aus der Festung waren Gefangene entsprungen. Natürlich hatten sie die bequemere allmähliche Abdachung des Berges nach dem Gehölze hin gewählt. Sie waren in diesem plötzlich auf die beiden Frauen gestoßen. Unter den Gefangenen war Herr von Wartenburg, er stand plötzlich vor der Geliebten. In ihrem Herzen erwachte die alte Liebe wieder, die niemals daraus entwichen war, die wohl niemals auch nur darin geschlummert hatte. Sie ergriff das Herz der Frau mit erneuter Gewalt, sie warf sie in Ohnmacht. Der Geliebte hatte weiter flüchten müssen, als Menschen herbeikamen; aber was war bis dahin noch geschehen? Was hatten die Herzen einander zu sagen gehabt? Was hatten sie einander gesagt?

Der Staatsanwalt knirschte mit den Zähnen, indem er daran dachte. Seine Augen sprühten tödtliche, vernichtende Blitze auf die ohnmächtige Frau.

„Wer war hier?" fragte er Frau Milden. „Wer hat mit meiner Frau gesprochen?"

Frau Milden erhob ihr Haupt mit edlem, zürnendem Stolze.

„Mein Herr, muß ich Sie zum zweiten Male daran erinnern, was Ehre und Anstand von Ihnen fordern?"

Er biß die Zähne zusammen. — Der Galopp von Pferden wurde gehört, kam näher, hatte das Gehölz erreicht. Der Staatsanwalt sah sich wie mechanisch danach um; er erkannte, was sich nahte. Sein Gesicht durchzog eine wilde Freude. Drei Gensdarmen mit einem Officier an der Spitze kamen in das Gehölz gesprengt. Sie erblickten die Gruppe unter dem Baume und sprengten auf sie zu. Der Officier erkannte den Staatsanwalt.

„Ah, Herr Oberstaatsanwalt, Sie hier?"

Der Staatsanwalt war auf einmal der gemessene, strenge Beamte, der öffentliche Verfolger der Verbrechen, der Ankläger auf Leben und Tod, der in allen seinen Amtshandlungen, mochte es in seinem Innern kochen und stürmen, und wüthen und toben, äußerlich die Kälte des Eises, die Ruhe des Grabes bewahren konnte und bewahren mußte.

„Herr Lieutenant von Frankenstein," fragte er mit dieser Ruhe und Kälte, „Sie verfolgen Einsprungene aus der Festung?"

„In Befehl, Herr Oberstaatsanwalt!"

„Wie viele sind entkommen?"

„Zwei."

„Ihre Namen?"

„Der Graf Golzenbach und —"

„Ha!" mußte der Staatsanwalt unwillkürlich rufen. Aber der Ruf war der Ruf des Erschreckens, und sein Gesicht war bleich geworden.

„Und der Herr von Wartenburg," fuhr der Officier fort.

Das blasse Gesicht des Staatsanwalts war wieder kalt und ruhig.

Digitized by Google

„Gnädige Frau," wandte er sich zu Frau Milden, „nach welcher Gegend wandten sich die, welche hier waren?"

Frau Milden hatte nur einen Blick schweigender Verachtung für ihn. Der Staatsanwalt sah es nicht, er war in seinem Amte.

„Herr Lieutenant, die Einspringenen, die Sie verfolgen, waren vor einer Viertelstunde auf jener Höhe, dann hier im Gehölze, und können nur in jener Richtung, dem Gebirge entlang, ihre Flucht fortgesetzt haben. — Sind Ihre Gensdarmen der Gegend kundig?"

„Vollkommen, Herr Oberstaatsanwalt; eben so ich."

„Nun, so müssen in spätestens einer Stunde die Flüchtigen in Ihren Händen sein — wenn Sie eilen."

„Ah, Herr Oberstaatsanwalt," meinte der Officier, „großer Eile wird es kaum bedürfen. Die Einstlohenen haben eine hohe Mauer der Festung ersteigen müssen. Dabei ist einer von ihnen gestürzt und hat sich erheblich verletzt."

„Und welcher von ihnen?"

„Wir wissen es nicht. Wir sahen nur die Blutspur."

„Um so besser, Herr Lieutenant. Sei es von den Beiden, welcher will, der Andere läßt den Verwundeten nicht im Stich. Ich wünsche Ihnen Glück."

Der Officier und seine drei Gensdarmen sprengten in der Richtung weiter, die ihnen der Staatsanwalt angegeben hatte.

Die Ohnmächtige war erwacht. Sie hatte den letzten Theil des Gesprächs zwischen ihrem Gatten und dem Lieutenant gehört. Sie schauderte. Frau Milden schloß sie fester in ihre Arme.

„Um des Himmels willen, verrathen Sie sich nicht."

Der Staatsanwalt hatte gesehen, wie seine Frau die Augen aufschlug. Er nahete sich ihr.

„Leonore, gestatten Dir Deine Kräfte, aufzustehen?"

„Ich hoffe."

„So bitte ich Dich, es zu versuchen."

„Nicht doch," wollte Frau Milden Einsprache erheben.

„Ich bitte, gnädige Frau! Meine arme Frau hat Ihnen schon zu viele Last machen müssen."

Er reichte seiner Frau die Hand. Sie konnte sich daran aufrichten. Sein Arm stützte sie. Dann wandte er sich wieder zu Frau Milden, zu den Andern. Er hatte kalt, gemessen, aber höflich gesprochen; so waren auch seine Bewegungen gewesen. So sprach und war er weiter.

„Gnädige Frau, nehmen Sie meinen und meiner Frau innigsten Dank. Nehmen Sie Alle unseren Dank für die Freundlichkeit, die Sie in den Tagen unserer gemeinschaftlichen Reise uns geschenkt haben. Wir müssen hier von Ihnen scheiden. Sie fragen mich, warum. Die Antwort, die ich Ihnen darauf zu geben habe, ist mir gewiß eine sehr schmerzliche. Es ist in unser Beisammensein ein Mißton getreten, der uns ferner nicht mehr beisammen duldet. Die Schuld ist nur auf meiner Seite. Aber machen Sie mich nicht zu sehr verantwortlich für sie. Schon das Amt des Criminalrichters wird als ein schweres betrachtet; man will nur gar zu oft und gar zu gern dem Manne, der es trägt, Härte des Herzens zuschreiben. Der Staatsanwalt, der öffentliche Ankläger der Verbrechen, hat eine noch schwerere, eine noch traurigere Pflicht zu erfüllen, und erfüllt er sie, wie Gewissen und Ehre es ihm vorschreiben, so ist er fast Allen der Mann der vollen Herzlosigkeit, man scheut, man haßt, man meidet ihn. Ich bin gewohnt, meine Pflicht streng, mit der äußersten Strenge zu erfüllen. Ich kann nicht anders. Ich habe vor Ihren Augen so eben einen Beweis davon liefern müssen. Ich lese in Ihren Blicken das Urtheil darüber. Wir müssen uns trennen. Leben Sie wohl."

Er verließ, seine Frau am Arm, die Gesellschaft. Seine Stimme hatte gegen das Ende seiner Worte beinahe etwas wie ein leises Zittern verrathen. Er entfernte sich mit seinem gemessenen, festen Schritte. Seine Frau glaubte man an seiner Seite schwanken zu sehen. Ihr Gesicht hatte sie mit ihrem Taschentuche bedeckt. Frau Milden weinte, als sie gingen. Auch die Augen der Braut waren feucht. Die Männer standen ernst und stumm. Der gutmüthige Herr Milden hatte zuerst wieder Worte.

„Hätten wir ihm nicht doch in Manchem Unrecht gethan?"

Keiner antwortete ihm.

„Heuchelei," fuhr er dann fort, „sag wenigstens nicht in seinen Worten."

„Nicht gegen uns," bestätigte bald der Domherr.

„Sie meinen, er macht den Heuchler gegen sich selbst, Herr Domherr?"

„Nehmen Sie ihn, wie wir ihn haben," sagte der Domherr. „Er ist der Mann der heftigen, fast wilden Leidenschaft. Es ist ihm ein Amt übertragen, das nur der ruhigste, der besonnenste Mann ausüben sollte, in das kein Atom von Leidenschaft hineingetragen werden darf, und in dessen Tragen und Ausüben die Welt nur zu leicht Haß, Rache, Verfolgungssucht und so viele häßliche und verächtliche Leidenschaften sucht und findet. Er weiß das Alles, er kennt sich selbst. Wie nahe liegt es, wie natürlich ist es, daß er sich selbst einredet, er erfülle in Allem nur seine Pflicht, eine traurige Pflicht seines schweren Amtes; er erfülle sie ohne jegliche Leidenschaft, und wenn die Welt das Gegentheil behaupten wolle, er könne ruhig sein in dem Bewußtsein, daß er nur einen Eifer kenne, nur von einem Eifer beseelt sei, dem für das Recht. So ist er in der That in seinem Gewissen nur der Mann des strengen und unerbittlichen Rechts, und auch seine Bitte an uns war nicht unbillig; trägt er Schuld — und er trägt sie — machen wir ihn nicht zu schwer verantwortlich dafür."

„Aber seine arme Frau?" mußte Herr Milden fragen, der nach allen Seiten hin gutmüthig und mitleidig war.

„Onkel," trat sein Neffe an ihn heran, „ich werde in meinem Leben nicht wieder eifersüchtig sein."

„Ah, Junge, Du siehst also, daß man Herr auch über die Eifersucht werden kann. Warum kann er es denn nicht? Warum quält er die arme Frau zu Tode?"

„Weil es schon zu spät ist!"

„Und weil sie auch vielleicht einige Schuld mit hat, mein Junge," fiel Herr Milden ein, der jetzt wieder die Partei des Staatsanwalts glaubte nehmen zu müssen.

Aber da mußte ihm seine Frau entgegentreten.

„Nein," rief sie, „sie ist das edelste, das reinste, das treueste Herz von der Welt."

Herr Milden nahm Niemandes Partei mehr.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Etablissement in Baltimore.

Beitrag zur amerikanischen Cultur- und Industriegeschichte.

Kein Product hat für die Culturgeschichte der neuen Welt eine so große Bedeutung, als der Tabak. Wir wollen, um dies in's rechte Licht zu stellen, nicht in die dunkeln Zeiten vor den großen oceanischen Entdeckungen zurückgehen, wo in Mexico die Azteken in großen und kleinen Gärten ihren Tabak zogen und daraus Cigarren rollten, oder das geliebte „Kraut" aus seltsam gestalteten, bald Menschen, bald Thiere darstellenden Pfeifen rauchten, die sie auch in ihre Ataxhügel legten und zuletzt als treue Gefährtinnen ihres Lebens in ihre Gräber nahmen. Ebensowenig wollen wir hier hervorheben, wie auch die Ureinwohner Nordamerika's den Tabak schätzten und noch schätzen, wie sie, frömmere Raucher als wir, die ersten Wölkchen ihrer Pfeifen dem großen Geiste weihen und wie die Friedenspfeife (Calumet) in ihren völkerrechtlichen Verträgen unter einander und mit den europäischen Eindringlingen manchem blutigen Kriege ein Ende machte. Alles dies haben altspanische, französische und deutsche Schriftsteller weitläufig geschildert und damit bewiesen, wie wichtig der Tabak in der Culturgeschichte der neuen Welt ist. Unsere Aufgabe ist es nur, mit wenigen Worten anzudeuten, wie rasch der Tabak in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in dem großen nordamerikanischen Freistaate die Verurtheile besiegte, die sich hier gegen ihn erhoben hatten, und wie er, selbst der Souveränität der amerikanischen Damen zum Trotz, sich rasch nicht nur Duldung, sondern auch Anerkennung errang. Noch vor zehn Jahren konnte Friedrich Tiedemann in seinem trefflichen Werke über die Geschichte des Tabaks und ähnliche Genußmittel mit vollem Rechte schreiben:

Digitized by Google

„Das Rauchen aus Pfeifen ist in den Vereinigten Staaten selten geworden. Nur auf dem Lande sieht man hin und wieder noch ein altes Mütterchen, das in Gesellschaft ihres alten Mannes ihre Pfeife schmaucht. Die deutschen Einwanderer mit ihren Pfeifen sind für die Amerikaner eine auffallende und Abneigung erregende Erscheinung."

Und so war es; aber schon während Herr Tiedemann diese Acht und Aberacht, in welche die Pfeifen von Vollblut-Amerikanern erklärt worden, registrirte, bereitete sich ganz im Stillen eine Revolution gegen solche Tyrannei vor, eine Revolution, die sich dadurch verrieth, daß immer mehr Pfeifen und endlich sogar prächtige Meerschaums importirt worden, ja daß im Lande selbst nicht eine Tiefe von 183 Fuß hat, ist nicht, wie sonst bei amerikanischen Fabriken der Fall, unansehnlich oder bunt zusammengeflickt, sondern vereint mit Großartigkeit und Zweckmäßigkeit, so viel hier möglich, Schönheit der architektonischen Form und ist mit einem Thurm geschmückt, auf den wir später zurückkommen werden.

Treten wir jetzt durch das große Portal in das Innere der Fabrik. Im Thorweg hält auf einer horizontalen Thür, unter der sich eine große amerikanische Brückenwage befindet, ein mit Rohtabak beladener Wagen. In einigen Minuten wird das Brutto-Gewicht der Last bestimmt, das bekannte Gewicht des Wagens abgezogen und das auf diese Weise erhaltene Netto-Gewicht in einer kleinen Kanzlei verbucht. Ebenso wird aller Rohtabak, bevor er

Tabaksfabrik von Gail und Ax in Baltimore.
Nach einer Originalzeichnung von A. Weidenbach in Baltimore.

nur Pfeifen-, sondern auch Tabak-Fabriken entstanden, die sich schnell ausdehnten und in welchen nicht blos alle Sorten Rauchtabak, sondern auch der früher wenig beliebte Schnupftabak in enormen Quantitäten fabricirt worden.

Mit der großartigsten dieser Fabriken, die, von unternehmenden Deutschen in kleinem Maßstabe gegründet, in kurzer Zeit durch Umsicht und rationelle technische Leitung das größte Etablissement dieser Art in Nordamerika und vielleicht auch in Europa wurde, will ich jetzt den Leser bekannt machen.

Im südlichen Theile von Baltimore, der Hauptstadt des tabakreichen Staates Maryland, ganz nahe am Hafen und nicht weit von der großen Baltimore-Ohio-Bahn, erhebt sich ein imposantes, aus fünf Stockwerken (Mansarden-Räume ungerechnet) bestehendes Gebäude, an das sich zwei Flügel schließen, die im Hintergrunde durch ein zweistöckiges Maschinenhaus verbunden werden. Das Gebäude, das eine Front von 144 und

in's Innere des Hauses gelangt, abgewogen. Gehen wir nun in das Hauptcomptoir, welches durch eine geräumige Halle mit dem Expeditionslocal verbunden ist. Es besteht aus zwei geschmackvoll decorirten Zimmern, in welchen Muntstücke von einer Menge von Sprachrohren, wie in Reih und Glied gestellt, von den Wänden schimmern. Durch diese Sprachrohre werden die nöthigen Befehle in alle Arbeitssäle, Magazine, Privatbureaux ꝛc. gerufen. Ebenda ist ein feuerfestes Gewölbe mit einem kunstvollen Schloß, das unter 32,640 Combinationen verspert werden kann und daher dem größten Diebesgenie eine schwer zu lösende Aufgabe böte. Im Erdgeschoß befinden sich drei große Aufziehmaschinen, die theils kolossale Oxhoftfässer, theils kleinere Quantitäten des Rohmaterials in die oben Räume bringen und sich so sicher bewegen, daß treppenscheue Arbeiter oder Besucher der Fabrik sich auf denselben in alle Stockwerke heben lassen. Sie schaffen auch den Rohtabak, nachdem er von Arbeiterinnen assortirt und in einem Nebenzimmer eingeweicht

worden, auf die Schneidemaschinen, wo er geschnitten wird, worauf er wieder auf den Cylinder einer Trockenmaschine herabfällt, die ihn, sobald er getrocknet, herauswirft. Jetzt wird der warme Tabak in einen etwas höheren Raum auf die Stäubmaschine gebracht. Mit dieser Stäubmaschine ist ein Ventilator verbunden, welcher in seinen blitzschnellen Umwälzungen einen starken Luftzug erzeugt, so die Abstäubung bewirkt und zugleich den Staub aus dem geschnittenen Tabak in einen hinter den Maschinen befindlichen Behälter weht.

Im Erdgeschoß des Maschinengebäudes arbeitet eine Dampfmaschine von sechzig Pferdekraft, welche die Aufsiehmaschinen, den Ventilator, die Trocken- und Schneidemaschinen, wie überhaupt die ganze Mechanik der Fabrik in regelmäßige Bewegung setzt. Vier lustig klappernde Schnupftabaksmühlen und Stampfen ziehen hier vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich. Sie zerreiben den Tabak zu Pulver, worauf er durch längere Fermentation und weitere Zubereitung, die ein Geheimniß der Fabrik, vollendet wird. Die Fermentation findet in acht kolossalen Kasten statt. Im zweiten Stock treffen wir sünf der im Hause arbeitenden Schneidemaschinen. Hier wird der Tabak durch Pressen in feste Formen gebracht und sodann in die Schneidemaschine gelegt, die ihn vermittelst einer durch Dampfkraft getriebenen Schraube den Messern zuführt, welche ihn blitzschnell schneiden, worauf er, wie schon erwähnt, auf die untere Trockenmaschine herabfällt. Zwei dieser Schneidemaschinen, von einem Deutschen, Carl Schiller, erfunden, sind die stärksten, die in Amerika gemacht werden, schneiden das größte Quantum und speisen sich selbst. Der Tabak wird in einen Kasten derselben gebracht, und eine endlose Kette treibt ihn den Messern entgegen. Eine einzige dieser deutschen Maschinen kann in zehn Stunden etwa 8000 bis 10,000 Pfund schneiden. Zwei Stufen höher finden sich zwei große, gleichfalls durch Dampf getriebene Schleifsteine, auf welchen die Messer der Schneidemaschinen geschärft werden. Merkwürdig sind hier auch die Stengelwalzen, auf welchen die früher kaum beachteten Stengel und Rippen der Tabaksblätter so glatt gerollt werden, daß sie wie Blätter aussehen. Während in diesem Raume Maschinen die Hauptrolle spielen und nur wenige Menschen sie beaufsichtigen, zeigt sich im dritten Stock ein anderes interessantes Bild. Hier liegt der 40 Fuß breite und 183 Fuß lange Packsaal mit seinen zahlreichen Packmaschinen. An jeder Maschine befindet sich eine Wage, auf welcher der Tabak gewogen wird, ein Trichter, durch den er sodann in größere oder kleinere Papiertüten gelangt, und eine Vorrichtung, durch welche er darin festgepreßt wird.

In der Mitte der Maschine ist ein großes Gefäß aufgestellt, in welchem der zur Verschließung der Pakete dienende Siegellack durch Gas erhitzt wird, was nächsten Sommer durch Dampfheizung bewirkt werden soll. An jeder Packmaschine, von denen zwanzig vorhanden sind, stehen vier Knaben, welche den Tabak wiegen, durch den Trichter in die Pakete schütten, pressen und versiegeln, — Verrichtungen, die mit überraschender Schnelligkeit und Präcision verrichtet werden. Nahebei, an einem großen Tische, sind Mädchen beschäftigt, Papierstüten zu versertigen. Ein Mädchen kann deren in zehn Stunden 2500 bis 3000 liefern. An einem anderen Tische kleben kleinere Mädchen die Etiquetten auf die Pakete, welche meist mit Portraits in Farbendruck geziert sind. Diese Portraits stellen Washington oder hervorragende Generäle der gegenwärtigen Armee des Landes vor und sind ähnlicher und netter ausgeführt, als manche andere, die mit künstlerischen Ansprüchen in die Welt gehen.

Da nun jährlich Millionen solcher Pakete in alle Theile der loyalen Staaten, in alle im Süden befindliche Lager- und Garnisonsplätze der Armee versandt werden, andere wieder auf der Flotte ihre stetigen Abnehmer finden, so liegt es auf der Hand, daß die Herren Gail und Ax auch Xylographen und Farbendrucker in bedeutender Anzahl beschäftigen. Stellt man diese Pakete, wie zuweilen manche unserer Soldaten am Zahltage thun, nebeneinander, so hat man die Generale Burnside, Meade, Franz Sigel, Grant, Sherman vor Augen und gewinnt in dieser billigen Gallerie einen gewissen Ueberblick der amerikanischen Kriegsgeschichte und die verunglückte Lehre, wie rasch Menschen steigen und fallen. Wie wir hören, beabsichtigen die Besitzer der Fabrik, diese Portraits durch die Bilder der Seehelden Farragut, Foote, Porter, Worden (vom ersten Monitor) zu vervollständigen.

Im vierten Stock, welcher Trockensäle enthält, geht es stiller her. Hier trocknet der von dem Kessel der großen Dampfmaschine abgelassene Dampf den Tabak, der theils auf großen, auf hölzernen Gestellen ruhenden Eisenplatten, theils auf Rahmen ausgebreitet liegt. Letztere befinden sich in eigenen Abtheilungen, in welche der Dampf durch eiserne Röhren, die auch in den süns Stock reichen, geleitet wird. Im sinken Flügel wird der Tabak in großen Sälen geliebt und der sogenannte sose Rauchtabak in große und kleine Fässer verpackt, deren hier mehr als in irgend einem der größten Tabakslager des Lagers aufgestapelt sind. Eine Abtheilung des vierten Stocks wird dem sogenannten Ballenabsat gewidmet. Hier condensiren hydraulische Pressen den Tabak in Kuchen oder Ballen von einem bis zu zehn Pfund, die dann von Mädchen in groben Baumwollstoff eingenäht, mit Etiquetten versehen und verpackt werden. Im süns Stock arbeiten wieder drei Schneidemaschinen, wovon zwei den in Amerika so beliebten Talisman-Kautabak schneiden. Ebenda ist eine Schaar von Knaben beschäftigt, die Rippen aus den Tabaksblättern zu nehmen, die dann auf den bereits genannten Stengelwalzen glattgerollt werden. In einer Abtheilung dieses Saales wird der Kautabak theils in Fässer, theils in zinnerne Kannen, größtentheils aber in Staniolblätter verpackt. Nun steigen wir durch die weiten Mansarden-Räume, in welchen sich die Getriebe der Aufsiehmaschinen befinden, über mehrere Treppen in den Thurm des Hauses. Die Uhr in demselben ist von Carl Wieser aus München und zeigt auf ihren vier Zifferblättern nach allen Weltgegenden die Zeit. Von hier genießt man eine Aussicht auf die Stadt, den Patapsco, die in demselben vor Anker liegenden Handels- und Kriegsschiffe, auf die Forts, die Baltimore vertheidigen, die Depots seiner Eisenbahnen, wie nicht minder auf die fabrikreiche Vorstadt oder richtiger selbstständige Stadt Canton — ein Panorama, dem es weder an Abwechselung, noch an Reiz fehlt. Mit dem Schlage sieben Uhr Morgens kommen 200 Arbeiter und Arbeiterinnen in die Fabrik und verlassen dieselbe Abends um sieben Uhr, abgelöst von andern 200, welche den Abend und die Nacht hindurch die von uns geschilderten verschiedenen Arbeiten verrichten. Auf diese Weise sind Menschen und Maschinen, zwei Raststunden ausgenommen, Tag und Nacht am Werke. Mit Vergnügen nimmt man in dieser Fabrik wahr, wie hier jugendliche und alte Arbeiter mit heiterem Muthe arbeiten, was einerseits ihrer guten Behandlung, andererseits dem Umstande zuzuschreiben, daß die für das physische Wohl der Arbeiter getroffenen Vorkehrungen in der That nichts zu wünschen übrig lassen.

Die Säle sind licht, im Winter behaglich erwärmt, im heißen Sommer durch treffliche Ventilation abgekühlt, so rein wie möglich gehalten und am Abend und Nachts durch Gas beleuchtet. Gutes Trinkwasser ist übrigens in allen Theilen des Gebäudes zur Hand. Musterhaft sind die Vorkehrungen gegen Feuergefahr. Durch das ganze Haus bis hinauf in die Mansarden-Räume läuft eine Wasserleitung, an die die vielen hundert Klafter von Gutta-Percha-Schläuchen schließen, durch welche bei Ausbruch eines Feuers der Wasserstrahl auf alle Punkte des Hauses geleitet werden kann. Ueberdies sind die beiden Flügel vom Hauptgebäude durch Feuermauern und in jedem Stockwerk durch massive eiserne Pforten getrennt, um, wenn ein Feuer ausbricht, das Umsichgreifen desselben zu verhindern. Stunde um Stunde müssen außerdem zwei Wächter durch alle Räume patrouilliren, um nachzusehen, ob nicht von den Maschinen oder Gasleitungen gefährliche Funken stieben, oder Feuersgefahr durch irgend ein Versehen der Arbeiter droht. Zwei Controlluhren von amerikanischer Erfindung, in entgegengesetzten Theilen der Fabrik aufgestellt, haben die wichtige Aufgabe, diese Wächter selbst zu überwachen. Jeder der letzteren muß nämlich bei seinem stündlichen Umgang an einem Draht der Uhren ziehen, worauf sie seine Dienstleistung anzeigen und, wenn diese unterlassen wurde, das Versehen verrathen. Kann man sich schon nach dieser flüchtigen Schilderung einen Begriff von der Großartigkeit der Production in dieser Fabrik machen, so wird sich der Leser doch nicht wenig verwundern, wenn wir ihm nach authentischen Quellen mittheilen, daß die Herren Gail und Ax letzthin für ihre Fabrikate in blos zwei Monaten nicht weniger als 44,000 Dollars Steuer bezahlten.

Ehe wir das interessante Gebäude verlassen, besuchen wir noch einige andere Räume desselben, an welchen wir, um eine ununterbrochene Schilderung der hier sich entwickelnden Industrie zu geben, vorläufig vorüber gegangen sind. So treten wir denn in den Pfeifensaal, der einen immensen Vorrath von Pfeifen enthält. Hier findet man die schlichte deutsche Holzpfeife neben der amerikanischen; glänzende

Digitized by Google

Ulmerköpfe neben andern von Porcellan, auf welchen deutsche Landschaften den Raucher an die geliebte Heimath erinnern; prächtige glatte oder mit kunstvollen Gebilden gezierte Meerschaumköpfe, wie sie nur Wien und Nürnberg liefern, neben umfangreichen Tschibuks, wie sie kein Pascha schöner besitzt, gar nicht zu erwähnen der verschieden gestalteten Thonköpfe, die bescheiden- neben kostbaren Bernsteinspitzen oder schlichten Rohren liegen. Die deutsche Holzpfeife wird übrigens von ihren jüngeren amerikanischen Rivalin bereits übertroffen; denn letztere hat ein viel zweckmäßigeres, doppelt gebohrtes Rohr, welches in den Augen vieler Raucher angenehmer und gesünder, als das deutsche ist, dem diese Verbesserung fehlt. Die amerikanischen Holzköpfe und Rohre werden beiläufig in kaum entstandenen Fabriken mittelst Dampfmaschinen erzeugt, während die Deutschen die ihrigen heute noch wie vor funfzig Jahren durch Handarbeit herstellen. Millionen dieser Pfeifen gehen jährlich in alle Theile des großen Landes, sowie nach den britischen Besitzungen von Nord-Amerika, und nicht minder nach den westindischen Inseln, Central- und Südamerika, welche eine Segelschiff-Verbindung mit Baltimore haben. Die Sutler (Armee-Marketender), welche hier ihre Tabakvorräthe einkaufen, vergessen nicht, sich mit einer gehörigen Anzahl von Holzpfeifen zu versehen, welche nicht selten, wenn die Vorposten beider kriegführenden Theile einige Zeit ganz unsinnig auf einander geschossen haben, angezündet werden und dann wie die Friedenspfeife der Indianer wirken, indem nun beide Theile ihre Gewehre auf den Boden legen, zu einander hinübergehen und ein Stündchen mit einander über Krieg und Frieden, Abraham Lincoln und Jefferson Davis, sowie über die gegenseitigen Generäle schwatzen. So bewirkt, wer sollte es glauben? die kleine billige Pfeife Waffenstillstände, die, so kurz sie sind, mancher Mutter Sohn das Leben retten, was dem stolzen Meerschaum keineswegs nachgerühmt werden kann. In der Nähe dieses Pfeifensaals befindet sich das Musterzimmer mit Proben von allen Tabaken, die im Hause fabricirt werden. Den allgemeinerem Interesse aber ist auf der anderen Seite des Hauptgebäudes ein großer Musterſaal, wo rohe Tabake der verschiedenen Staaten der Union sowohl als Südamerikas und der Türkei in überschtlich ausgelegten Proben zu sehen sind.

Zum Schlusse sei noch den Besitzern des großartigen Etablissements, besten getreues Bild die Illustration zeigt, den Herren Gail und Ax, der Tribut der Achtung gezollt, die sie sich nicht nur als Fabrikanten und Handelsherren, sondern auch durch ihre Menschenfreundlichkeit erwarben. Beide Herren stehen bei allen philanthropischen Unternehmungen mit an der Spitze. In die vielen Militärspitäler von Baltimore gingen von ihrer Fabrik tausende von Päckchen Tabak, da es den braven Invaliden, denen oft Tabak mehr als Brod ist, daran fehlte; auch reichliche Geldunterstützungen gewährten sie ihnen, wie sie jetzt eben den großen Bazar, den Maryland zum Besten kranker und verwundeter Krieger und ihrer hülfsbedürftigen Familien veranstaltet, auf großmüthige Weise unterstützen. Die Regierung in Washington, welche ihre Erfahrungen im Tabakvertrieb schätzt, hat sie neulich wiederholt über die zweckmäßigste Methode, diesen so wichtigen Artikel zu besteuern, zu Rathe gezogen, und das Schriftchen, das sie bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache veröffentlichten, zeichnet sich durch Richtigkeit der Ansichten, wie durch tichtvolle Darstellung aus. Damit schließen wir diesen Artikel, überzeugt, daß die Leser der Gartenlaube mit Antheil von dem Wirken ihrer Landsleute im fernen Lande hören werden.

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

Nachdem der König sich zur Abdankung bereit erklärt hatte, war er mühsam von seinem Lehnstuhle aufgestanden und hatte die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem sich die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen befanden. Aufgeregt und angstbeklommen kamen die Frauen heraus. „Ich danke ab," sagt der Greis.

Darauf die Königin ungestüm: „Nein, Sie werden nicht abdanken!"

Er läßt sich wieder in seinen Fauteuil neben dem Fenster fallen und stützt die Hände lässig auf seine Kniee. Die Damen umringen ihn, und diesen kleinen Kreis umgiebt ein größerer, ein bunter Mischmasch von Officieren, Deputirten und Hofleuten. In trüben Schweigen starrt diese Menge auf das schmerzliche Schauspiel. Die Königin allein bewahrt und manifestirt ihren Muth. „Man will Dir," sagt sie zu ihrem Gemahl, „das Scepter entreißen, und doch hat Niemand als Du die Kraft, es zu tragen." (Hierbei schleudert die Sprecherin einen Zornblick auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es ist bester, muthig zu sterben, als abyndanken! Steige zu Pferde, die Armee wird Dir folgen!" Dann wendet sie sich zu den Anwesenden und wirft denselben die Worte zu: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem solchen Augenblicke verlassen kann. Ihr werdet es bereuen!"

Die Herzogin von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und bittet ihn schluchzend, ein Scepter zu behalten, welches für ihre Kinder viel zu schwer sei. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll Zorn, Eifersucht und Neid. Denn in diesem Gemälde menschlichen Jammers darf auch ein solcher spezifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: es handelte sich dabei nicht allein um „diese kindischen weiblichen Eifersüchteleien", sondern darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit längerer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen. Die Töchter Louis Philipp's hegten noch zur Stunde den Wahn, dieser 24. Februar sei nur das Resultat höfisch-parlamentarischer Intriguen, und deshalb auch faßte jetzt eine der Prinzessinnen Herrn von Lasteyrie heftig beim Arm mit den Worten: „Sie sind nur hier, um uns zu verrathen!"

Etliche der anwesenden Hofmänner fühlen sich durch die Anfeierung von Seiten der Königin getrieben, ihre ritterliche Loyalität sehen zu lassen.

„Danken Sie nicht ab, Sire," sagt Herr Pibcatory.

„Ja, Sire, danken Sie nicht ab," wiederholt Herr von Reuilly.

„Meinen Sie?" entgegnete der schwankende Mann. „Nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet." Aber indem er das sagt, glaubt er zu hören, daß die Gewehrsalven sich nähern, und Besturzung malt sich auf seinem Gesichte. Wie um ein Auge zu sucken, das ihm Muth einsprühe, schaut er sich um; allein alle die Herren Thiers, Duvergier, Remusat, Cousin und wie sie sonst heißen, selbst den alten Marschall Soult nicht ausgenommen, blicken zu Boden und bleiben stumm. Inzwischen haben die beiden Prinzen drunten auf dem Hofe erfahren, der König scheine Willens, seine Abdankung zurückzunehmen. Sie eilen herauf, und der Herzog von Montpensier drängt eifrig seinen Vater, das gesprochene Abdankungswort zu halten. Mit schwacher Stimme richtet der König an die anwesenden Säulen des Juste-Milieu-Königthums die Frage: „Ist es möglich, die Tuilerien zu halten?"

„Ja," antworten zwei oder drei Stimmen zögernd.

„Nein!" ruft eine ganze Menge ungestüm.

Darauf Louis Philipp: „Wenn also die Tuilerien unhaltbar, will ich kein unnützes Blutvergießen. Ich danke ab."

Bei der Wiederholung dieses Wortes erschient der Marschall Gérard auf der Schwelle des Cabinets. Die Königin eilt ihm entgegen: „Mein lieber Marschall, retten Sie uns! Steigen Sie zu Pferde!" Der alte Krieger neigt sich gehorsam. Er soll dem Volke die Thronentsagung Louis Philipp's verkünigen und das Gewicht dieser versöhnenden Concession durch seine Persönlichkeit verstärken.

Zu spät! Alles und Alles zu spät!

Man setzt den durch Alter, Kummer und Krankheit gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen drunten am Palasthor auf ein Pferd, giebt ihm einen grünen Zweig in die Hand und läßt ihn der heranprallenden Revolution als Friedensbote entgegenreiten. Er gelangt vom Tuilerienhof auf den Carrouselplatz,

Digitized by Google

als einem seiner Begleiter, dem Deputirten Lacrosse, einfällt, es wäre doch wohl besser, wenn der Marschall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacrosse eilt in das königliche Cabinet zurück und theilt sein Anliegen dem jüngsten Sohne Louis Philipp's mit. Montpensier legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch und sagt zu seinem Vater: „Sire, Sie müssen ihre Threonentsagung unterzeichnen."

Der König steht auf und geht langsam zu dem Schreibtisch, vor welchem sein Sohn einen Stuhl hinstellt. Da macht die Königin noch einen Versuch der Gegenwehr, indem sie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausrufe: „Schreiben Sie nicht, Sire, schreiben Sie nicht! Weichen Sie einer Emeute nicht! Man will Ihnen bange machen!"

Der alte Mann hält inne, aber Montpensier zeigt mit einer Geberde der Ungeduld auf das Blatt Papier. „Wohlan, da man es will . . ." sagt der König, setzt sich an den Schreibtisch und beginnt langsam zu schreiben.

„Beeilen Sie sich, Sire," sagt eine Stimme, man weiß nicht, wessen, „schon wird auf dem Carrouselplatze geschossen."

Das ist dem alten Manne doch zu viel. Er blickt auf, forscht mit einem Blicke der Entrüstung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit lassen. Komme, was da wolle, ich kann nicht schneller machen." Und er schrieb mit großen Buchstaben in langsamen Zügen:

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen!" (Labolique recte couronne, que la voix nationale m'avait appelée à porter, en faveur du non petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche qui lui échoit aujourd'hui!)

Am 24. Februar 1848. Louis Philipp."

Man sieht, er übereilte sich nicht; er nahm sich Zeit, einen dummen Schreibfehler (appelées statt appelé) zu begehen.

Nachdem der König die Urkunde aufgesetzt und unterzeichnet hatte, las er sie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte: „Füge hinzu, daß Du wünschest, Dein Enkel möge Dir gleichen. Denn, Messieurs, der König ist doch ein rechtlicher Mann als Ihr Alle." Und sie hängte dieser Beleidigung noch die grollenden Worte an: „Ihr habt jetzt, was Ihr gewollt; aber Ihr werdet es bereuen!" . . . Der entthronte alte Mann sagte: „Da ist meine Abdankung; man bringe sie dem Marschall Gérard." Nach einigem Zögern nahm Herr Bandin das Papier und eilte damit dem Marschall nach.

Zu spät! . . . Es ist, als hörte man in dieser Tragödie vom 24. Februar 1848 einen ächtfranzösischen Emmendenher das schicksalsschwere Wort hohnlachend immer und immer wieder aussimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloser Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marschalls Gérard gelangte, sondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Missen des Marschalls selbst that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinterniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Château d'Eau, nach mörderischem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie das ja so hatte kommen müssen. Denn es ist dafür gesorgt, daß abermalen und abermalen in Erfüllung gehe, was beim Anafasins geschrieben steht:

„Mich und diesand sprach sie einsens: eure Tantheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kammendenner ihre Bitten überstehn." . . .

Im Schlosse hegte man kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde wie sänftigendes Oel auf die Aufstandswogen träufeln würden. Auch die Regentschaft der Herzogin von Orleans galt für selbstverständlich. Sie selbst rief, versteht durch die Zerrbilder ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebahren ihrer Schwägerinnen, weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand. . . Verlaßt mich nicht!" . . .

Es war 12½ Uhr, als Herr Thiers auf den Carrouselplatz hinabging, um seinem „intimen Freunde" Bugeaud zu sagen, wie sich droben die Dinge entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie Beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten", schrie fluchend: „So ist also Alles zum Teufel!"

Worauf der Andere: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen."

Der Herzog von Nemours kam, dem Marschall das Commando abzunehmen, was dieser widerwillig geschehen ließ. Der Prinz gab hierauf den Befehl, daß die Truppen den Carrouselplatz räumen und sich in den Tuilerienhof zurückziehen sollten. Diese Bewegung wurde ausgeführt, und hinter den abgezogenen Soldaten schlossen sich die Eisengitter des Palasthofes. Unterdessen gab es eine große Bewegung in den Corridoren und auf den Treppen des Schlosses: der Vollstrom der Rattenauswanderung ergoß sich. Die mit Macht grassirende Angst ließ Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln schaarenweise davongehen. Bestürzung auf den Gesichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angstruf: „Alles ist verloren!"

So hatte sich die Menge auch im königlichen Cabinet beträchtlich gelichtet, als die Botschaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marschalls Gérard vollständig gescheitert und der General Lamoricière vom Volke zum Gefangenen gemacht worden sei. In demselben Augenblicke Schüsselgeklatter auf dem Carrouselplatz, wohin die Insurrection bereits ihre Plünderer vorgesandt hatte. Diese sahen einen Zug königlicher Reiswagen, welche man auf den Fall einer Flucht hin aus den Ställen in der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen, über den Platz fahren, schossen darauf, tödteten einen Vorreiter, sowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remisen.

Das Knattern dieser Schüsse macht die Prinzessinnen Schreckensscherie ausstehen. Louis Philipp schnellt in höchster Unruhe aus seinem Lauteuil empor. Herein stürzt, die Kleider in Unordnung und in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Cremieux: „Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Sire! das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien sein!" Der König sagt kein Wort, aber er hastet sich, sein Ordensband und seinen Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen Civilrock und ruft suchend und bebend: „Meine Uhr? Meine Uhr? Ach, ich hab' sie! Da, nehmt dies Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?" Es war Etwas wie Wahnsinn in den Bewegungen und Worten des Greises, aber Nichts vom Wahnsinn eines Leer, welch aber von dem eines zu Grunde gerichteten Bankiers.

Die Prinzessinnen brachen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie staarten mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Die Königin — so will eine Ueberlieferung, die aber nicht fest verbürgt ist, da es zweifelhaft, ob Thiers es für gut gefunden, zu dieser Zeit noch im königlichen Cabinet anwesend zu sein — die Königin, die Tochter Karolina's von Neapel und Enkelin Maria Theresia's, diese Frau, in welcher der lothringisch-habsburgische Stolz mit dem bourbonischen Hochmuth sich verband, sie soll selbst in diesen letzten Minuten ihrer Königinschaft nicht unhin gekonnt haben, ihren Groll und Zorn auszulassen. Mit vor Ingrimm bebenden Lippen soll sie zu dem armen kleinen Geschichtschreiber, welcher doch wahrlich zu der Februarrevolution sehr unschuldig war, gesagt haben: „Sie haben uns zu Grunde gerichtet! Sie haben die Volksleidenschaften zu einem Brande geschürt, dessen Flammen jetzt über dem Throne zusammenschlagen! Sie sind ein Unthatkarer und verdienten keinen so guten König!"

Louis Philipp, in schwarzem Frack und Hut, nahm den Arm der Königin, sagte im Vorbeigehen zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben da!" und gab durch sein Weggehen das Zeichen zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgten dem greisen Königspaar der Herzog von Montpensier und seine Frau, eine spanische Infantin, dann die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz August von Sachsen-Coburg mit der Prinzessin Clementine, seiner Frau. Etliche Hofdamen, etliche Adjutanten, Palastbeamte und Diener schlossen den Zug, der mittelst eines mit dem Arbeitscabinet des Königs in Verbindung stehenden unterirdischen Ganges unter dem Pavillon de l'Horloge hinweg in's Freie gelangte, in den Tuileriengarten, welcher leer und still war, während der Schall des Kampfgetöses von rechts herüber grollte und drohte. An der Ausmündung des unterirdischen Ganges fand man Herrn von Montalivet, welcher, seinem Gebieter treuer als viele Andere, zwei Schwadronen Gardefürstassiere unter den Befehlen des Generals Regnaud bereit hielt, die Flucht des Entthronten

Digitized by Google

zu decken. Nationalgarden von der ersten Legion, sowie ausharrende Freunde der königlichen Familie, die Herren Lafeyrie, Schessler und Andere, reihten sich ebenfalls dem Zuge an, welcher sich die große Avenue des Gartens entlang so rasch bewegte, wie der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur noch durch die Seelenstärke seiner Gemahlin nothdürftig aufrecht erhalten wurde, zu gehen vermochte. Ein wahrer Leichenzug der Julimonarchie! Man konnte denselben von der Rue Rivoli aus zwischen den blätterlosen Baumzweigen dahingleiten sehen, schemenhaft schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipp's die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Herzog von Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines der reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief die Königin aus, Louis Philipp aber nur: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten auf den Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an Herrn de Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich in Sicherheit nach Saint-Cloud zu bringen?“

„Ja, Sire.“

Der Entfernte passirte das Gitter und betrat den Platz. Da er gefenkten Hauptes einherschritt, bemerkte er Blutspuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abscheus. Aber der Concordeplatz war nicht so verlassen wie der Tuileriengarten. Eine Menge von Neugierigen wog'e darauf hin und her. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch ein Häuflein Blousen, Gewehre in den Händen, die Gesichter von Pulverrauch geschwärzt.

Der Flucht zug stockte, der König schien erkannt, das Aufthun der Menge wurde stärker. Eine Stimme aus dem Gefolge rief: „Messieurs, Schonung, Gnade für den König!“

„Die soll er haben; wir sind keine Mörder; aber schnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfache Echo fand: „Ja, schnell auf und fort mit ihm!“

Die Königin zog ihren Gemahl mit sich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisken drei schlechte, einspännige Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu sprechen, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren „Altar“ gehabt.

War es nicht ein furchtbarer Schicksalshohn, daß der vom Throne gestürzte Sohn von Philipp Egalité gerade von dieser Stelle aus in's Exil geschleudert wurde? Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar“ erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Aber der alte Mann ist von der Angst der Gegenwart zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet die Thüre eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht den zärtlichen Familienvater für den Augenblick ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkel haben den Vorderstz inne. Die anderen Mitglieder der Familie pressen sich, so gut es gehen will, in die beiden anderen Wagen; aber die Prinzessin Clementine und die Herzogin von Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lafeyrie aus dem Gedränge und in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin — geborene Muñoz, wie die bösen Zungen sagen — ist eine jugendlich munlere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüsant“ zu finden und äußert gegen ihren Vetter Lafeyrie, daß sei doch auch mal eine der Mühe werthe Abwechslung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! mein Portefeuille!“ schreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens. Der „König der Börse“ vergaß selbst in dieser äußersten Angst nicht seiner „Werthpapierchen“. Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung, und, im Besitze seines Theuersten, ruft der alte Mann in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutscher peitscht auf sein Pferd, und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Königs Majestät und Herrlichkeit. Im Julisaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen.

Aber seht, was thun denn jetzo die beiden Nothhelfer, welche „berufen waren, die Monarchie zu retten,“ Monsieur Thiers und Monsieur Bugeaud? Sie thun, was kluge Leute unter so bewandten Umständen zu thun pflegen: — sie retten sich selbst. Der Marschall ist übrigens martialisch genug, nur von einem einzigen Adjutanten gefolgt, in seinem Marschallsanzug langsam davon zu reiten. Herr Thiers schlängelt sich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke in's Palais Bourbon hinüber, in dessen Räumen die Repräsentanten der Corruption — officiell heißen diese Herren „Vertreter des französischen Volkes“ — rathlos hin- und herrennen. Selber rathlos und bis zur Besinnungslosigkeit bestürzt, geht der kleine Ex-Nothhelfer durch einen der Säle. Corrupte umdrängen ihn mit stürmischen Fragen. „Messieurs, es geben Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Fluth steigt, steigt, steigt! Alles ist verloren!“ erwidert er stotternd und verschwindet, um nicht mehr zu erscheinen, bevor die politische Temperatur wieder so ist, daß Männerjammer mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln sich hervorwagen können. . . .

Dieser beiden Stützen also sah sich die arme Herzogin von Orleans beim Antritt ihrer Regentschaft beraubt, und es war überhaupt kläglich bestellt mit den Stützen dieser Regentschaft. Der Deputirte Lacrosse sagte nach der Flucht des Königs zu der Prinzessin: „Madame, gehen Sie mit Ihren beiden Knaben sofort nach der Deputirtenkammer. Dort ist jetzt der Sitz der Autorität, das Volk wird Ihnen Platz machen; denn Sie sind die Frau des Herzogs von Orleans und tragen Mittwentrauer um ihn.“ Ein wohlgemeinter, aber schlechter Rath; denn die Entscheidung war nicht im Palais Bourbon . . . Die Herzogin zog sich für eine Weile in ihre Gemächer im Pavillon Marsan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Stütze des Orleansismus, später aber eine Säule des Bonapartismus — zu ihr kam und sie in der Absicht, ihr Heil in der Deputirtenkammer zu versuchen, bestärkte. Er sprach noch für seine Meinung, als der Adjutant Touchard hereinstürzte, um eiligst zu melden, der Herzog von Nemours lasse seine Schwägerin bitten, sich ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch die große Avenue desselben zur Drehbrücke zu begeben. Es sei kein Augenblick zu verlieren. Die Prinzessin brach alsbald auf und machte sich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war in der That kein Augenblick zu verlieren gewesen, nachdem inzwischen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen einfachen Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouselplatz geräumt hatten, war derselbe sofort von Nationalgarden besetzt worden. Kaum war dies geschehen, als nach Bewältigung des Château d'Eau die siegreiche Volksmasse mit dem Donnerruf: „Aux Tuileries!“ über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach, und alsbald schlugen die Flintenkugeln an die Nordseite des Schlosses. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Versuch, den Palast zu vertheidigen, blos ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang seiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch das Thor des Pavillon de l'Horloge sich bereit zu halten. Derweil mühten Bürgerwehr- und Blousenmänner in buntem Gemische sich ab, das Eisengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouselplatz absperrte, niederzubrechen, und bestürchtend, diese Mühwaltung möchte die Wuth der Stürmenden steigern, wußte sich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli stoßenden Pavillon Eingang zu verschaffen und den Gouverneur des Palastes, Oberst Bilfert, zu bewegen, ihm die Schlüssel anzuvertrauen. Dann eilte er, das nach dem Carrouselplatze führende Portgitterthor aufzuschließen, und die Menge strömte in den Schloßhof. Der Herzog von Nemours vernahm, unter dem Thor des Pavillon de l'Horloge im Kreise seiner Officiere stehend, das Herannahen des Volkes. „Was, jetzt schon?“ rief er aus, gab gefaßte Befehle, die sämmtlichen Truppen, welche noch vorhanden, durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu lassen, und stellte sich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat dann, wie bekannt, mit äußerster Hingebung und Selbstverleugnung bis zuletzt seine Pflicht gethan, er und nur er war es, der an diesem „Tag des Zorns“ dem Namen Orleans Ehre machte.

Digitized by Google

Retten freilich konnte er seines Hauses Sache nicht ... Die Herzogin von Orleans eilte inzwischen die große Avenue des Gartens hinab, geführt von Herrn Dupin. An ihrer rechten Hand hielt sie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ihr ein Diener nach. Bei der Drehbrücke angelangt, wurde sie von den Herren Havin und Viesta eingeholt, welche von Seiten Orléon Barrot's den dringenden Rath brachten, die Prinzessin solle sich mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Hotel de Ville begeben; denn dort, im Hauptquartier des siegreichen Aufstandes, liege die Entscheidung. Die Herzogin stand still, ungewiß, was zu thun, aber mit dem Instinct einer Mutter fühlend, daß dieser Rath der bessere. Herr Viesta drang in sie, denselben zu befolgen. „Können Sie reiten?" frug er die Prinzessin.

„Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd besteigen zu können."

„Nun wohl, zaudern Sie nicht! Kommen Sie in's Stadthaus, und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König sein. Wenn nicht, ist Ihre Sache verloren."

„Das ist der Rath eines Narren!" schrie Monsieur Dupin. „Nach der Deputirtenkammer müssen Sie gehen!"

Die Herzogin von Orleans befolgte den Rath des „liberalen" Mannes, begab sich in die Deputirtenkammer — und nach einer Stunde voll Angst und Pein sah sie dahselbst ihre Regentschaft und ihres Sohnes Krone rettungslos vom rasenden Strudel eines unerhörten Tumults verschlungen. ...

Während eine Volkswoge die „Corruptenen" aus dem Palais Bourbon wegschwemmte, feierte in den Tuilerien die Revolution ihr Siegesbachanal. Nicht in Blut — sie überlieferte das der heiligen Reaction, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene setzte — aber in Wein, den man aus den wohlversehenen Kellern heraufholte. Es ging lustig her in diesen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etiquette mit dem übrigen Hofgesindel entsetzt entflohen war. Zerschlagen, zerrissen und zertreten wurde Manches und Vieles, gestohlen nicht. „Mort aux voleurs!" Es ist actenmäßig festgestellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieses Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Blousenmänner im Palast aus- und eingingen, nichts von irgend bedeutendem Werth abhanden kam und herumliegende Kostbarkeiten im Werthe von mehr als vier Millionen von Proletariern, die vielleicht keinen Sou in der Tasche hatten, gesammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz besonderer Rücksichtsnahme behandelte das siegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Lesepult der Prinzessin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions". Die aufgeschlagene Seite trug die Capitelüberschrift „Stabilité du gouvernement". O Prediger Salomenis!

Der ausgelassene Jubel der siegreichen Masse, welche in den Tuilerien tobte und tollte, nützte, durch den Genius eines Shakespeare oder Kaulbach zu einem Bilde zusammengefaßt, einen weltgeschichtlichen Carneval darstellen, wie es einen zweiten wohl niemals gegeben hat. Dort hing ein Schwarm von Gamins freudelautend an dem Zugseil der großen Schlagglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Pavillon de l'Horloge pflanzten und wieder andere auf der Plattform des Daches einen Ball abhielten. Im Garten, in den Höfen, in den Corridoren und Sälen trachten unzählige Jubelsalven, denn der noch vorhandene Rest von Patronen wußte schießwüthigen verbraucht werden. Hier hat ihm Schlafzimmer Louis Philipp's Einer über seine Blouse eine weiße Weste des Bürgerkönigs angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuz von Diamanten darüber gehängt, und also ausstaffirt bläst er aus Leibeskräften auf seelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Noten zum Fenster hinaus. Dort steht eine andere Blouse, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangssalon des Herzogs von Montpensier, die Marseillaise singend und auf einer prinzlichen Geige schrecklich dazu geigend, während seine Cameraden, mit andern Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um ihn her die Carmagnole tanzen. Hier geht, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Ouvriers durch die große Gallerie, ehrerbietig ein der Zerstörung entrissenes, wundervoll aus Elfenbein geschnitztes Crucifix geleitend, unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Citoyens, chapeau bas! Salunez le charpentier du Nazareth!" Dort im Allerheiligsten, im Thronsaale, wird die purpurne Throndraperie in Fetzen gerissen und aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber im Tuileriengarten stehende Spartacus tragen soll. Ein Proletarier springt auf den Thronsessel, wischt den Koth seiner Schuhe an dem Sammet ab, schwingt eine rothe Fahne um zur Freiheitsrede: „Vive la république!" — So verwandelte der französische Leichtsinn diesmal den Act der Rache in ein Possenspiel.

Eine Stunde darauf ging ein phantastisch-bunter Faschingszug von etlichen Tausenden über die Boulevards, welche aussahen, als wäre ein Tornado darüber hinweggefegt. Darauf ritt ein bebrillter Polytechniker; dann kam ein Karren, auf welchem die zerstörten Herrlichkeiten des Thronsaales zusammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronsessels, welcher, von etlichen Blousen getragen, über den Köpfen der Menge einherschwebte. Die Procession lenkte zum Platz der Bastille, wo am Fuße der Julisäule eilends ein Scheiterhaufen geschichtet wurde. Auf diesen warf man die Trümmer und stellte obenauf den Thronsitzl. Als die Flammen den Thron ergriffen, brach ein tausendstimmig-jauchzendes „Vive la république!" aus, und hochauf schlug die schwelgende Lohe.

Ein Zögling Karl August's.

Wer von den geneigten Lesern einmal die Stadt Weimar gesehen hat, wird oft und gern an ihren schönen Park zurückdenken, an den sich so manche Erinnerung aus Deutschlands großer Dichterblüthe knüpft. Und wer den Park gesehen, wer vor dem bescheidenen Gartenhause Goethe's großer Erinnerungen voll gestanden hat, der wird seine Schritte auch zu dem „römischen Hause" gelenkt haben, einem kleinen Gebäude antiken Styles, welches schon von der nach dem Lustschloß Belvedere führenden Baumallee aus sichtbar ist. Hierher führe ich den Leser.

Es war ein heller Frühjahrsmorgen des Jahres 1823. Vor dem römischen Hause auf und ab ging ein großer stattlicher Mann, der trotz seines hohen Alters eine straffe und stolze Haltung hatte. Aus klaren und tiefernsten Augen blickte er umher, die anmuthigen Parkanlagen betrachtend, die jumeist sein Werk waren. Zuweilen schweifte sein Blick nach jener Seite, wo das kleine Gartenhaus unter rauschenden Bäumen versteckt lag, in dem er vor langen Jahren seinen Liebesfrühling durchlebt hatte. Vielleicht auch lauschte er dem herannahenden Lenze, den er nun schon zum vierundsiebenzigsten Male begrüßte.

Da nahten sich Schritte auf einem der gewundenen Parkwege. Bald wurde der Herankommende sichtbar, ein junger Mann mit einer Mappe unter dem Arme. Mit freundlichem Kopfnicken begrüßte ihn der Greis und sprach: „Serenissimus sind noch nicht zu sprechen. Warte ein wenig." Nach kurzem Harren öffnete sich die Thüre, und Beide traten in das Zimmer und begrüßten ehrfurchtsvoll einen kleinen, aber kräftig gebauten alten Herrn, welcher am Fenster stand. „Serenissimus gestatten," sprach der Begleiter des jungen Mannes, „daß ich den jungen Maler vorstelle, von welchem ich Durchlaucht schon gesprochen habe."

Mit prüfendem Blicke betrachtete Serenissimus den jugendlichen Künstler, welcher stumm vor ihm stand; dann entspann sich folgendes kurze Gespräch zwischen den Beiden:

„Bist Du es, der die Eisfahrt auf unserer Bibersausstellung gemalt hat?"

„Ja, Durchlaucht."

„Wer ist denn der kleine Junge im Vordergrunde?"

„N. N. von hier."

„Wüßt Du nicht einmal fort von hier?"

„Ich möchte gern nach Tyrol gehen, um dort Studien zu machen, allein mir fehlen die dazu nöthigen Mittel."

„Oder möchtest Du nach den Niederlanden?"

„Auch das würde mir sehr lieb sein, aber freilich fehlt mir auch hierzu das Geld."

„Du armer Kerl," war die Antwort, „dafür werde ich schon

Digitized by Google

sorgen. Geh' nach Hause und mach' Dein Bündelchen fertig — morgen früh geht's fort!"

Die Andern war zu Ende.

Und wenn unsre Leser noch nicht erraten haben sollten, wer die Persönlichkeiten waren, von denen wir soeben gesprochen, so wollen wir ihnen verrathen, daß es Goethe war, welcher, aufmerksam geworden auf das Talent des jungen Malers Friedrich Preller, denselben zu Karl August, seinem fürstlichen Freunde, geführt hatte, um ihm seiner Fürsorge zu empfehlen.

Friedrich Preller, 1804 in Eisenach geboren, war damals 19 Jahre alt. Bald nach seiner Geburt waren seine Eltern nach Weimar übergesiedelt, und seine Kinderzeit verfloß unter den dunklen Eindrücken des wechselnden Kriegslebens, welches damals ganz Deutschland bewegte. Das Gymnasium besuchte er bis Obersecunda und wurde dann zu einem Jäger in die Lehre gegeben, bei welchem er jedoch nur ein Jahr blieb. Während er von frühester Jugend an entschiedenen Trieb zum Zeichnen gezeigt, auch schon als Gymnasiast die unter H. Meyer's Leitung stehende Zeichenschule besucht hatte, so schien es doch bei den äußerst beschränkten Mitteln der Eltern nicht räthlich, ihn die sehr unsichere Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen. Allein das im engen Umgang mit der Natur verlebte Jahr reifte in ihm den Entschluß, sich trotz aller Hindernisse ganz der Kunst zu widmen, der Einfluß des Erbprinzen Karl Friedrich trug dazu bei, die Eltern günstig für diesen Plan zu stimmen, und so wanderte Friedrich Preller im Frühjahr 1820 nach Dresden, mit einer kleinen Summe Geldes, welche ihm das Illuminiren des Bertuchschen Bilderbuches eingetragen hatte.

Ohne Empfehlungen und bei großer jugendlicher Schüchternheit verbrachte er zwei Jahre unter den Schätzen der Dresdner Gallerie, welche einst auch Winkelmann in die Welt der Schönheit einführten. Besonders waren es die Niederländer Ruysdael und P. Potter, mit denen er sich beschäftigte. In jener Zeit schloß er Freundschaft mit dem nun schon heimgegangenen Ernst Rietschel, dem Kupferstecher Thäter, dem Maler Dräger u. A. Nach Weimar zurückgekehrt, malte er für Goethe Wolkenstudien und seine erste Composition, jene Eiskahrt, auf der er viele Portraits anbrachte. Dieses Bild hatte Karl August's Aufmerksamkeit auf Preller gelenkt; Goethe's Fürsprache kam hinzu, und die Folge davon war das oben mitgetheilte Gespräch.

Nach ernster Ueberlegung nahm Preller das Anerbieten des trefflichen Fürsten an, und am andern Morgen ging die Reise fort. Karl August machte seine Reisen mit sehr bescheidenen Mitteln. Er selbst fuhr in einer alten start stoßenden Reisekalesche, welche nicht einmal eine Bedeckung hatte. Wenn es regnete, so wickelte sich „der Alte" in seinen weiten Husarenmantel, drückte die runde grüne Mütze, die er stets trug, auf die Stirn und ließ nun den Regen machen, was er wollte. Ein zweiter Wagen enthielt sein Gefolge. Bequem war mithin die lange Fahrt keineswegs, aber desto lehrreicher und fruchtbringender. Denn mit einer wahrhaft herzlichen Aufmerksamkeit sorgte der edle Fürst dafür, daß, wo es etwas Lehrreiches, Interessantes zu sehen und zu hören gab, Halt gemacht wurde und sein Schützling davon Kenntniß nahm. Und als in Gent Preller vierzehn Tage krank darnieder lag, verschob er die Weiterreise und bewies ihm eine wahrhaft rührende Sorgfalt. Endlich kamen sie in Antwerpen an, und Preller wurde Van Bree, dem verdienstvollen Director der dortigen Kunstakademie, übergeben.

Die zwei Jahre seines Antwerpener Aufenthaltes verstrichen ihm schnell. Sie sind von entscheidender Wichtigkeit für seinen Künstlerberuf geworden. Der ganze Unterricht war auf genaues Studium der Antike, des menschlichen und des Thierkörpers gerichtet, und diese genaue Kenntniß der belebten Natur, welche so vielen Landschaftsmalern abgeht, hat für Preller später unberechenbaren Nutzen gebracht. Seiner kernig tüchtigen Natur schadete die scharfe Zucht nichts, die daselbst gehalten wurde, und gewiß nicht mit Unrecht darf man es diesem Unterricht zuschreiben, daß er Zeit seines Lebens mit so großer Energie auf einfaches und gewissenhaftes Studium beim Künstler achtete und der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten mit einem nie ermüdenden Eifer entgegentrat. Wie er im Innersten seines Wesens an die herrlichen deutschen Künstler des Mittelalters erinnert, deren Kunst im schönsten Sinne aus der strengen Zucht des Handwerks sich herausentwickelt hat, so dürfen wir diese Antwerpener Zeit mit Fug und Recht seine Lehrlingszeit nennen, in der weder der harte Lehrmeister am Tage, noch der sprudelnde Uebermuth am Feierabend fehlte. Antwerpen weiß noch von den tollen Streichen der damaligen Kunstschüler zu erzählen, welche als Grämende und johende Schaar durch die Straßen zog, wenn die Feierstunde schlug, und vor denen die ernsthaften und ruhigen vlämischen Bürger hastig ihre Läden und Hausthüren schlossen.

So trefflich aber der Unterricht war und so sehr Preller das würdigte, so erwachte doch allgemach in ihm der Wunsch die vlämische Ebene zu verlassen, um nach dem Lande der Sehnsucht aller wahren Künstler zu eilen. Nachdem er zu dieser italienischen Reise die Genehmigung Karl August's erlangt hatte, ging er 1825 über Weimar, München, Salzburg, Tyrol und Venedig nach Mailand, verbrachte dort fast zwei sehr schwere Jahre, gequält von Krankheit und von Mißstimmung über viele Hindernisse, die seinem künstlerischen Streben entgegentraten, und gelangte endlich im Jahre 1827 nach Rom.

Dort waren damals die besten Helden der vor wenigen Jahren neuerstandenen deutschen Kunst versammelt. An sie schloß Preller, ein gleichstrebender und ebenbürtiger, sich an. Mit Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Steinle und Reinhardt wurde er bekannt und befreundet. Vor Allem aber war es der unübertreffliche Landschaftsmaler Josef Anton Koch, an den er sich anschloß. Koch war es, der zuerst wieder auf den Bau der Landschaft, auf das Terrain achten lehrte, und während seine Vorgänger zumeist durch die Vegetation, durch die Luft- und Lichteffecte zu wirken suchten, so führte dagegen er die Landschaft wieder auf ihre organische Basis zurück, auf den Erdboden. Um dies recht würdigen zu können, vergleiche man seine Landschaften mit denen des Rococo und der Zopfzeit: man wird erstaunen, bei den letzteren meist flache, unbedeutende und verschwommene oder groteske und barocke Terrainformen zu finden, bei der Rückkehr zu Koch dagegen den tiefen Unterschied zwischen echter und zwischen gesunkener Kunst lebendig empfinden. Dies Alles sind Vorzüge, welche in Koch's innersten Wesen wurzeln und welche im unlösbarsten Zusammenhange mit der Gesammtrichtung seiner Kunst stehen, die die neuere Zeit mit den Namen der historischen im Gegensatze zum Genre bezeichnet hat. Wir werden hierauf bei der Schlußbetrachtung über Preller's Thätigkeit noch einmal zurückkommen. Denn er wie kein Anderer ist würdig, der Nachfolger und Vollender von Koch's Werk genannt zu werden. Die Zeit seines Aufenthaltes in Rom verstrich ihm schnell; aber als er 1831 nach Weimar zurückkehrte, kam er wieder als Künstler, gereift und gefestigt in seiner Bahn und erfüllt mit dem Bewußtsein eines hohen Ziels, dem er von da an unermüdet nachgestrebt hat.

Karl August war zu seinen Vätern heimgegangen. Den greisen Goethe traf Preller noch am Leben. Sein Sohn, August Goethe, war in Rom in Preller's Armen gestorben. Und nicht lange darauf sollte Preller die Züge des ehrwürdigen Dichters selbst zum letzten Male sehen. Er erhielt auf seine Bitte die Erlaubniß, Goethe's Kopf im Tode zu zeichnen. Auch er, wie Alle, denen dieser Anblick vergönnt war, verschert, daß diese Züge noch im Tode einen unbeschreiblich schönen friedlichen und großen Ausdruck gehabt haben. Eine Bause dieser Portraits ist später wider Preller's Willen veröffentlicht worden. Bettina von Arnim ließ sie vor ihren „Briefwechsel" in Kupfer stechen.

Für Preller begann nun eine glückliche Zeit. Nachdem er eine sehr bescheidene Anstellung am Weimarischen Zeicheninstitut erhalten und außerdem mehrere Bestellungen von der hochherzigen Großherzogin Maria Paulowna bekommen hatte, führte er seine Braut heim, und es erblühte ihm ein schönes und gesegnetes Familienleben. Zunächst verarbeitete er in einer Reihe von Bildern die im Süden gewonnenen Eindrücke. Aber bald fühlte er das Bedürfniß einer immer lebendigen Naturanschauung, und da er vorläufig nach dem Süden nicht zurückkehren konnte, so wandte er sich mit voller Energie der nordischen Natur zu, für welche er auf verschiedenen Reisen in Norwegen und Rügen Studien machte. Wichtig und ansehend zugleich aber ist es für seinen Entwickelungsgang, daß die Anfänge zu dem Hauptwerke seines Lebens bereits in jene Zeit zurückgreifen, indem er schon damals einen Cyclus von Landschaften zu Homer's Odyssee für seinen Freund Dr. Härtel im sogenannten „römischen Hause" in Leipzig al tempora malte. Zeugen seines umfassenden künstlerischen Schaffens sind außerdem das von ihm mit Scenen aus Wieland's Werken geschmückte Wielandzimmer im Weimarischen Schlosse; eine große Anzahl meist im Privatbesitz befindlicher vor-

Digitized by Google

Friedrich Preller.

zügliche Landschaften, worunter viele Seestücke, sowie eine Menge von trefflichen Aquarellen, Sepia-, Tusch- und Kohlenzeichnungen. Auch ratirt hat er eine Zeit lang mit eben so viel Eifer, als Erfolg.

So fließt sein Leben in rastloser Thätigkeit dahin. Was den Menschen beglückt, ward ihm zu Theil, ein gelegenes Familienleben, dem leider der Tod jüngst eine schwere Wunde schlug. Die Liebe seiner Freunde und die Verehrung seiner Schüler bleibt ihm treu und fest zugewandt; was den Künstler ehrt und schmückt, ist ihm in reichem Maße beschieden, eine vollkräftige Wirkung auf ein Publicum, welches für das wahrhaft Große in der Kunst empfänglich ist. Und so schauen wir den Meister an und ehren vor Allem Eines in ihm: die ernste Arbeit, der er sein Alles zu verdanken hat. Er wie Wenige gehört zu denen, welche das Wort des Dichters zum Wahlspruche genommen haben: „Was du hast — erwirb es, um es zu besitzen."

Warum wir aber gerade jetzt diese Worte geschrieben haben, denen wir freundliche Aufnahme von ihren Lesern wünschen? Wir möchten sie betrachten wie den Zimmermannsspruch bei dem Aufrichten eines neuen Gebäudes. Der Meister hat jetzt ein Werk vollendet, welches wir recht eigentlich als den Gipfelpunkt seines künstlerischen Thuns bezeichnen müssen; das deutsche Volk auch in weiteren Kreisen auf dieses Werk, welches jetzt in Deutschland die Runde macht, hinzuweisen, und hiermit dieser Schöpfung einen bescheiden-herzlichen Geleitspruch mitzugeben, war unser Zweck.

Der kunstsinnige Enkel Karl August's, Karl Alexander, hatte bei Preller für das neuzuerbauende Weimarische Museum einen Cyclus von Landschaften zur Odyssee bestellt, welche in einem der Säle al fresco ausgeführt werden sollten. Preller hatte seine obenerwähnte erste größere Arbeit, welche denselben Stoff behandelte, nie ganz aus den Augen gelassen. Im Jahre 1855 hatte er neue, zum Theil umgearbeitete Zeichnungen darnach gefertigt, welche in Berlin, Brüssel, Antwerpen und auf der großen Münchener Ausstellung von 1858 das außerordentlichste Aufsehen erregten und in mehrfachen photographischen Wiedergaben verbreitet sind. Den fürstlichen Auftrag ergriff er mit der ganzen jugendlichen Kraft seines künstlerischen Vermögens. Er ging 1859 noch einmal nach Italien. Dort und nach seiner Rückkehr in Weimar entstanden die sechszehn Cartons zu den Odysseebildern, große Kohlenzeichnungen, welche sowohl für sein Schaffen, als für die gesammte moderne Landschaftsmalerei als Gipfel angesehen zu werden verdienen.

Wir erinnern hier an das, was wir zur Charakterisirung Koch's gesagt haben. Eine großartige Leistung der historischen Landschaft steht vor uns, welche im Gegensatze zur einfachen Bedute oder der genrehaften Naturdarstellung die Natur nachbildet, wie sie frei von den Zufälligkeiten des Augenblicks sein würde, wenn das Princip der Schönheit ungetrübt in ihr schaffend und bildend gewesen wäre. Diese idealen Landschaften gestalten sich um verschiedene Scenen aus dem großartigsten und in sich geschlossensten aller Heldengedichte. Die schönsten Momente aus diesem „Liede des Heimwehs", wie es ein neuerer Dichter genannt hat, treten vor unser Auge; vom Ab-

Digitized by Google

zuge von Troja bis zum Wiedersehen des greisen Vaters Laertes folgen wir dem „herrlichen Dulder Odysseus, dem vielgereisten“; wir begleiten ihn zu den Kämpfen mit unwirthlichen Bewohnern fremder Küsten und dem rücksichtslosen Cyclopen, zur listigen Zauberin Circe, in die Schrecken der Unterwelt hinab; wir sehen ihn dann, nachdem alle Gefährten umgekommen, einsam auf der Insel der Kalypso und in den tobenden Fluthen des Meeres durch die Göttin Leukothea gerettet; wir folgen ihm auf das reizvolle Eiland der Phäaken und lauschen seiner Begegnung mit der Königstochter Nausikaa, wir geleiten ihn endlich zu seiner heimathlichen Felseninsel Ithaka.* Und mit dem unendlichen Wechsel der dargestellten Begebenheiten wechselt auch das Wesen der Landschaft, welcher hier weiter nachzugehen zwar sehr anziehend sein, aber doch zu weit führen würde.

Uns bleibt nur noch Eines zu sagen übrig. Wir gedenken des Umstandes, daß Goethe es war, der den Mann, dessen kernige Züge wir heute in gelungener Nachbildung den Lesern der Gartenlaube vorführen, bei den ersten Schritten auf seiner Künstlerlaufbahn mit Rath und That unterstützte, daß er es war, der ihm bei seiner ersten Reise nach Italien einen weisen Reisesegen bezüglich der beiden Meister Claude Lorrain und Poussin mitgab.** Und so wenig es uns beikommen kann, diese zwei so ganz verschiedenen Naturen zu vergleichen, so muß uns doch eine Aehnlichkeit zwischen Beiden auffallen. Wie Goethe im Verlaufe seiner ganzen Bildung sich der Antike mit immer größerer Vorliebe zuwendete, wie ihm insbesondere nach seiner italienischen Reise mit einem Zauberschlage das Verständniß der reinen Formenschönheit des Südens aufging, so sehen wir auch bei Preller, dem bildenden Künstler, einen ähnlichen Entwickelungsgang in den Odysseeaction zum Abschluß gebracht. Es giebt so Manche, welche bei Goethe über diese Wendung klagen und uns glauben machen wollen, seine deutsche Natur habe dabei Einbuße erlitten. Wir zählen uns nicht zu diesen Unzufriedenen; doch wollen wir hier nicht mit ihnen rechten. Aber wie dem auch sein möge: die Betrachtung von Preller's Landschaften wird lehren, daß sein deutscher Sinn nur desto reiner und fester aus dem südlich-antiken Stoffe hindurchleuchtet. Gegenüber den meist schalen und schwachen Kunstproducten unserer heutigen romanischen Zeitgenossen empfinden wir es mit Stolz, daß er der Unsere ist; wir können seinen Schöpfungen mit Recht nachrühmen, daß sie

Des Italieners feurig Blut,
Des Nordens Dauerbarkeit

in sich tragen, und wir freuen uns, daß nicht erst eine gerechte Nachwelt, sondern schon die dankbare Gegenwart Friedrich Preller zu den ersten deutschen Künstlern rechnet.

J. C.

* Denjenigen unserer Leser, welche sich beim Betrachten der demnächst auch photographirt erscheinenden Cartons über die einzelnen dargestellten Scenen genauer unterrichten wollen, empfehlen wir als willkommenen Führer eine kleine Broschüre: Friedrich Preller's Odysseelandschaften, Leipzig 1863.

** Vergl. Eckermann, Gespräche mit Goethe.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 10. Netzflügler. Fliegen oder Zweiflügler.

Das Nationalgefühl, die Schaben in Rußland und Gogol's „Todte Seelen“. — Libellen, Wasserjungfern und Schneider. — Ameisenlöwen. — Fliegen aller Art. — Schluß.

Meine Herren!

Das Nationalgefühl ist ein schönes und edles Gefühl — es erhebt die Herzen und stählt das Vertrauen, indem es uns erlaubt, uns als Glieder einer großen Familie zu fühlen, von welcher wir wissen, daß sie den Wahlspruch hat und in's Werk setzt: Einer für Alle — Alle für Einen! Ich lobe diejenigen, welche namentlich im Auslande das Banner ihres Volkes hochtragen, seine Ansprüche vertheidigen, seine Eigenschaften in glänzendes Licht setzen.

Wenn aber dies Nationalgefühl so weit geht, daß es blind macht gegen die Uebelstände und Fehler, welche bei jedem Volke wie bei jedem Menschen sich zeigen; wenn es so weit geht, Thatsachen zu leugnen und sogar von Anderen zu verlangen, daß diese ebenfalls unwahr sein sollen, damit ja nicht irgend ein Schattenflecken im Gemälde sich zeige; wenn es fühlig wird, wie der Handwerksbursche in den Fliegenden Blättern, dem der Zeigefinger am Wegweiser eine Grimasse und einen Seitensprung abnöthigt: so ist es Zeit, solchen Ausschreitungen entgegenzutreten.

Ich erzählte in der vorigen Vorlesung von den Schaben und ihrer ungemeinen Häufigkeit in Rußland. Es konnte mir im Traume nicht einfallen, daß es Personen geben könne, welche sich in ihrem nationalen Ehrgefühl durch die naturgeschichtliche Thatsache beleidigt oder wenigstens gekränkt fühlen, daß es viel Schaben in ihrer Heimath gebe. Doch ist dies der Fall gewesen. Man hat mir vorgeworfen, ich übertreibe. Nachdem man mir zuerst die Existenz der Schaben rundweg abgeleugnet hatte, — versicherte man, nur in den niedrigsten Hütten gäbe es „Preußen“ und niemals in solcher Menge, wie ich behauptet hätte.

Es wird mir leicht sein, zu zeigen, daß ich da, wo ich nicht selbst gesehen, nicht selbst beobachtet habe, doch wenigstens nicht ohne Gewährsmänner in den Tag hinein geplandert habe. Mir liegt gerade Gogol's Roman „Die todten Seelen“ vor. Zur Zeit seines Erscheinens machte dies Buch in Rußland vielleicht noch mehr Aufsehen und jedenfalls mit größerem Rechte, als die Mysterien von Paris von Eugen Sue. Man staunte über die Wahrheit der Schilderungen, über die Feinheit der Beobachtungen, oft selbst über die Schroffheit, mit welcher die Dinge gesagt wurden; — man erkannte und erkennt jetzt noch allgemein an, daß niemals die Seiten des russischen Lebens mit solcher Treue, mit solcher unnachsichtlichen inneren Wahrheit gemalt worden seien. „Gogol,“ sagte ein Kritiker, „zog seine Glacéhandschuhe an, um mit zartem Finger die Wunden zu berühren — er schlägt oft mit der Bärentatze drein und wirft Regierung und Volk manche bittere Wahrheiten in's Gesicht. Er ist ein glühender Patriot, der sein Vaterland liebt mit dem ganzen brennenden Enthusiasmus des Italieners, wie mit der hartnäckigen Beständigkeit des Nordländers, aber diese Liebe macht ihn gegen die bestehenden Fehler nicht blind.“

Nun, meine Herren, lesen Sie diesen Roman der Wahrheit und sagen Sie sich dann, wer Recht hat, ich oder diejenigen, die mir widersprechen. Lesen Sie die ersten zwei Seiten. Der Held der Geschichte kommt in dem ersten Gasthof der Gouvernementsstadt N. an. Der Kellner führt ihn in sein Zimmer. „Das Zimmer,“ sagt Gogol, „war ganz in der gewöhnlichen nur zu wohlbekannten Art. Der Gasthof entfernte sich in keiner Weise von dem wohlbekannten Typus der Gasthöfe in den Gouvernementsstädten, wo der Reisende für zwei Rubel täglich ein ruhiges Zimmer mit Myriaden von Schaben haben kann, die wie Pflaumen aus allen Winkeln hervorgucken.“

Ich könnte Ihnen noch zwanzig ähnliche Stellen anführen, ziehe es aber vor, zu unserem Gegenstande zurückzukehren. Die naturwissenschaftliche Thatsache steht über der National-Eitelkeit, und wenn der Schweizer mit verbieten wollte, vom Schweizerbandwurm, der Cerole vom Sandfloh, der Italiener vom Floh und der Isländer vom Blasenbandwurm zu reden, weil ihr nationales Haben dabei stark creditirt ist, so bliebe am Ende nichts übrig, als gänzlich zu schweigen, wie viele politische Schriftsteller es zu Zeiten der Censur thaten.

Wichtiger wohl erscheint ein anderer Vorwurf. „Sie sind am Ende Ihrer Vorlesungen,“ sagte man mir, „Sie haben alle Insecten behandelt, warum sprechen Sie nicht von den

Netzflüglern (Neuropteren)?

Warum nicht, bei Gelegenheit der Schnaken, von den Wasserjungfern und Libellen, mit denen diese Thiere so viel Verwandtschaft besitzen?“

Ich gestehe, daß ich einigermaßen im Fehler bin; daß ich die Libellen wenigstens hätte erwähnen sollen. Aber ich fürchtete, in Weitläufigkeiten verwickelt zu werden, ich fürchtete, meinen Vorwurf nicht zu Ende führen, mein Versprechen nicht lösen zu können und,

Digitized by Google

wie man in dem Universitäts-Jargon zu sagen pflegt, einen „Schwanz“ zu lassen oder über die festgesetzte Zeit hinüber diese Vorlesungen ausdehnen zu müssen. Nun habe ich aber einen geheimen Schrecken vor Schwänzen dieser Art, zumal ich in meiner Vaterstadt Gießen einst erlebte, daß der Professor des römischen Erbrechts nicht nur einen Schwanz, sondern sogar einen „Schwanz vom Schwanz“ las, daß das Erbrecht sich wie eine ewige Krankheit bis in das dritte Semester hinüberspann und vielleicht noch heute nicht zu Ende gekommen wäre, wenn nicht die Studenten endlich mit Aufbieten jeder nur möglichen Energie erklärt hätten: „Jetzt sei es genug, und wenn die letzten Römer nicht mehr vor Ostern erben könnten, so möchten sie unbedrt zur Hölle fahren!“ Wer selbst an zwanzig Versen der Odyssee ein halbes Jahr seines Lebens bei dem langweiligsten Gymnasiallehrer gelaut und das Unglück seiner Studienfreunde genossen hat, die bei Pfannkuchen (so hieß der Schüe) ein Semester hindurch über einem einzigen Bvd von Habakuk oder Jesaias schwitzen mußten, der lernt heilsame Benutzung der Zeit und geht lieber über ein Capitel weg, wie der Hahn über die heißen Kohlen, als daß er wagte, sich allzutief in das wissenschaftliche Gestrüpp mit seinen Zuspürern zu verlieren.

Die Netzflügler, so wie sie jetzt in den meisten naturgeschichtlichen Handbüchern zusammengestellt werden, sind in der That durchaus keine natürliche Gruppe. Die Libellen (Libellula), Wasserjungfern (Agrion) und Schneider (Aeschna) haben allerdings mehr mit den Geradflüglern, als mit den übrigen Netzflüglern zu thun, zu welchen man sie gewöhnlich stellt. Denn sie haben zwar netzförmig gegitterte Flügel, aber keine vollkommene Verwandlung, obgleich ihre Larve im Wasser und das vollkommene Insect saft nur in der Luft lebt, und durch diesen Mangel des Puppenzustandes, sowie durch die Structur der Kauwerkzeuge stehen sie den Geradflüglern weit näher. Alle diese unechten Netzflügler, wie man sie genannt hat, sind kühne und flüchtige Räuber, deren Larven im Wasser von Gewürm, von andern Larven und selbst jungen Fischen leben, während die schnell und kräftig fliegenden vollkommenen Insecten Fliegen, Mücken, ja selbst Bienen und Hummeln im Fluge haschen und verzehren. Sie sind also weit eher nützlich, als schädlich, und mögen namentlich den Sumpfbewohnern durch Vertilgung unangenehmer Insecten einige Dienste leisten.

Unbedingt nützlich aber sind und einige echte Netzflügler, deren Larven sich von Insecten nähren und die durch die vollkommene Verwandlung sich sogleich von den Wasserjungfern unterscheiden.

Allen voran stehen hier die Florfliegen (Hemerobius), zierliche Fliegen mit vier glashellen Flügeln, welche trotz ihrer großen Flügel nur langsam flattern, überall auftreten und an die Unterseite der Blätter ihre kleinen Eier mittelst eines außerordentlich dünnen glashellen Stieles anheften. Ein solches Ei sieht etwa wie eine sehr feine, dünne Carlsbader Steckuadel aus, vergleichen man sich zum Aufspießen der kleinsten Insecten bedient. Die Larven, welche daraus hervorkriechen, sind eichlaft, lausförmig, nur mit längeren Hinterleibe und mit zwei langen, hakenartig gebogenen, spitzen Kinnladen versehen, welche der ganzen Länge nach von einem Canale durchbohrt sind, der sich in den Schlund öffnet. Meist sind die Larven in Maden oder auch in ihren eigenen Unrath, den sie sich auf den Rücken schieben, dicht eingehüllt, so daß sie keinen erfreulichen Anblick gewähren. Nichtsdestoweniger freut sich der Gartenliebhaber ihrer Thätigkeit, wegen deren Neaumur, der ihre Sitten studirte, sie Blattlauslöwen nannte. In der That schleichen sie auf den Blättern und unter den Blattläusen umher, die dessen kein Arg haben, schlagen plötzlich einem Opfer die Krallenkiefer in den Leib, saugen den Inhalt aus und werfen den Balg weg. So zerstören sie eine Menge von Blattläusen, in deren Vertilgung sie mit den Sonnenkäfern und Schwebfliegen wetteifern.

Unteressanter noch ist die Industrie des Ameisenlöwen (Myrmeleo), dessen lange, breitleibige Larve mit zwei durchbohrten Kieferzangen bewaffnet ist, welche fast eben so lang als der Körper des Thieres sind. „Das ist ein sonderbares Thierchen,“ sagte mir eines Tages ein Hausbesitzer, indem er mir die trichterförmigen Gruben zeigte, die im feinen Sande eines Weges hart an der Wand des Hauses in einer Reihe sich zeigten, so gestellt, daß der vorspringende Dachrand sie vor dem Regen schützte. „Ich habe sie lange beobachtet,“ sagte mir der gute Mann, „und weiß jetzt Alles, was sie treiben. Jetzt sitzen sie still während einiger Monate tief im Grunde ihres Trichters, aus dem nur die gefährlichen Klammerzangen hervorragen, und harren der Ameisen und anderer Thiere, die hinabstürzen. Die packen sie dann sogleich mit ihren Klammern, saugen sie aus und werfen den leeren Balg über den Rand des Trichters hinüber. Strauchetn dagegen die Thierchen nur an den abschüssigen Wänden ihres Trichters und suchen sich zu halten, so werfen sie ihnen wohl mit den Zangen ein Häufchen Sand an und bringen sie so zum Stürzen. Zerstöre ich ihnen ihre Trichter, so bauen sie in kurzer Zeit einen neuen, indem sie sich mit dem Hinterleibe mittelst kreisförmiger Bewegungen in den Sand einwühlen und denselben zu gleicher Zeit auf die Seite werfen.“ Soweit waren wohl alle Beobachtungen ganz richtig. Hinsichtlich des Verpuppens aber hatte mein Mann seltsame Begriffe, die sich vielleicht an Swedenborgianische Träumereien knüpfen, von denen er ein großer Freund war. „Wenn sie so ein paar Monate gesessen haben,“ sagte er mir, „so werden sie auffallend unruhig, kriechen aus ihren Trichtern hervor und laufen, so schnell sie mit ihren kurzen Beinen können, auf dem Sande hin und her. Von der ungewohnten Anstrengung gerathen sie dann über und über in Schweiß, und da dieser Schweiß klebrig ist, so hängen sich die Sandkörnchen dran und bilden endlich eine förmliche Hülle um das Thier, das dann gänzlich in die Erde schlüpft und sich in seinem ausgeschwitzten Cocon verpuppt.“

So ist es nun wohl nicht. Da der Ameisenlöwe andere Insecten nur aufsaugt und deren Säfte unmittelbar zur Ernährung seines Leibes verwendet, so würde ihm „die Natur den Ater nur zur Zierde“ gegeben haben, wie sich ein geistreicher Physiologe einmal ausdrückte, wenn nicht der für Nahrungsmittel unwesentlame Mastdarm zum Spinnorgane umgewandelt wäre. Der Ameisenlöwe spinnt sich also, nachdem er in der That eine Zeit lang unruhig umhergelaufen, um einen passenden Ort zu finden, ein eigenes Gewebe, in welches er Sandkörnchen verwebt und worin er die Verwandlung zum vollkommenen Insecte erwartet, die nächstes Frühjahr stattbat.

Doch ich beeile mich, der letzten, zahlreichen Ordnung, mit welcher wir noch zu thun haben, mich zuzuwenden. Es sind dies die

Fliegen oder Zweiflügler (Diptera).

Kaum ist es möglich, ein Insect, welches dieser Ordnung angehört, zu verkennen. Die zwei Flügel, welche mitten auf der Brust stehen, meistens groß und mächtig sind und hinter welchen als Rudimente der hinteren Flügel zwei kleine Schwunglöbchen sich finden, welche ganz die Form jener Schlagnetze besitzen, die man zum Federballspiele benutzt; der Saugrüssel, welcher gewöhnlich weich ist und einen dicken Rüsselkopf besitzt; die vollkommene Verwandlung aus fußlosen Larven, welche wir Maden zu nennen pflegen, charakterisiren alle der Ordnung angehörige Thiere so ausgiebig, daß bei genauerer Untersuchung keine Verwechslung möglich ist. Höchst eigenthümlich sind auch die Puppen, welche nur höchst selten, bei den Gallmücken z. B. so gemeißelt erschienen, daß die Organe des werdenden Insects daran sichtbar sind. Gewöhnlich haben sie die Form einer Tonne, einer Flasche oder einer Glasthräne und werden von der Haut der Larve selbst gebildet, welche eintrocknet und auf einen so kleinen Raum zusammenschnurrt, daß man beim Ausschlüpfen der Fliege kaum begreift, wie dieselbe in dem engen Tönchen Platz finden konnte.

Die Maden sind ekelhafte Thiere. Moder und Koth, faulender Stoff, stinkendes Sumpfwasser, Schleim und Eiter sind die Umgebungen, in welchen sie sich gefallen, und meistens erscheinen sie da in großen Massen, wo die faulige Verderbniß durch Witterungseinflüsse oder andere Verhältnisse überhand genommen hat. Die stehenden Sumpfgewässer brüten jene ungeheuren Schwärme von Schnaken, Griebelmücken und Stechmücken aus, welche ebenso die Tiefebenen der heißen Zone, wie die Torfmoore der Polargegenden fast unzugänglich machen. Die faulenden Pflanzenstoffe sind die Brutstätten für eine Unzahl von Mücken, deren Heer von unserer gewöhnlichen Stubenfliege angeführt wird.

Treu meinem Programme rede ich Ihnen hier nicht von denjenigen Fliegen, welche als Schmarotzer Thiere und Menschen beläftigen, nicht von den Bremsen (Tabanus), Stechfliegen (Stomoxys), Lausfliegen (Hippobosca), Schnaken (Culex) und Griebelmücken (Simulia), sowie den Flöhen, welche in der That ungeflügelte Fliegen sind, und die alle das Blut der

Digitized by Google

Menschen und der Thiere saugen, wobei die Weibchen namentlich durch ihre Virtuosität sich hervorthun sollen; auch nicht von den Dasselfliegen (Oestrus), welche ihre Eier an die Haut der Thiere legen und deren Larven in Eiterbeulen oder im Magen schmarotzen. Wir haben leider auf dem und zugewiesenen Felde noch der Feinde genug, welche uns manchen Schaden zufügen.

Die Gallmücken (Cecidomyia) sind gar kleine, weiche, meist schwärzliche Thierchen mit langen Fühlhörnern, an denen Haare in Wirteln gestellt sind, so daß sie etwa wie jene Bürsten aussehen, die man zum Putzen der Flaschen benutzt. Unschuldig genug sehen die Thierchen aus, und doch gehört zu ihnen die schreckliche Hessenfliege (C. destructor), von welcher man einst irriger Weise in Nordamerika glaubte, sie sei von den armen hessischen Soldaten, welche ihr gnädiger Landesvater über's Meer an die Schlachtbank gegen baares Geld verkaufte, mit dem Streb nach Amerika eingeschleppt worden. Die Made lebt im Innern der Weizenhalme, die sie innen ausbohrt und so höhlt, daß sie noch vor dem Ansetzen der Aehre umfallen und faulen. In Amerika, in England, in Ungarn sind ganze Ernten von dieser furchtbaren Made vernichtet worden, die meist nur von Zeit zu Zeit in größerer Menge auftritt.

Auf dem Birnbaume leben einige Gallmücken (C. nigra und piricola), die zugleich mit einer Trauermücke (Sciara pini) häufig den größten Theil der Birnenernte vernichten. Die Weibchen legen ihre Eier mittelst einer langen Legeröhre, die sie von außen einstechen, gewöhnlich mitten in die noch unentwickelten Blüthenknospen. Während die Blüthe sich entfaltet und die Frucht ansetzt, schlüpft die Made aus, die sich meist in der Nähe des Stiels einbohrt und sogleich nach dem Kernhause hinarbeitet, welches sie aushöhlt. Die kleinen Birnchen werden welk, schrumpfen ein, bekommen Risse und fallen endlich ab; die Maden gehen heraus, kriechen in die Erde und verpuppen sich, zuweilen selbst in den abgefallenen Birnen, wenn sie die Zeit nicht finden, dieselben zu verlassen. In manchen Jahren fallen fast sämmtliche Birnchen ab, und da die Mädchen klein und nicht sehr bemerklich sind, so giebt es kein anderes Mittel der Verheerung zu steuern, als die abgefallenen Birnchen sorgfältig zusammenzulesen und den Schweinen zu verfüttern, ehe die Maden Zeit haben, dieselben zu verlassen.

Unter den eigentlichen Fliegen, welche durch die Organisation ihrer Larven, dreigliedrigen, mit einer Borste versehenen Füßen unserer gewöhnlichen Stubenfliege ähnlich sehen, müssen wir besonders der Runkelfliege (Anthomyia conformis), der Zwiebelfliege (A. ceparum) und der Kohlfliege (A. brassicae) erwähnen. Die Made der ersteren höhlt die Blätter der Runkelrübe aus, indem sie das Grüne wegfrißt und nur die beiden Oberhäute stehen läßt; diejenige der Zwiebelfliege frißt die Zwiebeln gänzlich aus, so daß dieselben innen versaulen, während die Made der Kohlfliege in die Strunke der Kohlarten bohrt und diese ebenfalls zum Faulen bringt. Die unangenehmste aller dieser Fliegenarten aber ist wohl die Kirschenmade (Ortalis cerasi), welche so häufig in den Herzkirschen vorkommt. Es giebt wirklich Jahre, wo alle Herzkirschen madig und faul werden und wo man unter hunderten kaum eine findet, in welcher nicht eine ekelhafte gelblichweiße Made säße, welche das Fleisch aushöhlt, nachher sich zur Erde fallen läßt und in ein Tönnchen sich verwandelt, aus welchem die scheckige Fliege, die braune Querbinden auf den Flügeln trägt, im nächsten Frühjahre hervorbricht.

Auch der Käsefliege (Psophila casei) sollte ich hier noch erwähnen, da ihre feste, weißliche Made, welche wie eine Feder sich zusammenbiegt und Sprünge macht, von gar vielen Käsefreunden für ein Erzeugniß des fautenden Käses selbst und für einen Beweis der Vortrefflichkeit der Sorte angesehen wird. Es ist wohl nicht nöthig, diese irrige Ansicht zu widerlegen und nachzuweisen, daß die Eier, aus welchen diese Maden hervorgehen, von einer verhältnißmäßig kleinen, glänzend schwarzen, glatten Fliege, deren Fühler, Beine und Stirn rothbraun gefärbt sind, an den Käse gelegt werden. Eine gut schließende Glocke, die über den Käse gestülpt wird, verhindert durchaus das Eindringen der Fliege und demnach auch die Entwickelung der Made, welche durch ihren Unrath nur den Käse verunreinigt und folglich mit vollem Rechte ein schädliches Thier genannt werden kann.

Ich würde indeß der Ordnung der Fliegen Unrecht thun, wollte ich hier zum Schlusse nicht der nützlichen Thiere erwähnen, welche sie in sich schließt. Die Schnellfliegen (Tachina), welche den Stubenfliegen ziemlich ähnlich sehen, aber meistens noch größer und haariger sind, leisten uns nicht weniger bedeutende Dienste, als die Schlupfwespen, in Vertilgung von Raupen. Außerordentlich schnellen, schwirrenden Fluges schwärmen sie überall in Feld, Garten und Wald umher, legen ihre Eier auf die Haut der Raupen, die sie in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen, und besetzen so gewöhnlich eine große Anzahl jener schädlichen Fresser. Die Larve bohrt sich in die Raupe ein, frißt den Fettkörper derselben auf, verpuppt sich gewöhnlich in der Raupenhaut oder auch außerhalb derselben in einer glatten Tonne, aus der nach wenigen Tagen die Fliege ausschlüpft. Auch der Mordfliegen (Asilida) dürfen wir nicht vergessen, große Fliegen mit kurzem, wagrecht vorgestrecktem Rüssel und großen Flügeln, meist lebhaft gefärbt, welche auf andere Insecten, selbst Bienen, Jagd machen, die sie mit ihrem Rüssel durchstechen und aussaugen.

Am liebsten aber erwähne ich der Schwebfliegen (Syrphus), jener drohnenartigen, meist lebhaft gefärbten Fliegen mit dickem Kopfe und plattgedrücktem Hinterleib, welche Falken gleich lange an einem Orte in der Luft schweben, mit plötzlichem, pfeilschnellem Schusse ihre Stelle ändern, um von neuem über einem Blatte zu schweben, auf welches sie sich kaum niedergelassen, während sie ein meist rothgelb gefärbtes Eichen auf seine Fläche legen. Aus diesen Eiern schlüpfen nach kurzer Zeit schön gestreckte und gefärbte Maden hervor, welche beinahe die Form eines Blutegels haben, am hinteren, dickeren Körperende eine breite Saugscheibe besitzen und mit schnabelartigen Kiefern bewaffnet sind. Diese Maden, welche langsam, Blutegeln gleich, auf den Blättern umherschleichen, nähren sich einzig und allein von Blattläusen, und nichts kann unterhaltender sein, als ihnen bei ihrem Treiben zuzuschauen. Die Blattläuse stolpern und kriechen über ihre Feinde weg, die zusammengezogen mitten unter ihnen sitzen, als seien dieselben ganz ungefährlich. Die Made dehnt sich aus, tastet eine Zeitlang mit dem spitzen Kopfende umher, ergreift die erste beste Blattlaus mit ihren Kiefern, saugt sie aus, läßt den ausgesogenen Balg fallen, ruht eine Zeit lang und wählt sich dann ein anderes Opfer. So geht es den ganzen Tag fort, und die Larve wächst zusehends, während sich die Blattläuse in gleichem Maße vermindern. Die Tonne, in welcher die Made sich verpuppt, gleicht einer Elasthräne und springt an dem einen Ende mit einem Deckel auf. Da bei zureichender Nahrung die Maden äußerst rasch wachsen, der Puppenzustand aber nur vierzehn Tage dauert, so folgen sich mehrere Generationen dieser nützlichen Schwebfliegen in einem Sommer.

Wir sind somit an dem Schlusse dieser Vorlesungen angelangt, deren Raum leider zu beschränkt war, als daß ich mehr hätte thun können, als die Aufmerksamkeit auf eine Menge von Thatsachen zu lenken, welche die Wissenschaft auf diesem Felde kennen gelehrt hat. Wenn aber die Ernte, welche hier erzielt wurde, durch die Anstrengungen so vieler Männer, als eine ausgezeichnet reiche bezeichnet werden kann, so dürfen wir uns auf der andern Seite nicht verhehlen, daß noch unendlich viel zu thun und saft nirgends die Reihe der Beobachtungen vollständig abgeschlossen ist. Möge das Jeder im Auge behalten, der sich für die bekandelten Gegenstände interessirt, und je nach seinen Kräften dazu beitragen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und dadurch der Menschheit selbst einen Dienst zu leisten!

Blätter und Blüthen.

Englische Sabbathfeier. Vor wenigen Tagen hat Genf den dreihundertjährigen Gedenktag seiner Kirchenreform gefeiert. Calvin war indeß, wie die Geschichte zeigt, von nichts weniger als von dem milden versöhnenden Geiste, dem Geiste der Alles duldenden und Alles tragenden Liebe beseelt, welcher das Wesen des Christen und des Christenthums bildet oder – bilden soll, er war Zelot und Fanatiker im höchsten Grade, herrschsüchtig bis zur Tyrannei und intolerant bis zur Grausamkeit, nicht sparsam mit den Scheiterhaufen für Andersdenkende. Die Kirchenzucht und Sittenpolizei, denen er die Republik Genf unterwarf, weisen Gesetze auf, welche eben so gut mit Blut geschrieben sind, wie weitand die drakonischen.

Digitized by Google

Eine noch strengere Herrschaft über Geister und Gewissen übten aber, und bis auf die neuere Zeit hinab, die Puritaner in Schottland aus: dort wurde die Kirche, die Kirk, zu einem furchtbaren Tribunale, das alle Vergehen wider ihre willkürlichen Satzungen mit unerbittlicher Strenge ahndete. Als das verdammungswürdigste Verbrechen jedoch galt und gilt zum Theile noch heute, wie wir uns aus eigener längerer Erfahrung selbst zu überzeugen lattam Gelegenheit hatten, die Entweihung des Sonntags oder, wie der orthodoxe Schotte spricht, des Sabbaths. „Noch im verflossenen Jahrhundert", heißt es in einer aus vorliegendem englisch-schottischen Wochenblatte, „hielt der Kirchenrath Todtenwache für verdächtig und verhaftete, ja verbannte Den aus dem Lande, der auf Verlangen nicht ein Sitzengezogenh von seinen speciellen Gemeindeältesten produciren konnte, d. h. ein Zeugniß, daß er die vorschriebenen Sabbathgebräuche immer getreulich erfüllt habe. Besonders Wirthshausbesuchern waren in allen Kirchspielen ernannt, ebenso Männer, die während des Gottesdienstes durch die Straßen der Städte patrouilliren mußten, um streng darauf zu sehen, daß kein zum Stadt gelommener Landmann vor dem Schlusse der Nachmittagspredigt nach Hause zurückkehre, und um jede Entweihung des Sonntags sofort zur Anzeige zu bringen. Ja Spaziergänge am Montage waren unbedingt untersagt, da mit die Krauthexen sich durch den Gedanken an den ihnen bevorstehenden wichtigen Act nicht in ihrer Sonntagsandacht stören ließen." Aus einer langen Reihe von Strafsätzen, welche das gedachte Blatt nach den officiellen Kirchenordnungen mittheilt, wollen wir zum Ergötzen unserer Leser einige der bezeichnendsten anführen.

Zwei Knechte eines kleinen Gutsbesitzers wurden vor die Schranken des Kirchenvorstandes gefordert, weil sie am Sabbath einige Eimer Wasser geholt hatten. Sie wandten ein, daß das Wasser für ein krankes Kind bestimmt gewesen sei, trotzdem aber wurden sie förperlich gezüchtigt und aufgefordert jeder zu einer Buße von zwanzig Schillingen verurtheilt.

Wegen eines ähnlichen Vergehens mußte ein armes Weib vor den gefrorenen geistlichen Richtern erscheinen und wurde verurtheilt, zwei Sonntage nach einander im Büßergewande vor der Kirchthür zu stehen.

Um diese Profanation von vornherein unmöglich zu machen, ordnete in einer Gemeinde der Kirchenvorstand einen Büttel ab, der allsonntäglich die Runde durch den Ort zu gehen und jedes Gefäß zu confiscieren hatte, das dem sinnlichsüßen Trachen Nahrung zuführte.

In einer andern Gemeinde wurde ein Mann vor die geistliche Behörde citirt, nicht weil er seine Frau überhaupt gepriigelt, sondern weil er sie am Sabbath gepriigelt hatte. Ebenso mußte eine Frau vor das Tribunal, weil sie am Sonntag bestraften worden war, weil sie für ihre Ziege eine Hand voll armseligen Seegrases abschelte. Ohne Weiteres wurde sie zu dem Büßerstuhl gestellt, mußte darauf vom ersten Läuten an bis zur Oeffnung der Kirchenpforte vor der Thür des Gotteshauses knieen und schrieb schließlich von der Kanzel herab vor allem Volke von jenen Pfund Sterling, jeder Musiker und Tanzlehrer zum sechs Pfund Sterling gestraft werden sollte. Blos am Weihnachtstage, an die schottische Kirche überhaupt nicht feiert, und zum Neujahrsfeste waren Spiel und Tanz gestattet, aber, bei einer Strafe von fünf Pfund Sterling, auch nur bis zu 10 Uhr Abends.

Das ist das verlorene Paradies, nach dem die Klischeé's und Genossen mit wehmüthigem Blicke zurückschauen und zu dessen Herstellheit sie gern ihren bezüglichen Heerden verhelfen möchten!

Die Danebrogsfahne und ihre Geschichte. In dem Augenblicke, wo seitdem der 1852 erschienene Memoirenband Dänemarks an die Eidergrenze hoffentlich für immer am Boden liegt, muß es einer der ältesten europäischen Monarchien für ihren bisherigen Bestand der Todesstoß gegeben wird, mehr als verdient durch eidbrüchige Intrigue, die nach Jahrhunderten, durch brutale, jedes Recht und nationale Empfinden mit Füßen tretende Gebieterherrschaft, wie nach Jahrgehenden zählt, mag es lehrreich und interessant erscheinen, die Geschichte der alten, von den Dänen so oft pomphaft besungenen Danebrogsfahne an sich vorübergehen zu lassen. Durch mehrfache und bunte Wechselfälle des Geschickes an sich unterhaltend, giebt sie indem sich wunderbarerweise mit Gottesgericht-Aberglauben und dem großen Laster des dänischen Volkes, unsichtbaren oder selbst unsichtbaren Ereignissen ihrer Geschichte so lange debarrisch das Phantasiecolorit der Nationalcitelkeit zu verleihen, die sie selber auf die Echtheit und Ursprünglichkeit dieser Fabrung Stein und Bein zu schwören gezwungen sind.

Die berühmte alte Danebrogsfahne trin zuerst 1219 in der Geschichte auf, wo sie dem König Waldemar II., dem gefälliger Mit- und Nachrecht aber Sieger" genannt, von Papst Honorius ist. ein Kreuz von bevorstehenden Kreuzzug nach Ehstland zum Geschenke gemacht und hier zum ersten Male entfaltet wurde. Fast aber hätte sie schon zu Beginn ihrer Laufbahn die tödtliche Niederlage gesehen, denn als in der Nacht die kaum gelandeten Kreuzwohner des Landes einen Ueberfall auf das dänische Lager machten, stürzte Alles, der „siegreiche" König nicht minder als seine Unterthanen, in wilder Flucht von dannen, und einem flavischen Fürsten, dem Witlav von Rügen, blieb es vorbehalten, die Ehre des christlichen Herres zu retten, die sich die Dänen darauf bedauern, vor wem sie stehen, um dann endlich unter Besinnung ihrer großen Ueberzahl einen wirklichen und blutigen Sieg zu erringen. Schon damals, nicht minder durch den wundersüchtigen Geist der Zeit, als durch den Wunsch veranlaßt, dem slavischen Bajaßen die Ehre des Tages zu rauben, entstand die Legende, in den entscheidenden Augenblicke, als dem dänischen Heere die Blöße zwischen dem salzigen Wasser und dem feindlichen Eisen einzig blieb, sei plötzlich das schimmernde Banner mit dem weißen Kreuz im Purpurgrunde hernicdergefallen und habe die weichenden Völker neubegeistert zum Siege geführt. So brachte die Eiscleit einer reisbaren Volkes sein Nationalbanner in directe Verbindung mit dem Himmel und Gotte, wie heute das Gleichgemachte Europas, so damals das Interesse des Himmels selber an seine Existenz zu knüpfen, für heutigen kritischen Scharfblick nur in so fern erfolgreich, als die dänische Fahne, leitrem ihrer neuen Gestalt bieser himmlische Ursprung winbiert war, auf fast allen Schlachtfeldern fortan lieber nach kurzem Widerstande plötzlich kehrt machte, als daß sie durch festes Standhalten das sündliche Blutvergießen noch verlängert hätte.

Denn eigenthümlich und ein interessantes Beispiel von der Ironie, mit der die Weltgeschichte den Sitten und innerlich Unwohren zu peinigen liebt, ist es, daß sich eben mit dem Beginn des „Heldenthums" der Eroberung in die dänische Geschichte die bisher Sieg und Niederlage ziemlich gleichmäßig vertheilenden Kriege Dänemarks einen so entschieden unglücklichen Anzang zu nehmen anfangen. Gleich die beiden ersten großen Feldschlachten gegen slavische Barbaren-Kriegsschaaren, in denen der Danebrog die Schlachten leere führte, die Schlachten bei Wölln 1225 und bei Bornhöved 1227, endigten mit der gänzlichen Niederlage der dänischen Schaaren, und erzwangen die Befreiung Holsteins von dem verhaßten Joche, unter welches es ein Vierteljahrhundert vorher durch eine Verkettung von unglücklichen Umständen, besonders aber durch den verrätherischen Abfall fast seines ganzen Adels, gerathen war. Dann hat, nach der wenig unterbrochenen Waffenruhe eines Menschenalters, von Gerhard I. bis zu den letzten Schauenburgern hin, saft preußischer Zeit hindurch Holsteins unschuldigen Reichsfeld auf unabsehlichen Schlachtfeldern über den preußischen Waffen triumphirt, bis mit dem Jahre 1460 die Personalunion des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein mit der Krone Dänemark eintrat, dasselbe unselige Band, welches unbeliebte Thronen aufschlug und unverbesserliche Aristokraten innerhalb der Gesammtstaaten selbst wieder — Gott sei Dank! — zerbrach. Von da an ruhte der Streit, und der Danebrog sank seine weitere Geschichte, seine „Minderjährigkeit" hindurchthun, bis er im Jahre 1471 auf dem Brenneberge vor Stockholm dänischen Kriegern von schwedischen Bauern abgenommen wurde. Erst vierzehn Jahre darauf, als die durch unerhörte Thaten kriegerischen Muthes und wilder Grausamkeit weit verschrienene große sächsische Garde, bezwungen in dänischem Dienste 1497 auf ebendemselben Brenneberge die schwedischen Bauern, deren wilder Tapferkeit 26 Jahre vorher der Wüthe des dänischen Heeres und das alte Nebelhaupt an der Spitze gefallen waren, aber nur, um das wacker eroberte Banner drei Jahre spät auf dem Hemmingstedter Felde in Dithmarschen in schrecklich-voller Niederlage aufs Neue einzubüßen, 17. Februar 1500. Den da an war es für die Dänen verloren, denn als 1559 ein schleswig-holsteinisches Heer, dem nur wenige Dänen sich angeschlossen hatten, Dithmarschen erobert war, sei die Hauptziehe der Kriegsbeute, die alte Danebrogsfahne, dem Sieger in der „letzten Fehde", dem Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp, zu, und hat mit diesen Nachkommen, die durch König Friedrich's IV. Testate Ehrenzeit 1721 ihren Antheil an dem Herzogthume Schleswig verloren, die Ueberschleudung nach Kiel mitgemacht, wo sie auf dem Boden der Nicolaikirche den unbiskerlichen Bürgern zum Spotte gehalten ist. So verbiet es sich mit der Geschichte der alten Danebrogsfahne, die sich nach Ausweis „glaubwürdiger" dänischer Gewährsmänner „den nahmhaftesten Banniern der Weltgeschichte ebenbürtig anreihen darf"! Wie zweifelhaft es mit diesem Anspruche steht, haben wir gesehen, um so unzweifelhafter aber gebührt dem dänischen Volke das Lob, an Talent und Empfänglichkeit für derzeichen „patriotische Phantasiken" unter den europäischen Nationen einzig dazustehen.

C. W.

Zur Orthographie der niederdeutschen Eigennamen. Jetzt, wo Aller Augen nach dem Norden Deutschlands gerichtet sind, werden unsere Leser in Mittel- und Süddeutschland es uns nicht für gar zu kleinlich ansetzen, wenn wir sie auf eine sehr landsäumige Entstellung dieser namentlich geographischer Eigennamen im Sprachgebiete Niederdeutschlands aufmerksam machen. Es ist hier eine Inkonsequenz in unserer deutschen Sprache zu beseitigen, deren sich zwar selbst unser großer Schiller schuldig erweist, wenn er stottweg auf „Mosjös" seinen „langen Peter von Jydee" reimt, der aber jedenfalls preußischen Kalendern und amtlichen Bekanntmachungen noch schuldiger ist, wenn sie Ortschaften, die sich noch von Jahrmärkten zu Esp. Märi, Sütterwich, Straten u. s. w. und scheinen keine Abnung davon zu haben, daß diese Orte von ihren Bewohnern in dieser Schreibweise gar nicht wiedererkannt werden. Man merke also die einfache Regel, welche ihrigens Jeder in seiner deutschen Schulgrammatik von Heyse (1854, S. 42) nachschlagen kann, daß im Niederdeutschen die Dehnung aller Vocale nicht blos durch Verdoppelung derselben aber durch ein h, sondern auch durch ein zugefügtes e bezeichnet wird, was im Hochdeutschen nur bei i (Stier, Bier) üblich ist. Man schreibe also Straten, gesehen Straalen, nicht Ortschaften, Gerdeert, gleich Leopold, und Jydee stammen, wenn er auch dehhalb aufhören müsse, ein „Mosjö" zu sein.

Nicht zu übersehen! Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

(Schluß.)

„Ah, Emchen," fragte Herr Milten, „Du warst so lange mit der blassen Frau allein; zuerst im Wagen, dann hier. Was hat sie Dir Alles erzählt?"

„Nichts!" sagte Frau Milden.

„Ah, nichts? Sie sollte nicht ihr Herz gegen Dich geöffnet, ausgeschüttet haben?"

„Mit keinem Worte! Das zeigt eben die große, edle Seele dieser Frau. Sie war mit mir allein, mit mir und mit ihrem Herzen, das wahrhaftig schwerer zu tragen hat, als die Herzen Millionen anderer Menschen, die auch schwer genug leiden und dulden müssen — ich erfuhr es nachher, auf einmal, so vollständig; es schmetterte mich selbst nieder —. Sie erkannte die theilnehmende, die verschwiegene, die mütterliche Freundin in mir. Kein Wort der Anklage, kein Wort der Klage nur kam über ihre Lippen. Ich wußte nicht, ob ich mehr Mitleid oder mehr Bewunderung für die Frau haben solle."

„Und nachher, Emchen? Was war nachher geschehen?"

Frau Milken schwieg.

„Nachher, mein Kind? Hier? Als es Dir auf einmal klar wurde, was ihr Herz drücke? Wer war hier bei Euch gewesen?"

„Fragt mich jetzt nicht. Ich versprach ihr, zu schweigen."

Die Augen der Braut waren nicht mehr blos feucht, sie standen voll Thränen, und durch die Thränen las man darin die Angst ihres Herzens.

„Es ist mir so bang, Tante, als ob ein Unglück geschähe. Der Mann sah so entsetzlich aus, und auf seiner Stirne stand der Tod, der Mord. Ah, er muß ja so oft gegen die armen Menschen auf das Todesurtheil antragen und wird so nach und nach vertraut mit dem Tode. Tante, wie kann man einen Staatsanwalt heirathen? Aber laß uns gehen, laß uns ihnen folgen. Mir ist, als ob wir die Frau beschützen müßten!

Sie zog die Tante mit sich fort, und die Anderen folgten ihr. Es war ihnen Allen, als wenn die Angst des reinen Herzens des Mädchens weiter und klarer sähe, als sie es konnten.

Sie kehrten zu dem Gasthofe zurück, der oben auf dem Weißen Stein neben jener Stelle lag, auf welcher man die schönste Aussicht des Berges hatte. Die erste Frage der Braut war nach dem Staatsanwalt und seiner Frau. Sie waren dagewesen, berichtete ein Kellner; aber nur sehr kurze Zeit; dann hatten sie sich wieder entfernt.

„Abgereist?"

„Nein! Sie haben ihre Reisesachen zurückgelassen. Der Herr wünschte, noch erst die Sonne untergehen zu sehen. So gingen sie die Höhe dort hinauf."

„Und wohin von da weiter?"

„Ich weiß es nicht. Sie müssen auf der andern Seite weiter gegangen sein."

„Das ist sonderbar!" sagten die Reisenden sich ansehend.

Ein Mädchen des Hauses sah die bekümmerten, fast betroffenen Gesichter. Sie nahte sich der Frau Milden.

„Die Dame war sehr traurig, als sie gingen. Ich glaube, sie wollte nicht gern mit. Man sah ihr eine so eigene Angst an, und der Herr — ah, gnädige Frau, es wurde mir selbst angst, wenn ich ihn ansah. Ich wäre auch nicht mit ihm gegangen."

„Siehst Du, Tante?" sagte die Braut.

„Aber, Kinder," rief Herr Milten, „seid Ihr nicht thöricht? Wie sollte der Mann dazu kommen, so aus heiler Haut, für nichts und wider nichts zum Verbrecher zu werden?"

„Seine Leidenschaft," sagte der Domherr, „kann Alles auf sich nehmen und tragen, nur sich selbst nicht."

„Und," sagte die Braut, „warum ist er ein Staatsanwalt, der mit dem Leben der Menschen zu spielen gelernt hat? Gott stehe der armen Frau bei! Horch!" rief sie auf einmal, und sie wurde leichenblaß und zitterte wie Espenlaub.

„Was war das?" riefen sie Alle, und sie hatten Alle bleiche Gesichter, und ihnen Allen zi selte ein Beben durch die Glieder.

In einiger Entfernung waren zwei Schüsse gefallen, in jener Gegend, aus der sie vor wenigen Minuten gekommen waren.

4. Zwei Flüchtlinge.

Oben auf der spitzen Bergeskuppe lag zwischen dem alten Gemäuer ein einzelner Mensch. Er war bekleidet mit einer groben, grauen Leinwandjacke, wie sie die Sträflinge der Zuchthäuser und Festungen tragen. Seine Gesichtszüge, sein seingebauter Körper zeigten einen Mann der höhern Stände. Sein Gesicht sah blaß, angegriffen aus; die graue Jacke war mit Blut bedeckt. In dem angegriffenen Gesichte las man einen ungebeugten Muth, einen fast wilden Trotz. Den linken Arm trug der Mann in einer Binde. Sie war von weniger grober und weicher grauer Leinwand, jedenfalls aus dem Hemde des Flüchtlings hergestellt; sie war mit Blut bedeckt, wie die Jacke.

Der Mann blickte unmuthig um sich her. Der schönste Anblick, den das Gebirge zu bieten hatte, bot sich ihm da oben dar.

Digitized by Google

Die Steile Wand, der Kuppe gegenüber, lag noch tief unter ihm. Er sah weit über sie hinweg; er sah über alle Berge der Kette hinweg, in die endlose Ebene mit ihren Städten und Dörfern nach der einen, in Gebirge und Waldungen nach den andern Seiten. Aber die Mannigfaltigkeiten und Schönheiten der Natur waren für seinen Unmuth nicht da. Ihn beschäftigte etwas Anderes.

„Wo er bleiben mag! Er muß schon über eine Stunde fort sein. Die Sonne stand noch hoch, als er ging; jetzt wird sie schon bald untergehen. Er glaubte, in kurzer Zeit wieder da zu sein. Wenn ihm ein Unglück begegnet wäre, wenn er den Verfolgern in die Hände gefallen wäre! Teufel! Ich wäre mit ihm verloren. Mit dem verdammten Arme könnte ich mich nicht wehren. O, ich würde es dennoch. Lebend bringen sie mich in jene Löcher nicht zurück. Zuletzt bliebe das Grab da unten."

Er lag an der abschüssigsten Stelle des Berges; fast so steil, wie die Steile Wand ihm gegenüber, senkte von dem Gemäuer ab die Seite der Kuppe sich hinunter, in den tiefen, dunkeln Abgrund, der den Felsen und die Kuppe von einander trennte. Der Mann mit dem verwundeten Arm brauchte auf der Stelle, an der er lag, sich nur herumzuwerfen, um in die bodenlose Tiefe hinunterzustürzen.

In den Abgrund richteten sich seine Blicke.

„Es wäre ein tiefes Grab — nah, ein desto stilleres, ruhigeres. Es wäre sogar ein romantisches, ein so recht schauerlich romantisches, wie die Romantik der Gräber sein muß. Aber würden sie mir das lassen? Würden sie die Ruhe, den Frieden da unten mir gönnen? Dem Hochverräther? Es wäre ja ein ehrliches Begräbniß da unten. Wie darf ein Mensch ehrlich begraben werden, der die Throne hat umstürzen wollen, wie sie sagen?"

Es stieg Jemand langsam den Berg hinauf. Als man oben auf der Spitze seinen Schritt hören konnte, klatschte er leise in die Hände, um dem Verwundeten zu melden, wer komme. Ein paar Minuten nachher war er oben. Er war ein starker, schöner, blasser Mann mit regelmäßigen, vornehmen Gesichtszügen. Sein Wesen zeigte einen tiefen, melancholischen Ernst, gepaart zugleich mit Klarheit und Besonnenheit und mit einer ruhigen und um so festeren Entschlossenheit. Er war gekleidet wie ein wohlhabender Landmann. Einen ähnlichen Anzug hielt er über den Arm geschlagen. Seine Hände trugen Lebensmittel.

„Stärke Dich zuerst, Golzenbach," sagte er zu dem Verwundeten. „Dann leide ich Dich um."

„Wo warst Du so lange, Wartenburg?" fragte ihn der Graf Golzenbach.

„Ich traf nicht sofort die Leute, denen ich mich zeigen durfte."

„Und Du hast Alles?"

„Wie Du siehst."

„Auch Waffen?"

„Zwei Pistolen; mehr hatten sie, um nicht Aufsehen zu erregen, nicht anschaffen können."

„Gieb mir eine von ihnen, Wartenburg. Man kann nicht wissen, was kommt, und ich möchte mein Leben vertheidigen, so lange ich mich rühren kann, mit dem gesunden, wie mit dem gebrochenen Arme. Ist das Ding geladen?"

„Mit einer Kugel."

Herr von Wartenburg hatte zwei Pistolen hervorgezogen. Er übergab eines davon dem Grafen Golzenbach; das andere behielt er für sich.

„Waren schon Verfolger dagewesen?" fragte der Graf.

„Drei Gens'armen mit einem Officier sprengten vorbei. Ich sah sie selbst."

„Teufel, wenn die eine Ahnung davon gehabt hätten, daß ich hier oben war."

„Sie halten sie eben nicht."

„Wartenburg, weißt Du, wer sonst noch hier ist? Gerade jetzt?" „Wer wäre es?"

„Jener Elende! Unser Verfolger, unser Mörder! Der Staatsanwalt von Rachenberg! Hat je ein Mensch mit mehr Recht einen häßlichen Namen getragen?"

Herr von Wartenburg hatte die Nachricht schweigend aufgenommen.

„Wie, Wartenburg, Du geräthst nicht in Wuth?"

„Und warum?"

„Ueber die Nähe dieses Menschen, der so viel Unheil über uns gebracht hat!"

„Er that seine Schuldigkeit, Golzenbach. Er erfüllte die Pflicht seines Amtes, eine harte zwar —"

Der Verwundete fuhr auf, daß sein kranker Arm ihn schmerzte. „Pflicht? Schuldigkeit? So nennst Du den Haß, die Rache, die Verfolgungswuth dieses Menschen?"

„Laß uns davon schweigen, Freund," sagte Herr von Wartenburg. „Wir sind parteiisch gegen ihn."

„War er es nicht gegen uns?"

„Er mußte es sein; sein Amt verlangte es so. Und von seinem Amte verlangte es die Ruhe und Ordnung des Staates. Er mußte uns verfolgen, und wir dürfen somit kein Urtheil über ihn fällen. Auch nicht, wenn er in seinem Eifer weiter gegangen ist, als er hätte gehen sollen. Wo hätten wir stehen bleiben können, wenn wir seine Ankläger gewesen wären?"

Der Verwundete fuhr nicht wieder auf.

„Du magst Recht haben, Freund Wartenburg," sagte er. „Ich weiß es nicht. Du bist ein ruhiger, verständiger Mensch. Ich bin es nicht; ich kann, ich will es nicht sein. Ich weiß nur Eins: hätte ich den Burschen in diesem Augenblicke hier — Du hast mir die Waffe da gegeben — in dem Momente, da ich ihn sähe, säß' ihm die Kugel in der Brust."

„Du wolltest zum Mörder an ihm werden, Golzenbach?"

„Ist er nicht mein Mörder? Der Deine? Der Verderber so vieler edler Freunde?"

„Laß uns von etwas Anderem sprechen, Golzenbach."

„Und Du willst nicht einmal erfahren, wo und wie ich ihn gesehen habe?"

„Ich weiß es."

„Auch Du sahst ihn?"

„Nein, aber —"

„Aber?"

„Ich sah und sprach seine Frau."

Herr von Wartenburg sprach die Worte mit leiser, fast zitternder Stimme. Graf Golzenbach mußte ihn still ansehen. Der Trotz, die wilde Leidenschaft wichen aus seinem Gesichte. Man las darin Bewunderung für den Mann, mit dem er sprach.

„Reiche mir Deine Hand, Wartenburg," sagte er dann, und er drückte herzlich die Hand des Freundes. „Du bist eine edle Seele. Ich wollte, ich könnte es auch sein. Aber erzähle mir von der armen Frau. Vielleicht bessert es mich doch. Wo fandest Du sie? Was sprachst Du mit ihr?"

„Nachher, mein Freund," sagte Herr von Wartenburg, dem ein tiefer Schmerz die Brust zerwühlte. „Nur so viel laß mich jetzt Dir sagen: sie ist ein unglückliches Weib; nie sah ich ein unglücklicheres."

„Und sie wäre mit Dir so glücklich geworden," rief der Graf, „und Du mit ihr! Und — o, könnte ich doch dem Elenden den Hirnschädel zerschmettern!"

Und plötzlich fuhr der Verwundete noch einmal auf.

„Da ist er! Sieh, sieh! Und mit ihr!"

Sein Blick war nach der steilen Felsenwand auf der anderen Seite der Schlucht gefallen. Er starrte dorthin. Er konnte das Auge nicht abwenden. Das Auge glühte Haß, Rache, Zorn, Wuth. Er griff krampfhaft nach der Waffe, die er neben sich gelegt hatte.

Auch Herr von Wartenburg hatte hinsehen müssen. Er war überrascht worden. Dann stand er, wie von Angst, wie von tödtlichem Entsetzen ergriffen. An der Steilen Wand waren ein Herr und eine Dame erschienen. Die Flüchtlinge erkannten sie. Sie glaubten, trotz der Entfernung, die Züge der beiden blassen Gesichter zu unterscheiden, die finsteren des einen, die schmerzlichen des anderen. Und die Beiden standen so nahe an dem dunklen, bodenlosen Abgrunde; nicht neben einander, der Mann an der Seite der Frau, die Frau an dem Manne. Eine Bewegung des Einen, eine gegenseitige Berührung konnte den Anderen in die Tiefe stürzen; in der Tiefe war der sichere Tod. Herrn von Wartenburg hatte Entsetzen ergriffen. Selbst den Grafen Golzenbach schien ein Schauder zu durchjagen.

„Er ermordet sie!" rief er. „Er stürzt sie in den Abgrund."

„Bist Du wahnsinnig, Mensch?"

„Du denkst es selbst, Wartenburg. Du hast sie vorhin gesprochen, sagst Du?"

„Ich sprach sie."

„Und er hat es erfahren?"

Digitized by Google

„Vermuthlich!"

„Sicher! Warum wäre er nochmals hier? Jetzt mit ihr? Vordin war er ohne sie da, in anderer Gesellschaft. Er hat sich die Stelle besehen. Oder vielleicht warst Du unterdeß gerade bei ihr. War es so?"

„Es war so."

„Und als er zurückkam, erfuhr er es. Schon das Aussehen der Frau mußte es ihm entdecken. Ich kann es mir denken. Ich sehe die arme, blasse, bebende Frau. Die Wuth, der Wahnsinn seiner wilden Eifersucht ergriff ihn. Er konnte sie verbergen; er hat die volle Gewalt über sein Aeußeres. Er hat das Verderben, den Tod der Frau beschlossen. „Es ist so schön an der Steilen Wand," sagte er zu ihr laut, in Gegenwart der Anderen, mit denen er da gewesen war. „Schade, daß Du nicht mit da warst, mein Kind. Du mußt noch hin. Komm. Wenn Du eilst, so sehen wir noch gerade dort die Sonne untergehen; man kann keinen prachtvolleren Anblick haben.' — So lockte er sie hin. Zweifelst Du? Sieh, da geht gerade die Sonne unter. Und es ist in der That ein Prachtanblick, Wartenburg, und sie haben ihn auch da unten auf dem Felsen, und während die arme Frau in ihm versunken ist und den letzten verschwindenden Strahlen folgt, und dabei an ihre glücklichen Tage denkt, die auch verschwunden sind, schon so lange freilich und auf immer, da sacht die letzte Gluth der Sonne die wildeste Gluth in seinem Innern an, und — ein Ruck seiner Hand, und ein Schrei, und sie ist verschwunden —"

„Aber, Mensch, Du bist wahnsinnig — das Wundfieber!"

„Und sie ist verschwunden, sage ich Dir, und er sieht ihr mit den großen, glühenden Augen recht ruhig und genau und scharf nach, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich todt ist und nicht wieder herauf kommt, und wenn er davon überzeugt ist, dann fängt er an, sich die Haare auszureißen zu wollen, und erhebt ein Zetergeschrei, das Niemand hört, und ruft um Hülfe, zu der ihm kein Mensch kommt, und rennt zu seiner Gesellschaft zurück, und erzählt das entsetzliche Unglück, das ihm passirt ist — eine unvorsichtige Bewegung der Unglücklichen, und sie war hinuntergestürzt, ehe er sie retten konnte, ehe er es nur gesehen hatte. Und sie glauben ihm! er ist ja Oberstaatsanwalt; und wer will ihm beweisen, daß er der Mörder ist? Und — und sieh, Wartenburg, sieh!"

Er stand stumm. Sie standen Beide sprachlos, mit starrenden und erstarrten Augen. Die Sonne ging unter. Oben auf der Kuppe war der Anblick frei über den ganzen westlichen Horizont. Man sah die volle Pracht, in welcher der mächtige, glühende Körper immer tiefer sank, um dann ganz zu verschwinden. An der Steilen Wand war der Blick in die Ebene beschränkt. Man sah nur einen Fleck, einen schmalen Streifen von ihr, durch den schmalen Zwischenraum, den der vorspringende Felsen auf der einen und die noch weiter vorgeschobene Kuppe auf der anderen Seite bildeten. Und durch diesen schmalen Zwischenraum drangen auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, die letzten Strahlen der Sonne; hinten auf jenem schmalen Streifen sah man sie plötzlich aufblitzen, leuchten, glühen, nur einen Augenblick lang.

Es war ein wunderbarer Augenblick! Der Staatsanwalt und seine blasse Frau hatten fast unbeweglich neben einander gestanden. Ihre Mienen, ob sie mit einander gesprochen, hatte man auf der Kuppe in der Entfernung nicht unterscheiden können. Hatten sie den Untergang der Sonne, den reizenden Anblick, der sich ihnen noch darbieten sollte, erwartet? Oder hatte Anderes sie beschäftigt?

Auf einmal streckte der Mann die Hand, den Arm nach der Frau aus. Die Frau flog zurück von dem Rande des Abgrundes bis an die steile Wand des Felsens.

„Was war das?" rief Graf Golzenbach, „wollte der Bursch sie hinunterstoßen? Sie gewahrte es früh genug, sie entwich ihm. — Aber was ist denn das wieder? Er folgt ihr; sie weicht nicht mehr vor ihm zurück. Sie sieht ihn an. Sie sprechen mit einander, und sie hört ihm zu und antwortet ihm. Will er sie wieder zutraulich machen? Sie steht ruhig da. Sie steht sich sogar um, von ihm weg. Er braucht nur nach ihr zu langen; sie gewahrt es nicht. Und — heiliger Gott! — Aber wie kann ich den heiligen Gott zu dem Burschen rufen, zu dem nur der Teufel gehört? Und doch — und doch! Heiliger Gott, so stehe denn der armen Frau bei! — Der Mensch hat sie angefaßt! Er geht wieder an den Abgrund! Sie folgt ihm! Er zieht sie, schleppt sie! — Wartenburg, rufe, schreie. Rette das arme Weib! Wenn wir auch darüber zu Grunde gehen! Wenn der Elende auch nicht zum Mörder wird! Rufe ihm zu, daß er Zeugen hat. Ich kann es nicht. Mir versagt die Stimme."

Herrn von Wartenburg versagte die Stimme wohl nicht.

„Nein, nein!" sagte er aber, „Du siehst falsch, sprichst im Fieber."

„Und was sehe ich falsch?" rief der Andere, „hat er sie nicht gefaßt? Sieht er nicht mit ihr unmittelbar an dem Abgrunde? Sieht sie ihn nicht an? Und wie sollte sie ihn ansehen, wenn nicht bittend, bittend um ihr Leben? Und — ha, er läßt sie los! Er läßt den Arm sinken. Er tritt von ihr zurück. Aber er tritt wieder hinter sie. Er streckt den Arm wieder nach ihr aus! Sie beugt sich nach vorn herüber! Sie schwankt — sie — Heiliger Gott! — sie fällt — sie sinkt. Siehst Du sie noch, Wartenburg? Meinen Augen ist sie entschwunden. Aber ich glaube, der Wahnsinn blendet sie mir, faßt mich."

„Dich nicht!" sprach die bebende Stimme des Herrn von Wartenburg.

Der besonnene Mann stand unbeweglich leichenblaß; seine Augen starrten nach drüben, nach der Felsenwand, an der die unglückliche Frau nicht mehr zu sehen, in den Abgrund, in dem sie verschwunden war; wieder nach dem Felsen, an dem der finstere Mann ebenfalls leichenblaß und unbeweglich stand. Die Sonne war untergegangen.

„Dich nicht," wiederholte er tonlos. „Aber die Unglückliche war von ihm erfaßt."

„Die Todte? Die Ermordete?" rief der Andere.

„Todt ist sie —"

„Und gemordet!"

Herr von Wartenburg sah den Grafen an, als wenn er aus einem Traume erwache.

„Gemordet? Von wem?"

„Von dem Elenden — von ihrem eigenen Gatten!

„Nein, nein!"

„Mensch, habest Du nicht? Hattest Du keine Augen?"

„Aber nicht die Augen des Wahnsinns, mein Freund."

„Der Wahnsinn hat Dich ergriffen —"

Der leidenschaftliche Mann konnte nicht fortfahren. Die beiden Flüchtlinge hatten an alles Andere, aber nicht an sich, nicht an ihre Sicherheit, nicht an ihre Verfolgung gedacht. Dicht unter ihnen, in dem Gebüsch, das zu ihren Füßen die Bergkuppe bedeckte, war leises Geräusch laut geworden. Sie hatten es nicht gehört. Es war näher gekommen; die Blätter an den Zweigen der Sträucher hatten leise geraucht; auf dem Moose an dem Boden hatte es gescharrt; sie hatten es nicht wahrgenommen.

Zwei Bewaffnete, zwei Gensdarmen, standen vor ihnen, plötzlich, wie sagenhaft aus dem Berge, aus dem alten Gemäuer herausgewachsen. Sie standen an der Seite des Grafen Golzenbach. Er sah sie und griff nach dem Pistol, das er neben sich liegen hatte; er spannte den Hahn, sprang auf und zielte nach einem der Gensdarmen. Der Gensdarm zielte mit seiner Waffe nach ihm, drückte sie ab, war ihm zuvorgekommen. Der Graf Golzenbach fiel, durch den Schuß in die Brust getroffen. Das Blut spritzte aus der Wunde hoch auf.

Herr von Wartenburg hatte sein Pistol ergriffen, gespannt. Er drückte es ab auf einen der Gensdarmen. Der Schuß ging los; die Kugel riß dem Gensdarmen die Kopfbedeckung fort; der Mann stand unversehrt. Der Flüchtling wollte sich auf ihn werfen, auf die beiden Gensdarmen, den Freund zu befreien.

„Rette Dich, Wartenburg," rief der Graf. „Ich habe die Kugel in der Brust, ich sterbe."

Herr von Wartenburg wollte dennoch zuspringen. An der anderen Seite der Kuppe stiegen zwei andere Gensdarmen heraus. Er besann sich rasch. Zu retten, zu befreien war nichts mehr. Dem sterbenden Freunde die Augen zudrücken? Man hätte ihn nicht einmal zu ihm gelassen. Er flog den Berg hinunter. Schüsse fielen hinter ihm, trafen ihn nicht. Die Gensdarmen setzten ihm nach, erreichten ihn nicht.

5. Ein Blutzeuge und ein Hochverräther.

Es hatte schon angefangen zu dunkeln, als der Wagen der Reisegesellschaft angespannt vor dem Gasthause auf dem Weißen Stein hielt.

„Ob wir noch etwas warten?" sagte Herr Mitleid. „Es ist

mir so unheimlich. Ich möchte gerne Gewißheit haben. Lange können sie nicht mehr ausbleiben."

„Wenn sie zurückkommen, Onkel," sagte die Braut.

„Denkst Du denn immer noch an das Schlimmste, Kind? Du hast mir die Angst eingejagt."

„Hm, Onkel, wir haben sie Alle, und auch ohne mich."

Sie hatte Recht. Auch die Andern standen erwartungsvoll, gespannt, gedrückt; bereit zur Abreise und doch ohne Entschluß dazu. Sie waren in dem offenen Gärtchen, das sich vor dem Gasthause befand. In der Ferne tauchte aus dem Zwielicht eine Gestalt hervor.

„Der Staatsanwalt!" rief Herr Milden, der Alles zuerst sah.

„Und er kommt allein!"

„Ohne seine Frau!"

„Allmächtiger Gott, wo mag er die Frau gelassen haben!"

„Und er geht so langsam, so schwankend."

„Er sieht aus wie ein Mörder."

Der Oberstaatsanwalt von Rachenberg kam langsam mit schwankenden Schritten näher; sein Gesicht war geisterbleich. Er sah die Gesellschaft, ging aber an ihr vorüber dem Hause zu. Der Wirth begegnete ihm.

„Ist ein Richter hier in der Nähe?" fragte er den Mann.

„Das nächste Gericht ist eine Stunde von hier in der Stadt," wurde ihm geantwortet; „aber einer der Richter ist zufällig bei mir im Hause."

„Rufen Sie ihn her."

Der Wirth ging in das Haus, und der Staatsanwalt ging vor dem Hause auf und ab. Sein Schritt wurde rascher, fester, wieder langsamer. Der Wirth kam mit einem Herrn aus dem Hause. Er stellte den Herrn dem Staatsanwalt vor.

„Der Herr Stadtrichter!"

„Ich bin der Oberstaatsanwalt von Rachenberg, aus der Residenz," sagte der Staatsanwalt.

Der Stadtrichter verbeugte sich tief.

„Ich habe Ihnen ein entsetzliches Unglück anzuzeigen," fuhr der Staatsanwalt fort. „Es fordert Ihre sofortige amtliche Thätigkeit heraus. Ich machte mit meiner Frau einen Spaziergang zu der Steilen Wand. Wir wollten den Sonnenuntergang dort sehen. Der Fels ist schmal — Sie kennen ihn?"

„Ich kenne ihn, Herr Oberstaatsanwalt."

„Unmittelbar unter ihm öffnet sich ein tiefer felsiger Abgrund."

„Ich weiß es, Herr Oberstaatsanwalt."

„Meine Frau war unvorsichtig. Ich hatte nicht auf sie geachtet. Sie hatte sich zu weit vorgebeugt, das Gleichgewicht verloren. Ein entsetzlicher Angstschrei! Ich sah mich nach ihr um. Sie war hinuntergestürzt. Ich sah sie stürzen. Sie verschwand meinen Blicken."

Der Staatsanwalt hatte mit langsamer, gemessener fester Stimme gesprochen. Ein Schrei des Entsetzens drang hinter ihm aus der Reisegesellschaft hervor.

„Sie ist gemordet!" schrie die Braut auf.

Die Andern hatte das Entsetzen stumm gemacht. Der Staatsanwalt fuhr mit seiner ruhigen Stimme zu dem Richter fort:

„Ich horchte in die Tiefe hinein, ich vernahm keinen Laut. Die Unglückliche muß an einem Felsenstück zerschmettert sein, oder ihr Körper ist unten am Boden zerschmettert worden."

„So kann es nur sein," verbeugte sich der Richter.

„Sie werden die Leiche sofort müssen auffuchen lassen."

„Ich werde auf der Stelle die nöthigen Befehle dazu ertheilen."

„Sie werden dann noch heute Abend den Thatbestand feststellen müssen. Ich war allein. Außer mir war kein Zeuge weiter da. Sie werden nur mich zu vernehmen haben. Indeß, ah!" Er sah sich um nach der Reisegesellschaft. „Mit den Herrschaften waren meine Frau und ich hierhergekommen. Sie werden auch sie vernehmen müssen, über das, was sich zugetragen hat bis zu dem Augenblicke, da ich mich mit meiner Frau von ihnen trennte, um zu der Steilen Wand zu gehen."

Der Richter verbeugte sich.

„Ich schwöre, daß er sie gemordet hat," sagte die Braut.

„Mädchen, willst Du falsch schwören?"

„Können Sie das Gegentheil beschwören, Onkel?"

„Hm, es ist eine fatale Sache! Wir werden jetzt hier bleiben müssen."

Sie mußten es. Der Richter war an Herrn Milden herangetreten.

„Sie hörten, was ich mit dem Herrn Oberstaatsanwalt sprach."

„Wir haben es gehört."

„Und Sie sind bereit? Ihre Vernehmung ist nur eine Formalität, die bald abgemacht sein wird."

„Hm, es wäre doch die Frage," platzte Herr Milden heraus. „Wie, mein Herr?"

Der kleine, dicke Herr sah fast ängstlich seine Nichte an. Die Braut wollte vorreden, etwas sagen; sie hatte nicht den Muth; sie stand scheu. Der Richter stutzte. Es mochten ihm sonderbare Gedanken durch den Kopf gehen. Der hochstehende Oberstaatsanwalt, der, wie seinem wußte, bald noch höher gestellt, als Präsident sein Vorgesetzter, dann gar Chef der Justiz des ganzen Landes werden sollte, dieser strenge, unbeugsame Vertreter des Rechts, dieser als ebenso leidenschaftlich wie hart und mitleidlos verrufene und gefürchtete Verfolger der Verbrecher, dieser Schrecken aller Inquisiten — sollte jetzt auf einmal als Verbrecher in seine Hände fallen, sollte selbst Inquisit werden, sein, des untergeordneten Richters Inquisit! Es war ihm nicht wohl zu Muthe bei dem Gedanken. Er wandte sich mit seinem bedenklichen Gesichte zu dem Herrn von Rachenberg zurück. Der Staatsanwalt war am Hause stehen geblieben. Er mochte bald vernommen haben, was mit dem Richter gesprochen war. Das Andere erriet er aus dessen Geschichtszügen.

„Ich stehe, bis Sie Alles festgestellt haben, zu Ihrer Verfügung," sagte er zu dem Richter.

Er sprach es steif, aber mit einem gedrückten Stolze. Er wollte seine Gestalt aufrechten, sie faßt unwillkürlich zusammen.

„Darf ich bitten, daß wir uns sämmtlich in das Haus begeben?" sagte der Richter.

Er ging mit dem Staatsanwalt in den Gasthof. Die Anderen folgten. Er ließ sich besondere Zimmer anweisen. Dann ertheilte er Befehl zum Aufsuchen der Leiche und wollte nun zur sofortigen Vernehmung der Anwesenden schreiten. Mit dem Verhören des Staatsanwalts mußte er beginnen.

Herr von Rachenberg sah aus wie eine Leiche. Draußen im Zwielicht des Gartens hatte man es nur halb wahrnehmen können. Sein Gesicht war erfahl; die Züge waren verstört, verzerrt; die großen Augen hatten ihren Glanz verloren, sie starrten wie ein Paar erloschene Kohlen. Er hatte sich auf einen Stuhl setzen müssen; er saß da wie ein gebrochener Mann. Man konnte ihn ohne Schrecken, ohne Entsetzen nicht ansehen.

„Darf ich jetzt um Ihre Mittheilungen bitten?" sagte der Richter zu ihm.

Er wollte antworten, erzählen. Er vermochte es nicht. Alle seine Kräfte hatten ihn plötzlich verlassen, auch die Stimme, die Sprache. Er mußte sich ermannen, gewaltsam, aber nur auf einen Augenblick.

Der Officier der Gendarmen, der vorhin in dem Gehöfte mit ihm gesprochen hatte, trat in das Zimmer, wandte sich zu ihm.

„Herr Oberstaatsanwalt, meine Leute bringen die Leiche Ihrer Frau Gemahlin."

Er fuhr krampfhaft auf.

„Wo haben Sie sie gefunden?"

„In der Schlucht da hinten."

„Und wie, wie?"

„Die Gendarmen trafen auf die beiden Flüchtlinge aus der Festung. Von dem Einen erfuhren sie —"

Der Staatsanwalt sank in seinen Stuhl zurück. Seine Augen schlossen sich, er konnte nur mit dem Finger auf den Richter zeigen, daß das Weitere mit diesem zu verhandeln sei. Der Richter gab sich dem Officier zu erkennen. Er ordnete dann an, daß die Leiche hereingebracht werde. Zu seinem richterlichen Geschäfte gehörte es, sie von den Anwesenden, die die Todte gekannt hatten, anerkennen zu lassen. Die Unglückliche wurde gebracht. Körper und Gesicht waren zerschmettert. Sie war kaum wieder zu erkennen. Die Thränen derer, die sie gekannt hatten, empfingen sie, auch die Augen der Männer waren naß geworden. Der Staatsanwalt hatte die Augen wieder geöffnet. Er mußte sie fest, mit beiden Händen bedecken. Der Richter sah ihn befremdet, bedenklich, mit Schrecken an.

„Herr Oberstaatsanwalt, es ist die Leiche Ihrer Gattin!"

Der Staatsanwalt konnte sich nicht erheben, nicht den Blick zu der Todten wenden.

„Was wäre das, mein Herr?"

„Ich habe einen Zeugen mit hierher gebracht," sagte der Officier zu dem Richter.

Digitized by Google

In der Sacristei eines Franciskaner-Klosters am Ostermorgen.

Digitized by Google

„Wer ist es?"

„Der Eine der wiedererstandenen Flüchtlinge. Er will Auskunft über den Tod der Unglücklichen geben."

„Lassen Sie ihn hereinführen."

Der Officier verließ das Zimmer. Fieberhaft erregte Blicke folgten ihm. Mit wem sollte er zurückkehren? Mit dem Herrn von Wartenburg? Der Officier kam zurück. Zwei Gensdarmen folgten ihm. Ein schwer Verwundeter wurde von ihnen mehr getragen als geführt. Er sich kaum noch einem Lebenden; seine Brust röchelte. Nur der Staatsanwalt kannte diesen; er wagte nicht aufzublicken. Aber der Verwundete konnte mit Ruhe die Leiche ansehen, mit der Ruhe des Todes, der auch ihn schon angefaßt hatte. Er betrachtete die Todte. Die Brust röchelte ihm stärker. Er warf seine Blicke von der Leiche auf den Gatten der Todten. Eine wilde Gluth leuchtete in seinen Augen.

„Herr Oberstaatsanwalt!" rief er.

Ein Strom von Blut ergoß sich über seine Lippen. Er konnte nicht weiter sprechen. Er erholte sich.

„Ich soll hier einen Richter finden!" sagte er.

„Ich bin es," trat der Richter vor ihn.

„Herr Richter, ich klage jenen Mann, den Oberstaatsanwalt von Rachenberg, an, seine Gattin, diese arme Todte, gemordet zu haben. Ich war Zeuge der That."

Von Neuem quoll das Blut aus seinem Munde. In dem Zimmer war Keiner, den nicht das tiefste Entsetzen ergriffen hätte. Der Staatsanwalt wollte aufsprringen. Er vermochte es nicht. Er konnte nur mit dem erbfahlen Gesichte nach dem fürchterlichen Zeugen starren. Der Verwundete erholte sich noch einmal.

„Ihr Name?" fragte ihn der Richter.

„Graf Golzenfach."

Also nicht der Herr von Wartenburg? Las man auf den Gesichtern im Zimmer. Nicht der Nebenbuhler? Um so glaubwürdiger ist seine Aussage.

„Mein Herr," sagte der Richter zu dem Grafen, „ehe Sie weiter reden, bedenken Sie Eins. Sie scheinen schwer, vielleicht tödtlich verwundet. Das Zeugniß eines Sterbenden wiegt doppelt schwer."

„Ich weiß es," erwiderte der Graf, „und ich weiß, daß ich sterben muß, in der nächsten Minute. Ich fühle es. Jener Mann ist der Mörder dieser Frau. Er lockte, er zog sie an den Abgrund. Dann flehte sie noch um ihr Leben. Er stieß sie hinunter, unbarmherzig —"

„Mensch! Ungeheuer!" rief der Staatsanwalt.

Er war aufgesprungen, zu dem Verwundeten hin, zu dem entsetzlichen Blutzeugen. Zum dritten Male war das Blut über die Lippen des Verwundeten geströmt. Zum dritten Male erhebte er sich nicht. Die beiden Gensdarmen, die ihn hielten, hielten eine Leiche.

„Sie kennen das Recht," sagte der Richter zu dem Oberstaatsanwalt.

„Ich bin Ihr Gefangener!"

Indem der Oberstaatsanwalt von Rachenberg das sagte, konnte er sich stolz erheben.

Die Untersuchung gegen den Oberstaatsanwalt von Rachenberg wegen Gattenmordes war zu Ende geführt. An seiner Verurtheilung zweifelte Niemand. Seine große Eifersucht, sein leidenschaftlicher Charakter waren bekannt. Wie leicht konnte sie in einem Augenblicke heftiger Aufregung ihn ganz und gar bemeistern, zum Verbrecher machen! Nach den übereinstimmenden und völlig glaubwürdigen Zeugnissen der Reisegesellschaft hatte er in Folge jener mannigfach zusammentreffenden Ereignisse in einer solchen Aufregung sich befunden, daß Alle in ihrem Innern eine entsetzliche That von ihm gegen die unglückliche Frau geführchet hatten. Der Graf Golzenbach hatte die That als Augenzeuge bekundet, hatte sein Zeugniß mit seinem Tode besiegelt. Das Leugnen des Angeklagten, wie beharrlich und ruhig er es allen Zeugnissen und Vorhaltungen entgegensetzte, erschien nur um so frecher und verstockter.

Die Anklage war gegen ihn erhoben; der Termin zur öffentlichen Verhandlung vor den Geschworenen war angesetzt. Am Abende vor dem Tage war die Hauptstadt der Provinz, deren Schwurgericht das zuständige war, in großer Aufregung. Die Zeugen waren eingetroffen; mit den Zeugen viele Neugierige. Sie wollten der Verurtheilung beiwohnen. An eine Freisprechung dachte Niemand.

In der letzten Stunde des Abends hatte sich bei dem Präsidenten des Schwurgerichts noch ein Fremder melden lassen. Er habe in dem Processe wichtige Mittheilungen zu machen; er bitte, am nächsten Morgen als erster Zeuge vernommen zu werden; seinen Namen werde er morgen nennen.

Die Verhandlung des Schwurgerichts hatte begonnen. Der Angeklagte war bei dem Leugnen der That verblieben. Der Präsident verkündete, daß ein Zeuge, der sich nicht habe nennen wollen, sich gestellt und wichtige Ausschlüsse zu geben habe. Er befahl, den Zeugen einzuführen. Ein hoher, blasser Mann trat in den Saal. Tiefer Ernst, schwerer Gram lagen auf den edlen Zügen. Niemand im Saal kannte ihn, weder in dem Raume der Zuschauer, noch in dem des Gerichts. Doch zwei Augen hatten ihn erkannt, und sie füllten sich mit Entsetzen.

Der Angeklagte sichen vernichtet zu sein, als er den hohen Mann, das ernste, gramvolle Gesicht sah. Sein Stolz, seine Sicherheit hatten ihn mit einem Male verlassen. Er sank auf seinem Platze zusammen, als wenn er mit dem Blicke auf den fremden Zeugen sein Todesurtheil empfangen habe.

„Er giebt sich verloren," zischelte es in den Reihen der Zuhörer. „Das ist ein Zeuge seines Mordes, den er nicht geahnt hatte."

Die Richter dachten dasselbe; sie sprachen es nur nicht aus.

„Ihr Name?" fragte der Präsident den Fremden.

„Adalbert von Wartenburg!"

Adalbert von Wartenburg! Der Hochverräther! Der zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte, aus der Haft entsprungene, seinem vergeblich mit Steckbriefen verfolgte, in aller Gegend gesuchte Hochverräther! Das war vielleicht der erste Gedanke Aller, als sie den Namen hörten. Er war jetzt da; ein halbes Hundert von Gensdarmen, Gerichts- und Polizeidienern umgab ihn; man brauchte nur eine Hand an ihn zu legen, um ihn in seine lebenslängliche Haft zurückzuführen. Und er hatte sich selbst, völlig freiwillig, aus eigenem Antriebe überliefert.

Aber zu welchem Zwecke? Welches konnte das Motiv sein, das den Mann aus der sicheren Freiheit in die ewige Nacht der Gefangenschaft zurückgeführt hatte? Es war der zweite Gedanke, es war die heiße, brennende Frage Aller.

Aber konnte man noch fragen, wenn man die plötzlich zusammengefunkene, vernichtete Gestalt des Angeklagten ansah? Und wußte nicht Jeder im Saale, wie dieser nämliche Angeklagte früher der eifrige, strenge, der leidenschaftlich, fanatisch strenge Ankläger des Freiherrn von Wartenburg gewesen war, wie er diesen wegen Hochverraths verfolgt, und nicht geruht und alle Mittel, die ihm seine hohe Stellung, sein mit fast unbeschränkter Macht bekleidetes Amt als Staatsanwalt, gegen die Zeugen, gegen die Geschworenen, selbst gegen die Richter gab, in Bewegung gesetzt hatte, um die Verurtheilung des Verfolgten, der nun einmal sein Opfer sein sollte, herbeizuführen? Warum konnte denn dieser Verfolgte, dieser Verurtheilte jetzt zurückgekehrt sein, hier als Zeuge stehen, seine Freiheit, sein Leben zum Opfer bringen?

Ja, der Angeklagte ist verloren! Der Gattenmörder ist dem Schwerte des Scharfrichters verfallen. Er fühlt es selbst schon. Die Blicke, die leise gestüsterten Worte des ganzen Saales sprachen es aus.

„Zeuge von Wartenburg, was haben Sie auszusagen?" fragte der Präsident den Zeugen.

Die tiefste Stille fieberhafter Spannung wollte nicht den leisesten Ton der Antwort verlieren.

„Ich habe auszusagen," antwortete der Zeuge mit ruhiger, fester Stimme, „daß der Angeklagte unschuldig ist an dem Tode, dessen er bezichtigt wird. Seine edle Gattin ist nicht gemordet. Der Zufall, vielleicht eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, unter allen Umständen ein beklagenswerther Unfall, und nicht ein Verbrechen hat ihren Tod herbeigeführt. Ich war unmittelbarer Augenzeuge."

Der Angeklagte glaubte aus einem schweren Traume zu erwachen. Die Richter und die Zuhörer meinten wohl, von Gaukelbildern eines wundervaren Traumes umfangen zu sein.

„Erzählen Sie, Zeuge — auf Ihren Eid!" sagte der Präsident.

Digitized by Google

Und der Zeuge erzählte auf seinen Eid, Alles, was er und sein verstorbener Freund und Gefährte, der Graf Golzenbach, von jener Berg'uppe aus an der steilen Felsenwand gesehen, und wie er, der Zeuge, wohl den Zwiefpalt gewahrt, der zwischen den Gatten sich erhoben, die Vorwürfe des Mannes, den Gram, den Schmerz, die Verzweiflung der Frau, dann vielleicht vergebliche Betheurungen auf der einen, vergebliche Bitten auf der anderen Seite, dabei auf beiden Seiten nur der Gedanke, nur das Gefühl des schweren, tiefen, unheilbaren Unglücks, und in dem Gedanken und Gefühle das Vergessen alles Anderen, selbst der Todesgefahr, die seinen Fußbreit neu ihnen war, das Hineinstürzen in die Gefahr, der Fall der Frau, ihr Tod. — Das Alles hatte er, der Zeuge, mit seinen klaren, sicheren, durch seine Leidenschaft und durch kein Vorurtheil getrübten Augen gesehen. Und er erzählte auch, wie der Graf Golzenbach, eine weniger ruhige Natur, durch die Verfolgung und die Wunden doppelt aufgeregt, alle jene nämlichen Thatsachen ganz anders, in einem völlig entgegengesetzten Sinne aufgefaßt habe, habe auffassen müssen, und wie in Folge seiner zweiten Verwundung die Bilder seiner aufgeregten Phantasie mit jeder der wenigen Minuten bis zu seinem Tode sich mehr und mehr zur festen Gewißheit in seinem Innern gestaltet hatten und hatten gestalten müssen.

Das Zeugniß des Freiherrn von Wartenburg war übereugend, es enthielt die Freisprechung des Angeklagten. Es war nur noch eine Förmlichkeit, wenn die Geschworenen ihr Nichtschuldig aussprachen, der Präsident die Entbindung des Angeklagten von der Anklage und seine Freiheit verkünden mußte. Es geschah.

Die andern Zeugen hatten gleichfalls um der Förmlichkeit willen kurz noch vernommen werden müssen. Es waren die Reisegefährten des Staatsanwalts von Rachenberg und einer leidenschaftlichen Frau. Sie sahen den Herrn von Wartenburg, der, wie sie, bis zur Beendigung der Verhandlung in dem Zeugenraume verbleiben mußte. Frau Mildren sah ihn wieder. Bittere Thränen entströmten den Augen der edlen Frau, als sie den edlen Mann erkannte. Dann aber konnte kein Auge trocken bleiben, von dem einem Ende des Saales bis zum anderen.

„Herr von Wartenburg," mußte der Präsident des Gerichtshofes sich an den Mann wenden, der die erste Pflicht der Ehre und des Gewissens erfüllt hatte. „Sie sind wegen Hochverraths zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt?"

„Ja, Herr Präsident."

„Sie sind aus Ihrer Haft entwichen?"

„Es ist so!"

„Ich muß Sie verhaften und in Ihre Gefangenschaft zurückführen lassen."

„Ich wußte es!"

Und er ließ sich ruhig verhaften und in seinen Kerker zurückführen. Er war ein Hochverräther! Er war dennoch ein freier, ein edler Mann.

Und der Oberstaatsanwalt, der ihn dem Kerker überliefert hatte, mußte vernichtet und mit verhülltem Haupte den Sitzungssaal verlassen.

Der Ostermorgen in einem Franciskaner-Kloster.

Mit Abbildung.

Wo weilt das Glück? Wenn es eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit ist, daß in allen Lebenslagen der Friede des Herzens die unerläßliche Grundbedingung des Glückes bildet, so müssen gerade die friedlich stillen Klostermauern als ein freundliches Asyl erscheinen, diesen Frieden zu bewahren oder denselben, wenn er in den Kämpfen und Stürmen des Lebens verloren wurde, wieder zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden und werden die klösterlichen Hallen auch vielfach betrachtet, was um so weniger auffallen kann, da von den Dissonanzen, die auch in der abgeschlossenen Zelle das harmonische Gemüthsleben stören, selten ein Nachklang zu den Ohren der Menge dringt, und die einsamen Thränen und Seufzer meistentheils ohne Zeugen spurlos verwehen. So hat sich über die schweigsamen Klostermauern ein halb idyllischer, halb romantischer Nimbus gebreitet, der freilich vor den hellen Streiflichtern der modernen Lebensanschauung immer mehr erbleichen muß.

Daß die gewaltigsten und furchtbarsten innern Kämpfe auch diesen Räumen nicht fremd sind, dafür hat es nie an eindringlich.n Beweisen und hervorragenden Beispie.en gefehlt, von dem Tage, an welchem Savonarola unerschrocken den Scheiterhaufen bestieg, bis zu der verhängnißvollen Stunde, in welcher der gelehrte Benedictiner von Melk in den blauen Fluthen der Donau ein freiwilliges Grab fand — jener Mann, der die erhabenen Gestalten der größten Dichter aller Zeiten in sein einfaches Stubenzimmer bannte, der einen unserer bedeutendsten Dramatiker für die Bühne herandildete, und dessen dramaturgische Schriften unseren Theaterrichtern nicht genug empfohlen werden können, wenn die deutsche Bühne von dem kläglichen Zustande, in den sie gegenwärtig versunken ist, sich nochmal emporraffen soll.

Aber auch v.ele jener gewichtigen Katastrophen, welche einem ganzen Weltheil für Jahrhunderte ihr Gepräge aufgedrückt, sind von belch.idenen Klosterräumen ausgegangen, und wie durch eine Mönchskutten in früheren Tagen die classischen Studien gefördert und zur Grundlage auch der germanischen Bildung gemacht wurden, steht in jedem Schulbuche zu lesen.

Außerordentliche Institute haben aber nur in außerordentlichen Zeiten ihre Berechtigung; unter veränderten Verhältnissen verlieren sie ihre Bestimmung und Bedeutung. Die Wissenschaft ist über die klösterliche Pflege und Zucht längst hinausgewachsen, die Bildung dringt unaufhaltsam in immer weitere Kreise, und in allen civilisirten Ländern wird der Unterricht als eine der wichtigsten Aufgaben betrachtet, deren Lösung dem Staate selbst obliegt.

Derjenige Orden, der gegenwärtig in Baiern und Oesterreich, zumal in Tyrol, noch am weitesten verbreitet ist und besonders auf dem Lande auch noch eine ziemlich umfangreiche Wirksamkeit ausübt, ist der der Franciskaner. Ein Orden, dessen Grundelement strenge Bußübungen bilden, kann natürlich nicht dazu berufen sein, eine hervorragende Stelle in der politischen oder literar.schen Welt zu spielen. Die ehrwürdigen Patres mit den braunen Kutten haben sich daher auch nie von dem ehrgeizigen Streben verleiten lassen, in die Geschicke der Völker maßgebend und umgestaltend einzugreifen. Ihre Sphäre blieb fast ausschließlich der schlichte Kreis des Klosters und Landmannes. Hier fanden sie auch die offene Bereitwilligkeit, für geistlichen Trost und Zuspruch leibliche Nahrung zu bieten, auf die sie trotz der gebotenen Aceke doch jederzeit vorsorglich Bedacht nahmen, und die sie sich nach der strengen Satzung ihres Stifters durch Betteln oder Termiriren, wie der landesübliche und euphemistische Ausdruck für dieses Geschäft lautet, erwerben mußten.

Der mitte und freigebige Sinn gegen die Franciskanerklöster besteht bei dem tyrolischen Volke fast noch in ungeschwächter Kraft und Ausdauer. In den kleineren Orten und namentlich in den abgelegenen Ende'höfen wird der Zeitpunkt, wo die Klosterherren zur Collecte erscheinen, sogar immer als eine höchst willkommene Erscheinung begrüßt. Die Kinder freuen sich schon lange auf die bunten Heiligenbildchen, die sie bei dieser Gelegenheit erhalten, wofür sie dann dem hochwürdigen Herrn Pater dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand küssen müssen. Die Bäuerin hat so manchen kleinen Familienkummer auf dem Herzen, für den der fromme und erfahrene Pater Rath schaffen soll. Ist in Haus oder Stall etwas nicht recht geh.uer, so muß d.rselbe mit einer scharfen Benediction den dämonischen Unholden so hart auf den Leib rücken, bis sie, von deren Macht bezwungen, entzogt von dannen fahren. Der Bauer, zu dem in seiner einsamen Abgeschiedenheit nur selten ein leiser Nachklang der lauten Weltbändel dringt, läßt sich von dem Mönche berichten, wie draußen in den weiten Reichen die Völker auf einander schlagen; und nach und nach schleicht sich das ganze Hausgesinde herbei, um von der redseligen Weisheit des politisirenden und polemisirenden Peripatetikers auch ein Körnlein abzufangen. Der Bauer hat einen Krug vom Besten aus dem Keller geholt, um die sich allmählich trocken redende Zunge des Erzählers durch eine schmackhafte Ansfeuchtung noch gelänfiger zu machen, und dieser donnert nun in heiligem Eifer gegen die Verfunkenheit der Welt und die Verderbniß des Zeitalters los, daß seine Standrede nahezu die Expectorationen des Kapuziners in „Wallensteins Lager" erreicht, nur mit dem Unterschiede im Erfolge, daß ihm ein dank-

Digitized by Google

bareres Publicum lauscht als weiland seinem Collegen vor der rauhen Soldatesla des fatalistischen Friedländers.

Unterdessen hat sich der Klosterbruder, welcher den Pater als dienstthuender Famulus für die materiellen Zwecke der Geschäftsreise begleitet, mit der Hausfrau auf die Seite begeben, und diese bringt nun das Beste von Butter, Schmalz, Eiern, gedörrtem Obst, Mehl und Wein herbei; der Frater legt die neue Last auf den Rücken des schon reich bepackten Klosteresels, der sich die Zwischenzeit an der wohlbesetzten Pferdekrippe recht angenehm vertrieben hat und es sich nicht im Geringsten ansechten ließ, daß die edeln Thiere auf den grauen Eintrinkling mit stolzer Verachtung herabblickten. Nun spenden der Pater den Hausbewohnern für die reichen Gaben noch seinen Segen, und dann geht es weiter nach dem nächsten Hofe, wo der eben geschilderte Vorgang in gleicher Weise und mit gleichem Erfolge sich wiederholt.

Für zarter angelegte Naturen mag das Nehmen auf den Wege des Bettels zuerst wohl seine äußerst bedenkliche Seite bieten. Aber die Gewohnheit stumpft auch seinere Gemüther allmählich ab, und wenn der Bettel nicht nur ein Privilegium besitzt, sondern noch dazu als eine demüthige Herablassung erscheint, so kann man sich im Laufe der Zeit ganz gemüthlich mit ihm befreunden. Deshalb dürfen auch für den Franciskaner die Tage, wo er zum Terminiren hinausziehet, nicht als eine Zeit der Qual und der Buße, sondern vielmehr der Erholung und des Vergnügens betrachtet werden. Das freie Umherschweifen in den lieblichen Gebirgsthälern, die in dem lenzigen Schmucke der Blüthen, in der sommerlichen Pracht der Aehren, in der herbstlichen Fülle des Obstes und der Trauben und selbst unter der winterlichen Krystalldecke ein prachtvolles Landschaftsbild bieten, gewährt eine wohlthuende Abwechslung gegen die schmucklosen Wände der Zelle und gegen die trübe Einförmigkeit des Klosterhofes.

Nicht immer jedoch braucht das Kloster seine Abgesandten anziehen zu lassen, um die Nothdurft des Leibes auf Freund Langohrs geduldigem Rücken heimzuschleppen. Es giebt Zeiten, wo das Volk seine Gaben selbst herbeibringt. Dies ist namentlich am Ostermorgen der Fall, wo in den katholischen Kirchen eine feierliche Weihe über die Ostereier ausgesprochen wird, denen man in der Regel auch noch ein hübsches Stück Schinken, Milchkuchen, Meerrettig und Salz beilegt. Diese Gegenstände nennt man dann „das Geweihte", und dasselbe wird entweder ganz oder, wo die Ladung gar zu ergiebig wäre, wenigstens theilweise als Frühstück verzehrt. - Es erhält da, wie einst im Lager bei Arupfing, jedes Mitglied des Hausstandes ein Ei, während sich nicht selten der Hausvater oder auch sonst ein Mitglied des engeren Familienbundes den Antheil des braven Schweppermann zumißt.

Diese Sitte wird namentlich in Tyrol sorgfältig beobachtet. Jeder gute Tyroler ißt am Ostersonntag-Morgen sein „Geweihtes", und er würde es für eine Entheiligung des festlichen Tages halten, wenn er etwas Anderes in den Mund brächte, ehe er dasselbe genossen hat.

Es ist nun ganz natürlich und selbstverständlich, daß auch die Herren Patres und Fratres ihr Geweihtes erhalten müssen, und da spenden denn die besonders eifrigen Anhänger und Wohlthäter des Klosters die oben erwähnten Gaben in solcher Fülle, daß die Herren wochenlang tüchtig davon frühstücken können. Wie unser Bild einen kleinen Begriff davon giebt, ist an diesem Morgen die geräumige Sacristei der Klosterkirche dicht mit reichbeladenen Körben angefüllt, und in dem weiten Raume verbreitet sich ein eigenthümlicher Wohlgeruch, der den Klosterbewohnern würzig und verlockend in die Nase steigt, die sich denn auch den saftigen Schinken nach der vierzigtägigen Fastenzeit, in welcher ihnen der Genuß von Fleischspeisen untersagt ist, ganz vortrefflich schmecken lassen.

Der Ostertag ist überhaupt im Franciskanerkloster eines der willkommensten Feste. Der lange Winter, der in großen Städten die Gesellschaft zusammenführt und durch eine bunte Reihe von Zerstreuungen und Vergnügungen zusammenhält, bringt schon für kleinere Orte ein dumpfes und trübseliges Einerlei; um so mehr für ein von aller Welt abgeschiedenes Franciskaner-Hospiz, wo in der Regel die Vorbereitungen für eine tiefere geistige Anregung fehlen, wo zwischen den einzelnen Conventualen bei dem häufigen Ortswechsel, dem sie unterworfen sind, selten eine herzliche Vertraulichkeit, oft aber eine gegenseitige argwöhnische Beobachtung herrscht, und wo die Hauptbeschäftigung in mechanischen liturgischen Formeln, ascetischen Gebräuchen und contemplativem Hinddämmern besteht. Der Frühling bringt wenigstens wieder längere Tage; er erschliesst die Pforten zu Spaziergängen in der verjüngten Natur; er bringt Besuche und mit ihnen zerstreuende Kunde aus Nähe und Ferne; er öffnet in Bälde den Klostergarten mit der obligaten Kegelbahn.

Die Ostertage bilden für die Söhne des seraphischen Vaters auch Tage der Erholung, da die beiden vorhergehenden Wochen für sie so ziemlich die angestrengtesten des ganzen Jahres sind. Nämlich die Osterbeichte, der sich in Tyrol nicht leicht Jemand entziehen kann oder auch nur entziehen will, führt nicht nur große Schaaren des Landvolkes in die Beichtstühle der Klosterkirche, auch die Honorationen des nahen Städtchens oder Marktes tragen ihre Sündenpäckchen alljährlich regelmäßig zu den Franciskanern.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, tiefer in die Geheimnisse des Klosterlebens einzudringen oder die Gründe, welche für den Fortbestand, für die Umgestaltung oder etwa auch für die Aufhebung der Klöster sprechen, genauer zu untersuchen.

Wir wollen schließlich nur nochmals auf den im Anfange dieser Zeilen angeregten Gesichtspunkt zurückkommen. „Wo weilt das Glück?" ruft alle Welt, und wenn wir mit dieser schurzlichen Frage an die Klosterpforten klopfen, so wird uns auch hier eine verneinende oder doch wenigstens eine abweisende Antwort entgegentönen. Gewiß nur Wenigen hat ein wahrer innerer Drang und wirklicher unabweisbarer Beruf diese Pforten erschlossen. Unstare, gefühlserschwelgende Schwärmerei, bittere Erfahrungen und herbe Täuschungen eines Herzens, das sich nicht stark genug fühlt, weiteren Schlägen des Schicksals zu trotzen; Mangel an Kraft und Muth, sich nach fehlgeschlagenen und zertrümmerten Hoffnungen einen neuen Boden für eine freundliche Zukunft zu erkämpfen — das mögen wohl in den meisten Fällen die Motive sein, welche den Weg hinter diese Mauern gebahnt haben. Und dann bleibt immer noch zu bedenken, daß der Mensch nicht dazu geboren ist, um in stiller Abgeschlossenheit an den kleinen Freuden und Leiden des eigenen Herzens zu zehren, sondern daß er, und sei es auch nur in geringem Maße und in bescheidener Stellung, sich an der Aufgabe der Menschheit zu betheiligen hat, und daß er nur als werkthätiges Glied der menschlichen Gesellschaft dasjenige Maß des Glückes beanspruchen und erreichen kann, das dem Sterblichen hienieden überhaupt zugemessen ist.

W.

Bilder aus der kaufmännischen Welt.

Nr. 2. Im Bankiergeschäft.

Der Handel mit Geld! Das erscheint vielleicht Manchem lächerlich, denn für die meisten Menschen ist Geld eben nur das was es heißt — Geld. In der Geschäftswelt jedoch kommt dieser hochgeschätzte Artikel in so unendlich vielfachen Formen vor, daß sich eine ganz besondere Classe der Jünger Mercurs lediglich dem Geldhandel gewidmet hat. Es sind dies die Wechsler oder die Bankiers.

Das Geld ist anerkannt die bedeutendste Großmacht der Erde, und man kann deshalb eine wenn auch nur kleine Anzahl außerordentlich reicher Bankiers, deren Namen wir nicht erst zu nennen brauchen, immerhin als Steuergehülfen im Schiff der Weltgeschichte betrachten. Allein diese bevorzugten Würdenträger hüten sich wohl, ihre klingende Großmacht auf eigenes Risico gegen die Gewalt in das Feld zu führen, denn jene glänzenden, vollblütigen, gerüsteten Truppen fürchten den unmittelbaren Kampf mit der bewaffneten Macht, in welchem sie leichter verloren gehen würden, als sie verdient worden sind.

Kein anderer Zweig der kaufmännischen Geschäfte beansprucht eine so unausgesetzte Beobachtung der Verhältnisse, als das Bankiergeschäft. Die Waarenhändler und Fabrikanten werden zwar einwenden, daß auch sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Augenblickes und den einzelnen Conjuncturen widmen müssen,

Digitized by Google

wenn sie Geschäftsleute im wahren Sinne des Wortes sein wollen. Der Bankier ist jedoch gezwungen, die oft erst in ungewisser Ferne eintretenden Wirkungen der Zeitverhältnisse zu benutzen, um sein Capital gewinnbringend zu verwenden.

Der Gewinn, der dem Bankier erwächst, ist im Einzelnen betrachtet ein anscheinend sehr geringer, und es handelt sich dabei gewöhnlich nur um Bruchtheile von Procenten; dagegen ist aber auch der Umsatz im Vergleich zu den Waarengeschäften ein sehr bedeutender und belänft sich bei nur irgend renommirten Häusern leicht auf 50 bis 100 Millionen Thaler des Jahres. Der Bruttogewinn bei diesen Umsätzen erreicht im Durchschnitt kaum ein Viertel-Procent; von diesem Bruttoertrage sind jedoch wieder die Geschäftsspesen abzuziehen, welche ungefähr den dritten Theil des Bruttogewinnes ausmachen. Wenn also ein Bankierhaus einen jährlichen Umsatz von 50 Millionen Thalern erzielt, so ist der Bruttoertrag auf etwa 120,000 Thaler anzuschlagen, was nach Abzug der erwähnten Spesen einen Reingewinn von ungefähr 80,000 Thalern ergeben würde. Mag nun dies auch recht erklecklich erscheinen, so muß man anderseits bedenken, daß neben dem Risico auch ein sehr bedeutendes Capital erforderlich ist, um einen solchen Umsatz zu bewirken.

Für einen großen Theil der Fabrikanten und Waarenhändler ist der Bankier der hauptsächlichste Vermittler von Geld und Credit. Ein neues kaufmännisches Etablissement, welches beispielsweise mit einem Capitale von 10,000 Thalern begründet ist, würde diese Summe in den meisten Fällen jährlich nur einige Mal umsetzen können, wenn nicht die Hülfe des fremden Capitals in Anspruch genommen werden könnte, wodurch sich dann auch der Umsatz bedeutend vermehrt. Ein Fabrikant würde ohne diese Einrichtung meistentheils warten müssen, bis die Zahlungen für die gewöhnlich auch auf Credit verkauften Waaren eingegangen wären, ehe er auf's Neue arbeiten lassen könnte, und müßte er dann für die eingegangenen Gelder erst wieder die erforderlichen Rohstoffe beziehen, so ginge dadurch eine Menge Zeit verloren, die doch gerade in allen kaufmännischen Verhältnissen für ebenso werthvoll wie das Geld selbst angesehen wird.

Da tritt nun der Bankier vermittelnd ein; den sogenannten Blanco-Credit, welchen er seinen Kunden gewährt, benutzt er, indem er bis zu einem gewissen Betrage Wechsel auf das Bankhaus zieht, die er ohne Schwierigkeit für seine Zahlungen verwenden kann, und hierdurch gelingt es ihm, sich die Mittel zum ungestörten Betriebe seines Geschäftes zu verschaffen. Für solche Creditbewilligungen berechnet der Bankier außer den gewöhnlichen Zinsen durchschnittlich ½ Procent Provision, und nehmen wir an, daß ein Bankhaus, welches, wie oben bemerkt, 60 Millionen Thaler Umsatz macht, den sechsten Theil jener Summe im Contocorrentverkehr umschlägt, so würde schon hieraus ein Gewinn von 30,000 Thalern bleiben. Allein dieser Nutzen wird selbst bei der größten Vorsicht auch durch Verluste geschmälert, wenn in den Verhältnissen seiner Kunden rasch unvorhergesehene, nachtheilige Veränderungen eintreten; auch dann muß der Bankier die von ihm acceptirten Wechsel seines Kunden stets bezahlen, während letzterer bei ihm nur als einfacher Buchschuldner gilt.

Den bei weitem größten Theil des Bankier-Geschäftes umfaßt der Casса-Umsatz und der Verkehr in Wechseln und Actien oder Staatspapieren, welche dem Bankier von seinen Committenten entweder zum Verkauf übergeben, oder die von ihm bezogen werden. Bei diesen Operationen bleibt dem Bankier außer seiner Commission, die man durchschnittlich auf ⅛ Procent annehmen kann, mindestens noch ein weiteres ⅛ Procent dadurch, daß er, namentlich wenn er ein ausgedehntes Contocorrentgeschäft betreibt, an den ihm eingesandten Wechseln und Werthpapieren bei dem Wiederkauf (der Begebung) derselben verdient, wobei wir natürlich annehmen, daß der Bankier nicht speculiren will, sondern daß er die ihm eingesandten Papiere sofort verwerthet (realisirt).

Der Nutzen wird noch ansehnlicher, wenn der Bankier die bei ihm eingehenden Wechsel und Actien nach dem gebräuchlichen Ausdrucke „in sich verwendet"; das heißt: wenn er die von einem seiner Kunden zum Verkaufe eingesandten Werthsachen gleich wieder an einen andern seiner Kunden giebt, der ebenfalls beschafft hat, was täglich in einem größern Bankgeschäft vorkommt, da sich Begehr und Angebot stets begegnen. Um ein Beispiel anzuführen, wollen wir annehmen, daß A. dem Bankier 20,000 Mark Banko in Wechseln auf Hamburg zum Verkauf übergiebt, während zu gleicher Zeit B. 8000 und C. 12,000 Mark in deutschen Wechseln beschaffen. Der Bankier berechnet A. die Summe zum notirten Cours abzüglich 1 pro mille Courtage (Mäklergebühren) und übersendet nun die Wechsel an B. und C., denen er entweder jene Papiere ⅛ über den notirten Cours, oder doch mindestens zum notirten Cours zuzüglich 1 pro mille Courtage anrechnet. Er hat also auf diesen Posten zweimal Commission, zweimal Courtage und eventuell auch noch einen kleinen Courtsgewinn. Dasselbe Verhältniß findet bei dem Ein- und Verkauf von Actien statt, wobei der Bankier noch die Courtsschwankungen an der Börse für sich hat.

Ein wesentlicher Nutzen entsteht dem Bankier noch durch die Discontoverhältnisse, indem der Börsendisconto fast stets niedriger als der Bankdiscconto ist. Wäre nun zum Beispiel der Disconto der preußischen Bank $4^{1}/_{3}{}^{\prime}/_{0}$, so wird der Bankier die bei ihm eingehenden Wechsel auf Berlin abzüglich $4^{1}/_{2}{}^{0}/_{0}$ Disconto annehmen, während er solche ohne Schwierigkeit zum Börsendiscconto, der unter diesen Verhältnissen nur $4^{0}/_{0}$ oder noch weniger betragen würde, begeben kann.

Verschiedene Bankierhäuser betreiben das Contocorrentgeschäft nur wenig und widmen sich dafür dem Arbitrageverkehr, d. h. sie beziehen Wechsel, Geldsorten ꝛc. von andern Plätzen oder senden solche dahin, wenn sich durch Hervorsuchung und Benutzung aller möglichen Vortheile dabei ein Gewinn erzielen läßt. Der Nutzen ist bei diesen Operationen meistens ein geringer und beträgt nur selten über ½ Proc. Dagegen setzt der Arbitrageur das Capital weit öfter um und verdient dadurch in Summa ebensoviel, als der Contocorrentbankier; auch hat er, da er nur mit den feinsten Häusern arbeitet, nicht das Risico, welches jener durch seine Acceptverbindlichkeiten eingeht. Das Arbitragegeschäft ist allerdings auch weit mühsamer, verlangt ungemeine Aufmerksamkeit und viel Raffinement; ebenso erfordert es die genaueste Kenntniß der verschiedenen großen Wechselplätze, sorgfältiges Studium der Geldverhältnisse und eine sorgfältige Beobachtung der Tendenz für die verschiedenen Gattungen von Wechselvaluten.

Eine Arbitrage, welche vor nicht langer Zeit im großartigsten Maßstabe und mit vielem Erfolg betrieben wurde, war der Bezug von Silbergulden aus Oesterreich. Diese Geldsorte verschwand damals fast ganz aus dem Verkehr in Oesterreich und selbst heute noch dürfte sie zum größeren Theile im Auslande gefunden werden, wohin sie in jener Zeit massenhaft ausgeführt wurde. Diese für die Arbitrageure so gewinnreiche Operation wurde folgendermaßen bewerkstelligt. Die Zinscoupons der österreichischen Nationalanleihe werden in Wien in Silbergeld (meist Gulden) eingelöst; da nun aber von jenem Staatspapiere sich ein großer Theil auf auswärtigen Plätzen, besonders in Amsterdam, Frankfurt a. M., Berlin und einigen baierischen Städten befand, so kauften die Arbitrageure an genannten Orten die fälligen Zinscoupons zu einem Preise, der ungefähr $97^{1}/_{2}$ bis 98 Thaler für 150 Gulden gleichkam. Diese Coupons wurden nun nach Wien gesandt, an den Staatscassen gegen Silbergulden zum vollen Werthe umgetauscht und diese dann per Bahn an die betreffenden Arbitrageure in das Ausland befördert. Das Porto für die Coupons, die Verwechslungs- und Verpackungsspesen in Wien betrugen ungefähr ¼ Thaler für 150 Gulden, die Assecuranz auf das mit der Eisenbahn zu befördernde Silber etwa 2 bis 3 Silbergroschen für 150 Gulden und die Fracht von Wien bis zum Wohnort des Arbitrageurs ungefähr 10 Silbergroschen für dieselbe Summe, so daß bei einem Einkaufspreise von $97^{1}/_{4}$ Thaler für 150 Gulden Coupons, zuzüglich des Zinsverlustes, welchen die zu der Operation erforderlichen sechs bis acht Tage veranlaßten, die 150 Silbergulden auf etwa $98^{1}/_{2}$ Thaler zu stehen kamen, während man dafür in Frankfurt a. M., Leipzig und andern Orten ohne Schwierigkeit $99^{1}/_{2}$ bis $99^{3}/_{4}$ Thaler dafür erzielte. Bedenkt man nun, daß ein einziger größerer Arbitrageur jährlich mindestens 5 bis 6 Millionen Gulden derartigen Silbers aus Oesterreich exportirte, so wird man ermessen können, wie vortheilhaft diese Manipulation war. Bei 6 Millionen Gulden und nur 1 Procent Nettegewinn betrug letzterer 60,000 Gulden oder 40,000 Thaler!

Allerdings blieb diese Operation nicht lange so rentabel, da zu viele Arbitrageure sich derselben bemächtigten und der Preis der betreffenden Zinscoupons sich dadurch wesentlich steigerte. Seitdem in Oesterreich die Einkommensteuer mit 7 Procent bei den Coupons in Abzug gebracht wird und die österreichische Regierung der Ausfuhr des Silbers auch noch dadurch zu steuern sucht, daß

Digitized by Google

sie meist nur Viertelguldenstücke, die eine doppelt so theure Fracht verursachen, als die Guldenstücke, oft aber auch alte Zwanzigkreuzer, welche einen Verlust von 2 Procent ergeben, gegen Nationalanlehe-Coupons auszahlt, wird das eben beschriebene Geschäft nur wenig mehr betrieben.

Fragt man nun, wie jene kolossalen Summen so rasch Abnehmer fanden, so ist dies dadurch zu erklären, daß hauptsächlich die Besitzer von Fabriken oder anderer viele Arbeiter beschäftigender Unternehmungen die österreichischen Silbergulden von den Bankiers kauften und zur Bezahlung der Arbeitslöhne benutzten. Hierdurch drang nun auch diese Münzsorte so überaus rasch in das größere Publicum, und besonders in Sachsen ist noch jetzt die Menge der courirenden Silbergulden eine ganz außerordentliche. In Preußen konnten sie jedoch nur eine verhältnißmäßig weit geringere Verbreitung finden; das politische Mißtrauen schien sich in jener Zeit auch bis auf diese glänzenden Silberstücke zu erstrecken.

Nicht immer sind dagegen die hauptsächlich auf Zeitverhältnisse basirten Speculationen der Bankers von dem gehofften Erfolge gekrönt, wenn oft genug zerstört ein kleines politisches Ereigniß mit einem Schlage die großen Hoffnungen, welche den Speculirenden schon die Hand nach den winkenden goldenen Früchten ausstrecken ließen, und der gehoffte Gewinn verwandelt sich in bittern Verlust.

Aus diesem Grunde wollen wir uns auch nicht weiter über die Geheimnisse der Speculationen verbreiten, da dieselben doch für manche unserer Leser vielleicht etwas zu Verführerisches haben möchten. Für Leichtgläubige hat man übrigens durch ähnliche Schriften, wie „Der Speculant in der Westentasche“, oder „Die Kunst, durch Börsenspeculationen in vier Wochen ein Millionär zu werden“ und andere dergleichen hinreichend gesorgt. Wir wollen vielmehr jetzt nur noch versuchen, das äußere Leben und Treiben in einem Bankiergeschäfte zu beschreiben und besonders jene Leute betrachten, welche zur Vermittelung so bedeutender Geschäfte berufen sind. Zwar können wir heute unsern freundlichen Lesern nicht den Zutritt zu den berühmten Häusern jener im Anfange dieses Artikels angedeuteten Geldfürsten verschaffen, allein auch ein beschiedeneres Bankiergeschäft, d. h. ein solches, dessen jährlicher Umsatz fünfzig und mehr Millionen Thaler beträgt, bietet immerhin für den Wißbegierigen noch Reiz genug.

Welch ein Unterschied zeigt sich schon auf den ersten Blick zwischen den Geschäftslocalitäten der Waarenhändler und denen der Bankiers! Während dort Vorräthe aller Art in Massen aufgestapelt liegen und überdies noch außerhalb geräumige Niederlagen Waaren bergen, erstaunt der Uneingeweihte über die auffallende Leerheit, welche im Vergleiche zu jenen die Geschäftsräume der Wechsler darbieten. Eine große Anzahl von Pulten für die Angestellten des Comptoirs, dicke Bücher, hohe Stöße von Briefen, einige lange Zahltische und dahinter verschiedene feuerfeste Cassenschränke, in denen die Werthpapiere aufgespeichert sind — das ist der ganze Schmuck, wenn man nicht sagen will das Handwerkszeug der Bankiers. Aber die beim Zählen mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Hand in die andere gleitenden Gold- und Silbermünzen verursachen eine so verführerische Musik, daß wir diesem Sirenenklange nachgehen und den Geldwirbel der Agio-Charybdis in größerer Nähe betrachten wollen.

Wir treten in die geheimnißvollen Räume, in denen uns sogleich die Menge der einzelnen Abtheilungen auffällt. Der Chef des Hauses thront in einem abgesonderten Cabinet und empfängt hier die Meldungen seiner Untergebenen, prüft die ihm gemachten Vorschläge, bewilligt oder verweigert mit gleicher Ruhe Credit, oder ordnet neue, großartige Geschäfte an. Er empfängt gewöhnlich nur Personen, welche besonders wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen haben; für Geschäfte geringerer Bedeutung hat er Bevollmächtigte genug unter seinem Personale.

Es würde unrecht sein, wenn wir den ersten Herrn in seinen fünf-, sechs- oder siebenstelligen Zahlencombinationen stören wollten, und da unser Geschäft für heute hier überhaupt doch blos Neugierde betrifft, so ist der Empfang, der uns zu Theil werden könnte, auch noch zweifelhaft genug.

Am geeignetsten dürfte es deshalb wohl sein, wenn wir lieber gleich dem süßen Klange der unweit davon gezählt werdenden Thaler folgen, welcher unausgesetzt an unser Ohr schlägt. Dieser herrlich klingende Wegweiser führt uns zu dem Haupteassirer des Geschäfts, einem stillen, ernsten Mann, der so zu sagen wirklich bis über die Ohren im Golde sitzt. Oft genug hält er auf einmal hunderttausend Thaler oder mehr in Bedseln und Cassenanweisungen in seiner Hand, ohne dabei nur auf den Gedanken zu kommen, wie bedauerlich es ist, daß er das hübsche runde Sümmchen nicht sein nennen kann. So ist es aber im Leben auch überall: man gewöhnt sich bei täglicher Wiederholung ebensowohl an das Beneidenswerthe wie an das Abscheuerregende, und Niemand kennt die Resignation gründlicher, als ein solcher Haupteassirer.

Der Haupteassirer ist ein Mann von wahrhaft stoischer Ruhe, was Geldangelegenheiten betrifft, und keine Summe ist im Stande, ihn außer Fassung zu bringen. Weder der Klang des Goldes, noch der Anblick der so sauber gestellchenen, auf große Summen lautenden Cassenanweisungen kann ihn reizen; die mit 500 oder 1000 Thalern Silbergeld angefüllten Säcke, welche hinter ihm stehen, rücken gelegentlich blos mit einem leichten, verächtlichen Fußtritte bei Seite. Der Blick, welchen der Haupteassirer seiner sehr oft in Thätigkeit gesetzten Schnupftabaksdose zuwirft, ist ungleich gärtlicher als jener, den er über die seiner Obhut anvertrauten wohlgefüllten Cassenschränke gleiten läßt. So groß nun auch die Ruhe ist, welche der Oberaufseher der Geldvorräthe äußerlich sich angezignet hat, so ist doch unverkennbar sein Amt ein im hohen Grade angreifendes. Die durch lange Praxis erworbene Sicherheit schließt trotzdem eine gewisse innere Unruhe nie ganz aus, und es ist auffallend, daß gerade bei den uns so bedeutenden Cassengeschäften betrauten Männern mehr als bei anderen scheinbar noch mehr anstrengenden Functionen geistige Abspannungen vorkommen, die zuweilen einen bedenklichen Charakter annehmen. Nur wenige Menschen, die nicht jahrelang mit Geldgeschäften vertraut waren, möchten aber auch von einer sieberhaften Aufregung befreit bleiben, wenn sie das Amt eines solchen Haupteassirers zu verwalten hätten, der beispielsweise in jedem Jahre eine Summe von vielleicht vierzig Millionen Thalern durch seine Hände gehen sieht. Niemand aber wird wohl verlangen, daß unter solchen Verhältnissen die Zeiten der monatlichen oder halbmonatlichen Cassenabschlüsse auch den ruhigsten Cassirer nicht in eine gewisse Aufregung versetzen sollen.

Alle Gehilfen sind dem Haupteassirer einige Cassendiener (an einigen Orten auch sonderbarer Weise Markthelfer genannt) beigegeben, welche hauptsächlich die verschiedenen Münzsorten zu zählen, zu zählen und einzupacken haben. Dies sind erprobte, grundehrliche Männer, und obgleich auch sie innerhalb eines Jahres so manche Million nachzuzählen haben, so sind sie doch mit einem kräftigeren Nervensystem begabt, als der Haupteassirer, da ihr Leben durch das Aufstragen und Einfordern der Gelder an sich schon mehr Abwechselung bietet.

Eine kaum weniger anstrengende Stelle als der Haupteassirer bekleidet der zweite Cassenbeamte, welcher das Wechselgeschäft der verschiedenen Gehsorten, den sogenannten Handwechsel, im unmittelbaren Verkehr mit dem Publicum zu leiten hat. Die kleineren Summen, welche er einnimmt und auszieht, und die Schnelligkeit, womit dies geschieht, verlangt einen geübten Mann; aber Niemand würde zur Besetzung einer solchen Stelle sich weniger eignen als ein Numismatiker, der so oft unter der Masse der einlaufenden fremden Münzsorten Seltenheiten suchen und entdecken, dabei aber auch unausbleiblich manches Versehen machen würde. Unter den oben angeteuteten kleinen Summen darf man sich jedoch nicht etwa Bagatellbeträge vorstellen; der zweite Cassirer rechnet oft genug nach Tausenden, und der Umsatz an seiner Casse erreicht fast die Hälfte des Haupteassenumschlages in demjenigen Bankiergeschäft, von welchem wir hier sprechen.

Einen sonderbaren Gegensatz zu dem ruhigen Wesen der beiden Cassirer bildet der lebhafte Nachbar des letzterwähnten, ein Mann, der den Ein- und Verkauf der Actien, Staatspapiere ꝛc. unter sich hat. Bedenkt man nun, daß allein in den verschiedenen Eisenbahnen und industriellen Actienunternehmungen Deutschlands etwa 14 bis 1500 Millionen Thaler angelegt sind, so ergiebt sich allerdings für jenen Herrn ein reiches Feld der Thätigkeit. Es giebt aber wohl keine Eisenbahn der alten und nur wenige der neuen Welt, über welche er nicht auf der Stelle die umfassendste Auskunft zu geben wüßte. Die Abfahrts- und Ankunftsstunden der verschiedenen Eisenbahnzüge darf man freilich unter dieser Auskunft nicht verstehen, wohl aber weiß er über Zahl und Stand der Actien, über die betreffenden Dividenden und Prioritätsanleihen den genauesten Bericht zu erstatten. Seine Gewandtheit und sein

Digitized by Google

Gedächtniß sind gleich bewundernswürdig, und dabei hat er eine ganz eigenthümliche Gewohnheit, seine Berichte gewissermaßen zu illustriren. In der Rechten hält er nämlich fortwährend ein Stück Kreide, mit dem er wie zur Bekräftigung seiner Angaben alle in seiner Rede vorkommenden Ziffern mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Zähltisch schreibt, welcher sich zwischen ihm und den Kunden befindet. Wir sehen auf diese Weise wie durch Zauberei die sämmtlichen finanziellen Verhältnisse einer Eisenbahn in Zahlen vor uns klar werden, bis eben so rasch der immer bereitliegende angefeuchtete Schwamm den Zahlenbau von der Tischplatte entfernt, um anderen Zifferbewerben Platz zu machen.

Diese Art, eine Rede durch Zahlen zu unterstützen, verbunden mit der großen Geschäftskenntniß jenes Mannes, ist ebenso eigenthümlich als überzeugend. Er hat sich aber an sein Kreideziffernsystem so sehr gewöhnt, daß er fast niemals eine Zahl ausspricht, ohne sie auch sofort vor sich hinzuschreiben. Diese Gewohnheit macht sich sogar noch außerhalb des geschäftlichen Lebens geltend; wenn jener Finanzkundige in Freundeskreise und das Gespräch auf Actien kommt, so zeichnet er in Ermangelung der Geschäftskreide sicher die ausgesprochenen Zahlen wenigstens mit dem rechten Zeigefinger vor sich hin auf den Tisch. Würde er Nachts vor dem Einschlafen ein Stück schwarzer Kreide zur Hand nehmen, so müßte am nächsten Morgen bei seinem Erwachen das weiße Bett ebenfalls mit Zahlen bedeckt sein, denn ein so eifriger Geschäftsmann wie er träumt sicher allnächtlich von seinem Elemente, den Actien und Werthpapieren.

Denjenigen Theil des Geschäftes, wo die meisten Angestellten beschäftigt sind, das Comptoir, besuchen wir zuletzt. Ueber zwei Drittel des aus vierzig Mann bestehenden Geschäftspersonales finden wir hier. An einer Menge von Pulten sehen wir ältere und jüngere Herren, welche alle unausgesetzt rechnen und schreiben. Es herrscht hier eine musterhafte Ruhe und Ordnung. Früher, im goldenen Zeitalter der Gänsekiele, verursachten diese Schreibwerkzeuge wenigstens hier das jetzt so Vielen gänzlich unbekannte Geräusch, welches wir zuweilen noch in älteren Erzählungen beschrieben finden. Die Stahlfeder hat aber auch diesen hörbaren Beweis der Thätigkeit auf dem Felde geschlagen, denn sie gleitet lautlos über das Papier.

Hier, in dem Comptoir, ist es uns blos erlaubt, den Arbeitenden über die Schultern zuzuschauen, denn Niemand von ihnen möchte sich gern in seiner Thätigkeit stören lassen. Von dem Herrn Hauptbuchhalter aber müssen wir uns in ehrfurchtsvoller Entfernung halten, weil die langen Zahlenreihen, welche er in das „Soll" und „Haben" der dicken Bücher einträgt, von den Geschäftsgeheimnissen der Firma mehr verrathen würden, als wir wissen dürfen.

Ein traurig einförmiges Amt ist jenem Comptoiristen dort zugefallen, der nichts anderes zu thun hat, als die eingehenden Wechsel in ein hiezu bestimmtes Buch (das Wechselconto) einzutragen, und man wird wohl glauben, daß ihm seine Zeit zum Umschauen übrig bleibt, wenn man bedenkt, daß jährlich fünftausend sechshundert Stück Wechsel in solcher Weise genau eingetragen werden müssen.

Den übrigen Angestellten des Comptoirs fallen in wohlbereineter Eintheilung die verschiedensten Arbeiten vom Buchführen bis zum Copiren herab zu. Einen sehr wichtigen Zweig bildet der außerordentlich umfassende Briefwechsel des Geschäftes, und um nur einen annähernden Begriff der Thätigkeit eines ersten Correspondenten zu geben, genügt es wohl, wenn wir anführen, daß ein solcher, dem der wichtigste Theil des Briefwechsels zufällt, täglich zwanzig bis dreißig oft ziemlich umfangreiche Briefe zu schreiben hat. Nehmen wir nun an, daß jeder einzelne Brief durchschnittlich etwa eine Druckseite des gewöhnlichen Octavbuchformats einnehmen würde, so hat jener Correspondent in einem einzigen Jahre an zwanzig recht artige Bände zusammengeschrieben. Wie bleibt im Bergleich hierzu die Productivität der berüchtigsten Romanschriftsteller?

„Der Freund des Kaisers und des Volks."

Unter den Männern, welche Alexander II. von Rußland bei seinen großen, tiefeingreifenden Reorganisationen unerschütterlich zur Seite stehen, nimmt wohl der jetzige Generalgouverneur von Petersburg, Graf Suwarow, Fürst Italijski, eine der hervorragendsten Stellungen ein. Ein Blick von diesem Manne zu entwerfen, den man mit gutem Recht „den Freund des Kaisers, wie des Volks" nennt, wollen wir jetzt versuchen, soweit es das allerringst nur spärliche Material gestattet, das uns über den Charakter und das Wirken des Fürsten theils mündlich, theils schriftlich an die Hand gegeben wurde. Denn in gewisser Hinsicht hat auch das russische Reich seine große Mauer, die Alles hermetisch verschließt, was noch so schalos über die Grenze gehen dürfte, und selbst der im Ausland lebende Russe beichtet nur ungern auf unsere etwaigen Fragen über seine Fürsten, Staatsmänner oder über die inneren Zustände seines Vaterlands, am liebsten aber antwortet er mit einem officiellen Achselzucken. Naseweisen Fragen wie: „War Kaiser Nicolaus wirklich beliebt?" folgt regelmäßig ein Achselzucken — oder: „War er wirklich der große Mann, für den man ihn ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch hielt?" — abermals ein Achselzucken — oder man kommt auf die Auferziehung der Leibeigenschaft und bricht dabei in einen Lobgesang über den jetzigen Kaiser aus — so kann man immer noch eines Achselzuckens gewärtig sein, wenn man das Malheur hat, einem Altrussen gegenüber zu stehen. Eine vornehme russische Dame antwortete jüngst einem solchen vorwitzig Fragenden: „Das weiß ich nicht, mein Herr — ich weiß nur, wollen Sie einen Russen in Verlegenheit bringen, so müssen Sie mit ihm über Politik sprechen." —

Graf Alexander Arkadjewitsch Suwarow-Rymnikski, Fürst Italijski, ist der Enkel des ebenso berühmten als originellen Feldherrn der Kaiserin Katharina's II. und des Kaisers Paul, des Erstürmers von Ismail, des Siegers in Oberitalien (weshalb er auch den Beinamen „Italijski" erhielt), des „alten" Suwarow, dessen Mäßigkeit, Thätigkeit und Unbestechlichkeit noch jetzt als außerordentliche Charakterzüge vom russischen Volke angestaunt werden, dessen Lakonismus noch heute sprüchwörtlich ist, dessen echt Blücher'sches Losungswort aber: „Vorwärts und Sieg!" neben jenen Eigenschaften auch auf dem Schilde des jetzigen Gouverneurs von Petersburg als Wahlspruch steht und als ein theueres Erbtheil gehütet und gepflegt wird. Der Vater des Grafen Alexander war der russische Generaliissimenant Arkadij Suwarow, der, als er eine Division bei der Donaarmee unter Kutusow befehligte, im Rhynnik ertrank, und zwar an derselben Stelle, wo sein Vater seinen großen Sieg über die Türken erfochten hatte.

In der freien Schweiz, in Fellenberg's Institut zu Hofwyl, sollte der junge Fürst den ersten Grund zu seiner körperlichen und geistigen Entwickelung legen, was gleich günstig für die vorurtheilsfreie Gesinnung des Vaters, wie für die spätere Gesetbildung des Sohnes spricht. Auch die Universität Göttingen besuchte Suwarow und gedenkt so gern der seligen dort verlebten Zeit. Mit Stolz pflegte er häufig zu sagen: „Auch ich bin ja deutscher Student gewesen." Nach Ablauf dieser Studienzeit in sein Vaterland zurückgekehrt, trat er 1822 als Cornet in das Chevaliergarderegiment ein, welches kurze Zeit darauf als Verstärkung zur Armee im Kaukasus abgeht, wo er sich im Feldzuge gegen Persien durch raschen Ueberblick wie tollkühnen Muth so auszeichnet, daß er sich auf dem Schlachtfelde die Epauletten holt und, als Ueberbringer der Schlüssel von Ardebil, bei seinem Eintreffen in Petersburg zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt wird. Das Jahr 1831 führt ihn wieder in's Feld, indem er den polnischen Krieg im Hauptquartier des Marschalls Paskewitsch mitmacht, in dessen Auftrag er die Capitulation von Warschau unterhandelt und mit der Nachricht von diesem Ereignisse nach Petersburg eilt, wo er mit dem Oberstpatent belohnt wird. In der Folge mehrmals zu diplomatischen Missionen in deutschen Fürstenhäusern verwendet, später aber zum Generalmajor und Commandeur einer Grenadierbrigade ernannt, wird er 1845 mit der Untersuchung der unter den Truppen im Kaukasus eingerissenen Mißbräuche beauftragt, die ein strenges Gericht auf die Häupter der Schuldigen herabsogen. Es war dies eine der brillantesten Thaten des Fürsten, denn durch seinen Scharfblick und seine Energie deckte er einen der großartigsten Diebshähle eines Brigadiers am Solde der Soldaten auf, die nur in Folge der schndesten Behandlung, aus Verzweiflung, aufständisch geworden waren. Zum

Digitized by Google

Generaladjutanten des Kaisers erhoben, geht er 1847 mit einer ähnlichen Mission nach Kostroma, wo er einige Zeit als Militärgouverneur fungirt, bis er im Jahre 1848 den Posten eines Militärgouverneurs von Riga und Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen erhält, in welcher Stellung er das auf ihn gesetzte Vertrauen nach allen Seiten hin auf's Glänzendste rechtfertigte, und sich in gleichem Maße die Liebe der Bevölkerung erwirbt, trotzdem ein großer Theil derselben, der deutsche, von der damaligen Zeitströmung ebensalls ergriffen und fortgerissen wurde.

In dieser schwierigen Lage, einerseits inmitten deutscher Elemente, welche den größten Antagonismus gegen alle Russifikation hegten, andererseits durch die unabweisliche Verpflichtung gebunden, im Sinne und nach dem Willen der russischen Regierung zu handeln, gelang es ihm dennoch, diese Gegensätze zu vermitteln durch das Einzige, womit sich alle feindlichen Elemente überwinden lassen: durch Gerechtigkeit, Maß, wahre Menschlichkeit und Ehrfurcht vor dem Geiste jeder Nationalität. Was Suwarow für Riga durch die Niederwerfung der die Stadt früher einengenden Wälle, gegen die sich der Kaiser Nicolaus so lange gesträubt hatte, durch Begünstigung der Hafenbauten, durch Förderung der Gewerbthätigkeit ꝛc. gethan, das wissen die Rigenser am besten. Dieselben Eigenschaften bewährt er mit gleich glänzendem Erfolge in seiner jetzigen Stellung als Generalgouverneur von Petersburg, ein Amt, das er unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen übernahm, daß man sich kaum der Hoffnung hingeben durfte, im ganzen weiten Rußland einen Mann zu finden, der ihm gewachsen wäre. Er hat es verstanden, in einer Epoche wilder Gährung, wie sie kaum jemals wiederkehren dürfte, den Erwartungen aller Betheiligten zu entsprechen, und sich eine Popularität zu erwerben, die nur mit dem Namen eines russischen Gouverneurs zu vereinden, als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen mußte; denn das Wort Popularität stand ebensowenig wie das Wort Humanität in den Wörterbuche der meisten seiner Vorgänger, welche die starre Gewaltherrschaft ihres „vergötterten" Nicolaus als das einzige richtige Regierungssystem erkannten und daher jede neue Wendung der Dinge, mochte sie selbst von dem milden Nachfolger des „Vergötterten" kommen, mit Argusaugen betrachteten. Den Gnadenmanifestationen Alexander's II. grollte der gesammte nationale Adel (an dessen Spitze die Grafen Adlerberg stehen, die Häupter der russischen Camarilla) nicht minder, als den gleichzeitigen kaiserlichen Kundgebungen, „von nun an vorzugsweise die socialen und materiellen Zustände der niederen Volksclassen zu verbessern" — Alles, was mit der neuen Aera auftauchte, erschien ihnen als ein schnöder Angriff auf ihre unantastbaren Vorrechte, als ein Umsturz ihrer heiligsten Traditionen. Und wenn dieser schlecht verhaltene Groll hier und da sich selbst gegen die Person des Herrn zu richten wagte, um wieviel schärfer mußte er nicht gegen den Diener hervortreten, der offen und aus Ueberzeugung den neuen Maximen huldigt, indem ihre Grundzüge, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, ihm bei all seinen Handlungen als leitende Richtschnur dienen.

So sehen wir Fürst Suwarow bei Ausübung seines Amtes auf einer Seite beargwohnt und Schritt bei Schritt gehemmt von jener Partei, die durch alte verrostete Ueberlieferungen ihre vermeintlichen Vorrechte geltend zu machen sucht, die in ihren geheimsten Stunden noch gern von der Restauration eines Streltzenthums träumen mag und deren größter Ruhm darin besteht, die „altrussische" Partei zu heißen, während auf der andern Seite das Volk und alle Freunde des fortschreitenden Rußlands ihn wie einen Vater betrachten, der das Glück seiner Kinder sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, unter der Devise: „Vorwärts und Sieg!" Sein Freund aber, der Kaiser Alexander, dem die Wohlfahrt seines Volkes mehr am Herzen liegt, als zweideutiger Schlachtenruhm, oder den Herrn und Protector des übrigen Europa zu spielen, der sehr gut weiß, daß die Schienenwege, die jetzt sein Reich durchziehen, mächtigere Hebel der Civilisation sind, als Kriegsgeschrei und Schwertergerassel, der sich durch Aufhebung der Leibeigenschaft eine Krone aufsetzte, wie sie nie zuvor das Haupt eines Czaren schmückte — Alexander steht ihm als mächtiger Schirmherr zur Seite, um zu unterstützen, zu vermitteln, niederzuschlagen, oder auch, erheischen es Würde und Nothwendigkeit, zu bekämpfen, und wäre es mit eiserner Faust.

In dem ergreifenden Drama „Nur eine Seele" hat der bekannte Verfasser den Typus jener orthodoxen, altrussischen Partei in der Gestalt des „Fürsten Michel" auf's Vollendetste personificirt. Mit einem ingrimmigen Fluche über die neue Aera sehen wir da, zu nicht geringer Genugthuung und unter dem Beifall des Publicums, den alten moskowitischen Bojaren die Segel streichen. Ein ähnliches ohnmächtiges Fluchen und Fußstampfen mag auch jetzt von manchem russischen Großen auf der Bühne des Lebens gehört werden, doch es verstirbt im Rauschen der Zeit und unter dem Lächeln des Publicums.

Die Machtstellung eines General-Gouverneurs von Petersburg ist beinahe unumschränkter Natur, obwohl der Verfassung nach in administrativen Dingen der General-Gouverneur dem Minister des Innern — gegenwärtig Walujew — untergeordnet ist; nur in außerordentlichen Fällen behält sich der Kaiser seine höchste Entscheidung vor. Der persönliche Character eines solchen Mannes ist demnach ein hochwichtiger Factor, indem von ihm das Wohl und Wehe einer ganzen Bevölkerung abhängt. Civil- und Militärsachen unterstehen seinem Gouvernement, und vom letzten Krämer bis zum Millionär, vom Muschik bis zum höchsten Staatsbeamten, vom gemeinen Soldaten bis zum General, von Künstlern, Gelehrten und von Frauen aller Stände ist allwöchentlich an bestimmten Tagen sein Audienzzimmer geöffnet, um Bittschriften zu überreichen, Beschwerden anzubringen oder sich in Danksagungen zu ergehen. Alles dies wird vom Generalgouverneur rasch entgegengenommen und mit lakonischer Kürze beantwortet, denn Zeit ist auch ihm Geld und der betreffende Entscheid erfolgt in den meisten Fällen auf der Stelle. Eine solche Audienz bei Suwarow wollen wir in ihren Hauptmomenten zu schildern versuchen; ueben ihrem freundartigen Gepräge dürfte sie noch das besondere Interesse für sich haben, den persönlichen Character des Fürsten in seinen prägnantesten Zügen zu veranschaulichen.

Die Treppen, Gänge und Vorsäle des Gouvernementspalastes sind schon von frühem Morgen an gefüllt. Goldstrotzende Uniformen mischen sich mit Kaftans, elegante Frauentoiletten mit groben Leinwandkitteln, Sutterphysiognomien mit wettergebräunten Köpfen, modisch gepflegte Bärte mit struppigen, die einem Urwalde gleichen. Alle Dialekte, alle Jargons sind hier vertreten, die verschiedensten Sitten und Gebräuche begegnen sich — Aller Ziel ist aber ein gemeinsames: „beim Suwarow vorzukommen" — „den Suwarow zu sprechen" — „endlich vom Suwarow Recht zu bekommen!" Nach hartnäckigem Drängen bis zum Audienzzimmer gelangt, sehen wir durch eine unächtige, effectmäßige Fülle gleichthüre, die militärisch besetzt ist, einen Mann in Generalsuniform, groß und schlank von Gestalt, sich leicht an einen Tisch lehnend. Sein Blick ist sanft, der ganze Ausdruck seines Gesichts wohlwollend, sein Wesen hat nichts von der übelangebrachten Brüskerie, wie sie leider so vielen Machthabern eigen, es trägt vielmehr jenes vornehme Sichgehenlassen an sich, das den Mann von Würde und Selbstgefühl charakterisirt. Dies ist Fürst Suwarow, den der unparteiische Ruf seiner Landsleute als einen der ersten Männer in der Umgebung des Kaisers, als einen strengen, unbestechlichen Vertreter des Rechts, als einen wahren Freund des Volks bezeichnet.

„Iwan Dmitriewitch Uschakow!" ruft der Ordonnanzoffizier. Eine altersgekrümmte Gestalt tritt aus der Menge, neigt sich bald bis zur Erde, murmelt unverständliche Worte und will den Rockzipfel des Fürsten küssen. Dieser wehrt es unwillig lächelnd ab und spricht in gütigem Tone: „Lauter, Alterchen, ich verstehe Dich nicht." — Aber immer noch daftelbe unverständliche Murmeln des alten Mannes, wobei er heftig mit den Händen gestikulirt. Der Fürst beugt sich mehr und mehr zum Supplicanten herab: „So?" fährt er fort, „das ist schlimm — und er will nicht — was, er will nicht?! Wie heißt der Schuft? — Aha!" zum Secretair: „Streichen Sie mir den Burschen an! — Nun, Alterchen, soll geschehen (und er legt wohlwollend die Hand auf Uschakow's Haupt), hole Dir übermorgen Bescheid." Der Fürst wirft einen fragenden Blick auf die Zunächststehenden. Eine Dame in tiefer Trauer tritt hervor — die Unterredung wird französisch geführt. In des Fürsten Mienen wechselt Theilnahme mit Zurückhaltung — die Angelegenheit scheint delicater und schwieriger Natur zu sein, denn wenig Hoffnung spiegelt sich auf dem Gesicht der Abtretenden, die auf einen Wink des Fürsten von einem dienstthuenden Officier bis zur Treppe geleitet wird.

Nun erscheint eine ganze Deputation, die sich in langen unnützen Tiraden ergehen will. „Kürzer, kürzer!" unterbricht sie der Fürst schon nach zwei Minuten und stampft leise mit dem Fuße — doch die Deputation ist einmal im Zuge und nach unendlichen

Digitized by Google

Fürst Suwarow im Jagdcostüm.
Nach einer Photographie.

Vorreden kommt sie endlich auf des Pudels Kern. Aber ein schneidendes „Nichts!" unterbricht sie — „Nichts damit, das will unser Herr nicht — sagt Euch — ich habe gesprochen!"

So wechseln die Scenen bunt durch einander, so geht es stundenlang: hier ein Invalide, der in der Krim zerschossen wurde und um Erhöhung der Pension bittet, dort ein Künstler, den gekränkter Stolz herführt, ein Schauspieler, der zu seinem Benefiz einladet, eine Wittwe, die um Unterstützung nachsucht oder ein Officier, der sich im Avancement beeinträchtigt glaubt. Und immer hört man dazwischen die laute sonore Stimme des Fürsten, meist

Digitized by Google

begütigend, tröstend und Abhilfe verheißend — aber auch beschwichtigend und aufbrausend, wenn sein Scharfblick auf Winkelzüge stößt.

So ließ er einst eine Deputation von Kaufleuten fürchterlich hart an, die um Aufschub der Aufhebung des Branntweinmonopols bat, sei es auch nur auf drei Monate, und dabei eine kleine Besteuerung von 50,000 Silberrubeln mit einfließen ließ — im nämlichen Augenblick aber schient sich der Fürst eines Andern zu besinnen. „Warten!“ ruft er — fährt direct zum Kaiser: „Majestät,“ sagt er dort, „da bitten die Kaufleute um Aufschub wegen Aufhebung des Branntweinmonopols, sie haben mir 50,000 Rubel gegeben, daß ich's durchsetze; ich bitte Majestät, bewilligen Sie drei Monate, damit ich das Geld behalten — und den Armen geben kann.“ Lachend bewilligte der Kaiser die Frist, und lachend wirft sich der Generalgouverneur wieder in seine Kibitke und theilt der erstaunten Deputation die kaiserliche Bewilligung mit.

Bei den Bestrebungen des Kaisers, die eine völlige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems in Rußland bezwecken, ist ein Charakter, wie Suwarow, eine Nothwendigkeit, und je klarer die liberale Partei des erkennt, um so höher steht der Mann in ihrer Liebe und Achtung. H. Sg.

Neues und Bücher.

Der junge Dumas. Vor einem Jahrzehnt wohnte der Sohn Alexander Dumas's „des Ersten“ in einem kleinen Hause der Rue de Boulogne. Seine Schwester, Macie, die er sehr liebte, hielt seine Wirthschaft in Stand, eine in der That geordnete, elegante und traulich Wirthschaft, wo es ruhiger und stiller herging, als man bei einem Junggesellen in Paris erwarten kann, besonders wenn er zum Vater Alexander Dumas hat und seinen Ruhm durch die getreueste Schilderung des Verkehrtesten von Paris sich erwerben. Der berühmte Sohn des berühmten Vaters, der ihn witzig genug sein „beste Werk“ nannte, war in der That nicht ganz dem Ueberder seiner Tage ähnlich, sowohl im Aeußern wie im Charakter. Dumas, der Vater, mit seinem Mulattengesicht, macht den Eindruck eines theatralischen Künstlers, der Jedermann zu zeigen sucht, daß er ein „großer“ Mann, ein berühmter Mann ist; sein Sohn erscheint als eleganter Herr von Selbstgefühl, aber mit einem gewinnenden Zug des Natürlichen, ja mit einem Anhauch des Ernstes, daß Simmenden, der bei dem Vater von Werken über die geschlechtige Pariser Gesellschaft wohl einen Ueberraschenden hat. Bei allem hat Dumas „der Zweite“ seine Bilder aus der Welt der Demi-Monde aus eigenen Erfahrungen gezeichnet; sein Vater erzählte sogar in seinem Journal „der Mousquetaire“ mit dem Stolz eines alten Sünders, daß die Heldinnen der Demi-Monde-Stücke seines Sohnes immer Geliebte desselben waren, die er auch gekannt und als guter Papa selbst gefällig bedient (embrassé). Er ärgerte damit zwar seinen Sohn, aber der große Dumas muß nun einmal der Welt Alles erzählen, was er weiß.

Der junge Dumas war ein Kind aus der Demi-Monde, denn seine Mutter war eine Näherinnelle, die Dumas, der Vater, noch als unverehlmter Secretair des Herzogs von Orleans liebte und erst ein Dutzend Jahre nach der Geburt des zweiten Alexanders zur Frau nahm. Im Uebrigen war der alte Dumas kein grausamer Vater. Er machte wohl später bei seinem Sohne Schulden, die er mit ungeheurer Pünktlichkeit nicht bezahlte, aber er lorgte doch auch dafür, daß er gezogen wurde. Das Kind wuchs heran und nahm zu an Körper wie an Geist, während der Herr Papa inzwischen ein Literaturleben geworden war und seinen Namen als unverwüstliches Capital angelegt hatte. So etwas wollte sein Sohn, der auch Alexander hieß, und verwerte eines schönen Tages den Namen von seinem Vater.

„Ah, Du Galgenstrick! Nun, so nimm ihn Dir — 's ist ein Capital; aber sprechen wir nicht mehr darüber.“

Und der Junge war klug genug, mit dem Capital „Dumas“ früh zu arbeiten. Er stiftete sich als Sohn seines Vaters, auch Poet, Schriftsteller, und er war in der That ein solcher, einer sogar, welcher es wohl auch ohne die Patheschaft des berühmten Namens zu dem Ruhme gebracht haben würde, der dem Talent und dem Geist in Frankreich leichter als anderwärts zufällt.

Als er zwanzig Jahre zählte, der Sohn, im Jahre 1844, brachte er sein erstes Werk auf den Markt: „Die Jugendsünden“, wem er hatte deren wohl manche, wenn auch keine schlimmen. Bald darauf erschien von ihm ein zweiter Roman, endlich der Roman: „Die Cameliendame“, welcher ihn schnell zu einem der beliebtesten Schriftsteller machte und zum Abgott der Regien, in welcher die Cameliendamen den Zauber ihrer Herrschaft verbreiteten. Es war ein offenes Geheimniß, daß die Cameliendame, die er in dem Romane verherrlichte, seine Geliebte Marie Duplessis war, und der Ehrgeiz mochte ihre Colleginnen antreiben, in gleicher Art, wenn auch pleonasmus, dem jungen, liebenswürdigen Dumas zum Modell für ein anderes Werk seines Ruhmes zu stehen. Auch war der junge Dumas in dieser Hinsicht nicht minderer gesinnt als sein Vater; er ließ sich mehrere Geliebte gefallen und machte mehrere davon zu Heldinnen seiner Romane, die nun in Menge seiner Feder entfließen, aber von denen nur wenige ein so großes Glück machten, wie die Cameliendame, dies moderne Sittenstück zu dem berühmten Roman „Manon Lescaut“ von Abbé Prevost.

Da begegnet ihm eines Tages ein Freund, ein alter Praktikus, Menschenkenner.

„Aber sagen Sie mir doch, mein bester Alexander, warum machen Sie aus Ihren Romanen keine Theaterstücke?“

Hier der Autore stutzt.

„Meinen Sie?“ Wirklich, das wäre eine Idee!“

„Nun gewiß; seniren Sie die Margarete Gautier, die Cameliendame.“

„Parbleu! Das soll geschehen!“

Und es ging hin und seinirte die „Cameliendame“. Ein paar Wochen später war die Arbeit gemacht, fünf Acte fertig; noch ein paar Wochen später, und das Theatre du Gymnase in Paris gedachte das Stück aufzuführen.

Da aber kommt das Unglück in Form eines Polizeibeamten, wie so oft, und verbietet die Aufführung des Stücks. Die kaiserliche Censur fand — es sollte wahrscheinlich einen neuen Acker auf die Moral des Kaiserreiche werfen — die „Cameliendame“ zu unmoralisch.

„Ah, Herr Von Faucher,“ rief der verzweifelte Alexander zu dem damaligen Minister des Innern, „Sie finden die Cameliendame zu unmoralisch? Darum denken Sie denn die Regien ihrer Rivalinnen? Wollen Sie das Kaiserreich seiner schönsten Frucht berauben? — Minister, seien Sie kein Bacbar!“

„Ganz gleich, Monsieur Dumas, ich lasse das Stück nicht aufführen.“

„Na, denn nicht. Adieu, Monsieur le Ministre!“

Von Faucher sagte aber seinerseits bald darauf dem Ministerium Adieu, und Herr von Morny bezog es. Herr von Morny, der durch seine Mutter einige Verwandtschaft mit der Demi-Monde hat und als Mitbegründer des Kaiserreichs ein weiteres Gewissen und eine bessere Kenntniß seiner Moral, las höchstselbst das verbotene Stück des jungen Dumas, amüsirte sich darüber und gestattete dessen Aufführung.

Die „Cameliendame“ wurde also aufgeführt und erntete einen seichen Triumph, daß sie einer ganzen Richtung der Literatur, zu dem größten Theil der Literatur des Kaiserreichs Napoleon's III. den Namen gab. Das Stück gab ein unverkennbar getreues Bild des Inhalts der Pariser Gesellschaft; es illustrirte die Sitten derselben in so pikanter und treffender Art, daß Jedermann fühlte, diese dramatischen Photographien füllen eine sehr wesentliche Lücke des modernen Geschmacks an der Bühne aus.

Der junge Dumas sagte sich nun hin und seinirte auch seine übrigen Romane, die Erfolg gehabt hatten. Zunächst wurde „Diane de Lys“ in ein Theaterstück verwandelt. Die kaiserliche Censur erröthete abermals davor und verbot dessen Aufführung; aber der Prinz Napoleon, welcher diese Pariserin auch in ihren Fehlern sich fand, inderen er an sein vergangenes Leben dachte, bewirkte die Aufhebung des Verbots von seinem nachsichtigen Vetter, und „Diane de Lys“ machte nun ebenfalls die Stück. Dann kam die „Demi-Monde“ selbst in vollem Tact auf die Bühne, und mit diesem Stück gelang es dem begnadeten Cameliendichter, den Glanzpunkt auf. Alexander Dumas Sohn aber, der Vater dieser Literatur, betrachtete die Stücke, welche seinen Namen einen besonderen Nimbus gegeben, wie Bekennnisse seiner Jugend. Er ward darum ein bather Ermit, ging wenig aus, empfing in seinem Studirzimmer nur wenige und intime Freunde, und diese plauderte, und amüsirte sich in seinen Mußestunden damit, Messer nach dem Kopf einer Puppe zu werfen, welche er an dem Zaun seines Gartens angebracht, ein Spiel, worin es eine wahrhaft chinesische Fertigkeit entwickelte.

Alexander Dumas Sohn ist durch seine Demi-Monde-Stücke in Deutschland schnell bekannt geworden, bekannter als hundert deutsche Schriftsteller, welche auch ihr Publicum zu amüsiren wissen. Seine Stücke haben eine Zeitlang auf den Repertoirs vieler deutscher Theater nicht selten dürren, und wir finden sie sehr leicht erklärlich. Augenblicklich der Stumpfsinn der blos sinnlichen Genußsucht ist man nicht zweifelhaft darüber, daß es mit der französischen dramatischen Literatur heutzutage nicht besser bestellt ist, als mit der unsrigen, ihre deren Verfall unsere Kritiker gewohnter Weise jammern, ohne zu bedenken, daß unsere Zeit aller Poesie und Idealität entschieden feind ist. Die Zeitung ist heute Alles geworden; die Politik cestirt die leichte Literatur; erst wenn nach der politischen Flut, die kommt, die Bassier wieder gestallen sein werden, wird aus dem gebungen Boden eine neue Poesie sprießen. Das ist eine Saat die nicht zu verachten, wenn jedes Zeitalter nur die Aufgabe hätte, seine Größe darzustellen, einen unsterblichen Poeten darzuthun, und die Geschichtsordnung hat es weise genug eingerichtet, daß jede Zeit ihre besondere Aufgabe zu lösen hat und von einem großen Poeten ein paar Zeitalter sich recht gut dahren können. Klagen wir Gebald über das sinnlose Aber, „Geschäft“, einer Literatur wie die jetzige, nicht gerade die Mission für das Zeitalter hat, welche ihr unsere Großeltern, als diese jung waren, beschieden wurde. Die Literatur der Gegenwart ist im Sinne ihrer Zeit genug; diese Zeit ist keine wesentlich literarische.

Und in Frankreich noch viel weniger. Unter dem zweiten Kaiserreich ist die Literatur, welche Licht, Luft und Wärme braucht, demselben stuch verfallen, wie unter dem eisernen Despotenregiment Napoleon's I. Sie ist, wenn sie ist, von künstlichen Art. Aber eine Lüge gegen die wirkige in allen Fällen immer vorauf: sie weiß Gesellschaftszustände zu schildern, nicht allein mit virtuoser Geschicklichkeit, sondern auch erfüllt von dem Geist, der die „Gesellschaft“ beherrscht. Der Deutsche kann dies nicht. Wir haben in Deutschland wohl Gesellschaften sowie wie Nationen, aber keine Gesellschaft und keine Nation als etwas Einheitliches. Paris jedoch ist Frankreich, und der französische Autor braucht nur in den Spiegel des Pariser Lebens zu blicken, und er stellt die moderne Gesellschaft in der vollen Concentrirung auf ihrer Gebrechen. Sein Geist in's volle Menschenleben ist lebnend, und der Deutsche besteht sich das, was ihm der Franzose von der Gesellschaft zeigt, beste neugieriger, je weniger er sich Begriffe über die Zustände derselben und die Ursachen davon zu machen vermag. Die Schriftsteller

Digitized by Google

des zweiten Kaiserreichs haben nun beiweitem Gelegenheit gehabt, die interessantesten Symbien der Gesellschaft zu liefern; denn die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs spreizt sich im Glanz der Demoralisation, wobin sie der Maskenzug an Freiheit und natürlicher Entfaltung getrieben. Böse und Demi-Monde, die Welt des Scheins, des glänzenden Lasters, sind daher die zwei Hauptthemen gewesen, mit denen die neueren französischen Schriftsteller so viel Glück gemacht. Ponjade und Augier, Feydau und Octave Feuillet, Murger und Alexander Dumas, der Sohn — sammt und sonders geschickte Photographen der französischen Gesellschaft in Mode — was können sie dafür, daß sie das Original nicht anders finden, als es ist, und daß sie Gesellschaft in dem Spiegel, den sie ihr vorhalten, erkennen muß, wie weit ihre Corruption um sich gegriffen hat und wie sich die Krise ihrer Regeneration, ihrer Neugestaltung naht?

Schmidt-Weißenfels.

Alter Schwindel. Unter den modernen Schwindeleien, von denen uns Nr. 23 der Gartenlaube mehrere vorführte, war auch eine, die mit der Braunschweiger Lotterie in einem Zusammenhange war; dabei fiel mir ein lustiges Stückchen aus längstverklungenen Zeiten ein, welches wohl ernstlich genug war, die Leute damals zu amüsiren, und das vielleicht heute wiederzudrucken werden dürfte.

In einem der siegen Decennien des vorigen Jahrhunderts — wenn es nicht etwa später war — hatte der mächtige Amor, der damals ebenso gewaltig, wie jetzt, ja in der Siegwarrparriete vielleicht noch mehr, die Herzen der Sterblichen in Aufregung versetzte, einen jungen Apotheker-Gehilfen entdeckt, dessen Herz ihm ebenfalls in Flammen aufging und zwar einen Herzen seiner Empfindungen begegnet. Das Mädchen war sehr hübsch, gesund und unbescholten, aber arm wie eine Kirchmaus, und teßteres war der Apotheker auch. Häßlicher Umstand, wenn man sich gern heirathen möchte und doch an die Zukunft mit ihren Bedürfnissen denken muß! Seine Anstellung in dem kleinen Städtchen Camburg in Thüringen war auch keine besonders. Wo Schätze gesammelt werden konnten, und die aus den Nimmermehrtrog wollten die zerrüttetsten nicht warten. Unser Pillendreher war ein anschlägiges Köpfchen und mit Zudilligung seiner Collegen ergriff er seligen des Auskunftsmittel.

Sein Mädchen ließ sich **ausspielen**. Ein gefälliger Kupferstecher stege die reizenden Gesichtszüge der Lie dieses Fall sich Aurora Fortuna nennen. Den Unternehmerin als Bestallen nieder auf ein Lotterieloos in 30 Laufenschlacher Terminabtheilungen. Die Gesichtszüge haben allerdings auf Lotterie einen Thaler das Stück, und angelockt an die gethaische oder Braunschweiger Lotterie — ich weiß nicht genau welche — mit ihren 30,000 Loosen, wurde auch damals schon Reclame gemacht und des Apothekers ganzer Bekanntenkreis für das Unternehmen interessirt. Es ging ans Subscribiren. Der ausgegebene Prospectus erläuterte, daß der Inhaber derselben Nummer, welche in der K. Landeslotterie den Hauptgewinn hinwegtragen würde, der einzige Gewinnende sein würde, und zwar von einer jungen, schönen Braut mit 30,000 Thalern Mitgift. Ist es möglich? Ja es ist so. Verschwandet, nur so etwas kann keine der damaligen vielen thüringischen Lotterieen zugegeben haben! Und doch war es so, nur gemildert durch die Mediatäten, die der Prospectus gleich nachfolgen ließ. Es war nämlich festgestellt: 1) wenn der Gewinner mehr gezeigt sein sollte, die Aurora Fortuna dadurch an den Traualtar zu führen, so wäre es völlig freie Hand beliebig, sich dann aber nur mit einem Drittel ihres Mahlschatzes, also zehntausend Thalern, begnügen müssten, während der Rest dem verschmähten Glücksmädchen verbleiben sollte. 2) Ebenso sollte der Aurora ihre persönliche Freiheit gewahrt bleiben und sie sie berechtigt sein, von dem Eheversprechen zu nehmen, wenn sie nicht Lust zeige, mit dem Gewinner fürder durch das heben zu wandeln, auch wenn derselbe sich dazu völlig bereit erklärt haben würde. Statt der Braut sollten ihm aber immer zwei Drittel des Vermögens bleiben, weil die Spekte sich mit dem Reste von zehntausend Thalern zu begnügen haben würde ꝛc.

So hatte unser Apotheker mit seiner Aurora die Sache ganz planfest eingeschleit. Letzterer war natürlich Spielens, jeden Gewinner des Looses als flüstigen Abatten zu verschreiben zu sich mit einem Drittel des Capitals gern zu begnügen, um der alten Flamme treu zu bleiben. Sie aber war, wie mochte kommen wie es wollte, sein armes Mädchen mehr, und der Pharmaceute würde dann schon wissen, was er zu thun habe. Also sapfer traut los! Die Sache ging. Der Coup verstanden sich, denn das Bittnis war gar lieblich, der Spaß kostete ja nur einen Thaler, und Mancher interessirte sich dabei, denn es eigentlich gar nicht zukam oder der feine liebe Jungenfleischwirthschaft recht nicht hätte aufgeben mögen.

Das Ereigniß der Ziehung, und . . . . o schälerhafter Zufall! der Gewinner war ein glücklich verheiratheter Mann, der einmal in heiterer Weinlaune sich ein Loos gekauft hatte und nun selbstverständlich das Original seines schönen Portraits im Stich sahen und sich mit den 10,000 Thalern begnügen mußte, während Aurora, mit ihren verbliebenen 20,000 zur Fortunata geworden, sich ihrem liebsaber freudig in die Arme warf, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich irgendwo eine Apotheke zu kaufen und sein Hausweben zu begründen.

Klingt wie Roman, ist aber völlig wahr. Ich habe Leute noch gesprochen, die die Aurora gekannt haben wollten.

Mein letzter Besuch bei Meyerbeer. Die Betrauslassung, der ich meinen letzten Besuch bei Meyerbeer verdanke, war in sehr Weise sehr angenehm und erfreulich. Bekanntlich ist kürzlich im Verlage der Gartenlaube ein Buch erschienen, unter dem Titel: „Karl Maria von Weber. Eine Biographie von Max Maria von Weber." Der Verfasser dieses trefflichen Werkes, Sohn des musikerischen Tondichters des „Freischütz", hatte mich beauftragt, Meyerbeer das Buch zu überbringen. Zu diesem Zwecke begab ich mich in die bescheidene Wohnung des Meisters, die er hier in Paris auf der Avenue de Montaigne in den Champs Elysées inne hatte. Ich wurde sogleich angemeldet und in einen kleinen Salon geführt, wo man mich bat, ein wenig zu warten, da der Herr Generalmusikdirector für den Augenblick Audienzen in Anspruch genommen sei. Nach einer kleinen Weile erschien Meyerbeer. Freundlich, wie immer, entschuldigte er sich zunächst, daß er mich hatte warten lassen, und fragte sodann nach meinem Begehr. Ich machte ihm mit meinem Auftrage bekannt und überreichte ihm das erwähnte Buch. Sein Gesicht nahm sogleich einen noch viel freundlicheren Ausdruck an, er ergriff das Buch und sagte mit mit Rührung, indem er mir die Hand gab:

„Sie bringen mir da ein schönes, ein unschätzbares Geschenk! Ich kenne das Buch schon; ja, ich darf wohl sagen, daß ich einer der Ersten war, der es zu lesen bekam. Kaum war es mir zugegangen, so habe ich es mir sofort aus Berlin kommen lassen, mit nun kaum ich mich gar nicht mehr davon trennen. Ich habe es schon dreimal durchgelesen. Es weckt mir tausend, tausend liebe Erinnerungen, die in meiner Seele schon halb eingeschlummert waren und nun wieder in ihrer ganzen Frische vor mir stehen. Das Buch ist für mich ein Schatz; es ist vortrefflich, ja ganz ausgezeichnet geschrieben. Ich weiß nicht, was ich zuerst bewundern soll: die geistvolle Auffassung und Darstellung des Gegenstandes oder die Genauigkeit und Wahrheit in der Angabe der einzelnen Daten, die mich in das höchste Erstaunen setzt. Ich kann das am besten beurtheilen, da ich alle diese Dinge zum Theil mit erlebt habe. Ich begreife gar nicht, wie der Mann das Alles wieder hat zusammenfinden können. Welchen Fleiß, welche Mühe, welche Ausdauer hat er auf das Buch gewendet! Man sieht, daß es mit dem Herzen geschrieben ist. Ich danke Ihnen für den Herrn von Weber, daß ich Ihn so bewundere und hochschätze; er hat damit seinem herrlichen, unvergeßlichen Vater ein schönes Denkmal errichtet. Uebrigens werde ich ihm selbst schreiben, sowie ich nur ein wenig Zeit gewinne."

Ich theilte ihm nun mit, daß das Buch auch in englischer Sprache erscheinen werde und daß man mich ersuche, eine französische Uebersetzung selbst besorgen.

„Das ist eine sehr glückliche Idee," sprach er hierauf, „und ich werde mit Freuden Alles thun, was in meinen Kräften steht, um diesen Plan zu fördern."

Ich entgegnete nun, daß ich mir einen guten Erfolg von der französischen Ausgabe des fraglichen Werkes verspräche, da die Weber'sche Musik doch wohl auch in Frankreich populär sei. Darauf sah er mich ganz verwundert an und sagte:

„Ist das eine Frage? Weber's Musik ist und muß überall populär sein, wo man sie kennt. Festglich auch in Frankreich und nun gar hier in Paris. Hören Sie doch nur, in all' den unzähligen Concerte, die hier gegeben werden; es vergeht ja kaum ein Tag, wo nicht Musik aus Euryanthe oder Oberon gespielt würde."

Ich stellte nun die Ansicht auf, daß jedoch Zeit im Allgemeinen am gerade Compositionen sei, nur erlaubte mir eine bescheidene Anspielung auf den Grad der Spannung erwarten „Allerdings!

„Gut Ding muß Weile haben!" antwortete er. „Uebrigens ist es nicht genug, Opern zu componiren, man muß auch Sänger haben, die sie singen, und ich meine, daß unsere Zeit noch weit ärmer an guten Sängern ist, als an guten componirten Opern."

Er sagte mich noch einen weiteren Urtheile über einen gegenwärtig in Dresden engagirten Sänger; ich konnte ihm aber keine genügende Auskunft geben, da mir die heutigen Theaterverhältnisse, nach meiner langen Abwesenheit aus jener Stadt, gänzlich fremd geworden sind.

„Ich habe den Coup sehr viel Herz," sprach er, weil auch nicht sein," fuhr Meyerbeer nun fort, „Richard sich's Stimme ist ein Phänomen, gerade wie bonne fortune für einen Componisten. Freilich entdeckt man solcher Tenore eines nur aller hundert Jahre einen."

Hierauf kam Meyerbeer wieder auf das Ueberschwangepreiset des Weber'schen Buches zurück, nahm sich vor mit seinem Verleger über diese Angelegenheit zu sprechen, bestimmte mir einen Tag, an dem ich wieder zu ihm kommen möchte, um mich darüber weiter mit ihm zu berathen, und entließ mich mit wahrhaft voller Güte.

Pünktlich stellte ich mich an dem bezeichneten Tage wieder an der Schwelle des großen Mannes ein, aber derselbe deutsche Diener, der mir schon bei meinem letzten Besuche gefehlt hatte, sagte mir mit betrübtem Gesichte, daß mich der Herr Generalmusikdirector nicht empfangen könne, da er sehr unwohl sei. Als ich drei Tage später mich wiederholte einfand, vernahm ich mit tiefem Schmerz die Trauerkunde von dem Hinsein des Tondichters aus dem Munde des weinenden deutschen Dieners. Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Noch vor kaum zwei Wochen hatten mir den lebhaften Mann an der Arbeit gesehen. Das Entsetzen der „Aristokratin" war in Anzahl genommen werden; er war mit Leib und Seele bei diesem wichtigen Geschäft. Außerdem hatte er persönlich einige Proben der Ingenieuren geleitet, da Fräulein Sax, von der großen Oper, die Rolle der „Valentine" zum ersten Male singen sollte. Bei der Lebenswichtigkeit dieser Rolle für den Künstlerin gab der Meisterin selbst Anweisung sieber theoretischen Partie, über die Intentionen der Musik ꝛc. Wir bewunderten seine geistige Frische, seine fast jugendliche Regsamkeit und steuten uns des Kunstgenusses, das seine Arbeit noch durchglühte — und nun mußten heraus aus diesen thätigen, noch ausgestillten Leben wurde er aus plötzlich und ganz unvermuthet entrissen! So ist der Meister gestorben, wie ein Soldat, wie ein Held, auf der Breiche, im siegreichen Kampfe. Hochgesinnungen hielt er noch in seiner Hand die glorreiche Fahne der Kunst, der er gedient hat!

Meyerbeer lebte sehr gern in Frankreich und namentlich hier in Paris. Als bekanntester Berliner schien er immer mit einer gewissen heiterlichen Zeit an den Ufern der Seine auf. Er wurde aber auch hier mit der zartesten und rücksichtsvollsten Aufmerksamkeit behandelt und seine Ankunft hatte als ein freudiges Ereigniß begrüßt. Indessen lebte er ganz einsach und zurückgezogen, weit entfernt von dem Glanze und dem Luxus, wenig sein ar- Verhältnissen und seine hervorragende Stellung ihn berechtigt hätten. Er schien fast gar keine Bedürfnisse zu haben, saß immer ganz er zu Hause und pflegte

Digitized by Google

sich in der letzten Zeit nur selten öffentlich. Ich erlaubte mir einmal gegen einen berühmten hiesigen Componisten eine Bemerkung über Meyerbeer's einfache Lebensweise; „que voulez-vous?“ entgegnete mir der französische Tondichter, „il veut se faire pardonner sa gloire!“ Einem Briefe Dietsch's, des bekannten Componisten des „Orpheus in der Unterwelt“ ꝛc. entnehme ich die nachstehenden Stellen, weil sie Meyerbeer sehr gut charakterisiren.

Meyerbeer arbeitete täglich acht Stunden. Das war seine einzige Erholung, seine einzige Zerstreuung. In Cuxhaven, in Berlin, wo ich ihn wie oft sah, blieb er sich den ganzen Tag in seinem Studirzimmer eingeschlossen. Ich wagte nicht, ihn zu besuchen, weil ich ihm lästig zu sein fürchtete. Eines Tages sagte er mir: „Warum lassen Sie sich denn gar nicht sehen?“

„Weil ich Sie nicht stören will, Meister!“

„Neuntens! Sie ja; ich bin so glücklich, wenn ich zuweilen ein wenig gestört werde!“

Man kann fast behaupten, daß in ganz Europa keine Note unter Musik geschrieben wurde, die er nicht hören und beurtheilen wollte. Für die kleinen Theater, die seine Werke nur selten und sehr unvollkommen geben konnten, war er voll Nachsicht. Auch setze er sich über den deutschen Gebrauch hinweg, der verlangt, daß eine Oper wo möglich nicht länger als drei Stunden dauern soll. Dadurch machen sich in seinen Werken für Deutschland viele Kürzungen nothwendig. Ich war sehr entrüstet darüber und sprach ihm meinen Unwillen aus. Da entgegnete er mir lächelnd: „Es ist besser, mit einem Arme weniger zu leben, als gar nicht zu leben!“

Meyerbeer hegte in seinem Herzen ein Gefühl, das ihm über Alles heilig und theuer war: die tiefste Verehrung und Liebe für seine verstorbene Mutter. Wenn er von ihr sprach, standen ihm die Thränen in den Augen. Am Tage der ersten Vorstellung von „Robert der Teufel“ hier in Paris, im Monat November 1831, empfing Meyerbeer einen Brief seiner Mutter mit der Aufschrift: „Zu eröffnen nach der ersten Vorstellung des Robert.“ Als um am Abend der Vorhang sich zum dritten Male gehoben war, das jubelnde Publicum den großen Triumph des Componisten stürmisch bezeugte, erbrach dieser den Brief seiner Mutter und fand darin die folgenden Worte:

„Der Herr segne und behüte Dich!
Er lasse sein Antlitz leuchten über Dir!
Er bewahre Dich und schenke Dir den Frieden!
Deine Mutter.“

Dieser Brief ward für Meyerbeer ein wirklicher Talisman. Stets trug er ihn in einer Brieftasche bei sich und oft ging er in sein Zimmer zurück, um diese Brieftasche zu holen, wenn er sie zu einmal zufällig hatte liegen lassen.

F. D. P.

Die Briefmarken-Sammlungen der Kinder. Man hatte mich nicht für einen schulmeisterlichen Pedant, wenn ich die geschickte Hand an eine Sache lege, die zur Modelache, zur Sache geworden ist. Der Geburtstag meines Knaben, meiner Tochter steht vor der Thür, und ich bin in Verlegenheit, was ich ihnen Neues, Gutes, Nützliches schenken soll. Da spricht der liebe Papa [illegible] ein Briefmarkenalbum. Der Grund ist gutes: Bequem zu Schauen mit Schadenfreude! Und der Schauplatz dieser Kurzweilen und Schadereien ist — die Schule! Ueberzeugt Euch selbst, Eltern und Lehrer! Durchsinnt den Bücherranzen Eurer Kinder und Schüler. Der unentbehrliche Begleiter der Schulbücher ist das Briefmarken-Album. Ist kein Album vorhanden, so durchsinnert eher durchschlichtet die Schuldücher, zwischen jedem Blatt finden sich Marken, und der Boden der Schultasche ist nach einer derartigen Reinigung von Briefmarken überzieht. Als unschuldiger Begleiter möchte die Markensammlung passiren, trotzdem dieselbe, streng genommen, nicht in die Schule gehört; aber sie ist nicht immer ein solcher.

Welcher Platz ist aber auch geeigneter, die Briefmarken-Schacherei zu betreiben, als die Schule? Treffen sich doch hier Käufer und Verkäufer zu bequemsten und in Masse. Den Störungen, Verboten, Bestrafungen, welche dies in den Schulen veranlaßt, will ich hier nicht sprechen. Gewiß, jeder Classenlehrer könnte darüber capitelange Lamentationen schreiben. Aber des schlimmen Einflusses auf den Charakter des Kindes sei hier erwähnt. Der Knabe ist zu träge, seine Schulaufgaben zu fertigen, aber bald ist sie zu schwer. Einige Briefmarken — und er findet einen Helfer an einem Cameraden. Damit hat er einen Weg, seine Trägheit zu verdecken, kennen gelernt; aber nicht blos dieses, er hat auch leicht durch Unterschlagung den Weg zum — Diebstahl gefunden. Denn je nach Größe oder Schwere der Arbeit verlangt der Helfer gewiß eine seltene und schwere Marke. Das sind selbst die Marke — den Kaufpreis für die Arbeit — nicht, muß dieselbe sich erst erwerben und schlägt — die Noth drängt — böse Wege dazu ein.

Einer gewissen Schulpedantei durch obere Schüler ist nicht immer auszuweichen. Ueber Vergehen gegen dieselbe besitzen einige Briefmarken, und solche Lücke haben den Weg der Bestrafung kennen gelernt. Wie viele suchen sich die gegenseitige sinnliche Zuneigung durch Markentauschen zu erkaufen, wie viele beantworten diese, diese Gefühle nur gegen Zahlung einer Marke zu erwerben und sich zu Heuchlern, heuchlerischen Speculanten verunzuhilden!

Und liegt denn ein wirklicher Werth in einer derartigen Sammlung? Nur die Spectanten oder die Sammlerwuth wird dadurch wachgerufen. Erstere, auf diese Weise beim Kinde angeregt, kann unmöglich zu Gutem führen, letztere aber doch wohl auf Leidenschaft gerathen werden.

Bietet die Natur nicht Gelegenheiten genug, sich schönere und nutzvollere Sammlungen, die zugleich die geistige Ausbildung fördern, anzulegen? Hat das Anlegen eines Herbariums, einer Mineraliensammlung, das Aufsuchen von Versteinerungen u. dergl., zugleich mit dem Genuß der Natur, nicht einen ebenso großen Einfluß auf den Geist und Körper des Kindes, als wenn dies in der Stube hinter dem Album bockt und tockt, kunstbeflissene, unappetitlich aufgeklebte Marken begafft?

Länder-, Staaten-, Perle-Kunde und was sonst noch damit erzielt werden soll, sind diese Beschäftigungen.

H. G.

Deutsche Erbschaften in Australien. Aus Melbourne sendet „der Central-Ausschuß der deutschen Vereine in Victoria zc.“ der Redaction der Gartenlaube die Mittheilung zu, daß derselbe, als Organ der verschiedenen deutschen Vereine in Victoria und anderen Colonien Australiens für gemeinsames Handeln und Wahrung und Förderung ihrer gemeinsamen Interessen, unter Anderem die Pflicht auf sich genommen habe, die Ermittelung deutscher Erben und Aufschließung zu geben, welche australische Verhältnisse und das allgemeine Interesse berühren, wenn dieselben von Vereinen und öffentlichen Organen gemacht worden sollten, welche den Auswandererangelegenheiten und den deutschen Ansiedlern in der Fremde ihre Aufmerksamkeit widmen, um das deutsche Publicum über wichtige Interessen zu unterrichten, die bis jetzt kaum eine Erwähnung finden.“ Den besonderen Beziehung für Deutschland ist die Sorge für die Hinterlassenschaft dort gestorbener Deutscher. Sind nämlich die Erben unbekannt, so fehlt die Erbschaft in der Verwaltung der Regierung über, in welcher sie von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmilzt. Um solche Erbschaften womöglich den rechtmäßigen Erben zuzuführen, hat Herr W. A. Brabe, 57 Chancery Lane in Melbourne, auf Anforderung des Central-Ausschusses, die Besorgung der nöthigen Schritte in dieser Angelegenheit übernommen, um die Gartenlaube veröffentlicht hiermit gern die Liste der Namen von Deutschen, welche seit 1848 in den deutschen Colonien Australiens gestorben sind. Sie sind: Carl Adam, gestorben in Tarabate, 23. Septbr. 1863, Hinterlassenschaft: noch unermittelt; — Heinrich Brieke, geb. in Buchlade 1861, Hinterl.: 72 Pfd. 2 Sch.; — Carl Friedrich, ober Friedrich Carl, geb. in Hochstedt 1855, Hinterl.: 26 Pfd. 8 Sch.; — Peter Fabren, gest. in Ballarat 1857, Hinterl.: 31 Pfd. 8 Sch.; — Friedrich Lange (angeblich aus Preußen), gest. in Ballarat 7. März 1864, Hinterl.: 150 Pfd.; — von Plen, gest. in Anglewood 23. Aug. 1863, Hinterl.: 130 Pfd. 7 Sch. 6 P.; — Friedrich Schreder, gest. in Snowy Creek 1857, Hinterl.: 23 Pfd. 1 Sch. 4 P.; — Eduard Strieger, gest in Stringers Creek 29. Sept. 1863, Hinterl.: 176 Pfd. 10 Sch.; — Eduard Wekkmar, gest. in Barker's Creek 1858, Hinterl.: 45 Pfd. 5 Sch. 3 P.; — Carl Wiedwardt, gest. in Melbourne 11. Mai 1863, Hinterl.: ungefähr 500 Pfd.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Außer den trefflichen Beiträgen eines Bock, Schutze-Oelitzsch, Carl Vogt, Berleysch, Beta, Max Ring, L. Stecher, Gustav Hammer, Franz Wallner, Alfred Meißner, Temme, Fr. Bodenstedt ꝛc. ꝛc. werden im nächsten Vierteljahre unter Anderm nachstehende interessante Artikel Aufnahme finden:

Der Bettler vom Capitol. Erzählung von Franz Hoefer — Novellen von L. Schücking und Heigel — Ein Muster echter Volksfrauenarbeit, von F. Hengel — Die erste Ehe. Historische Episode von H. Hill — Die Nacht vor Fridericia, von einem Augenzeugen — Der Erbauer der ersten großen Eisenbahn in Deutschland, von M. M. v. Weber — Ein Besuch bei George Sand, von J. Deffaner. Zweiter Tag — Sociale Verträge von Schulze-Delitzsch. Nr. 1: Büchse Kettler und die Arbeiter — Ein Besuch beim Alterspräsident Goethe, von Ernst Förster. Mit Illustrationen von Neureuther — Erinnerung an Herkleshoven, von Ferd. Stolle. Mit Illustration — Ein talentirter Gespenst, von Brömel. Mit Illustration — Fünf Löwen und ihr Bändiger. Mit Illustration von Neudemann — Ein Besuch auf der Jungfrau Blick, von Friedrich Spielhagen. Mit Illustration — Weinlesen und ein Bischofstrunk. Mit Illustration — Der Erlöscher, von Guido Hammer. Mit Illustration — Sonntagmorgen in Bezingen, von Herm. Kurz. Mit Illustration von Pizzi in M. — Erinnerungen aus dem Leben des Marschall Pelissier — Ein seltenes Verbrechen — Pariser Schwindel. Eine culturhistorische Skizze ꝛc. ꝛc.

Außerdem kommen die bereits früher angekündigten Beiträge zum Abdruck:

Auf Firn und Eis. Mit Illustration — Bilder aus dem Thiergarten, von Max Ring — Eine Gletscherfahrt, von G. Studer. Mit Illustration — Die Kindererziehung in Beispielen, von einem Schulmanne — Der Pestschluß am Freitag Abend in London. Mit Illustration.

Leipzig, im Juni 1864.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Ernst Keil.

Bayerische Staatsbibliothek München

STAATS-BIBLIOTHEK

Verantwortl. Redacteur F. Stolle. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alex. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchbinderei
H. Paderic
85376 Marzling
Tel. 08165

10. Aug. 1995